Siebenundneunzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1901.

Breslau,
S. Schottlaender.

[illegible] ce quel fera [illegible]

[illegible]

[illegible] Caesar

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Th. Ribot, Johannes Schlaf und Gustav Schmoller.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 97. Bandes.

April — Mai — Juni.

1901.

Seite

Mit den Portraits von:
Th. Ribot, Johannes Schlaf, Gustav Schmoller, radirt
von Johann Lindner in München.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVII. Band. — April 1901. — Heft 289.

(Mit einem Portrait in Radirung: Th. Ribot.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Muz.

Roman.

Von

Paul Schüler.

— Berlin. —

I.

Man kann ihn nicht mehr einladen!" sagte Herr Ziegner dem Commerzienrath Prenzlauer in's Ohr. Er hatte dasselbe schon dem Bankier Brinkmeyer, dem Maler Bode, dem Professor am Conservatorium Letitzki und der Frau Bankdirector Schneevogt in's Ohr gesagt. Und dann hatte er ihnen die Geschichte erzählt. Sie hatten Alle mit sittlicher Entrüstung zugehört. Zwar meinten sie es gar nicht so, aber da der Erzähler anscheinend entrüstet war, so thaten sie ihm den Gefallen und waren es auch. Herr Ziegner war eigentlich auch gar nicht so entrüstet, wie er sich den Anschein gab: er wollte nur hören, was die Andern sagten; aber schließlich wurde er es wirklich, angesteckt von der Entrüstung seiner Zuhörer. „Ein Mensch aus so guter Familie!" sagte der Commerzienrath Prenzlauer, der über dem Mund und am Kinn rasirt war und nur ein Backenbärtchen trug, eine Mode, welche die Börsengrößen den Oberkellnern abgesehen hatten. In der süddeutschen Stadt, wo er früher gewohnt, hatte er sich durch die schonungslose Art, wie er sein Vermögen erwarb, unmöglich gemacht, dann war er nach Berlin gezogen und hatte hier, obwohl nicht evangelischer Confession, doch größere Summen für einen Kirchenbau gestiftet, worin man an maßgebender Stelle eine so verdienstvolle Bethätigung commerziellen Sinnes erblickte, daß man ihm den Titel Commerzienrath nicht länger vorenthielt.

„Ein Mensch aus so guter Familie," sagte er, „sollte doch etwas mehr auf sich halten."

„Man kann ihn nicht mehr einladen," flüsterte Herr Ziegner auch der Frau Plettstößer zu und erzählte ihr gleichfalls die Geschichte. „Sich so

wegzuwerfen," grollte die würdige Matrone, die eine heirathsfähige Tochter hatte; „wo er doch so gute Partieen machen könnte!"

„Nicht wahr?" sagte Herr Ziegner. „Der alte Hoffmann wird auf vier Millionen geschätzt; und der junge ist der einzige Erbe."

„Ja, er war mir immer sehr sympathisch. Nein, wie man sich so wegwerfen kann! Es ist wirklich schade um den Menschen."

Auch der Director Abendroth fand es ungehörig. Wovon dieser ewig lächelnde Mann mit dem wohlgepflegten Bärtchen und der tadellosen Piqué-weste eigentlich Director war, wußte man nicht. Er war bei so vielen Unternehmungen betheiligt, heute hier, morgen da, und sonderbar, überall, wo er seine Hand im Spiel hatte, war etwas faul. Er mußte es wohl verstehen, im Trüben zu fischen. Allein: nachsagen konnte man ihm nichts, und da er die Ehrenstelle eines Handelsrichters bekleidete, so mußte jeder Verdacht im Keime ersticken. „Es ist nicht correct," sagte er, „man muß doch das Decorum wahren."

„Das sage ich doch auch!" sprach Ziegner, der kein Latein verstand, aber froh war, einen neuen Ausdruck für die Sache gefunden zu haben. „man muß doch das Decorum wahren!"

Der, den man „nicht mehr einladen" konnte, saß im Nebenzimmer am Flügel und spielte. Da die Thür offen stand und Herr Ziegner zu lebhaft geworden war, so machten mehrere Leute „Pst". Director Abendroth benutzte die Gelegenheit und zog sich in das anstoßende Herrenzimmer zurück. Hier fuhr er sich mit dem Taschentuch über Gesicht und Piquéweste. Denn Herr Ziegner hatte die üble Angewohnheit, wenn er in Eifer kam, beim Sprechen zu spucken, und nun stellte er sich auch noch so nahe an Einen heran und hielt Einen fest am Rockknopf. Als er die nassen Spuren des Gesprächs verwischt hatte, begab sich der Director zu einer Gruppe von Herren, die die Köpfe zusammensteckten und mit einer Art von Bocksgelächter den Witzen des Malers Wilhelm Maier lauschten.

Die Gesellschaften bei Ziegners verliefen immer nach demselben Programm. Nach Tisch vertheilte man sich in den drei vorderen Räumen. Einig in dem großen und allgemeinen Zweck des Verdauens, gab man sich doch noch Nebenbeschäftigungen hin, die je nach dem Zimmer verschieden waren. In einem wurde Musik, im zweiten die Cour, im dritten Kartenkunststücke und Witze gemacht.

Im Musiksalon thronte die Frau des Hauses und sorgte für musikalische Genüsse. Im Grunde hausbacken und verständnißlos, liebte sie es doch, als enthusiastische Beschützerin der Künste zu gelten. Leider beherrschte sie von allen Künsten nur diejenigen der Toilette. Sie hatte röthliches Haar, weil es gerade Mode war; wäre grünes modern gewesen, so hätte sie grünes gehabt. Ihr Gesicht bestand aus fünf Beuteln, von denen sich zwei unter den Augen und einer unter dem Kinn befand, während die letzten zwei die Stelle der Backen vertraten. Sämmtliche fünf Beutel

waren mit rothem, weißem und bläulichem Farbstoff versehen, der — in künstlerischer Weise vertheilt — die natürliche Farbe und die fehlende Jugend zu ersetzen bestimmt war. „Falsch vom Scheitel bis zu den Zähnen —“ pflegte der Hausarzt Doctor Bäuchel von ihr zu sagen. Er war es auch, der mit Bezug auf sie die Variante in die Welt gesetzt hatte: „Zu alt, um Wünsche zu erwecken, zu jung, um ohne Wunsch zu sein.“

Da sie sich nicht scheute nachzusprechen, was Verständnißvollere vor ihr gesagt hatten, und auch die jeweilig modernen Schlagwörter vollständig beherrschte, so gelang es ihr, mit Malern über Malerei, mit Bildhauern über Bildhauerei ausführliche Gespräche zu führen, ohne sich nennenswerthe Blößen zu geben. Ja, es gab Künstler, die Jahre lang in dem Hause verkehrten und sie trotzdem für eine kunstverständige, bedeutende Frau hielten. Ganz besonders aber war ihr darum zu thun, in der Musik als Kennerin zu gelten. Das hatte seine Schwierigkeiten, da es Leute gab, die sie von ihrer Mädchenzeit her kannten und sich erinnerten, daß sie damals noch in hohem Grade unmusikalisch war. Indessen es giebt wunderbare Entwicklungen im Menschenleben, und Frau Ziegner wußte, was sie ihrer Stellung als Gattin eines Musikverlegers schuldig war.

Keine Saison verging, in der nicht ein neuer Stern an ihrem musikalischen Himmel auftauchte. Sie hatte eine förmliche Entdeckungsmanie. Und wen sie entdeckte, der war ein gemachter Mann, denn Herr Ziegner mußte ihn in Verlag nehmen. Von dem Entdeckten aber verlangte ihr liebedurstiges Herz nichts weiter als Dankbarkeit und Hingebung: ein Opfer, zu dem sich der neue Stern immer bereit fand. Diesmal hieß er Laskowski. Sie hatte Glück gehabt mit ihm. Seine Lieder gingen ausgezeichnet. Sie taugten zwar nichts; es waren „Schmarren“, wie Kenner behaupteten; allein sie gingen in's Ohr, sie waren populär, sie wurden gekauft. Für jedes Lied bekam er hundert Mark, und da er im Durchschnitt monatlich fünf Lieder componirte, so konnte er es sich gestatten, seine Haare täglich brennen zu lassen und mit genialisch flatternden Cravatten einen luxuriösen Sport zu treiben. Seine Dankbarkeit gegen die Entdeckerin kannte keine Grenzen. Wenn er — was unvermeidlich war — einige seiner Lieder sang, dann ging der Hausherr stolz unter seinen Gästen umher und machte Bemerkungen wie: „Mein Verlag, was sagen Sie dazu?“ oder: „In meinem Hause wird nur mein Verlag gesungen“, was den Doctor Bäuchel einmal zu der Erwiderung veranlaßte: „Es thut mir wirklich leid um Schubert und Beethoven, daß sie nicht gleichfalls Ihrem Verlag angehören.“ Ein anderes Mal hatte er auf die Frage Ziegners: „Talentvoll, was?“ erwidert: „Ja, besonders seine Locken und seine Cravatte.“

Das Zimmer neben dem Musiksalon mit seinem gedämpften, rothen Ampellicht, mit seinen Gardinen und Portieren, mit den zweisitzigen Sophas und dem Rundsopha in der Mitte war wie geschaffen für trauliche Zwiegespräche. Die Musik im Nebenzimmer machte das sonst verpönte Flüstern

hier zur angenehmen Pflicht. Hier saßen junge Leute; heirathsfähige Mädchen, die bewußt oder aus Instinct die Künste der Koketterie spielen ließen; junge Männer, die angeregt ihnen den Hof machten. Hier saß auch die Tochter der Frau Plettstößer und verfocht dem jungen Litteraten Doctor Bendix gegenüber mit Eifer die These, daß Goethe bedeutender sei als der moderne Lyriker Troddelius. Denn sie besuchte seit dem letzten Winter das Lyceum und durfte sich schon ein Urtheil erlauben. Man blieb aber nicht bei Goethe und Troddelius stehen, nein, Doctor Bendix kam auch auf sich selbst zu sprechen. Er gab Gemüse aus seinem Garten und flötete seiner Nachbarin einige Liebesgedichte vor, wozu die Klänge aus dem Nebenzimmer die passende Begleitung bildeten. Fräulein Plettstößer fand ihn sehr talentvoll und ihre Mutter auch, denn Doctor Bendix war der Sohn sehr reicher Eltern.

Hier weilte auch, lässig in den Sessel gestreckt, eine Cigarette rauchend und von der Ampel vortheilhaft beleuchtet, die bleiche, schöne Frau des Bildhauers Engelke. Sie bemühte sich vergebens, auf den dicken Doctor Bäuchel Eindruck zu machen. Er war nicht der Mann der Salons; Unterhaltungen mit schönen Frauen waren nicht sein Fall. Er drehte ihr den Rücken, hatte die Hände in den Taschen und sah die Wände an, diese Wände, an denen immer etwas Neues zu sehen war und für die er dem Hausherrn die sinnige Inschrift empfohlen hatte: „Hier kann Schutt abgeladen werden.“ Denn die Künstler schenkten nicht umsonst dem Hause Ziegner die Ehre ihres Umganges. Bilder und Statuen waren der Preis, mit dem der Künstlerverkehr erkauft sein wollte. Am zahlreichsten war der Bildhauer Engelke mit den Kindern seiner Muse vertreten. Er wurde mit Aufträgen förmlich überschüttet, in jedem Zimmer standen Engelke'sche Phantasiegeschöpfe und Büsten von Ziegners und von der schönen Frau Engelke.

Fernerstehende begriffen diese Liebhaberei nicht recht, da Engelke keineswegs den Ruf eines erstklassigen Künstlers hatte. Freunde des Hauses aber munkelten allerhand von Herrn Ziegner und von Frau Engelke. Es war auch kein Geheimniß, daß Frau Engelke Herrn Ziegner in seinem Geschäftslocal besuchte, und daß dieses Geschäftslocal mit allem Comfort ausgestattet und sogar mit einem Schlafzimmer versehen war, welches Herrn Ziegner zum Unterschlupf diente, wenn ihn seine aufreibende Thätigkeit — wie es das Geschäft bisweilen so mit sich brachte — bis spät in die Nacht an den Schreibtisch gefesselt hatte. Indessen Niemand hatte etwas gesehen, was dem Anstand und den guten Sitten zuwiderlief; und was im Geheimen geschah, ging Keinen etwas an.

„Man kann ihn nicht mehr einladen,“ sagte Herr Ziegner zu Frau Engelke und erzählte auch ihr die Geschichte. Sie zuckte die Achseln und lachte. „Aber ich bitte Sie, liebste Frau!“ sprach Ziegner entrüstet. „Am hellen Tage, auf offener Straße, im Thiergarten!“ Frau Engelke lachte ihm in's Gesicht, was ihr ganz reizend stand. „Schöne Frau, was?“

sagte Ziegner zu Doctor Bäuchel so laut, daß sie es hören mußte. Bäuchel sah durch seine Brille den Hausherrn mit dem Ausdruck gutmüthigen Spottes an. Mit seinem Ziegenbart und den lüsternen Augen, die sich begehrlich auf die Schöne richteten, glich er mehr einem alten Faun oder Satyr als einem modernen Musikverleger.

„Alter Sünder!“ sagte Frau Engelke und hob drohend den rosigen Finger.

Aus dem Herrenzimmer scholl lautes Gelächter. Dort führte der Maler Wilhelm Maier das Wort. Dieser kleine, bewegliche Mensch war äußerst tüchtig. Er ahmte Thiere und Schauspieler nach; er imitirte Waldhorn, Fagott und Geige, er machte Kartenkunststücke und trug Couplets vor, er erzählte jüdische und ungarische Witze; kurz, er war ein ungemein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft und in der Welt, wo man sich leicht langweilt, geradezu unentbehrlich. Wer ihn zum ersten Male sah, lachte aus Ueberzeugung. Wer ihn bereits kannte, der lachte aus Rücksichten des Anstandes. Wo Wilhelm Maier war, da amüsirte man sich, oder es sah doch so aus, als ob man sich amüsirte, und darauf kam es an. Seine Malereien taugten zwar nichts, wie Kenner versicherten, aber das schadete nichts. So ein Abend bei Ziegners brachte ihm fünfzig Mark, und so beschränkte er denn seine Malthätigkeit auf die Sommermonate, während er sich im Winter ausschließlich der Erheiterung seiner Mitmenschen widmete.

„Der gute Maier scheint wieder nette Sächelchen auf Lager zu haben,“ meinte Frau Engelke, als aus dem Herrenzimmer jenes wiehernde Lachen ertönte, welches bei Witzen einer gewissen Sorte laut zu werden pflegt. Es prallte zusammen mit den feierlichen und weihevollen Klängen aus dem Musiksalon, was eine wunderliche Mischung von Gemeinheit und Erhabenheit gab.

„Wer spielt denn da? das klingt ja so wagnerisch,“ sprach Frau Engelke, stand auf und machte die Flügel der Schiebethür weiter auseinander. „Ach,“ fuhr sie fort, „das ist ja der Mann, den man nicht mehr einladen kann.“

„Ja,“ sagte Ziegner, „er spielt einen Act aus seiner neuen Oper, „die Jagd nach dem Glück“. Ich soll sie ihm verlegen, wenn sie fertig ist. Sie kommen Alle zu mir, Sie müssen Alle kommen.“

Der da am Flügel saß, gab sein Bestes. Mit heiligem Eifer, mit einer Art von feierlicher Inbrunst versenkte er sich in sein Werk, indem er nicht nur spielte, sondern auch — so gut es ging — die Singstimmen markirte. Die Wiedergabe erregte ihn bis in's Innerste. Er vergaß die Menschen um sich herum und ihre Gleichgiltigkeit. Man hörte wenig aufmerksam zu. Man verstand nicht, was er sang und spielte; man konnte es wohl auch nicht verstehen; die Bühne fehlte und das Orchester; das Clavier gab einen schwachen, abgeblaßten Eindruck; man wurde sich nicht

klar, was für Personen zu singen hatten, und was ihr Gesang bedeutete. Frau Ziegner und ihre Getreuen thaten so, als ob sie zuhörten. Einige aber verließen leise das Zimmer, um den Witzen Wilhelm Maiers zu lauschen. Der Kritiker Nörgl, der eigens zu dem Zwecke eingeladen war, um sein sachverständiges Urtheil über die Oper abzugeben, theilte seine Aufmerksamkeit zwischen mehreren Caviarschnitten, die er mit Genuß verzehrte, und dem Hoffmann'schen Werke, das ihm weniger Genuß zu bereiten schien. Nur eine hörte mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu: Die Tochter des Hauses, welche dicht hinter dem Componisten Platz genommen hatte, ließ sich willig in den Bann seiner Begeisterung ziehen. Sie wandte nicht einen Blick von dem dunkelhaarigen Spieler.

Ziegner nahm den Kritiker bei Seite, der mit seinem verkniffenen Gesicht und der wallenden Mähne an einen mißmuthigen Löwen erinnerte, und fragte:

„Etwas wagnerisch, was?“

„Wagnerisch?“ sagte Nörgl und kaute; „das kann ich nicht finden; klingt eher nach Brahms, hat aber doch auch ein gut Theil Selbstständigkeit.“

„So — na was sagen Sie denn sonst dazu?“

Der Kritiker hob die Schultern und stützte die Hände in die Hüften. „Recht nett, recht nett,“ meinte er; „aber ich vermisse noch den melodischen Fluß.“

„Den melodischen Fluß? Ach so — ja, ja — ist auch meine Ansicht. Der melodische Fluß fehlt. Sagen Sie mal, lieber Nörgl: glauben Sie, daß die Oper was machen wird? Sind Nummern drin für den Einzelverkauf? Sachen wie das Lied ‚Ich bin ein kleiner Schmetterling‘ von unserem lieben Laskowski?“

Nörgl fuhr sich mit der Hand durch die Mähne und sprach: „Das läßt sich schwer sagen nach so einem Bruchstück; da müßte man erst mal die Oper im Zusammenhang hören mit Orchester und Allem, was dazu gehört.“

Ziegner war wüthend. Was Nörgl ihm sagte, das konnte er sich selber sagen. Dazu brauchte er ihn nicht einzuladen. Und die hundert Mark, die er der Einladung beigelegt hatte, hätte er sich sparen können. Er begab sich zu seiner Gattin und flüsterte ihr erregt in's Ohr:

„Der Nörgl ist ein Esel.“

„Laß mich in Ruh!“ erwiderte sie und machte ein nervöses Gesicht. „Du hast ihn doch nöthig; Du mußt doch Fühlung behalten mit der Kritik.“

Inzwischen spielte der junge Hoffmann weiter: mit der ganzen hingebenden Liebe, die den schaffenden Künstler für sein Werk zu erfüllen pflegt. Der unruhige Hausherr begab sich in das Nebenzimmer, in welches das durch Maier'sche Witze erzeugte Gelächter hineinscholl. Sein Gesicht hellte sich auf.

„Man amüsirt sich bei mir,“ sagte er zur schönen Frau Engelke, die gerade den Fächer vor den Mund hielt und gähnte; „ein prächtiger Mensch, dieser Maier.“ Zu Doctor Bäuchel aber sagte er: „Ganz talentvoll, Ihr Freund Hoffmann, ganz talentvoll. Es fehlt blos noch der melodische Fluß.“

„Lieber Herr Ziegner,“ erwiderte Bäuchel und legte ihm gutmüthig die mächtige Hand auf die Schulter; „wozu reden wir über Dinge, die wir Beide nicht verstehen!“

„Erlauben Sie mal! Ein Musikverleger —“

„Braucht von Musik keine Ahnung zu haben. Glück muß er haben.“

Ziegner lachte etwas verärgert.

„Sie sind gut! Sie können so bleiben! Ja, was ich sagen wollte: es ist zwar Ihr Freund, aber man kann ihn nicht mehr einladen. Wirklich nicht. Der Mann macht sich unmöglich.“

„Was Sie sagen!“

„Denken Sie sich —“ und nun kam wieder die Geschichte. Bäuchel hörte schweigend zu. Als aber die Geschichte zu Ende war, schüttelte er den dicken Kopf und sagte: „Entsetzlich! Haarsträubend!“

„Nicht wahr?“ sprach Ziegner durch die Zustimmung ermuthigt. „Ich bitte Sie: mit einer femme connue, mit einer —“ Er stellte sich auf die Zehen und flüsterte dem Riesen etwas in's Ohr.

„Hat der Mensch Worte!“ sagte Bäuchel und faltete die Hände.

„Man kann ja mit seiner Familie nicht mehr über die Straße gehen! Denken Sie sich: am hellen Tage! Im belebtesten Theile des Thiergartens!“

„Ihre Damen haben hoffentlich keinen Schaden genommen,“ erkundigte sich Bäuchel theilnehmend. „War die Kleine denn hübsch?“

Ziegner sah zu dem Dicken empor. Es schien ihm aufzudämmern, daß der sich über ihn lustig mache, und er meinte ärgerlich:

„Mit Ihnen ist ja nicht zu reden.“

„Mein lieber Herr Ziegner,“ war die Antwort, „es geschehen noch ganz andere Dinge in der Welt.“

„Mag sein. Zu Hause, in seinen vier Wänden, kann man machen, was man will. Aber mit so Einer spazieren gehen — nee! Man muß doch den Decorum wahren!“

„Ich finde, die Heimlichen — das sind die Schlimmsten.“

Die Unterhaltung war zu lebhaft geworden, man hatte vergessen, daß die Thür aufstand. Aus dem Musikzimmer erscholl wieder einmal das zur Ruhe mahnende „Pst“. Und nun kam die Frau des Hauses selber, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen. Sie flüsterte mit ihrem Manne und — wenn der Schein nicht trog — in zärtlichster Weise; denn das Lächeln wurde immer liebenswürdiger. Doctor Bäuchel aber kannte dieses Lächeln, und es überraschte ihn nicht, als er aus dem lächelnden Munde das leise, aber deutliche Wort „Dummkopf“ vernahm.

„Du sollst Recht haben, liebe Helene," war die resignirte Antwort; „aber man muß doch den Decorum —"

„Ach was Decorum! Lari fari! So etwas sieht man einfach nicht. Denke daran, daß wir eine Tochter haben; die Millionäre liegen nicht auf der Straße. Du verstehst mich?"

„Ich verstehe!"

„Ich bitte mir aus, daß Du die Geschichte nicht aller Welt erzählst."

„Wie Du wünschest, liebe Helene."

Mit glückseligem Lächeln, als hätte sie soeben von ihrem Gatten die Betheuerung unveränderlicher Liebe erhalten, begab sie sich wieder zu ihrem Stab in den Musiksalon.

Als Ludwig Hoffmann mit seinem Bruchstück aus der „Jagd nach dem Glück" fertig war, reichte ihm die Hausfrau die mit Ringen besäete Hand und dankte ihm für den Genuß. Director Abendroth, der während des Clavierspiels bei Wilhelm Maier geweilt hatte, sagte ihm: seine Musik sei von dramatischer Kraft, wohingegen Professor Letitzki vom Conservatorium ihm versicherte, die Oper habe einen lyrischen Stimmungsgehalt von bedeutender Tiefe. Frau Plettstößer erklärte: es habe sie manchmal ordentlich durchschauert, und solche Schauer habe sie bisher nur bei den erhabensten und aufregendsten Stellen Wagner'scher Opern empfunden. Commerzienrath Prenzlauer aber sagte: die Musik habe so etwas Einschmeichelndes, Beruhigendes; manche Harmonieen — er meinte M e l o d i e e n — erinnerten ihn geradezu an seinen Lieblingscomponisten Lortzing.

Weitere Kritiken blieben dem jungen Hoffmann vorläufig erspart, da Laskowski sich an den Flügel setzte und einen seiner Reißer zum Besten gab. Der ziemlich ordinäre Chanson lockte verschiedene Gäste, welche die ernsthafte „Jagd nach dem Glück" vertrieben hatte, aus den Banden Wilhelm Maiers in das Musikzimmer zurück.

„Dieser unverschämte Mensch!" sprach Lotte Ziegner zu dem jungen Hoffmann, der sich zu ihr gesetzt hatte, „wagt es, sich nach Ihnen hören zu lassen und sein jämmerliches Zeug zu singen!"

„Und das sagt die Tochter seines Verlegers?"

Sie zuckte die Schulter.

„Kommen Sie in's andere Zimmer, ich mag nicht zuhören."

„Ich höre seine Musik manchmal ganz gerne," sagte er und begleitete sie in das Nebenzimmer, wo sie in einer gemüthlichen Ecke Platz nahmen.

„Das kann nicht Ihr Ernst sein."

„Doch! Ich sage mir, wenn ich Laskowski höre: Gott sei Dank, so schlecht componirst Du doch nicht. Es hat immer etwas Ermuthigendes, wenn man auf einen Collegen herabsehen kann; es stärkt das Selbstvertrauen, das wir Künstler haben müssen."

Sie lachten.

„Und dabei sieht er so talentvoll aus," sprach Lotte; „die fliegende Cravatte, die Locken, ja selbst der Name."

„Ja, es ist Alles an ihm talentvoll, nur er selber nicht."

„Das müßte meine Mutter hören, wie wir über ihren Liebling reden! Sie kämen niemals in unseren Verlag. Und ich wünsche es Ihnen doch so sehr. Denn Sie verdienen es mehr als alle die Anderen. Aber Sie fangen es nicht richtig an. Sie sind gar nicht ein bischen diplomatisch."

„Wie meinen Sie das?"

„Sehen Sie sich Laskowski an. Der versteht's. Der macht Mama die Cour. Das müssen Sie auch. Sie brauchen es nicht ernstlich zu meinen. Aber so thun, als ob! Ach, Sie können sich auch gar nicht verstellen."

„Kann ich auch nicht."

„Und das ist ein Unglück. Dann werden Sie es auch zu nichts bringen."

„Wie weltklug Sie sind mit Ihren 19 Jahren!"

„Zwanzig, bitte. Mein Gott, in diesem Hause sieht und hört man so viel."

„Warum lachen Sie?"

„Weil es zu komisch zugeht bei uns. Ob es wohl überall so ist?"

„Wie denn?"

„Nun, daß sie Alle Masken tragen. So kommt mir's wenigstens vor. Wie sie sich Alle haben! Wie sie immer was Anderes vorstellen wollen, als was sie sind! Selten, daß man 'mal Einen findet, der sein wahres Gesicht zeigt, wie Sie zum Beispiel!"

„Danke."

„Aber Sie sind wieder zu aufrichtig."

„Das ist doch kein Fehler."

„Doch. Manchmal. Vor einigen Tagen —" sie hielt sich die Hand vor den Mund. „Nun wäre ich beinahe selber zu aufrichtig gewesen."

„Zu aufrichtig? Soll man sich denn nicht geben, wie man ist? Wozu immer von gleichgiltigen Dingen reden? Warum nicht reden, wie Einem um's Herz ist?"

„Sie sind wirklich naiv. Reden, wie Einem um's Herz ist, das schickt sich doch nicht, und für ein junges Mädchen schon gar nicht. Wo denken Sie hin!"

„Zu mir können Sie doch aufrichtig sein, wir sind doch alte Freunde. Gerade heraus: Sie dachten an unsere Begegnung im Thiergarten, nicht wahr?"

„Ich weiß von nichts. Ich habe nichts gesehen. Ich bin keinem Menschen begegnet. Ich bin ein wohlerzogenes, junges Mädchen."

„Sie lachen, Fräulein Lotte. Aber es ist eigentlich recht traurig."

„Man lacht über so Vieles, was eigentlich traurig ist, warum nicht auch über das Leben eines jungen Mädchens aus den besseren Ständen!“

„Sonderbar, wenn man Sie so sieht mit Ihrem heiteren, lachenden Gesichtchen, dann sollte man meinen, es gäbe keinen glücklicheren Menschen als Lotte Ziegner.“

„Glücklich! Sind die Leute, die lachen, immer glücklich? Wir Mädchen müssen so aussehen, wie die Männer es wünschen. Sonst kriegen wir keinen. Sonst bleiben wir sitzen. Ja, nun lachen Sie, und das ist doch auch recht traurig. Ach, ich wünschte, ich wäre ein Mann!“

„Merkwürdig, das sagen so Viele.“

„Was hat unsereins denn?“

„Ich sollte meinen: Alles, was Sie brauchen.“

„Ja wohl! Geld allein macht es nicht, und Hüte und Toiletten auch nicht. Und die ewigen Gesellschaften bis in den Mai hinein: glauben Sie, daß das ein Vergnügen ist?“

„Man pflegt es dafür zu halten.“

„Ich nicht. Was hat man denn davon? Es ist so überflüssig. Ich komme mir selber oft ganz überflüssig vor.“

„Aber Sie haben doch Ihre Beschäftigung. Sie spielen Clavier, Sie lesen, Sie — Sie treiben Sport.“

„Ist das ein Leben? Ich finde, es ist ein Zeittodtschlagen. Wem nützen wir damit? Keinem, nicht einmal uns selbst. Unser Leben ist weiter nichts, als ein Warten. Wir sind auf den Mann dressirt und warten, bis einer kommt, der die Gnade hat, uns zu heirathen. Mama ist schon lange böse, weil ich noch nicht verheirathet bin. Denn sie hatte es sich vorgenommen: ich sollte letzten Winter an den Mann kommen.“

„Das reden Sie sich ein.“

„Nein, das habe ich mit meinen Ohren gehört. Sie hat es selber zu Papa gesagt. Ich bin ihr lästig. Eine erwachsene Tochter im Hause: das macht alt. Ich störe sie; ich sehe zu viel, ich beobachte zu scharf: das kann sie nicht vertragen. Und Papa — Sie wissen ja, wie er ist — bei jedem Menschen, der zu uns kommt, hat er den Gedanken: ‚Ob der wohl mein Schwiegersohn werden kann?‘ Er ist der geborene Heirathsvermittler. Er verdiente eigentlich zehn Töchter zu haben.“

„Sie müssen nicht gleich so grausam sein! Ja, ja, die Eltern. Ihr Vater paßt zu meinem. Meiner will mich auch durchaus verheirathen.“

„Sie sind ein Mann. Sie können thun und lassen, was Sie wollen. Aber bei mir, da heißt es immer: Das mußt Du thun, und das mußt Du lassen; das darfst Du, und das darfst Du nicht. Ueberall Gitter, überall Warnungstafeln. Als ob ich nicht genau Bescheid wüßte! Wenn man so viel zu sehen bekommt wie in diesem Hause! Aber man muß so thun, als ob man unerfahren wäre; sonst sinkt man im Preise. Sie haben Ihre Freiheit —“

„Schöne Freiheit!“

„Sie haben Ihre Kunst! Ach, wenn ich doch auch etwas könnte! Ich wünschte, ich hätte Ihr Talent. Es muß doch herrlich sein, so aus dem Vollen zu schöpfen; was man fühlt, gestalten zu können. Für mich giebt es nichts Schöneres auf der Welt, als schaffender Künstler zu sein. Sie lächeln.“

„Das klingt Alles sehr schön. Aber schauen Sie mich an: sehe ich aus wie Einer, der besonders glücklich ist? Was habe ich denn erreicht mit meinen dreißig Jahren? Nicht 'mal eine lumpige Kapellmeisterstelle.“

„Sie haben einen reichen Vater.“

„Das wäre schön und gut, wenn der reiche Vater nur etwas von Ihren idealen Ansichten hätte, Fräulein Lotte. Aber Sie kennen doch meinen Vater. Für ihn fängt der Mensch erst bei 10000 Mark Jahreseinkommen an. Ein Künstler ist für ihn überhaupt kein Mensch oder doch höchstens ein verlorener.“

„Ja, ja, ich kenne ihn,“ sprach sie und lachte. „Ich habe es nie begriffen, wie er Ihnen erlauben konnte, sich der Musik zu widmen.“

„Das verdanke ich meiner Mutter. Sie kannten sie kaum: Sie waren noch ein Kind, als sie starb. Das war eine Frau! Eine vornehme, eine prachtvolle Natur! Sie liebte die Kunst. Sie hatte eine hohe Vorstellung davon: ähnlich wie Sie. Die begriff mich. Sie hatte auch einigen Einfluß auf meinen Vater. Er war zwar immer Geldmensch gewesen; aber er hatte doch Respect vor ihrer geistigen Ueberlegenheit. Ja, wenn sie nicht gewesen wäre! — Wie sie sich eigentlich entschließen konnte, meinen Vater zu heirathen —“

„Aber Herr Hoffmann, das ist ja ein fürchterlicher Gedanke.“

„Finden Sie? Ich glaube, den Gedanken haben Viele. Aber meine Aufrichtigkeit scheint Sie zu erschrecken. Also Maske vor!“

Im Musikzimmer wurde lebhaft geklatscht; Laskowski hatte seinen Reißer beendet.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Hoffmann. Wenn Sie zu ihrem Vater nicht passen und sich nicht wohlfühlen bei ihm, weshalb machen Sie dem Zustand kein Ende?“

„Leicht gesagt.“

„Warum heirathen Sie nicht?“

„Die Frage möchte ich Ihnen zurückgeben. Denn ich finde: unser Zustand hat eine gewisse Aehnlichkeit. Also: warum heirathen Sie nicht?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ sprach Lotte und senkte die Augen; „wer mich will, den mag ich nicht; und wen ich mag —“

Hier brach die Unterhaltung ab, denn Ziegner kam heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Sehr talentvoll, junger Mann, Ihre ‚Jagd nach dem Glück‘, sehr talentvoll. Fehlt nur noch etwas melodischer Fluß. So 'ne hübsche, flotte

Melodie — das ist die Seele vom Musikgeschäft. Aber wird schon kommen. Wissen Sie was? Wir wollen die Oper zusammen verlegen. Treten Sie in mein Geschäft. Meine Tochter kann es doch nicht übernehmen. Was, Lotte? Sprechen Sie 'mal mit Ihrem Alten darüber. Zweimalhunderttausend Mark soll er hineinstecken. Dann nehme ich Sie als Compagnon oder — als was Sie wollen, lieber Hoffmann."

Er lachte, denn er glaubte, eine sehr feine Bemerkung gemacht zu haben. Lotte sah fort und that, als ob sie nichts gehört hätte. Sie war zwar an derartige plumpe Andeutungen gewöhnt, empfand aber doch immer wieder jenes Unbehagen, das den tactvollen Menschen befällt, wenn ein Anderer eine Tactlosigkeit begeht.

* * *

„Wieder ein verlorener Abend," sagte Ludwig zu Doctor Bäuchel, als sie zusammen nach Hause gingen.

„Wieso denn? Etwas warm, wie man's im wunderschönen Monat Mai nicht anders erwarten konnte; aber sonst? Es war doch Alles gut und reichlich."

„Ja, das Essen. Aber die Gesellschaft. Himmel! Ist es nicht eine Versündigung gegen sich selber, so einer verdauenden Tischgesellschaft seine Oper vorzuspielen? Diesen Leuten, die auch in nüchternem Zustand keine Spur von Verständniß haben?"

„Warum hast Du's gethan, es zwang Dich Niemand!"

„Nun, man will doch schließlich einmal verlegt werden. Ziegner hat es gewünscht. Er hat sich ja extra den Kritiker Nörgl dazu eingeladen; von dem bezieht er seine Meinungen. Aber die Anderen! Diese Vereinigung minderwerthiger Elemente!"

„Nur keine sittliche Entrüstung! Wer selber am hellen Tage mit einer femme connue spazieren geht —"

„Femme connue? was soll das heißen?"

„Femme connue, mein Söhnchen, ist französisch und bedeutet eine Person weiblichen Geschlechts, für welche die deutsche Sprache das gute Wort —"

„Wer hat das gesagt?" brauste Ludwig auf, „das mit der femme connue?"

„Nur nicht so hitzig, immer hübsch ruhig. Ich finde ja nichts dabei. Meinetwegen kannst Du mit zehn femmes connues spazieren gehen. Aber die Leute, die minderwerthigen Elemente, die finden was dabei. Luz, thörichter Knabe, weißt Du so wenig, was einem jungen Mann der guten Gesellschaft frommt?"

„Laß doch den pastoralen Ton, Bäuchel, ich bitte Dich, und sage mir, was los ist."

„Wohlan: die gute Gesellschaft ist außer sich; man kann Dich nicht mehr einladen.“

„Das ist ja sehr komisch.“

„Könnte aber sehr traurige Folgen haben. Denn wenn der Musikverleger Ziegner außer sich ist —“

„Um den ist mir nicht bange; der hat mir eben noch ganz freundschaftlich mitgetheilt, daß eine Compagnon- und Schwiegersohnstelle bei ihm frei ist.“

„Und mir hat er erklärt, daß man Dich nicht mehr einladen kann.“

„Ziegner?“

„Ziegner. Wer mit so Einer am hellen Tage über die Straße geht — er hat sogar noch ein anderes Wörtchen gebraucht, er sagte —“

„Da hört doch Alles auf!“ unterbrach Ludwig. „Dieser Mensch, dessen Ehe nichts ist, als ein Aushängeschild, dieser hundertfältige Ehebrecher, der sein Privatcontor in ein üppiges Boudoir verwandelt, um Frau Engelke und andere Frauen der guten Gesellschaft würdig zu empfangen, dieser Mensch wagt es, mir, dem Unverheiratheten, einen Vorwurf daraus zu machen, wenn ich mit einer gleichfalls unverheiratheten Dame über die Straße gehe?“

„Rege Dich nicht auf. Es kommt überall auf das „Wie“ an. Man darf die Leute nicht vor den Kopf stoßen! Hast Du jemals gesehen, daß Ziegner mit so Einer spazieren ging? Nein. Hast Du ihn jemals in einer verfänglichen Situation gesehen? Nein. In der guten Gesellschaft darf man Alles thun, man darf sich's nur nicht merken lassen.“

„Was ich thue, kann Jeder sehen. Ich brauche mich nicht zu verstecken.“

„Du siehst ja, man nimmt es Dir übel; man wünscht nicht, daß ein junger Mann der besseren Kreise mit einer femme connue —“

„Femme connue! Wie kommt der Mensch dazu —“

„Nicht so stürmisch. Es giebt noch Nachtwächter in Berlin.“

„Wie kommt der Mensch dazu,“ — Ludwig suchte seine Stimme zu dämpfen — „sie eine femme connue zu nennen!“

„Er wird sie wohl kennen.“

„Ich sage Dir, er kennt sie nicht. So lange ich mit ihr verkehre, — das sind jetzt zwei Jahre — hat er nichts mit ihr zu thun gehabt. Du lächelst. Ihr lächelt ja immer, wenn man Euch sagt, ein Mädchen ist treu. Ich bin alt genug, um mißtrauisch zu sein, und gehöre nicht zu den eitlen Laffen, die sich einbilden, wenn sie mit Einer verkehren, dann sind die Anderen für ihr Mädchen nicht vorhanden. Aber ich weiß, was ich weiß. Für Muz lege ich meine Hand in's Feuer. So höre doch endlich auf zu lächeln!“

„Muz heißt sie? Ein sonderbarer Name.“

„Ja, eigentlich heißt sie auch garnicht so. Als ich sie kennen lernte, hieß sie Marie, und man nannte sie Mieze! Mieze gefiel mir nicht, und weil man mich Luz nennt, taufte ich sie Muz.“

„Nun, wenn Ihr Euch so gut zusammenreimt wie Eure Namen, dann könnt Ihr ja zufrieden sein.“

„Sind wir auch. Wir kennen uns doch nun schon an die zwei Jahre. Aber ich sage Dir, wir sind noch immer in den Flitterwochen.“

„Beneidenswerther Zustand! Ja, ja, es giebt Mädchen, die kommen ihr Lebenlang nicht aus den Flitterwochen heraus. Wer war denn Dein Vorgänger? Ich will ja in ihre Tugend keinen Zweifel setzen; aber eine Vergangenheit wird sie doch haben?“

„Was früher war, geht mich nichts an.“

„Ich lobe diese Vorurtheilslosigkeit.“

„Ich habe andere Frauen vor ihr gekannt. Warum soll sie nicht andere Männer vor mir gekannt haben? Ich verlange nicht mehr von ihr, als ich ihr selbst bieten kann.“

„Das ist edel von Dir. Sag' mal, wovon lebt denn die Kleine?“

„Wie mißtrauisch Du bist! Natürlich theile ich mit ihr, was ich von meinem Alten kriege. Das ist zwar scheußlich wenig — Du kennst ja meinen Alten —“

„So einigermaßen. Der müßte das übrigens wissen: Die Enterbung wäre fertig. Also davon lebt sie?“

„Und dann hat sie doch auch einen Beruf.“

„So.“

„Ja, im Winter war sie am Victoria-Theater.“

„Solistin?“

„Hauptsächlich Chor.“

„Hm.“

„Sie ist ja so einfach. Du glaubst nicht, wie wenig sie braucht. Und dabei immer chic, immer adrett. Sie kleidet sich für 20 Mark so, wie unsere Damen für hundert.“

„Sehr talentvoll. Hat sie Anhang?“

„Nein, sie wohnt allein; am Kreuzberg, einem der Kirchhöfe gegenüber.“

„Das wäre nicht mein Geschmack.“

„Meiner auch nicht. Aber sie liebt das. Da hat sie ein billiges Zimmer; parterre. Sie soll nämlich nicht steigen, sie hat's etwas mit dem Herzen, weißt Du —“

„O!“

„Nicht bedeutend, aber doch so, daß ich sie veranlaßt habe, das Chorbrüllen aufzugeben. Jetzt hat sie kein festes Engagement; sie spielt öfters in der Provinz.“

„Gastrollen?“

„Das weniger. Aber da ist so eine Art von Director; sie nennen ihn Schmierenkarl.“

„Der Name sagt Alles. Sie geht also auf die Dörfer?“

„Ja, es ist eine fliegende Truppe. Die Leute bereisen die Umgegend;

Jüterbog, Luckenwalde, Königswusterhausen, sie waren auch schon in Potsdam. Da hat sie denn ganz hübsche Nebeneinnahmen."

Sie gingen schweigend nebeneinander. Nach einer Weile begann Luz: „Du sagst ja garnichts?"

„Was soll ich sagen? Soll ich Dich vielleicht zu dieser Dummheit beglückwünschen?"

„Dummheit?"

„Und was für eine! Menschenskind, wie konntest Du blos!"

„Du thust gerade so, als ob es ein Verbrechen wäre, ein Verhältniß zu haben."

„Ein Verbrechen nicht, aber ein Unglück. Es ist immer gefährlich, aus seinem Kreise herauszutreten. So etwas rächt sich. Man kommt in eine schiefe Lage. Man wirft sich, so zu sagen, selber aus der guten Gesellschaft heraus. Du machst Dir zwar nichts aus ihr; aber Du hast sie doch nun einmal nöthig."

„Du bist ein Philister, Bäuchel, und Deine gute Gesellschaft kann mir gestohlen bleiben. Mensch ist Mensch. Finde ich einen, gilt es mir gleich, wie und wo. Die gute Gesellschaft: was rechnet sich nicht Alles zur guten Gesellschaft! Wenn ich nur an die Mischung von heute Abend denke!"

„Was hast Du gegen die Mischung? Kaufleute und Künstler: Beide haben sich nöthig. Sie ergänzen sich gewissermaßen. Du lachst."

„Ja freilich, wenn ich an die Ergänzung denke. Eine feine Ergänzung!"

„Es soll der Sänger mit dem König gehen — sagt der Dichter."

„Stimmt. Aber daß der Verleger Ziegner mit der Frau Bildhauer Engelke gehen soll, das sagt der Dichter nicht. Und daß der Künstler sich und seine Frau verkaufen soll für Geld und gutes Essen, das steht auch nirgends geschrieben. Bei Gott: ich wäre mir zu gut, um mit Leuten zu verkehren, die nur des Geldes wegen zu mir kommen. Denn aus Interesse für die Person kommt Keiner zu Herrn Ziegner. Er lädt die Künstler ein, um mit ihnen zu renommiren; und die Künstler kommen zu ihm, um zu schmarotzen. Und die Uebrigen? Speculanten und Wucherer, die es glücklich zum Millionär gebracht haben; gleichgiltige Menschen, die über gleichgiltige Dinge gleichgiltige Worte sagen; Gecken und Witzlinge, die mit Frauen zweideutige Gespräche führen; Mädchen, die den Männern nachstellen. Und wie raffinirt ist diese Männerjagd eingerichtet! Alles ist auf den Fang berechnet. Worte und Blicke werden zu Fallen, die Bewegungen sind Schlingen, die Toiletten Netze. In nächtlichen Stunden, in überheißen Räumen stellen sie ihre Reize als Lockung zur Schau. Sie wecken die Lust, aber sie befriedigen sie nicht; sie rufen das Verlangen wach, aber sie stillen es nicht; sie entfachen ein Feuer, aber sie löschen es nicht. Und da kann es Leute geben, die es einem verübeln, daß man sich aus dieser schwülen, ungesunden Atmosphäre heraussehnt in eine reine und gesunde

Umgebung? Du kannst mir glauben, Bäuchel, es ist mir wie ein erfrischendes Bad, wenn ich zu meiner Muz komme und ihre einfache Natürlichkeit auf mich wirken lasse. Da ist kein Falsch. Die sagt, was sie denkt; die giebt sich, wie sie ist, und giebt sich hin: im Ganzen und im Großen; die liebt und läßt sich lieben."

„Schön gesagt. Ich habe Dich ausreden lassen, Luz, weil Du gerade so im Schwunge warst und weil es schade gewesen wäre, Deine oratorische Leistung durch schnöde Zwischenrufe zu unterbrechen. Aber ich finde, Du malst ein wenig zu schwarz. So schlecht ist die gute Gesellschaft denn doch nicht."

„Hand auf's Herz, Bäuchel, würdest Du bei Ziegners verkehren, wenn Du nicht ihr Hausarzt wärest?"

„Unterbrich mich nicht! So schlecht ist die gute Gesellschaft denn doch nicht. Solche Menschen, wie Du sie brauchst, kannst Du bei uns auch finden. Deswegen hättest Du Dich nicht erst in fremde Kreise zu bemühen brauchen. Es kommt mir so vor, als maltest Du die gute Gesellschaft nur deshalb so schwarz, um Dein Hinabsteigen in eine weniger gute vor mir und Dir selbst zu rechtfertigen. Rede nicht, jetzt bin ich an der Reihe. Sieh Dir 'mal beispielsweise Lotte Ziegner an. Ist sie nicht ein entzückendes Persönchen?"

„Ja, die! Eine rühmenswerthe Ausnahme. Sich so zu halten in dieser durchseuchten Umgebung, das ist bewundernswerth."

„Ein famoses Mädel! Wer die zur Frau bekommt, kann von Glück sagen. Schade, daß Du Dich so verplempern mußtest!"

„Verplempern! Ich liebe, und damit basta."

„Ihr hättet so gut zu einander gepaßt. Das sage ich nicht allein, das sagen Alle."

„So!"

„Man glaubte bestimmt, Ihr würdet Euch heirathen. Man hat Euch bereits verlobt gesagt."

„Die Leute reden viel."

„Nun, Du hast sie doch ziemlich stark bevorzugt. Und daß sie Dich liebt, das merkt ein Pferd."

„Was Du sagst!"

„Du weißt ganz gut, wie es mit ihr steht. Wo Du bist, da ist sie auch. Muß sie 'mal mit Jemand anders sprechen, dann läßt sie Dich nicht aus den Augen. Was sie sagt und was sie thut, das gilt Alles Deiner werthen Persönlichkeit. Das arme Mädel! Man möchte rein trübselig werden!"

„Du machst mir Spaß, Dicker."

„Und Du mir Kummer. Es ist zu — zu — zu dumm. Da wird Dir nun Gelegenheit gegeben, ein junges, hübsches und reiches Mädchen zu heirathen —"

„Wenn ich sie doch nicht liebe!"

„Ein Mädchen, das liebenswerth ist und das ganz unverdientermaßen einen Narren an Dir gefressen hat —"

„Danke."

„Ein Mädchen, das einen Vater besitzt, der Deine sämmtlichen Opern verlegen würde —"

„Vergiß die Schwiegermutter nicht!"

„Richtig, das ist die Hauptsache: ein Mädchen, das Dir ewig dankbar sein würde, wenn Du sie von ihrer Mutter erlösen wolltest. Du würdest eine gute That thun, Du würdest Dir den Himmel verdienen, Du würdest der rettende Engel sein —"

„Ich eigne mich aber nicht zum rettenden Engel. Weshalb soll ich denn gerade der Engel sein? Es giebt ja doch genug junge Männer in Berlin."

„Mit Dir ist nicht zu reden. Aber Du wirst Reue haben. Denn einmal nimmt die Sache mit der Muz ja doch ein Ende, und dann —"

„Bist Du fertig? Ich bin nämlich zu Hause. Aber wenn Du wünschest, dann bleibe ich noch etwas bei Dir und lausche Deinen Worten. Eine wundervolle Nacht! So sternenklar, und wie das blüht und duftet!"

„Flieder," sagte Bäuchel und schnupperte.

„Nur bei uns blüht keiner. Wir decken unseren Bedarf an Duft aus den umliegenden Gärten."

„Ein Fliederbäumchen könnte Dein Alter sich schon leisten. Es sieht zu dürftig aus in Eurem Vorgarten."

„Sag's ihm einmal. Ich spreche mit ihm über solche Dinge überhaupt nicht mehr. Wozu sich ärgern? Glaubst Du, er wäre zu bewegen, den Gärtner kommen zu lassen und etwas Rasen zu pflanzen oder gar Blumen? Der Buchsbaum am Gitter: das ist das Einzige. Wie unser Vorgarten absticht von den übrigen! Und das Haus erst! Bei Tage darf man's garnicht ansehen. Die Bekleidung fällt von den Wänden. Die Decken haben Risse und Brüche. Aber ehe er sich entschließt, einen Maurer kommen und Reparaturen ausführen zu lassen, lieber läßt er sich das Haus über dem Kopf einfallen."

„Ja, alte Leute haben ihre Sonderbarkeiten."

„Ach, der war immer so. Geld sammeln war von jeher der einzige Zweck seines Lebens. Und Geld ausgeben müssen, das that ihm stets weher als irgend ein körperlicher Schmerz oder der Tod eines nahen Angehörigen."

„Ja, es muß kein Vergnügen sein, mit so einem alten Geizhals zusammen zu hausen. Ich würde es keine acht Tage bei ihm aushalten. Wie Du das fertig bringst, ist mir ein Räthsel."

„Was soll ich thun?"

„Heirathen."

„Ach, Du immer mit Deinem Heirathen. Was ich für's Herz brauche, das habe ich."

„Na, wenn's nur vorhält. Gute Nacht, Luz."

„Gute Nacht, Bäuchel."

II.

Es dämmerte. Die scheidende Sonne küßte die jungerblühte Erde wie eine Mutter ihr Kind, wenn es zur Ruhe geht. Stärker wurde der Duft der Gräser, würziger der Athem der knospenden Bäume. Aus dem ansehnlichen, aber überall der Aufbesserung bedürftigen Hause trat Luz heraus. Des Nachmittags pflegte er zu arbeiten; da kamen ihm die besten Gedanken. Um die Dämmerzeit aber erging er sich im nahen Thiergarten. Ohne dem öden Gärtchen vor dem Hause einen Blick zu schenken, schritt er durch die Gitterthür. Was er soeben geschaffen hatte, das ging ihm nun im Kopf herum. Summend bog er um die Ecke und war im Thiergarten. Freudiges Gekläff störte ihn auf. Ein schwarzer Teckel sprang an ihm hoch; in wilder Erregung ging das Schwänzlein hin und her.

„Schnauz, Du hier? Da kann die Mammi auch nicht weit sein."

Suchend hielt er Umschau. Aber da legten sich auch schon zwei weiche duftende Händchen ihm vor die Augen.

„Muz," rief er und drehte sich lachend um, „hast Du mir wieder einmal Fensterpromenade gemacht?"

„Wieder einmal! Du Frechling! Als ob ich schon jemals —"

„Du, Muz," unterbrach er sie, „ein Duettchen habe ich heute gemacht, ein Duettchen!" Er schnalzte mit der Zunge.

„Na, wenn's den Anderen ebenso gefällt wie Dir, dann muß es ja ein Meisterwerk sein."

„Es kommt in den dritten Act; es wird der Höhepunkt der ganzen Oper. Du, gestern habe ich den ersten bei Ziegner vorgespielt."

Er sah sich um.

„Muz, weißt Du was? Komm hier in den Seitengang, da ist es so schön."

„Ach so, Du genirst Dich wohl, mit mir zu gehen?"

„Wie kannst Du nur so etwas denken! Aber es ist doch nicht unbedingt nöthig, daß wir die Familie Ziegner wieder treffen."

„So: hat er vielleicht etwas gesagt?"

„Zu mir nicht, aber zu Anderen."

„Was denn?"

„Ach, laß doch, Muz, es kann uns ja gleich sein."

„Ich will es aber wissen."

„Erst komm mit in den Seitengang."

„Nun bleib' ich grade."

„Sei doch nicht eigensinnig."

„Bin böse.“

„Wenn Du's durchaus wissen willst, gut. Aber Du mußt auch mitkommen.“

Sie bogen in einen Weg, der auf beiden Seiten mit Birken besetzt war. Die weißen Bäume streckten ihre Zweige ineinander und bildeten ein langes, knospiges Laubendach.

„Ist es nicht schön hier, Muz?“

„Ja, aber nun sage mir auch —“

„Ich liebe diese langen Laubgänge, man kann so tief hineinsehen, und die Bäume scheinen immer näher an einander zu treten. Ist es nicht, als ob sie sich dort hinten umarmen?“

„Du wolltest mir sagen —“

„Und sieh nur die goldenen, zitternden Ringe am Boden: lauter Küsse, Sonnenküsse. Nein, das kann ich so nicht mit ansehen. Wo Alles sich umarmt und küßt!“

Er drückte sie an sich und küßte sie.

„Aber Luz! Wenn Leute kommen!“

„Laß sie doch!“

„Auf einmal? Du warst doch eben noch so ängstlich? Aber freilich: hier fühlst Du Dich sicher; hier bist Du im Versteck.“

„Ach was,“ sagte er und preßte sie von Neuem an sich, „die Leute können reden, was sie wollen. Hab' mich ja nun d o c h einmal unmöglich gemacht.“

„So! Unmöglich macht man sich mit mir? Also d a s hat er gesagt, der saubere Herr Ziegner?“

„Nein, Muz, wirklich nicht.“

„Du bist ja ganz roth geworden.“

„Wenn ich Dir doch sage, Muz! Glaube mir! Ich scherzte blos.“

„Du meintest es ganz ernst. Sage mir Luz: sehe ich denn so auffallend aus? so — unsolide? Ja, nun pfeifst Du wieder. Ich gehe doch so einfach. Immer dieselbe blaue Blouse, zehnmal gewaschen; immer denselben Strohhut —“

„Du fällst eben auf durch Deine Einfachheit, Muz.“

„Mach' doch keine Witze und pfeif nicht immerzu. Sage mir endlich, was hat Ziegner —“

„Sieh nur diesen mächtigen Baum. Wie alt mag der wohl sein? Komm, Muz, wir setzen uns ein wenig. Hier am Wasser sitzt es sich prächtig.“

Auf der Bank unter dem Baume nahmen sie Platz und ließen ihre Blicke schweifen über den Teich und die blühenden Ufer, die in sanften Windungen hier sich näherten, dort weiter auseinander traten. Bäume aller Art standen da, Roth- und Silberbuchen, Pappeln, auch dunkles Nadelholz fehlte nicht: ein bunter, farbenprächtiger Saum. Der schönste

und gewaltigste Baum aber war die Buche, unter der sie saßen. Unter der Weide, dicht vor ihnen, hatte sich eine wilde Ente mit ihren Jungen gelagert, die Schnauz mit lautem Gekläff aufscheuchte, daß die Alte krächzend in's Wasser flog, die Jungen aber piepsend ihr nacheilten.

„Das ist eine Wunschbuche," sprach sie ernsthaft und sah hinauf in das breit ausladende Gezweig.

„Was Du sagst! Eine Wunschbuche?"

„Ja, hier kann man sich was wünschen."

„Das kann man unter anderen Bäumen auch. Fragt sich nur, ob's in Erfüllung geht."

„Wenn ich Dir sage."

„Ja, Du mit Deinem Aberglauben."

„Wünsch' Dir nur was! Auf alle Fälle! Schaden kann's ja doch nicht. Nun, was hast Du Dir gewünscht?"

„Du Närrchen!"

„Sag's Schatz!"

„Ich habe mir gewünscht, daß meine Oper einen Verleger findet."

„Paß auf: das geht in Erfüllung."

„Freilich, und dann ist der Baum dran schuld. Und Du, was hast Du Dir gewünscht?"

„Sag' ich nicht."

„So!"

„Erst sage mir, was Ziegner gesagt hat."

„Quälgeist."

„Sag's mir doch, bitte, bitte."

„Kannst Du Einem aber zusetzen!"

Sie lehnte sich an seine Schulter und streichelte ihm das Kinn und sah zu ihm auf, wie ein Kind, das um Spielzeug bettelt.

„Wenn Du es denn durchaus wissen willst," sprach er und seufzte, „er hat gesagt: Du wärest eine femme connue."

„Eine femme — — —"

„Connue. Zu deutsch: eine bekannte Persönlichkeit."

„Das hat er gesagt? Das ist ja empörend!"

Schnauz bellte, erschreckt und angesteckt von der Empörung seiner Herrin. Luz suchte Beide zu beruhigen. Er streichelte Schnauz die schwarzen Hängeohren und versicherte Muz, daß eine bekannte Persönlichkeit nichts Schlimmes sei: Bismarck sei auch eine bekannte Persönlichkeit. Schnauz ließ sich überzeugen und hörte auf zu bellen; aber Muz sagte: sie wisse sehr wohl, was damit gemeint sei, und er auch, und es sei eine Gemeinheit. Alle zehn Finger krallte sie zusammen.

„Der saubere Herr Ziegner! Aber er soll mir nur unter die Augen kommen! Da soll er die bekannte Persönlichkeit kennen lernen!"

„Und bist Du etwa keine? Beim Theater wird man doch bekannt, wahrscheinlich hat Dein Spiel einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht —“

„Spotte nur!“

„Nun, kennen muß er Dich doch wohl. Blättern wir mal nach in dem Buche Deiner Erinnerungen. Auf irgend einer Seite wird schon der Name Ziegner stehen. Nicht? Hast Du vielleicht mal mit ihm soupirt? Nein? Wirklich nicht?“

„Wie Du nur fragst! Wenn ich etwas mit ihm vorgehabt hätte, dann würde ich's Dir gesagt haben. Ich habe Dir doch auch sonst Alles gesagt.“

„Alles? Das wollen wir nicht so schroff dahinstellen.“

„Luz, Du ärgerst mich. Bin ich nicht immer offen zu Dir gewesen? Lügen kann ich nicht. Ich muß immer Alles sagen. Daß ich keine Klosterfrau war, weißt Du.“

„Leider.“

„Ach, geh! Du denkst immer an meine Vergangenheit; Du solltest lieber an meine Zukunft denken.“

„Wie hübsch Du das gesagt hast,“ sprach er und fuhr liebkosend über die bleichen, sammetweichen Wangen, über das entzückende Ohr, das vom Abendschein lichtroth durchleuchtet war, über das blonde Haar, das wellig unter dem Strohhut vorquoll und von den Sonnenstrahlen in rothes Gold verwandelt wurde.

„Es ist doch alles Mögliche, daß ich mich so gehalten habe,“ fuhr sie fort. „Andere tragen Schmuck und theure Kleider aus Paris, haben Pferd und Wagen und bewohnen elegante Etagen. Und ich? ich sitze in meinem armseligen Stübchen, und meine goldenen Ohrringe sind glücklich bei Mutter Päten auf dem Leihamt. Ich bin eben dumm gewesen, ich hätt's nur so machen sollen wie die Anderen; dann brauchte ich nicht Chor zu singen und mich auf Schmieren herumzudrücken, wenn ich eine bekannte Person wäre. Ach, ich hab manchmal eine Wuth auf die ganzen Menschen.“

„Auf mich auch, Muz?“

„Es ist doch wahr! Den Schlechten geht's gut, und den Guten geht's schlecht.“

„Glaubst Du, daß die Anderen glücklicher sind, die mit Pferd und Wagen und den Pariser Toiletten?“

„Man freut sich doch damit.“

„Du eitles Geschöpf!“

„Du solltest mich nur einmal sehen, wenn ich ein Kleid anhabe, das ein bischen nach was aussieht!“

„Du gefällst mir ja so viel besser, ohne Kleid — —“

„Du!“ Sie legte ihm den Finger auf den Mund.

„Du mußt mich ausreden lassen, Muz, ich wollte sagen —“

„Ich weiß schon, was Du sagen wolltest, Du! — Ach, immer denselben Plunder tragen müssen, und die Handschuhe hundertmal geflickt. Was ich noch sagen wollte, Luz: Du wolltest mir doch einen von Deinen abgelegten Anzügen schicken, für meinen Collegen, den alten Papa Pipo; ach ja, wir armen Komödianten! Und das bischen, was man noch hat, frißt einem das Hundevieh entzwei."

„Warum erziehst Du ihn so schlecht?"

„Erzieh Du mal, der ist ja so rüdig. Gestern hat er mir meine Puderquaste aufgefressen, denke Dir!"

„Wenn's ihm nur bekommen ist!"

„Ich hab' ihn aber verkeilt! Und vernascht ist das Thier, glaubst Du, der frißt Brod? Er denkt nicht daran. Die Düte Chocolade, die Du mir das letzte Mal mitgebracht hast, die hat er ganz allein aufgefressen."

„Gut, daß Du mir das sagst. Da werde ich Dir lieber keine mehr mitbringen."

„Kann ich dafür? Ich hatte sie auf die Etagère gestellt über dem Bett. Wie er sie da herunter geholt hat, ist mir ein Räthsel. Der Hund ist ja so schlau, der weiß ganz genau, wenn er etwas ausgefressen hat. Da kann ich rufen, so viel ich will: mein Schnauz läßt sich nicht blicken. Der Hund hat Menschenverstand, sage ich Dir!"

Schnauz merkte, daß von ihm die Rede war. Er wedelte mit dem Schwänzchen, legte den Kopf auf die Seite und blinzelte seine „Mammi" an mit jener zärtlichen Verschmitztheit, die ihres Eindrucks sicher war.

„Er ist aber auch so treu. Gelt, Schnauz? Der geht nicht von meiner Seite. Wenn er von mir fort müßte, ich glaube, er stürbe. Ich liebe aber auch das Vieh abgöttisch. Er ist mein ganzes Leben."

„So, und wo bleibe ich?"

„Haha, ich glaube gar, Du bist eifersüchtig auf ihn."

„Muß ich nicht? Wenn Du Dein ganzes Ich in diese Hundeseele versenkst, dann kann für mich nichts übrig bleiben. Aber ein wenig lieb hast Du mich doch auch, ja?"

„Sag' ich nicht. Man muß die Männer nicht verwöhnen."

„*Die* Männer, das läßt ja tief blicken."

„Du sagst mir ja auch nicht — —"

„Was?"

„Daß Du mich lieb hast. Das hast Du mir noch nie gesagt."

„So! Habe ich Dir nicht neulich erst das schöne Liebeslied componirt?"

„Ach, das mit der Linde meinst Du? Ja, wenn es nur nicht so allgemein gehalten wäre. Es paßt eigentlich auf Jede. Wer weiß, wie Viele Du schon damit beglückt hast."

„Aber Muz! ich habe es ja eigens für Dich gemacht."

„Wie ging es doch?

„Kann Dir nicht sagen, was ich empfinde — —“

„Kann Dir nicht sagen, was ich empfinde,
Aber unter der duftenden Linde —“

Sie unterbrach ihn:

„Hier muß es „Buche“ heißen; sonst paßt es nicht her.“

„Reimt sich aber nicht auf „empfinde“.

Aber unter der duftenden Linde,
Wenn der nächtliche Blüthenwind
Kosend umfängt mein süßes Kind, — —“

„Laß mich los,“ unterbrach sie, „Du bist kein nächtlicher Blüthenwind.“

„Da will ich Dir in die Seele blicken,
Will an die bebende Brust Dich drücken,
Ob auch die Lippen verschlossen sind:
Glaub' ihnen nicht, mein süßes Kind!
In mir jauchzt und jubelt's Dir zu:
Du bist mein Alles, mein Leben bist Du!
Ob auch die Lippen verschlossen sind:
Glaube mir, glaube mir, süßestes Kind!“

„Ach, ich glaube Dir ja so gerne!“ sprach sie.

Am Himmel stand eine weiße Wolke, von der Sonne golden durchleuchtet; eine von jenen Wolken, auf denen Madonnen-Maler ihre Engel thronen lassen. Sie warf einen rothen Widerschein auf ihr Gesicht.

„Wie Du glühest, Muz! So müßtest Du immer aussehen, so rosig!“

Sie saßen Hand in Hand und sahen still in die Landschaft hinein. Das junge Laub der Weide, die sich zum Wasser neigte, war wie von glitzerndem Gold beträufelt und bethaut. Drüben am anderen Ufer senkten sich die Schatten auf die Gebüsche; nur in den Gipfeln der Bäume wohnte die Sonne, purpurglühend. Ueber das Wasser zog ein Schwanenpaar, langsam, majestätisch, goldene Furchen grabend. Nichts regte sich an ihren stolzen, schneeweißen Leibern. Sie trugen auf ihrem Gefieder den Frieden, und er breitete sich über das Wasser und die stillen Ufer.

Muz neigte lauschend ihr Köpfchen.

„Hör' nur, der Kuckuck ruft. Einmal — und nicht wieder. Ein Jahr noch zu leben.“

„Könnt' ich Dir doch Deinen Aberglauben austreiben! Wenn nun alle Menschen den Kuckucksruf auf sich beziehen wollten?“

„Nein, nein, ich laß es mir nicht ausreden. Ich fühle mich manchmal so elend. Habe Herzklopfen bis in den Hals hinein. Gestern, auf der Bühne in Luckenwalde, wäre ich beinahe umgefallen: so schwindelig war mir.“

„Wenn Du nur thun wolltest, was der Doctor sagt! Du schonst Dich zu wenig. Das ewige Herumliegen auf der Eisenbahn und in diesen Nestern mit schlechtem Quartier und schlechter Verpflegung, spät in der Nacht

nach Hause kommen, kurz, das ganze Schmierenleben ist so schädlich, wie nur etwas sein kann."

„Man muß doch leben. Für so einen Abend bekomme ich sechs Mark."

„Und dafür seine Gesundheit opfern!"

„Was soll man machen?"

„Wenn ich nur Geld hätte! Du solltest ein Leben führen, wie eine Königin."

„Mein guter Luz! Weißt Du, was ich dann thäte? Das heißt, jetzt wäre es für mich zu spät dazu; aber früher hätte ich mich ausbilden lassen. Director Stägemann hat immer gesagt: die kleine Wilke, wenn die dramatischen Unterricht bekäme, dann würden wir 'mal wieder eine Berliner Soubrette haben. Ja, nimm Du 'mal dramatischen Unterricht, wenn Du kein Geld hast!"

„Und sich sagen zu müssen, daß das Alles anders und besser wäre, wenn mein Alter nicht so maßlos geizig wäre!"

„Ja, es ist ein rechtes Kreuz mit uns Beiden. Du hast wenigstens Deine Musik, und hast Dein Talent ausbilden können. Aber wenn man Talent hat und kann's nicht ausbilden, Du, das ist sehr traurig. Ach, Luz, manchmal fühle ich mich so unglücklich, wenn ich d'ran denke, was aus mir hätte werden können; am liebsten nähme ich mir das Leben."

„Aber Muz! Du hast doch mich."

„Ja, heute. Aber wie lange wird es dauern?"

„So mußt Du nicht reden."

„Einmal müssen wir auseinander. Du wirst heirathen."

„Warum denn?"

„Dein Vater wird Dir so lange zusetzen —"

„Ja, das thut er. Heute hat's wieder eine Scene gegeben. Du hättest nur hören müssen, wie der Mann geschimpft und getobt hat. Ein Narr wär' ich, und so eine gute Partie wie Ziegners Tochter läßt man sich nicht entgehen."

„Also die? Nun, da gratulir' ich."

Ihre Stimme bebte, ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Muz, ich denke ja nicht daran."

„Du wirst schon daran denken. Wärst ja auch schön dumm, wenn Du's nicht thätest. Uebers Jahr bist Du frei, dann bin ich nicht mehr da —"

„Ich kann Dich nicht so reden hören, Muz, Du machst mich ernstlich böse."

„Es könnte ja auch schon früher geschehen. Was meinst Du dazu? Du heirathest die Tochter, und ich fange ein Verhältniß mit dem Alten an. Er hat's sich schon immer gewünscht, der saubere Herr."

„So, hat er?"

„Er soll sich nur in Acht nehmen! Ich könnte seiner Frau Briefe zeigen —“

„Also doch!“

„Nein, mein Lieber, nicht ‚doch‘. Was Du denkst, ist nicht. Er wollte, aber ich nicht. Große Sträuße hat er mir in die Garderobe geschickt und Brieschen dazu — ohne Unterschrift natürlich — und ich sollte durchaus mit ihm soupiren. Er hat mir auch sagen lassen durch einen — nun, einen Agenten —, auf ein paar blaue Lappen sollte es ihm nicht ankommen.“

„Das ist stark! Und dieser Mensch entrüstet sich, weil ich mit Dir spazieren gehe! Wann war denn das?“

„Voriges Jahr, als ich im Victoria-Theater spielte.“

„Und Du: hast Du nichts mit ihm vorgehabt?“

„Nichts.“

„Wahrhaftig nicht?“

„Wenn ich Dir sage! — Ein wenig eifersüchtig bist Du doch, nicht wahr, Schatz?“

„O nein.“

„Nein, gar nicht! Nur ein bischen, ein kleines bischen.

Sieh nur, sieh! Die süßen Thierchen! Da sind sie wieder alle sechs und die Mama dabei. Still, Schnauz, wirst Du wohl hier bleiben! Wie die Alte aufpaßt! Wie sie die Jungen vor sich hertreibt! Ach, wenn man doch auch so glücklich sein könnte!“

„Wie die wilde Ente? Bist Du aber anspruchslos! Und doch wieder anspruchsvoll. Denn sechs Junge auf einmal, das wäre doch —“

„Du mußt doch immer Witze machen. Weißt Du, Luz, was ich mir gewünscht habe?“

„Richtig, das solltest Du mir ja noch sagen. Nun?“

„Mußt mich aber nicht auslachen. Ich habe mir gewünscht —“ sie sagte das wie ein Kind, das einem andern Märchen erzählt — „Du solltest bei mir bleiben, und wir sollten immer zusammen sein; in einem Stübchen wohnen, an einem Tischchen essen, in einem — nein, das sag' ich nicht.“

„Liebchen! Und weißt Du, daß ich auch schon daran gedacht habe?“

„Luz: wirklich? Das hättest Du?“

„Manchmal war ich drauf und dran, meine Siebensachen zu packen und zu Dir zu ziehen. Du kannst Dir nicht vorstellen, was es heißt, mit einem Menschen zusammenzuwohnen, bei dem Alles, aber auch Alles auf Geld hinausläuft. Abhängig sein ist schlimm, aber abhängig sein von einem Geizhals, das ist die Hölle auf Erden.“

„Es ist doch immer Dein Vater.“

„Ich empfinde nichts für ihn, nicht so viel; keine Spur von kind-

lichem Gefühl. Das ist Alles erstickt und getödtet. Ja, es giebt Zeiten, wo ich ihn hasse."

„Aber Luz!"

„Er nimmt mir Frohsinn und Arbeitsfreude. Andere Väter benutzen ihr Geld, um ihren Kindern das Leben zu erleichtern. Er macht mir alle paar Tage einen Auftritt, weil ich nichts verdiene. Hin und wieder braucht man einen neuen Anzug, nicht wahr? Mein Schneider ist gewiß ein billiger Mann. Er aber behauptet, ich hätte mir den theuersten ausgesucht, nur um ihm das Geld aus der Tasche zu ziehen. Und so ist er in allen Dingen. Ich wage mir schon garnichts mehr anzuschaffen; denn wenn ich ihm eine Rechnung präsentire, dann geräth er dermaßen in Wuth, daß ihm die Hände zittern. Ja, Du lachst. Aber lebe Du 'mal mit solchem Menschen zusammen! Da vergeht Einem das Lachen. Jetzt bin ich abgestumpft, lasse ihn schimpfen, antworte nicht mehr. Mit der Zeit kriegt man ein dickes Fell. Aber bis ich dahin gekommen bin, bis ich mich zu dieser Wurstigkeit durchgerungen habe, hat's schlimme Zeiten gegeben, und es ist mir viel vom Besten verloren gegangen."

„Armer Luz!"

„Wie muß meine Mutter gelitten haben! Sie war eine Märtyrerin: nach ihrem Tode habe ich's eingesehen. An dem Abend, wo sie starb, da habe ich ihn so recht kennen gelernt, da habe ich einen Blick gethan in seine Seele. Seele! Als ob er so etwas wie eine Seele hätte! — Sie war eben gestorben, und die Krankenschwester drückte ihr die Angen zu und weinte: denn sie war rührend gewesen in ihrer Geduld, bei allen Leiden eine Heldin bis zum letzten Augenblick. Ich stand am Bett und mußte immer denken: nun ist sie todt, und konnte es nicht fassen. Und er — ich sehe ihn vor mir und werde den Ausdruck seines Gesichtes, die Haltung seines Körpers, die Bewegung seiner Hand nicht vergessen — er schritt zum Nachttisch, der am Kopfende des Bettes stand, zog die Lade auf, nahm mit zitternder Hand Uhr, Portemonnaie und Ringe heraus und steckte Alles in die Tasche. Das war das Einzige, was ihn beim Anblick seiner todten Frau beschäftigte: die Sorge um Geld und Geldeswerth. Er mochte fürchten, daß Einer, vielleicht die Krankenschwester, sich daran vergreifen könnte. Mich ekelte. Ich schämte mich vor der Schwester. In diesem Augenblick verlor er mehr, als er da mit zitternder Hand zusammenraffte. Eine Kluft that sich auf zwischen mir und ihm. Ich fühlte es, wir waren geschiedene Leute für alle Zeiten."

„Das ist sehr traurig."

Die Sonne war gesunken. Nun waren auch die Wipfel in Dämmergrau gehüllt. Die beiden Schwäne waren an's Ufer geschwommen; da saßen sie im Grünen und bohrten ihre Schnäbel in's flaumige Gefieder. Ein Lüftchen erhob sich und wehte Frühlingsduft herüber.

„Merkwürdig," sprach er leise, „bisweilen ist mir, als ob Du meiner

Mutter ähnlich sähest. Sie hatte wohl auch so liebe, gute Augen. Aber nein: die Augen waren doch anders, und ich weiß selbst nicht, wie ich darauf komme, Euch zu vergleichen. Vielleicht daß in meiner Liebe etwas ist, etwas von der großen Liebe, wie ich sie für meine Mutter empfunden habe. So wird es sein. Wie schön Du bist, und wie gut, meine liebe Muz!“

Sie sah ihm tief und innig in's Auge und flüsterte:

„Liebster! Einziger! Jetzt sehe ich, daß Du mich lieb hast.“

III.

Vater und Sohn saßen bei Tisch. Das Tischzeug zeigte Stopfflecke; aus dem Teller des Alten, aus dem Glase des Jungen waren Stücke gebrochen; das Rohr in den Stühlen war durchgesessen; am Buffet fehlten Leisten; durch den Spiegel ging ein Sprung; in diesem Haushalt war seit Jahren nichts angeschafft oder reparirt worden.

Der Alte beugte sich über den Teller und führte das Gemüse mit dem Messer zum Munde. Sein Kopf erinnerte an die Darstellungen des Harpagon, wie man sie auf Bildern oder auf der Bühne zu sehen pflegt. Auf dieser ledergelben, zurückfliegenden Stirn thronte die Habgier, in diesen verkniffenen Augen das Mißtrauen, in der scharfen Furche von der Nase zum Munde, in den vorstehenden Backenknochen, in dem eckig vorspringenden Kinn hatte der Geiz Wohnung genommen.

Minna trug das Fleisch auf: die alte Minna, die nun schon über zwanzig Jahre im Hause war. Sie wollte dem Alten einen frischen Teller geben. Er aber ließ es nicht zu — jeden Mittag wiederholte sich die Komödie — und hielt seinen Teller fest. Wozu einen frischen Teller, da er doch den andern so rein ausgegessen hatte! Es wäre ja schade um das Spülwasser und schade um den Teller. Als sie das Fleisch reichte, sprach er:

„Das sollen drei Pfund Fleisch sein? Das sind keine zwei.“

„Ja, Herr Hoffmann, das Fett geht doch ab.“

„Ein Pfund Fett? Der Schlächter betrügt uns.“

Minna erwiderte nichts. Sie hatte gelernt zu schweigen. In den zwanzig Dienstjahren war sie mürbe geworden. Luz hegte eine stille Bewunderung für sie. Er begriff nicht, wie Jemand, der auf Kündigung bei seinem Vater diente, nicht die erste Gelegenheit benutzte und kündigte. Wenn die Familienmitgliedschaft kündbar wäre, er hätte längst gekündigt. Und diese Person war nun schon über zwanzig Jahre im Hause. Ob es Gewohnheit war oder die dankbare Erinnerung an die verstorbene Frau, deren Güte sie fünfzehn Jahre lang genossen hatte, oder ob sie sich zu alt fühlte, um sich neuen Verhältnissen anzupassen, kurzum, sie war geblieben und hatte ohne Murren die Verdächtigungen des Mißtrauens, die Ausbrüche des Jähzorns, die täglichen Aeußerungen eines schmutzigen Geizes ertragen. Luz suchte es ihr gleichzuthun. Er suchte seinen Ekel zu über-

winden und sich einzureden, daß der Geiz und die Habgier, die niedrige Denkart, die kleinliche Handlungsweise ihren Grund hätten in einer Art von Geisteskrankheit, für die es keine Verantwortung gebe. So lange ihm diese Selbsttäuschung gelang, vermochte er zu schweigen. Bisweilen aber wollte sie ihm nicht gelingen. Wenn ihm der Ekel bis zum Rande ging, dann mußte er sich Luft machen, und es gab zwischen Vater und Sohn eine jener Scenen, die sich im Hause Hoffmann mit Regelmäßigkeit und in kurzen Abständen zu wiederholen pflegten.

„Der Haushalt kostet Himmel und Geld," jammerte der Alte; „für die Kartoffeln schreibt sie Preise an, ganz unerhört. Die Kartoffeln können unmöglich so theuer sein. In meiner Jugend, als ich noch in meinem elterlichen Hause in Dettweiler war, da kosteten sie gerade den dritten Theil. Aber die Köchinnen betrügen ja Alle."

Luz schwieg und gab sich Mühe nicht zuzuhören. Er kannte das Alles auswendig. Er wußte schon immer vorher, was kommen würde: so sehr wiederholte sich der Alte. Und während er von den Kartoffelpreisen vor fünfzig Jahren sprach, überlegte Luz, ob es nicht wirkungsvoller wäre, den zweiten Act der Oper, statt mit einem Quartett, mit einem Chorsatz zu schließen.

Als die Geschichte mit den Kartoffelpreisen zu Ende war, trat Schweigen ein. Dies war der normale Zustand. Man schwieg immer, wenn nicht von Geldsachen die Rede war. Denn was sich nicht in Geld umsetzen ließ, daß interessirte den Alten nicht, war für ihn werth- und zwecklos. Nach einer Weile fing er wieder zu reden an. Luz hörte nicht zu. Erst als der Name Ziegner fiel, wurde er aufmerksam.

„Heute hat mir wieder Einer an der Börse erzählt, daß der Mann elf Häuser besitzt. Man schätzt ihn auf drei Millionen. Eine hat er sicher. Aber auf eine Rente lassen wir uns nicht ein. Wenn der Mann, Gott bewahre, Verluste erleidet, dann hat man das Nachsehen. Er muß die Mitgift baar auszahlen: in erststelligen Hypotheken oder Consols. Ich habe schon mit ihm gesprochen."

„Das ist die Hauptsache. Wenn Du nur mit ihm einig bist. An welchem Tage soll denn die Verlobung stattfinden? Habt Ihr das auch schon festgesetzt?"

„Sobald wie möglich!" antwortete der Alte, der von dem Spott des Sohnes nichts bemerkte. „Das Mädchen ist viel umworben. So eine Partie bietet sich nicht oft. Du kannst von Glück sagen."

„Ich weiß nicht, Papa, ob es ein Glück für mich wäre, Herrn Ziegners Schwiegersohn zu werden. Aber da Du es als ein Glück betrachtest, so möchte ich Dir den Vorschlag machen: heirathe Du sie. Du bist der Reichere von uns Beiden; Du wirst daher Herrn Ziegner willkommener sein als ich. Denn was ich ihm bieten kann, ist doch nur die Anwartschaft auf eine späte Zukunft."

„Man scherzt nicht mit so wichtigen Dingen," verwies ihn der Alte.

„Solche Gelegenheit bietet sich nicht so bald wieder, Du brauchst die Sache also nicht so von der Hand zu weisen. Eine Millionärstochter —"

„Paßt zu einem Millionärssohn, willst Du sagen. Ob aber auch der Mensch zum Menschen paßt?"

„Ziegners Tochter ist ein nettes und hübsches Mädchen, soviel ich weiß. Man findet es allgemein."

„So, findet man? Ich finde es übrigens auch. Aber das ist noch kein Grund, um sich mit ihr zu verheirathen."

Der Alte wurde ungeduldig.

„Was verlangst Du denn noch? Ich sehe nicht, daß sich die Leute so um Dich reißen. Das sehe ich nicht. Soll ich Dir vielleicht eine Rothschild verschaffen?"

„Du sollst mir Niemand verschaffen. Ich werde das ganz allein besorgen, wenn ich die Zeit für gekommen halte."

„Alt genug bist Du, sollte ich meinen. Ein Mensch, der dreißig Jahre lang seinem Vater auf der Tasche liegt —"

„Ach, und Du meinst, von jetzt an könnte ich meinem Schwiegervater auf der Tasche liegen? Du willst mich also los sein? Das ist sehr väterlich von Dir. Deine Fürsorge ist wirklich rührend. Entschuldige nur, daß ich geboren bin! Die Thatsache ist sehr bedauerlich, denn sie hat Dir Ausgaben verursacht. Aber ich kann wahrhaftig nichts dafür."

„Was das für dumme Redensarten sind! Ein anderer Mensch in Deinen Jahren ernährt sich selbstständig. Daß Du Dich selbstständig ernährst, werde ich wohl nicht erleben."

„Leicht möglich; denn bis ich von den Tantièmen meiner Opern leben kann, darüber wird wohl noch einige Zeit hingehen. Das ist nun mal nicht anders. Das bringt mein Beruf so mit sich."

„Beruf, Beruf! Was für einen Beruf hast Du denn? Ein Faulenzerleben führst Du. Oder willst Du mir einreden, das Notenschmieren sei ein Beruf, Du — Du —!"

„Ein anderer Vater würde sich freuen, wenn der Sohn Talent hat und die Verhältnisse es ihm erlauben, das Talent auszubilden und Künstler zu werden."

„Künstler! Da muß ich lachen. Haha! Ich hab' noch nicht gesehen, daß Du ein so großer Künstler wärst. Was kannst Du denn? Mein Geld verbrauchen, das kannst Du. Das verstehst Du meisterhaft. Deine Rechnungen nehmen überhand. In diesem Jahre hast Du Dir wieder einen Anzug machen lassen für achtzig Mark. Mußt Du denn beim theuersten Schneider arbeiten lassen? Sieh mich an: diesen Anzug trag' ich gerade fünfundzwanzig Jahre, und er hat nicht halb so viel gekostet. Künstler! Netter Künstler! Mein sauer erspartes Vermögen klein machen, das kannst Du. Mein Geld zu Deinen Dirnen bringen, das kannst Du. Oder glaubst Du, ich wüßte nicht, wo Du Deine Abende zubringst?"

Luz verspürte keinen Hunger mehr. Er legte Messer und Gabel hin und ließ das Fleisch stehen. Auch der Alte aß nicht weiter. Minna brachte den Kaffee herein.

„Ich verkehre nicht mit Dirnen,“ sprach Luz. „Du mußt nicht Alles glauben, was die Leute sagen.“

„Nun, weshalb sträubst Du Dich denn so? Weshalb willst Du nicht heirathen? Was hast Du gegen das Mädchen?“

„Ich habe gar nichts gegen sie. Aber man kann sich doch nicht mit allen Mädchen, gegen die man nichts hat, verloben. Wenn ich sie doch nun einmal nicht liebe.“

„Nicht liebe!“ äffte der Alte. „Hanswurst Du!“

Bei „Hanswurst“ griff Minna ein.

„Regen Sie sich doch nicht auf, Herr Hoffmann,“ sprach sie; „Sie können ja den Schlag kriegen!“

Aber Herr Hoffmann regte sich doch auf. Er zitterte am ganzen Leibe und schimpfte. Er schimpfte anders als andere Leute. Er hatte sich eine besondere Art von Schimpfworten eigens für den Sohn erfunden. Was ihm davon einfiel, das sagte er jetzt, schreiend und brüllend.

„Du Klotz — Du Schmock — Du Stockfisch — Du — Du — Du — Componist!“

Ein stärkeres Schimpfwort fiel ihm nicht ein.

„Laß endlich das Schimpfen!“ sprach Luz mit finsterer Miene; „ich bin kein Schulbube; ich bin ein erwachsener Mensch.“

Allein die Schleusen, einmal geöffnet, wollten sich nicht wieder schließen.

„Was bist Du? Ein Nichts bist Du! Ein verlorener Mensch bist Du! Ein Mensch, der sich nicht ein Stück trocken Brod verdienen kann! Ein — ein —“

Das Weitere hörte Luz nicht mehr. Er war aufgestanden und aus dem Zimmer gegangen. Der Alte schimpfte in's Blaue hinein und that sich mit zitternder Hand Zucker in den Kaffee.

„Sie sind aber auch zu heftig gewesen,“ sprach Minna mild verweisend.

„Ich bin heftig gewesen? Er ist heftig gewesen. Ich doch nicht! Was habe ich denn gesagt?“

„Sie wissen es blos nicht, Herr Hoffmann. Wenn Sie sich in Zorn reden, dann wissen Sie gar nicht mehr, was Sie sagen. Der junge Herr ist im Stande und —“

„Ich weiß, was ich zu thun habe,“ schnitt der Alte die Unterhaltung ab. Minna schwieg und trug Schüsseln und Teller ab. Sie kam aber bald wieder herein und bat aufgeregt, Herr Hoffmann möchte doch mal 'rauskommen: der junge Herr packte seine Sachen.

„Was thut er? er packt seine Sachen?“

Herr Hoffmann erhob sich und ging mit der Schwerfälligkeit des Alters, knarrenden Schrittes in das Zimmer des Sohnes.

„Was thust Du da?" fragte er Luz, der vor dem offenen Kleiderspinde stand und mehrere Hosen zusammenfaltete, um sie in einen Korb zu legen.

„Du siehst ja, ich packe."

Der Alte sah Luz an, prüfend, als stiegen ihm Zweifel auf, ob er bei Verstande sei.

„Treib' keine Possen," sprach er, sich zur Ruhe zwingend.

„Ich treibe keine Possen," war die gleichmüthige Antwort; „ich habe es satt, mich so behandeln zu lassen. Ich ziehe aus."

Den Alten verließ die Selbstbeherrschung, er gerieth von Neuem in Zorn und schrie:

„Zieh nur, Du Narr, Du wirst schon wieder kommen!"

„Ich werde nicht wieder kommen, darauf verlasse Dich. Lieber will ich betteln gehen oder Hungers sterben. Es ist kein Entschluß von heute und gestern. Ich habe mir es reiflich überlegt, das Maß ist voll."

Der Alte sah sich um, als ob er Jemand suchte, der ihm helfen sollte. Er war gewohnt, daß man sich ihm unterordnete. Diese Entschlossenheit machte ihn rathlos; weinerlich sprach er:

„Das ist nun der Dank, das hat man nun davon, daß man den Menschen groß gezogen hat für sein theures Geld. So wird Einem die Liebe und Güte gelohnt."

„Liebe und Güte! Daß ich nicht lache! Was Du mir gabst, gabst Du mir widerwillig. Daß Du mich kleiden mußtest, mir Essen und Trinken geben, war Dir eine lästige Pflicht. Jeder Groschen, den Du für mich bezahltest, machte Dir Schmerzen. Woher soll da der Dank kommen?"

„Du hast keine Pietät! Nicht eine Spur von kindlichem Gefühl!"

„Da hast Du leider Recht. Was davon in mir war, das hast Du gründlich ausgerottet. Hast Du mir nicht immer gesagt: ich sei ein verlorener Mensch? Bist Du nicht auf mir herumgetreten wie auf einem Wurm? Hast Du mich nicht gedemüthigt wie einen gemeinen Verbrecher? Hast Du mir nicht das Leben unter Deinem Dach zur Hölle gemacht? Und da verlangst Du Pietät und kindliches Gefühl?"

„Schweig!" rief der Alte, als er sah, daß er mit seinem wehleidigen Appell an die Kindesliebe nicht weiter kam; „ich verbiete Dir so zu reden."

Luz bewahrte seine Ruhe und packte die Strümpfe ein.

„Es ist nicht nothwendig, daß Du so schreist," sprach er, „ich kann hören."

„Da hat man nun sein Lebtag gespart," fing der Alte wieder an.

„Als ob Du meinetwegen gespart hättest! Du hast gespart, weil es Dir Freude machte, das Gold im Schranke aufzuhäufen. Du hättest auch gespart, wenn ich nicht auf der Welt wäre. Was habe ich von Deinem

Sparen? Die Aussicht, künftig einmal vielleicht in den Besitz Deines Geldes zu gelangen —"

„Das wirst Du nicht! Darauf verlaß Dich! Zieh zu der Person, zu der Straßendirne!"

„Ich kenne keine Straßendirne. Aber lieber will ich Zuhälterdienste verrichten, als länger in diesem Hause —"

„Ich enterbe Dich," schrie der Alte in maßloser Wuth. „Ich vertheile mein Geld unter die Armen; ich — ich vermach' es der Stadt. Keinen rothen Heller sollst Du kriegen, Du Hund! Das schwöre ich Dir, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"

„Mach mit Deinem Gelde, was zu willst. Ich brauche es nicht. ich will es nicht. Ich war lange genug sein Sklave; ich trage kein Verlangen, sein Herr zu werden. Denn dieses Geld ist schlimmer als die Sünde. Ich habe es hassen gelernt und verachten dazu. Es hat mir den Ekel geweckt und die Freude geraubt; es hat das Beste in mir besudelt; es hat meine heiligsten Gefühle getödtet. Ich sage Dir, Dein Geld war mir ein böser Dämon, dem ich dreißig Jahre habe dienen müssen. Jetzt schüttle ich die Ketten ab. Jetzt mache ich mich frei. Wirf es meinetwegen in den Rinnstein oder sonst wohin. Ich will Dir zeigen, daß es noch Menschen giebt, die sich nicht vor Deinem Gelde beugen; die noch Anderes kennen auf der Welt, als Geld und wieder Geld!"

Der Alte bebte, er kannte sich nicht mehr. Er wußte nicht, was er that noch sprach. Er schrie nur fortwährend:

„Hinaus! Hinaus mit Dir!"

Die Augen waren geröthet, die Fäuste geballt und zum Schlage erhoben. So trat er auf den Jungen los. Alles Menschliche war aus seinen Zügen gewichen. Sinnlose Wuth verzerrte das Gesicht zur Fratze. Er war wie ein wildes, hungriges Thier, das seine Beute zerreißen will.

Der Junge stand da, hoch aufgerichtet, den Kopf im Nacken, die Augen glühend, bleich, entschlossen. Zwischen den Brauen eine drohende Falte. Den flammenden Blick starr auf den Alten gerichtet, wie ein Bändiger, der einen brüllenden Löwen niederzwingen will.

„Wage nicht, mich zu schlagen! Du bist für mich ein Mensch, wie jeder Andere! Wehe dem, der mich berührt!"

Er hatte die Stimme erhoben: bereit, dem Anderen in den Arm zu fallen und entschlossen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In seinem Blick lag etwas Drohendes, Unheimliches, das den Alten im Bann hielt; das ihn einschüchterte und ihm Furcht einflößte; das ihm die Fäuste langsam niederzwang.

Der Lärm lockte Minna aus der Küche.

„Sie sollten sich nicht so aufregen, Herr Hoffmann," sprach sie wieder. Sie sagte das immer, wenn es Scenen gab, und immer mit demselben ängstlich vermahnenden Tonfall. Es war ihr jahrelang geübtes Leitmotiv.

Der Alte rannte in der Wohnung umher, für seine Wuth einen Ausweg suchend. Er bebte, er schnaubte, er schrie, er tobte.

„Kommen Sie, Minna," sagte Luz; „erweisen Sie mir den letzten Liebesdienst und helfen Sie mir packen.

„Mein Gott!" jammerte Minna, „mein Gott! wenn das die Selige wüßte!"

„Und den Leuten, die ich schicken werde, geben Sie mein Clavier mit."

„Sie sollten es nicht thun, junger Herr! Sie sollten hier bleiben! Er meint es ja nicht so. Er ist nur so jähzornig. Morgen hat er es vergessen und ist wieder gut."

„Aber ich nicht, ich bin morgen nicht wieder gut."

„Es ist doch immer Ihr Vater, junger Herr."

„Nein, Minna, ich habe keinen Vater mehr."

IV.

Noch schien die Sonne. Sie schien auf den Kirchhof und vergoldete die Kreuze aus Stein und aus Eisen, und die duftenden Büsche, die auf die Gräber niederhingen. Im Flieder sangen Nachtigallen. Ueber der grauen Mauer spielten bunte Schmetterlinge und badeten die Flügel in Purpur. Die Fenster der schmucklosen Miethskaserne, dem Kirchhof gegenüber, warfen den flammenden Widerschein zurück; bis auf zwei, deren Läden geschlossen waren. Im Zimmer brannte eine Kerze und beleuchtete magisch die Gestalt eines hageren Mannes, der gemessenen Schrittes auf und ab ging. Wenn er an den Tisch kam, wo die Kerze stand, dann fiel der Schimmer auf seine tiefliegenden Augen, auf sein gelbes, bartloses, hohlwangiges Gesicht, das von hundert Furchen durchzogen war. Vor die Stirn war ein grüner Lampenschirm gebunden; in der Rechten hielt er ein rostiges Schwert, in der Linken ein offenes Buch, aus dem er mit heiserer Stimme wunderliche Formeln las. Auf dem Sopha saß Muz und folgte mit Spannung seinem Treiben. Als der Mann etwa zwanzig Mal in dieser seltsamen Weise das Zimmer durchmessen hatte, öffnete sich die Thür. Luz trat ein.

„Die Läden geschlossen? Am hellen Tage Kerzenschein? Ja, was ist denn los? Ach, ich verstehe: man probirt. Es handelt sich gewiß um einen scenischen Effect, ein Ritterstück oder dergleichen?"

„Nichts dergleichen," antwortete Muz. „Wir beschwören."

„Ihr beschwört?"

„Jawohl, den Teufel."

„Und da mußte ich kommen. Ein schlechter Ersatz: wenn man den Teufel haben will, und es erscheint eine so wenig einflußreiche Persönlichkeit wie Ludwig Hoffmann."

„Sehr angenehm," sagte der Beschwörer und faßte grüßend an seinen Lampenschirm.

„Nun ist der Zauberbann vernichtet,“ sprach Muz bedauernd, „nicht wahr, Papa Pipo? Schade um das schöne Geld!“

„Geld giebt's auch?“

Der Beschwörer declamirte dumpf und düster:

> Drei Wochen beschwör' ich mit Schwert und mit Buch,
> Den Teufel verehr' ich mit dreifachem Fluch;
> Auf männlichem Grab, mit Lammblut besprengt,
> Wenn der Vollmond über dem Kirchhof hängt,
> Das Schwert in der Rechten, das Buch in der Linken,
> In's Knie einhundertundeinmal sinken,
> Und die Formel beten auf Seite elf,
> Wenn die Glocke vom Thurm schlägt dreiviertel Zwölf.“

„Kann man sich auch fest darauf verlassen, daß man Geld kriegt, wenn man das Alles thut? Dann bedaure ich wirklich, Sie in dieser verdienstvollen Beschäftigung gestört zu haben.“

„Du kamst aber auch zu unerwartet.“

„Ich kann ja wieder gehen.“

„Wo denkst Du hin? Ich mache schon hell.“

Sie zog die Läden auf, und die Sonne fluthete in das Zimmer. Dann stellte sie vor:

„Also das hier ist mein — mein Luz.“

„Ach, der Herr Luz,“ ließ sich der Beschwörer vernehmen und lächelte verbindlich. „Unsere Kleine hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Mein Name ist Pipo.“

„O, Papa Pipo!“ rief Luz und warf einen Blick des Wiedererkennens auf die graue, carrirte Hose, die er selber noch bis vor Kurzem getragen hatte; „Sie brauchen sich nicht erst vorzustellen; wer kennt nicht den berühmten Pipo, den Helden und Charakterspieler vom Hoftheater in Sondershausen!“

„Dessau — Dessau,“ verbesserte Pipo geschmeichelt und gab seinem dürftigen, faltigen Halse eine verbindliche Drehung. Zugleich fuhr er sich genialisch über den Kopf, wie wenn da Locken wären. Das war aber nicht der Fall. Die Locken waren längst fort. Nur die Bewegung war geblieben. Als die hagere, knöcherne Hand an die Stelle kam, wo bei Anderen der Kragen sitzt, sagte er wie entschuldigend:

„Ich geh' etwas commod, Herr — Herr Luz; ich trage nie einen Kragen außerhalb der Bühne, nie!“

Er machte eine dramatische Geberde, als ob er den Gedanken, einen Kragen zu tragen, mit Entrüstung von sich wiese.

„Er stört, er benimmt den Athem, er kratzt die Wange, wenn man vom Barbier kommt.“

„Ich begreife,“ sagte Luz und betrachtete die grauen Bartstoppeln, die nach dem Messer des Barbiers ordentlich zu schreien schienen.

„Ja, mein junger Freund,“ sprach Pipo theatralisch; „das waren

andere, köstlichere Zeiten, als Pipo noch am Hoftheater in Dessau jugendliche Helden creirte. Damals war Pipo in Aller Munde. Heute — wer kennt heute den Namen Pipo? Wer?" Er sagte nicht „wer", sondern „wär". „Damals, ja damals! Es gab keinen Abend, wo ich nicht spielte. Und immer große Rollen."

Er trank sein Gläschen Cognac aus und schenkte sich von Neuem ein.

„Das war zu viel, auch für einen Pipo zu viel. Das Organ ging in die Brüche. Sie hören es ja; Alles weg! Pfutsch! Perdu! Chronischer Katarrh. ‚Das ist das Loos des Schönen auf der Erde'. Trinken Sie auch einen, Herr Luz? Der Cognac ist heute ausgezeichnet, Kleine. Wenn meine Collegen Ihnen sagen: es käme vom Suff, glauben Sie's nicht, glauben Sie's nicht! ‚Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen'. Die Bande ist ja so neidisch, was, Kleine? Heute — Du liebe Zeit — heute ist Pipo eine Ruine. Ja, ja, eine Ruine. Und die Gagenverhältnisse — unter uns gesagt — sind kläglich; was, Kleine?"

„Ja, Papa Pipo, beim Schmierenkarl ist nicht viel zu holen."

„Betriebe ich nicht nebenbei meine Praxis als Rechtsconsulent —"

„Wie vielseitig," sagte Luz. „Charakterspieler, Teufelsbeschwörer und Rechtsconsulent!"

„Mein lieber Herr," krächzte Pipo und trank aus, „der Mensch muß leben. Ich brauche wenig; ich lebe mehr vom Trinken, als vom Essen. Weshalb? Aus Billigkeit; je mehr ich trinke, desto weniger brauch' ich zu essen. Aber auch das Wenige will verdient sein. Mein lieber Herr: danken Sie Ihrem Schicksal, daß Sie nicht Mitglied einer reisenden Schauspielertruppe geworden sind!"

„Was nicht ist, kann ja noch werden. Gerade wollte ich fragen, ob nicht in Ihrer Truppe eine Stelle für mich vacant ist."

Man lachte.

„Sie sind sehr lustig, junger Herr, sehr lustig."

„Nicht wahr? Ich bin sehr lustig. Ich glaube, ich hätte das Zeug zum Bonvivant; meine Garderobe ist in leidlichem Stande. Was meint Ihr, Kinder?"

„Ein guter Witz, ein ausgezeichneter Witz, was, Kleine? Unter uns gesagt: unser Bonvivant hat gar kein Zeug für dieses Fach. Er ist sehr abgerissen. Er sieht höchst unwahrscheinlich aus, was, Kleine?"

„Wie ein verhungerter Stiefelputzer."

„Das Einzige, was mir fehlt," meinte Luz, „ist Talent."

„O, das macht nichts," erwiderte Pipo, „die andern Mitglieder unserer Truppe haben auch kein Talent. Die Kleine und ich, wir sind die einzigen Künstler."

„Du vergißt Deine Freundin, Papa Pipo, die Krickel; die war doch zehn Jahre am Theater in Petersburg."

„Sprich nicht von ihr! Beleidige nicht mein Ohr! Uebrigens lügt das Weib. Das mit dem Theater in Petersburg ist plumper Schwindel. Nein, nein, junger Herr: Sie brauchen die Concurrenz nicht zu fürchten. Unser Liebhaber ist ein durch's Examen gefallener Theologe; unser Komiker reiste in Spiritus; unser Held ist ein herausgeworfener Gymnasiast."

„In den Rahmen würde ich passen, Papa Pipo. Aber es wäre mir doch lieber, wenn ich eine minder hervortretende Beschäftigung erhalten könnte. Meine Anlagen weisen mich mit Entschiedenheit auf den Souffleurkasten hin."

„Souffleur!" rief Papa Pipo und warf Muz einen verständnißinnigen Blick zu. Muz lachte. Pipo aber schenkte sich ein und sprach:

„O, junger Freund, wenn Sie die Souffleurstelle übernehmen wollten, Sie thäten ein gutes Werk! Denn der Souffleur, den wir jetzt haben, ist — unter uns gesagt — gar kein Souffleur. Er kennt die Stücke nicht, er soufflirt lauter Fehler; wenn ein Witz kommt, lacht er — lacht Minuten lang; ich bitte Sie, und dabei soll ein Mensch spielen! Im Stabstrompeter — weißt Du noch, Kleine? — da hat er so gelacht, daß der Kasten wackelte. Ich blieb stecken — natürlich — das Publicum lachte mich aus. O, es war schmählich. Und was das Schlimmste ist: zu Zeiten verläßt ihn die Sprache."

„Was Sie sagen!"

„Nun frage ich Sie: ein Souffleur, den die Sprache verläßt!"

„Der Mann scheint ja das Muster eines Souffleurs zu sein. Aber ich verstehe Euren Director nicht."

„Wir verstehen ihn schon, was Kleine? Er ist ein billig denkender Mensch. Freie Verpflegung und freie Fahrt: dafür soufflirt er. Ja, junger Freund, am Hoftheater in Dessau, da ging es doch ein wenig anders zu. ‚Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit'. Sie hat sich sehr geändert, unter uns gesagt. Daß der Hofschauspieler Pipo sich jemals von einem Souffleur wie diesem Souffleur souffliren lassen müßte, wer hätte das für möglich gehalten? Wär? Aber der Cognac, Kleine, ist ausgezeichnet."

„Was Sie mir da von dem Souffleur erzählen, Papa Pipo, könnte mich veranlassen, mich um diese Stelle zu bewerben; allein sie scheint mir doch nicht hinreichend dotirt zu sein. Freie Verpflegung und freie Fahrt ist mir zu wenig. Wir müssen schon auf ein anderes Mittel sinnen, wie ich mir Geld verdienen kann."

„Geld verdienen, ein so reicher, junger Herr! Ist der Herr Luz immer so fidel, Kleine?"

„Ernsthaft, Herr Pipo; ich muß verdienen. Nehmen Sie an, ich bin Pleite. Denn außer dem, was ich auf dem Leibe habe, und außer den Sachen, die ein Dienstmann sogleich hierher bringen wird, habe ich nichts zu verlieren."

„Mach' keine Witze!" sagte Muz und musterte, ein wenig ängstlich

das auffallend blasse Gesicht, zu dem das Lächeln und die Lustigkeit nicht recht passen wollte. „Du bist heute so sonderbar."

„Ja," krächzte Pipo, „er ist sehr spaßig, der Herr Luz."

„Ein Mittel, Papa Pipo, ein Mittel! Ein Mensch, der mit dem Teufel im Bunde steht, der muß doch Mittel haben, um Mittel zu kriegen! Aber nichts von Lammblut und männlichem Grab! Der Zauber ist mir zu umständlich. Hundertundeinmal die Kniee beugen, geht über meine Kräfte, ganz abgesehen davon, daß der Kirchhof zu dieser vorgerückten Stunde —"

Ein schwerer Gegenstand wurde vor der Thür niedergesetzt. Es klopfte. Der Dienstmann brachte den Korb mit den Sachen.

„Was bedeutet denn das?" fragte Muz kopfschüttelnd.

„Du siehst ja: ich ziehe her. Ich bleibe hier."

Papa Pipo amüsirte sich.

„Ein Spaßmacher, der Herr Luz! Mein Compliment! Sie lassen sich aber Ihre Witze etwas kosten! Wollen Sie wetten, Kleine? Der Korb ist leer wie ein ausgeblasenes Ei."

„O nein, er ist nicht leer, Herr Pipo. Er ist sogar recht schwer, wenn Sie sich überzeugen wollen. Es sind auch meine sämmtlichen Noten darin. Sie haben ja gesehen, wie der Dienstmann geschwitzt hat; oder glauben Sie vielleicht: das war Verstellung?"

„Aber Luz! Du mußt den Scherz auch nicht zu weit treiben. Ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll."

„Er ist sehr spaßhaft, der Herr Luz, sehr spaßhaft. Jetzt muß ich aber zur Probe. Morgen spielen wir in Jüterbog die schöne Ungarin. 's Geschäft bringt's mal so mit sich. Wenn Du nicht mitspielst, Kleine, macht es mir gar keinen Spaß, unter uns gesagt. Na, große Seelen dulden still. Lebt wohl, Ihr guten Leute, lebt wohl! Es giebt ein Wiedersehen."

Er trank seinen Cognac aus und ging, kam aber gleich noch mal zurück.

„Da hätte ich richtig die Hauptsache vergessen, Kleine. Schmierenkarl braucht einen Clavierspieler. Unserer streikt. Sechs Mark pro Abend ist ihm zu wenig. Er hat was Besseres gefunden. Unsere große Tour nach Potsdam und Umgegend macht er nicht mehr mit. Wenn Du uns Jemand verschaffen kannst, Kleine, dann möchtest Du's Schmierenkarl wissen lassen."

„Ist gut, Papa Pipo; werde dran denken. — Nun sage mir endlich, Luz, was ist geschehen?"

„Das ist schnell gesagt; mein Vater und ich, wir sind fertig mit einander. Ich werde seine Schwelle nicht mehr betreten."

„Und Du bleibst bei mir? Ja? Du willst bei Deiner Muz bleiben?"

„Wenn Du mich nicht hinauswirfst."

„Luz, mein lieber Luz!"

Sie umarmte und küßte ihn und freute sich wie ein Kind, dem endlich sein Lieblingswunsch erfüllt wird. Aber dann wurde sie nachdenklich.

„Was werden die Leute dazu sagen?“

„Die Leute? Ja so! Das hatte ich vergessen. Die Leute werden Dir's natürlich übel nehmen, Muz, wenn Du mich —“

„Rede ich denn von mir?“ unterbrach sie ihn. „Von Dir ist die Rede. Man wird Dir vorwerfen, daß Du Dich von mir hast fangen lassen, daß Du einer femme connue — so hieß doch das schöne Wort? — in's Garn gegangen bist.“

„Laß sie nur reden! Was hat man denn von den Leuten, daß man ihnen zu Gefallen leben soll! Ich bin Keinem Rechenschaft schuldig; nur mir selber. Ich thue, was ich für gut befinde, und bleibe bei Dir — vorläufig wenigstens.“

„Vorläufig? Was heißt das? Du willst doch nicht wieder fort von mir?“

„Doch, Muz! Sobald ich eine andere Wohnung habe.“

„Wie?“

„Wir müssen ernsthaft mit einander reden, meine arme Muz. Und Du mußt hübsch vernünftig sein und mich ruhig anhören. Komm: setz' Dich zu mir auf's Sopha. So! Nun wollen wir uns einmal klar machen, wie die Dinge liegen. Bisher war ich nur der Sohn meines Vaters. Er hat mich erhalten, wenn auch ungern und kärglich. Das hört nun auf. Die hundert Mark Monatsgeld, die profitirt er nun. Den Sohn muß er zwar auf das Verlust-Conto setzen; dafür kann er aber jährlich zwölfhundert unter Credit buchen: so macht er per Saldo noch immer ein gutes Geschäft in *seinem* Sinne. Ich bin also, kurz gesagt, gänzlich auf mich selbst angewiesen. Jetzt heißt es: schwimm oder ersauf!“

„Nun ja, wir müssen eben sehen, wie wir was verdienen können.“

„Auch für die *Zukunft* habe ich kein Vermögen zu erwarten, Muz.“

„Du sagst das so feierlich —“

„Auch nach dem Tode meines Vaters nicht. Er enterbt mich. Ich kriege keinen rothen Heller.“

„Ich weiß garnicht, was Du willst.“

„Du bist jung und schön, Muz.“

„Und *Du* bist ein Schmeichler.“

„Als Du mich kennen lerntest, war ich der Sohn eines Millionärs — jetzt bin ich ein Bettler. Es wäre Unrecht, wenn ich Dich an mich fesseln wollte. Nein, Muz, ich komme, um Abschied zu nehmen. Nur ein paar Tage noch, dann bist Du frei.“

„Jetzt verstehe ich erst. Pfui, Luz: wie kannst Du nur so schlecht von mir denken! Ich will lieber zusammen mit Dir hungern als mit einem König soupiren gehen.“

Er drückte sie an sich und streichelte ihr weiches Haar.

„Wir werden uns eben einrichten," fuhr sie fort. „Wir werden nicht des Abends im Restaurant essen; und Mittags werden wir uns auch einschränken. Da giebt's Schweinecotelette oder sonst was Billiges. Du sollst mal sehen, wie billig wir leben werden. Du wirst mir keine Chocolade mehr mitbringen. Es wird sich schon Alles finden. Und nicht wahr, daß Du wieder fort willst von mir, das war nur so geredet? Du wolltest nur sehen, was ich dazu sage; nicht, Luz? Du bleibst! Ja! Ja, mein lieber, lieber Luz! Frau Säuberlich!" rief sie und lief nach der Thür; „Frau Säuberlich! Kommen Sie doch! Er bleibt hier, nun bleibt er immer hier!"

Mit Frau Säuberlich stürzte Schnauz in's Zimmer. Er brach in ein Freudengeheul aus, warf erst den Schirmständer um, dann ein Gefäß, das unter dem Bette stand, sprang mit den nassen Pfoten an Luz in die Höhe und turnte entzückt vom Sessel zum Sopha und vom Sopha zum Sessel, überall deutliche Zeichen seiner Ausgelassenheit zurücklassend.

„Der Hund blamirt mich schon wieder," sprach Muz in komischer Verzweiflung; „immer wenn Besuch kommt, reißt er die Deckchen von den Sesseln, und grade an Stellen, wo das Zeug Risse hat."

Frau Säuberlich hatte alle Hände voll zu thun, um die Spuren hündischer Freude zu beseitigen, und gelangte in Folge dessen nicht dazu, ihrer freudigen Ueberraschung gleichfalls Ausdruck zu geben. Als schließlich Ruhe eingetreten war und die Wirthin mit dem Aufwaschtuch das Zimmer verlassen hatte, nahmen Luz, Muz und Schnauz auf dem Sopha Platz.

„Drei bilden ein Collegium," sagte Luz, „nun wollen wir einmal berathen, was geschehen muß."

Ehe aber die Berathung begann, hob er prüfend die Nase: „Es riecht hier so eigenthümlich, Muz. Du hast zu starke Parfüms."

Muz lachte.

„Ich bin es ja gar nicht. Der Hund ist's. Denke Dir: er hat mir heute Morgen die ganze Lippenpomade ausgeleckt."

„Da hört doch Alles auf!" rief Luz und warf dem Missethäter einen Blick voller Empörung zu. „Du erziehst den Hund nicht ordentlich."

„O" — rechtfertigte sich Muz — „ich habe ihn mächtig verkeilt; gelt, Schnauz? Du Bandit? Du Strolch? Das Vieh ist ja so vernascht. Sieh nur —" sie lachte — „sieh nur, wie komisch er Dich ansieht!"

„Ja, wenn Du lachst, dann bestärkst Du ihn in seinen verbrecherischen Neigungen."

Schnauz bemerkte mit Wohlgefallen, daß von seiner Großthat die Rede war, und wedelte selbstbewußt mit dem aalglatten Schwänzchen.

„Nun wollen wir aber einmal überlegen," sagte Luz.

Es trat ein großes Schweigen ein. Schließlich meinte er, etwas mißmuthig:

„Es kann doch nicht so schwer sein, etwas zu finden. Für einen

Menschen, der das Gymnasium absolvirt und Musik studirt hat, muß es doch eine einträgliche Beschäftigung geben."

„Was hältst Du von Musikunterricht?" fragte Muz mit Schüchternheit; „wenn man in der Zeitung inserirte?"

Aber Luz hielt nichts davon. Die Concurrenz sei zu groß; und Gevatter Schneider oder Handschuhmacher Clavierstunde geben für fünfzig Pfennige, und Portierskindern „Stille Nacht, heilige Nacht" und die neuesten Gassenhauer beibringen, nein, dafür müsse er sich denn doch bedanken. Man schwieg von Neuem. Schließlich sagte er:

„So sehr ängstlich ist es übrigens nicht. Für die nächste Zukunft brauchen wir nichts zu befürchten. Laß uns mal unser Budget nachrechnen. Da habe ich erstens mal eine ganze Anzahl Lieder bei den verschiedensten Verlegern.

„Angenommen?"

„Noch nicht; aber ich bin überzeugt, daß sie genommen werden."

Muz schwieg.

„Dann ist da meine große Oper, die werde ich demnächst an Ziegner schicken."

„An Ziegner? Das würde ich nicht thun."

„Warum nicht? Er ist einer der ersten Musikverleger."

„Wenn auch. Du hast Dich doch nun einmal, wie Du sagst, bei ihm unmöglich gemacht. Du weißt doch: die femme connue!"

„Deswegen sei unbesorgt. Geschäft ist Geschäft. Da gelten keine persönlichen Rücksichten. Und Ziegner ist ein ganz geriebener Geschäftsmann. Wenn er sich etwas von der Oper verspricht, dann nimmt er sie, und da kann sie geschrieben sein, von wem sie will."

„Ja, aber —"

„Kein Aber. Die Oper ist gut, und es ist ein Geschäft damit zu machen. Das Einzige ist: die Prüfung von so einer Oper nimmt Zeit in Anspruch, und es kann eine geraume Weile dauern, bis die Annahme erfolgt. Da muß man sich schon in Geduld fassen. Aber da habe ich noch eine andere Oper, meine erste; die ist bereits angenommen."

„Angenommen?"

„Ja, beim Bremer Stadttheater."

„Und davon hast Du mir nichts gesagt?"

„Es ist schon so lange her."

„Da beziehst Du wohl Tantièmen?"

„Das nicht. Denn die Oper ist noch nicht aufgeführt worden; und hoffentlich wird sie auch nicht so bald aufgeführt werden."

„Hoffentlich?"

„Ja, hoffentlich. Denn es wäre leicht möglich, daß alsdann meine Einnahmen aufhörten."

„Das verstehe ich nicht."

„Ist aber sehr einfach. Der Director war so leichtsinnig und hat sich verpflichtet, die Oper binnen Jahresfrist herauszubringen. Das hat er aber nicht gethan — aus Repertoirrücksichten —“

„Aha, das kennt man!“

„Wahrscheinlich hat er das Vertrauen verloren. Offen gesagt: ich habe auch keins. Es ist ein Erstlingswerk. Weil er's aber nicht giebt, muß er mir zur Strafe, laut Contract, jedes Vierteljahr hundert Mark zahlen.“

„Da machst Du ja ein glänzendes Geschäft. Aber, weißt Du, ich würde mich doch nicht ausschließlich auf's Componiren legen. Du könntest doch mal das Pech haben, daß etwas von Dir aufgeführt wird, und dann —“

„Wirst Du wohl nicht so boshaft sein!“ rief er und kniff sie in das rosenrothe Ohrläppchen, indem er sich entrüstet stellte, in Wahrheit aber die Gelegenheit benutzte, um unter der Maske der Entrüstung zärtlich zu werden.

„Aua!“ rief sie und schlug ihn auf die Finger; „Du störst die Berathung.“

Man berieth weiter. Luz sah zum Fenster hinaus nach dem Kirchhof.

„Mit dem Componiren wird es hier schlecht gehen,“ meinte er; „in dieser Umgebung, mit der Aussicht auf den Kirchhof, da wird nicht viel Heiteres herauskommen. Grabgesänge, Todtentänze, so etwas. Und statt der Notenköpfe fürchte ich — wird man Todtenköpfe malen.“

„Ach, Du mit Deinen Witzen! Denk lieber nach, was mit uns werden soll.“

Wieder schwiegen sie. Nach einer Weile seufzte er:

„Hab' mir's doch nicht so schwer gedacht.“

Schnauz betheiligte sich längst nicht mehr an der Berathung, er war, den spitzen Kopf im Schooße seiner Mammi geborgen, sanft entschlummert.

„Nein, sind wir dumm — sind wir aber dumm!“ rief Muz auf einmal. „Da sitzen wir und sitzen und sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht.“

„Was meinst Du denn?“

„Luz, das hat der liebe Gott so eingerichtet, glaube mir; Schmierenkarl braucht einen Clavierspieler. Die Stelle ist wie geschaffen für Dich.“

Luz machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Ich hielt mich eigentlich zu Höherem berufen. Clavierspieler an einer Schmiere —“

Muz wurde ärgerlich.

„Wenn Du immer gegen alle meine Vorschläge so viel Einwendungen hast! Eine Stelle an der Königlichen Oper kann ich Dir nicht verschaffen. Wir müssen doch leben, und sechs Mark für den Abend sind immer mitzunehmen.“

„Gut," sagte er; „weil Du's bist, will ich meinen Männerstolz beugen und Schmierenkarl meine Dienste anbieten."

„Endlich ein vernünftiges Wort!" rief sie. „Und es ist noch ein Gutes dabei: Du bist immer bei mir; wir reisen zusammen."

„Das reisende Künstlerpaar Luz und Muz; wir haben's herrlich weit gebracht."

„Ach was: wie und wovon man lebt, ist gleichgiltig, wenn man sich nur lieb hat."

Sie saßen eng aneinandergeschmiegt und sahen hinaus in die Dämmerung. Schulter an Schulter, Hand in Hand.

„Ich bin so glücklich, Luz. Siehst Du wohl, daß es eine Wunschbuche war?"

„Ja, Dein Wunsch ist nun in Erfüllung gegangen. Man könnte beinahe abergläubisch werden."

„Mein lieber Luz!"

„Meine liebe Muz! Wer hätte heute Mittag gedacht, daß ich heute Abend noch so froh sein würde."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfadfinder der modernen Psychologie.

Th. Ribot.

Von

Eduard Sokal.

— Berlin. —

(Th. Ribot: Essai sur l'imagination créatrice, Paris F. Alcan 1900. Frühere Werke von Th. Ribot: La philosophie de Schopenhauer — La philosophic de l'attention — Les maladies de la personnalité — Les maladies de la mémoire — Les maladies de la volonté — L'hérédité psychologique — La psychologie anglaise contemporaine — La psychologie allemande contemporaine — L'evolution des idées générales — La psychologie des sentiments — Paris F. Alcan. —)

Vor dreißig Jahren würde man die Behauptung, die Psychologie sei noch in der Kindheit und habe wenig Aussicht, bald aus ihr herauszukommen, eine paradoxe genannt und den Vorwurf des Kritikers durch den Hinweis auf die seit Locke den verschiedenen Aeußerungen des menschlichen Geistes gewidmeten Schriften als hinlänglich zurückgewiesen erachtet haben. Heute wäre diese Behauptung nicht mehr parador. Der Standpunkt ist ein anderer geworden, und wenn man auch mit Recht anerkennt, daß die alten Psychologen in vieler Beziehung sich Verdienste erworben und in der Analyse eine kaum zu übertreffende Schärfe und Feinheit gezeigt haben, so will man doch in alledem nichts Besseres als die ersten Vorarbeiten sehen. Der neue Geist der Naturwissenschaften ist auch in die Psychologie eingedrungen, und man frägt sich, ob eine Summe scharfsinniger Bemerkungen, feiner Analysen, elegant dargestellter Beobachtungen des gesunden Menschen-

verstandes, für werthvolle Wahrheiten ausgegebener metaphysischer Hypothesen ein gegliedertes Lehrgebäude, eine wahre Wissenschaft bilden, und ob man nicht vielmehr zu einer strengeren Methode seine Zuflucht nehmen müsse. Auf diese Weise ist eine von Tag zu Tag schärfer werdende Trennung zwischen alter und neuer Psychologie eingetreten, und obwohl jene dem Anscheine nach noch ziemlich feststeht, so sind ihre Tage doch gezählt. Die Bemühungen, sie den Anforderungen des Zeitgeistes anzupassen, können darüber nicht täuschen; ihr Grundcharakter, wie sich in wenigen Worten zeigen läßt, bleibt doch immer derselbe. Sie ist mit metaphysischem Geiste durchtränkt, sie ist die „Wissenschaft der Seele“, Selbstbeobachtung, Analysiren, Schließen sind ihre ältesten Forschungsmethoden; sie mißtraut den biologischen Wissenschaften, schöpft aus ihnen nur ungern, gezwungen und schämt sich ihrer Entlehnungen. Grämlich, wie alles Schwache und Alte, sehnt sie sich nur nach Zurückgezogenheit und Ruhe.“

Mit diesen Worten zieht Th. Armand Ribot im Jahre 1879 die Bilanz der speculativen Bestrebungen in der Psychologie, und durch den schroffen unbeugsamen Gegensatz zu denselben ist das Programm seiner eigenen Forscherthätigkeit gegeben. Nachdem diese Forscherthätigkeit eine Reihe hervorragender Werke gezeitigt, das weite Reich der seelischen Erscheinungen durchmessen und in dem soeben erschienenen Versuch über die schöpferische Einbildungskraft durch die Analyse der Schaffensthätigkeit selbst gewissermaßen ihren logischen Abschluß gefunden hat, ist es wohl an der Zeit, auch ihre Bilanz zu ziehen. Die Bilanz des Ribot'schen Lebenswerkes ist aber im Wesentlichen auch die der modernen französischen Psychologie.

(Vgl. Ed. Sokal, Th. Ribot und die neueste Psychologie, „Gegenwart“ 1893.)

* * *

Die speculative Aera hat den Abgrund naturphilosophischer Zweifel, welchen sie vor uns aufgedeckt hat, nirgends zu überbrücken vermocht, und zu der weit umfassenden Bedeutung der aufgeworfenen Probleme standen ihre Lösungen in kläglichem Mißverhältniß. In Uebereinstimmung mit der Generation großer naturwissenschaftlicher Entdecker, welche in Deutschland aus dem Laboratorium Joh. Müllers hervorgegangen, hielt Th. Ribot seit jeher jeden Compromiß mit der Naturphilosophie vergangener Decennien für unmöglich, aber auch jeden Kampf gegen dieselbe eigentlich für zwecklos, mit ihren Vertretern lasse sich nicht discutiren, da weder Grundsätze noch Methoden, weder Sprache noch Zweck gemeinsam seien. Aber während Männer wie Helmholtz oder Du Bois-Raymond, deren Begabung sie von Haus aus auf Beobachtung und Experiment anwies, in rastlosem Schaffensdrang der neuen Methode durch neue Entdeckungen zum Siege

verhalfen, hat Ribot, seiner eigentlichen Veranlagung nach Dialektiker, in der Schule abstract-philosophischen Denkens ausgebildet, sich die neue Erkenntniß erst mühsam abringen und in sich selbst vertiefen müssen. Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, daß der veränderten Denkweise die Denkgewohnheit nicht in Allem sich anbequemt. Trotz seiner großen und aufrichtigen Bewunderung für die experimentelle Methode konnten wir in keinem einzigen Werke Ribots die Schilderung auch nur eines selbstständig durchgeführten Experimentes finden. In der ihm eigenthümlichen Art und Weise, ein Problem nach allen Richtungen hin gleichsam abzutasten, bevor er es scharf in's Auge faßt, zeigt er sich als Meister der Analyse; seine virtuose Kunst, mit unklaren Begriffen sich auseinanderzusetzen, kann als Muster wohlangewandter Dialektik gelten. Mit einem Worte: er hat die geistigen Anlagen einer vergangenen Epoche in den Dienst der modernen Wissenschaft gestellt und an der Hand seiner Werke mag es uns gestattet sein, zu zeigen, wie ersprießlich diese Vereinigung geworden.

Die ersten Arbeiten Th. Ribots waren kritisch-historischer Natur. Des Satzes eingedenk, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei, versucht er es in zwei ausführlichen Monographien über die englische und deutsche experimentelle Psychologie die kurze Vergangenheit der Wissenschaft der Zukunft zu erzählen. Das langsame Tempo, die vielfach verschlungenen Irrwege der Psychologie scheinen ihm psychologisch leicht verständlich zu sein, denn bitter klagt er darüber, daß man eigentlich Mathematiker, Physiker, Psychologe und Pathologe sein, über die Resultate und vor Allem die Methoden sämmtlicher Experimentalwissenschaften verfügen müßte, um die psychologischen Untersuchungen mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Wenn demnach die Ausbeute bis jetzt nicht groß geworden, so spricht dies seiner Ansicht nach weder gegen die Methode, noch gegen deren Vertreter; es ist das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntniß eben in weit höherem Grade, als man gewöhnlich annimmt, eine Function der Zeit.

In der „Psychologie anglaise contemporaine“ (die im Jahre 1870 in erster Auflage erschien), bespricht Ribot ausführlich die Werke der beiden Mills, von Herbert Spencer, Alexander Bain und Georg Lewes, welche zu jener Zeit in Frankreich fast unbekannt waren. Dieses Buch, das innerhalb kurzer Zeit in die meisten Cultursprachen Europas übersetzt wurde, hat zur Verbreitung der besagten Autoren in so hohem Grade beigetragen, daß es gewissermaßen sich selbst dadurch überflüssig gemacht hat. In geistreicher, fesselnder Weise schildert es uns Geschichte, Methode und Ziele der englischen Psychologie, betont nachdrücklich die Vorliebe derselben für allgemeinere Systeme, ihren vorwiegend beschreibenden Charakter, hebt aber auch den Mangel eigentlich experimenteller Grundlagen sowie das Hypothetische der meisten Voraussetzungen bevor. Besonders be-

merkenswerth scheint uns der Aufsatz über Herbert Spencer, als dessen enthusiastischen Bewunderer und Anhänger Ribot sich bekennt.

Im Gegensatze zu der organischen Psychologie der Engländer, welche, auf der allgemeinen Entwicklungshypothese fußend, die psychischen Erscheinungen als die höchste Daseinsform, als die complicirtesten, weil zeitlich letzten aller Naturprocesse auffassen, hat sich die deutsche Psychologie seit jeher eine andere Aufgabe gestellt. Sie hat den analytischen Weg eingeschlagen und entnimmt ihre Gesichtspunkte sowohl wie ihre Ausdrucksweise hauptsächlich den physikalischen Wissenschaften. Sie zeigt zunächst im Allgemeinen ein größeres Bestreben nach Genauigkeit; im Besonderen Anwendung des Experimentes; quantitative Bestimmung (da das Experiment Zahl und Maß erfordert); ein begrenzteres Forschungsgebiet und Bevorzugung der Monographien an Stelle der Gesammtarbeiten.

Die auf den ersten Blick sonderbar erscheinende Trennung von deutscher und englischen Psychologie ist demnach, wie wir sehen, in der Natur der Sache vollständig begründet. Wie in der Kunst und im öffentlichen Leben, so prägt sich der Nationalcharakter (in diesem Falle gewiß nicht weniger deutlich) auch in der Wissenschaft aus. Wollte man für die französische Psychologie, deren Hauptvertreter unstreitig Ribot selbst ist, in ähnlicher Weise nach charakteristischen Merkmalen suchen, so müßte man vielleicht sagen, daß sie es vor den anderen verstanden hat, die richtige Mitte zwischen der unbeweglichen Tautologie und der abenteuerlichen Speculation festzuhalten, schwindelfrei an dem Abgrund metaphysischer Speculationen vorbeizugehen und in weiser Selbstbeschränkung gewissermaßen mit wissenschaftlichen Größen zweiter Ordnung zu operiren.

In den Zeitraum zwischen der Abfassung der „englischen" und der „deutschen" Psychologie (1870—1879) fallen noch zwei größere Abhandlungen unter dem Titel „L'héredité psychologique" und „La philosophie de Schopenhauer", welche für das Verständniß des Ribot'schen Entwicklungsganges von großer Bedeutung sind.

Die erste bedeutet das einzige Opfer, das Ribot seinen speculativen Neigungen brachte, die zweite das vollständige sich Lossagen von denselben.

Erblichkeit — Gewohnheit — Erhaltung der Kraft: zwischen diesen drei scheinbar so weit abgelegenen Phänomenen versucht Ribot in den Conclusionen seines Werkes „L'hérédite" eine Brücke zu schlagen. „Considérée au point de vue philosophique l'hérédité vous apparaît comme un fragment d'une loi beaucoup plus génerale, d'une loi de l'univers et sa cause doit être cherchée dans le mécanisme universel. Rien de qui a été ne peut cesser d'être, de là, dans l'individu l'habitude et la mémoire, dans l'espèce l'hérédité. Elle n'est qu'un cas particulier de cette loi dernière que les physiciens appellent la conservation de l'énergie et les métaphysiciens la causalité universelle."

Wir werden sehen, daß der hier angedeutete Gedanke einer weit concreteren Fassung fähig ist und dieselbe später bei Ribot auch gefunden hat; in der Form, wie er sich hier ausgedrückt findet, bedeutet der Satz allerdings nichts mehr als eine rein speculative Hypothese und trägt all' die Merkmale an sich, die Ribot selbst für eine solche angiebt, er lautet bestimmt, ist klar umschrieben, deutlich und — unbeweisbar.

Unbeweisbar! dies ist auch das einzige Wort, das er nach ausführlicher Darstellung als Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie gebraucht, Und wie man in vollem Ernst, in tiefster Ueberzeugung an Unbeweisbares glauben, Unbeweisbares verfechten kann, scheint ihm im Verlaufe seiner Entwicklung immer unbegreiflicher zu werden. Es gilt ihm nunmehr die Metaphysik als eine Art zweiten Offenbarungsglaubens in der Wissenschaft, ihre Geschichte als die Geschichte des Irrthums.

Im Jahre 1881 beginnt Ribot die Reihe seiner epochemachenden Arbeiten über die Pathologie der psychischen Erscheinungen mit den „Maladies de la mêmoire". Diese Arbeiten sind trotz des medicinischen Titels ausschließlich theoretischer Natur; den allgemein üblichen Anschauungen entgegen wird in ihnen der Versuch gemacht, die Lehre von den normalen Functionen auf die Betrachtung der pathologischen Abweichungen zu gründen, die psychischen Krankheitserscheinungen als unentwickelte und daher wenig complicirte Formen der geistigen Thätigkeit aufzufassen.

Der älteren Psychologie ist das Gedächtniß ein besonderes Seelenvermögen, die höchst merkwürdige und anscheinend gänzlich räthselhafte Fähigkeit unseres Geistes, Vorstellungen aufzubewahren, zu reproduciren und gleichsam perspectivisch anzuordnen. Wie Ribot selbst es in seiner Abhandlung über die Erblichkeit bereits angedeutet, wie späterhin von E. Hering in der geistvollen Rede über „Das Gedächtniß als eine allgemeine Function organischer Materie" des Weiteren ausgeführt wurde, ist das eigentlich psychische Gedächtniß im Grunde nur ein Specialfall der weit allgemeineren Erscheinung des „organischen" Gedächtnisses, wie sie in Gewohnheit, Erblichkeit, in Instinct neugeborener Thiere uns entgegentritt. Dieses organische Gedächtniß ist jeder lebenden Zelle eigen, seine besondere Modification als psychisches Gedächtniß ausschließlich der Gehirnzelle.

Das Hauptverdienst von Ribots Werk über das Gedächtniß besteht unseres Erachtens nach darin, daß es die zahllosen Thatsachen der einschlägigen psychopathologischen Litteratur in einer Weise geordnet hat, welche das Unwesentliche vor dem Wesentlichen zurücktreten läßt und in dem knappen Raum von 160 Octavseiten Alles erschöpft, was auf den normalen Mechanismus des Gedächtnisses Licht werfen könnte. Die Ergebnisse, zu welchen Ribot am Schlusse seiner Untersuchungen gelangt ist, gehören auch durchaus nicht der weitverbreiteten Species selbstverständlicher

Binsenwahrheiten an, sie sind vielmehr anscheinend paradox, wahre Columbuseier der Wissenschaft im besten Sinne des Wortes. Ein Beispiel mag unserer Behauptung zur Stütze dienen, nämlich die sogenannte „loi de regression“, welche Ribot für den Verlauf der Gedächtnißstörungen aufgestellt hat:

„Dans le cas de dissolution générale la perte des souvenirs suit une marche invariable; les faits récents, les idées en général, les sentiments, les actes.

Dans le cas de dissolution partielle le mieux connu (l'oubli des signes) la perte des souvenirs suit une marche invariable: Les noms propres, les noms communs, les adjectifs et les verbes, les interjections, les gestes.

Dans les deux cas, la marche est identique. C'est une regression du plus nouveau au plus ancien, du complexe au simple, du volontaire à l'automatique, du moins organisé au mieux organisé.

Nous avons rattaché notre loi à ce principe physiologique: „La dégénerescence frappe d'abord ce qui est le plus récemment fermé“ et à ce principe psychologique: Le complexe disparaît avant le simple parce qu'il a été moins souvent répété dans l'expérience.“

Wir sehen hier eine Fülle einzeln höchst verblüffender Thatsachen in einem ganz selbstverständlichen Gesetze zusammen gefaßt, sozusagen auf den gemeinschaftlichen Nenner gebracht — das Musterbild einer treffenden Erklärung.

Während Ribot in seiner Arbeit über das Gedächtniß die allgemein geläufigen Gesichtspunkte beibehalten konnte, begiebt er sich mit den Maladies de la volonté und Maladies de la personnalité auf viel schwankenderen Boden. Trotzdem wir täglich von Willenshandlungen und individuellem Bewußtsein sprechen, so wäre es uns doch ganz unmöglich, von beiden Erscheinungen eine einigermaßen exacte Beschreibung zu geben, wie sie für die Thatsachen des Gedächtnisses Niemand schwer fallen könnte. In beiden Fällen ist es schwer, fast unmöglich zu entscheiden, ob wir es mit elementaren, besonderen Bewußtseinsinhalten oder mit einem secundären abgeleiteten Phänomen zu thun haben; in beiden Fällen haben auch die Untersuchungen Ribots zu einem wesentlich negativen Resultat geführt. —

Es kann für den Naturforscher kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Vorgänge im Nervensystem ebenso wie alle anderen bekannten Erscheinungen des Weltalls dem Gesetze der Erhaltung der Kraft folgen, daß sie eine ununterbrochene, unverrückbare Reihe bilden, deren letztes Glied bereits durch das erste gesetzt ist. Natürlich darf man hierbei nicht in den bei Laien ziemlich häufigen Irrthum verfallen, daß das Gesetz von der

Erhaltung der Energie an und für sich zur **eindeutigen Bestimmung der Richtung** der Naturprocesse ausreiche; es drückt nur eine allgemeine **Bedingungsgleichung** aus, der alle **Naturvorgänge** unterworfen sind, wenn auch ihr **Verlauf** im Einzelnen (das Fallen des Steines zur Erde, die Ausgleichung der Temperaturunterschiede, die Entladung eines hochgespannten Conductors u. s. w.) durch die besonderen Eigenthümlichkeiten, gewissermaßen durch die **Naturgeschichte der einzelnen Energiearten** bestimmt ist. Immerhin erscheint schon nach der allgemeinen Bedingungsgleichung nur der Uebergang von quantitativ meßbaren Energiegrößen in einander und zwar nach gewissen Aequivalenten zuläßig und — mag es nun vorläufige Unwissenheit oder nothwendige Denkantinomie sein — die psychischen Erscheinungen lassen sich gegenwärtig nicht dieser Bedingungsgleichung unterwerfen. Die äußeren Reize, welche unsere Sinne treffen, pflanzen sich als innere Erregungen im Gehirn fort, gehen als centrifugale Impulse auf die motorischen Nerven über und entladen sich nach außen in Form unendlich mannigfaltiger Bewegungen; an **dieser Erklärung müssen wir festhalten**, denn bis jetzt ist sie die einzige, welche wenigstens einen kleinen Bruchtheil der Erscheinungen begreiflich macht. Der Gesichtspunkt, von welchem betrachtet eine Empfindung die andere, ein psychischer Zustand den anderen erklären könnte, ist bislang nicht gefunden worden, und so **bleibt denn die obige Betrachtungsweise vorläufig unser einziger Rettungsanker in diesem anscheinend völlig gesetzlosen Wirrwarr**, doch müssen wir uns andererseits vor Augen halten, daß in der Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen kein anderer Unterschied obwalten kann als — den eben unsere Unwissenheit hineinträgt.

Dies sind in großen Zügen die Voraussetzungen, von welchen **Ribot** bei seiner Beobachtung der Willenserscheinungen ausgeht und die er in seiner Arbeit Schritt für Schritt durchzuführen bestrebt ist. Er weist nach, daß es in jeder Willenshandlung zwei wohl zu unterscheidende Momente giebt: den Bewußtseinszustand, das „Ich will“, welches eine Situation constatirt, aber an und für sich völlig wirkungslos ist; und einen höchst complicirten psychophysiologischen Mechanismus, der allein Bewegungs- und Hemmungsimpulse auslösen kann. Er zeigt uns, daß in pathologischen Fällen bald der eine, bald der andere Factor verloren gehen kann, daß im ersten Falle die unwiderstehlichen Zwangshandlungen, im zweiten das Krankheitsbild der Aboulie entsteht, und schließt seine Ausführungen mit dem Satze: **La volonté n'est la cause de rien.**

Es läßt sich füglich daran zweifeln, ob diese Auffassung der psychologischen Zustände als bloßer „Epiphänomena“ gewisser Gehirnprocesse für die „Oekonomie der Wissenschaft“ von großem Nutzen ist, und es kann kaum in Abrede gestellt werden, daß der „doppelte Nervenproceß“ bis jetzt denn doch auch nur — eine unbewiesene Hypothese ist. In zweifachem Sinne ist der Versuch gemacht worden, über sie hinauszugehen; einmal

durch Rückkehr zu der alten Annahme eines Willens, der in das physische Räderwerk eingreifen könnte, das zweite Mal in neuester Zeit von Janet (l'automatisme psychologique), Binet (les altérations de la personnalité u. a.) durch die Theorie des sogenannten „Doppel-Ich". Nicht nur gewisse, sondern alle Nervenprocesse ohne Ausnahme sollen nach dieser Lehre von Bewußtsein begleitet sein, von einem Bewußtsein, das sich gleichsam schichtenweise an verschiedene „Iche" vertheilen soll. Wir constatiren diese Theorieen, ohne in ihnen vorläufig eine wesentliche Förderung unserer Erkenntniß erblicken zu können. —

An dieser Stelle wollen wir auch einer kurzen Abhandlung u. d. T. „La psychologie de l'attention" erwähnen, in der Ribot die Aufmerksamkeit als eine rein motorische Thätigkeit darstellt. In denselben Gedankenkreis gehört auch die spätere Arbeit u. d. T. „Sur l'évolution des idées générales". „Im Anfang war das Wort." Schafft sich der Gedanke erst das Wort, oder ist er mit seinem äußerlichen Zeichen identisch? Ja, was ist überhaupt vom Standpunkt der psychologischen Beobachtung ein abstracter Gedanke, losgelöst von seinem sprachlichen und mimischen Ausdruck? Dieser Frage, zu der vergangene Decennien oftmals kühne speculative Lösungen gebracht, sucht nun Ribot mit dem Rüstzeug exacter Untersuchung näher zu kommen. Wenn die glänzende Riesenschlange der Hegel'schen Philosophie die ganze Welt in den Rachen ihrer begrifflichen Dialektik herabzuschlingen wußte und nach Belieben auch mehr hätte vertragen können, so stellt sich Ribot bei seinen Forschungen über den Begriff ein wesentlich bescheideneres Ziel, das aber dafür den nicht zu unterschätzenden Vortheil darbietet — erreichbar zu sein. Er hat zunächst in großem Maßstabe eine Enquête veranstaltet, in der die betreffenden Personen anzugeben hatten, welche Vorstellungen in ihnen beim Nennen eines abstracten Ausdrucks auftauchten. Auf Grund seiner mühseligen, übrigens von H. Taine bereits vorgebauten Untersuchungen gelangt Ribot zu dem Ergebniß, daß der Begriff nichts Anderes als eine „image appauvrie", der Torso einer bildlichen Verstellung ist, und daß gemäß der reflexartigen senso-motorischen Anordnung unseres psychophysiologischen Mechanismus „der Sprachlaut ebenso den Reflexbogen schließt, wie etwa eine reflexmäßige Abwehr- oder Greifbewegung auf eine schmerzliche resp. angenehme Empfindung folgt."

„Im Anfang war das Wort." Für den gegenwärtigen Menschen ist der Ausspruch jedenfalls insofern richtig, als uns in weit höherem Grade, als wir gewöhnlich vermuthen, die Sprache aus dem Werkzeug zum Schöpfer des Gedankens geworden ist. Unsere individuelle Begriffsbildung ist uns zum großen Theile in dem massenpsychologischen Werke der Sprache vorweggenommen, und nach einem geistreichen Ausspruch von Boltzmann müßte eine exacte philosophische Untersuchung zur Verhütung von Mißverständnissen eigentlich jedes Wort definiren — ein chimärisch-widersinniges

Unternehmen, wobei sich das Werkzeug der Sprache gegen uns selbst auflehnen würde. „Das „Ungefähr", der Fluch all' unserer Erkenntniß, ist schon in der Sprachbildung beschlossen; unsere Gedanken werden unrichtig, unsere Gefühlsnüancen verwischt, indem wir sie aussprechen. Unsere Sprache birgt in den Falten ihrer Redewendungen und Ausdrücke auch bereits eine reichliche Fülle psychologischer Hypothesen, die sich bei näherer Betrachtung zumeist als ebenso viele Irrthümer herausstellen*). Wir sprechen von Kummer, Zorn, Furcht, Gedächtniß, Willenskraft u. s. w. als von scharf gesonderten Fähigkeiten, denen wir unwillkürlich auch eine selbstständige Existenz zuschreiben, und vergessen häufig, daß es sich hier um Erscheinungscomplexe handelt, bei welchen dieselben Elemente in veränderter Anordnung wiederkehren. Für den wissenschaftlichen Wanderer sollte das psychologische Sprachgebiet die Inschrift tragen: „Hier liegen Angeln und Selbstschüsse verborgen." Eine sorgfältige Selbstbeobachtung ergiebt uns zum Beispiel, daß es eigentlich gar kein psychisches Elementarphänomen giebt, welches dem Willen oder der Willensäußerung entspricht, und daß der Sprachgebrauch uns hier eine Einheit suggerirt, wo sich in Wirklichkeit eine ganze Reihe von Empfindungen, Bewegungsimpulsen u. s. w. vorfindet. Das, was man gemeiniglich objectives oder äußeres Geschehen nennt, ist nach einer treffenden Bemerkung von Ribot in Wirklichkeit fast nichts Anderes als ein Theil des Wahrnehmungsgebietes des Gesichtssinnes, welchem wir infolge unserer Organisation eine bevorzugte Stellung einräumen; eigentlich aber hätten wir dasselbe Recht, zu sagen: ein Gegenstand bewegt sich an sich (d. i. ohne Beziehung zu unserer Wahrnehmung) wie ungefähr: ein Gegenstand ist an sich gefärbt oder wohlriechend. Soviel scheint nach Ribots Ansicht jedenfalls festzustehen, daß jeder psychische Zustand, jede noch so einfache geistige Wahrnehmung in Zeit und Raum erfolgt und — darin liegt eine bemerkenswerthe Fortbildung der Kant'schen Lehre — einen gewissen Gefühlston besitzt, einen unmerklich leisen oder übermächtig starken Anklang von Lust oder Unlust mit sich führt. —

Hier ist die Wurzel des affectiven oder Gefühlslebens gegeben, dem Ribot sein meisterhaftes Werk u. d. T. „La psychologie des sentiments" gewidmet hat. Die naive Botschaft, daß jegliches Wesen die Lust sucht und die Unlust flieht, braucht wohl nicht erst als Errungenschaft der modernen Psychologie mitgetheilt zu werden, sie ist eine uralte Ueberlieferung der Menschheit, älter und zweifellos auch langlebiger als alle wissenschaftlich-psychologische Erkenntniß. Aber der Fall liegt nicht so einfach. Fragt man nach der Rolle der Schmerzempfindung in der Natur,

*) In der Zeit zwischen der Einsendung dieses Manuscriptes und der Correcturrevision ist das bedeutende Werk von Fritz Mauthner „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" erschienen, auf das hier leider nicht mehr näher Bezug genommen werden kann. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 1901.

so findet man in diesem schlichten Ideenkreise durchaus keine befriedigende Antwort. Ist der Schmerz eine unnöthige Grausamkeit der Natur? Regieren unabänderliche Gesetze die Pathologie des Kosmos und bestimmen jeden einzelnen Beitrag in der gewaltigen Summe des Weltschmerzes, von dem dumpfen Unlustgefühl eines zertretenen Insectes, vielleicht schon einer geknickten Pflanze angefangen, bis zu der höchsten Seelenqual eines Faust oder Manfred? Von diesem Capitel sind bis jetzt nur wenige Fragmente geschrieben.

Vom Standpunkte der Darwin'schen Theorie haben einzelne Forscher den Schmerz als eine zweckmäßige Einrichtung bezeichnet. Er hätte die Bestimmung, uns in vollkommenerer Weise, als es durch unbewußte Reflexe möglich wäre, vor Schädlichkeiten zu wahren und zu schützen; natürlich ist diese Deutung nur denkbar, wenn man den psychischen Elementen eine gewisse Energiegröße zuschreibt und sie demnach in das Räderwerk des Organismus eingreifen läßt.

Der Schmerz ist nach dieser Auffassung ein Wächter, ohne welchen der Organismus an den zahllosen Klippen äußerer Schädlichkeiten unfehlbar bald stranden müßte. Allerdings ein Wächter, der sonderbarer Weise nur auf niedrigen Organisationsstufen seiner Aufgabe vollständig gewachsen ist, während er später nicht selten blinden Alarm schlägt und manchen schlimmen Feind ruhig passiren läßt. Nach Herbert Spencer hat sich durch das sociale Milieu des Culturlebens eine verhängnißvolle Verschiebung vollzogen, so daß die ursprüngliche natürliche Verbindung zwischen Schmerz und schädlichen, Lust und nützlichen Acten beinahe vollständig verloren gegangen ist. Er glaubt, daß auf die Dauer eine Wiederanpassung erfolgen muß; Ribot ist wenig geneigt, diese optimistische Exclusion zu theilen. Es wäre auch denkbar, daß z. B. ein Proceß, welcher die Schmerzempfindung auslöst, stets unmittelbar schädlich wirkt, aber je nach seiner Natur in weiterer Folge die chemischen Vorgänge, welche sich in der Tiefe der Zellen abspielen, sehr verschieden beeinflussen kann. Doch würde es uns zu weit führen, die Belege für diese Auffassung hier des Näheren zu erörtern.

Das Problem hat noch eine andere Seite. Die Schmerzempfindung als solche ist immer wesensgleich und kann nur in ihrer Größe oder in den begleitenden Anlaßvorstellungen variiren. Der Schmerz, welchen ein hohler Zahn oder der Verlust eines theuren Freundes verursacht, ist in seinem Wesen identisch und eben nur in den veranlassenden Umständen, eventuell auch in der Intensität verschieden. Andererseits ist der Schmerz zweifellos die Grundlage und unumgängliche Bedingung dessen, was wir als moralische Empfindung zu bezeichnen pflegen. Ohne Schmerz können wir Mitleid weder fühlen noch erwerben. Bei Nervenkrankheiten, die mit beträchtlicher Schwächung der Schmerzempfindlichkeit einhergehen, ist auch eine Depravation des sittlichen Charakters zu beobachten, und darauf beruht wohl die demoralisirende Wirkung der Narcotica und wohl auch der hypnotischen Suggestion. In dem unheimlichen klinischen Bilde der

„moral insanity“ fehlt demnach neben zahlreichen perversen Zügen auch nicht eine auffallende Verminderung der Schmerzempfindlichkeit.

Ribots Psychologie ist, um ein literarisches Gleichniß zu gebrauchen, nicht die Psychologie des analytischen Romanciers, sondern die des Dramatikers. Das Wesentliche an einem Menschen wie an dem Menschen überhaupt ist für ihn nicht das „Plein-air“ der klar bewußten Ideen und Darstellungen, sondern das halb unbewußte Dämmerlicht der Begierden, Triebe und Instincte, welche auf seine Handlungen den bestimmenden Einfluß ausüben. Man bleibt für sich selbst ein Räthsel, so lange man nicht handelt, und auch für die Selbsterkenntniß gilt der Spruch: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Allerdings meint er das nicht im Sinne irgend einer vorgefaßten moralischen Tendenz. Was wir menschlich gut und böse nennen, und wo für unser moralisches Gefühl eine jähe Kluft besteht, können zuweilen für den Psychologen nur ganz geringfügige Unterschiede sein, ähnlich wie von zwei Körpern beinahe gleicher chemischer Zusammensetzung der eine ganz harmlos und der andere ein furchtbares Gift sein kann. So ist denn in der „Psychologie des sentiments“ der erste Entwurf einer modernen „Psychologie für Künstler“ enthalten, welche in analoger Weise wie die Künstleranatomieen unverhüllt die „Formen“ des Seelenlebens in ihrer typischen oder atypischen Anordnung vorführen würde.

Auf den Instincten und Trieben ruht das Gebäude des Charakters, und an ihnen ranken die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften empor. Aus dem Spieltrieb (in des Wortes allgemeinster Bedeutung), welcher den Ueberschuß an nervöser Activität verausgabt und bis in die höchsten Stufen des Thierreiches zurückverfolgt werden kann, entwickelt sich das Bedürfniß nach physischen Körperübungen, der Drang nach Abenteuern, die Leidenschaft des Hazardspieles und — die ästhetische Thätigkeit. Es kann hier leider nicht im Einzelnen auf die Darstellung Ribots eingegangen werden, der insbesondere die krankhaften Erscheinungsformen jeder Leidenschaft zum Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen gemacht hat. Meisterhaft sind seine Ausführungen, wo er den Ursprung der höheren Gefühle, des religiösen, intellectuellen und ästhetischen Bedürfnisses zurückverfolgt. Diese höchsten Wipfel unseres Gefühlslebens stehen ebenfalls durch niedere Wurzelausläufer mit dem Mutterboden der Instincte und Triebe in Verbindung, und gerade dieser irdischen, allzuirdischen Abstammung verdanken sie ihre unendliche Kraft. „Der Ablauf und die schöpferische Combination der Vorstellungen wird im Wesentlichen durch die individuelle Grundströmung der Instincte, Triebe und Leidenschaften bestimmt — derselbe Gedanke kehrt auch in Ribots neuestem Werke Sur imagination créatrice“ als das Grundprincip wieder, welches er von den Embryonalformen der thierischen Einbildungskraft bis zu den

Gipfeln der künstlerischen Phantasie verfolgt. Die Phantasie erscheint ihm als Bewegung der Vorstellungen die geistige Handlung zu sein, und sie wäre demnach nur der höchste Ausdruck der bereits früher erwähnten senso-motorischen Structur unseres Organismus, welche von der Reflexbewegung durch die Sprache und die in äußeren Bewegungen sich kundgebende That bis zur geistigen Handlung, dem Schaffen der Phantasie aufgestiegen ist. Während aber die Reflexbewegungen bei unzähligen Individuen stets in der gleichen, einförmigen Weise ablaufen, tritt in der Entwicklung des senso-motorischen Grundvorganges immer mehr die „persönliche Gleichung" des Individuums in den Vordergrund, so daß bei der Willenshandlung und der schöpferischen Phantasie die tiefsten Schichten unseres Wesens in Mitleidenschaft gezogen werden. In diesen tiefsten, verborgen dahindämmernden Schichten allein giebt sich das geheimnißvolle für uns selbst räthselhafte Walten unserer Persönlichkeit an Trieben und Leidenschaften kund — in den oberen Schichten des Bewußtseins, wo nur die Gebräuche, Sitten, Ansichten, Ueberzeugungen und Gesten logiren, sehen wir uns alle mehr oder weniger ähnlich. Gar manches Menschenleben vergeht, ohne daß diese innerste Schichte seines Wesens jemals an's Tageslicht gerückt wäre und ohne das tiefste Pathos seines „Ich" ausgesprochen zu haben — in reflexähnlichen Bewegungen, wo derselbe Reiz in ewiger Wiederholung auf kurze Frist dieselbe Reaction auslöst. Zwischen dem äußeren Reiz und der Bewegungsreaction im weitesten Sinne des Wortes, welche als Handlung oder Phantasieschöpfung den empfangenen Energieimpuls an die Außenwelt zurückerstattet, liegt eine Umschaltestation: das Individuum — ein Nichts oder eine Welt! Während aber der Sprachgebrauch in unwissenschaftlicher Beschränkung die schöpferische Phantasie nur auf künstlerischem oder allenfalls noch auf wissenschaftlich-technischem Gebiete gelten läßt, bezeichnet Ribot als große Schöpfer und Erfinder Alle, deren Vorstellungslauf wesentlich neue Bahnen einschlägt. Er sieht ihr Walten in allen Erscheinungsformen des menschlichen Lebens: in der kaufmännischen Speculation, in dem strategischen Entwurf, in dem politischen Plan u. s. w. nicht minder als in Kunst und Wissenschaft.

* * *

Ueberblicken wir noch einmal Th. Ribots wissenschaftliche Laufbahn, so können wir nicht umhin, derselben unsere aufrichtige Bewunderung zu zollen. Wir sehen in ihm einen der geistreichsten Pfadfinder auf einem der schwierigsten Gebiete der gegenwärtigen Forschung.

Die Schönheit des Alten Testaments in seinen poetischen Schriften.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

(Schluß.)

Den Stempel großer Schönheit tragen ferner die drei dem Salomo zugeschriebenen Schriften. In dem aus verschiedenartigen und ganz verschiedenzeitigen Spruchsammlungen bestehenden Spruchbuche, zu dem später noch mancherlei Einschübe getreten und manche Partien von ihrem ursprünglichen Standorte versetzt worden sind, besitzen wir in culturhistorischer Beziehung ein Werk von großer Bedeutung, da es uns ein farbenreiches Bild der religiös sittlichen Weltanschauung Israels entrollt.

Es spiegeln sich alle Lebensverhältnisse und Zustände ab: Gott, der Staat mit König und Unterthanen, das Haus mit Vater, Mutter und Kindern, Handel und Gewerbe, Landwirthschaft und Viehzucht, die Arbeit, Reichthum und Armuth. Das menschliche Herz mit allen guten und schlimmen Regungen und Trieben, wie Hochmuth, Mäßigkeit und Völlerei, Verträglichkeit und Nachgiebigkeit, Verschwiegenheit und Geschwätzigkeit, Haß, Rachsucht und Undank, Feindesliebe und Freundschaft liegt vor uns aufgedeckt. Das Spruchbuch erweist sich ebenso als eine tiefe Metaphysik, wie es sich als eine umfassende Sittenlehre darstellt, jene beflügelt die Speculation, diese zeigt unserm Handeln die rechte Quelle, den rechten Weg und das rechte Ziel. Die kurzen im Lapidarstil geprägten Sentenzen sind nicht Volkssprichwörter, die sogenannte „Weisheit auf der Gasse", wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß nicht hier und da auch der Volksmund rede, sondern es sind religiös sittliche Lebensgedanken, Lehr- und Grundsätze mit reichem und tiefem Gehalt; es sind „goldene Früchte in silbernen Schalen", die, auf einmal gelesen, keine

Wirkung ausüben, pillenweise genossen aber wie heilsame Medicin sind. Die Spruchsammlungen anderer Völker, wie bei den Indern die Spruchweisheit des geistvollen Bhartrihari in dem Nîtiçataka, der Centurie der Lebensweisheit, dem Vaîrâgyaçataka, der Centurie der Entsagung, dem Çântiçataka, der Centurie des Seelenfriedens und dem Mohamudgara, dem Hammer der Thorheit, oder bei den Arabern die Sprüche Alis, oder die beiden mittelhochdeutschen gehaltreichen Sammlungen: Der Renner und Freidanks Bescheidenheit, von denen die letzte als die weltliche Bibel betrachtet wurde, lassen sich mit dem Alttestamentlichen Spruchbuche nicht in Parallele stellen. Dem sprachlichen Ausdrucke nach sind die Sprüche, wie bereits bemerkt, knapp geprägt; meist sind es Zweizeiler mit synonymem, antithetischem oder synthetischem Gedankengange, bisweilen kommen auch Mehrzeiler vor. Zur Belebung und Veranschaulichung des Gedankens tragen wesentlich die verwendeten Bilder und Vergleiche mit bei. Oefters finden sich Sprüche derselben Materie aneinander gereiht, so daß kleinere oder größere einheitliche Ganze entstehen. So kommt gleich zu Anfang der Zweck der ganzen Sammlung durch eine Spruchreihe gewissermaßen als einleitende Ueberschrift zu schönem Ausdruck.

Daß man Weisheit und Zucht erkenne,
Daß man begreife Worte der Einsicht,
Daß man verständige Zucht annehme,
Gerechtigkeit, Recht und Geradheit.
Daß sie den Einfältigen Gescheitheit darreichen,
Dem Jüngling Erkenntniß und Ueberlegung:
Es höre (sie) der Weise und gewinne an Lehre,
Der Verständige eigne sich Verhaltungsregeln an,
Zu verstehen Gleichniß und Bildrede,
Die Worte der Weisen und ihre Räthsel.

Ernst und eindringlich ertönt der Warnungsruf vor den Ränken der Ehebrecherin Cap. 5.

Mein Sohn, auf meine Weisheit merke auf,
Meiner Einsicht neige dein Ohr,
Zu bewahren Ueberlegung.
Und daß Erkenntniß deine Lippen bewahren.
Denn Honigseim träufeln die Lippen der Fremden,
Und glätter als Oel ist ihr Gaumen.
Ihr Ende aber ist bitter wie Wermuth,
Scharf wie ein zweischneidiges Schwert.
Ihre Füße steigen hinab zum Tode,
Zum Scheol streben ihre Schritte hin.
Daß sie des Lebens Pfad verfehle,
Schwanken ihre Geleise, nicht weiß sie's.

Noch einschneidender dringt die Ermahnung vor den Verführungskünsten des buhlerischen Weibes und die Schilderung der schrecklichen Folgen sinnlicher Ausschweifungen an unser Ohr, Cap. 6, 24 ff.

Hüte dich vor dem bösen Weibe,
Vor der glatten Zunge der Fremden.
Laß dich nicht gelüsten nach ihrer Schönheit in deinem Herzen,
Und nicht fange sie dich mit ihren Wimpern.
Denn um ein buhlerisch Weib kommt man bis auf einen Laib Brot herunter,
Und ein Eheweib erjagt eine kostbare Seele.
Kann ein Mann Feuer holen in seinem Busen
Und seine Kleider werden nicht verbrennen?
Oder kann Jemand auf Gluthkohlen gehen
Und seine Füße werden nicht versengt?
So der, welcher zu seines Nächsten Weib eingeht,
Nicht bleibt ungestraft, wer sie berührt.
Man verachtet den Dieb nicht, wenn er stiehlt,
Um seine Gier zu stillen, weil ihn hungert;
Wird er jedoch ergriffen, muß er siebenfach bezahlen,
Alle Habe seines Hauses muß er hingeben.
Wer aber mit einer Frau die Ehe bricht, ist von Sinnen,
Wer sich selbst verderben will, der thut das.
Schläge und Schande trifft ihn,
Und seine Schmach wird nicht ausgelöscht.
Denn Eifersucht ist des Mannes Grimm,
Und er schont nicht am Tage der Rache.
Er läßt sich nicht günstig stimmen, ob du ihm auch viel schenkest.

Mit Nachdruck wird vor dem leichtfertigen Eingehen von Bürgschaften gewarnt, und es wird der Rath ertheilt, sich sobald als möglich aus der Schlinge zu ziehen, Cap. 6, 1 ff.

Mein Sohn, bist du Bürge geworden für deinen Nächsten,
Hast du für den Fremden Handschlag gegeben,
Bist du verstrickt durch die Reden deines Mundes,
Gefangen in deines Mundes Reden,
So thue ja dies, mein Sohn, und reiß dich los;
Denn du bist in deines Nächsten Gewalt gerathen,
Geh', bedränge und bestürme deinen Nächsten,
Gönne keinen Schlaf deinen Augen
Und keinen Schlummer deinen Wimpern,
Reiß dich los wie eine Gazelle aus der Gewalt
Und wie ein Vogel aus der Gewalt des Vogelstellers!

Die schlimmen Folgen unbesonnener Uebernahme von Verpflichtungen werden auch noch an anderen Stellen dem Menschen zur Beherzigung nahe gelegt.

Aus dem Leben gegriffen sind die Rathschläge, die sich auf den landwirthschaftlichen Fleiß und besonders auf die Pflege der Viehzucht beziehen, Cap. 27, 23 ff.

Habe wohl Acht auf das Aussehen deiner Schafe,
Richt' dein Augenmerk auf die Heerden.
Denn nicht immerdar währet der Wohlstand.
Und bleibt etwa eine Krone von Geschlecht zu Geschlecht?
Ist das Gras abgemäht und erscheint frisches Grün,
Und sind eingesammelt die Kräuter der Berge,

So hast du Lämmer zu deiner Kleidung,
Und Kaufpreis für ein Feld sind Böcke.
Und genug Ziegenmilch ist da, dich und dein Haus zu nähren,
Und Lebensunterhalt für deine Mägde.

Einen herrlichen Abschnitt bilden die Sprüche, in denen die Weisheit zu ihrem Mahl einladet und die Thorheit ihren Lockruf erschallen läßt. Beide erscheinen als Nebenbuhlerinnen und werden in dramatischer Lebendigkeit einander gegenüber gestellt. Die Weisheit spricht Cap. 9, 1—6:

Die Weisheit hat ihr Haus gebaut,
Ausgehauen ihre Säulen, sieben,
Hat geschlachtet ihr Schlachtvieh, ihren Wein gemischt,
Auch gedeckt ihren Tisch,
Hat ausgesandt ihre Dienerinnen,
Sie lädt ein oben auf den Höhen der Stadt:
Wer einfältig ist, der kehre hier ein!
Wem es an Verstand gebricht, zu dem spricht sie:
Kommet, esset von meinem Brote
Und trinket von dem Wein, den ich gemischt habe;
Laßt ab, Ihr Einfältigen und lebet
Und geht einher auf dem Wege der Einsicht.

Die Thorheit dagegen, die als ein entartetes Weib vorgestellt wird, läßt sich also vernehmen, Cap. 9, 13—17:

Frau Thorheit gebahrt sich lärmend, voll Einfältigkeit und ganz unwissend.
Sie sitzt an der Pforte ihres Hauses,
Auf einem Thron auf den Höhen der Stadt:
Um einzuladen, die des Weges ziehen,
Die auf ihren Pfaden gerade wandeln:
Wer einfältig ist, der kehre ein!
Und wem es an Verstand gebricht, zu dem spricht sie:
Gestohlene Wasser schmecken süß,
Und heimliches Brot ist angenehm!

An einer anderen Stelle erscheint die Weisheit wieder personificirt und rühmt sich ihrer Präexistenz vor dem Anfange der Dinge. Beim Werke der Schöpfung habe sie Gott beigestanden als Rathgeberin, ihm Dienste geleistet als geschickte Künstlerin und ihm Freude bereitet Tag für Tag; hierauf sei sie herabgestiegen auf die Erde zu den Menschen und erfreue sie, ebenso wie einst Gott, wenn sie sich von ihr berathen lassen (Cap. 8, 22 ff.):

Der Ewige erschuf mich als den Anfang seines Weges,
Als erstes seiner Werke ehedem.
Von Ewigkeit her bin ich eingesetzt,
Von Anfang an, seit den Urzeiten der Erde.
Als die Urfluthen noch nicht waren, ward ich geboren,
Als die Quellen noch nicht waren, mit Wasser beladen,
Bevor die Berge eingesenkt waren,
Vor Hügeln ward ich geboren,
Bevor er noch Land und Fluren geschaffen
Und den Grundstoff der Schollen des Erdkreises,

Als er den Himmel bereitete, war ich dabei,
Als er die Wölbung über der Tiefe festsetzte,
Als er die Wolken von oben befestigte,
Als er die Quellen der Tiefe bändigte,
Als er dem Meere seine Schranke setzte,
Daß die Wasser nicht überschreiten sollten seinen Befehl,
Als er festsetzte die Grundpfeiler der Erde:
Da war ich bei ihm als Werkmeister,
Ich war sein Ergötzen Tag für Tag,
Spielend vor ihm zu jeder Zeit.
Spielend auf dem Kreise seiner Erde bin ich nun,
Und mein Entzücken ist bei den Menschenkindern.

Ein über die Maßen schönes Stück des Spruchbuches bildet der Schluß, welcher das Ideal einer hebräischen Hausfrau durch alle 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets schildert. Diese poetische Zeichnung sollte in jedem Hause, wo noch das Walten und Wirken der Hausfrau geehrt und geachtet wird, mit goldenen Buchstaben über der Thür stehen. Der Dichter zeigt zunächst, wie das Weib als treue Helferin ihrem Manne zur Seite steht, wie sich durch ihr heiteres Walten und emsiges Schaffen der Besitz vermehrt, wie ihre Kinder ihr in Liebe begegnen und wie auch ihr Mann ihr seine Achtung und Verehrung zollt. Doch das Sinnen und Sorgen der Hausfrau würde auf die Verfolgung egoistischer Interessen hinauslaufen, wenn ihre Thätigkeit auf den Kreis der Ihrigen beschränkt bliebe; nein, sie hat auch für die Noth Anderer Auge und Herz. Das Mitgefühl treibt sie, den Armen und Bedrängten beizustehen und ihnen durch Darreichung von ihrem eigenen Ueberflusse ihr Leben erträglicher zu machen. Cap. 31, 10—31:

Ein Biederweib, wer findet sie?
Weit über Perlen hinaus geht ihr Werth.
Es baut auf sie das Herz ihres Eheherrn,
Und an Gewinn fehlt es ihm nicht.
Sie erweiset ihm Gutes und nichts Böses
Alle Tage ihres Lebens.
Sie sucht nach Wolle und Flachs
Und arbeitet mit Lust ihrer Hände.
Sie ist gleich den Schiffen des Kaufmanns,
Aus der Ferne bringt sie ihr Brot herbei.
Sie steht auf, wenn es noch Nacht ist,
Und ertheilet Nahrung an ihr Haus
Und das Bestimmte für ihre Mägde.
Sie sinnet auf ein Feld und ersteht es,
Von ihrer Hände Frucht pflanzt sie einen Weinberg,
Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden
Und stärket ihre Arme.
Sie merkt, daß gut ist ihr Erwerb,
Nicht verlischt in der Nacht ihre Leuchte.
Ihre Hände legt sie an den Spinnrocken,
Und ihre Finger ergreifen die Spindel.
Ihre Hand reicht sie hin dem Armen,
Und ihre Arme streckt sie dem Dürftigen entgegen.
Nicht fürchtet sie für ihr Haus vom Schnee,
Denn ihr ganzes Haus ist Scharlachgewand.
Decken verfertigt sie sich.
Byssus und Purpur ist ihr Gewand.
Wohlbekannt in den Thoren ist ihr Eheherr,
Wenn er sitzt bei den Aeltesten des Landes.
Linnen macht sie und verkauft es,
Und Gürtel giebt sie dem Krämer ab.
Macht und Hoheit ist ihr Gewand,
Und sie lacht des künftigen Tages.
Ihren Mund thut sie auf mit Weisheit,
Und liebevolle Unterweisung ist auf ihrer Zunge.
Sie überschaut den Gang ihres Hauses,
Und Brot der Trägheit ißt sie nicht.
Es erheben sich ihre Söhne und preisen sie,
Ihr Eheherr und er rühmt sie:
„Viele Töchter haben Wackeres geleistet.
Du aber überragst sie alle.“

Das herrliche Charakterbild schließt ab mit den Worten:

> Trug ist Anmuth und vergänglich die Schönheit,
> Ein den Ewigen fürchtendes Weib soll man rühmen,
> Und rühmen sollen sie in den Thoren ihre Werke.

Sicher hat unserem Schiller dieses Stück des Spruchbuches vorgeschwebt, als er das Walten der Hausfrau in der Glocke schilderte. Und wenngleich das Verhältniß der Hausfrau als Mutter zu ihren Kindern in der Glocke viel eingehender gewürdigt wird, als es im Preisliede des Spruchbuches der Fall ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Seite in einer großen Anzahl von anderen Sprüchen ihren Ausdruck findet.

Ein merkwürdiges und eigenthümliches dichterisches Erzeugniß ist der Koheleth oder Prediger mit seinem skeptisch-pessimistischen Inhalte. Er gehört einer ziemlich späten Zeit an, wahrscheinlich fällt seine Abfassung erst in das dritte vorchristliche Jahrhundert, vielleicht ist er sogar noch später anzusetzen. In seiner gegenwärtigen Gestalt stellt er sich nicht als ein einheitliches, von einem Verfasser geschriebenes Werk dar, sondern es lassen sich verschiedene Bestandtheile nachweisen, die auf andere Hände hindeuten. Vor Allem scheinen alle diejenigen Stellen als Interpolationen verdächtig, die darauf abzielen, die anstößigen materialistischen und atheistischen Aeußerungen abzuschwächen oder gar zu vertuschen. Sonderbarerweise sah der im 16. Jahrhunbert in Venedig lebende jüdische Religionsphilosoph Baruch Ibn Baruch im Koheletbuche einen Dialog zwischen einem Skeptiker und einem Gläubigen. Jener vertritt die epikureische, dieser die fromm sittliche Weltanschauung, welcher er zum Siege verhilft. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber stecken im Koheleth mehr als zwei Bestandtheile, die später von einem Redacteur, soweit es möglich war, zu einem Ganzen vereinigt wurden. Der kritische Blick aber nimmt heute noch die heterogenen Elemente wahr. Die Grundgedanken des Buches sind diese: Alles ist eitel! Ueberall nur Entstehen und Vergehen, ein ewiger Wechsel, ein sich immer wiederholender Kreislauf der Dinge, nichts ist bleibend, nichts hat Bestand bei aller Mühe und Arbeit. Das Leben ist widerspruchsvoll in allen seinen Verhältnissen. Daher vermag dem Menschen nichts eine dauernde Befriedigung zu geben, nichts ihm ein glückliches Dasein zu verschaffen, weder Sinnengenuß noch irdischer Besitz, ja nicht einmal Wissenschaft und Kunst. So ruht über dem Buche ein finsterer Himmel, aus dem kein Hoffnungsstrahl leuchtend auf das menschliche Leben herniederfällt. Bei solch düsterer Betrachtung des Weltlaufes und Weltzustandes ist das Leben nicht werth, gelebt zu werden, der Todte ist glücklicher als der Lebende. Das Beste ist, gar nicht geboren zu sein. Es giebt zwar eine sittliche Weltordnung über dem Ineinander und Durcheinander der Geschicke, eine unerforschliche Macht waltet über den schreienden Gegensätzen und unlösbaren Räthseln des Diesseits, allein wir können sie nicht

erkennen und begreifen. Das Einzige, was der Mensch in dem Wirrsal der Dinge thun kann, ist, auf dem Platze, den die ewige Weltleitung ihm angewiesen hat, auszuharren, zu arbeiten und zu schaffen und das sich darbietende Gute hinzunehmen und sich seines Genusses zu freuen, soweit dies innerhalb der Schranken der Gottesfurcht geschehen kann. Heinrich Heine hat das Buch Koheleth das „Hohe Lied der Skepsis", Franz Delitzsch dagegen das Buch der Religion genannt; Hartmann (Das Lied vom Ewigen. St. Gallen 1859) sagt: „Dieses Buch, welches fast ebenso viel Widersprüche als Verse enthält, kann als das Brevier des allermodernsten Materialismus und der äußersten Blasirtheit betrachtet werden. Auch unter den Gelehrten des talmudischen Zeitalters war Streit, ob der Koheleth wegen seiner ketzerischen Ansichten in den Alttestamentlichen Kanon gehöre. Eine mildere Ansicht über den Zweck des Buches vertritt Ernst Meier. Wenn der Prediger, so bemerkt er, auch durch seinen bitteren Skepticismus den religiösen Standpunkt oft verläßt, so kehrt er zuletzt doch wieder zu ihm zurück. Dieser ist noch so mächtig, „daß alle seine Zweifel nicht in praktischen Unglauben und in leere Verzweiflung ausarten, vielmehr rettet er sich den Glauben an eine sittliche Weltordnung und an eine ursprüngliche Zweckmäßigkeit der Dinge, obwohl er verzichten muß, sie irgendwo in der Welt zu erkennen."

Daß in Folge der reflectirenden und verstandesmäßigen Betrachtung der Dinge der Flügelschlag der Phantasie im Koheleth nicht hoch gehen kann, daß der Mangel an idealen Zügen selbst die poetische Form beeinträchtigen und sie bisweilen bis zur nüchternen Prosa herabdrücken muß, liegt auf der Hand. Trotzdem giebt es verschiedene Stellen, über die ein dichterischer Hauch lagert. Eine solche Stelle ist die Ermahnung zu frischem und fröhlichem Lebensgenuß in der Jugendzeit, bevor das freudlose Alter mit seinen Leiden und Gebrechen kommt. Cap. 11, 9—12, 7.

Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend,
Und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugendzeit!
Und wandle in den Wegen deines Herzens und in dem, was deine Augen sehen.
Und entferne den Gram aus deinem Herzen,
Und entferne das Uebel von deinem Leibe;
Denn die Jugend und das Morgenroth sind eitel.
Doch wisse, daß über dies Alles dich Gott in's Gericht bringen wird.
Und gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend,
Bevor noch kommen die Tage des Uebels,
Und die Jahre sich nahen, von welchen du sagen wirst:
Ich habe an ihnen kein Wohlgefallen.
Ehe sich noch verfinstert die Sonne und das Licht,
Und der Mond und die Sterne,
Und die Wolken zurückkehren nach dem Regen!
Am Tage, da erzittern die Hüter des Hauses*),

*) Die Hände.

Und sich krümmen die Männer der Kraft*),
Und ruhen die Müllerinnen**), da ihrer wenig geworden,
Und finster werden, die durch die Gitter sehen***),
Und verschlossen werden die Thüren zur Straße†),
Indem dumpf ist der Laut der Mühle.
Und er sich erhebt bei der Stimme des Vogels,
Und sich beugen alle Töchter des Gesanges.
Auch fürchtet man sich vor Anhöhen, und Schrecken giebt es auf dem Wege.
Und es blüht der Mandelbaum††), und es schleppt sich die Heuschrecke†††), und es versagt die Kapper*†).
Denn der Mensch geht zu seiner ewigen Wohnung,
Und es ziehen umher auf den Straßen die Klagenden.
Bevor noch der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht,
Und zerbrochen wird der Eimer am Brunnen*††),
Und zerschellt wird das Rad an der Cisterne*†††),
Und der Staub zur Erde zurückkehrt, wie er gewesen.
Und der Geist zurückkehrt zu Gott, der ihn gegeben.

In dem dritten, dem Salomo zugeschriebenen, aber sicher aus weit späterer Zeit stammenden Hohenliede haben wir, wie die neuere Forschung zur Evidenz nachgewiesen hat, einen Blüthenstrauß der zartesten und duftigsten Minne in allen Phasen und Aeußerungen, der in seinem lyrischen Zauber Alles überstrahlt, was die Minnepoesie aller Zeiten jemals geschaffen hat. Schade nur, daß wir das Gedicht nicht in seiner ursprünglichen Gestalt überkommen haben. Wir wissen nicht mehr bestimmt, aus wie vielen Liedern es bestanden hat, und ob alle noch an ihrem ursprünglichen Platze stehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben Verschiebungen und Verrückungen stattgefunden, der Kritik aber ist es bis jetzt noch nicht völlig gelungen, durch vorgenommene Reconstructionen die alte Einheit wieder herzustellen. Doch auch in der gegenwärtigen verworrenen Gestalt tritt die große Schönheit des Liedes zu Tage. In der Weltlitteratur können in dem großen indischen Epos Mahâbhârata als Nebensonnen nur die beiden ausgezeichneten Erzählungen von Nal und Damajanti und Savitri in Betracht kommen, welche beide die hingebende Treue des reinen Weibes an den Mann feiern und die Liebe in ihrer Lust und ihrem Weh in allen Saiten im Herzen wieder erklingen lassen. Der Gîtagovinda (Lied des Gîtagovinda) des Dschajadeva, der in 24 Gesängen in der mystisch sinnlichen Gluth des Orients die Liebe Krischnas†*) zu dem Hirtenmädchen Râdhâ schildert,

---

*) Die Beine.
**) Die Zähne.
***) Die Augen.
†) Die Entleerungsglieder des Menschen.
††) Das Rückgrat.
†††) Nates (Steißbein).
*†) Der Appetit.
*††) Das Herz.
*†††) Das Haupt.
†*) Krischna ist die Verkörperung des Wischnu.

kommt wegen des störenden Conflictes der Liebenden, der durch die Untreue Krischnas und die Eifersucht Rådhås entsteht, wenig in Betracht. Ebenso lassen sich die mannigfachen Variationen, in denen arabischer und persischer Dichtermund die Liebe zwischen Jusuf und Suleika besingt, nicht in Parallele stellen. In Shakespeares Romeo und Julia besitzen wir zwar die großartigste Tragödie der Liebe, aber die Liebenden gehen unter an ihrer Unbesonnenheit, weil sie maßlos in ihrer Leidenschaft leben und nicht erkennen, daß Staat und Stadt nur des Zeichens harren, um den Streit der beiden Familien zu schlichten. So steht das Hohelied des Alten Testaments in der That unerreicht da. Schon Goethe in seinem Westöstlichen Divan redet von dem Liede „als dem zartesten und unnachahmlichsten, was uns von dem Ausdruck leidenschaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. — Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Kanaan, ländlich trauliche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Würzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof, mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen, unter mancherlei höchst einfachen Umständen.“

Im Hohenliede offenbart sich die Liebe in der ganzen Tonleiter der Empfindungen, in ihrem rosigen Erwachen und gegenseitigen Entbrennen, wie in ihren sorgenerregenden Hemmungen und in der Freude und dem Glücke des endlichen Besitzes nach langem Suchen. Schon der Grundgedanke, der die Liebe in ihrem Wesen, in ihrer Unvergänglichkeit und in ihrem unvergleichlichen Werthe charakterisirt, hebt das Lied auf die höchste sittliche Stufe. Wahre und treue Liebe äußert sich als eine göttliche Lebensmacht, als ein göttlicher Funke, der das Herz entflammt und allen feindlichen Gewalten trotzt; vor nichts schreckt sie zurück, nichts kann sie erschüttern, kein irdisches Gut kann sie erwerben! Cap. 8, 6. 7.

> Denn stark wie der Tod ist Liebe,
> Fest wie die Unterwelt ist Leidenschaft.
> Ihre Gluthen sind Feuergluthen,
> Flamme Jahs!
> Große Wasser können nicht auslöschen die Liebe
> Und Ströme sie nicht überfluthen.
> Wenn ein Mann alle Habe seines Hauses um Liebe hingeben wollte,
> Nur verachten würde man ihn.

Die handelnden Personen, das Hirtenmädchen Sulammith, der Hirte, ihre Gespielinnen, der König Salomo*), die Haremsjungfrauen heben sich in

*) Wenn wir auch Budde für die naturgemäße Erklärung des hohen Liedes viel verdanken, so können wir ihm doch nicht darin beistimmen, wenn er mit J. G. Wetzstein den Hirten und den König Salomo identificirt. Salomo ist nicht der Bräutigam oder der junge Eheherr, sondern wirklich der König Salomo, der um das Hirtenmädchen werbend vom Dichter gedacht wird. Dieses geht aber siegreich aus der Versuchung hervor. Das Hohelied, das die Vorgeschichte des liebenden Paares bis zur Vermählung schildert, bringt

lebendiger Zeichnung von einander ab, es sind scharf umrissene charakteristische Gestalten. Vor Allem schöpft jeder Sprechende die Bilder und Vergleiche aus den ihn umgebenden Lebensverhältnissen. So entlehnt die Sulammith ihre Bilder dem Garten mit seinen knospenden Reben, duftenden Rosen und hervorbrechenden Granaten, der Hirt nimmt sie von den Heerden; Salomo und die Haremsfrauen wieder greifen zum Libanon, zum Karmel, zu den Teichen Hesbons, zu dem überfeinerten üppigen Hofleben und zu den salbenduftenden Boudoirs. In treuherziger, argloser Unschuld, in ungezwungener Unbefangenheit und schlichter Natürlichkeit schildert das Hirtenmädchen ihre Schönheit. Da ist keine Spur von Anzüglichkeit, von Lascivität, die das Blut in die Wangen treibt oder die Augen niederschlagen macht. Cap. 1, 5 ff.

Schwarz bin ich, aber lieblich,
O Töchter Jerusalems!
Wie Kedars Zelte, wie Salomos Teppiche.
Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin,
Daß mich angeglüht hat die Sonne.
Meiner Mutter Söhne zürnten mir,
Setzten mich zur Hüterin der Weinberge.
Meinen Weinberg konnte ich nicht hüten.

Auch das Bild, das sie von ihrem Geliebten entwirft, athmet die Sprache eines in Liebe glühenden treuen Herzens. Da er für sie der einzige Gegenstand ihrer Sehnsucht, ihres Dichtens und Trachtens ist, so vereinigt sie auf ihn auch alles Schöne, Liebliche und Kostbare. Seine äußere Erscheinung, sein Aussehen, sein Wuchs ist Lieblichkeit, wie sein inneres Wesens. Cap. 5, 10 ff.

Mein Geliebter ist blendend weiß und roth,
Ausgezeichnet vor vielen Tausenden.
Sein Haupt ist feinstes Gold, seine Locken Traubengehänge,
Schwarz wie der Rabe.
Seine Augen gleich Tauben an Wasserbächen,
In Milch sich badend, ruhend in schöner Fassung,
Seine Wangen sind wie Balsambeete, die Gewürze treiben,
Seine Lippen Lilien, träufelnd fließende Myrrhe,

---

auch diesen Vorgang durch den Vortrag einiger Lieder zum Ausdruck. Wenn übrigens Cornill in seiner Einleitung in das Alte Testament S. 256 zur Rechtfertigung der Budde'schen Ansicht schreibt, daß zu den vorgeschriebenen Hochzeitsgebräuchen bekanntlich die Krönung des Bräutigams mit der atéreth chathan und der Braut mit der atéreth kalla gehöre, welche, aus reinem Gold oder aus einer Mischung von Gold und Silber kunstvoll gefertigt und reich mit Edelsteinen verziert, sich in jeder Synagoge befinden, so ist mir davon nichts bekannt, ich habe auch durch Umfrage von diesem Brauche nichts erfahren können. Die hebräischen Ausdrücke kommen weder im Talmud noch im Midrasch vor. Wohl aber wird die Braut atéreth baalaḥ, die Krone ihres Mannes genannt. Wenn heute bei der syrischen Landbevölkerung die Hochzeitswoche die Königswoche heißt und Bräutigam und Braut als König und Königin gelten und auf einem Throne sitzen, so haben diese Veranstaltungen nur zu einem Theil im jüdischen Hochzeitsritus ihren Grund, zum anderen Theil werden sie aus anderen Quellen hergeleitet werden müssen.

Seine Hände goldene Walzen, eingefaßt mit Tarsissteinen,
Sein Leib ein Kunstwerk von Elfenbein, bedeckt mit Sapphiren,
Seine Schenkel Marmorsäulen, gestützt auf Sockel von feinem Golde,
Sein Anblick wie der Libanon und auserkoren gleich Cedern,
Sein Gaumen Süßigkeiten und er ganz Lieblichkeiten.

Wie freut sie sich auf die Ankunft des Geliebten, wie frohlockt und jauchzt ihr Herz, als sie ihn im Geiste kommen hört! Cap. 2, 8 ff.

Horch! mein Geliebter! siehe, da kommt er!
Er springt über die Berge, hüpft über die Hügel,
Mein Geliebter gleicht einer Gazelle oder dem jungen Hirsche.
Siehe, da steht er hinter unsrer Mauer,
Späht durch das Fenster, blickt durch die Gitter.
Mein Geliebter hebt an und spricht zu mir:
Mache dich auf, meine Freundin, meine Schöne, komm doch!

Als der Geliebte sich nicht einstellt, da wird ihr Herz von banger Sorge erfüllt. Sie erhebt sich von ihrem Lager, eilt hinaus auf die Straße, um ihn zu suchen.

Ihr Bangen erregt unser Mitgefühl, ihre Klage durchdringt unser Herz; es ist uns, als wenn wir sie bei der Hand fassen und mit ihr durch die düstere Nacht ziehen müßten, um den Geliebten zu suchen. Und als sie endlich den Verlorenen gefunden, da faßt sie ihn und mag ihn nicht wieder von sich lassen, sie führt ihn in das Haus ihrer Mutter. Cap. 5, 6 ff. und 3, 4.

Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht;
Ich rief ihn, aber er antwortete nicht.
Mich fanden die Wächter, die in der Stadt umgehen,
Sie schlugen mich, verwundeten mich,
Meinen Schleier nahmen sie mir weg — die Wächter der Mauern.
Kaum war ich an ihnen vorübergegangen,
Da fand ich ihn und ließ ihn nicht,
Bis daß ich ihn brachte in das Haus meiner Mutter
Und in die Kammer meiner Gebärerin.

Im Gegensatz zu diesem lieblichen und beglückenden Verhältniß der beiden Liebenden stehen nun die lockenden und sinnbethörenden Liebesbewerbungen des Königs Salomo. Schon mit einem gewissen besorgnißerregenden Pathos wird seine Ankunft gemeldet. Cap. 3, 6 ff.

Wer ist das, der da heraufsteigt von der Wüste her wie Rauchsäulen,
Umduftet von Myrrhen und Weihrauch, von mancherlei Würzstaub des Krämers?
Sieh'! Es ist das Tragbett Salomos,
Sechzig Helden rings um dasselbe, von den Helden Israels.
Alle schwertgegürtet, kriegskundig.
Jeder hat sein Schwert an seiner Hüfte, wegen der nächtlichen Schrecken.

Wie Sirenenstimmen ertönen die Liebeswerbungen des mächtigen Herrschers an das Ohr des unschuldigen Mädchens, um sie zu bestricken. Cap. 4, 1 ff.

Siehe, schön bist du, meine Freundin, ja, schön bist du!
Deine Augen sind Tauben zwischen deinem Schleier,
Dein Haar wie eine Ziegenheerde, die abwärts am Gileadgebirge lagert.
Deine Zähne wie eine Heerde Schurschafe, die heraufsteigen aus der Schwemme,
Alle Zwillinge tragend, kein unfruchtbares ist darunter.
Wie ein Karmesinfaden deine Lippen und dein Mund lieblich.

Nachdem der König in solchen kühnen Bildern noch die anderen Glieder des Mädchens beschrieben, fordert er sie in süßer Schmeichelrede auf, mit ihm zu kommen zu süßem Liebesgenusse. Cap. 4, 8 ff.

Mit mir vom Libanon, Braut, mit mir vom Libanon sollst du kommen,
Herabschauen sollst du vom Gipfel Amanas, vom Gipfel Senirs und Hermons,
Von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Panther.
Du hast mein Herz getroffen, meine Schwester Braut,
Bezaubert mich durch einen Blick deiner Augen,
Mit einem Kettlein deines Halsschmuckes.
Wie schön ist deine Liebe, meine Schwester Braut!
Wie lieblicher deine Liebe als Wein,
Und der Duft deiner Salben als alle Wohlgerüche!
Honigseim träufeln deine Lippen, Braut,
Honig und Milch ist unter deiner Zunge,
Und deiner Gewänder Duft gleicht dem Dufte des Libanon.
Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut,
Ein verschlossener Quell, ein versiegelter Born.
Deine Schößlinge sind ein Granatenlustgarten,
Mit köstlichen Früchten, Cyperblumen nebst Narden,
Narde und Krokus, Kalmus und Zimmet sammt allerlei Weihrauchbäumen,
Myrrhe und Aloe mit allen vorzüglichen Balsamen.
Eine Gartenquelle du, ein Brunnen lebendigen Wassers.

Sulammith besiegelt ihre Liebestreue dadurch, daß sie den königlichen Versuchungen standhaften Widerstand leistet. Aus dem Harem entlassen, trifft sie wieder mit dem Geliebten auf freier Flur zusammen. Gestützt auf seinen Arm gelangen sie zu dem Apfelbaum, unter dem sie zu Anfang den Bund ihrer Liebe geschlossen und unter dem seine Mutter ihm dereinst selbst das Leben geschenkt. In seligem Glücke der Wiedervereinigung erinnert sie ihn an diese Begegnisse. Cap. 8, 5 ff.

Unter dem Apfelbaum erregte ich deine Liebe;
Dort kreißete dich deine Mutter,
Dort kreißete, die dich geboren.
Lege mich gleich einem Siegelring an dein Herz,
Gleich einem Siegelringe an deinen Arm!

Kein Wunder, wenn diese Perle hebräischer Lyrik von der Synagoge wie von der christlichen Kirche in tiefsinniger Symbolik und Allegorese ausgedeutet und von Dichtern, Musikern und Malern künstlerisch verwerthet worden ist. Ernst Woldemar Loßner versuchte, so gut er es vermochte, die in Unordnung gerathenen zarten, duftigen Blumen, die bereits Goethe (Westöstlicher Divan) als etwas Räthselhaft-Unlösbares erschienen, in einen einheitlichen, wohlgeordneten Strauß zusammenzubinden, Perluigi de

Paläſtrina ſetzte ſie in neunundzwanzig Motetten in Muſik, und Neukomm ſchrieb das wunderbare Duett: „Er und Sie".

Unübertroffen an poetiſchem Werth ſteht das Pſalmenbuch da, eine Sammlung von 150 religiöſen Liedern. Wie die Tradition dem Salomo die Spruchweisheit in den Mund gelegt hat, ſo dem David den Pſalmengeſang. Urſprünglich zerfiel der Pſalter in drei Bücher, ſpäter aber wurde er nach Analogie des Pentateuchs (der Thora) ziemlich äußerlich in fünf Bücher geſchieden. Die Pſalmen ſind beredte Zeugniſſe des religiöſen Lebens in Israel. Ihre Dichter waren Männer, die vom Geiſte Gottes durchglüht und reich an Erfahrungen göttlicher Lebensführung waren. Darum ſpricht aus den Liedern ſchöpferiſche Urſprünglichkeit, wunderbare Kraft und Friſche, zuverſichtliche Glaubensgewißheit, freudiges Gottvertrauen und inniges Dankgefühl für Gottes väterliche Güte und Barmherzigkeit. Wenn auch manchen Pſalmen in der einen oder anderen Hinſicht noch nationale Beſchränktheit, eine gewiſſe Einſeitigkeit und Befangenheit des religiöſen Anſchauens anhaftet, ſo erheben ſich doch auch wiederum viele über die Schranken der Nationalität hinaus und werden zu wahren Perlen der religiöſen Lyrik in der Weltlitteratur. Dem Inhalte nach rühmen viele Pſalmen die Magnalia Dei, viele ſind Gebete und Hilferufe um Errettung aus Schmach und Verfolgung hinterliſtiger Feinde, viele ſinnende Betrachtungen und Verſenkungen in Gottes wunderbare Führungen, viele Aufforderungen zum Lobpreiſe Gottes. Andere ſind Ergüſſe inniger und heißer Gottesſehnſucht, wieder andere Ausflüſſe tiefer und aufrichtiger Bußzerknirſchung. Die einen rauſchen großartig und furchtbar einher wie ein ferner Meeresſturm, die anderen wieder klagen und ſeufzen wie der Ton der Aeolsharfe. In Bezug auf die dichteriſche Form zeichnen ſich die Pſalmen durch ein ſchönes Kunſtgewand aus. Nicht nur, daß die Gedankenfolge bald gleichſinnig (ſynonym, identiſch oder tautologiſch), bald gegenſätzlich (antithetiſch), bald wiederholend oder fortſetzend (ſynthetiſch) fortſchreitet, es finden auch Verbindungen ſolcher Gedankengänge ſtatt, wodurch mannigfache Variationen entſtehen. Wiederholen ſich dieſelben, ſo bildet ſich ein ſtrophiſcher Bau, der bisweilen an die Strophen der antiken und modernen Poeſie erinnert. Daneben wird aber der dichteriſche Ausdruck noch erhöht durch mannigfache Wortſpiele, Allitterationen und Paronomaſien, wie nicht minder durch den verſchiedenen Wort- und Versaccent. Doch alle dieſe rhetoriſchen und muſikaliſchen Kunſtmittel bilden nur die äußerliche Schönheit der Pſalmpoeſie, die wahre innere Schönheit zeigt ſich in dem majeſtätiſch dahinrauſchenden Redeſtrome, in dem Gedanken- und Ideenſchwunge, der die ganze Tiefe und Innigkeit des religiöſen Gefühls, die Wogen der ſeeliſchen Begeiſterung lebendig und anſchaulich zum Ausdrucke bringt. Wie dringt es an unſer Herz, wenn im fremden Lande unter feindlicher Umgebung die nach Gott und ſeinem Tempel ſich ſehnende Seele ruft Pſalm 42 und 43:

Wie eine Hirschkuh nach Wasserbächen lechzt,
So lechzet meine Seele nach dir, o Gott.
Es dürstet meine Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott!
Wann werde ich kommen und sehen Gottes Antlitz?
Es ward mir meine Thräne Speise Tag und Nacht,
Weil zu mir man spricht täglich: Wo ist dein Gott?
Daran gedenke ich und schütte aus in mir mein Herz:
Wie ich dahinzog in Schaaren, sie geleitete zum Hause Gottes,
Unter Hall des Jubels und Dankes, eine festliche Menge.
Was bist du gebeugt, meine Seele, und stöhnest in mir?
Harre auf Gott, denn noch werde ich ihm danken,
Daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.

In mir ist meine Seele gebeugt, drum gedenke ich an dich
Vom Lande des Jordans und den Hermonbergen, vom Berge Mizar,
Eine Fluth ruft der anderen Fluth zu beim Schalle deiner Wasserfälle,
Alle deine Brandungen und Wellen sind über mich gegangen.
Am Tage entbietet der Ewige seine Gnade,
Und des Nachts ist sein Lied bei mir, Gebet zum Gotte meines Lebens.
So spreche ich zu Gott, meinem Felsen: Warum hast du meiner vergessen?
Warum muß ich trauernd einhergehen unter dem Drucke des Feindes?
Gleich Zermalmung in meinen Gebeinen verhöhnen mich meine Dränger,
Indem sie täglich zu mir sprechen: Wo ist dein Gott?
Was bist du gebeugt, meine Seele, und stöhnest in mir?
Harre auf Gott, denn noch werde ich ihm danken,
Daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!

Schaffe Recht, o Gott, und führe meinen Streit gegen ein liebloses Volk,
Vom Mann des Truges und Frevels errette mich.
Denn du bist mein Gott und mein Hort. Warum hast du mich verworfen?
Warum muß ich trauernd einhergehen unter dem Drucke des Feindes?
Sende dein Licht und deine Wahrheit, sie sollen mich führen,
Mich bringen zu deinem heiligen Berge und deinen Gezelten,
Daß ich eingehe zum Altare Gottes,
Zum Gotte der Freude, meines Jubels,
Und dir danke auf der Zither, Gott, mein Gott.
Was bist du gebeugt, meine Seele, und stöhnest in mir?
Harre auf Gott, denn noch werde ich ihm danken,
Daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.

Diesem Hohenliede der Gottessehnsucht lassen wir Ps. 103 das Hohelied des Dankes folgen. In fünf wohlgegliederten zehn- und achtzeiligen Strophen rühmt es schwungvoll mit der Kraft der Ueberzeugung und inneren Erfahrung Gottes Treue, Vatergüte und Fürsorge gegenüber seinem Volke.

Benedeie, meine Seele, den Ewigen,
Und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen.
Benedeie, meine Seele, den Ewigen,
Und vergiß nicht alle seine Wohlthaten.
Der verzeihet alle deine Missethat,
Der heilet alle deine Gebrechen,
Der erlöset aus der Grube dein Leben,

Der dich krönet mit Gnade und Erbarmen,
Der sättigt mit Gutem deinen Mund,
Daß sich erneuert gleich dem Adler deine Jugend.

Gerechtigkeit schaffet der Ewige
Und Recht allen Unterdrückten,
Er that kund seine Wege dem Mose,
Den Kindern Israel seine Großthaten.
Barmherzig und gnädig ist der Ewige,
Langsam zum Zorn und groß an Gnade.
Nicht für immer hadert er,
Und nicht auf ewig grollt er.
Nicht nach unseren Sünden verfährt er mit uns,
Und nicht nach unseren Missethaten vergilt er uns.

Denn so hoch der Himmel über der Erde,
Ist seine Gnade stark über die, so ihn fürchten,
So fern der Morgen ist vom Abend,
Entfernt er unseren Frevel.
Wie sich erbarmt ein Vater über die Kinder,
Erbarmt sich der Ewige über die, so ihn fürchten.
Denn er kennet unser Gebilde,
Ist eingedenk, daß Staub wir sind.

Ein Sterblicher, gleich Gras sind seine Tage,
Wie des Feldes Blume, so blüht er.
Wenn ein Wind dahinfährt über ihn, ist er nicht mehr,
Und nicht kennt ihn mehr seine Stätte.
Die Gnade des Ewigen aber ist von Ewigkeit
bis zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten,
Und seine Gerechtigkeit auf Kindeskinder,
Bei denen, die seinen Bund halten
Und eingedenk seiner Befehle, sie auszuüben.

Der Ewige hat seinen Thron im Himmel aufgerichtet,
Und sein Königthum herrscht über Alles.
Benedeiet den Ewigen, seine Engel,
Helden an Kraft, ausrichtend sein Wort,
Um zu gehorchen seines Wortes Stimme.
Benedeiet den Ewigen, alle seine Heere,
Seine Diener, ausrichtend sein Wohlgefallen.
Benedeiet den Ewigen, seine Werke alle,
An allen Orten seiner Herrschaft
Benedeie, meine Seele, den Ewigen!

Zum Schlusse noch das anmuthige, Frühlingsluft athmende Lob vom guten Hirten mit seinen dem Hirtenleben entlehnten lieblichen Bildern Ps. 23.

Der Ewige ist mein Hirte, nichts mangelt mir.
Auf grüner Aue läßt er mich lagern,
Zu Wassern der Ruhe leitet er mich.
Meine Seele erquickt er,
Führt mich auf rechten Geleisen
Um seines Namens Willen.

Wenn ich auch wandle im Todesschattenthale,
Nicht fürcht' ich Böses, denn du bist bei mir.
Dein Stab und dein Stecken, sie trösten mich.
Du deckest vor mir einen Tisch gegenüber meinen Drängern,
Du salbest mit Oel mein Haupt,
Mein Becher ist Ueberfluß.
Nur Glück und Huld werden mir folgen
Alle Tage meines Lebens,
Und wohnen werde ich in des Ewigen Hause
In die Länge der Tage.

Wollen wir zu rechtem Verständnisse der Psalmen gelangen, so müssen wir sie lesen mit unserem Mitempfinden, mit der Vorzeit, mit dem Blicke auf die Leiden und Bedrängnisse, denen der israelitische Staat durch die inneren und äußeren Feinde ausgesetzt war, auf die Seufzer, die der Seele der Vaterlandsfreunde entstiegen, wenn sie sahen, wie fremde Mächte ihr Höchstes und Herrlichstes mit Füßen traten und vernichtet hatten. Besitzen wir solches Gefühl der Theilnahme an den Besorgnissen und Hoffnungen, welche die Edelsten und Besten des Gottesvolkes erfüllte, dann verspüren wir an uns selbst die Kraft der hymnenartigen Lieder, wir begreifen, wie die Sänger im festen Glauben an Gott den Muth zum Ausharren unter dem Drucke finden konnten, unter dem sie schmachteten, wie sie die Zuflucht zu Gott über das Elend der Gegenwart durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft freudig stimmte und in Jubel versetzte.

Wiederholt sind die Psalmen von Dichtern in die verschiedensten Rhythmen umgegossen worden. Die hervorragendsten volksthümlichen kirchlichen Bearbeitungen im 16. Jahrhundert sind von Martin Luther, Nicolaus Selnecker, Ludwig Oeler, Andreas Knöpken und Kaspar Müller, unter den neueren Nachdichtungen verdient in Bezug auf poetischen Schwung, Wärme der Empfindung und Kraft des Gedankenausdrucks als eine der schönsten die von E. Sartorius (Schneider) Leipzig 1881 hervorgehoben zu werden. Mit feinem dichterischen Verständnisse und bewunderungswürdiger sichrer Formengewandtheit hat er alle Psalmen in das Versmaß des Sonetts gegossen, ohne dem Grundtexte in einschneidender Weise Gewalt anzuthun. Der Sinn ist fast immer getroffen. Anziehend haben die Psalmen von jeher auch auf die Tondichter gewirkt; eine große Anzahl ist mehr als einmal componirt worden. Ganz besonders hat Mendelssohn sich in den Geist der heiligen Dichtungen hineinzuversetzen verstanden, weshalb seine „Psalmen" die Kritik immer als Meisterwerke auf dem Gebiete religiöser Tondichtung rühmen wird.

Ueber den Lärm.

Von

Theodor Lessing.

— München. —

Kant hat eine Abhandlung über die lebendigen Kräfte geschrieben; ich aber möchte eine Nänie und Threnodie über dieselben schreiben, weil ihr überaus häufiger Gebrauch, im Klopfen, Hämmern und Rammeln mir mein Leben hindurch zur täglichen Pein gemacht hat.

Allerdings giebt es Leute, ja, recht viele, die hierüber lächeln, weil sie unempfindlich gegen Geräusch sind: es sind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunstwerke, kurz gegen geistige Eindrücke jeder Art sind: denn es liegt an der zähen Beschaffenheit und handfesten Textur ihrer Gehirnmasse.

Hingegen finde ich Klagen über die Pein, welche denkenden Menschen der Lärm verursacht, in den Biographieen oder sonstigen Berichten persönlicher Aeußerungen fast aller großen Schriftsteller, z. B. Kants, Goethes, Lichtenbergs, Jean Pauls, ja wenn solche bei irgend Einem fehlen sollten, so ist es blos, weil der Context nicht darauf geführt hat. — — — Die verständigste und geistreichste aller europäischen Nationen hat sogar die Regel never interrupt „Du sollst nicht unterbrechen" — das elfte Gebot genannt. Der Lärm aber ist die impertinenteste aller Unterbrechungen, da er sogar unsere eigenen Gedanken unterbricht, ja zerbricht. Wo jedoch nichts zu unterbrechen ist, da wird er freilich nicht sonderlich empfunden werden."

Dieses sind Worte Schopenhauers, mit welchen er im zweiten Bande seiner Parerga eine erbitterte Philippika gegen Lärm und Geräusch eröffnet. —

Sie möchte wohl noch heftiger ausgefallen sein, wenn er in unserer Zeit der elektrischen Bahnen und Dampfbahnen, Automobiles und Telephone in einer modernen Großstadt philosophischen Contemplationen hätte leben wollen.

Für Künstler und Philosophen wurden die großen Städte ungeeignet. Unter dem Gerassel der Eisenbahnen, zwischen Pfeifen und Peitschenknallen, unter dem Schreien der Händler und Hausirer, im Gerassel von Fleischer- und Bäckerwagen, beim Dröhnen von Rädern, knarrenden Thüren und unaufhörlich klingelnden Glocken, da sollen sie leuchtende Gedanken und tiefe Stimmungen auf das Papier bringen und sollen die Kraft zur Sammlung besitzen, um ihre unhörbarsten, zartesten Regungen zu belauschen, welche flüchtig sind wie Schmetterlingsstaub.

Da wird sich manch Einer ungeduldig abwenden und fragen, ob das Leben wohl eine Messe oder eine Börse sei und ob nicht den modernen Künsten gar zu deutlich ein Merkmal anhafte, welches verräth, daß sie zu nahe dem staubigen Handelslärm großer Städte entstanden sind; unsere Dichter, die zartesten Singvögel, braucht man auch nicht mehr insgeheim in Strauch und Busch bei ihrem Liede zu überraschen, denn sie kommen in Schaaren hervor und schreien es aus, daß sie zu singen verständen. Nichts macht den mit dem Gehirn angespannt arbeitenden Männern das Leben so sehr zur Hölle wie der Lärm, unter dessen lähmender Gewalt das Heraufholen und Verfolgen tiefer oder zarter Gedanken eine wahre Tortur ist.

Wohl alle schaffenden Geister haben den Lärm gleich bitter empfunden und dürften dem Klageliede des Malers Bronzino beistimmen, welches tragikomisch die Geräusche einer italienischen Stadt schildert. Die Italiener, wie die Bewohner des Südens überhaupt, verbringen freilich ihr Leben geräuschvoller als wir Nordländer. Der Lärm der italienischen Städte ist im Verein mit dem erschlaffenden Klima wohl daran schuld, daß in sich gekehrte und speculative Köpfe, tiefe und klare Denker dort selten sind und außerhalb des Reiches der Phantasie die Geistesleistungen der Südländer hinter denen der nordischen Menschen zurückbleiben. —

Ein Leben, das unaufhörlich vom Lärm gequält wurde, war das des Thomas Carlyle. In den Tagebüchern seiner Frau Jane Welsh-Carlyle liest man, halb mit Lächeln, halb in Ergriffenheit, welche Kniffe und Künste sie tagtäglich anwendete, um ihrem Mann die zu seinen Arbeiten nöthige Ruhe zu verschaffen, und obwohl sie in Chelsea auf dem Lande lebten in tiefster Abgeschiedenheit, so hatten sie doch ein ganzes System von Listen, mit denen sie sich Ruhe in ihrer Nachbarschaft sicherten.

Da wurden Hähne und Hunde, welche die Morgenruhe störten, aufgekauft, junge Mädchen, welche durch ihr Clavierspiel den grämlichen Carlyle in Zustände des Zorns versetzten, in denen er zu erklären pflegte: „bei solchem Lärm könne er weder denken noch existiren,“ wurden durch zarte Aufmerksamkeiten veranlaßt, zu bestimmten Stunden das Clavier nicht anzurühren; ein Hund, der sich das Recht nahm, Gedanken, die den Preis menschlichen Heldenthums und das Heil des englischen Volkes erwirken sollten, durch Gebell im Keime meuchlings zu tödten, wurde listig erworben, nachdem sein Herr, ein benachbarter Schnapsbrenner, durch das Geschenk

einiger Flaschen kostbaren Weines bestochen worden war. — Mit solchen Bagatellen, über welche Swift so tiefsinnig lachen konnte, mußte Carlyle sich sein Leben lang herumschlagen.

Ueberhaupt haben die Engländer ein feines Empfinden für die Schrecklichkeit des nutzlosen Lärmes; der englische Sonntag ist eine Wohlthat für die Nerven der Kopfarbeiter, und London ist die einzige Stadt, in der sich bisher ein starker Verein bildete, welcher die Aufgabe verfolgt, dem Straßenlärm durch Pflasterung und Verbote zu steuern und insbesondere das Peitschenknallen zu bestrafen. Thomas Hood soll den Deutschen vorgeworfen haben „for a musical people, they are the most noisy I ever met with." Beinahe komisch ist der Kampf, den der große Mathematiker Babbage führte. Er hatte eine Idiosynkrasie gegen die in England zahlreichen Drehorgeln, welche ihn in seinen mathematischen Combinationen unterbrachen und deren Töne ihn weinerlich und melancholisch zu machen pflegten. Er suchte erfolglos die Drehorgeln auszurotten, indem er principiell jede Orgel, welche sich in seinem Revier hören ließ, aufkaufte; eine gute Gelegenheit für Drehorgelmusikanten, alte verstimmte Instrumente loszuwerden.

Diese scheinbaren Kleinigkeiten: schreiende Hähne, knarrende Thüren, pfeifende Schusterjungen, lärmende Torf- oder Früchteverkäufer, rasselnde Eisen- und Straßenbahnen, dröhnende Droschkenräder — die uns täglich einige Stunden Leben rauben, indem sie unsere werthvollsten Stimmungen zersplittern und unsere Arbeiten unterbrechend verschlechtern, die bilden die wahre Tragödie des Lebens, denn die Störung und Unlust, welche wir von all dem Pfeifen, Klopfen und Hämmern, bei dem wir leben, erleiden, ergiebt aufsummirt eine Qualenziffer, welche der Wagschale der Lust ein beträchtliches Gegengewicht bietet; auch ist der Kampf gegen den Geier, der an unserem Leben zehrt, prometheischer, würdiger als unausgesetztes athemloses Abwehren von kleinen Mücken und Moskitos, welche als Sorgen und Hemmungen das Leben peinvoll verbittern.

Musikalische Ohren, welche für zarte Gehörwirkungen so empfänglich sind, daß die Oscillationen der Gehörnerven oft sich dem ganzen Körper mittheilen und durch Reflexe sogar Secretionen und Excretionen bewirken können, müssen für den groben, rohen Lärm, der die bewußte Aufmerksamkeit abschneidet und alle Feinheiten der Töne übertäubt, besonders empfindlich sein.

Richard Wagner wurde einst in Florenz gestört durch den fröhlichen Lärm der Gassenjungen, welche unmittelbar unter seinem Fenster ihren Spielplatz hatten. Er ließ durch seinen Diener alte Geschirre und Gläser in der Stadt aufkaufen und die Splitter von Porzellan und Glas über Nacht auf dem Kinderspielplatze ausstreuen; die barfüßigen italienischen Jungen traten sich von nun an beim Spielen Glassplitter in die Füße, und das zwang sie, ihren Tummelplatz aufzugeben und von Wagners Fenstern fortzugehen.

Man mag diesen Zug „abscheulich“ finden, aber war es nicht auch abscheulich, ein Ohr, in welchem die Klänge des „Siegfried“ und der „Götterdämmerung“ zum ersten Male emportauchten, durch lähmenden Lärm zu martern, und wäre es besser gewesen, jenen Kindern wäre die Freude ungestört und dafür die Tetralogie Wagners ungeboren geblieben? —

Man darf sich nicht verwundern, daß Wesen, welche an jedem unnützen Geschrei die größte Freude haben, weil sie damit ihre Gedanken übertäuben und ihre Sinne aufrütteln und reizen können, sich gar so wenig Gedanken über ihr Dahinleben machen und nach jahrtausendlanger, zielloser Arbeit in Unbewußtheit und Aberglauben, dumpf, unklar und mit halb thierischer Befangenheit dahinsterben — Geschlecht auf Geschlecht, immer weiterlärmend, und durch Lärm das Leben fühlend und documentirend. Denn all' dieses Lärmen rund um uns her ist nur das uralte Palliativmittel, welches die Menschen gegen ihr Erwachen zur Bewußtheit des Lebens gebrauchen.

Das Bewußtwerden einer schalen und nichtigen, inhaltlosen und flachen Existenz, wie sie die Meisten führen, muß hinausgeschoben werden, sodann aber empfindet Jeder mit vollem Recht instinctiv die Erkenntniß als Störer des indolenten, vegetativ gesättigten Behagens, welchem überall der Mensch so gerne sich hingiebt, wenn nicht Feinde: Bedürfnisse und Schmerzen ihn zur Selbstwehre und somit zu bewußter Selbstbesinnung zwingen.

Weil aber das Bewußtsein eben durch Gegensätze und Schranken ausgelöst wird und mit dem Schmerze so untrennbar verbunden ist, daß seine Schärfe im gleichen Grade mit der Schmerzempfänglichkeit der Menschen anwächst, so hütet man sich vor ihm als vor einem Feinde, und daher ist jedes Betäubungsmittel eben recht, und der Lärm ein Genuß, in welchem wie durch mechanische Arbeit, sinnliches Vergnügen, Tanz, Wein oder Musik der Mensch sich zu vergessen und zu berauschen pflegt. —

Nur die schaffenden und schaffend denkenden Geister empfinden allen Lärm als Störung, während die Anderen ihre Arbeiten mit Vorliebe lärmend verrichten. Die Arbeit der Denker und Dichter ist ja niemals „intuitiv“: die vage Unterscheidung des intuitiven, naiven Genies vom discursiven, reflectirenden ist eitel scholastische Schulfuchserei, hinter welcher zu guterletzt der Wunsch steckt, die beschämende Achtung vor der Ueberlegenheit des Charakters und der Intelligenz sich zu ersparen, indem man einer imaginären Inspiration von Gottes Gnaden zuschiebt, was man als Selbstzucht, Fleiß und persönliche Tüchtigkeit anerkennen müßte. Da das Genie ein gewaltiger Arbeiter sein muß — womit freilich nicht gesagt ist, daß es ein Handwerker sei — wie sollen da wohl Schöpferingenien aufkommen inmitten der Weltstädte, unter Eisenbahngerassel und Peitschengeknall, während Jedermann instinctiv daran arbeitet, ihre gefährlichen Gedanken im Keime zu ersticken, und während die Menge geflissentlich die Schattenkühle des Irrthumes aufsucht, und somit die Wahrheit sehr schwer

dem einzelnen Menschen in's Bewußtsein dringen kann, denn die Wahrheit ist weniger nothwendig für Fortbestand und Glück des Menschen, als Täuschungen jeder Art.

Inmitten des unerschöpflichen Charivaris leben Einzelne unter dem Drucke einer Pein, niemals richtig ausdrücken zu können, was ihre Seelen bewegt, und ihre Klage, daß ihre Gedanken gleich vornehmen Blüthen nur in Einsamkeit und Stille langsam reifen könnten, wird verlacht von all' den Vielen, welche Einkehr, starkes Selbstbewußtsein und vornehme Muße sehr ungern haben, da sie in sich selber nichts vorfinden, was über das Leben hinweghebt . . .

Von einer besonderen Art des Lärmens, dem Peitschenknallen sagt Schopenhauer mit gewohnter Derbheit: „Die Sache stellt sich dar als naiver Muthwille, ja, als frecher Hohn des mit den Armen arbeitenden Theiles der Gesellschaft gegen den mit dem Kopfe arbeitenden. Daß eine solche Infamie in Städten geduldet wird, ist eine große Barbarei und eine Ungerechtigkeit, um so mehr, als es gar leicht zu beseitigen wäre durch polizeiliche Anordnung eines Knotens am Ende jeder Peitschenschnur. Es kann nicht schaden, daß man die Proletarier auf die Kopfarbeit der über ihnen stehenden Klasse aufmerksam mache: denn sie haben vor aller Kopfarbeit eine unbändige Angst. Daß nun aber ein Kerl, der mit ledigen Postpferden oder auf einem losen Karrengaul die engen Straßen einer volkreichen Stadt durchreitend, mit einer klafterlangen Peitsche aus Leibeskräften unaufhörlich klatscht, nicht verdiene, sogleich abzusitzen, um fünf aufrichtig gemeinte Stockprügel zu empfangen, das werden mir alle Philanthropen der Welt, nebst den legislativen, sämmtliche Leibesstrafen aus guten Gründen abschaffende Versammlungen nicht einreden.

Aber etwas noch Stärkeres als Jenes kann man oft genug sehen, nämlich so einen Fuhrknecht, der allein und ohne Pferde durch die Straßen gehend, unaufhörlich klatscht: so sehr ist diesem Menschen der Peitschenknall zur Gewohnheit geworden, in Folge unverantwortlicher Nachsicht. Soll denn, bei der so allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle seine Befriedigungen, der denkende Geist das Einzige sein, was nie die geringste Berücksichtigung noch Schutz, geschweige Respect erfährt? — Fuhrknechte, Sackträger, Eckensteher u. dergl. sind Lastthiere der menschlichen Gesellschaft, sie sollen durchaus human, mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Nachsicht und Vorsorge behandelt werden; aber ihnen darf nicht gestattet seyn, durch muthwilligen Lärm den höheren Bestrebungen des Menschengeschlechtes hinderlich zu werden. Ich möchte wissen, wie viel große und schöne Gedanken diese Peitschen schon aus der Welt geknallt haben. Hätte ich zu befehlen, so sollte in den Köpfen der Fuhrknechte ein unzerreißbarer nexus idearum zwischen Peitschenknallen und Prügelkriegen erzeugt werden.“ —

Solche neronische Anwandlungen empfand Schopenhauer; viel milder fühlte Nietzsche, trotzdem er die Gestalten der Neros und Cesare Borgias

so sehr liebte. Als er durch Sils Maria ging, erzählt er, störte ihn ein Knabe durch fortwährendes Peitschenknallen in seinen Gedanken; es that ihm weh, aber er blieb stehen und lobte den Jungen, weil er so gut knallen könne, und der lächelte dankbar und fühlte sich wichtig. — Denn der Lärm geschieht nie ohne Selbstgefühl. Ein Fuhrknecht, welcher mit der Peitsche knallt, eine Magd, welche Betten klopft, ein Tambour, der die Trommel schlägt, empfindet in seinem Lärme die genußreiche Bethätigung seiner selbst und eine Vergrößerung seiner Machtsphäre. Haben diese Leutchen auch kein anderes Mittel, sich der Welt bemerkbar zu machen und ihre Macht Andere spüren zu lassen, so können sie doch durch die Ohren ihrer Mitmenschen ihre Existenz und ihren Einfluß sich deutlich beweisen. Gesetzt, ein Wohlthäter der Menschheit erfände eine Vorrichtung, durch welche der Schall der Schmiedehämmer oder Dreschflegel gedämpft oder der Lärm eines Stockes beim Klopfen von Betten abgeschwächt würde, so würde sicherlich weniger gehämmert und seltener geklopft werden. — Für die menschliche Grundstimmung ist es kennzeichnend, daß eine Klage etwa darüber, daß sie mit ihrem Geräusch Dir ewige, werthvolle Gedanken zerstören, unverzüglich ihr Selbstgefühl rege macht, und daß ein Lächeln der Schadenfreude über eine solche Anerkennung fremder Macht dankbar quittirt. Anderen Schmerz zufügen können ist angenehmer als die Macht, Andere zu erfreuen.

Um endlich noch vom genus auf eine species überzugehen, will ich zwei Sorten von Lärm noch ganz besonders denunciren, nämlich das nervenerschütternde Klopfen von Teppichen und Betten in der Morgenfrühe, und das unerträgliche, zudringliche, fortwährende Läuten disharmonischer Kirchenglocken, zumal in katholischen Ländern. Dem ersten so quälenden als geistzerstörenden Lärme wäre abzuhelfen, indem in allen Städten vom Magistrat stricte Verfügungen erlassen würden über Tag und Stunde, zu welchen das Klopfen der Polstermöbel allwöchentlich vorgenommen werden dürfe, während zu jeder anderen Zeit nur außerhalb der Stadt auf vorgeschriebenem Terrain geklopft werden kann; bei dieser Gelegenheit sei auch gesagt, daß ebenso das Ausüben des Clavierspielens, zumal in den Abendstunden, allmählich legislative Bestimmungen nöthig macht. Was aber das unaufhörliche Geläute der Glocken angeht, so ist es vor Allem eine Institution der katholischen Kirche und entspricht dem demagogischen Charakter einer Gemeinschaft, welche eine möglichst weite Herrschaft ausüben und sich in alle wesentlichen Verrichtungen ihrer Anhänger hineinmengen muß.

Gemeinschaften, denen weniger eine demokratische Politik als ein patriarchalisches, vornehmes Religionsprincip vorschwebt, wie dem Buddhismus und dem orthodoxen Judenthum, verschmähen Propagandirung und Missionarisirung ihres Glaubens und haben als aristokratische Seelengemeinschaften das Zusammentrommeln zu Gebeten und das Werben um Gläubige mit Recht als zudringlich und würdelos empfunden. Wie viel würdiger ist der

eintönige einsame Ruf der Moslem zur Stunde des Gebets von der Moschee herab oder das feierliche Anzünden der Synagogenlichter zur Stunde der Einkehr, als das lärmende Gebahren der christlichen Kirche etwa in der heiligen Christnacht, wo alle Stunden lang von hundert Glocken ein abscheuliches, empörendes Geläut veranstaltet wird, welches lärmend und gewaltsam zu rufen scheint: „Sehet her! Wir haben die Macht, Euch die Nachtruhe zu zerstören, ob Ihr nun glauben möget oder nicht, ob Euch nun dieser die ganze Stadt betäubende Glockensturm angenehm oder unangenehm sei.“ Wie viele göttliche Gedanken mag dieser gotterbauliche Lärm täglich zerstören, und welch' ein Vergewaltigen der Seele ist solch' eine Veräußerlichung der heimlichsten und persönlichsten Herzenssache. —

Die Empfänglichkeit für Lärm und Geräusch nimmt proportional mit der Geistigkeit zu, ja sie ist geradezu ein Gradmesser für die Feinheit der Nerven und die Beweglichkeit des Gehirns; doch ist bei musikalischen Talenten die Empfindlichkeit gegen den Lärm am heftigsten.

Das Ohr ist der feinste Sinn und oft untrüglicher als das Auge, welches sich von Farben und reizenden Formen leicht täuschen läßt, während das Gehör selten täuscht. Die musikalischen Emotionen sind die zartesten und intimsten, „denn die Seele allein spricht Polyhymnia aus.“ Dort, wo der niedrigste Sinn, der Geruch, zur Orientirung dient, ist auch das Organ häßlich und rauh wie bei den Raubthieren; aber in demselben Maße, als das Gehör sich verfeinert, wird die Stimme wohltönend. Die Singvögel, deren Leben aus Ton und Klang gewebt ist, vermitteln sich die Umwelt fast ausschließlich durch's Ohr. Wohlweislich hat die Natur das Cortische Organ tief in die Schädelhöhle gelegt, als das zarteste von allen. Wir erfahren mehr aus der Stimme der Menschen, als aus dem, was sie reden; wir lauschen unbewußt hinter Worten auf ihren Klang, welcher weniger lügt, als die Worte zu lügen pflegen, denn keine Uebung des Kehlkopfes kann eine Stimme beseelen. In den Klangfarben der Stimme steckt der Theil des Menschen, der sich aller Willkür entzieht, und Menschenkenner hören mehr als sie vernehmen. Darum findet man denn auch die Gesichter der Blinden, als welche wie die Vögel die Welt als Klang empfinden und — wie Shakespeare schön gesagt hat — mit dem Ohre sehen können, so häufig vergeistigt, hoheitsvoll und edel. Auch in der Geschichte der Künste haben sich besonders viele Blinde ausgezeichnet, während das Antlitz Tauber oder Stummer oft die Spuren von Verzerrtheit, Angst und Unfreiheit aufweist. Und wie die complicirtesten Organe am spätesten reifen, so beobachten wir beim neugeborenen Menschen, daß Gehör und Sprache erst erscheinen, nachdem jede andere Reactionsfähigkeit entwickelt wurde. Begann das Kind aber erst aufzuhorchen, so bleibt von da an das Bewußtsein wach und seine Welt mindestens ebenso sehr ein Gehör- als ein Gesichtsphänomen . . .

Das Leben inmitten von Lärmen und Unrast trägt, wie ich glaube,

besonders dazu bei, den Musiksinn des Menschen abzustumpfen. Eminente musikalische Begabungen gedeihen nicht leicht in Großstädten, denn wer unter dem Lärme der Städte nicht leidet, der kann unmöglich die feinsten Tonintervalle der Natur percipiren: das Rauschen des Regens auf Sand und Gebüsche, das Knistern der Knospen und Blätter beim Aufplatzen und Fallen, das Rauschen im Korne vor der Saat; — solch ein im Lärme lebender Mensch ist auch unempfindlich für geistige Eindrücke, welche eine verfeinerte Sinnlichkeit erfordern, und ein allzu lärmendes Geschlecht ist für hohe intellectuelle Leistungen nicht bestimmt.

Die Gewöhnung an Umgebungsgeräusche aller Art, wie Zischen, Stoßen, Stampfen, Kreischen, Pfeifen und Schreien bewirkt wohl, daß beim Menschen durch die andauernde Schwingung der vielen Gehörstheile die zum Bewußtsein führenden Nervenstränge ermatten und das Hören eine percipirende (empfindende) Thätigkeit wird, während zur Apperception des Gehörten ein besonderer Act gewollter bewußter Aufmerksamkeit nothwendig ist. Dies ist der Grund, warum uns die Einzeltöne und Einzelgeräusche im Hause und auf der Straße kaum mehr in unser Bewußtsein treten und wir bei der unendlichen Anzahl von Schallquellen gar nicht mehr wissen, aus welcher Art von Bewegung die Geräusche entstanden sind.

Wir besitzen 15 500 Hörzellen (nach Retzius), und wenn wir auch noch nicht sicher wissen, ob jede einzelne Zelle auf einen anderen Ton abgestimmt ist, so können wir doch bei einiger Uebung sicherlich 4000 differente Töne percipiren. Wie fein ein Gehör ist, das auch nur 1000 Töne wahrnimmt, das erkennt man, wenn man sich erinnert, daß unsere Concertflügel 87 verschiedene Töne besitzen; zwischen a und b allein kann ein feines Ohr noch etwa 30 Zwischentöne unterscheiden. Eine Katze, welche immerhin ein außerordentlich feines Ohr hat, besitzt 12 000; der Hase, welcher auf jeden leisesten Laut reagirt, hat etwa 7000 Gehörzellen. Das Ohr dieser Thiere ist also weit weniger complicirt als das menschliche; aber gleichwohl zeigen sie sich bei jeder Art von Geräusch empfindlicher, eben darum, weil ihre Aufmerksamkeit einseitiger auf den Schall gerichtet ist und weil sie gewohnt sind, um ihrer Nahrung und Sicherheit willen sich durch das Ohr zu orientiren.

Indessen glaube man ja nicht, daß dies ewige Schwingen in unserem Ohre, weil es uns nicht mehr in's Bewußtsein komme, für unser Leben gleichgiltig sei; vielmehr stehen wir unter einem lebenslänglichen Reizzwange, dessen Perception weit mehr vitale Energie erfordert, als wir etwa verbrauchen, um den Druck der umgebenden Atmosphäre zu tragen. Sehr häufig empfinden wir in den Städten Lebende ein dunkles Unbehagen, dessen Quelle uns erst klar wird, wenn zufällig unsere Aufmerksamkeit auf irgend ein Geräusch in unserer Umgebung sich lenkt, dessen Einwirkung unsere Nerven vielleicht schon Tage und Wochen unbewußt erduldet haben; ja es geht uns eigentlich beständig wie den Reisenden in Sibirien, welche

gewohnt sind, die Nächte beim Geheule großer Rudel Wölfe ungestört zu verschlafen, während sie schlaflos sind, wenn ein einzelner Wolf sich in die Nähe ihres Lagers verirrt und mit plötzlich winselndem Gebelle ihre Nachtruhe raubt. —

Bedenken wir, daß die Luft um uns her unaufhörlich ohne irgend eine Pause mit Schwingungen erfüllt ist, daß Millionen einander kreuzender verstärkender, hemmender, ablösender Schallwellen in jeder Secunde an unsere Hörnerven branden! „Eine einzelne quietschende Thürangel producirt in jeder Secunde 1000 bis 3000 Hin- und Herbewegungen der Eisentheile; ein heftiges Thürenwerfen im Hause, wie es bei unerzogenen Menschen beliebt ist, entwickelt ein Conglomerat von Geräuschen, welche durch zahllose Schwingungen zahlloser Holz-, Eisen- und Glastheile bewirkt werden. — Nun erst gar das Rollen schwerer Lastfuhrwerke, deren Schwingungen die Häuser erzittern lassen und sich allen Gegenständen des Zimmers mittheilen, von denen jeder in seinem Eigentone antwortet, während das Stampfen der Hufeisen auf hartes Steinpflaster wechselnde Töne von d'' bis fis''' bewirkt, welche ein zur Erde geneigtes Ohr aus zwei Kilometer Entfernung vernehmen kann."

Es wäre amüsant, die verschiedenen Geräusche musikalisch zu zerlegen und zu schildern, welche Töne vom Straßendamm fortwährend in unser Ohr dringen: die melodischen Terzen und Quinten der Ausrufer von Fellen und Kartoffeln; die sehr verschiedenen Klänge des Ganges und des Rufens verschiedener Menschen; die charakteristischen Vocale diverser Instrumente.

Gar nicht selten geschieht es, daß uns die schmerzliche Wirkung eines Geräusches erst bewußt wird, wenn es aufgehört hat. Wir arbeiten scheinbar ungestört unter dem Einflusse ferner Flintenschüsse oder Trommelwirbel, wie der Schmied das Dröhnen seiner Hämmer, der Uhrmacher seine Uhren und der Müller das Schlagen seiner Räder nicht mehr wahrnimmt. Erst wenn ein Stillstand im Geräusche eintritt, dann bemerkt das aufgestachelte Gehör etwas davon, dann „summen uns die Ohren".

Weitaus der meiste Lärm wird zwecklos gemacht und dient als Waffe gegen das Bewußtsein. Hierhin gehört die Thatsache, daß bei einem tiefen Schmerze, bei einem Todesfalle oder Unglück die Meisten alsbald zu lautem Weinen, Lärmen, Beten und Lamentiren greifen, worin sie eine Ablenkung und ein Mittel zur Betäubung finden. — Womit anders bethätigt sich der große Haufe bei Aufständen und Revolten als mit Lärm und Geschrei, und diejenigen, die sich beim Handeln am feigsten erweisen, sind meistens die lautesten Schreier. Einem mißliebigen Staatsmanne zeigt man durch Gejohle seine Meinung an, stille Gelehrte boykottirt man mit einer „Katzenmusik". Jeder kämpft mit den Waffen, die ihm die Natur gab: das Stinkthier verjagt mit seinen Drüsen den Königstiger, und das Insect, das nicht duften kann wie die Lilie, hat doch Macht, sie zu besudeln.

Jeder Fuhrknecht, der mit der Peitsche knallt, kann Gedanken im Haupte eines Tasso zerstören, welche Jahrhunderte lang Menschen hätten entzücken und trösten können.

Der Lärm ist das verfeinerte Faustrecht, durch welches der Pöbel, der zahlreicher ist als Bandwürmer und Störe, sich an denen rächt, die vermöge ihres überlegenen Geistes ihm Gesetze vorschreiben. Leben und Lärm sind für Viele dasselbe; sie tummeln sich gern, „wo es laut und lustig zugeht". Der Barbar zeigt durch Lärm an, daß er da ist. Ein Rest von Barbarismus ist es, wenn ein Offizier seinen Säbel rasselnd übers Pflaster schleifen läßt, wenn die Modedame mit den Schuhen im hohen e knarrt und der Bauer durch „Trampeln" mit klobigem Schuhwerk das kleine g producirt, oder wenn ein Dandy mit dem Spazierstock an Gittern und Staketen entlang rasselt, wobei Töne entstehen, die ebenso markerschütternd sind, wie das Geräusch zweier aneinander gewetzter Messer. Jede Stadt macht besonderen Lärm; der Berliner macht „Radau" und „randalirt", die Münchener wollen eine „Gaudi", die Wiener veranstalten eine „Hetz".

Wenn die vitale Energie, die bei einem einzigen deutschen Turn- oder Sängerfeste in Biergeschrei und patriotischem Lärme verpufft wird, in den Dienst einer starken nationalen Jde gestellt würde, so müßte das deutsche Volk bald das vornehmste und stärkste sein. Am schlimmsten ist der Lärm aber in Süditalien, wo man Menschen inmitten eines Tag und Nacht andauernden orientalischen Tumultes ruhig schlummern sieht, was denn auch das richtige Licht wirft auf die Agilität ihres Geistes. Bei diesem Lärme wundert man sich nicht, wenn man merkt, daß die schönste Architectur der Erde, die edelsten Dome und reichsten Kirchen auch den dümmsten Betrug und Aberglauben beherbergen.

Mit dem Reichthum an Farben und mit der Temperatur wächst der Lärm, so daß sich unsere nordischen Lande immer noch am geeignetsten erweisen, in sich gekehrte und denkende Menschen zu tragen.

Ein wahres Loblied müßten wir bei diesem Ueberfluß an Geräusch dem Erfinder der Antiphone singen, wenn diese Apparate nur brauchbarer wären. Ich verwende, nachdem ich von Antiphonen aller Art die unangenehmsten Wirkungen gesehen habe, kurze Zäpfchen aus Hartgummi, welche die relativ besten Schalldämpfer und wahre Menschheitströster sind.

* * *

Wenn ich alle die Unlust und Mißstimmung summire, die vergeudete Energie, die Arbeitskraft und Spannkraft, die mir verloren ging, den Schlaf, der mir genommen wurde und dessen Mangel mich monate- und jahrelang arbeitsunfähig und krank gemacht hat, die Gedanken und Schöpfungen, deren Werden grausam zerschnitten wurde oder die mißriethen im Entstehen unter quälendem Lärm . . . so muß ich unbedingt die Flüche

Schopenhauers und Goethens unterschreiben und die Meinung, daß unser Leben durch den Lärm zur Hölle wurde, zumal man große Geisteswendungen, die Weltanschauung des Orients und zumal der Inder aus einer Flucht vor dem Lärm erklären könnte . . . Ja, es scheint mir sogar, daß solche Geständnisse noch ganz unzulänglich seien, da ja Schopenhauer in seinen unabhängigen, reichen und glücklichen Lebensumständen und vollends Goethe als Staatsminister im idyllischen Weimarländchen von den Geräuschen, in denen wir armen Gehirnarbeiter der modernen Großstadt leben müssen nach Einführung elektrischer Bahnen, Telephone und Automobiles, doch gar keinen Begriff gehabt haben.

Wenn ich alle Sorgen um's Brod und Entbehrungen zusammenfasse, so sind sie nicht schrecklicher als die Qualen, welche Lärm über uns bringt, wenn er die Nerven zerrüttet, die Arbeitsmöglichkeiten zerstört und unsern kargen Schlaf raubt.

Von Schiller, Beethoven, Wagner, von Byron, Shelley, Victor Hugo kenne ich Anekdoten, die uns bezeugen, wie furchtbar diese Männer vom Kindergeschrei irritirt wurden, und Mozart, von dem wir lesen, daß er mitten unter den lärmenden Spielen seiner Kinder hinter einer spanischen Wand componiren konnte, steht darin wohl ganz vereinzelt da.

Der alte Herr von Bleichröder pflegte seine Clienten, die im Zweifel waren, ob sie ihr Geld in Staatspapieren oder in Industriepapieren anlegen sollten, zu fragen: Wollen sie lieber gut schlafen oder gut essen? Er war offenbar so sanguinisch, Staatspapiere für Beförderer des guten Schlafes zu halten.

Wäre ich Capitalist — ach, süßer Traum, — ich würde auf diese Frage hin mich unbedingt für's Schlafen entscheiden. Der Mensch kann dreißig Tage lang ohne Nahrung leben, aber kaum sechzehn Tage ohne Schlaf. Wir leben täglich weit mehr vom Schlafe der letzten Nacht, als von der Nahrung des vorigen Tages . . .

Ein ausgezeichneter Mediciner, Professor Georg Sticker in Gießen, schreibt über den Lärm folgende goldene Sätze: „Man giebt sich in der Schule so viele Mühe, die Augen zu schonen, warum vernachlässigt man die Ohren der Jugend? Die Lage der meisten Schulgebäude gestattet es, daß das Getöse der Straße quälend und zerstreuend zu den Ohren der Schüler dringt. Was für Störungen und überflüssige Anstrengungen beim Denken, beim Lernen, beim Lesen durch Lärm und Geräusche aller Art hervorgerufen werden, weiß Jeder, der nicht ganz ohne Hingebung und Ernst bei seiner Arbeit ist. Allerdings giebt es Leute, die im größten Lärm, wie sie behaupten, geistig arbeiten können. Es ist eben ihre Arbeit und ihr Geist darnach. Je feiner ein Gehirn gebildet ist, desto gröblicher wird es von zwecklosen Gehörseindrücken in seiner Thätigkeit gestört. Die römischen Pandecten anerkannten das, indem sie verboten, daß ein Kupferschmied in eine Gasse zog, worin ein Professor wohnte. Die Leute sagen,

man müsse die Empfindlichkeit der Ohren abstumpfen. Goethe meinte das auch, als er in Straßburg der Trommel der Soldaten nachzog, um sich gegen ihr Geräusch abzuhärten. Vergeblich! Im Alter kaufte er ein in Verfall gerathenes Haus neben dem seinigen, blos damit er nicht den Lärm bei dessen Ausbesserung anzuhören hatte . . . Die Erholung, welche der Städter immer und immer wieder im Gebirge, auf dem Lande, am Meere sucht, ist wesentlich eine Erholung seiner vom Ohr aus erschöpften Nerven. Was dieser Lärm bedeutet, merkt er meistens erst, wenn er ihm eine Zeit lang entrückt war. Dann begreift er kaum, wie er sich wieder gewöhnen soll an das Gerassel der Bäckerkarren und Fleischerwagen, welche in der Frühe um die Wette toben, an das Gepolter und Geläute der Lastwagen, der Pferdebahnen, der elektrischen Bahnen, welche ihnen bald folgen, an das Getöse der Straßenreinigungsmaschine, die in tiefer Nacht die anderen Lärmmaschinen ablöst und donnernd das Haus des müden Bürgers umkreist, an all' die anderen fürchterlichen Töne, mit welchen die Stadtbahn, der Güterbahnhof, nachbarliche Accumulatoren u. s. w. ruhelos zu allen Stunden der Nacht das Wort des Dichters verhöhnen: „Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse."

Freilich gewöhnt man sich wieder daran, wie man sich an Gift gewöhnt, das heimlich die Gesundheit untergräbt und nicht mehr für ein Gift gehalten wird, bis der plötzliche Zusammenbruch der Kräfte es schrecklich lehrt.

Für einen gesunden, nervenstarken Erwachsenen mögen ein paar Ferienwochen alljährlich genügen, die schädlichen Wirkungen des Stadtgetöses auszugleichen. An einem Kinde, das seit den ersten Tagen der zartesten Jugend im Wachen und im Schlafe von der „erfreulichen Stimme der Cultur" verfolgt wird, gehen ihre Wirkungen nicht schadlos vorüber. Die größere Häufigkeit der Gehirnentzündungen, der schwerere Verlauf der Fieberkrankheiten in den Städten ist nur eine auffallendere, nicht die schwerste und allgemeinste Wirkung des Stadtlärms."

Als einen anderen bedeutenden Zeugen für die Qualen des Lärms führe ich noch den herrlichen Holländer Multatuli an, der in seinen Schriften halb mit Humor, halb in Verzweiflung immer wieder über den Lärm klagt und Stoßseufzer verstreut, etwa wie: „Vielleicht stehle ich noch eine Uhr, um Anspruch auf ein bischen Stille im Zellengefängniß zu haben."

Auch Fr. Th. Vischer ist ein würdiger Kämpfer gegen den Lärm und hat neben Katarrh, Schnupfen und Influenza und neben den Hemden- und Kragenknöpfen und der „Tücke der Objecte" vor allem den Lärm seiner Stuttgarter Mitbürger anschaulich gerügt, was sollen wir da sagen, die wir in Berlin, Wien oder München leben müssen und uns vor dem Lärm oft durch ähnliche Proceduren retten, wie der Held in Helene Böhlaus Rangirbahnhof. Beethoven konnte in Wien sicherlich nur deshalb componiren, weil er taub war, und wie Recht hat der Poet, welcher klagt:

„Wer nennt mir wohl das hochbeglückte Land,
Zeigt mir den Weg zur benedeiten Gasse,
Wo das Clavier noch keinen Einzug fand,
Dies Marterwerkzeug, das ich grimmig hasse;
Schriebst heut Du die Vernunftkritik, o Kant,
Ansammelnd mächtige Gedankenmasse,
Du müßtest taub sein, philosoph'scher Heiland,
Wo nicht, Dich flüchten auf ein wüstes Eiland."

Es scheint indessen gesunde Barbaren zu geben, welche für unsere Leiden wenig Verständniß haben und vielmehr gewillt sind, diese Leiden selber vorwurfsvoll gegen uns auszuspielen; z. B. Herr Max Nordau sieht, obwohl er in Paris lebt, in der wachsenden Empfindlichkeit für Lärm nur ein Stigma der „Entartung" und malt spöttisch einen Zukunftsstaat aus, in dem es uns aber ganz gut gefallen würde: „Nachdem es sich häufig ereignet hat, daß aufgeregte Personen, die einem plötzlichen Zwangsantriebe nicht widerstehen konnten, aus ihren Fenstern mit Windbüchsen und sogar ohne den Versuch der Heimlichkeit im offenen Ueberfall Gassenjungen todtgeschossen haben, die schrille Pfiffe oder grundlose Gellquietsche ausgestoßen, daß sie in fremde Wohnungen, wo von Anfängern Clavierspiel oder Gesang geübt wurde, eingedrungen sind und Metzeleien angerichtet, daß sie Dynamitanschläge auf Pferdebahnwagen ausgeführt haben, deren Schaffner läutete oder pfiff, ist es gesetzlich verboten worden, auf der Straße zu pfeifen oder zu grölzen; für Clavier- und Gesangsübungen sind eigene Gebäude hergestellt worden, die so eingerichtet sind, daß kein Ton aus ihrem Innern nach außen dringt; das öffentliche Fuhrwerk darf kein Geräusch machen, und gleichzeitig ist auf den Besitz von Windbüchsen die schwerste Strafe gesetzt. Da das Bellen von Hunden in der Nachbarschaft viele Leute zum Wahnsinn und Selbstmord getrieben hat, dürfen diese Thiere in der Stadt nur gehalten werden, wenn sie durch Zerschneidung des Recurrensnervs stumm gemacht worden sind." —

Nun warum nicht? Bei den Marsbewohnern, wie Kurt Laßwitz sie schildert, sieht es thatsächlich schon so aus, und nichts imponirt mir mehr, als ihre „Errungenschaften", daß sie auf geräuschlosen Bahnen fahren und den Schlaf sich durch Chemicalien theilweis ersetzen können. Die Genüsse und Vortheile der Großstadt, Theater, Kunstanstalten, Bibliotheken, Museen und Bildungsinstitute werden täglich übertheuer erkauft, nämlich mit dem vorzeitigen Tode der Stadtbevölkerung, durch Ertragen eines wilden Getöses, vor dem ein Kannibale die Flucht ergreifen würde; durch Einathmen von tausend Krankheitskeimen im Staub und Abhub der Trottoire und den Dunst und Gestank nach „Anthropin", der über Stätten lagert, wo hunderttausend gehetzte, übermüdete, naturentfremdete und eigentlich verunstaltete Menschen in einander lärmen, zusammengepfercht auf engstem Terrain in riesige steinerne Kästen eingepfercht, von Sonne und Wald abgesperrt und einander ruhelos auf der Nervenclaviatur spielend . . . Da können nur

Coalitionen der Geistesarbeiter helfen, die streng dringen auf Einschreiten gegen Peitschenknallen, Klingeln, Hausiren, auf geräuschloses Pflaster, Gummiräder und feste Ruhestunden. Ebenso ist Hundegebell, zumal in Neubauten, Teppichklopfen, Ruhestörung durch Pfeifen und Schreien in den Straßen so lange energisch zu rügen, bis wirklich und wahrhaftig Ruhe zur „ersten Bürgerpflicht“ geworden ist . . .

Wo aber fände ich ein Ende, wenn ich speciell auf jene Art von Lärm kommen wollte, von welcher der Dichter singt:

> Musik wird oft nicht schön gefunden,
> Zumal sie mit Geräusch verbunden.

Die Psychologie unseres Musikantenthums hat es mehr mit den Geschlechtsorganen zu thun als mit dem Intellect. Mit jenen haben Stimme und alle Musikfähigkeiten viel zu schaffen; mit diesem garnichts, weswegen von den eigentlich intellectuellen Menschen, großen Denkern und Schriftstellern nur die wenigsten musikkundig waren. Hanslick hat keinen Grund, sich darüber zu wundern, daß gerade die geistigen Menschen am wenigsten musikalisch seien; dagegen findet man bei den geistlosen, zum Beispiel bei den allertrockensten und einseitigsten Gelehrten nicht selten eine leidenschaftliche Hinneigung zu diesem „reizenden Ungeheuer“, wie Heine es nennt, als zu einem Narkotikum ihres nüchternen und leeren Verstandes. Die moderne Musikwuth vollends ist Flucht vor dem Bewußtsein und vor einer rationaleren, jeder Mystik abholden Cultur, in welcher die Musik dereinst den niedrigsten Rang unter allen Künsten einnehmen muß.

Bis dahin wollen wir manche musikalischen Genüsse unserer Tage mit Geduld erleiden, von deren Barbarei die Nachwelt sich eine Vorstellung machen wird, wenn sie liest, daß in dieser Zeit auf einem amerikanischen internationalen Musikfest 20 000 Solisten beiderlei Geschlechts, 2000 Mann Orchester und mehrere hundert Dampforgeln, Glocken und Kanonen mitgewirkt haben.

Und angesichts oder angehörs der großstädtischen Gesang- oder Clavierseuchen trösten wir uns mit dem Stoßseufzer des Dichters:

> Jetzt rede mir nur Einer noch
> Vom Schaffen oder Denken,
> Vom sauersüßen Arbeitsjoch,
> Vom tiefen Sichversenken.
> Kaum sitz' ich auf dem Stuhle fest
> Mit ernst gesenkten Wimpern,
> Beginnt mein Nachbar — Höll und Pest —
> Voll Wuth Clavier zu klimpern,
> Zu hämmern, zu knacken,
> Zu stampfen, zu hacken,
> Zu martern, zu klopfen.
> Watte her,
> Werg her,
> Wachs her,
> Ich muß mir die Ohren verstopfen.

Der Staat und die Cartelle.

Von
Ludwig Fuld.
— Mainz. —

Die außerordentliche Entfaltung des industriellen und gewerblichen Lebens in den letzten Jahrzehnten hat die Entwickelung einer Associations- und Organisationsform ungemein befördert, welche berufen erscheint, in den wirthschaftlichen Kämpfen der kommenden Zeiten eine große Rolle zu spielen, die Cartelle oder Syndikate der Unternehmer. Man versteht unter den Unternehmercartellen Vereinigungen der Unternehmer eines bestimmten Betriebszweiges, welche zu dem Zwecke errichtet werden, den Absatz und die Verwerthung der Producte denselben möglichst vortheilhaft zu gestalten. Das Cartell sucht diesen seinen Zweck entweder durch Preisvereinbarungen zu erreichen, oder durch Abmachungen über die Größe und den Umfang der Production jedes seiner Mitglieder oder durch Zuweisung bestimmter Absatzgebiete an die einzelnen Unternehmer; die gemeinsame Anwendung aller dieser Mittel bildet die Eigenthümlichkeit der modernen Cartelle, die sich hierdurch auch von Unternehmervereinigungen früherer Entwickelungsstufen der Volkswirthschaft scharf und bestimmt unterscheiden.

Das Bestreben, Verbände der Gewerbe- und Handeltreibenden zum Zwecke der Beeinflussung der Preise zu bilden, ist schon vor ein und ein halb Jahrtausend stark hervorgetreten und hat damals schon den Staat und die Gesetzgebung veranlaßt, sich mit ihm zu beschäftigen. Die Gesetzessammlung Kaiser Justinians enthält eine Verordnung des Kaisers Zeno aus dem Jahre 483, welche sich mit scharfen Bestimmungen gegen Vereinbarungen richtet, wonach eine Waare nicht unter einem bestimmten Preise verkauft werden dürfe, und es ist für die Entwickelung der wirthschaftlichen Anschauungen sehr interessant, daß gleichzeitig der Kaiser es für geboten erachtete, gegen die Vereinbarungen der Handwerker Strafen an-

zudrohen, durch welche sich dieselben verpflichteten, eine Arbeit nicht fortzusetzen, die einer von ihnen begann, also eine Art Gesetz zum Schutze der Arbeitswilligen. Auch die Gesetzgebung des Mittelalters nahm zu solchen Vereinbarungen häufig Stellung, insbesondere zu solchen, welche sich auf die Bestimmung der Lebensmittelpreise bezogen, und stets geschah dies im Sinne strenger Mißbilligung und Bestrafung. Von diesen Verbindungen sind die modernen Cartelle und Syndikate wesentlich verschieden; jene haben ein sehr beschränktes Thätigkeitsgebiet gehabt, diese aber dehnen ihre Wirksamkeit auf das ganze Gebiet der Production und des Absatzes aus, und die Individualität des einzelnen Unternehmers tritt bei ihnen gegenüber dem das Gesammtinteresse vertretenden Organ vollständig zurück. Die modernen Cartelle sind durch die Ueberzeugung hervorgerufen worden, daß gegen die Gefahr der periodisch auftretenden Absatzkrisen, gegen die Nachtheile einer regellosen, mit der Nachfrage nicht im Einklang stehenden Production nur der Zusammmenschluß der Unternehmer eine gewisse Sicherheit bieten könne; die cartellirten Unternehmer legen ihrer Thätigkeit Beschränkungen auf, um zu verhüten, daß das Angebot die Nachfrage übersteigt und hierdurch eine sinkende Preisbewegung eintritt, sie einigen sich über Einheitspreise, über die Zahlungsbedingungen, welche den Consumenten zu stellen sind, und ermöglichen es auf diese Weise, daß sie aus der Verwerthung ihrer Producte den größten Nutzen ziehen. Das eigentliche Heimatland der Cartelle bilden die Vereinigten Staaten von Amerika; auf dem Boden der transoceanischen Republik sind zuerst diese großen und mächtigen Unternehmerverbände entstanden, von welchen manche, wie beispielsweise das Petroleumsyndikat, die Oil-Standard-Company, sich das thatsächliche Monopol bezüglich eines Productes auf dem bedeutendsten Theile des Erdballs zu verschaffen verstanden, hier haben sie auch zuerst die besondere Form der Organisation als Trusts angenommen, die sich dadurch kennzeichnet, daß die Selbstständigkeit des einzelnen Mitgliedes vollständig verschwunden und nur ein Riesenunternehmen vorhanden ist, dem gegenüber jede Concurrenz von vornherein aussichtslos ist. Von Amerika hat das Cartell seinen Weg nach Europa genommen, und die Blüthe der industriellen Entwicklung der alten Welt in den letzten Jahren hat es bewirkt, daß der Vorsprung, welchen die Vereinigten Staaten auf dem Gebiet des Cartellwesens früher behaupteten, reichlich eingeholt worden ist. In Deutschland, das vor einem Menschenalter noch kaum die Cartellirung in irgend einem Industriezweige kannte, sind in den letzten Jahren überaus zahlreiche Cartelle gegründet worden, und es ist vielleicht nicht übertrieben, wenn angenommen wird, daß die Cartellentwicklung in keinem Lande Europas solch' rasche Fortschritte gemacht habe, wie bei uns. Ohne Zweifel stehen wir insoweit einer neuen Organisation der volkswirthschaftlichen Kräfte gegenüber, einer Organisation, die sich ohne Zuthun des Staates vollzieht und von dem deutlich erkennbaren Gedanken beherrscht wird, durch

die Benützung der Vereins- und Vertragsfreiheit die mit der freien Concurrenz verbundenen Gefährdungen bis zu einem gewissen Grade zu paralysiren. Wenn die socialistische Theorie und Kritik an der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung vor Allem den anarchischen Charakter der Production zu tadeln hat, so bietet die Cartellirung ein Mittel gegen die anarchische Production. Das Cartell bestimmt, innerhalb welcher Grenzen der einzelne Unternehmer seine Productionsfähigkeit ausnützen darf, es verhütet hierdurch die Ueberschwemmung des Marktes und beugt insoweit auch der Entstehung von Krisen vor, welche für die gesammte Volkswirthschaft von den nachtheiligsten Folgen begleitet sind. Wie groß die Zahl der in Deutschland zur Zeit bestehenden Cartelle ist, läßt sich mit Sicherheit nicht angeben, weil viele Cartelle ihr Dasein ganz in Dunkel hüllen und eine gesetzliche Bestimmung, die sie zur Anzeige verpflichtete, nicht besteht. Das Interesse, das an der Cartellfrage besteht, ist nun in der letzten Zeit ein ungemein erhebliches geworden; Veranlassung für die Beschäftigung weiterer Kreise mit den Cartellen bot einerseits die erhebliche Preissteigerung, welche für zahlreiche Gegenstände des Verbrauchs, besonders für Kohle, eingetreten ist, und für die man — mit Recht oder Unrecht bleibe zunächst dahingestellt — die Cartelle verantwortlich macht, sodann aber auch Uebergriffe, die sich einzelne Cartelle zu Schulden kommen ließen. Die Zwecke der Cartellirung können um so sicherer erreicht werden, je größer die Zahl der Unternehmer ist, welche sich dem Cartell angeschlossen hat. Mit Rücksicht hierauf gehen die Cartelle gegen diejenigen Unternehmer, die sich ihnen fern halten, sehr streng vor, man sucht den Gewerbebetrieb derselben zu hemmen, den Cartellmitgliedern wird bei hoher Strafe verboten, mit den Nichtcartellirten in Geschäftsverbindung zu treten, man wendet sich an andere Cartelle, um zu bewirken, daß den Nichtangeschlossenen die für den Betrieb ihrer Geschäfte nothwendigen Rohstoffe nicht geliefert werden, und vereinzelt schreckt man selbst nicht vor der Drohung mit dem Boykott zurück, um den Widerstand zu brechen. Der einzelne Unternehmer ist in dem Kampf gegen das Cartell zumeist machtlos, es bleibt ihm nichts übrig als sich zu unterwerfen oder mit der Gewißheit seines wirthschaftlichen Ruins zu rechnen, das bekannte Wort soumettre ou demettre bildet auch für den Unternehmer den Cartellen gegenüber oft genug, wenn nicht immer, die einzige Directive seiner Entschließung. Dergleichen Ueberschreitungen der festzuhaltenden Grenzen haben sich vor Allem die amerikanischen Cartelle vielfach erlaubt, die außerdem aber durch willkürliche, in dem Stand der wirthschaftlichen Verhältnisse keineswegs ihre Rechtfertigung findende Preistreibereien zu einer schweren Belästigung der Consumenten geworden sind. In Deutschland haben sich bisher die Cartelle zumeist von dergleichen Ausschreitungen freigehalten, immerhin kann nicht in Abrede gestellt werden, daß auch das deutsche Cartellwesen manche Erscheinung aufzuweisen hat, die als eine bedenkliche zu bezeichnen ist, und welcher der Staat gegenüber nicht gleichgiltig bleiben kann.

In der Beurtheilung der Cartelle gehen die Ansichten noch ebenso weit auseinander wie bezüglich der Frage, welche Stellung der Staat und die Gesetzgebung zu ihnen einnehmen soll. Mit leidenschaftlicher Einseitigkeit wird von den bedingungslosen Cartellgegnern behauptet, daß die Cartellirung der Industrie für das Gesammtwohl nur schädlich sei, während die bedingungslosen Cartellfanatiker mit derselben Einseitigkeit erklären, daß allein der Cartellbewegung die überraschende Entwicklung von Industrie und Handel zu danken sei. Hier verwahrt man sich gegen jedes Eingreifen des Staates, dort verlangt man Strafgesetze gegen die Cartellbegründung überhaupt. Es ist leicht begreiflich, daß bei einer Frage, welche die materiellen Interessen unmittelbar berührt, die Erzielung eines unparteiischen und objectiven Urtheils eine überaus schwierige Aufgabe ist, und daß es insbesondere der Gesetzgebung schwer fällt, sich dem Einfluß der Interessenten hierbei vollständig zu entziehen. Und doch ist dies erforderlich, da nur alsdann auf eine Behandlung der Cartellfrage gerechnet werden kann, mit der man vom Standpunkte der Gesammtinteressen ebensogut einverstanden sein darf, wie unter dem Gesichtspunkte der Einzelinteressen; daß aber die Cartellfrage der staatlichen Behandlung dringend bedarf, kann im Hinblick auf die Entwicklung des letztverflossenen Jahrzehnts kaum bestritten werden, und die Erklärungen, welche zu Beginn des Jahres 1900 im preußischen Abgeordnetenhause Namens der preußischen Staatsregierung abgegeben wurden, lassen erkennen, daß die preußische Regierung die ihr insoweit obliegende Aufgabe nicht verkennt*).

Man hat bei der Beurtheilung der Cartelle zu unterscheiden zwischen den Speculantenvereinigungen, deren Streben lediglich auf maßlose Preistreibereien gerichtet ist, und solchen, die sich bemühen, die Production in einem der Nachfrage entsprechenden Maße zu halten und das Sinken der Preise unter eine gewisse, durch die Productionskosten gegebene, Grenze zu verhüten. Während die ersten nur als schädliche Erscheinungen des volkswirtschaftlichen Lebens betrachtet werden können, müssen die letzteren als nützliche Gebilde desselben bezeichnet werden. Solange ein Cartell sich von Preistreibereien fernhält, solange es seine thatsächliche Machtstellung nicht dazu mißbraucht, um den Massenconsum zu erschweren, besteht kein Anlaß, die Wirksamkeit desselben zu mißbilligen; artet die Thätigkeit desselben aber zu einer wilden Preissteigerung aus, zwingt es den Consumenten seinen Willen auf, bewirkt es, daß die Befriedigung der Lebensbedürfnisse nur unter verhältnißmäßig hohen Aufwendungen möglich ist, welche die Kräfte breiter Schichten der Bevölkerung übersteigen, dann ist die Organisation zu einem Krebsschaden des socialen Körpers geworden, welcher auf die eine oder andere Weise beseitigt werden muß. Daß die seit vielen Monaten eingetretene Erhöhung der Preise für fast alle Gegenstände des Massenverbrauchs

*) Auch die Reichsregierung hat sich in den Verhandlungen des Reichstags vom December 1900 auf den gleichen Standpunkt gestellt.

eine sehr fühlbare Belastung der minder bemittelten oder unbemittelten Bevölkerungsklassen bildet, wird von keiner Seite in Abrede gestellt; es ist aber nicht zutreffend, wenn man hierfür lediglich die Thätigkeit der Cartelle verantwortlich macht. Allerdings ist unleugbar, daß manche Cartelle den auf Preiserhöhung gerichteten Wünschen entweder überhaupt keinen Widerstand geleistet, oder dieselben geradezu hervorgerufen haben, aber andererseits haben gerade die bedeutendsten deutschen Cartelle sich bemüht, Preiserhöhungen solange zu vermeiden, als es irgendwie ging. Dies gilt vor Allem von dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, das ja, vermöge seiner gewaltigen Entwicklung, auf die Beschaffung des unentbehrlichen „Brotes" der Industrie den maßgebenden Einfluß ausübt. Es läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten, daß ohne die Wirksamkeit dieses wohlgeleiteten Syndikats der Consument für Kohle noch höhere Preise zu zahlen hätte, wie er in dem verflossenen Jahre gezahlt hat und zur Zeit noch zahlt. Von der Syndikatsleitung wurde mit vollem Verständniß für die wirthschaftliche Lage den auf Preissteigerung gerichteten Bestrebungen lange Zeit entgegengetreten, und man hat es nicht an Warnungen fehlen lassen, um zu verhüten, daß in anderen Betriebszweigen die günstigen Conjuncturen zu übermäßigen Vertheuerungen benutzt wurden. Leider haben nicht alle Cartelle sich das Verhalten des Kohlensyndikats als Vorbild dienen lassen, leider haben sich andere Cartellleitungen minder weitsichtig erwiesen und nicht bedacht, daß auch die wirthschaftliche Entwicklung sich in Wellenlinien bewegt; wir haben uns seit einigen Jahren auf der Höhe befunden, aber der Rückschlag ist bereits eingetreten und die Conjunctur eine weichende geworden. Werden jetzt die Cartelle im Stande sein, den Preisrückgang ebenso zu verhindern, wie sie die Preiserhöhung bewirkt haben, werden sie jetzt die wirthschaftliche Function des Puffers, tampon in der französischen Volkswirthschaftslehre — in dem erwarteten Maße erfüllen? Hierüber kann nur die Erfahrung Auskunft geben, welche insoweit auch für die abschließende Beurtheilung der Cartelle von Bedeutung sein wird.

Gegen Auswüchse des wirthschaftlichen Lebens, welche das Gesammtwohl schädigen, ist der Staat einzuschreiten verpflichtet, er kann daher auch nicht umhin, gegen diejenigen Cartelle vorzugehen, deren Thätigkeit nach dem Gesagten eine nachtheilige ist. Der Staat kann auf dreifachem Wege versuchen, die Consumenten und die nicht cartellirten Unternehmer gegen die Cartelle zu schützen, auf strafrechtlichem, civilrechtlichem und verwaltungsrechtlichem, die beiden erstgenannten Wege sind bereits mehrfach betreten worden, aber mit einem Erfolge, der bei Weitem hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist.

Schon der code pénal Napoleons I. enthält in Artikel 419 eine ziemlich strenge Strafvorschrift gegen Cartelle; die Bestimmung ist theilweise auf den unmittelbaren Einfluß des Kaisers zurückzuführen, der in seinem Staate keine mit dem Staate rivalisirende Macht dulden wollte und erkannte, daß Cartelle unter Umständen zu einem Staat im Staate werden

könnten. Praktische Bedeutung hat dieselbe kaum mehr, sie wird so gut wie nicht angewendet, und selbst in Fällen einer scandalösen Preistreiberei und Ausbeutung der Consumenten pflegen die französischen Gerichte die auf Grund der genannten Strafandrohung Angeklagten freizusprechen.

Jüngeren Alters sind die Strafgesetze über Cartelle in den Vereinigten Staaten von Amerika; solche Gesetze bestehen in einer großen Anzahl von Unionsstaaten. Es wird darin die Bildung eines Cartells, der Eintritt in dasselbe, oder der Erwerb der Mitgliedschaft mit strenger Strafe bedroht, und zwar gleichviel, ob es sich um ein Cartell zum Zwecke von Preisvereinbarungen oder ein solches für Regelung der Production oder des Absatzes handelt. Die amerikanische Rechtssprache bezeichnet die Uebertretung dieses Verbots als conspiracy. Diese zahlreichen Gesetze haben die Entwicklung des amerikanischen Cartellwesens nicht zu hindern vermocht; einmal wurde die Verfassungswidrigkeit mancher derselben von dem obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten anerkannt, sodann aber wußten die Cartelle das Gesetz in geschickter Weise zu umgehen; sie verwandelten sich in Corporationen und stellten sich damit außerhalb des Anwendungsbereichs der Gesetze, die sich nur gegen die Vereinigung mehrerer Personen richten. Die Erfolglosigkeit des Kampfs der amerikanischen Gesetzgebung ist theilweise auch darauf zurückzuführen, daß dieselbe gegen die Cartelle schlechthin vorgeht und jede Cartellirung verbietet, was nach Obigem weder wirthschaftlich noch rechtlich berechtigt ist. Es zeigte sich auch hierbei die Richtigkeit des französischen Sprichwortes: Qui trop embrasse mal étreint.

Auf civilrechtlichem Wege hat man den Cartellen dadurch zu begegnen gesucht, daß man gegen die von ihnen abgeschlossenen Verträge die allgemeine Vorschrift anwandte, wonach Verträge gegen die guten Sitten nichtig sind. Sowohl die Rechtsprechung des französischen Cassationshofes als auch die des deutschen Reichsgerichts stimmen darin überein, daß Verträge von Cartellen, welche auf die Preistreiberei abzielen, unsittlich und darum nichtig sind, während man den Verträgen der Cartelle zur Regelung der Production und des Absatzes die Gültigkeit zugesprochen hat. Ohne Zweifel ist diese Auffassung richtig, sie entspricht auch dem Gedankengang des neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Allein trotzdem ist auf civilrechtlichem Wege gegen die Cartelle nichts auszurichten. Fälle, in welchen die Cartellverträge den Richter beschäftigten, gehören zu den größten Seltenheiten, weil ja regelmäßig die Cartellmitglieder kein Interesse daran haben, gegen einander aufzutreten und die Rechtswirksamkeit eines Vertrags in Zweifel zu ziehen, der ihnen nur Vortheile gewährt; außerdem pflegen die meisten Cartelle in ihren Verträgen für Streitigkeiten der Mitglieder unter einander den ordentlichen Rechtsweg auszuschließen und ein schiedsgerichtliches Verfahren zu vereinbaren. Schließlich aber sind die Civilgerichte nicht befähigt, die großen, mit der Gestaltung des Weltmarktes zusammenhängenden Fragen richtig zu beurtheilen, welche hierbei in Betracht kommen. Man muthet einem

Civilgericht Unmögliches zu, wenn man von ihm ein Urtheil darüber verlangt, ob der Vertrag ein unsittlicher ist, durch welchen beispielsweise das Kupfersyndikat seine Mitglieder verpflichtet, Kupfer nicht unter einem genau bestimmen Preissatze abzugeben. Hierfür eignet sich weder der Richter mit seiner formalistischen Ausbildung noch das Civilproceßverfahren, wie es in fast allen Ländern geregelt ist.

Erscheint hiernach sowohl das strafrechtliche als auch das civilrechtliche Vorgehen gegen die Cartelle nicht angezeigt, so bleibt nur die Behandlung auf dem Verwaltungswege übrig. Diesen Weg dürften die Staaten wohl im Laufe der nächsten Jahrzehnte betreten. Den Anfang dazu hat die österreichische Regierung gemacht, welche für die im Reichsrathe vertretenen Länder einen Cartellgesetzentwurf ausarbeitete, der, trotz einer inzwischen erfolgten Umarbeitung, in Folge der Stagnation der parlamentarischen Arbeit noch nicht Gesetz geworden ist.

Vor Allem handelt es sich für die Regierung darum, daß die bestehenden und neu entstehenden Cartelle ihr vollständig bekannt werden; das Cartellwesen muß durch das Publicitätsprincip beherrscht werden. Jedermann muß in der Lage sein, aus einem bei einer öffentlichen Behörde geführten Register sofort zu ersehen, welche Cartelle existiren, welche Ziele und Bestrebungen sie verfolgen und welche Mittel sie zu deren Erreichung anwenden. Die Erfüllung dieser Anzeigepflicht ist natürlich durch Androhung hoher Strafen zu erzwingen. Die Cartelle wären weiter dazu anzuhalten, solche Beschlüsse, welche sich auf Preisfestsetzungen beziehen, der obersten Staatsbehörde mitzutheilen, der die Befugniß zustehen müßte, die Ausführung derselben zu beanstanden und die Entscheidung eines Collegiums anzurufen, welches die Elite der Industriellen, Nationalökonomen und Juristen zu repräsentiren hätte. Dieses Collegium wäre mit dem Rechte zu bewidmen, die Auflösung eines Cartells wegen Benachtheiligung des Gemeinwohls anzuordnen, es wäre die Instanz, bei der die Staatsverwaltung oder die Consumenten bezw. Unternehmer Klagen gegen Cartelle anzubringen hätten. Es darf wohl als wahrscheinlich bezeichnet werden, daß mancher Cartellbeschluß unterbleiben wird, wenn die Cartelle genöthigt sind, jeden die allgemeinen Interessen berührenden Beschluß zur Kenntniß der Regierung zu bringen, und derselbe allen zugänglich gemacht wird; die Oeffentlichkeit würde sich auch in dieser Hinsicht als ein wohlthätiger Regulator gegenüber den Neigungen erweisen, dem Egoismus einer bestimmten Interessentengruppe über die im allgemeinen Interesse festzuhaltenden Schranken hinaus zum Nachtheil von Staat und Gesellschaft nicht nur Ausdruck, sondern auch praktische Wirksamkeit zu verleihen.

Es wird von den in den einzelnen Staaten verschiedenen Verwaltungseinrichtungen abhängen, in welchem Sinn und in welcher Form diese Gedanken gesetzgeberisch Verwerthung finden; soviel steht jedenfalls fest, daß die Cartellfrage die Industriestaaten fortan vielfach beschäftigen wird und

auch ihr gegenüber die Zeit vorüber ist, in der man dem Grundsatz des Laissez faire et laissez aller huldigte.

Es wäre irrig, wollte man glauben, daß die Cartellentwickelung bereits ihren Höhepunkt erreicht oder gar schon überschritten hätte; alle Anzeichen sprechen vielmehr dafür, daß die Cartellirung weitere Fortschritte machen, daß sie von der Großindustrie zur Kleinindustrie und zum Handel ihren Weg finden wird.

In seinem geistvollen Buche, das für Juristen und Nationalökonomen gleichmäßig interessant und belehrend ist: „Rechtsgeschäfte der wirthschaftlichen Organisation", hat Emil Steinbach den Güteraustauschverträgen die Organisationsverträge gegenübergestellt, welche „nicht den Kampf der einzelnen Subjecte, sondern das friedliche Zusammenwirken derselben zu einem gemeinsamen Zweck voraussetzen und dieses Zusammenwirken zu ordnen bestimmt sind, welche die einzelnen Zellen zu Gebilden besserer Ordnung zusammenfassen und ihre Beziehungen regeln." Das Organisationsbestreben, das in dem letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts in ungeahnter Stärke sich entfaltete, bedient sich dieser Organisationsverträge in reichstem Maße. Die Cartellentwickelung ist ein Ausfluß des allenthalben vorhandenen Organisationsbestrebens, des Strebens, die individuelle Kraft, die individuelle Wirthschaft zu ergänzen und so Leistungsfähigkeit wie Widerstandskraft des Subjects zu erhöhen und zu verstärken. Die wirthschaftende Gesellschaft schafft sich neue Organisationen, sie sucht nicht alte und überlebte Formen künstlich zu beleben, sondern sie bedient sich der durch die heutigen Verhältnisse gegebenen, um mittelst ihrer entsprechenden Verwerthung das Gebiet des Kampfs Aller gegen Alle einzuschränken. Die Cartelle und Syndikate sind die bedeutendsten Organisationen nicht nur unserer Zeit, sondern auch der früheren Zeiten; was wollen die Zünfte und Innungen auch zu den Zeiten der höchsten Blüthe bedeuten gegenüber einer Cartellirung der Kohlen- und Coaksindustrie, wie sie in dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat und dem Coakssyndikat enthalten ist? Sie sind Pygmäen gegenüber Giganten. Der Staat hat zu den Organisationen der wirthschaftenden Gesellschaft der früheren Jahrhunderte Stellung genommen, er ist gegen ihre Mißbräuche eingeschritten, die gleiche Pflicht obliegt ihm mit Bezug auf die heutigen Organisationen. Wenn die Reichs-Gesetzgebung, wie man annehmen darf, sich in Bälde mit der Stellung der Cartelle im modernen Wirthschaftsleben beschäftigt, so wird sie hierbei einerseits die Berechtigung der Organisation nicht verneinen dürfen, andererseits aber dafür Sorge zu tragen haben, daß die Wirksamkeit dieser Organisationen nicht dazu führt, den Grundsatz außer Kraft zu setzen, welchen das XX. Jahrhundert als eines der kostbarsten Vermächtnisse von dem XIX. Jahrhundert übernommen hat, der Grundsatz, der da lautet:

Freiheit der Arbeit, Freiheit des Erwerbs.

Die chronische Nicotinvergiftung und ihre Verhütung.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Nächst dem chronischen Alkoholismus ist sicher die chronische Nicotinvergiftung eine der verbreitetsten Intoxicationen und weit häufiger als der chronische Morphinismus. Diese Thatsache kann nicht Wunder nehmen; denn das Rauchen — vom Schnupfen und Kauen des Tabaks ganz abgesehen — ist nahezu so verbreitet, wie der Alkoholgenuß, und führt fast ebenso leicht zum Uebermaß, sowie zum Mißbrauch, wogegen der Abusus des Morphiums und sonstiger Narcotica ganz wesentlich zurücktritt: Gewöhnung, Nachahmung, Volkssitte und gesellschaftlicher Gebrauch haben die Benutzung des Tabaks als Genußmittel enorm gefördert, und so finden wir ihn denn durch die ganze civilisirte Welt in einer Weise verbreitet, die dem Alkoholgenuß kaum nachsteht. Vielen ist er wegen seiner das Nervensystem theils anregenden, theils beruhigenden Wirkung zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, Manche würden ihn ebenso ungern vermissen, wie den Kaffee oder Thee. Unser nervöses, geistig aufreibendes Zeitalter steht leider theilweise unter dem Zeichen der Alkaloide, was für die allgemeine Hygiene keineswegs bedeutungslos, für die individuelle Gesundheitspflege aber oft ganz verhängnißvoll ist.

Was einst Columbus nicht ahnen konnte, als er 1498 die Eingeborenen von Guanahani zusammengerollte Tabakblätter, die in Mais gewickelt waren, zum Schutze gegen Moskitos rauchen sah, und was sein Begleiter, der Pater Roman Pane ebenso wenig voraussehen konnte, als er diese Sitte auf dem westindischen Archipel verbreitet fand, als er dann auf der kleinen Antilleninsel Tabago neben Orangen, Feigen und Cocosnüssen diese Solanee vorfand und 1559 deren Samen mit heimbrachte, das hat sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer fast die Welt beherrschenden Macht ent-

wickelt. Als der geschätzte, gelehrte Diplomat Jean Nicot, Sieur de Villemain, der am Hofe zu Lissabon diesen Samen kennen lernte, im Jahre 1560 aus ihnen in seinem Garten Pflanzen zog und diese seiner fürstlichen Herrin, der Königin Katharina von Medici sandte, dachte er nur an eine Verwendung als Heilmittel. Erst 26 Jahre später kam der Tabak durch den Vater der Kartoffel, Franz Drake, nach England, ja erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach der Pfalz und nach Hessen. Während aber die nützlichere Solanee, die Kartoffel, alsbald willkommene Aufnahme als Volksnahrungsmittel fand, hat der Tabak ein förmliches Martyrium durchzumachen gehabt. Wohl führte schon Franz II., der Sohn Katharinas von Medici, den Schnupftabak ein, wohl entstand in Sevilla zu jener Zeit die erste Tabakfabrik, aber der Papst Urban VIII., der die Lehre Galileis verurtheilte, erließ auch gegen das Schnupfen eine Bulle, und noch 1634 wurden in der Türkei und Rußland — den jetzigen Hauptstätten des Rauchens — die ersten Raucher durch arge Verstümmelungen des Gesichts bestraft. Die heutige Generation hält es kaum für glaublich, daß noch bis um die Mitte des soeben abgelaufenen Jahrhunderts das Rauchen von Cigarren auf den Straßen Berlins bei Strafe verboten war und das gestrenge Auge des Gensdarmen darüber wachte, damit nirgends ein rauchender Frevler sichtbar war. Die Pfeife, der man allgemein huldigte, wurde geduldet. Nicots Trésor de la langue française ist längst vergessen; aber sein Name lebt in gutem und bösem Sinne durch den Tabak fort, der den botanischen Namen Nicotiana tabacum makrophylla seu rustica — ihm zu Ehren, als ewiges Denkmal — führt. Aber auch das furchtbare Alkaloid, welches Posselt und Reimann 1828 aus den Tabakblättern isolirten, das Nicotin, hat, ebenso wie das ätherische Oel Nicotianin, den Namen des französischen Gesandten der Nachwelt erhalten. Und das Nicotin, eines der stärksten Pflanzengifte, hat eigentlich eine traurige Berühmtheit erlangt; denn, wie bei den Rosen gleich die Dornen stehen, so begleitet es als ein böser Feind der Gesundheit den Genuß, den das Kraut dem Menschen gewährt und der das Rauchen so populär gemacht hat. Der Arzt Guillotin war auch nicht — obgleich die Sage ihn dazu stempelt — der Erfinder des Fallbeils, aber weil er sie aus Gründen der Humanität im Jahre 1789 der Nationalversammlung vorschlug, ist sein Name unlösbar mit jenem traurigen Apparat verknüpft. — Aehnlich erging es Nicot.

Wie gefährlich das nun einmal Nicotin genannte Pflanzengift ist, das sich nur im Tabak findet, geht schon aus Thierversuchen hervor. Ein Hund wird durch einen halben bis einen ganzen Tropfen getödtet, ein Kaninchen schon durch 1/4 Tropfen, und Vögel verenden schon, wenn man ein mit Nicotin befeuchtetes Stäbchen nur in die Nähe ihres Schnabels bringt. Die für den Menschen tödtliche Dosis ist, wenn man sie auch nicht genau ermittelt hat, jedenfalls äußerst gering. Denn schon 0,003 Gramm erregen die schwersten Erscheinungen, wie Ohnmacht und Krämpfe. Wohl

bemerkt bezieht sich dies nur auf die Wirkung vom Magen aus, die ja für gewöhnlich nicht in Frage kommt, obwohl sicher kleine Mengen Nicotin mit dem Speichel verschluckt werden. Allein auch beim Rauchen gelangt das Nicotin durch die Schleimhäute und bei seiner großen Flüssigkeit und leichten Verdunstungsfähigkeit auch durch die Lungen-Capillaren in den Körper, um dort seine Giftwirkung schleichend, aber sicher zu entfalten.

Aus eigener langjähriger Erfahrung kann ich bestätigen, daß die Erkennung der Nicotin-Vergiftung, die man bei passionirten Rauchern — und Raucherinnen gar nicht so selten antrifft, doch nicht so leicht ist, wie man denkt. Ich finde aus den letzten Jahren in meinen Krankengeschichten als jüngsten Patienten einen 26jährigen rumänischen Studenten verzeichnet; es folgt eine Chansonnette (28 Jahre alt), die nur Cigaretten, diese aber massenhaft raucht. Daran schließt sich ein 33jähriger Journalist, ein 45jähriger Agent, ein 49jähriger Kaufmann (Grieche), ein Rentner von 54 Jahren und ein anderer von 62 Jahren, der leidenschaftlich eine kurze Pfeife rauchte und von einem Gelenkreumathismus eine Klappenstörung am Herzen zurückbehalten hatte. Das sind anscheinend sehr wenig Beobachtungen, aber sicher sind mir (und wohl auch anderen Aerzten) noch bei Weitem mehr zu Gesichte gekommen, die unter dem Bilde anderer Krankheiten, zumal der Neurasthenie, der Herz-Neurosen, chronischen Magen- und Darmleiden u. s. w. verliefen, ohne daß man immer sofort an eine Nicotin-Intoxication dachte. Denn die Gewöhnung des Körpers an das Nicotin, seine Toleranz gegen dessen Wirkung verdeckt oft lange Zeit die wahre Ursache der Symptome, die ja überhaupt nur beim übermäßigen Tabaksgenuß deutlich hervortreten, bei maßvollen Rauchern, je nach deren Empfindlichkeit und Lebensweise, aber auch je nach der Cigarrenqualität, die sie rauchen, verhältnißmäßig unauffällig bleiben können.

Es ist bekannt, daß das mäßige Rauchen, nachdem einmal der Anfänger bei seinem oft recht verunglückten Versuche die erste Giftwirkung glücklich überwunden hat, im Allgemeinen nicht nur unschädlich ist, sondern sogar ein angenehmes Genußmittel bildet, welches wohlthuend und beruhigend auf die Nerven wirkt, die Arbeits- und Denkkraft steigert, ja sogar das Alkoholbedürfniß verringert, was wirthschaftlich und sanitär nicht zu unterschätzen ist. Anders aber wird das Bild des Wohlbehagens, des angenehmen, beschaulichen Träumens und Sinnens, der Anregung und Ablenkung, des Schlafverscheuchens und der erhöhten geistigen Leistungsfähigkeit, wenn bei einem oft Jahrzehnte langen Massenverbrauch von Cigarren oder Tabak die Nicotin-Schädigung sich bemerkbar macht. Da treten von Seiten des Gehirns Schlaflosigkeit, Schwindel, Kopfschmerz, Migräne, Erbrechen, Gedächtnißschwäche und selbst Lähmungen auf; da zeigen sich Gliederzittern, Krämpfe, Rückenschmerzen, Pupillenverengung — lauter Erscheinungen, die vom Centrum des Nervensystems herrühren. Bei Anderen wiederum stellen sich Herzsymptome ein, verlangsamter, später aber

frequenterer Puls, Reizungen des Vagus und jene unregelmäßigen Herzfunctionen, die der Amerikaner als „Smokers heart" bezeichnet. Die Anfangs beschleunigte Athmung wird später schwächer, mühevoller, ja sie kann sogar nahezu gelähmt werden. Bekannt ist es, daß leidenschaftliche Raucher nicht selten an Störungen der Verdauung leiden, an Appetitmangel, an vermehrter Speichelabsonderung, Neigung zu Diarrhoe und daß sogar Manche aus der Noth eine Tugend machen, indem sie sich den Hunger mit einer Cigarre vertreiben, oder ihren Darm so trainirt haben, daß er erst des Impulses durch Nicotin bedarf, um dann prompt in Thätigkeit zu treten, obwohl diese Thätigkeit ein Reiz, eine Giftwirkung ist. Wieder bei Anderen entsteht Trockenheit im Halse, Abstumpfung des Geschmacks, Störung des Hörens oder Sehens, Schwäche bestimmter Muskeln oder dergl. Kurz, eine oder die andere Erscheinung bietet fast jeder Gewohnheitsraucher — aber nur die Wenigsten führen dieselbe auf das Rauchen zurück, sondern suchen die Ursache ganz wo anders und kuriren deshalb Jahre lang auf Grund irrthümlicher Voraussetzungen vergeblich, während eine Abstinenz ihnen bald zeigen würde, was die Ursache ihrer Beschwerden war.

Sehen wir uns die Nicotin-Quelle genauer an, so finden wir, daß es hauptsächlich die Blätter der Tabakspflanze sind, welche das Alkaloid enthalten, weniger die Rippen. In jüngeren Blättern fand Neßler schon 2,84%, während deren Rippen nur 1,63% enthielten. Je mehr die Blätter wuchsen, desto mehr nahm ihr Nicotingehalt zu, wobei aber stets die Rippen ärmer an Nicotin blieben. Wurden die Blätter überreif und trocken, so sank der Nicotingehalt von 6,38 auf 1,20 ebenso, wie dies beim künstlichen Trocknen der Fall war.

Noch mehr nimmt der Nicotingehalt bei der üblichen Behandlung des Tabaks ab. Während das grüne Blatt einen Gehalt von 1,5—9,0% aufweisen kann, vollzieht sich beim Trocknen zunächst eine langsame Oxydation unter Bildung von Kohlensäure, Wasser, Ammoniak und, falls die Luft Zutritt hat, von Salpetersäure. Im weiteren Verlauf der Behandlung, dem Gähren ohne Luftzutritt, findet nun eine weitere Zunahme des Ammoniak, aber zugleich eine Abnahme des Nicotin statt. Betrug dasselbe noch im unfermentirten Tabak 0,85%, so sinkt es bei der reiferen Gährung auf 0,79, bei gleichzeitigem Luftzutritt auf 0,39, bei gleichzeitiger Ausschließung der Luft durch Pressen auf 0,10.

Der fertige Tabak enthält das Nicotin an organische Säuren gebunden. Das Blatt riecht intensiver, aromatisch, schmeckt scharf und bitter und enthält außer flüchtigen Oelen, Proteïnstoffen sowie organischen Säuren Ammoniak und der aus ihm gebildeten Salpetersäure noch das berüchtigte Nicotin. Trocknet man vorzugsweise die Blätter noch mehr aus, so schwindet ihr Wassergehalt, aber auch ihre flüchtigen Stoffe, das Nicotin und die ätherischen Oele gehen bei der langsamen Oxydation verloren, weshalb ja auch Cigarren durch zu langes Lagern ihr charakteristisches Aroma

und das Alkaloid, das ihnen gerade den eigenartigen Geschmack giebt, verlieren. Es bleiben dann in der sogenannten Trockensubstanz noch Mineralstoffe übrig, und zwar nicht weniger als 22,81%.

Nach 96 Analysen enthielt wasserfreier Tabak immer noch im Maximum 3,73%, im Minimum (Syrischer Tabak) 0%, im Mittel 1,32% Nicotin. Doch ist, je nach den Tabaksorten, der Nicotin-Gehalt sehr verschieden. Die feinsten, milden, aromatischen enthalten wenig Nicotin, so Habana 0,62%; in Portorico findet sich schon 1,20%, und der in Deutschland angebaute enthält sogar 2,12—3,36%. Daraus folgt für den feineren und reicheren Raucher schon an und für sich der tröstliche Gedanke, daß er dem Nicotin weniger ausgesetzt ist, als der bescheidene Raucher, der sich mit geringeren Qualitäten begnügen muß.

Enthält auch der Schnupftabak nicht wenig Nicotin, (1,3—2,0%), so ist doch erstens das Schnupfen viel seltener und sodann die Gefahr der Nicotin-Aufnahme viel geringer als beim Rauchen; denn hier kommt der Tabak meist direct mit der Mundschleimhaut in Berührung und das flüchtige, leicht verdunstende Alkoloid wird in den lieblichen, graublauen Rauchwölkchen auf dem Wege der Athmung dem Organismus zugeführt. Auch ist bei der leichten Löslichkeit des an und für sich ölartigen Nicotins eine Vermischung mit dem Speichel und ein Hinabgelangen in den Magen, meiner Ueberzeugung nach, nicht selten.

Ferner sind die Stoffe, die sich beim langsamen Brand der Cigarre bilden und in den Mund gelangen, Producte der trockenen Destillation, die zum Theil ebenfalls nicht bedeutungslos sind, wie brenzliges Oel, Ammoniak, Kohlensäure, Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoff, Essig- und Buttersäure. Neben den schon im Tabak vorhandenen oder sich beim Verbrennen entwickelnden aromatischen Substanzen lagern sich jene flüchtigen Destillationsproducte sowie das Nicotin zunächst in der Cigarre selbst, diesseits der verkohlenden Stelle ab, sie imprägniren die Cigarre mit jedem „Zuge" mehr und mehr. Natürlich ist in Folge dessen der letzte Rest der Cigarre am reichsten an Nicotin. Er riecht aus diesem Grunde, ebenso wie verkohlender Tabak, schlecht, während Tabak, je vollkommener seine Verbrennung unter Luftzutritt erfolgt, um so höheren Wohlgeruch entwickelt.[1]

Die Güte einer Cigarre hängt darum, zu nicht geringem Grade, von ihrer guten Verbrennung ab und diese wiederum von dem Gehalt an pflanzensaurem Kalium, das sich in der Asche als kohlensaures Kalium findet.

Selbst der die Augen reizende Tabaksqualm, der „Wachtmeister", der ein Rauchzimmer mit dichten Wolken erfüllt, enthält recht bedenkliche Producte unvollkommener Verbrennung, vor Allem das gesundheitsschädliche Kohlenoxydgas, Producte, die auch durch Verkohlen des Cigarettenpapiers schädlich wirken können.

Immer aber gebührt dem flüchtigen Nicotin und dessen noch giftigeren Zersetzungsproducten, dem Pyrilin, Collinin, Picolin 2c. der Haupt-

antheil an dem Zustandekommen von Nicotismus, und zwar nicht nur bei den Rauchern selbst, sondern auch in schlecht ventilirten Tabaksfabriken. Selbst die flüchtigen Oele stehen in ihrer physiologischen Wirkung gegen das Nicotin zurück, obwohl auch sie schädlich sind. Bei der Verflüchtigung des Nicotins spielt auch die Temperatur eine Rolle; in Sommerwärme erfolgt sie leichter, als in kalter Jahreszeit.

Zahlreich sind die Versuche, die man angestellt hat, um das Nicotin für den Raucher unschädlich zn machen, ihn vor chronischer Vergiftung zu schützen, ohne ihn zur völligen Abstinenz, zum Aufgeben des Rauchens zu nöthigen. Diese erwies sich zwar als wirksam und — bei festem Willen — auch als nicht zu schwer durchführbar. Mit Aufhören des Rauchens schwanden allerdings die Nicotin-Symptome. Aber die Abstinenz ist doch für Manchen, dem die Cigarre Genuß und Trost gewährt, dem sie eine angenehme Gewohnheit geworden ist, ein schweres — und im Grunde auch unnöthiges Opfer.

Daß die Wasserpfeife (Nargileh) einen Theil des Alkaloids und der Destillationsproducte abfängt, daß lange Pfeifen und Cigarrenspitzen, zumal mit Einlage von präparirter Baumwolle, gewissermaßen Nicotin-Filter darstellen und das Alkaloid zurückhalten, kurz, daß man dasselbe auf mechanischem Wege wenigstens zum Theil ausschalten kann, ist bekannt. Diese Hilfsmittel sind nicht zu verachten; denn sie belassen wenigstens dem Tabak seinen flüchtigen aromatischen Stoff und darum für den Raucher auch den specifischen Wohlgeschmack und Wohlgeruch.

Verfehlt dagegen waren die Versuche, nicotinfreie Tabake und Cigarren herzustellen. Wohl ist es nicht schwer, die Blätter zu entnicotisiren; allein das Resultat ist ein wenig erfreuliches. Das Nicotin, das für dies Genußmittel ebenso nöthig ist, wie für Kaffee das Coffëin*), für Thee und Cacao das Theobromin, darf der Cigarre nicht fehlen, wenn diese dem Raucher noch schmackhaft und würzig erscheinen soll. Wird es entfernt, werden die ätherischen Oele ausgelaugt, so sind damit die charakteristischen Eigenschaften des Tabak zerstört; was dann noch übrig ist, das ist nur ein trauriges Schattenbild einer Cigarre, äußerlich ihr ähnlich, aber im Geschmack fade, strohig, im Halse trockenes Kratzen bewirkend, ohne jene Reize, die gerade den Tabak zum Genußmittel stempeln.

Erst dem Geheimrath Prof. Gerold in Halle, dessen Specialgebiet die organische Chemie und insbesondere die Toxikologie war, gelang es nach jahrelangen Versuchen, das Problem des Neutralisirens, des Bindens dieses Alkaloids erfolgreich zu lösen. Er sagte sich mit Recht: Dem Tabak das Nicotin zu entziehen, ist ein Unding, denn damit hebt man den Rauchgenuß auf. — Diesen zu erhalten, Qualität und Geschmack,

---

*) Neuerdings ist allerdings von Nicolai ein coffëinfreier Bohnenkaffee angegeben worden, welcher das anregende Aroma des Kaffees besitzt.

Aussehen und Brand unbeeinträchtigt zu lassen, und doch die schädliche Wirkung des Nicotin auf chemischem Wege aufzuheben, es unlöslich zu machen, diese Aufgabe erschien ihm die einzig erstrebenswerthe.

Das Resultat war eine einfache, im Fabrikbetriebe leicht auszuführende Methode der Entgiftung, die mit einem Schlage auch für die Behandlung des Nicotinismus den richtigen Weg zeigt. — Und das Recept blieb kein Geheimniß. Er selbst publicirte es. Es wird eine Abkochung von Gerbstoff (Acidum tannicum) hergestellt und hierzu ein ätherisches Oel von Origanum vulgare, dem sogenannten „gemeinen Dosten“ oder „wilden Majoran“ gesetzt, dessen Kraut sogar früher officinell war. Nach dem Filtriren und Abkühlen behandelt man die Tabakblätter mit dieser Flüssigkeit, preßt sie alsdann unter mäßiger Wärme und läßt nunmehr in der üblichen Weise die Fermentation vor sich gehen.

So einfach dies Verfahren scheint, so sinnreich und erfolgreich ist es; denn es neutralisirt das Nicotin, ohne es dem Tabak zu entziehen, indem die den Gerbstoff begleitenden Nebenproducte, als eine Art von Gegengift wirkend, eine physiologische Unschädlichkeit des Nicotin herbeiführen. Er bleibt das angenehm geistige Stimulans, das aromatische Genußmittel, das bewährte Beruhigungsmittel, und ist doch von dem Moment an für den Raucher unschädlich. Dieser kann sich dem gewohnten Vergnügen auch ferner hingeben, ohne die Nicotin-Vergiftung fürchten zu müssen. Ein Arzt hat versuchsweise 27 Cigarren, die nach dieser Methode hergestellt waren, binnen 24 Stunden geraucht, und schon bei nüchternem Magen damit begonnen, aber nicht die geringste unangenehme Folge davon verspürt. Wenn man also jetzt wirkliche Gesundheits-Cigarren, ein nicotin-neutrales Kraut, seinen Patienten gestatten kann — und das ist ja für den Arzt, der Zeichen von Nicotinismus wahrnimmt, eine große Annehmlichkeit — so ist dies Gerolds unbestreitbares Verdienst. Dieser hat damit eine wirkliche, hygienische Reform in der Herstellung eines der verbreitetsten, Vielen nur schwer entbehrlichen Genußmittel ermöglicht und den verheerenden Schädigungen, die das Nicotin alljährlich bei Tausenden bewirkt, einen Damm entgegengesetzt. Die Raucher aber, welche lieblich duftende Brandopfer in zarten Wölkchen zum Himmel emporsteigen lassen, werden alle Ursache haben, dessen dankbar zu gedenken, welcher es verstand, den bösen Geist „Nicotin“ zu fesseln und zu zähmen.

Grethe.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Das krystallklare Blau des Abendhimmels ging im Westen in ein intensives Orangegelb und das Orangegelb in ein brennendes, wie flüssig erscheinendes Roth über. Die Sonne war schon unter den Horizont gesunken. Scharf hob sich der alte plumpe Kirchthurm von dem gelben Licht ab. Seine großen Schalllöcher starrten wie leblose Augenhöhlen hinab auf die Dorfstraße. Es war so still überall, als warte die Welt auf einen großen Feiertag mit Glockengeläut und Orgelklängen. Da zitterte plötzlich ein Klang durch die Luft, ein dünner, schwacher Klang. Und nun noch einer, aber etwas stärker. Und nun klagte ein müdes Glockenläuten vom Thurme, so dünn und fadenscheinig wie das Sterbekleid der Todten, die man jetzt in dieser Feierstunde zur Ruhe trug. Im letzten Abendlichte schritt ein kleiner Zug durch die Kirchhofpforte, und um die alte massive, durch breite Pfeiler gestützte Kirche nach dem hinteren Theile des Gottesackers. Vorn ging der Todtengräber. Hinter ihm trugen auf einer Bahre, die nicht einmal mit einem Tuche überdeckt war, vier Träger den schmalen, schwarzen Sarg. Ueber den Deckel war ein weißes Kreuz gemalt. Zu Häupten der Todten hatte eine mitleidige Hand einen blühenden Erikakranz befestigt. Das war der einzige Schmuck.

Seit langer Zeit wieder zum ersten Male hatten die vier Arbeiter, die die Verstorbene zur letzten Ruhe trugen, ihren schwarzen, verschossenen und an den Nähten schon grau gewordenen Gottestischrock aus dem Schrank genommen. Unter den breitrandigen Cylinderhüten von altmodischer Façon klebte das durch Wasser geglättete Haar an den Schläfen. Der Eine der beiden Kleineren, die vorn gingen, hatte sich wahrscheinlich den Hut bei irgend wem geborgt; denn er war ihm zu groß und rutschte immer wieder

in die Stirn, so daß er ihn jeden Augenblick in die Höhe schieben mußte. Dabei wischte er sich mit dem Handrücken den Schweiß ab, der ihm bis auf die Nasenspitze herabfloß und in großen Tropfen dort hängen blieb. Nur der eine der vier Träger hatte weiße, frischgewaschene Zwirnhandschuhe an. Die andern schlenkerten die freie Hand beim Tragen wie ein Pendel hin und her. Breitbeinig und mit der vollen Sohle traten sie auf, so daß der Sarg von einer Seite zur anderen schwankte. Man hörte immer nur einen schweren, dumpfklingenden Tritt. Hinter dem Sarge ging eine Frau mit einem Kinde, einem Mädchen von etwas über sieben Jahren, an der rechten Hand. Ein großes schwarzes Tuch hing ihr in einem langen Zipfel beinahe bis auf die Fersen. Die linke Hand hielt ein dickes Gesangbuch mit stark abgegriffenem Rothschnitt. Jedesmal, wenn sie des Kindes Hand losließ, um sich mit dem Handballen die Thränen aus den Augen zu wischen, blickte das blasse Gesicht des Mädchens zu ihr auf und wurde noch verängstigter, die Mundwinkel verzogen sich, als wollte es jeden Augenblick anfangen zu weinen.

Der Zug war zu dem frisch aufgeworfenen Grabe, das im hinteren Theil des Kirchhofs lag, gelangt. Hier ließ man den Sarg hinab. Dann betete der Todtengräber ein lautes Vaterunser, die Träger und die Frau warfen noch drei Hand voll Erde hinab auf den Sarg, und die traurige Feier war beendet. Eine Weile stand die Frau vor dem Grabe noch still und blickte mit thränenden Augen hinab auf den Sarg. Dann zog sie das Kind näher heran und sagte:

„Kumm, thu Denner Mutter ooch die letzte Ehre erweisa!“

Das Kind trat zaghaft an das Grab heran, aber nur so weit, daß es das Fußende des weißen Kreuzes auf dem Sargdeckel sehen konnte; dann bückte es sich und warf rasch hinter einander mit dem kleinen rothen Händchen die drei Hand voll Erde hinab.

Der Todtengräber begann bereits das Grab zuzuschaufeln. Dumpf und fest fiel die weiche Erde auf den Sargdeckel hinab. Noch immer stand die Frau mit gefalteten Händen und etwas zur Seite geneigtem Kopf dabei. Das Kind hielt sich mit dem linken Händchen an ihrem Rock fest. Den rechten Arm ließ es schlaff herabhängen. Dabei sah es unverwandt auf die mit Messingkappen beschlagenen Spitzen seiner plumpen Schuhe nieder. Wieder zuckte es um die Mundwinkel, stärker und immer stärker. Dann brach es plötzlich in heftiges, wortloses Weinen aus.

Tröstend und beruhigend strich die Frau dem Kinde einige Male sanft über das Haar; als es aber nur noch stärker weinte, bückte sie sich zu ihm nieder und sagte, indem es ihm die thränenfeuchten Wangen streichelte:

„Woas ies der denn, hä? Bis ock stille, bis stille, bis . . bis . .“

Die Männer hatten schon lange den Kirchhof verlassen. Sie standen vor der Pforte und plauderten. Die Frau folgte ihnen jetzt mit dem Kinde. Sie trat zu ihrem Mann und sagte:

„Kumm ock heem! gieh nich erscht miete ei a Kratsch'm!“

Er war eben mit dem Ausziehen der dünnen Zwirnhandschuhe fertig geworden. Nun legte er sie sorgfältig und langsam zusammen, steckte sie in die linke hintere Rocktasche und erwiderte dann:

„Gieh ock; ich kumm glei anoch!“

* * *

Vor einem langgestreckten, zweistöckigen Hause, mit vielen Fenstern und schmutzigen Wänden, von denen unten und an den Ecken überall der Putz abgestoßen war, spielten vier Kinder, zwei größere und zwei kleinere. Das wirre blonde Haar hing ihnen in das Gesicht. Es nützte nichts, daß es die schmutzigen Hände manchmal aus der Stirn strichen, es fiel immer wieder zurück und hing dem kleinsten, einem Mädchen, sogar in einem langen Strähn bis auf die unsaubere Nase.

Als die Frau mit dem Mädchen von der Beerdigung zurückkam, liefen ihr die beiden kleineren Kinder mit einem Freudengeheul entgegen. Die beiden ältesten Knaben blieben stehen. Es ahnte ihnen eine Katastrophe.

„Jessas, Jessas, wie satt Ihr d'n aus?“ rief die Mutter, indem sie die Kleinen von ihrem Kleide abwehrte.

„Na woart' ock, kummt Ihr ock ruff!“

Der Richtung der drohenden Faust nach zu urtheilen, galt diese Drohung den älteren Jungen.

„Packt Euch!“ schrie sie die Kleinen an, „macht mersch Kleed nich dreckig mit Euern Totschen! Nee, nee, soat mer ock! Ma braucht sich ock blußig een' Oogenblick wegriehr'n, glei packt Euch der Satan eim Genicke!“

Vor dem Eingang zum Hause stand vom letzten Gewitterregen her noch eine große Pfütze. Jetzt spiegelte sich der letzte Streifen Abendroth in ihr, und der Rand schillerte im letzten Tageslicht noch schwach in allen Regenbogenfarben. Die Frau hob zunächst das Mädchen und dann ihre jüngsten beiden Kinder über die Pfütze und stellte sie auf die unterste der drei Stufen, die zur Hausthür emporführten. Den Knaben rief sie noch zu:

„Plantscht mer nich etwan nei; doaß der mer die Stube nich dreckig macht! Suste do . . .!“

Im Hausflur war es bereits dunkel. Die Frau stieg mit den Kindern eine unter ihren derben Tritten stark quarrende Holztreppe hinauf, zog aus ihrer Rocktasche einen großen Stubenschlüssel hervor und öffnete die der Treppe gegenüberliegende Thür. In der matten Abendbeleuchtung konnte man fast keinen der Gegenstände in der Stube erkennen. Tastend fand sie auf der Ofenbank die Streichhölzer, riß eins an der Wand an und entzündete das Licht, das in einem Leuchter aus spiralförmig gewundenem Eisendraht, der sehr mit Stearin betropft war, steckte. Der schwache Schein

des angezündeten Lichtes überflackerte mit röthlichem Glanze die dürftige Einrichtung der Stube. Die beiden Kleinen waren auf die Bank unter dem Fenster gekrochen, legten die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme. Sie waren von dem Herumwildern auf der Straße müde geworden. Eine Weile noch schlenkerten sie mit den bloßen Beinen, die von der Bank herabhingen, hin und her, und dann schliefen sie ein. Unterdessen zog sich die Frau um. Die guten Kleider wurden in den braunen, mit rothen und blauen Blumen bemalten Kleiderschrank gehängt, der in der Ecke an der Thür dem Ofen gegenüber stand. Die beiden Jungen hatten sich scheu in die Ecke am Ofen gedrückt; aber sie entgingen ihrem Schicksal nicht. Die Mutter nahm stillschweigend einen langen Rohrstock vom Schrank herab und verabreichte einem jeden der beiden Knaben eine gehörige Tracht Prügel. Bei ihrem Wehgeheul fing auch das Mädchen, das auf einem Stuhl zwischen Schrank und Bett hockte, an zu weinen. Da warf die Frau den Stock in die Ecke, nahm das Kind bei der Hand und sagte begütigend:

„Na, flenn ock nich. Dir thu ich ju nischte nich, Du bist ju a aortiges Kindel, gell ock. Bis ock stille, bis, bis. Flenn ock nich, heerschte?“

Aber je mehr sie dem Kinde zuredete, um so mehr weinte es.

„Sei ock ruhig Grethla, bis ock stille, bis!“

Aber alles Beschwichtigen wollte nichts helfen. Es war, als ob ein großer, tiefer Schmerz nun mit voller Gewalt zum Durchbruch käme. Erst jetzt schien dem Mädchen zum Bewußtsein zu kommen, welcher schwarze Schatten sich über sein bisher so lichtes Leben gesenkt. Ein Gefühl der Kälte und Vereinsamung mochte in der kleinen engen Seele aufsteigen und sie eisig durchschauern. Wo war die Mutter? Hier in diesem engen Zimmer, bei den heulenden Kindern fühlte sich das Mädchen fremd und verlassen; es empfand: das Mitleid der Frau, die ihr so liebevoll zuredete, war nicht die weniger wortreiche, aber besser tröstende Liebe der Mutter. Und das heiße Verlangen nach ihr wurde noch stärker und lebendiger in der kindlichen Brust. In dunklem Chaos wogten alle diese Gefühle durcheinander wie die schwarzen Wellen des nächtlichen Meeres; und eine Woge wurde mächtiger und stärker, schwoll an und überfluthete die ganze Seele des Kindes:

„Ich will heem, zur Mutter!“

Immer wieder rangen sich diese Worte stoßweiße durch das bitterliche Schluchzen hindurch. Es war, als bröckelte mit diesen Lauten der Schmerz von der verängstigten Seele ab, nach einiger Zeit wurde das Mädchen stiller, und nur ein leises Aufschluchzen verrieth von Zeit zu Zeit, daß sich der hohe Wogengang seines Schmerzes immer noch nicht ganz gelegt hatte. — —

Es war vor acht Jahren gewesen, an einem Frühlingstage. Auf einem Bretterwagen, der vom Bahnhofe nach Mittel-Neusendorf fuhr, saßen

zwischen neugekauften, ganz einfachen Möbeln, die nach Firniß rochen, der Dittrich-Karl und seine Braut. Der junge Bursche, der im Meusendorfer Forste als Holzschläger beschäftigt war, hatte Anna während seiner Militärzeit in Breslau kennen gelernt. Heute war er in der Stadt gewesen, um sich seine Braut zu holen, und morgen sollte die Hochzeit sein. Ueber den schwarzen, frisch umgeackerten Feldern lag ein feiner bläulicher Rauch. Der weiche, warme Frühlingswind trug den würzigen Erdgeruch, der aus den Schollen aufstieg, zu den in ihrem Glück versunkenen jungen Leuten herüber. Er machte das junge Mädchen fast trunken. Dazu die helle warme Frühlingsmittagssonne, die eine goldige Fluth jungen Lichtes über die ganze Erde goß. Eine süße, wohlige Mattigkeit rann der jungen Braut durch alle Glieder. Inniger schmiegte sie sich an den Burschen, und ihre Hand suchte verstohlen die seine, um sie zu drücken. Da beugte er sich zu ihr nieder, schlang seine sehnigen Arme um ihre breiten kräftigen Schultern und küßte sie glückstrunken auf Stirne, Haar, Wangen und Mund. Immer fester drückte sie sich dabei in seine Arme und schloß in stiller Seligkeit die Augen. Warme Schauer überrieselten sie ab und zu. Ihr war, als wären die Lieder der Lerche hoch oben in der frühlingsblauen Luft ferne, süße Hochzeitsreigen. Der alte Kutscher nickte vor sich hin, den Kopf tief zwischen den hochgezogenen Schultern, als träumte er. Aber er schlief nicht, trotz der schwülen Frühlingsluft; ab und zu ließ er den Peitschenriemen über die blanken Rücken der beiden braunen Pferde, die sich dadurch nicht im Geringsten in ihrer trägen Gangart stören ließen, hinabgleiten und rauchte qualmend seine Pfeife. Er hörte und sah nichts von dem Liebesrausch der Beiden. — —

„Die Beeda laba ju wie a poar Turteltauba!“ meinten die Leute, wenn von Dittrich-Karl und seiner Frau die Rede war.

Das Kind kam, und das Glück der Beiden wuchs. Er erwarb sich im Forste seinen reichlichen Tagelohn; seine Frau hielt den kleinen Haushalt in Ordnung und pflegte und hätschelte das Mädchen. Wenn er am Abend müde heimkam, empfing ihn ein froher Blick aus blauen Augen und ein jubelnder Kinderschrei. Dann ließ er das Mädchen auf seinen Knien reiten und erzählte ihm von dem Walde und seinen Thieren. Das Kind verstand kaum etwas davon, aber es jauchzte vor Lust und plapperte immer mit seinem Stimmchen dazwischen.

„Vatter Bäume humhaun! Vatter, Grethel zählen!“ quatschte es in einem fort, dasselbe wohl hundertmal wiederholend.

Mit brutaler Hand zerriß jäh der Tod dieses stille Glück. An einem kalten Januarmorgen — die Sonne glitzerte blaß auf dem Schnee, der unter den Tritten der Träger knirschte — brachten sie ihr den Mann blutüberströmt und todt nach Hause. Das vom Stiel gesprungene Axteisen eines anderen Holzfällers hatte ihm die Schädeldecke zerschmettert. Mit jähem Aufschrei sank das Weib an der Leiche ihres Mannes nieder.

Nur langsam und schwer schüttelte sie die starre Lethargie, der sie verfallen, wieder von sich ab. Alle Liebe ihres tief verwundeten Herzens übertrug sie nun auf das Kind. Das frohe Leuchten seiner Augen verscheuchte immer wieder den blutigen Schatten, der vor ihr nur allzu oft noch aufstieg. Durch Nähen und Stricken erwarb sie den Unterhalt für sich und das Mädchen. In der Einsamkeit ihrer Stube, bei dem langsamen, gleichmäßigen Ticken der Uhr und dem Surren der Nähmaschine blühte ein stilles, aber reiches Glück auf, überleuchtet von der heißen Sonne gegenseitiger Liebe. Frau Dittrich verstand ihr Kind durch Güte und Liebe zu leiten. Besondere Strenge brauchte sie nicht anzuwenden. Schon an dem etwas dunkleren Ton der Stimme und dem tiefernsten, traurigen Ausdruck in den Augen der Mutter merkte Grethe, wenn sie etwas nicht recht gemacht hatte; und dann ruhte sie nicht eher als bis durch Bitten und Schmeicheln die Mutter wieder versöhnt war. Das warme Licht zärtlichster Mutterliebe leuchtete dann in den Augen der stillen traurigen Frau, und die sanfte Zurechtweisung tröstete das reueschluchzende Kind und weckte in seiner Seele die heiligsten Vorsätze.

Grethe konnte ihre Mutter nicht traurig sehen. Manchmal, wenn das arme Weib Kummer und Weh gar zu sehr niederdrückten, brach das Mädchen ihr Spiel ab, lief zur Mutter und vergrub das kleine Köpfchen in ihren Schooß, als wollte es mit ihr trauern. Dann richtete das Kind sich auf und sah die Mutter bittend liebevoll an, und Thränen standen dabei in dem kindlichen Blick. Die schmalen, blassen Lippen aber baten: „Muttel, Mutterle!“ immer inniger und zärtlicher, bis die Mutter ihr Kind in die Arme schloß und seliges, stilles Mutterglück in den verweinten Augen aufleuchtete.

Aber auch dieses innige Zusammenleben zerstörte der Tod, der Neider alles menschlichen Glücks. Eine heftige Lungenentzündung raubte dem durch Arbeit, Sorge und Herzleid ohnehin geschwächten Körper der Frau die letzten Kräfte. Die zuckende Hand auf dem Blondkopf des Kindes, ein heißes Gebet für ihren Liebling auf den Lippen, war sie vor drei Tagen gestorben.

Heute hatte man sie begraben.

Während der drei Tage bis zum Begräbniß hatte Frau Rother des verwaisten Kindes sich angenommen. Ihre Stube lag neben der, die Frau Dittrich bewohnt hatte.

„Ma koan duch doas oarme Dingla nich verhingern lohn!“ hatte sie zu einer Nachbarin gemeint, als man am Morgen nach der Nacht, in der die Frau gestorben war, das Kind fröstelnd, müde und verweint auf einem Stuhle neben dem Bette der Mutter fand. Behalten konnte sie das Kind freilich nicht, sie hatten selber kaum genug zu essen.

„Bis de Mutter under der Arde ies, werd's wull noch reecha!“

meinte sie. Heute Abend war nun Gemeinderathssitzung, da sollte über das weitere Schicksal des Mädchens beschlossen werden. —

Ab und zu rang sich noch immer ein leises Schluchzen aus der Brust des armen Kindes empor. Erst eine Syrupschnitte ließ es seinen Kummer ganz vergessen. Nur zwei Thränen standen noch in den Augen. Diese rollten über die runden, rosigen Wangen des Mädchens und fielen auf das Brod. Der gelbbraune Syrup lief über die dicken Fingerchen und klebte an den rothen Lippen, und sogar die linke Backe war ganz damit vollgeschmiert.

Als die beiden kleinen Mädchen, die sich bis jetzt merkwürdig ruhig verhalten hatten, Grethe essen sahen, schrieen sie fast gleichzeitig, wie auf Verabredung:

„Mutter, mich hingert!“

„Ju, ju! Woart' ock a eenziges bissla. Ich muß erscht de Kartuffeln uff de Ploate setza!“

Sie machte rasch Feuer, wusch einen kleinen Topf voll Kartoffeln ab, setzte ihn in den Ofen und befriedigte dann die Kleinen auch mit einer Syrupschnitte.

Nach und nach entwickelte der Ofen eine ziemliche Hitze; der Wasserdampf machte die Luft, die bei den fest geschlossenen Fenstern ohnehin schon dumpfig roch, noch muffiger und schwerer.

Inzwischen kam der Vater nach Hause. Auch er zog die Kleider aus, aber gemächlich, ohne sich zu übereilen, und ohne dabei die kleine Pfeife, aus der er ziemlich stark paffte, fortzulegen. Hierauf setzte er sich mit untergeschlagenen Armen auf den Stuhl neben den Ofen, seinen gewöhnlichen Platz, und blies mächtige Rauchwolken in die Luft. Dann spuckte er aus und wandte sich lächelnd zu dem Mädchen, das jetzt auf der Bank unter dem Fenster neben den beiden Blondköpfen saß, und sagte:

„Na, Grethla, schmeckt's, hä?“

Doch damit schien sich seine Antheilnahme an dem Kinde genugsam geäußert zu haben. Er schwieg eine Weile, um dann plötzlich zu fragen:

„Ahle, giebt's noch nich bahle Obendassa?“

„Glei, glei,“ erhielt er zur Antwort; „Jessas, schickanirt mich blußich nich a su! hexa koan ich haldich ooch nich!“

Der Mann schwieg und paffte ruhig weiter.

Nach einer Weile brachte die Frau Brod, Tassen und die dampfende Kaffeekanne auf den Tisch, schüttete die heißen Kartoffeln aus dem Topf auf die etwas schmutzige Tischplatte und sagte:

„Do hott' a, do fraßt zu!“

Bald waren Alle, auch die beiden Jungen, die ihren Schmerz inzwischen vergessen hatten, eifrig beim Essen. Jedes bekam eine Tasse voll Kaffee, der nur wenig weiß und mit Syrup süß gemacht war. Die Knaben erhielten auf einem Keil Brod ein Stückchen Fett. Sie schälten sich erst

einen großen Berg Kartoffeln, den sie mißgünstig überwachten und immer wieder mit dem andern verglichen, und vertilgten dann eine nach der andern.

Noch während sie aßen, kam Besuch. Es war der Dorfschulze.

Gottlieb Armann war erst kürzlich von den Gemeindevertretern zum Dorfoberhaupte gewählt worden. Er war nicht etwa der reichste Stellenbesitzer im Dorfe, diesen Ruhm nahmen Andere für sich in Anspruch. Auch konnte Niemand behaupten, daß er der Gescheidtesten einer sei; es gab im Gegentheil Leute, die da behaupteten, daß man in Mittel-Meusendorf nie — einen dümmeren Schulzen gehabt hätte: doch war das gewiß nur böswillige Verleumdung persönlicher Feinde. Gewählt hatten ihn die acht Gemeindevertreter zumeist nur — so munkelte man wenigstens — weil sie meinten, unter seinem Regiment freies Tanzen zu haben, ein Calcül, bei dem sie, wie die Folgezeit lehrte, ziemlich auf ihre Rechnung kamen. Seitdem Armann Schulze war, befleißigte er sich einer mehr städtischen Sprechweise, stolperte allerdings des Oefteren dabei über den dörflichen Dialekt. Doch das war kein Wunder, er war ja noch nicht zwei Monate in seinem neuen Amte. Später würde es schon besser gehen, tröstete er sich im Stillen.

Nachdem er angeklopft und zum Hereintreten aufgefordert worden war, öffnete er die Thür mit einem:

„Gut'n Abend!"

„Guda n' Obend!" dankte Rother, der breit am Tische saß, sich bissenweise das Brod von seiner Schnitte abschnitt und in den Mund steckte. Der Schulze hatte sich, ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, auf die Ofenbank gesetzt und sah nun eine Weile stumm der Familie beim Abendessen zu.

„Nee, soat mer ock, Schulze, Ihr kimmt goar zu ins? Ich hätte gegleebt, Ihr seid zu stulz doderzune!" meinte die Frau.

Der Angeredete knurrte etwas Unverständliches vor sich hin; er that das immer, wenn ihm etwas nicht paßte.

„Nu ja, nu — ich komme weg'n dar Dittrich'n ihrer Grethe."

Er bemühte sich, das R recht scharf auszusprechen.

Rother nickte während des Kauens mit dem Kopfe, die Frau warf dem Mädchen, das die Kinder anstarrten, einen mitleidigen Blick zu und meinte dann:

„Doas oarme Dingla doas!"

Nachdem sie sich gerührt mit dem Schürzenzipfel geschneuzt hatte, fuhr sie fort:

„Ju, satt ock, mir kinna se duch nich behal'n; mir sein salber oarm. A su viel Mäuler, de wull'n haldich woas wissa!"

„Ju, ju!" erwiderte der Schulze.

Rother nickte wieder mit dem Kopfe, doch diesmal stärker, und kaute ruhig weiter. Er war gewöhnt, daß seine Frau für ihn sprach.

Nach einer Pause begann der Schulze zu erzählen:

„Na seht ock — nu ju — mir sein haldich — wir sind halt zu einer — nu ju — zu einer Sitzung — nu ju — — Nu, mer hoan im Gemeenerothe beschlussa, se sohl imgiehn; nu haldich — nu ju. Ihr wert mich schunt verschtiehn, gell ock!“

„Ju, ju!“ meinten Rother und seine Frau.

„De irschte Wuche wiel iich se nahma!“ erzählte der Schulze weiter. „Und do bien iich haldich gekumma und wiel sie miete nahma!“

Bei diesen Worten stand er auf, drehte seine Mütze einige Male in der Hand herum und wartete. Da sagte Frau Rother:

„Na woart' ocke nuch a wing; ich muuß er duch erscht doas Mitzla uufsetza! Wullt' er de poar Klunkern ooch glei miete nahma?“

„Nee, die werd meene Ahle morne hulln! 's sein ju ooch nuch de poar Sacha zu verkeefa, die se verloh'n hutt!“

Schon als der Schulze ihren Namen genannt, war aus Grethe's Gesicht alle stille, ruhige Zufriedenheit gewichen und ein ängstlicher, scheuer Zug an ihre Stelle getreten. Immer mehr prägte sich diese angstvolle Bangigkeit in dem Antlitz des Kindes aus, und als es jetzt hinter dem Tisch hervorkommen mußte, zuckte es wieder um die beiden Mundwinkel wie vorhin auf dem Kirchhofe. Frau Rother machte das Mädchen schnell zum Fortgehen zurecht. Sie band ihm ein schwarzes Schürzchen um und setzte ihm, trotzdem es mitten im Sommer war, seine dicke Kapotte auf. Das Kind ließ Alles willenlos mit sich geschehen. Den Blick auf den Boden geheftet, stand es da wie ein kleines Opferlamm. Nur ab und zu schlug es die großen, scheuen Kinderaugen auf und sah Eins nach dem Andern hilflos und fragend an. Dann zuckte es jedesmal stärker um die blaßgewordenen Lippen, und die äußeren Augenwinkel vibrirten leise.

Der Schulze war inzwischen zu Rother getreten und hatte ihm die Hand gereicht:

„Guda n' Obend!“

„Guda n' Obend, Schulze!“

Dann nahm er das Kind bei der Hand und schritt der Thür zu. Wie hilfeverlangend blickte das Mädchen sich noch einmal nach der Frau Rother um. In ihren traurigen Augen standen dicke Thränen. Es war, als käme dem Mädchen zum Bewußtsein, daß nun auch das letzte Band zerrissen wurde, das es noch mit seinem früheren Leben verknüpft hatte, und sein Fuß in das Dunkel einer ungewissen Zukunft hinaustappte, die schwärzer und trostloser vor ihm lag, als die finsterste Herbstnacht.

Als Frau Rother den wehen Blick des Kindes sah, wischte sie sich schnell die Thränen, die ihr das Mitleid in die Augen getrieben hatte, ab und meinte liebreich:

„Oaber Grethla, ma muuß doch „Adje“ soan!“

Da trat das Kind zu ihr hin, reichte ihr schüchtern das Händchen und

sagte: „Adje, und ich dank scheen!“ Dann ging sie auch zu Rother und den Kindern und wiederholte bei jedem dieselben Worte.

„Guda n' Obend noch amol!“

Der Schulze verließ mit dem Mädchen die Stube und stolperte mit seinen schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln die hölzerne Treppe hinab.

Draußen war eine weiche schwüle Mainacht. Feierlich lag der sammtblaue Himmel, mit tausend blitzenden Diamanten bestickt, über der Erde. Es war still geworden auf der Dorfstraße. Nur in den verschiedenen Gehöften, einmal ganz in der Nähe, dann wieder unten am Ende des Dorfes, bellten abwechselnd die Hunde. Wenn sie einen Augenblick stille waren, wie um zu verschnaufen, hörte man gedämpfter und schwächer das Bellen aus den Nachbardörfern Kraschnitz und Leutmannsdorf. Im nahen Dorfteiche unkten unablässig und eintönig die Kröten, und aus den Ställen kam ab und zu das dumpfe Brüllen der satten Kühe. Es war, als gehörten diese Nachtlaute mit zu der heiligen Stille, die ihre Schwingen über die Erde gebreitet hielt. Die blauen Fliederdolden öffneten nun ihre Kelche ganz und gossen ihren starken Duft in die feuchtwarme Nachtluft. Ein würziger Geruch stieg aus den thaufeuchten Gärten auf und mischte sich mit der warmen Stallluft, die aus den Gehöften herüberdrang.

Der Schulze hielt das Mädchen fest am Handgelenk und schritt mit ihm die Dorfstraße hinab.

Rechts in einer Hecke raschelte es plötzlich auf, und man konnte ein leises, rasches Flüstern hören, dann war es still. Grethe war erschrocken zusammengefahren und zitterte heftig. Der Schulze zerrte das Kind rauh an der bebenden Hand und sagte barsch:

„Woas zitterschte denn a su? 's werd wieder a mol 'm Krausa-Schneider senne Rusalene sein. Ich wersch murne 'm Voater soan!“

In dem Kinde aber war die Angst geweckt. Es konnte sich nicht beruhigen und zitterte nach den Worten des Schulzen nur noch heftiger. Ein trocknes Weinen würgte ihm in der heißen Kehle. Da zerrte der Schulze wieder rauh an Grethes Handgelenk, daß es schmerzte. Sie war einen Schritt zurückgeblieben. Schneller neben ihm hertrippelnd, kämpfte sie tapfer die Thränen nieder; denn mehr noch wie diese unbestimmte Angst quälte das Mädchen die Furcht vor dem rauhen, fast rohen Wesen des Mannes, der sein zartes Handgelenk in seinen schwieligen, harten Fingern preßte. Grethe kroch förmlich in sich zusammen, als könnte sie sich dadurch vor dem Schulzen, vor den Menschen und vor ihrem Schicksal verstecken.

Sie hatten nicht weit zu gehen. Der Schulze bog bald mit dem Kinde rechts ab, überschritt den mit glatten Steinen brückenartig überwölbten Dorfstraßengraben, öffnete eine kleine Seitenthür, die von dem großen, wackeligen Hofthor durch einen dicken Steinpfeiler getrennt war, und trat in den mit holprigen Steinen gepflasterten Hof. An den Wänden des Stalles flackerte noch der trübe, röthliche Glanz eines Lichtes hin und

her. Dort war also die Frau zu finden. Er schritt mit dem Mädchen dem Stalle zu, trat in die offene Thür und rief seiner Frau, die damit beschäftigt war, einer Kuh Gras aufzuschütten, zu:

„Do breng' ich D'r dar Dittrich'n ihr Madla!"

Die Frau stellte sich zunächst, als höre sie nicht. Sie besorgte ihre Arbeit und nahm dann die Stallaterne, die mit flackerndem Licht die feuchten Steine des Fußbodens, die schmutzigen Beine einer Kuh und die braun überschlagenen Seitenwände, von denen überall der Kalk abbröckelte, überleuchtete, wieder vom Boden auf, so daß der Lichtschein an den Wänden in die Höhe und an der gewölbten Decke entlang tanzte. Mit wenigen Schritten trat sie zu den an der Schwelle Stehenden, leuchtete dem Kinde in das Gesicht und sagte zu ihrem Mann:

„Woas sohl denn die bei ins, hä?"

„Mer hoan beschlussa, se sohl imgiehn und do — —!"

„Na und do? Und do huste der'sche halt zuirschte genumma, gell ock! De bist haldich immer dar Tumme, wennste ooch Schulze bist. Läßte der jitze doas Moadla uffholsa, und wenn dann de Arnte iis, do hoan se de Annern, gell ock, Du Schoof Du! Jich hoa mersch ju glei geducht!"

Dem Schulzen schien bei diesen Worten seiner Frau ein Licht aufzugehen. Er kratzte sich ärgerlich den Hinterkopf und schob dabei die Mütze etwas mehr nach vorn, so daß von der ohnehin sehr schmalen Stirn nichts mehr zu sehen war und sogar die Augenbrauen noch verdeckt wurden.

„Mach' Dich nuff ei de Koammer!" rief er wüthend dem Kinde zu.

Grethe ging zitternd über den Hof und blieb auf der andern Seite unschlüssig vor der Hausthür stehen. Sie war hier ganz unbekannt und wußte nicht, wohin.

„Hoat se denn schunt zu Obend gegassa? Mer kinna se duch nich a su schloofa schicka, woas thäta denn die Leute soan?" fragte die Frau.

„Se hoot schunt bei Ruthern gegassa!"

Die Schulzen verließ mit ihrem Mann den Stall, schloß diesen sorgfältig ab und ging, das Mädchen an der Hand nehmend, die Treppe hinauf auf den Boden. Hier machte sie in einer Kammer dem Kinde neben dem Bett der Magd ein Lager zurecht und sagte zu ihm:

„Do koannste schloofa. Murrne frieh, wenn iich de Liese ruffa thu, stiehste miete uuf. Gefaulenzt werd bei ins nich. Huste miich verstanda, hä?"

Sie sagte das in hartem, unfreundlichem Ton. Die Worte schnitten dem Kinde die Seele wund.

Die Schulzen war, die Thür derb zuschlagend, aus der Kammer gegangen und hatte das Mädchen im Finstern und allein zurückgelassen. Grethe hockte angezogen auf ihrem niedrigen, harten Lager. Sie wagte sich kaum zu rühren, denn sie fürchtete sich. Noch nie war sie allein und im Dunkeln schlafen gegangen. Ihr Bettchen hatte neben dem der Mutter

gestanden. Wenn ihr beim Spiel die Augen zufielen, brachte sie die Mutter zu Bett. Sie blieb dann gewöhnlich noch ein Weilchen auf dem Bettrand sitzen, ließ Grethe beten und küßte sie zuletzt noch einmal herzlich. Mit offenen Augen lag das Kind dann noch eine Weile da und hörte auf das Klappern der Nähmaschine oder das Ticken der Uhr; dann wurden die Augenlider immer schwerer, die einzelnen Geräusche verwirrten sich, und in dem beglückenden Gefühl des Geborgenseins schlief sie zuletzt ein. Und so war ihr nie bange gewesen. Heute kam das bittere Gefühl des Alleinseins zum ersten Mal über sie. Erst zitterte das Mädchen heftig, als die Schulzen gegangen und auch unten die Thür heftig in's Schloß gefallen war. Im Hause war es ganz still. Unten in der Stube saßen der Schulze, seine Frau und die Magd beim Abendessen. Alle Sinne spannten sich bei dem verängsteten Kinde stark an. Es glaubte allerlei Geräusche zu hören, die gar nicht da waren. Dann kamen ihm allerlei Spukgeschichten ein, die es von andern Kindern gehört hatte. Die Phantasie arbeitete lebendiger, fast fieberhaft. Aus allen Winkeln schienen Gestalten hervorzukriechen, ein leises Rieseln an der Mauer jagte ihm tödtliche Angst ein. In namenloser Furcht schrie das Mädchen laut auf. Unten war man inzwischen mit dem Abendessen fertig geworden und wieder an verschiedenerlei Beschäftigungen gegangen, die noch vor dem Schlafengehen erledigt werden mußten. Niemand hatte in Folge dessen den Schrei des Kindes gehört. Aus Angst, es könnte Jemand doch nachsehen kommen, zog sich Grethe schnell aus und schlüpfte unter das Federbett. Hier machte sie sich ganz klein und stellte sich zunächst, als ob sie schliefe; dabei horchte aber ihr Ohr gespannt und angstvoll nach der Treppe. Aber es kam Niemand.

Die Kammer lag gerade über der Wohnstube. Grethe konnte hören, wie der Schulze unten mit seiner Frau sprach. Sie unterschied deutlich die beiden Stimmen, die eine hell, fast kreischend, die andere tief und brummend; aber die Worte verstand sie nicht. Der Schall drang eigenthümlich gedämpft durch die Decke herauf. So wurde ihre Aufmerksamkeit abgelenkt und die Angst in der kleinen Seele beschwichtigt. Von dem aufmerksamen Zuhören wurde das Kind müde und schlief ein.

Als die Magd zum Schlafen heraufkam, erwachte Grethe von dem flackernden Lichtschein, der auf ihr Gesicht fiel.

Noch halb im Schlafe hörte sie nur die derb gutmüthigen Worte:

„Nu, nu, doas iis ju eene ganz neue Eiquortierung!"

Da aber die Magd nichts weiter sagte, sondern sich rasch auszog, das Licht auslöschte und sich in's Bett legte, wurde Grethe nicht vollständig wach. Bald mischten sich die kurzen, schwachen Athemzüge des Kindes mit den starken, etwas schnarchenden der Magd.

* * *

Der nächste Tag war ein Sonntag. Früh um fünf Uhr — an Wochentagen wurde eher aufgestanden — weckte die Schulzen. Grethe rieb sich mit den kleinen Fäustchen die Augen und konnte sich erst gar nicht besinnen. Da rief ihr die Magd aufmunternd zu:

„Mach ock, stieh uuf; de Fraue werd suste biese!"

Schnell sprang sie vom Lager auf und kleidete sich rasch an; denn es war ihr Alles wieder zum Bewußtsein gekommen. Sie war ja nicht mehr bei der Mutter. Es legte sich bei diesem Gedanken ein beklemmendes Gefühl über die kleine Brust; aber es wich bald wieder, denn sie hatte nicht viel Zeit, nachzudenken.

Es gab viel zu schaffen. Grethe mußte mancherlei mit helfen. Da gab es Kartoffeln abzuwaschen, Futter zu stampfen, beim Kühefüttern helfen und noch allerlei andere kleine Arbeiten. Jetzt stand sie mit aufgekrempten Aermeln auf dem Hofe und seifte das Abwaschschaff ab. Die runden Backen glühten im Eifer und die blonden Haarsträhne fielen immer wieder in's Gesicht. Draußen auf der Dorfstraße schnatterten die Gänse und Enten, und oben im wolkenlosen Blau des Maihimmels sang eine einzelne Lerche. Sonst war es ganz still. Kein Werktagslaut ließ sich vernehmen. Ein lauer Wind trug aus dem Garten den schweren Fliederduft herüber und wühlte ab und zu wie liebkosend das wirre Haar des Kindes noch mehr auf.

Es läutete zum ersten Male.

Schon gingen einzelne Kirchengänger vorüber; festlich aufgeputzt, das dicke Gesangbuch unter dem Arm, vervollständigten sie das Bild sonntäglichen Dorffriedens. Die Männer traten in ihren schwerfälligen Halbschäftern, die meist mit eisernen Nägeln beschlagen waren, fest und derb auf und schreckten schon durch den dumpfen Ton ihres Trittes die Gänse empor, die in träger Ruhe mitten auf der Dorfstraße lagen und nun schnatternd und gackernd durcheinanderfuhren. Die älteren Leute trugen meist einen schwarzen oder blauen Tuchrock mit Hornknöpfen und langen Schößen und ein schwarzes, buntgeblümtes Tuch um dem Hals. Die Mütze saß tief in der Stirn und beschattete mit ihrem breiten Schilde die Augen. Die Männer gingen meist zu zweien und sprachen von der zu erhoffenden Ernte, die Frauen dagegen kamen in einer breiten Reihe zu vieren oder fünfen. Sie trugen eine taillenlose Jacke und einen schwarzen, kurzen Rock. Den Kopf schützte ein blaues oder schwarzes Tuch. Nur die jungen Mädchen gingen meist „städtisch" gekleidet und trugen einen langen Rock, Corset, Taille und Hut mit grellen rothen oder blauen Blumen und Bändern. Seltener sah man weiße Strohhüte.

Nun läutete es zum zweiten Male.

Grethe hielt einen Augenblick in ihrer Arbeit inne, richtete sich auf und sah hinaus auf die Gasse, wo schon dichter und schwärzer der Strom zur Kirche quoll. Ein heißes Sehnen stieg in ihr auf. Jeden Sonntag

war sie mit der Mutter in das Gotteshaus gegangen. Heute durfte sie nicht mit, wenigstens hatte sie Niemand aufgefordert, und zu fragen getraute sie sich nicht. Eben ging die Frau Rother vorbei und nickte freundlich zu dem Kinde hinüber. In der linken Hand trug sie wieder das Gesangbuch und obenauf das Taschentuch; diesmal war es ein weißes. Mit der Rechten hielt sie den Rock zusammen, den sie zum Schutze gegen den Staub hochgenommen hatte, so daß der rothe Unterrock in der Sonne grell leuchtete. Unwillkürlich mußte Grethe an die Mutter denken. Die beiden Frauen gingen immer mit einander. Heute war die Frau Rother allein. Heiß stieg es in der Kehle des Mädchens empor, und dicke Thränen traten ihm in die Augen, und langsam liefen zwei durchsichtige Tropfen die Wangen hinab. Da hörte Grethe hinter sich die Hausthür gehen. Der Schulze trat mit seiner Frau heraus, Beide im Kirchenstaate. Sie bückte sich sofort und scheuerte weiter.

Es war Spätnachmittag. Die Sonne fiel mit schrägen Strahlen in die sauber aufgeräumte Stube und malte auf die frisch gescheuerten und mit weißem Sande bestreuten Dielen ein schräges Fensterkreuz. Der Schulze saß in behaglicher Ruhe mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Ofenbank und rauchte seine Pfeife. Seine Frau stopfte am Fenster Strümpfe. Sie sprachen von der Grethe. Der Schulze blies eine mächtige Dampfwolke in die Stube und sagte dann, die Pfeife mit den gelben Zähnen festhaltend:

„Mer kinna se doch nich ver ganz imsuste frassa lohn. A wing woas mißte se halt och zu schoffa kriega!“

Das war ganz nach dem Sinn der Frau. Sie hatte schon einen Plan, wollte aber erst eine günstige Gelegenheit abwarten. Die schien jetzt gekommen. Sie kam von hinten herum, da sie ihres Mannes Furcht vor dem Gerede der Leute kannte. Seit er Schulze war, wollte er sich nichts mehr nachsagen lassen. Da ihr Mann schwieg, sagte sie nach einer Weile:

„Jich koan se wetter nich gebraucha. Woas mir zu thun hoan, de Liese un ich, doas miß ber ins salber macha. 's wär ant doas bissla Obwoascha. Doderbeine zerschläht se vielleichte noch a gutt Theel!“

Der Schulze schüttelte rathlos den Kopf.

„Siste, hättste dersche später genumma, su ei dar Arnte, do kunnde so duch Seele lähn oder a su woas!“

Er kratzte sich wieder hinter dem Ohre wie den Abend zuvor und war recht ärgerlich über sich selbst. Was hätte er aber machen sollen? Es hatte sie Keiner zuerst nehmen wollen; denn Alle speculirten im Geheimen auf die Zeit der Getreide- oder Kartoffelernte. Da hatte man sie dem Schulzen zugeschoben und ihm erklärt, als Gemeindevorsteher müßte er sie zuerst nehmen. Und ohne zu überlegen, war er darauf eingegangen. Jetzt wurmte es ihn.

Die Frau merkte seinen Aerger wohl; hartnäckig fuhr sie fort:

„Do hätt ber ins kinna a Junga derspoarn, dan ber immer nahma missa. Und derheeme wäre ooch immer Ees gewast!“

Wüthend brummte der Schulze: „Ju ju!“

Nun erst wagte sie einen kräftigen Vorstoß. Leichthin sagte sie:

„Ma mißte se heechstens zum Riebaverziehn noach Schinwahle schicka. ’m Fiebich Hermann seene Klara gieht ju ooch, un dar Simon Franze schickt olle sechse!“

Dieser Vorschlag, noch dazu durch solche Beispiele belegt — Fiebich und Simon waren Gemeindevertreter und die angesehensten und reichsten Stellenbesitzer im Dorfe — schien Eindruck auf den Mann zu machen. Bald aber kamen die Bedenken. Er meinte:

„Oaber se iis doch nuch a wing zu kleen doderzune. Und woas thäta de Leute soan?“

Kaum aber hatte er das geäußert, so öffneten sich bei seiner Frau alle Schleusen weiblicher Beredsamkeit.

„Ooch kumm mer ock mit damm Gemahre. Denkste etwan, so werd vu damm bissla Bicka glei sterba, hä? Mir hoan ooch arbeita missa, wie mer nuch a su ganz kleene woarn, un doas urntlich. Du etwan nich, hä? Und’s Gemahre vu dar Leuta? Kumm mer ock dodermiete. Gahn die ins denn woas, hä, duß bersch Madla fittern kinna, hä, hä? Die wer’n sichs Maul ooch zerreißa, wenn de se nich schicka thust, das koannste schunt gleeba. Und schickt’n etwan de Roademachern ihre nich, hä? Die iis nuch nich a mol a su aalt. Jich gleebe goar, De ferchst Dich vur a Leuten, seit se Dich zum Schulza gemacht hoan. Du bist mer ooch doas richtige Perschla, doas, doas muuß ma Der schunt loh’n.“

Der Schulze war bei dieser Fülle von Gründen ganz klein geworden und gab nach. Es war also abgemachte Sache, daß Grethe gleich den nächsten Tag mit den andern Kindern auf das Dominium in Schönwalde zum Rübenverziehn fahren sollte.

Es war am nächsten Tage, Mittag kurz vor zwölf Uhr. Um elf waren die Kinder im Sturmlauf nach Hause gerannt, hatten die Bücher in eine Ecke geworfen und in aller Eile eine Fettbrodschnitte hinuntergewürgt; denn zum Mittagessen ließen sie sich keine Zeit, auch war es meist noch nicht fertig. Eilenden Laufes jagten sie bald darauf zum Wirthshause. Viele hielten in der Linken noch die Schnitte Brod und kauten mit vollen Backen. Jedes der Kinder trug über der Schulter eine Hacke. Vor dem Wirthshause hielt ein großer Bretterwagen. Auf dem Kutscherbock saß links ein kleines, verkrüppeltes Männchen. Die linke Schulter war bedeutend höher als die andere, und der Kopf lehnte sich dagegen wie an ein Ruhekissen. Das spitze Kinn verdeckte den unverhältnißmäßig dürren Hals und reichte bis auf die stark hervortretende Brust. Auf den spitzen Knien hielt der Krüppel eine Harmonika. Keine Faser war an dem kleinen Männchen ruhig; Beine, Arme, Hände und Finger, ja selbst der Ober-

körper, der pendelartig von rechts nach links hin und her wiegte, Alles befand sich bei ihm in beständiger Bewegung, so daß der widerborstige gelbe Haarschopf, der schräg in die Höhe stand, fortwährend hin und her schwankte.

Jubelnd sprangen die Kinder herbei.

„Hopsla-Koarle, Hopsla-Koarle!“ schrieen sie ihm zu. „Spiel ock, spiel ock!“

Der Kleine wurde kirschroth im Gesicht, und seine Bewegungen wurden heftiger.

„Koarle, spiel a ock Ees uuf,“ rief ihm der Kutscher zu, der vorn bei den zwei kräftigen Ackerpferden stand.

Der Krüppel setzte sich zurecht, zog die Harmonika halb aus und spielte einen Gassenhauer nach dem andern: „Die Holzauction“, „Denke Dir, mein Liebchen“, „Pflaum', Pflaum', zuckersüße Pflaum'“ und manches andere Stück, das er auf dem Tanzboden oder auf dem Jahrmarkt vor den Buden der Bänkelsänger gehört hatte.

Immer dichter strömten die Schaaren der Kinder herbei. Fast schien es, als wäre der armselige Krüppel auf dem Kutscherbocke ein moderner „Rattenfänger von Hameln“. Bald war der Wagen vollständig mit Kindern, Knaben und Mädchen in buntem Gemisch, besetzt.

„Sein oalle do?“ fragte der Kutscher.

„Nee!“ schrie ein Junge.

„War fahlt'n nooch, hä?“

„'m Hampelt-Tischler senne Liese!“

„De koan hinte nich miete, de Mutter iis ei de Stoadt geganga,“ rief ein Mädchen dazwischen.

„Na, do man lus! Hü ock! Hü!“

Eben rückten die Pferde an, als einige Kinder schrieen:

„Halt ock, halt ock! De Dittrich'n Grethe wiel ooch noch miete!“

Ein kräftiges „Brr, brr, ihr Schindluder,“ brachte die Pferde wieder zum Stehen.

Ganz athemlos kam Grethe die Dorfstraße herabgelaufen, in der Linken hielt sie eine Hacke, deren Stiel länger war als sie selbst. Bald war sie bei dem Wagen angekommen und stand unschlüssig vor dem Hintertheil desselben. Ueber den Rand des Kastens sahen einige dicke Knabengesichter lachend auf sie herab.

„Woas hoot's denn?“ fragte der Kutscher.

„Se kooan nich ruff!“

Einen Fluch ausstoßend sprang der Kutscher vom Bock und half dem Kinde hinauf. Mit einem kräftigen Schwunge flog Grethe mitten in die hell auflachende Kinderschaar hinein. Bescheiden drängte sie sich in einer Ecke an die Bretter des Kastens, um nicht zu viel Platz einzunehmen. Sie fürchtete, von den Andern sonst gepufft und gestoßen zu werden.

In flottem Trabe ging es jetzt durch das Dorf. Der Krüppel spielte

auf seiner Harmonika seine Tanzweisen in einem jagenden Tempo. Jedes Mal, wenn der Wagen in eine der Furchen des ausgefahrenen Weges gerieth oder über einen Stein fuhr, schnellte der kleine Körper des Musikanten hoch in die Höhe. Auch die Kinder wurden arg durch einander geschüttelt. Je toller es aber ging, um so größer war das Lachen und Lärmen. Die ausgelassensten Jungen stimmten gröhlend in das Lied, das gespielt wurde, mit ein und trommelten dabei hinter dem Rücken auf die Kastenbretter.

Die Fahrt dauerte eine Stunde.

Als sie auf dem Dominium in Schönwalde angekommen waren, führte man sie sofort auf ein großes Rübenfeld und wies ihnen ihre Arbeit an, die größeren Kinder bekamen zwei Furchen, die kleineren nur eine Furche. Zuerst war noch lustiges Leben in der Gesellschaft; bald aber verstummten Lärm und Lachen, und Alle arbeiteten fleißig, um mit dem zuertheilten Pensum bis zum Abend gut fertig zu werden.

Der Aufseher, ein großer, derber Mann mit stark gebräuntem Gesicht, hatte Grethe eine Furche zwischen zwei größeren Mädchen angewiesen. Er zeigte dem Kinde, wie es die Arbeit zu verrichten habe, und ging dann wieder weiter. Grethe arbeitete mit großem Fleiß; nur ab und zu warf sie einen ängstlich scheuen Blick zu dem Aufseher hinüber. In großen Tropfen perlte der Schweiß auf ihrer Stirn, denn die Sonne brannte heiß, und es regte sich kein Lüftchen. Ab und zu lief ein heißer Schauer über den Leib des Kindes, das diese Arbeit gar nicht gewöhnt war. Allerhand Bilder stiegen während der eintönigen Arbeit in der jungen, durch alle die neuen und fremden Eindrücke verängstigten Seele auf. Es tönte Grethe im Ohr wie das Surren einer Nähmaschine. Dann sah sie sich in der einfachen und engen Stube am Tische sitzen und ihre Schulaufgaben machen oder mit der kleinen Puppe spielen, die das Christkind ihr zu Weihnachten unter den spärlich mit Lichtern besteckten kleinen Tannenbaum gelegt hatte. Die Puppe! Wo mochte die Puppe geblieben sein? Der Schulze hatte heute Morgen alle Sachen aus Mutters Stube auf seinen Hof gebracht. Es waren ihrer nicht viel. Sie sollten verkauft werden, das Bett, der Tisch und die drei wackeligen Stühle und der Schrank und die Nähmaschine. Aber die Puppe hatte sie nicht gesehen. War sie fort? Ein heftiger Schreck erfaßte das Mädchen. Angstvoll sah sie auf, die Augen standen voll Thränen. Doch vielleicht lag die Puppe im Schrank. Sie wollte heut Abend die Schulzen fragen. Dann wollte sie wieder mit ihrer Puppe spielen, die Mutter würde sie ihr neu anziehen, Mutter hatte es ja versprochen. Da fiel dem Kinde plötzlich wieder ein, daß ja die Mutter gar nicht da war. Sie käme nie wieder, hatte man ihr gesagt, nie mehr, sie sei todt und oben im Himmel beim lieben Gott. Todt? Das Kind wußte nicht, was das heißt. Es fühlte aber, daß es etwas Schreckliches sein mußte. Ein heißes Sehnen stieg in der kleinen Brust auf, eine athem-

beklemmende Bangigkeit. Wie ein dicker, fester Knoten saß es in der trockenen Kehle und würgte und würgte. Aber Grethe wollte nicht weinen; jetzt nicht, vor den vielen Kindern nicht, die hätten sie nur ausgelacht. Muthig schluckte sie die aufsteigenden Thränen hinunter.

„Werschte besser uufpossa, hä?"

Eine rauhe, unfreundliche Stimme schreckte sie aus den Träumen auf.

„Werschte glei besser uufpossa? De sullst doch keene Pflanza stiehn loh'n. Hoa iich dersch nicht genunke gesoat, hä?"

Bei diesen Worten versetzte der Aufseher dem Mädchen einen derben Puff in die Seite, daß es einige Schritte forttaumelte und dann hinfiel. Grethe stand schnell auf und strich sich mit den erdigen Fingern das Haar aus der Stirn. Dicke Thränen rollten über die Wangen, und heftiges Schluchzen erschütterte den kleinen Körper.

„Iich gah der glei noch a poar Tachteln, wenn und de noch lange mauzt!"

Mit dem Handrücken wischte sie sich die Thränen aus den Augen und machte sich schnell wieder, noch immer vor Angst zitternd, an die Arbeit.

Alle Kinder hatten unter schadenfrohem Lachen diesem Auftritt zugesehen. Jetzt riefen sie spottend: „Ahle Heulmähre! Ahle Heulmähre!"

Die Arbeit wurde um vier Uhr auf kurze Zeit unterbrochen. Jedes Kind bekam eine halbe Semmel. Grethe aß ihren Theil nicht. Die Kehle war ihr ganz trocken, sie hätte keinen Bissen hinunterbringen können. Während der Vesperpause hielt sie sich seitab von den übrigen Kindern. Sie fürchtete noch mehr ausgelacht zu werden. Jetzt hockte sie bei einem Hagebuttenstrauch am Feldrande, die Hände um die Kniee geschlungen und starrte hinüber nach der Chaussee. Eine Equipage fuhr in schnellem Trabe vorüber, dicht in eine dicke Staubwolke eingehüllt. Ihre Augen folgten den im Sonnenschein blitzenden Rädern und dann dem leuchtend rothen Sonnenschirm der einen Dame im Wagen.

Die Ruhepause war bald um, und die Kinder eilten wieder an die Arbeit. Um sieben Uhr — man konnte bei der tiefen Stille, die über den Feldern lag, deutlich die Schläge der entfernten Dorfuhr hören — wurde die Schaar nach dem Dominialhofe zurückgeführt. Hier mußten sie noch eine halbe Stunde warten, ehe sie nach Hause gefahren wurden. Jubelnd und singend ging es heim. Alle waren froh, die Arbeit hinter sich zu haben. Daneben wurden einige Säumige, welche Schelte bekommen, besonders aber Grethe, weil sie auf dem Felde geheult hatte, gehänselt. Sie fühlte sich grenzenlos einsam, so verlassen, wie noch niemals seit dem Tode der Mutter, und die Sehnsucht nach ihr wurde in dem kleinen Herzen immer mächtiger. Grethe drückte sich in eine Ecke des Wagens und ließ Alles über sich ergehen. Geschlossenen Auges träumte sie von der Mutter und der engen Stube mit den armseligen Möbeln, die für sie doch eine ganze, große Welt war, und von der Puppe. Sie hörte nichts von dem Jubeln, Johlen und Lärmen der andern Kinder. Grethe war so ver-

sunken in ihre Erinnerungen, daß sie ganz verwundert die Augen öffnete, als der Wagen plötzlich hielt, und die Kinder froh, endlich daheim zu sein, hinabsprangen.

Als Grethe ihre verdienten dreißig Pfennige abgeliefert hatte, durfte sie sofort schlafen gehen. Abendessen mochte sie nicht.

„Se werd wull genunke hoan fer hinte Obend,“ sagte die Schulzen.

Grethe wußte zuerst nicht, wie sie liegen sollte, so sehr schmerzten sie Rücken und Genick. Sie drehte sich von einer Seite auf die andere, ohne einschlafen zu können. Dann kam ihr wieder der Gedanke an die Puppe. Morgen wollte sie ganz gewiß die Schulzen d'rum bitten, sicher lag sie im Schrank. Die Gedanken verwirrten sich bald, die Augenlider wurden schwerer und fielen bald ganz zu. Noch im Halbschlummer murmelten ihre Lippen zärtlich bittend: „Mutterle, Mutterle!“

Grethe mußte während dieser Woche alle Tage mit hinausfahren auf das Rübenfeld. Nach und nach gewöhnte sie sich mehr an die Arbeit; die Schmerzen im Nacken und Rücken waren nicht mehr gar so groß. Aber die Wangen wurden blasser und schmaler. Die Puppe war wirklich im Schrank gewesen, und Grethe hätte laut aufschreien mögen vor Freude, als sie ihre geliebte „Liese“ in der Hand der Schulzen sah. Aber sie bezwang sich noch; am ganzen Körper zitternd, wartete sie, bis die Schulzen sie ihr geben würde. Darum zu bitten, wagte sie nicht. Doch diese legte sie achtlos beiseite und schenkte sie am nächsten Tage dem Kinde ihrer Nachbarin. Ein heftiger Schmerz durchfuhr das Kind, dem man nun auch die letzte Freude genommen hatte. Stille für sich hinschluchzend, lag es die ganze Nacht in seine Kissen vergraben mit offenen Augen da. Eine namenlose Traurigkeit überfiel das Mädchen, und die Sehnsucht nach der Mutter wurde immer stärker, immer größer. Es führte jetzt fast ganz ein Traumleben. Seine Arbeit im Schulzenhause und auf dem Rübenfelde verrichtete es ganz mechanisch, aber immer sorgfältig und rechtzeitig aus Furcht vor Schelte und Prügel. Immer mehr lebte es sich in die Vergangenheit hinein. Der Gedanke an die Mutter verließ das Kind den ganzen Tag nicht, und Nachts träumte es sogar von ihr. So verging die Woche. Sonnabend Nachmittag wurden die Kinder auf dem Rübenfelde von einem heftigen Gewitterregen überrascht. Grethe zitterte heftig vor Frost in ihren ganz durchnäßten, am Körper fast klebenden Kleidern. Nachdem es aufgehört hatte zu regnen, wurden die Kinder heimgefahren, da auf dem ganz durchweichten Rübenfeld nicht mehr gearbeitet werden konnte.

„Do koanst hinte noch zu Jansa-Koarl'n ei a Kratsch'm giehn; de wer'n Dich de neie Wuche besser gebraucha kinna!“

Das Kind packte seine wenigen Sachen in ein Bündel, nahm Abschied und schlich sich die Dorfstraße hinab nach dem Wirthshause. Der Kretscham war ein langgestrecktes, aber niedriges, mit Stroh gedecktes Gebäude und lag der Kirche gegenüber.

Frau Jansa hatte heute, am Sonnabend, alle Hände voll zu thun. Die Arbeiter des nahegelegenen Basaltbruches kamen nach der Lohnauszahlung hierher, um sich den Staub der Woche aus der Kehle zu spülen; denn Jansa schenkte einen guten Korn, echten Priborner und nicht mit Wasser verdünnt, oder doch nur wenig, daß man es nicht merkte.

Grethe blieb schüchtern in einem Winkel des Hausflurs stehen. Von hier aus konnte sie die ganze Wirthsstube übersehen. Unter einer niedrigen Balkendecke ballte sich der Tabaksqualm zu dichten Wolken, so daß man nur undeutlich die von den zwei trübe brennenden Petroleumlampen röthlich beleuchteten, erhitzten Gesichter sehen konnte. Wüster Lärm, Fluchen und Schimpfen drang zu dem einsamen Mädchen in der dunklen Ecke herüber. Dem Kinde wurde bei diesem Treiben ganz Angst. Niemand beachtete es. Frau Jansa stand hinter dem Ausschank und hatte vollauf damit zu thun, leergewordene und frische Gläser zu füllen. Der Wirth saß an einem der Tische bei den Gästen und spielte mit diesen Karten. Grethe traute sich nicht in die Gaststube hinein. Dicht an den Eckpfeiler der Holztreppe, die nach dem Boden hinaufführte, geschmiegt, blieb sie stehen. Das tiefe Dunkel, das hier herrschte, verbarg sie den Blicken der ab- und zugehenden Gäste.

Das Kind zitterte am ganzen Körper vor Kälte; denn die Kleider waren immer noch nicht ganz trocken, und die starke Zugluft, die im Hausflur herrschte, drang ihr durch das dünne Jäckchen bis auf die Haut.

Herr Jansa mußte in den Keller hinab, um ein frisches Fäßchen Branntwein heraufzuholen. Dabei stieß er an das wartende Mädchen an.

„Verflucht noch a mol! Woas willst'n Du hier, hä?"

Das Kind erschrak so heftig, daß es im ersten Augenblicke nichts zu sagen wußte. Einige Male setzte es zum Sprechen an, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Der Wirth leuchtete ihr mit dem unruhig hin- und herflackernden Lichte in's Gesicht.

„Jessas, Jessas nee, nee! Doas iis ju de Dittrich'n Grethe. Sullste de neie Wuche bei ins blei'n, hä?"

Das verängstigte Kind konnte noch immer kein Wort reden; es nickte nur mit dem Kopfe. Da nahm es der Mann bei der Hand und sagte etwas freundlicher:

„Na, do kumm ock rei zu Menner; de werd Dich schunt gebraucha kinna!"

Er führte das heftig zitternde Mädchen in die Wirthsstube und übergab es seiner Frau mit den Worten:

„Do iis de Dittrich Grethe. Mer sulla se de neie Wuche behahl'n; dar Schulze hoot mersch schunt gesoat!"

Bei den laut gesprochenen Worten des Wirthes schwieg der Lärm an den nächsten Tischen eine Weile, und die Aufmerksamkeit der Gäste richtete

sich auf das Kind. Da aber das Ereigniß keinerlei Bedeutung für sie hatte, fuhren die Leute in ihrer Unterhaltung bald wieder fort. Frau Jansa nahm das Kind mit freundlicher Miene in Empfang; denn sie konnte es augenblicklich gerade gut zum Gläserspülen gebrauchen. Grethe legte ihr Bündel hinter den Ausschank in eine Ecke und machte sich schnell an die Arbeit.

Im Wirthshause wurde es immer sehr spät. Grethe, die das frühe Schlafengehen gewöhnt war und auch den ganzen Tag über tüchtig hatte arbeiten müssen, wurde bald müde. Aber die Angst, ausgescholten zu werden oder gar Schläge zu bekommen, hielt sie immer noch wach. Infolge der Uebermüdung und der durch den beißenden Tabaksqualm, den Schnapsgeruch und die Ausdünstungen der vielen Menschen verdorbenen Luft erweiterten sich ihre Pupillen, so daß die Augen ganz groß und schwarz aussahen. Immer langsamer wurden die Bewegungen des Kindes, und öfter stieß sie die Gläser so hart aneinander, daß sie laut klirrten. Die Augenlider sanken immer schwerer herab. Einige Male richtete sich Grethe heftig, wie erschrocken auf und versuchte den Schlaf abzuschütteln. Aber es nützte nicht viel; stehend schlief sie am Abspülschaffe ein. Die keifende Stimme der Wirthin jagte sie aber bald aus dem Schummer wieder auf:

„Werschte nich schloafa, Du verdammtes Ding Du? Mir derfa ooch nich faulenza!“

Der Wirth hatte schon längere Zeit das Ankämpfen des Kindes gegen den Schlaf beobachtet. Gutmüthig sagte er:

„Se iis schläfrig. Luß se ock schloofa giehn. De siist ju, doaß se nich meh koan! Kumm, Madla, kumm, iich wer der dei Looger weisa!“

Er führte das Kind die wackelige Holzstiege hinauf in eine kleine Bodenkammer und wies ihm sein Bett an.

Grethe war bald fest eingeschlafen.

* * *

Sonntags stand man bei Jansas immer später auf als gewöhnlich, weil man den Abend vorher selten vor ein oder zwei Uhr in's Bett kam. Als Grethe aufwachte, war es im Hause noch ganz still. Nur das Brüllen der Kühe, die nach Futter verlangten, drang aus dem Stalle dumpf zu ihr hinauf. Sie lag eine Weile ganz still und horchte, aber es regte sich wirklich nichts. Und doch mußte es schon ziemlich spät sein; denn der Tag sah mit hellen, sonnig blauen Augen durch die arg verstaubten Scheiben der Kammerluke. Das Kind richtete sich auf und lauschte angestrengt. Die Schulzen verschlief's doch nie! Grethe grübelte noch eine Weile über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Annahme nach. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie ja nicht mehr im Schulzenhause, sondern bei Jansas war. Jetzt erst wurde sie ruhiger. Aber einschlafen konnte sie nicht mehr. Die

Kehle war ihr wie ausgetrocknet und die Schläfe siedend heiß. Ein heftiges Schütteln überfiel sie, sie fror. Schnell kroch das Kind wieder unter die Decke, aber der Frost wollte nicht weichen; es zitterte heftig am ganzen Körper, und die Zähne schlugen klappernd aufeinander. Alle Glieder thaten so weh, so weh, daß es sich nicht zu rühren getraute.

Endlich hörte Grethe im Hause schlürfende Schritte; die Hausthür wurde aufgeschlossen und in der Schankstube die Laden aufgestoßen. Grethe sprang schnell aus dem Bett und wollte sich anziehen. Da wurde ihr aber plötzlich ganz schwarz vor den Augen, sie taumelte einige Male wie trunken hin und her und fiel dann hart auf das Bett zurück. Hier lag sie eine Weile stille. Doch die Angst jagte sie bald wieder auf. An allen Gliedern zitternd kleidete sie sich an und ging hinunter. Auf dem untersten Treppenabsatze kam ihr der Wirth entgegen; er trug einen alten zerschlissenen Schlafrock, eine abgegriffene Sammetmütze und schlürfte in etwas zu großen Pantoffeln einher. Aus seiner kurzen Pfeife stieß er starke Dampfwolken hervor, als wollte er das während der Nacht Versäumte nachholen.

„Nu, Madla, biste ooch schunt uuf? Do koanst gleich de Schenkstube a bissla reene macha!“

Grethe verrichtete sofort die aufgetragene Arbeit. In der Schenkstube waren die Fenster noch nicht geöffnet. Durch den Tabaksdampf und Schnapsgeruch des vorhergegangenen Abends war die Luft unerträglich beißend und stickig geworden, so daß sie sich wie Blei auf die Brust legte und die Lungen zum Husten reizte. Die Sonne fiel schräg durch die niedrigen nicht ganz sauberen Fenster und vergoldete in breiten schrägen Streifen den durch das Kehren in dicken Wolken aufgewirbelten Staub.

Dem Kinde wurde in dieser Atmosphäre noch viel elender zu Muthe. Mitunter war es ihm, als drehe sich die ganze Stube im Kreise herum, und es mußte sich für einen Augenblick auf den nächsten Stuhl setzen, um nicht umzufallen.

Nach dem Frühstück sagte Frau Jansa zu Grethe:

„Do koanst hinte ei de Kerche giehn. Mach aber a bissla flink, se wer'n glei 's erschte Mol läuta!“

Die Wirthin gab gar viel auf das Gerede der Leute. Sie wollte sich nicht nachsagen lassen, daß sie das Kind vom Kirchenbesuch zurückgehalten habe, um es zu häuslichen Arbeiten zu verwenden.

Grethe ging hinauf in die Kammer, um sich die Sonntagskleider anzuziehen. Das Treppensteigen wurde ihr recht sauer; die Beine waren so schwer wie Blei, und das Herz klopfte ihr so stark in der Brust, daß sie es bis in den Hals hinauf spürte.

An der Kirchenthür traf sie die Frau Rother.

„Nu Grethla, sitt ma Dich ooch wied'r a Mol?“

Als sie das Kind genauer betrachtete, rief sie erschrocken:

„Jessas, Jessas, nee Madla, nee soa mer ock, wie sist du aus, hä? De zitterscht ju am ganza Leibe, und de Backla sein wie anne Kolkwand!"

Das Kind erwiderte nichts, es stand ganz stille und in sich gekehrt da. Als es das dritte Mal läutete, ging Grethe mit der Frau Rother in die Kirche hinein und setzte sich neben sie auf eine Bank dicht vor den Altar. Durch das bunte Glasfenster über dem Altar brach ein rother Schein und lag zitternd auf dem blonden Haare des Kindes. Das sonst so blasse Gesichtchen war mit hellrothem Glanze übergossen. Ueber die schmalen Hände legte sich ein blauer Lichtstreifen, so daß sie aussahen wie Todtenhände. Grethe wagte sich nicht zu rühren; die etwas schwüle Luft des kleinen Gotteshauses legte sich beklemmend über die Brust. Ein andächtiger Schauer durchrieselte den Körper des Kindes, und seine zage, verängstigte Seele fühlte die Nähe Gottes, so daß sie stille wurde wie das müde gejagte Küchlein unter den Fittichen der Mutter.

Als es aufgehört hatte zu läuten, setzte die Orgel ein, und die Leute begannen zu singen. Auch Grethe sang, in das Gesangbuch der Frau Rother hineinsehend, andächtig mit. Während der Predigt konnte sie den Pastor nicht sehen, die Kanzel war für sie durch einen Pfeiler, der das Seitenchor trug, verdeckt. Sie blickte darum unverwandt nach dem Altarbilde hin. Es stellte die Auferstehung Jesu dar. Zwei Engel in hellen Kleidern und mit schimmernd weißen Flügeln blickten zu dem aus dem Grabe emporschwebenden Heiland auf. Das Bild war mit rohen Farben gemalt; aber der Ausdruck verklärter Andacht und seliger Freude in den Gesichtern der beiden Engel, das Leuchten der tiefblauen Augen verrieth den Künstler. Grethe konnte den Blick nicht wegwenden. Zuerst hatten die schreienden rothen und blauen Farben der Gewänder des Auferstandenen sie angezogen. Instinctiv fesselte sie aber bald das rein Künstlerische in dem Bilde, die Gesichter der Engel. Eine stille Verklärung kam über das Kind. Es hatte seine eigenen Gedanken bei der Betrachtung des Bildes. Unwillkürlich brachte es Alles, was seine Seele bewegte, mit der Mutter und seiner Sehnsucht nach ihr zusammen. Die Mutter war todt, so hatte man ihr gesagt. Sie kommt nicht wieder, sie ist beim lieben Gott. Es kam dem Mädchen wieder in den Sinn, was ihm an stillen Sonntag-Nachmittagen die Mutter erzählt hatte: Wenn man hier auf Erden fromm ist, kommt man in den Himmel zum lieben Gott, wenn man stirbt, und wird ein lichter Engel mit weißen Flügeln. Da schoß es wie ein freudiger Schreck durch die nachdenksame Seele des Kindes. Wenn die Mutter todt ist, so ist sie jetzt auch ein solcher schöner Engel wie die dort auf dem Bilde. Heiß und kalt wurde dem Mädchen bei diesem Gedanken, und es zitterte am ganzen Leibe. Mit noch ganz anderen Augen sah es jetzt nach dem Bilde hinüber. Ihm war, als müßte eine der beiden weißen Gestalten die Mutter sein. Gewiß; der dort in der linken Ecke, der die Hände bittend in die Höhe hält, der sieht aus wie die Mutter. Er hat ganz das liebe schmale Gesicht und die tief-

dunkelblauen Augen wie sie. Und er lächelte gerade so, wie die Mutter immer lächelte. Eine freudige Erregung bemächtigte sich des Mädchens. Unruhig rückte es plötzlich hin und her, so daß die Frau Rother aus ihrem Schlafe, der sie während der zweiten Hälfte der Predigt regelmäßig überfiel, für einen Augenblick aufwachte und das Kind ganz erstaunt ansah. In der kleinen Seele jubelte und sang es laut und leise, wie mit tausend süßen Stimmen: „Die Mutter ies a Engel; menne Mutter ies a Engel!“

Das Kind merkte in seiner heimlichen, freudigen Erregung nichts von dem Aufathmen und Räuspern der Leute, als der Pastor „Amen“ gesagt hatte, es hörte nichts von der Verkündigung der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle in der Gemeinde, und erst als die Orgel mit vollem Accord wieder einsetzte, fuhr es zusammen. Sein erster Gedanke war, die Leute könnten etwas gemerkt haben. Erschrocken blickte sich Grethe um. Aber die Frauen, die rings umher saßen, blickten in ihr Gesangbuch und sangen andächtig. Nur ab und zu wischten sie sich mit dem sorgfältig zusammengefalteten Taschentuche, das neben dem Gesangbuch lag, den Schweiß aus dem Gesicht. Still neigte sie ihr Köpfchen wieder und wartete, abermals in Träumereien versinkend, auf den Ausgang des Gottesdienstes. Sie sang jetzt nicht mehr mit. Schon während des Schlußverses verließ die Gemeinde geräuschvoll das Gotteshaus. Grethe warf noch einen traurigen Blick auf das Altarbild und folgte dann der Frau Rother. Alle selige Verklärtheit war aus dem blassen Kindergesicht gewichen, eine abgrundtiefe Traurigkeit lag in den großen grauen Kinderaugen, die schon während einer Woche hatten lernen müssen, ganz anders in die Welt zu sehen, und sich noch immer nicht an die dunklen Schatten des Lebens gewöhnen konnten.

Vor der Kirchenthür fragte Frau Rother das Kind:

„Woarschte schunt a mol bei Denner Mutter ihrem Groabe?“

Grethe schüttelte mit dem Kopfe, an das Grab hatte sie noch nicht ein einziges Mal gedacht. Sie folgte der Frau wie im Traum.

Fortwährend waren ihre Gedanken bei dem Bilde in der Kirche mit dem weißen Engel, der so aussah wie die Mutter. Die Mutter war todt und beim lieben Gott im Himmel und konnte fliegen; denn sie hatte doch sicherlich auch so schöne große Flügel wie der Engel auf dem Bilde. Ach, wenn sie doch auch erst ein Engel wäre und fliegen könnte und immer bei der Mutter sein dürfte. Die alte, heiße Sehnsucht kam wieder mit starker Gewalt über das Kind. Heiß stieg es ihm in der Kehle auf, und brennende Thränen traten ihm in die Augen.

Hier war das Grab.

Schmucklos, ohne Blumen, lag es am Ende der angefangenen letzten Reihen, umgeben von anderen, mit Rasen belegten und mit Blumen geschmückten Gräbern. Der gestrige Regen hatte die Ränder des Hügels abgespült und flache Vertiefungen mit kleinen Sprüngen in der weichen Erde

gebildet. Zu Häupten lag der gelb und welk gewordene Kranz, der auf dem Sarge befestigt gewesen war.

„Siste, nu schläft Denne Mutter; wuhl dam, dersch ieberstanda hoot!“

Frau Rother wischte sich mit dem Taschentuche die Augen.

Grethe verstand den Zusammenhang nicht recht. Dort hinein hatte man ihre Mutter gelegt; ihr war, als müßte es schon lange, lange her sein. Und doch war die Mutter oben beim lieben Gott und ein weißer Engel! Sie konnte Beides nicht mit einander vereinen. Das tiefe, unergründete Räthsel des Todes durchschauerte zum ersten Male ihre junge Seele. Verständnißlos blickte sie auf den armseligen Hügel hinab. Ihre Gedanken hafteten nicht am Vergänglichen, Verwesenden, sie klammerten sich gewaltsam, mit heiliger Inbrunst an die tröstenden Hoffnungen der Ewigkeit. Sie dachte wieder an das Bild in der Kirche mit dem weißen Engel, der aussah wie die Mutter. Mechanisch kniete sie mit der Frau am Grabhügel nieder und betete ein Vaterunser. Dann verließen Beide den Kirchhof.

Grethe ging wieder hinüber in das Wirthshaus und mußte bei den Zubereitungen zum Mittagessen helfen.

Am Nachmittag wurde der Fieberfrost, der den zarten Körper des Mädchens durchschüttelte, heftiger. Grethe konnte sich kaum noch aufrecht erhalten. Mehrere Male wurde ihr wieder ganz schwarz vor den Augen, so daß sie sich an einem Stuhl oder Tische festhalten mußte, um nicht umzufallen. Durch den Kirchenbesuch war die Sehnsucht nach der Mutter noch heißer und lebendiger in ihr geworden. Immer sah sie die Mutter vor sich als weißen Engel mit Flügeln, die zum Fluge emporgehoben waren, und ihr war, als läge in den Augen ein Locken und Rufen, süß und eindringlich. Grethe hatte fast nichts zu Mittag essen können. Den Vesperkaffee, den ihr Frau Jansa gegeben, hatte sie noch nicht angerührt. Schläfen und Wangen glühten in brennender Gluth, und das Fieber jagte einen Eisschauer nach dem andern über den zitternden Körper. Doch sagte sie nichts, weil sie Schelte fürchtete. Eben trug sie mit wankenden Knien ein Glas Bier zu einem Gaste. Da legten sich ihr plötzlich blutrothe Schleier über die Augen, im Kopfe begann es sich zu drehen, als säße sie auf einem Caroussel, das in rasendem Tempo herumgedreht wurde. In fieberhafter Angst tastete die freie Hand nach einem Stützpunkte, und da sie keinen finden konnte, fiel das Kind mit einem angstvollen gellen Aufschrei dumpf zu Boden. Das Bier floß in breiter Lache über die Diele. Im Augenblick trat in der durchlärmten Wirthsstube tiefe Stille ein. Dann sprang Alles auf, um dem Kinde zu helfen. Frau Jansa stürzte mit gerungenen Händen herbei und rief in tödtlicher Angst:

„Jessas, Jessas, woas ies d'n dam Madla! Mir hoan 'r duch nischte nich gethon. O Gott, o Gott nee nee!“

Der Wirth war noch der Besonnenste unter Allen. Er brummte heftig vor sich hin:

„Woas sull'r denn sein, hä? Krank ies se, wetter nischt! Mach Dich ock mit dam Geplärre aus'm Wege!"

Er nahm das Kind vom Boden auf und trug es hinauf in die Kammer. Hier legte er das Mädchen so sorgfältig, wie man es dem robusten Manne garnicht zugetraut hätte, auf das Bett, zog ihm die Kleider aus und hüllte es sorgsam in die Zudecke ein. Dann holte er frisches Wasser vom Brunnen und machte dem Kinde kalte Umschläge um den Kopf. Grethe schlug auch bald wieder die Augen auf. In unruhiger, angstvoller Hast blickte sie umher. Als sie aber in das gutmüthige Gesicht des Wirthes sah und keinerlei Vorwurf, sondern eher mitleidige Theilnahme darin las, wurde sie ruhiger, schloß die Augen und schlief ein.

Unten hatte man sich indessen wieder beruhigt. Es war noch eine Weile über den Unfall hin und her geredet worden, dann kam man auf andere Gesprächsthemen, und bald hatte man das kranke Kind wieder vergessen.

Grethe schlief sehr unruhig, und allerhand schwere Träume ängstigten sie. Als sie nach einer Stunde aufwachte, war sie allein; der Wirth war wieder zu seinen Gästen hinuntergegangen. Durch das kleine Kammerfenster floß das müde Licht der Dämmerung hinein. Graues Dunkel umhüllte die scharfen Ecken und Kanten der wenigen Gegenstände, die sich in der Kammer befanden. Auf dem rothbraun gestrichenen Schrank, der in der Ecke an der Thür stand, hockte eine ausgestopfte Eule. Das ungewisse Licht ließ den Vogel viel größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Die Glasaugen des Thieres leuchteten im Dunkeln schwach, und dem Kinde war, als wäre der Vogel lebendig. Das Fieber verwirrte seine Gedanken immer mehr, und die Angst wuchs in seiner Seele. Es war, als hebe die Eule auf dem Schrank die Flügel, um herunterzufliegen. An allen Gliedern zitternd, den Körper im Fieber heiß gebadet, lag das Kind mit angehaltenem Athem im Bett und starrte in unsagbar stummer Angst hinauf auf den Schrank. Die schmalen Wangen glühten, und die blonden Haare klebten in nassen Strähnen an Stirn und Schläfen. Leise, lautlos, mit weit aufgespannten Flügeln kam der Vogel wirklich heruntergeflogen und setzte sich mitten auf Grethes Brust. Wie ein Alp lag er darauf und drückte ihr fast das Herz ab. Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht. Dann ließ der Druck nach, und als sie die Augen öffnete, umfloß sie eine blutrothe Helle. Mit weitgespannten Flügeln stand die Eule jetzt oben an der Decke, und das rothe, grelle Licht schien aus ihren Augen zu kommen. Der Schnabel war ganz groß und stark geworden. Lange, graue Fäden gingen von ihm aus und kamen nach unten. Wie Fangarme senkten sie sich langsam herab, als wollten sie den Körper des Kindes umschlingen und mit in die Höhe ziehen. Doch wenn sie die Brust berührt hatten, stiegen

sie immer wieder in die Höhe, um bald darauf abermals züngelnd herab-zusinken. Immer beklemmender und erdrückender wurde die Angst, die das Kind quälte. Es wagte sich nicht mehr zu rühren, immer nur wartend, wenn die langen Arme es endlich greifen würden. Da — nun kamen sie wieder — größer — länger — weich schlangen sie sich um den Körper — zogen, hoben ihn — ein geller Aufschrei rang sich aus der Brust des Mädchens. Von der entsetzlichen Angst gefoltert, sprang es auf und rannte hilfesuchend auf und ab, ohne zu wissen wohin. Dann stürzte es besinnungslos zu Boden.

Als Grethe wieder erwachte, fror sie am ganzen Körper, als hätte sie auf Eis gelegen. Rasch kroch sie in das Bett zurück und deckte sich bis über den Kopf zu. Bald glühte sie wieder über und über. Die Fieber-phantasien waren gewichen, sie wurde ruhiger und schlief ein. Im Traum war es ihr, als säße die Mutter, ein weißer Engel mit schimmernden Silberflügeln, auf dem Bettrande und lege die Hand auf ihre heiße Stirn. Ein tiefer Frieden kam über das gequälte Kind, und das unruhig pochende Herz wurde stiller. Ihm war so leicht und frei, als lösten sich alle Glieder auf in seliger Ruhe. Es war daheim wieder, im alten Stübchen, im kleinen Bett. Nur die Lider brauchte es zu öffnen, um die Mutter zu sehen, aber es hielt die Augen noch geschlossen in der seligen Gewißheit, wieder bei der Mutter zu sein, wie eins, das sich die höchste Freude auf-spart bis zuletzt, um sie dann tiefer und voller genießen zu können.

Die Kirchthurmuhr schlug eben eins, als Grethe von ihrem Schlafe erwachte. In der Kammer war es ganz dunkel. Doch am Himmelsrande — das Fenster sah nach Osten — lag ein blasser, violetter Streifen und darüber ein breiterer grauer, wie ein Ahnen des neuen Tages. Im ganzen Hause herrschte tiefe Stille. Die Gäste waren offenbar alle fort, und die Wirthsleute schliefen schon. Das Bellen der Hunde und das Tuten des Nachtwächters drang allein in das fieberhaft scharf horchende Ohr des Kindes, das selbst das leiseste Ticken des Holzwurmes in den Dielen ver-nahm. Grethe tastete mit ihren Händen den Bettrand entlang.

Die Mutter war nicht da.

Da fiel ihr auf einmal die ganze Einsamkeit und Verlassenheit ihrer Lage schwer auf die Seele, und eine tiefe namenlose Traurigkeit überkam sie. Heiße Thränen quollen aus den starr blickenden Augen und rollten über die fieberheißen Wangen. Grethe sah wieder das Bild in der Kirche vor sich. Doch ihr war, als stände es weit, weit in der Ferne, sie sah es nur schwach herüberschimmern, gleichsam wie durch einen leichten Nebel. Das Bild jetzt sehen können, den Engel sehen können, der so aussah wie die Mutter! Da würde ihr gewiß besser werden. Sie fühlte, daß sie dort Ruhe und Frieden finden würde. Die Sehnsucht nach dem Bilde wurde immer heißer, immer unbezwingbarer. Unruhig warf sich Grethe

hin und her bei dem Gedanken, nach der Kirche hinüber zu rennen und das Bild wieder zu sehen.

Sie hielt es nicht mehr aus. Rasch stand sie auf, aber doch so leise, als gälte es, Eines, das neben ihr schlief, nicht zu wecken. Sie warf sich das Kleidchen über und tastete sich nach der Kammerthür. Geräuschlos öffnete sie und suchte, mit den Händen umherfühlend, nach der Treppe; denn hier draußen war es noch dunkler als in der Kammer, weil die einzige, kleine Dachluke, die schon am Tage nur kärgliches Licht hereinließ, nach Süden zu lag. Endlich hatte sie die Treppe gefunden und ging dieselbe hinab. In der Mitte ungefähr knarrte unter ihrem Fuße eine locker gewordene Stufe etwas. Eine heftige Angst überfiel Grethe, und das kleine Herz schlug so heftig, daß sie es bis in den Hals hinauf fühlte. Sie blieb unschlüssig stehen: Sollte sie wieder umkehren oder weiter gehen? Sie wartete eine Weile, aber im Hause blieb Alles still. Im Nachbargehöfte heulte nur dumpf ein Hund auf. Grethe ging weiter. Die Hinterthür war glücklicherweise nur verriegelt. Der Riegel schob sich leicht und geräuschlos zurück. Herr Jansa konnte es nicht leiden, wenn Thüren oder Schlösser quarrten und quietschten.

Grethe stand draußen auf dem kleinen Hofe. Die laue, weiche Nachtluft strich ihr liebkosend wie eine laue Hand über Haar und Wangen und küßte die heiße Gluth, die in den Schläfen klopfte. Wie fremde, irre Stimmen raunte es in dem Laube der Linde, die ihre Zweige über den Eingang wölbte. Aber dem Kinde wurde nicht bange. Jetzt trug es in seinem Herzen eine große heilige Sehnsucht und schritt deren Erfüllung entgegen, da sah es weder rechts noch links, sondern nur geradeaus auf das Ziel.

Unter einem Hollunderstrauche versteckt, lag zwischen Hofmauer und Hausecke eine Thür, die nach der Straße führte. Grethe hatte sie am Morgen gesehen, als sie das Kehricht hinaustrug. Jetzt fiel sie ihr ein, und sie suchte die kleine Pforte. Aber sie war durch ein Vorlegeschloß verschlossen. Was sollte sie nun beginnen? Rathlos stand das Kind vor der Thür, die es von der Erfüllung seiner Sehnsucht trennte. Verzweifelt preßte es die Stirn gegen die Latten, als müßte es ihm gelingen, durch die schmalen Ritze hindurchzukriechen. Leise schlich Grethe zurück zur Vorderthür. Auch diese war verschlossen, und der Schlüssel abgezogen; ebenso war auch die Wirthsstube verschlossen. Heiße Angst stieg ihr vom Herzen nach dem Kopfe, die Hände, mit denen sie an den Thüren und Schlössern herumtastete, zitterten heftig und strichen dann rathlos über das Kattunröckchen. Sie trippelte im Hausflur in wachsender Angst hin und her; ihr war, als ob sie sterben müßte, wenn sie jetzt nicht in die Kirche und zu dem Bilde gelangen könnte. Sie schlüpfte wieder zur Hinterthür hinaus und fühlte noch einmal an dem kleinen Lattenpförtchen entlang. Aber nirgends wollte sich eine Möglichkeit zeigen, hindurchzugelangen. Da stieß

sie mit dem Kniee heftig gegen einen harten, eckigen Gegenstand, sie fühlte den Schmerz kaum, obwohl das Blut warm am bloßen Beine herablief. Es war das Hackeklotz, daß hier in der Ecke stand. Sie kletterte hinauf und gelangte nun mit dem Kopfe ein wenig über die Mauer, so daß sie auf die Dorfstraße sehen konnte. Drüben ging eben der Nachtwächter vorbei, kaum hob sich die plumpe Gestalt von dem Dunkel des Hintergrundes ab. Als er vorüber war, stemmte Grethe das linke Füßchen gegen die schräge Latte der kleinen Thür, krampfte die Finger fest in das Gras und die Erde der Mauer und schwang sich mit einem Ruck hinauf. Der Fieberwahnsinn und die Angst gaben ihr die nöthigen Kräfte. Es gelang. Auf dem schmalen Rande zwischen der Mauer und dem Graben, der das Spülwasser des Dorfes fortführte, jetzt aber ganz verschlammt war, wuchs dichtes Gras. Grethe ließ sich vorsichtig auf der anderen Seite der Mauer herab, aber die kurzen Beine reichten noch lange nicht bis zum Erdboden. Kurz entschlossen ließ sie sich fallen, trat aber fehl und kollerte den Abhang hinab in den Graben. Sie achtete es nicht, daß sich ihre Füße ganz und gar mit Schlamm beschmutzten, sie fühlte auch nicht das Brennen der Nesseln, in die sie hineingriff, als sie aus dem Graben herauskrabbelte, sie hatte nur den einen Gedanken: „Zur Kirche! zum Bilde! zur Mutter!“ Sich duckend sprang sie über die Straße, als könne sie sich auf diese Weise vor Späheraugen schützen. Die kleine eiserne Kirchhofpforte, die von dem großen Thore durch einen dicken Steinpfeiler getrennt war, stand auf. Grethe lief zur Kirchthür hinüber. Doch diese war fest verschlossen, und alles Wuchten und Zerren half nichts. Grethe hing sich, indem sie die Beine plötzlich und fest an den Leib zog, mit der ganzen Wucht ihres Körper an die Thürklinke. Doch das Schloß gab nicht nach. Sie hatte garnicht an die Möglichkeit gedacht, daß die Thür verschlossen sein könne. Völlig rathlos stand sie vor dem großen Thor. Dann lief sie in ihrer Angst um die ganze Kirche, klinkte und drückte an jeder Seitenthür, aber auch diese waren verschlossen; in die Kirche konnte sie nicht hinein. Sie lief zum Haupteingang zurück und blickte sich nach allen Seiten um, als könnte von irgendwo her unerwartete Hilfe kommen. Aber es regte sich nichts, nur die Hunde bellten ab und zu in der Nähe oder in der Ferne, und der Nachtwind strich leise durch die Zweige. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des Kindes. Die großen Augen starrten auf das Thürschloß, als erwarteten sie, daß es sich von selbst öffne, wie in den Märchen, die blassen Lippen zitterten, und um die Mundwinkel zuckte es heftig.

Die Gedanken des Kindes wurden wirr und kraus, wie in Fieberträumen. Es fiel ihm ein, wie sich einmal furchtsam flüsternd ein paar junge Mägde Abends erzählt hatten, daß manche Todte in der Nacht aus ihren Gräbern aufstehen und im Dorfe herumwandelten. Sie hatte hinter dem Pfeiler des Hofthores gestanden und die Mutter erwartet. Nun

dachte sie wieder daran. Vielleicht kam die Mutter auch aus ihrem Grabe, um sie zu suchen. Und wenn sie daheim in der Stube ihre Grethe nicht fand, ging sie wohl traurig wieder zurück. Heute wollte sie die Mutter am Grabe erwarten. Und wenn sie käme, ihr jubelnd um den Hals fallen und sie küssen. In freudiger Erregung lief das Kind bei diesem Gedanken den von großen Bäumen überdunkelten Hauptweg des alten Kirchhofs entlang nach dem neuen Theile, wo man jetzt begrub. Sie achtete nicht die schwarze Finsterniß, die unter den Bäumen herrschte, sie hörte nichts von dem gespensterhaften Flüstern in den Zweigen, in ihrem Herzen lebte nur der eine Gedanke: „Ich will die Mutter sehen!"

Das Grab fand sie leicht, es war ja das letzte. Mit den zitternden Beinen stieß Grethe an den kleinen Erdhügel und sank in die Knie. Der Zwiespalt vom Vormittag war ganz aus ihrem Herzen verschwunden. Sie wußte und fühlte nur: „Hier ist die Mutter!" Das war ihr genug. Ein heißes Schluchzen löste den starren Krampf, der ihr Herz umschnürte, und eine stille, fast selige Erwartung kam über das Mädchen. Langsam richtete es sich auf und setzte sich stille lauschend auf den Grabhügel zu Häupten der Mutter. Das kleine Herz pochte heftig in freudig bangem Harren, wie am Weihnachtsabend, wenn das Christkind bei der Mutter in der Stube war. Die weißen Grabsteine leuchteten schwach im Dunkel, das schwer und schweigsam über dem Friedhofe lag. Nur ab und zu rauschten die Blätter auf, wenn ein stärkerer Luftzug durch sie hinfuhr. Im Dorfe krähte ein zu früh wach gewordener Hahn, ein anderer antwortete, und dann war wieder lautlose Stille.

Grethe wartete, die Thurmuhr schlug zwei. Drüben im Osten hatte der violette Streifen sich verbreitert und zeigte am unteren Rande schon einen rothen Strich. Das Grau wurde nach und nach breiter und heller. Jetzt hoben sich auch die Kronen der Bäume tiefschwarz von dem heller werdenden Nachthimmel ab, sogar die plumpe Masse des Kirchthurms konnten die müden Augen des Kindes deutlich sehen, wenn es für einen Augenblick den starren Blick, mit dem es auf das Grab niedersah, empor-hob und langsam, wie ermüdet, von einer Seite nach der anderen gleiten ließ. Das Grab lag stumm zu ihren Füßen, und nichts regte sich. Die Schollen brachen immer noch nicht auseinander, um den geliebten Leib der Mutter freizugeben. Das selig bange Erwarten wuchs. Ihre Seele be-fand sich in der höchsten Spannung. Sie wagte schon nicht mehr auch nur eine Secunde aufzusehen, aus Angst, den heißersehnten Augenblick zu versäumen. Inzwischen wuchs das Licht. Der violette Streifen wurde oben silbern, der rothe Strich wurde breiter und flammender, und immer weiter nach Westen zog die Nacht die gebauschte Schleppe ihres dunklen Wolkenkleides. Die Uhr schlug halbdrei, dann drei. Grethe hörte nichts. Eine frühe Lerche stieg aus den thaufeuchten, von einem leichten, weichen Nebel überwallten Aeckern auf und schmetterte erst wie probirend einige

Töne in die silbrig schimmernde Luft, um dann mit jauchzender Kehle ihr Lied zu beginnen.

Ein Wagen rasselte mit Poltern und Klirren die Dorfstraße entlang. Zum Tode erschrocken sprang das Kind auf. Alle süße Träumerei und sehnsüchtige Erwartung niederschmetternd, fiel der Gedanke an die Wirthsleute in seine Seele. Namenlose Angst packte es. Wild, wie gejagt, rannte Grethe dem Kirchhofthore zu. Doch von lähmendem Schrecken gebannt blieb sie dort stehen und drückte sich instinctiv hinter den breiten Pfeiler. Die Hausthür des Wirthshauses war auf, und auf der Schwelle sah Grethe die Wirthin in unordentlich übergeworfenen Kleidern und ungekämmtem Haare stehen und dem Wagen des Wirthes, der schon um die Ecke bog, nachsehen.

Vielleicht hatte man schon bemerkt, daß sie in der Nacht aus dem Hause gelaufen war? Was würde die Wirthin sagen? Würde es Schläge geben? Grethe zitterte bei diesem Gedanken am ganzen Körper. Die Mutter hatte sie niemals geschlagen. Eine furchtbare Angst erfaßte das Kind; es fürchtete sich vor Schlägen mehr als vor allem Anderen. Lieber sterben!

Frau Jansa war wieder in das Haus hineingegangen. Das Kind schlich am Kirchhofe außen entlang und kam auf die Felder hinter dem Dorfe. Ein schmaler Rain führte zwischen einem Kartoffelacker und einem in vollen, silbergrünen Halmen stehenden Kornfelde zum Hügel, den ein kleiner Busch alter hochstämmiger Buchen und kleineren Unterholzes krönte, hinauf. Zwischen den Bäumen fühlte sich Grethe sicher. Hinter den dicht belaubten Sträuchern konnte sie so leicht Niemand sehen. Heiß aufschluchzend sank sie auf den schwellend weichen Waldboden, den das raschelnde welke Laub der Vorjahre deckte. Die unaufhörliche Angst der letzten Tage, die tiefe Bangigkeit und das ängstigende Gefühl des Einsamseins, die furchtbaren Aufregungen der letzten Nacht und die heiße, bohrende, immer heftiger und stärker werdende Sehnsucht nach der Mutter kam in diesem wortlosen Schluchzen zum Ausbruch. Sie stand wieder auf und lief eine Weile, bald schneller, bald langsamer, zwischen den Bäumen hin und her. Sie hatte nirgends Ruhe. Thränen überströmten das blasse, übernächtigte Gesicht, tief aufschluchzendes, stoßweises Weinen quoll ab und zu aus der Brust; die Nasenflügel und die schmalen Lippen bebten heftig und verriethen dadurch das tiefe, namenlose Weh, das das kleine Herz erschütterte. Immer heftiger trippelten die müden Füße, immer aufgeregter bogen die zitternden Hände die schlanken, biegsamen Zweige der Haselsträucher, die den Weg versperrten, zurück. Plötzlich stand Grethe am Rande des Busches. Zu ihren Füßen lag ein kleiner Teich; das jenseitige Ufer war flach, und mit schwankem, leise im Morgenwind rauschenden Schilfe bestanden. Doch hier vom Busche aus fiel das Ufer in steiler Böschung zum Wasserspiegel ab.

Das Wasser war glatt und ruhig. Drüben, wo das Schilf seine

braunlockigen Rispen leise hin und herwiegte, war es fast schwarz. Das Morgenroth hatte im Osten die Wolken brennend roth überflammt. Das Spiegelbild tief unten im Wasser erschien dem Kinde wie die rothgoldene Mauer der ewigen Stadt mit zackigen Zinnen und Thürmen. Wie gebannt starrten die Augen des Mädchens darauf. Das leise Rauschen und Raunen in den Blättern der Buchen und Haselsträucher, die wie in stillem Gebete zur steigenden Sonne standen, das seltsam irre Wispern und Flüstern des Schilfes, das in demüthiger Andacht sich neigte, umwogte die Seele des Kindes wie eine müde gleichförmige Melodie.

Am Himmel schoben sich die Wolken auseinander, und ein klares, wie flüssig erscheinendes Gold trat durch. Im Wasser sah es aus, als öffneten sich die goldenen Thore weit, weit, und als könne man durch sie hindurchschreiten, geradenwegs in die Seligkeit. Die Gassen mußten golden sein und gelbes Sonnenlicht auf ihnen liegen; denn es glitzerte und funkelte da unten in seligem Glanz.

Sah es nicht aus, als flösse er wie eine Goldgloriole um ein weißes, leuchtendes Angesicht? Des Kindes Herz begann heftig zu schlagen. War das dort unten nicht das Gesicht der Mutter? Ein tiefrosiger Schein überfloß es jetzt. Es schien zu lächeln, so selig, so still, wie einst immer am Morgen, wenn Grethe sich die schlaftrunkenen Augen rieb, um dann in das glückverklärte Gesicht der Mutter zu blicken. Die tiefen, blauen Augen lockten und winkten, so süß und schmeichelnd, als riefen sie: „Komm! Komm! Komm!“

Heftiger und heftiger klopfte das ungestüme Herz, an allen Gliedern zitternd vor jubelnder Freude rannte Grethe in heiß ausbrechender Seligkeit mit dem tief aus der Brust kommenden Aufschrei: „Mutterle, Mutterle, ich komm', ich komm!“ in dem das selige, frohe Erlöstsein von aller Angst und Sehnsucht mitzitterte, den steilen Abhang hinab und stürzte in das Wasser, das hochaufspritzend über ihm zusammenschlug.

Heftig bewegt rauschten die Wellen mit weißen Kämmen zum Ufer, und das Schilf schwankte stärker hin und her. In der Mitte stiegen einige Blasen auf und zerplatzten an der Oberfläche des Wassers. Immer schwächer wurden die Wellenkreise, immer flacher und langsamer, bis endlich nur noch eine leise schaukelnde Bewegung des Wasserspiegels zu sehen war. Wie bis in's Mark erschrocken nickte aber immer noch das Schilf mit den dunkellockigen Rispen.

Drüben im Osten ging golden und strahlend die Sonne auf.

Zum „Fall Rothe“.

Herr Rechtsanwalt und Schriftsteller Dr. Gustav von Gaj sendet uns folgende Zuschrift:

Auf Grund des § 11 des deutschen Preßgesetzes vom 7. Mai 1874 ersuche ich Sie um die Einschaltung folgender

Berichtigung.

Auf die auf Seite 250 des Februarheftes von „Nord und Süd“ von Herrn Dr. Erich Bohn in seinem Artikel „Der Fall Rothe“ gestellten mich berührenden Sätze berichtige ich wie folgt:

1. Es ist nicht wahr, daß meine Broschüre ehrenrührige Beschimpfungen enthält, sondern ausschließlich Thatsachen, deren Vorhandensein ich demnächst öffentlich beweisen werde.
2. Es ist nicht wahr, daß meine nur Thatsachen enthaltende Broschüre vom spiritistischen Mob bejubelt wurde, hingegen ist es wahr, daß ich viele Anerkennungsschreiben von Mitgliedern der Geburts- und geistigen Aristokratie erhielt.

Jaska, den 28. Februar 1901.

Gustav von Gaj,
ordentliches Mitglied des kroatischen Schriftsteller-
vereins zu Agram, Rechtsanwalt in Jaska.

Wir begnügen uns, zu dieser „Berichtigung“ zu bemerken, daß wir selbst aus der Lectüre der uns s. Z. zugegangenen Broschüre nicht den Eindruck empfangen haben, daß sie ausschließlich Thatsachen enthält. Im Uebrigen können wir es Herrn Dr. E. Bohn überlassen, dessen demnächst erscheinende Broschüre noch helleres Licht auf den Fall Rothe werfen wird, seine Person und die von ihm vertretene Sache zu vertheidigen.

Die Redaction von „Nord und Süd“.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Meine Wanderungen I. Im Innern Chinas. Von Eugen Wolf. Mit 67 Illustrationen, einer Karte und dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Man kann nicht behaupten, daß das Interesse, mit welchem die abendländische Welt nach Ostasien blickt, und das Bedürfniß der Belehrung über das Reich der Mitte, das jetzt so kostbare Opfer an Gut und Blut heischt, nicht genügende Befriedigung fänden. Die Litteratur über jenes ungeheure Ländergebiet und seine Bewohner ist so bedeutend angewachsen und wird noch fortwährend so bereichert, daß man, zumal neben den gründlichen und auf Autopsie beruhenden Werken sich auch viele flüchtige compilatorische Erzeugnisse einschleichen, fast eine Uebersättigung befürchten möchte, und eine Sonderung der wirklich werthvollen unsere Kenntniß erweiternden und vertiefenden Werke von den oberflächlichen und überflüssigen recht wünschenswerth wäre. Daß man es bei dem Buche Eugen Wolfs — des ersten Buches, das er der Oeffentlichkeit übergiebt — nicht mit einem der zweiten Gattung angehörenden Werke zu thun hat, das versteht sich für Jeden, der den Weltreisenden aus seinen zahlreichen in der Tagespresse veröffentlichten Berichten aus allen Erdtheilen kennt — und welchem Zeitungsleser wäre der Name Eugen Wolf unbekannt geblieben? — von selbst. Da der Verfasser auf seiner 1896/97 ausgeführten Reise sich nicht, wie andere Reiseschriftsteller, auf die Hafenstädte und mehr oder minder der Küste nahe Gebiete beschränkt hat, sondern er tief in's Innere des Landes eingedrungen, bis in Gegenden, die noch zuvor kein Ausländer, kein „Yang-Quötze" (weißer Teufel) erreicht, hat er unverfälschtes Chinesenthum gründlicher kennen gelernt als andere. Diese Kenntniß ist keine erfreuliche. Das Bild, das Eugen Wolf vom Charakter der Chinesen entwirft, deckt sich mit dem, welches wir aus dem trefflichen, vor einiger Zeit an dieser Stelle besprochenen Werke des amerikanischen Missionars Smith gewonnen, durchaus, nur daß die abstoßenden Züge in jenem noch stärker hervortreten. Gewissen politischen Wortführern, welche die Gelegenheit, sich über „Hunnenbriefe" zu entrüsten, freudig benutzen und zugleich eine unbegrenzte Ehrfurcht vor der „uralten Cultur" des Reiches der Mitte an den Tag legen und auch von Andern fordern, ist die Lectüre der Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen Eugen Wolfs dringend zu empfehlen. Sie können, wenn sie nicht mit Gewalt sich jeder Belehrung verschließen, aus diesem Buche ersehen, daß China ein Culturland — gewesen ist. Ein Volk, das seine alten, wundervollen Bauwerke trostloser Zerstörung preisgegeben und die noch werthvollen Trümmer einstiger Herrlichkeit gleichgültig verkommen, das die Verkehrsstraßen, Kanalisationseinrichtungen u. s. w. verfallen

Sechs Schönheiten beim Fünf-Uhr-Thee.

Aus: Eugen Wolf, Meine Wanderungen I. Im Innern Chinas. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

läßt, das sich an Reinlichkeit von den wilden Völkerstämmen beschämen läßt — Wolf hat selbst bei den menschenfressenden Basésés Centralafrikas die Zugänge und Straßen der Dörfer, die Umgegend der Kraals auch während der Wanderung in reinlicherem Zustande getroffen, als die von Schmutz und Unrath starrenden Straßen Pekings —; das von der obersten Behörde bis zum niedrigsten Kuli nicht Treu und Glauben kennt, das unzuverlässig und hinterhaltig sich der Erfüllung der feierlichst gegebenen Zusage zu entziehen sucht und scheinheilig nur darauf bedacht ist, „das Gesicht zu wahren" — wie Smith es genannt hat — sich auf bloßes „Show-Pidjin" (Scheingethue) — wie es bei Wolf heißt — zu beschränken, — ein Volk, das einen wahnwitzigen, jeder Unmenschlichkeit fähigen Fremdenhaß — für den die chinesischen Bilderbogen mit ihren oft nicht wiederzugebenden, die Europäer in der niederträchtigsten Weise verläumdenden Scheußlichkeiten ebenso empörende wie widerliche Beläge bilden — ein solches Volk darf keine Achtung für seine „uralte Cultur" von uns beanspruchen. Dieser von den Behörden heimlich genährte und

Dschunke auf dem Jang-tsi.
Aus: Eugen Wolf: Meine Wanderungen I. Im Innern Chinas.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

aufgestachelte Fremdenhaß sowie das „Show Pidjin" nöthigten Wolf häufig zu einem sehr autoritativen, ja gewaltthätigen Verfahren, zwangen ihn aber schließlich doch — nachdem man seine Dienerschaft zur Flucht veranlaßt — seine Reise vor der Zeit abzubrechen. Immerhin hatte er Ursache, voll Genugthuung auf das Erreichte zu blicken. Er hatte sich die Gegend zwischen Peking und Hankow, durch welche die erste Centralbahn Chinas gehen soll, gründlich angesehen und manche Informationen gesammelt, die unserem Handel und unserer Industrie vielleicht von Nutzen sein werden; er war theils zu Pferde, theils zu Schiff so weit, wie noch kein Europäer bis in Südwest-China hinein vorgedrungen, hatte einen Dampfer, den ersten, der gewagt, den Strom so weit hinaufzufahren, zum Erstaunen der Bevölkerung 510 Li in's Innere des einen ungeheuren Reichthum an Metallen bergenden Hun Nan geführt, hatte den Besuch der zwei größten Städte, in denen niemals ein Europäer in europäischer Kleidung gewesen, trotz des Widerstandes der Behörden durchgesetzt und — nicht achtend der Gefahren, der Bedrohung für Leib und Leben — den Widerstand der europafeindlichsten Stadt Chinas gebrochen. Er hatte dabei von Deutschland, seinen großen Männern, seiner Industrie und seinem Heer erzählen können und somit seinem Vaterlande einen Dienst erwiesen, der Früchte bringen wird. —

Hervorgehoben sei noch, daß die in letzter Zeit von manchen Seiten mit Nachdruck vertretene Anschauung, welche das Christenthum und die Missionare für den Fremdenhaß

Andacht.

Alte Pagode.

Aus: Eugen Wolf, Meine Wanderungen I. Im Innern Chinas. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

der Chinesen und die aus demselben entstehenden Verfolgungen verantwortlich macht, eine nur bedingt zutreffende ist; was die von E. Wolf betonte Thatsache bezeugt, daß in Hu-Nan, speciell der Hauptstadt Tschang-scha, obwohl hier von den Fremden und vom Christenthum am wenigsten bekannt ist, die Antifremdenpartei am stärksten ist. Anderswo sind freilich die Missionsanstalten nicht von einer Verschuldung freizusprechen; namentlich die zahlreichen amerikanischen und englischen, deren hochbesoldete Vertreter sich einerseits durch ein behagliches, luxuriöses Leben, andererseits durch eine oft aufdringliche Art der Religionspropaganda unangenehm bemerkbar machen, während Wolf den katholischen Missionaren das Zeugniß ausstellt, daß sie ganz ihrem Bekehrungs-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitswerk leben und meist an dem Ort ihres Wirkens sterben. Die Hauptursache des Fremdenhasses ist in den das Volk aufreizenden Gelehrten, deren Gelehrsamkeit zumeist eine verknöcherte, von der Vergangenheit zehrende ist, und den Mandarinen zu suchen, die jeden Einfluß abendländischer Cultur abzuwehren suchen, da deren Eindringen ihrer das Volk ausbeutenden Thätigkeit ein Ziel setzen würde. Eine rühmliche Ausnahme macht der Vicekönig Tschang-Chi-Tung in Hankow, der dem Forschungsreisenden trotz seiner fremdenfeindlichen Gesinnung die höchste Achtung abgenöthigt hat. Tschang-Chi-Tung ist nach Wolfs Schilderung weit bedeutender als der uns so wohl bekannte Li-Hung-Tschang, einer der ersten, wenn nicht der erste Gelehrte Chinas, ja einer der größten Gelehrten der Gegenwart überhaupt, ein selbstloser, tiefdenkender und humaner Mann. Er hat fürstliche Vermögen geopfert, um industrielle Anlagen, wie Baumwollspinnereien, Hochöfen, Walzwerke, Locomotiv- und Maschinenfabriken, Kanonengießereien, Gewehr- und Patronenfabriken zu gründen; daß die Erfolge ungenügend waren, dafür hat das chinesische „Show-Pidjin" und der verbissene, offene und heimliche Widerstand gegen die europäischen Instructoren und Beamten gesorgt. Der Verfasser spricht im Vorwort die Hoffnung aus, daß das Buch dazu beitragen möge, in erster Linie bei der deutschen Jugend das Interesse für außereuropäische Länder zu wecken und dadurch das Bedürfniß großzuziehen, fremde Welttheile kennen zu lernen und zu bereisen. Diese Wirkung darf er von seinem lebendig und fesselnd geschriebenen und durch prächtigen Humor besonders anziehend gemachten Buche erwarten. Der Preis des Werkes ist trotz der vortrefflichen Ausstattung, des reichen Bilderschmuckes, um seine Verbreitung zu erleichtern, äußerst mäßig (auf 5,00 Mk.) festgesetzt. Es sei Allen, die für fremdes Volksthum, für die Entwicklung unseres überseeischen Handels und unserer Industrie, und — last not least für ein „größeres Deutschland" warmes Interesse haben, bestens empfohlen. —a.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.** —

Aesthetisches. Von A. Drews. L. E. III. 9.
Altes Testament. Die Schönheit des A. T. in seinen poetischen Schriften. Von A. Wünsche. N. u. S. 1901 April.
Bernstein, Eduard. Von K. Jentsch. Z. IX. 18.
Beyle-Stendal, Ueber Henry-. Von E. Schur. W. Ru. V. 4.
Böcklin. Von M. Harden. Z. IX. 19.
Böcklin, Arnold. Von R. Muther. Zeit 330.
Burckhardt, Jakob. Briefe an Albert Brenner. N. D. Ru. 1901. 2.
China. Unsere Beziehungen zu China und zur Islamwelt. Von H. Vambéry. D. Re. 1901. 2.
Cameralwissenschaft in zwei Jahrhunderten, Die. Von G. Cohn. D. Ru. 1901. Febr.
Eugen Carrière. Von R. Marx. W. Ru. V. 4.
Cartelle, Der Staat und die. Von L. Fuld. N. u. S. 1901. April.
Chodowiecki, Daniel. Von W. von Oettingen. T. III. 5.
England im Spiegel deutscher Cultur. T. III. 5.
Finnland, In. Von Ellen Key. N. D. Ru. 1901. 2.
Friedrich der Unzeitgemässe. Von C. Heckel. W. Ru. V, 4.
George, Stefan. Eine kunstphilosophische Studie. Von G. Simmel. N. D. Ru. 1901. 2.
Guerrieri, Casa. Von S. Münz. N. 1901. 19.
Halbes „Jugend". Von M. Burckardt. Zeit 330.
Hallström, Per. Von E. Brausewetter. L. E. III. 10.

Heines, Heinrich, Leiden. Von H. Landsberg. N. 1901. 20.
Hertz, Wilhelm. Von L. Schiedermair. G. XVII. Febr. I.
Hohenzollernfürsten im deutschen Drama. Von H. Stümhke. (Schluss.) B. u. W. III. 10.
Ibsen auf den Berliner Bühnen, 1876/1900. I. von Ph. Stein. B. u. W. III. 10.
Icaismus, Zur Geheimgeschichte des. Von F. Kretzschmer. Kr. 197.
Insulinde, Aus. Malayische Reisebriefe. I. II. Von Ernst Haeckel. D. Ru. 1901. Febr.
Keplers, Die ästhetische Naturbetrachtung. Von O. Bryk. W. Ru. V, 4.
Krieg und seine Begründungen, Der. D. Ru. 1901. Febr.
Kunst, Die Ziele der neuesten K. Von R. Wahle. Zeit 333.
Litteraturvergleichung. Von L. P. Betz L. E. III. 10.
Lärm, Ueber den. Von Th. Lessing. N. u. S. 1901. April.
Lyrik, Antike und moderne. Von E. von Kupffer. Kr. 197.
Marie Antoinette. Von F. Funck-Brentano. D. Ru. 1901. 2.
Naturwissenschaft. Kurzer Rückblick über die Entwicklung der erklärenden Naturwissenschaften und der Medicin im 19. Jahrhundert. Von P. Zweifel. D. Re. 1901. 2.
Nicotinvergiftung, chronische, und ihre Verhütung, Die. Von L. Fürst. N. u. S. 1901. April.
Nihilismus und Marxismus im russischen Roman. Von A. Brauer. Zeit 331.
Pariser Eindrücke. Von H. van der Velde. Z. IX. 18.
Parlament und politische Reife. Von G. v. Stormann. D. Re. 1901. 2.
Ribot, Th. Ein Pfadfinder der modernen Psychologie. Von E. Sokal. N. u. S. 1901. April.
Schauspieler-Familien, Deutsche. 1. Die Familie Porth. B. u. W. III. 10.
Schwind, Moritz von. Von R. Muther. Zeit 331.
Secession, Die Ausstellung der. Von R. Muther. Zeit 332.
Sienkiewicz, Ein neuer. Von S. Flach. L. E. III. 9.
Strauss, Richard, in Wien. Von R. Wallaschek. Zeit 330.
„Ueberbrettl," Das. Von Ernst Heilbonr Zeit 330.
Verdi. Von H. Welti. N. 1901. 18.
Verdi, Giuseppe. Von L. Schmidt. B. u. W. III. 10.
Verdi und die Kunst. Von R. Wallaschek. Zeit 333.
Verdi und die Politik. Von R. Wallaschek. Zeit 331.
Voss, Johann Heinrich. Von Ernst Heilborn. T. III. 5.
Zi Domeniko, der Kunsthistoriker in der Campagna. Von F. S. Dehner. D. Ru. 1901. Febr.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft 1. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, Act.-Ges.
Aus fremden Zungen. Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang. 1901. Heft 2. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Baldauf, Grethe, Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke! Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.
Brausewetter, Ernst, Finnländische Rundschau. Leipzig, Duncker & Humblot.
Die Kammermusik. Moderne Zeitschrift für Förderung gediegener Musik-Pflege in Haus, Concert, Theater. Fachblatt der Kammermusik-Vereinigungen. V. Jahrgang No. 3. 1. Februar 1901. Düsseldorf, Gustav Jockwer.
Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Handtmann, Otto, Russisches Pass-Büchlein. Pass- und Aufenthalts-Bestimmungeu für Reisende nach Russland. Leipzig, Raimund Gerhard.
Heigel, Karl v., Die neuen Heiligen. Potsdam, Otto von Huth.
Horneffer, Dr. Ernst, Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Zweite durchges. Auflage. Göttingen, Franz Wunder.
Kalfus, Berthold, Aus zwei Welten. Gedichte. Denver, Berthold Kalfus, 1319, Champa Street.
La France. Revue Mensuelle 1901 No. 1. Leipzig, B. G. Teubner.
Margueritte, Paul et Victor, Les Troncons du Glaive. Paris, Plon-Nourrit & Cie.
Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen und Profile. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
Pfungst, Dr. Arthur, Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrath Theodor Schultze). Biographische Skizze. Zweite vermehrte Auflage. Mit Bildniss. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, E. Hauff).
Schenck, Luise, Zu Haus. Schleswig-Holsteinische Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Schüler, Gustav, Gedichte. Schmargendorf-Berlin, Verlag Renaissance.
The English World. A Monthly Review. 1901 No. 1. Leipzig, B. G. Teubner.
Türck, Hermann, Eine neue Fausterklärung. Berlin, Otto Elsner.
Uhde, Wilhelm, Savonarola. Ein Schauspiel in fünf Acten. Dresden, Carl Reissner.
Weis-Liebersdorf, Dr. J. E., Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. In zwei Theilen. Mit über 100 Illustrationen nach Originalphotographien. Erster Theil. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Johannes Schlaf

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Muz.

Roman.

Von

Paul Schüler.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

V.

Wustermark ist ein Dorf an der Spree, von Wald und Wasser umgeben. Die hübsche Lage und die Nähe von Berlin machen es zu einem reizenden Ausflugspunkt. Die Wustermärker sind Fischer und Bauern. Ihre lange Straße ist mit einstöckigen Häuschen besetzt, und die Sonnenblumen in den Gärten davor reichen bis an die Dächer. Die Wustermärker haben auch ein Schützenhaus; das steht am Ende der langen Straße, und Wandertruppen spielen dort hin und wieder Theater.

In dem Hof vor dem Schützenhause saßen unter einem Akazienbaum die Künstler der Schmierenkarl'schen Truppe und stärkten sich für die kommende Vorstellung mit Kaffee, Schinkenstullen und Würstchen. Am Thor stand Schmierenkarl selber und sah prüfend in die Luft. Schwere Wolken hingen am Himmel.

„Das Wetter macht sich," sagte Papa Pipo schnuppernd; „ich habe schon einen Tropfen bekommen. Ehe wir anfangen, giebt es einen Guß. Wir können ruhig für den ersten Platz eine Mark nehmen. Für fünfundsiebzig Pfennig spielen, das geht mir — unter uns gesagt — gegen meine künstlerische Ehre."

„Laß' mich in Ruhe mit Deiner künstlerischen Ehre; ich will ein volles Haus haben. Ich kenne die Wustermärker. Sie gehen so schon Alle auf den zweiten Platz. Wenn ich mehr als fünfundsiebzig nehme, bleibt mir der erste völlig leer. Nee, nee — nur keine Experimente."

Schmierenkarl war ein bewegliches Männchen von unbestimmbarem Alter.

„Los, Kinder, anziehen!“ rief er und klatschte in die Hände. Jetzt wird nicht mehr gefuttert. Ihr da vom Chor: wollt Ihr wohl machen, daß Ihr in die Garderobe kommt? Und daß Ihr mir richtig einsetzt, wenn der Kapellmeister das Zeichen giebt! Frisch, resolut, und nicht wie ein paar kranke Hennen, die nicht mehr piep sagen können, verstanden?“

„Wird gemacht,“ sagte die eine, ein früheres Dienstmädchen, das den Drang zu Höherem in sich fühlte.

„'n Thaler Gage und dafor sich die Lunge aus 'm Halse schrei'n? Nee,“ murrte die Zweite, deren Gesicht die Straßendirne verrieth. Die Dritte, eine ältliche Confectioneuse, die keine Stellung mehr finden konnte, schwieg. Diese drei Damen bildeten in der Schmierenkarl'schen Truppe das, was die alten Griechen und die modernen Possendichter „Chor“ nennen.

Die Künstler hatten sich erhoben. Aber Lukas, der durchgefallene Theologe, konnte sich von dem Tische nicht trennen; er ging rund herum und nahm zu sich, was eß- und trinkbar war: Kaffeereste, Bierneigen und die Würste, welche die Krickel, die Salonschlange, hatte stehen lassen, weil sie ihr zu sehr nach „Hottehüh“ schmeckten, wie sie sagte.

„Lukas, Menschenskind,“ rief der Director, „fressen Sie denn noch immer? Sie kriegen ja die Uniform nicht zu!“

„Was der Mensch braucht, muß er haben,“ sagte Lukas und kaute; „mit hungrigem Magen Bonvivant spielen, das kann ich nicht.“

Aus der Thür trat der Souffleur Schulze. Er schien schwerfälliger denn je, und auch mit dem Sprechen ging es schlechter.

„Schulze,“ sprach der Director, „haben Sie auch das richtige Buch? Heute ist die Unschuld vom Lande.“

Schulze nickte.

„Ja, Sie nicken, und nachher ist es wieder der Millionenbauer, was Sie souffliren. Und daß Sie laut und deutlich souffliren und die Witze nicht weglachen! Lesen Sie sich lieber das Ding rasch noch mal durch! Wo steckt denn wieder die komische Alte? Viebichen, Viebichen!“

„W—wo wird sie sein? S—sie sitzt in der K—küche unten und s—sauft Schnaps.“

„So eine versoffene Person.“

„S—sie sagt: es liegt in ihrer Rolle.“

„Das sagt sie immer, die faßt alle Rollen versoffen auf, das nennt sie dann komisch. Da ist sie. Viebichen, was machen Sie blos? Sie können ja nicht mehr stehen.“

„Wer sagt das?“ rief die Viebichen mit einer Stimme, die aus dem Keller zu kommen schien, und warf Schulze einen verächtlichen Blick zu. Schulze amüsirte sich. Die Viebichen spielte sich auf die Jugendliche hinaus. Sie trug eine Menge Rosen auf dem Hut und ein grasgrünes Kleid; auch hatte sie sich rothe Backen geschminkt. Sie hegte einen tiefen

Groll in sich, den sie nur manchmal unter einem schmerzlichen Lächeln verbarg. Daß sie alte Rollen spielen mußte, das fraß ihr am Herzen.

„Sie w—wissen garnicht, wie k—komisch Sie sind," sagte Schulze, „wenn Sie nicht auf der Bühne stehen."

„Sie haben nöthig, über Andere zu lachen," grollte die Viebichen „Sie alter, versoffener Stotterfritze."

„Macht blos keinen Krach, Kinder," vermittelte der Director, „zankt Euch nach der Vorstellung."

„Sieht sie nicht s—süß aus, Herr Director? So'n oller Stock und trägt noch Rosen! So ein J—Jammergestell!"

Bei „Jammergestell" verlor die Viebichen ihre Fassung, sie rang nach Athem, streckte den Arm bedrohlich nach dem Beleidiger aus, und so stand sie eine ganze Weile wie ein grün angestrichener Wegweiser, bis sie keifend in die Worte ausbrach: „Jammergestell hat er gesagt! Sie haben's gehört, Herr Director!"

„Ich habe garnichts gehört," rief Schmierenkarl und hielt sich die Ohren zu.

„Er muß vor den Schiedsmann," drohte die Viebichen, „er muß vor den Schiedsmann."

Papa Pipo suchte die Aufgeregte zu beruhigen. Er hatte für sie ein gewisses Mitgefühl, weil sie die Neigung für den Schnaps und diesen selber mit ihm theilte, desgleichen auch die Abneigung gegen den Souffleur. Er rieth ihr aber, sich mit ihm zu versöhnen. „Denn — unter uns gesagt — dieser Schulze ist ein rachsüchtiges Individuum. Dem mußt Du gut zureden. Sonst verläßt ihn wieder die Sprache bei Deinen Auftritten, und dann bleibst Du stecken."

Papa Pipo war immer ausgesucht höflich gegen Souffleurschulze. Er ließ sich Alles von ihm gefallen. Denn er hatte ihn nöthig, besonders in letzter Zeit, wo sein Gehör anfing, bedenklich nachzulassen. Schulze mußte bei ihm lauter soufflіren als bei den Anderen, was zur Folge hatte, daß das Publikum immer zweimal zu hören bekam, was Pipo zu sagen hatte. Das war auch ganz gut; denn auf diese Weise wurde Leuten, welche — wie die Wustermärker — an die hochdeutsche Schriftsprache nicht gewöhnt waren, das Verständniß dafür wesentlich erleichtert.

Schmierenkarl war in's Haus gelaufen und richtete die Bühne ein, indem er einige defecte Polstermöbel, welche er vom Schützenwirth entliehen hatte, um einen Tisch gruppirte. Denn es handelte sich darum, die luxuriöse Wohnung eines reichgewordenen Bäckermeisters zu veranschaulichen, was mit den vorhandenen Mitteln nicht ganz leicht war. Man mußte schon ein wenig an die willige Phantasie der Wustermärker appelliren.

Die Beleuchtung wurde hergestellt durch vier Küchenlampen, die, je zwei und zwei, zu Seiten des Souffleurkastens aufgestellt waren. Der Souffleurkasten selber beeinträchtigte einigermaßen die Illusion, da er

eigentlich kein Souffleurkasten, sondern ein alter Strandkorb war, der in seinen jungen Tagen an den Gestaden der Nordsee gestanden haben mochte und durch irgend ein wunderbares Geschick an den Strand der Spree verschlagen war.

Während Schmierenkarl mit den Möbeln herumrückte, sah Ast, der jugendliche Liebhaber, durch das Guckloch in's Parquet hinein. Seine Hoffnung war, daß ein einflußreicher Kenner und Gönner ihn eines Tages entdecken und an eine große Bühne der Hauptstadt entführen würde. Leider berechtigte sein Talent zu dieser Hoffnung nur wenig. Denn er war steif wie ein Stock und leidenschaftlich nur, wenn er mit Muz zusammen spielte, für die er in heißer Liebe entbrannt war. Bisweilen geschah es, daß der Jüngling Miene machte, ihr sein liebevolles Herz auszuschütten. Dann lachte Muz ihn aus und rieth ihm, er solle nur machen, daß er wieder zur Schule komme; er sei ein viel zu grüner Ast und werde nie auf einen grünen Zweig kommen. Allein wie schlecht sie ihn auch behandelte, es gelang ihr nicht, die Liebe dieses Knaben in ihrem Spotte zu ertränken.

„Ein volles Haus, Herr Director!“ rief Ast mit Enthusiasmus, „und vorn lauter feine Leute! Berliner!“

„Was habe ich Dir gesagt, Karl?“ sprach Papa Pipo. „Es regnet wie mit Mollen — unter uns gesagt. In der ersten Reihe sitzt eine verregnete Landpartie. Hochfein! Ich stand gerade an der Kasse: die Leute genirten sich ordenlich, nur fünfundsiebzig Pfennig zu bezahlen. Als ich noch am Hoftheater in Dessau —“

„Laß' mich zufrieden mit Deinem Hoftheater!“ sagte Schmierenkarl. „Mensch, Du bist ja noch nicht angezogen! Nun wird's aber Zeit.“

Die Salonschlange huschte über die Bühne.

„Was haben Sie denn da unter dem Arm, Papa Pipo?“ zischte sie und wies auf eine Cigarrenkiste, welche Schminke, Schwamm, Zahnbürste, Seife, einen Bart, zwei Gummikragen und andere Toilettesachen in wüstem Durcheinander in sich barg.

„Du siehst es ja, liebe Krickel,“ antwortete Pipo: „Seitdem ich Dich verehre, habe ich — unter uns gesagt — eine Schwäche für alte Schachteln.“

Sprach's und begab sich in die Garderobe. Nun hatte er ihr's einmal ordentlich gegeben, dieser Person, dieser Krickel, die immer um die kleine Muz herum war. O, er war nicht derjenige, welcher einen Eingriff in seine Rechte straflos hinnahm. Von dem warmen Plätzchen, das er sich mit der Zeit bei Muz erobert hatte, ließ er sich nicht so ohne Weiteres verdrängen, am allerwenigsten von dieser Person, der Krickel. Wie aufdringlich sie war! Wie sie die kleine Muz mit ihrer Freundschaft verfolgte! Und wie frech sie ihm begegnete, ihm, dem einstigen Hofschauspieler vom herzoglichen Hoftheater in Dessau! Die falsche Person! Als ob sie nicht wüßte, was es mit seiner Cigarrenkiste auf sich hatte, und daß dieser

dürftige Ersatz eines Handkoffers Alles enthielt, was dem Mimen und Menschen Pipo am unentbehrlichsten war. Er öffnete den Deckel, nahm Fett und Schminke heraus und schminkte sich die Backen dick; dann holte er unter Seife, Waschlappen und Zahnbürste den einen der beiden blau glänzenden Gummikragen hervor und legte dieses ungewohnte Kleidungsstück um seinen dünnen faltigen Hals. Denn er hatte den reich gewordenen Bäckermeister zu verkörpern. Um aber den Realismus auf die Spitze zu treiben, vertauschte er die verschlissene Jacke mit einem vom Schützenwirth geborgten schwarzen Rock, nachdem er mit Hilfe eines umfangreichen Kopfkissens den Schein der satten Wohlhabenheit hervorgerufen hatte.

Während sich Papa Pipo also bemühte, in seine Rolle hineinzuwachsen, begab sich die Krickel in das kahle, graue Mauerloch, welches ihr und der Muz zum Ankleiden diente. Muz saß vor einem Handspiegel, hatte um die runden Schultern ein Tuch geschlungen und malte sich mit dem Stift einen Strich unter die Augen, wodurch sie noch größer und leuchtender erschienen.

„Du siehst wieder zum Verlieben aus, kleine Maus, einfach süß,“ sprach die Krickel und warf ihr eine Kußhand zu. Dieses alte Mädchen, welches aussah wie die Caricatur einer alten Jungfer, und dessen Gesicht an eine vertrocknete Pflaume erinnerte, legte für ihre Collegin eine schrankenlose Hingebung an den Tag. Sie verehrte Muz wie ein höheres Wesen, that Alles, was sie ihr an den Augen absehen konnte, und wäre auf Verlangen eines zehnfachen Todes für sie gestorben. Das alte, liebedurftige Herz dieser einstigen Gouvernante klammerte sich mit allen Fasern an die jüngere Collegin. Sie diente ihr wie eine Zofe, band ihr die Schuhe, schnürte ihr die Taille zu, und mit ganz besonderer Liebe widmete sie sich der Pflege dieser vollen, seidenweichen, goldenen Haare, die sie mit Kunst und Geschmack in die jeweils nöthige Form zu bringen wußte. Daß dieses Geschöpf, welches weder verführerisch war noch sonst etwas Schlangenhaftes an sich hatte, bei Schmierenkarl die Salonschlange spielen mußte, das war einer jener Witze, die das Schicksal sich bisweilen mit den Menschenkindern gestattet. Nur gegen einen kehrte Fräulein Krickel die Schlange heraus, und das war Papa Pipo, dem ihr eifersüchtiges Herz nicht verzeihen konnte, daß auch er bei Muz eine Vertrauensstellung genoß.

„Nein, werden die Menschen heute wieder Augen machen!“ rief die Krickel bewundernd und schürzte das Haar zu einem hohen Knoten, „ich sage ja: unser Püppchen in seinem blauen Kleide schießt wieder den Vogel ab!“

„Ach, liebe Krickel, ich mache mir gar nichts aus der Rolle. Ich würde viel lieber einen Berliner Schusterjungen spielen oder so etwas, als dieses sentimentale Zeugs. Und überhaupt heute. Mir ist gar nicht zum Spielen. Fühle nur, wie mir das Herz klopft; ich hab's auch etwas auf der Brust.“

„Die Garderobe ist aber auch zu garstig," meinte die Krickel; „so ein kaltes, ekliges Loch!"

„Ich glaube eher, es sind die Schlafräume; die Scheune, wo der Wind durchpfeift: da muß man sich ja was holen, und ich bin nicht eine der Festesten."

„Ja, Schmierenkarl könnte für bessere Unterkunft sorgen. Aber bei dem heißt's: füll' Deinen Beutel. Die Anderen mögen sehen, wo sie bleiben. Der ist ja so persönlich —" sie wollte sagen ‚egoistisch': „kann ich Dir was besorgen, Maus?

„Ein Glas Wasser, Liebe, wenn Du bekommen kannst."

In diesem Augenblick kam Schmierenkarl in die Garderobe gestürzt, ganz aus dem Häuschen.

„Helfen Sie mir, Kleine!" rief er verzweifelt. „Ich kann doch die Vorstellung nicht absagen, jetzt, wo ich ein volles Haus habe. Und 'rauswerfen kann ich die Leute doch auch nicht."

„Was ist denn geschehen?"

Luz kam in die Garderobe, gleichfalls erregt; die Hände in den Taschen, lief er auf und ab.

„Das sage ich Ihnen," wandte sich das Männlein an Luz, „wenn Sie nicht spielen, müssen Sie mir die ganzen Einnahmen ersetzen. Ich verklage Sie, bei Gott, auf Schadenersatz."

„Klagen Sie nur: bei mir ist nichts zu holen. Ich kann vor diesen Leuten nicht spielen. Die kennen mich, und wenn sie sehen, daß ich an einer Schmiere —"

„Schmiere? Ich habe keine Schmiere! Meine Truppe ist eine feine Truppe und —"

„Ruhe!" commandirte Muz und schob den Director zur Thür hinaus. „Du rennst ja herum wie ein hungriger Bär," sprach sie zu Luz; „was ist Dir denn in die Krone gefahren?"

„Denke Dir, unten sitzen Ziegners mit ihren Leuten!"

„Unsinn! Du wirst Dich geirrt haben. Du witterst ja überall Bekannte."

„Wenn ich Dir's sage!" sprach er und führte die Ungläubige auf die Bühne an den Vorhang. Sie sah durch das Guckloch.

„Wahrhaftig!" rief sie; „da sitzt unser Freund, der saubere Herr Ziegner! Schöner ist er nicht geworden. Wird der sich aber wundern, wenn er die femme connue hier wieder sieht! Und da ist ja auch seine bessere Hälfte; aufgedonnert, na, ich danke. Wer ist denn die neben Ziegner? Die Elegante?"

„Frau Engelke, seine Freundin."

„Dacht' ich mir. Nach 'was Feinem sieht die auch nicht aus. Er redet in sie hinein, als ob sie ein Phonograph wäre."

Schmierenkarl stürzte auf die Bühne.

„Nun? Wie ist's? Wird er spielen?"

„Er wird!" sprach Muz.

„Ich werde nicht!" rief Luz empört. „Wie kann ich denn? Ich habe bei diesen Leuten gesellschaftlich verkehrt, in ihren Salons Diners mitgemacht und Champagner getrunken. Wenn sie mich jetzt als Mitglied einer wandernden Truppe wiedersehen —"

„Mein Gott, mein Gott!" stöhnte Schmierenkarl und rannte händeringend auf der Bühne herum.

„Der dicke Bäuchel ist auch da," sprach Luz in steigender Erregung, „und der große Componist Laskowski ebenfalls."

„Ach, der neben der Ziegner'schen? Der so aussieht wie ein frisirter Affe?"

Luz nickte:

„Ihr Leibcomponist. Und Lotte Ziegner ist auch da; die fehlte gerade noch!"

„Aha, Deine Zukünftige. Ja freilich, wenn die da ist, dann kannst Du nicht spielen!"

„Aergere mich nicht noch obendrein."

„Hübsch ist sie nicht; das kann man nicht behaupten."

„So: sie ist sogar sehr hübsch."

„Nun ja, Liebe macht blind. Geh' doch hin! Setz' Dich doch zu ihr! Du gehörst ja zu den Leuten! Mach' ihr einen Antrag!"

„Auch noch eifersüchtig! Ich begreife Dich nicht. Wenn ich ihr hätte einen Antrag machen wollen, dann würde ich jetzt nicht hier stehen; das wirst Du wohl einsehen. Dann brauchte ich nicht wie ein Zigeuner von einem Ort zum andern zu ziehen; in Scheunen zu nächtigen; einen Fraß zu fressen, der für das Vieh zu schlecht ist; und mit Leuten, die nichts können, vor Leuten, die nichts verstehen, elende Possenmusik aufzuführen; das kannst Du mir glauben."

„Nun machst Du mir auch noch Vorwürfe."

„Ach was, ich mache Dir gar keine Vorwürfe; aber wenn Du mir mit solchen Dummheiten kommst —"

Der Director kam wieder, in heller Aufregung.

„Nun? Wie ist's? Spielt er? Es ist die höchste Zeit; das Publikum wird bereits ungeduldig."

Muz nahm den Director bei Seite und flüsterte ihm etwas in's Ohr, worauf er mit lachendem Gesicht hinter die Coulissen lief.

„Es bleibt dabei: ich spiele nicht," sagte Luz eigensinnig.

„Man wird Dich nicht erkennen," erwiderte Muz.

„So! die Leute sitzen in der ersten Reihe, und das Clavier steht ihnen direct vor der Nase."

„Wenn auch. Du wirst Dich so verändert haben, daß sie Dich nicht erkennen werden."

„So verändert? In den paar Monaten? Das Schmierenleben bringt Einen wohl auf den Hund; aber in so kurzer Zeit —“

Der Director kam eilfertig wieder, mit einem langen, schwarzen Bart in der Hand.

„So!“ sprach Muz; „den binden wir Dir um. Ich sage Dir: Du wirst Dich selber nicht wiedererkennen.“

Luz wollte sich erst auf den Mummenschanz nicht einlassen; er äußerte allerhand Bedenken und meinte, man würde ihn trotz des Bartes erkennen. Aber Muz bestand auf ihrem Willen. Sie befestigte ihm den Bart hinter den Ohren, und als sie ihm den Spiegel vorhielt, da mußte er zugeben, daß er sich selber nicht erkannte. Er machte Verbeugungen vor seinem Spiegelbild und sagte zu ihm: mein Name ist Hoffmann. Leider wurde diese heitere Vorstellung verdrängt durch die trübere Betrachtung: wie, wenn der Bart beim Spielen herunterfiele? Man ließ ihm jedoch keine Zeit, diesen Gedanken auszuspinnen, sondern faßte ihn an den Arm und führte ihn im Triumphe hinter die Coulissen, woselbst man ihn zur Thür hinaus und in's Publicum hineinschob. So ähnlich muß einem Spießruthenläufer zu Muthe gewesen sein, wie Luz, nun da er an seinen Bekannten vorbei in Eile zum Clavier lief. Er wagte nicht, sie mit einem Blick zu streifen, und die Siedehitze, die seinen Körper durchflog, wich einer gemäßigten Temperatur erst dann, als er auf seinem Stuhle saß: vor sich die Noten der verfolgten Unschuld, hinter sich Frau Engelke, die Freundin des Herrn Ziegner. Sein rechtes Ohr hörte Ziegner reden, sein linkes Laskowski.

„Passen Sie auf, schöne Frau,“ sprach Ziegner, „jetzt werden Sie was erleben. Es war wirklich eine gute Idee von Ihnen. Hier sitzt man trocken und kann lachen für billiges Geld.“

„Ja,“ war die Antwort, „ich stelle es mir auch sehr komisch vor. So eine herumziehende Truppe spielen zu sehen, das habe ich mir schon immer gewünscht.“

Und Laskowski sprach zu seiner umfangreichen Gönnerin:

„Wissen Sie, verehrteste Frau, daß auch ich einmal Kapellmeister einer wandernden Truppe war? Ach ja, der Weg zum Ruhm ist bisweilen recht dornenvoll.“

„Dafür haben Sie aber auch Rosen gefunden, lieber Laskowski!“

„Und was für welche, verehrteste Frau!“ lispelte Laskowski mit inniger Ueberzeugung.

Luz lächelte in seinen falschen Bart hinein und fand, daß seine Lage Aehnlichkeit habe mit der Jung-Siegfrieds, den die schützende Tarnkappe gleichfalls in den Stand setzte, Alles um sich her zu beobachten, und noch ganz andere Dinge zu verrichten, ohne doch selber gesehen zu werden. Während er sich also plötzlich mit dem germanischen Helden Siegfried verwandt fühlte, drückte er gleichzeitig im Geiste dem Rabbi Akiba die Hand,

weil in der That Alles schon einmal dagewesen war. Aus seiner vergleichenden Betrachtung riß ihn Schmierenkarls Klingelzeichen heraus, ihn an seine Berufspflicht und die verfolgte Unschuld gemahnend. Ein paar einleitende Tacte, und die Gardine ging auseinander. Leider ließen die Damen des Chors die Mahnnng ihres Directors, nicht wie ein paar kranke Hennen zu piepsen, völlig außer Acht. Aber die Wustermärker erbauten sich dennoch. Sie erbauten sich auch an Papa Pipo, obwohl er es meisterhaft verstand, das bischen Witz, was in der Rolle steckte, in einem heiseren Pathos zu begraben. Dieser Wackere, der im Leben immer ein wenig Theater spielte, war auf der Bühne die Unnatur selber. Bisweilen verließ ihn das Gedächtniß und den Souffleur bisweilen die Sprache. Bisweilen geschah Beides zusammen, und dann trat eine Pause ein, bis entweder Pipo sein Gedächtniß oder Schulze seine Sprache wiedergefunden hatte.

Die Wustermärker dachten, das gehöre sich so, und erbauten sich dennoch. Aber die um Ziegner amüsirten sich. Man lachte über den armen Papa Pipo; man lachte über den ungefügen Ast, der mit der Zunge gegen die Zähne und mit dem Kopfe gegen die Soffiten stieß; man lachte über das gute Fräulein Krickel, wenn sie in dem begreiflichen Bestreben, den etwas groß gerathenen Mund durch eine spitze Aussprache der Vocale zu verkleinern, ein „foin“ statt „fein“, ein „noin“ statt „nein“ hören ließ. Aber die Wustermärker erbauten sich dennoch.

„Die armen Leute!“ sprach Lotte Ziegner; „ich kann nicht darüber lachen.“

„Gott,“ sagte Bäuchel, „wenn Sie lachen, haben Sie Recht, und wenn Sie nicht lachen, haben Sie auch Recht. Wir sehen hier ein Stückchen aus der menschlichen Tragikomödie. Da kommt es ganz auf den Standpunkt an. Der Eine hat mehr Sinn für die komische Seite und lacht: gut. Der Andere sieht mehr das Traurige der Sache und ist stille: auch gut!“

Die Viebichen wankte auf die Bühne; sie war betrunken und hatte keine Ahnung von ihrer Rolle. Aber das schadete nichts. Die Wustermärker erbauten sich dennoch. Betrunken: das war immer komisch. Papa Pipos Prophezeiung erfüllte sich; den tückischen Schulze verließ andauernd die Sprache, und die arme Viebichen konnte sehen, wie sie fertig wurde. Erst sprach sie gar nichts, und dann sprach sie Unsinn. Und wieder lachten die um Ziegner. Aber auf einmal hörte das Lachen auf.

Stand da ein bildsauberes Mädel, anmuthig wie ein Rococopüppchen, das blaue Kleidchen hochgeschürzt, daß der kleine, hochspannige Fuß zum Vorschein kam, Hals und Arme frei — ein Bildhauer hätte seine Freude daran gehabt, — leicht und ungezwungen in den Bewegungen: ein echtes, rechtes Theaterblut; trat an die Rampe und sang über Schulzes Souffleurkasten oder Strandkorb hinüber ihr Auftrittslied. Es war ein sentimen=

taler Singsang. Aber sie hatte ein süßes Stimmchen und sang das Ding so innerlich und mit so holdseliger Traurigkeit, daß den Wustermärkern ganz weich um's Herz wurde und die Berliner sich verwundert ansahen. Und als sie zum Schluß kam und, sich kaum merklich in den Hüften wiegend, mit leise vibrirender Stimme im Walzertact den Refrain sang:

„Zu spät kommt oft die Reue,
Ein Herz vor Gram vergeht,
Das kleine Wort „verzeihe“
Kommt leider oft zu spät,“

da war's, als ob den Wustermärkern eine Ahnung dämmerte, daß sie da ein gottbegnadetes Menschenkind vor sich hätten: sie machten offene Mäuler und klatschten in die schwieligen Bauernhände, und ein paar alte Frauen zogen ihre Tüchlein hervor und schneuzten sich: so gerührt waren sie.

Auch die um Ziegner klatschten. „Ein Talent,“ flüsterte Laskowski der Frau Ziegner in's Ohr. „Ein Talent,“ sagte die schöne Frau Engelke zu Herrn Ziegner. Der klatschte kräftig Beifall und rief einmal über das andere: „bravo! bravo!“ ohne daß es ihm jedoch gelang, die Aufmerksamkeit der also Ausgezeichneten auf sich zu lenken. Er war sehr aufgeregt.

„Wissen Sie, wer das ist?“ sprach er zur Engelke; „das ist die kleine Wilke.“

„Die kleine Wilke?“

„Jawohl, die Freundin von dem jungen Hoffmann. Nein, wie manchmal der Zufall spielt!“

Als Muz von der Scene kam, wurde sie von der Krickel beglückwünscht:

„Was habe ich Dir gesagt, Maus? Du hast aber auch zu süß gespielt! Alle Welt ist in Dich verliebt.“

„Ach, liebe Krickel, was kauf' ich mir dafür? Mir ist garnicht recht extra. Wenn's heute doch erst aus wäre! Mein Herz klopft zum Zerspringen. Aber das kommt von der Aufregung, weil dieser unausstehliche Mensch, der Ziegner, mit seiner Familie da unten sitzt.“

Als der Act zu Ende war, sagte Frau Engelke: „Nun, Kinder, was bekomme ich für meine gute Idee? Ich habe Euch einen genußreichen Abend und Freund Ziegner den Anblick eines hübschen Mädchens verschafft. Sie hätten nur sehen sollen, liebe Freundin, was für verliebte Augen Ihr Mann gemacht hat. Er war wieder einmal ganz Feuer und Flamme.“

„Aber schöne Frau,“ wehrte sich Herr Ziegner, „wie können Sie sagen, ich hätte verliebte Augen gemacht! Wenn ich neben Ihnen sitze, mache ich überhaupt keine verliebten Augen.“

„Haha! Die Schmeichelei ist gänzlich verunglückt,“ stichelte die Freundin. „Sie alter Sünder, Sie haben das Mädchen ja geradezu verschlungen mit Ihren Blicken. Wenn Sie sich selber hätten sehen können!

Aber Talent hat sie: das muß man ihr lassen. Sie könnte sich überall sehen lassen."

„Ja," säuselte Laskowski, „daß sie an einer Schmiere kleben bleibt, ist eigentlich schade. Sie brauchte nur etwas Schule, und die Künstlerin wäre fertig."

„Sehen Sie, lieber Freund," sprach Frau Engelke, „was Ihnen da für eine edle Aufgabe erwächst? Sie sollten die Ausbildung dieses Mädchens in die Hand nehmen; was meinen Sie dazu, liebe Frau Ziegner?"

„Das fehlt auch noch, daß Sie ihm so etwas in den Kopf setzen," grollte Frau Ziegner, und ihre geschminkten Hängebacken wackelten auf und nieder. „Er kommt schon von selbst auf so viel Dummheiten, daß man ihn nicht darin bestärken sollte."

„Aber liebe Helene!"

„Bei der hat es freilich nicht viel auf sich," fuhr Helene fort; „denn wenn er auch wollte, ich glaube nicht, daß sie sich von jedem Beliebigen ausbilden ließe."

„Sie läßt sich, liebe Helene, sie läßt sich von Jedem."

Frau Engelke kicherte. Herr Ziegner wieherte. Der Mann am Clavier hätte sich am liebsten umgedreht und dem Witzling die Antwort in's Gesicht geschlagen.

„Ich denke, sie lebt mit dem jungen Hoffmann zusammen?" sagte Frau Engelke; „ich stelle mir das sehr nett vor."

„Mit dem jungen Hoffmann zusammen zu leben?" fragte Herr Ziegner, bekam aber zur Strafe einen Klaps auf den Rücken.

„Der Mann imponirt mir."

„Das kann nicht Ihr Ernst sein, schöne Frau. Wer so gegen Brauch und Sitte verstößt, wer so wenig den gesellschaftlichen Decorum zu wahren weiß —"

„Grade das imponirt mir an ihm," sprach sie und faltete unternehmend die schlanken Finger über dem Knie: „diese Unverfrorenheit, diese himmlische Frechheit! Möchte wohl wissen, ob er sie auf ihren Irrfahrten begleitet."

Luz saß wie auf Kohlen; er wartete sehnsüchtig auf das Klingelzeichen. Statt dessen vernahm er die Stimme seines Freundes Bäuchel:

„Vor diesen Leuten Komödie spielen müssen! Ich danke. Und was für einen Tabak die Leute rauchen! Die Luft ist schon ganz dick. Dabei singen, das ist keine Kleinigkeit. Schön ist anders. Das Mädel verdiente wohl was Besseres, was meinen Sie, Fräulein Lotte?"

„Ja, es ist ein elendes Brot und ein trauriges Leben, und doch: beinahe beneide ich dieses Mädchen."

„Nanu!?"

„Sie ist frei."

„Nette Freiheit — das!"

„Sie kann thun und lassen, was sie will, kann lieben, wen sie will;“ ihre Stimme zitterte; Bäuchel räusperte sich. „Wir armen Salonmädchen in unserem goldenen Käfig —“

„Redensarten!“ sagte Bäuchel grob. „Ihr redet und redet von Freiheit und seid unzufrieden und thut Gott weiß wie unglücklich, weil es eben Mode ist; aber dabei fühlt Ihr Euch ganz mollig in Eurem goldenen Käfig. Und wenn 's mal dazu kommt, daß Ihr raus sollt, dann bedankt Ihr Euch und bleibt hübsch drin; denn das gute Futter ist auch was werth, und immer besser, im Käfig satt werden, als in Freiheit verhungern.“

„Ach nein, lieber Doctor,“ sprach Lotte trübselig, „ich sage, wie ich's meine. Ich würde sofort mit dieser tauschen.“

Aha — dachte der Doctor, weiß schon, wo dich der Schuh drückt. Er hielt aber den Mund.

„Was haben wir denn, wir Reichen? Man bringt uns auf den Markt und verkauft uns; und an wen? An Einen, den wir nicht gern haben, und der uns nicht gern hat. Hat man mal Einen gern, dann darf man's nicht zeigen. Hat aber mal Jemand uns gern, dann kommt gleich das große Entweder — oder. Ich kann es den Männern nicht verargen, wenn sie ihre Liebe Frauen schenken, die mit der Liebe zufrieden sind und nicht auch noch das Leben wollen.“

„Seit wann so emancipirt?“ scherzte Bäuchel. „Seit wann diese Schwärmerei für die freie Liebe?“

„Giebt es denn eine andere?“ — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wie Du denkst, liebe Helene,“ sprach Herr Ziegner; „wir können ja nachsehen, wie das Wetter ist. Wenn es aufgehört hat zu regnen —“

„Nur noch einen Act,“ bat Frau Engelke; „die Kleine interessirt mich.“

„Wird es Ihnen auch nicht zu rauchig werden?“ wandte sich Laskowski mit dem Ausdruck zärtlicher Besorgniß an seine umfangreiche Beschützerin.

„Wie lieb, daß Sie daran denken!“ sprach sie, drückte ihm die Hand und erwiderte seinen zärtlichen Blick.

„Lieber Kapellmeister,“ sagte Ziegner zu dem Mann am Clavier und legte ihm leutselig die Hand auf die Schulter. „Fängt's bald an?“

Luz zuckte zusammen. Der Angstschweiß brach ihm aus. Aber er behielt Geistesgegenwart genug, um seine Stimme zu verstellen. Ohne sich umzudrehen, antwortete er in tiefem Baß das eine Wort: „Gleich“.

„Ich weiß nicht,“ flüsterte Ziegner, und Frau Engelke mußte wieder einmal empfinden, eine wie häßliche Gewohnheit es ist, beim Sprechen zu spucken; „der Mensch kommt mir so bekannt vor, den muß ich schon irgend wo gesehen haben.“

Luz fühlte, wie sein Hintermann ihm ins Gesicht zu sehen suchte. Das war recht unbehaglich. Er sagte sich in diesem Augenblick, daß ein

Vollbart eine Tarnkappe doch nicht hinlänglich ersetzte, und wünschte Herrn Ziegner und die ganze Gesellschaft zum Teufel. War denn Schmierenkarls Klingel eingerostet? Die Pause sollte doch nur kurz sein, weshalb fing man nicht an?

Endlich ertönte das erlösende Zeichen. Die Gardine ging auseinander, und Herrn Ziegners Aufmerksamkeit wurde auf die Bühne gelenkt.

Muz beherrschte vollständig die Scene. Wieder entfaltete sie den entzückendsten Liebreiz, die anmuthigste Natürlichkeit. Ziegner wandte keinen Blick von ihr. Dieses Persönchen, in dem sich die Holdseligkeit eines Kindes mit vollendeter Weiblichkeit paarte, war etwas für Kenner und Feinschmecker: die mußte auch den Verwöhntesten, den Blasirtesten reizen. So etwas hatte er sich schon immer gewünscht. Sein lüsternes Auge ruhte auf ihr, als wollte es sich in sie hineinbohren. Mit seinem Ausdruck von Erwartung und Begehrlichkeit hätte dieser sinnliche Kopf ein vortreffliches Modell abgegeben für einen der beiden Hebräer, welche die keusche Susanna im Bade belauschen. Nicht ohne Unruhe beobachtete ihn Frau Engelke. Denn seine Gunst war für die toilettenbedürftige Frau des armen Bildhauers nachgerade Lebensfrage geworden. Ihre eifersüchtigen Regungen stachen sonderbar ab von dem Gleichmuth seiner eigenen und eigentlichen Frau, die im sicheren Besitz der staatlich garantirten ehelichen Vermögens- und Erbrechte auf die Persönlichkeit ihres Gatten keinen besonderen Werth legte und Liebe und Treue für Beiwerk, ja, für eine Art von Ballast hielt, den man je eher je besser über Bord werfen müsse.

Auf der Bühne ging etwas Besonderes vor. Muz hatte den letzten Vers jenes Liedes zu singen, mit dem sie im ersten Act die Hörer entzückt hatte. Und sie sang:

„Schnell ist es hingeschrieben:
„Wir seh'n uns nimmermehr:“
O wären unterblieben
Die Worte inhaltsschwer.
Ein Herz hast Du besessen,
Das in den Tod betrübt;
Leicht wird Dir das Vergessen,
Weil Du mich nie geliebt.“

Die Stimme zitterte; sie klang jetzt so leise, so zart und gebrechlich. Muz faßte sich nach dem Herzen und mit der anderen Hand griff sie nach einer Sessellehne, als müßte sie sich stützen.

„Großartig!“ sagte Ziegner, begeistert von der Natürlichkeit ihres Spiels, das sich den Worten so ausdrucksvoll anzupassen schien. Luz aber wurde unruhig. Er sah nicht nach den Noten und nicht nach den Tasten. Während seine Finger mechanisch die Begleitung spielten, weilten seine Blicke mit ängstlicher Spannung auf der Bühne. Er glaubte an ihren Armen, an ihrem ganzen Körper ein leises Beben wahrzunehmen; und einen Moment schien es ihm, als ob sie schwankte und umfallen sollte.

Eine kleine Pause, wie um Kraft zu sammeln. Dann sang sie mit flackerndem, erlöschendem Ton den Walzerrefrain:

„Zu spät kommt oft die Reue,
Ein Herz vor Gram vergeht,
Das kleine Wort verzeihe“ —

Hier versagte die Stimme. Mit aller Energie sträubte sich die Sängerin gegen die Schwäche, welche bleiern durch den Körper kroch; sie athmete hastig, die Brust hob sich gewaltsam, das Herz klopfte, als wollte es das Mieder sprengen. Ein Flimmern und Schillern vor den Augen, eine letzte verzweifelte Anstrengung, die Ohnmacht zu überwinden: und sie sank leblos am Sessel nieder.

Ein Gemurmel ging durch das Publicum. Man wußte nicht: war Das Spiel oder Wirklichkeit? Erst als die Krickel mit allen Zeichen der Bestürzung auf die Bühne gelaufen kam und sich um die auf der Erde Liegende bemühte, merkte man, daß es sich um einen richtigen Unfall handelte. Der Director rief: „Vorhang! Vorhang!“ Luz verließ seinen Platz am Clavier und rannte wie besessen hinter die Scene. In der Aufregung rannte er gegen eine Coulisse. Die Erschütterung hatte aber weiter keine Folge, als daß ihm der Bart an der einen Seite losging. Er riß ihn ganz ab, nahm ihn in die Hand und stürzte auf die Bühne. Er bedachte nicht, welchen Eindruck sein Erscheinen auf Ziegners machen würde; er hatte nur den einen Gedanken, seiner Muz zu helfen. Die Angst, es könne ihr etwas Ernsthaftes zugestoßen sein, brachte jede andere Rücksicht zum Schweigen.

Die Ziegner'sche Gesellschaft erstaunte nicht wenig, als der junge Hoffmann so unerwartet und in einer so eigenthümlichen Situation vor ihnen stand. Frau Engelke beobachtete den Fall durch ihr Lorgnon und fand den Anblick „höchst spannend“. Herr Ziegner aber war empört. Ein solcher „Affront“ war ihm noch nicht vorgekommen.

„Man muß doch den Decorum wahren!“ sprach er im Vollgefühl seiner Sittlichkeit. „Und dieser Mensch wagt es, mir seine Oper anzubieten!“

Endlich war die Gardine so barmherzig, sich über dem Anstoß erregenden Bilde zu schließen. Nun konnte auch Frau Ziegner wieder die Hand herunternehmen, die sie zum Schutz ihrer Nerven vor die Augen gehalten hatte.

„Sie fühlen sich doch nicht unwohl, meine verehrteste Frau?“ säuselte Laskowski mit liebevoller Theilnahme, wofür er durch einen stummen Händedruck und ein noch etwas leidendes Lächeln belohnt wurde.

Lotte war blaß geworden. Als sie Luz auf die Bühne stürzen sah, drängte sie sich unwillkürlich gegen ihren Nachbar und legte die bebende Hand auf seinen Arm, wie wenn sie etwas suchte, woran sie sich halten könnte.

„Gehen Sie, lieber Doctor!“ bat sie; „helfen Sie da oben!“

„Hätt's von selber gethan,“ sprach Bäuchel und ging, so rasch als der Umfang seines Leibes es gestattete, nach der Thür, die zur Bühne führte. Dort stand Alles neugierig und theilnehmend um die Ohnmächtige herum. Papa Pipo hatte Wasser geholt und ihr Gesicht besprengt. Bäuchel bahnte sich mit seinem mächtigen Arm einen Weg durch die Gaffer.

„Platz da!“ sprach er: „schert Euch weg, Alle mit einander. Hier hat Keiner 'was zu suchen als der Doctor.“ Die Leute zogen sich langsam zurück bis auf Luz, der stehen blieb und Bäuchel stumm die Hand drückte. Der Doctor öffnete Kleid und Mieder, nahm die kleine, kalte Hand und untersuchte den Puls. Muz schlug die Augen auf. Ihr Blick fiel auf Luz.

„Es ist schon wieder besser,“ sagte sie.

Schmierenkarl lief herbei und fragte, ob sie weiterspielen könne. Da kam er aber bei Bäuchel schön an.

„Sie sind wohl nicht recht bei Trost, lieber Mann? An Spielen ist nicht zu denken; heute nicht und morgen nicht und überhaupt nicht. Schicken Sie nur Ihre Leute nach Hause.“

Aber das wollte Schmierenkarl nicht. Die Wustermärker konnten für ihr Geld verlangen, daß ihnen fünf Acte vorgespielt wurden. Sie nach dem zweiten nach Hause schicken, bedeutete für Schmierenkarl einen Verlust von über hundert Mark. Er verhandelte leise und eifrig mit der Krickel; dann trat er vor die Gardine und sprach:

„Meine hochverehrten Herrschaften! Unser geschätztes Mitglied, Fräulein Krickel, hat sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, die Rolle des plötzlich erkrankten Fräulein Wilke zu Ende zu führen.“

Schweigen ringsum; bis sich aus dem Hintergrunde eine tiefe Baßstimme mit den Worten vernehmen ließ:

„Die olle Schraube!“

Es war, als hätte diese Stimme die Ueberzeugung der Wustermärker zum Ausdruck gebracht. Ein befreiendes Lachen ging durch die Reihen der biederen Landbewohner.

„Die arme Krickel!“ sagte Muz, die auf einem Sopha hinter der Scene lag. Sie befürchtete das Schlimmste. Auch die Krickel ahnte nichts Gutes. Aber sie war fest entschlossen, jedem Angriff — selbst in Gestalt von faulen Aepfeln — Stand zu halten. Denn Schmierenkarl hatte ihr eine Erhöhung der Gage von vier auf fünf Mark pro Abend in Aussicht gestellt. Sie frisirte und schminkte sich so jugenglich, wie es ihr möglich war, und dann ging es todesmuthig auf die, ach, so heißen Bretter.

Die Wirkung war eine erschütternde. Der Gegensatz zwischen dieser jugendlichen Liebhaberin und ihrer Vorgängerin machte sich so eindringlich bemerkbar, daß selbst die Wustermärker das Groteske der Sache empfanden und in die ernstesten Stellen fröhlich hineinlachten. Die Gute wurde gehörig „angeblasen“, wie der Kunstausdruck lautet. Aber sie war daran

gewöhnt. Es war ihr Schicksal, angeblasen zu werden. Und nicht blos vom Publicum. Ihr ganzes Leben war eigentlich ein Angeblasenwerden. Denn dieses Menschenkind wirkte wie ein schlechter Witz.

Man hatte Muz in die Scheune getragen, wo Schmierenkarls Truppe zu nächtigen pflegte. Verschläge und Vorhänge theilten den Raum. Eine Anzahl Bettstellen und Waschtoiletten standen darin. Im Uebrigen war er zum Theil noch mit Getreide gefüllt.

„Nettes Schlafzimmer, das!“ sagte Bäuchel.

Luz entschuldigte sich:

„Weißt Du, Bäuchel, wir könnten's ja besser haben. Aber wir wollten den Rummel 'mal mitmachen, Spaßes halber, nicht wahr, Muz? Rein zum Vergnügen.“

„Auch ein Vergnügen!“ meinte Bäuchel.

„Ich thue dem Director hin und wieder den Gefallen und spiele die Begleitung. Aber Du brauchst nicht etwa zu denken, daß ich dafür bezahlt werde. Nicht wahr, Muz?“

Sein Stolz sträubte sich, dem Freunde einzugestehen, daß er von Schmierenkarl als Clavierspieler engagirt war und sechs Mark Gage pro Abend erhielt. Bäuchel verabschiedete sich. Luz begleitete ihn nach draußen.

„Es ist doch nichts Ernsthaftes, Bäuchel?“ fragte er.

Bäuchel hob die Schultern.

„Ein Herzfehler, wie es scheint. Vorsicht ist geboten. Das Theaterspielen muß aufhören. Heute ausschlafen. Morgen nach Berlin fahren. Da werden wir weiter sehen. Du hast Dich zwar schnöde von uns zurückgezogen. Aber Dein alter Freund Bäuchel darf sich doch 'mal nach Dir umsehen, was?“

Luz kehrte in die Scheune zurück. Es war dunkel geworden; aber durch die Ritzen und Fugen kam das Mondlicht und streifte schimmernd das blaße, kindliche Gesicht. Er beugte sich über sie und küßte sie zärtlich auf den Mund und deckte sie vorsichtig zu. Aus der Ecke der Scheune kam ein Luftzug herüber.

„Die dumme Luke!“ sprach er. „Aber warte nur: sie soll verstopft werden. Meine kleine Muz soll heute Nacht kein Lüftchen stören.“

Er zog sich die Beinkleider aus und stopfte die Unterhosen in die Luke. Sie füllten die Oeffnung gerade aus. Die Beinkleider zog er sich wieder an. Denn er mußte wieder in's Theater zurück. Im vierten und fünften Act hatte er noch zu begleiten.

„Geht es Dir jetzt etwas besser, mein Liebchen?“ fragte er.

Da schlang sie ihre weichen, runden Arme um seinen Hals, zog ihn sanft zu sich hernieder und sprach:

„Nun geht es mir wieder ganz gut. Wenn Du bei mir bist, dann geht es mir immer gut.“

VI.

Muz lag auf dem Divan. Schnauz, wie gewöhnlich, neben ihr. Er wich nicht von ihrer Seite. Abends ging er mit ihr schlafen, Morgens stand er mit ihr auf. Im Bette lag er wie ein artiges Kind auf dem Rücken, alle Viere — krumm wie sie waren — nach oben derart, daß von dem ganzen Kerl nur das feuchte Schnäuzlein und die beiden sammetweichen Vorderfüße über den Rand der Decke guckten. Tags über folgte er seiner Herrin auf Schritt und Tritt. Am liebsten aber war es ihm, wenn sie auf dem Divan ruhte. Dann legte er sich zu ihren Füßen, zusammengerollt wie ein Stachelschwein, so daß Kopf und Schwanz in Eines zusammenflossen; oder er lag eine Etage höher, in der Gegend der Hüften, und lugte mit seinem Dackelkopf über ihren Schooß hinweg, wobei er theils tiefsinnige Betrachtungen anstellte, theils sich der nützlicheren Beschäftigung des Fliegenfangens ergab. Die ärztliche Verordnung, viel zu liegen, entsprach durchaus seinen Neigungen, und er kam ihr mit Eifer und Gewissenhaftigkeit nach, obwohl Doctor Bäuchel das Liegen eigentlich nicht ihm, sondern seiner Mammi verordnet hatte. Leider sagte diese Kur der Letzteren weniger zu, da sie anscheinend temperamentvoller war als Schnauz, und das Liegen langweilig fand, wofür aber Schnauz kein Verständniß hatte. Dieser Philosoph kannte keine Langeweile. Allein glücklich war er dennoch nicht. Ein Hund, dem man die Rippen zählen kann, ist nicht glücklich. Und wer in Hundegesichtern zu lesen versteht, der konnte in diesem schmerzlich heruntergezogenen Maule, in diesen großen, melancholischen Augen wohl so etwas wie Trauer, Weltschmerz, Entsagung lesen, aber nimmermehr Glück.

Ach! die Zeiten, wo er seiner Mammi Chocolade stehlen konnte, waren vorüber, und wenn er es früher verschmäht hatte, Brod ohne Butter zu sich zu nehmen, so hatte er sich jetzt, nach unsäglichen Qualen und schmerzhafter Selbstüberwindung zu der Erkenntniß durchgerungen, daß des Lebens Nothdurft auch mit trockenem Brode gestillt werden kann. Aber traurig war's, und seiner Mammi blutete das Herz, wenn Schnauz sie ansah mit der zwar unausgesprochenen, aber nicht minder vorwurfsvollen Frage: warum bekomme ich nicht satt zu essen?

Nachdem die Künstlerlaufbahn von Luz und Muz ein so jähes Ende genommen hatte, handelte es sich für sie darum, einen neuen Unterhalt zu finden. Aber Muz *sollte* nicht arbeiten: ihres Herzens wegen, und Luz *konnte* nicht arbeiten: seines künstlerischen Gewissens wegen. Eine einträgliche Stellung, die sich ihm im Café zur schönen Melusine bot, hatte er rundweg abgelehnt. Die dort allabendlich im Nationalcostüm spielende ungarische Damenkapelle hatte ihren Kapellmeister verloren: er war mit der Kasse durchgebrannt. Frau Säuberlich hatte das erzählt, und *die* hatte es von den Portiersleuten, welche ihrerseits wieder von einem Mitgliede der Kapelle selber über die offene Stelle unterrichtet waren. Muz rieth ihm dringend, den ihm angebotenen Posten anzunehmen; denn fünf Mark

pro Abend waren besser als nichts. Aber sein künstlerisches Gewissen sträubte sich gegen die Damenkapelle und auch gegen das Café, welches den Sammelpunkt zweifelhafter Elemente bildete.

„Ach, Du immer mit Deinem künstlerischen Gewissen!“ sagte Muz; „wir werden noch an Deinem künstlerischen Gewissen verhungern.“

Luz vertröstete sie. Ihm blieben ja noch die hundert Mark vierteljährliches Fixum von seiner unaufgeführten Oper in Bremen und dann die Lieder, die er an die verschiedensten Verleger Deutschlands gesandt hatte. Aber Muz hatte kein Zutrauen zu den Liedern: sie seien viel zu schwer; die könne Keiner begleiten. Ja, wenn er solche Lieder machen könnte wie Laskowski! Er war empört und verbat sich, mit diesem traurigen Gesellen in einem Athem genannt zu werden, mußte sich aber sagen lassen, daß Laskowkis Lieder gesungen wurden und seine nicht, und daß Laskowski von seinen Compositionen leben konnte und er nicht.

„Ich kann solchen Schund nicht in die Welt setzen!“ rief er; „ich kann nicht! Mein künstlerisches Gewissen ——“

„Schon wieder Dein künstlerisches Gewissen.“

Ihr Mißtrauen war leider gerechtfertigt. Die Lieder, die er versandt hatte, kamen eines nach dem andern zurück, wie Vögel, welche der Heimat zufliegen. Aber noch blieb die Oper. Die war sein Trost und seine Hoffnung. Ziegner müßte ja ein Esel sein, wenn er die nicht nähme. Mit jedem Tage wuchs seine Zuversicht. Das Ausbleiben des Bescheids hielt er für ein gutes Zeichen und meinte: nach so langer Zeit könne Ziegner die Oper anständigerweise nicht mehr zurückschicken. Und wenn Muz Zweifel äußerte und sein Vertrauen zu erschüttern suchte mit Hinweis auf die Geschichte von der femme connue und auf die jüngsten, höchst compromittirenden Ereignisse in Wustermark, dann war er beleidigt, weil sie zu seinem Können kein Vertrauen habe, und klärte sie darüber auf, daß das Persönliche bei dieser Frage nicht mitspräche: Die Vortrefflichkeit der Oper wäre das Entscheidende, und Ziegner wäre ein viel zu schlauer Kopf, um sich ein so viel versprechendes Geschäft entgehen zu lassen.

Wenn er wüßte! dachte sie im Stillen und schwieg. Denn ach auch dieses Lieblingskind hatte längst den Weg zum Vater zurückgefunden. Eines Tages war ein großes, dickes, braunes Packet bei ihm abgegeben worden. Luz war nicht zu Hause; Muz öffnete und entnahm der Hülle mit zitternder Hand das umfangreiche Notenmanuscript und einen Brief, in welchem von größeren Engagements die Rede war, die es leider zur Zeit unmöglich machten, den Verlag der geschätzten Oper „Die Jagd nach dem Glück“ zu übernehmen. Muz verbarg Packet und Brief in ihrer Commode. Sie hatte nicht das Herz, Luz seiner letzten und schönsten Hoffnung zu berauben. Zwar sagte sie sich, daß ihr nicht das Recht zustand, ihm die Unglückspost vorzuenthalten; aber sie beruhigte sich bei dem

Gedanken, es ihm später mittheilen zu wollen, später, wenn ihre Lage sich geklärt, ihre Sorgen sich gemindert hätten. Denn sie hegte trotz Allem die Hoffnung, daß es mit ihnen besser werden würde. Woher sie diese Hoffnung nahm und worauf sie sich stützte, das wußte sie eigentlich selber nicht. Sie dachte an irgend etwas Ueberraschendes, Unerwartetes, das da plötzlich käme, wie vom Himmel gefallen, und sie aller Sorgen enthöbe. Und manchmal, wenn sie so lag und träumte, hatte sie noch einen anderen, ganz sonderbaren Gedanken. Sie dachte, es würde eines Tages die Nachricht kommen, die Oper, die doch so wohl verschlossen in ihrer Commode ruhte, sei dennoch angenommen; sie stellte sich vor, wie Luz sich darüber freuen und in diesem stolzen Frohgefühle eine Entschädigung finden würde für alles Ungemach, das er mit ihr erduldet habe; mit ihr und um ihretwillen. Denn sie glaubte sich den Vorwurf nicht ersparen zu dürfen, daß sie ihn aus seinen Kreisen herausgerissen habe und die eigentliche Ursache seines jetzigen sorgenvollen Existenzkampfes sei, und sie litt unter der Vorstellung, daß ihre Krankheit diesen Kampf erschwert und daß ihre Arbeitsunfähigkeit die traurige Lage wesentlich verschlimmert habe. Wenn sie nicht in sein Leben getreten wäre, dann würde Luz — das war ihre feste Ueberzeugung — die Unglücksoper an den Mann gebracht haben und, statt Hunger zu leiden, ein behagliches, sorgenfreies Leben führen. Für alle diese vermeintlichen Opfer glaubte sie, selber ihm auch so etwas wie ein Opfer schuldig zu sein. Was für eines — das wußte sie nicht. Aber die Oper spielte in ihren Vorstellungen eine große Rolle; und ihre durch die Krankheit erregte Phantasie gaukelte ihr Bilder vor, auf denen sie eine Märtyrerin darstellte, die ihr Alles hingab, damit der Geliebte wieder glücklich werden sollte. Sie glaubte aber, es müsse ein Opfer an Leib und Seele sein; das würde ihm Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen bringen. Solche Träume bewegten ihre Seele, während sie mit Schnauz auf dem Divan lag, die eine Hand in seinem weichen Fell, die andere unter ihrem blonden Köpfchen, die Augen sinnend zur Decke gerichtet. Luz saß dabei und schrieb Noten ab. Denn er hatte schließlich ihrem Drängen nachgegeben und eine Beschäftigung gesucht und gefunden, die freilich sein künstlerisches Gewissen in keiner Weise befriedigte. Ein befreundeter Musikalienhändler, dem er seine Lage eröffnete, soweit dies nöthig war und seinem Stolz nicht zuwiderlief, hatte ihn mit dem Copiren und Transponiren von Liedern betraut. Leider erfreute er sich keiner schönen Schrift, was die Arbeit wesentlich erschwerte, da er nur bei langsamem Schreiben Brauchbares zu Stande brachte. Die Concurrenz, die auch auf diesem Gebiete bestand, hatte den Preis auf ein Minimum herabgedrückt. Zwanzig Pfennig pro Seite war ein geringes Entgelt, da er bei fleißiger und bis in die Nacht andauernder Arbeit selten mehr als zehn bis fünfzehn Seiten vollendete. Wie aber davon die Lebensbedürfnisse zweier Menschen bestreiten, von dem Hunde garnicht zu reden? Der Monatserste stand vor der Thür: da war die

Miethe fällig; da wollten Bäcker und Schlächter, die auf Credit geliefert, bezahlt werden. So saß er denn und schrieb und schrieb und hob nur zuweilen den Kopf, um zu Muz hinüberzusehen und aus dem bleichen, zarten Gesichtchen Kraft und Muth zu schöpfen. Denn er fand, daß es ein schlaff machender und entwürdigender Frohndienst war, fremde Noten abzuschreiben. Sein künstlerisches Gewissen sträubte sich dagegen, und nur die Hoffnung, daß es ein vorübergehender Zustand sei, hielt ihn aufrecht. Lange konnte es doch unmöglich dauern, daß er die Nachricht erhielt: seine „Jagd nach dem Glück" sei angenommen. Und daß ihm alsdann etliche tausend Mark auf der Stelle baar ausgezahlt würden, war ihm nicht zweifelhaft, ganz abgesehen von den Tantièmen, die ihm die Aufführungen des Werks einbringen mußten. Wenn er von diesen Erwartungen sprach und sich über die düstere Gegenwart durch das Ausmalen einer nahen und leuchtenden Zukunft hinwegzutrösten suchte, dann ging wohl ein schmerzliches Zucken über das leidende Gesicht der Freundin, die seine schönen Hoffnungen in ihrer Commode so heimlich und sorgsam begraben hatte.

In Anbetracht der Reichthümer, die da in nächster Zeit ihnen zufließen sollten, ließ Luz es sich angelegen sein, ihre derzeitige Bedrängniß nach Möglichkeit geheim zu halten. Denn er schämte sich einzugestehen, daß er nicht im Stande sei, für sich und Muz den nothdürftigen Lebensunterhalt zu verdienen. Das war nun zwar sehr vornehm gedacht, aber äußerst schwer gethan.

Frau Säuberlich wunderte sich bereits darüber, wie wenig sie aßen. Ein paar Tage hielt die Ausrede vor, daß Muzens Magen nicht in Ordnung sei. Als aber dann das Geld noch immer nicht reichen wollte, um sich täglich den Luxus eines warmen Mittagessens zu gestatten, gingen Luz und Muz um die Mittagsstunde aus, indem sie stolz erklärten, daß sie auswärts essen würden. Sie aßen auch auswärts, aber nicht in einem Restaurant, sondern in einer jener Stehhallen, wo es keine Kellner, sondern nur Automaten gab, die ihnen gegen Einwurf eines Zehnpfennigstückes entweder ein belegtes Brödchen oder ein paar Würstchen verabfolgten. Statt jedes weiteren „Ganges" unternahmen sie, ehe sie nach Hause zurückkehrten, einen längeren Spaziergang, um also in Frau Säuberlich die Täuschung zu erwecken, als hätten sie ein solennes Diner zu sich genommen.

„Wenn das der Doctor wüßte!" meinte Muz. „Gut leben — täglich ein Beefsteak — womöglich Austern — hin und wieder eine Taube, ein Hühnchen —"

„Hör auf!" rief Luz; „mir läuft das Wasser im Munde zusammen."

„Das Einzige, was ich von seinen Verordnungen befolge, ist, daß ich alle geistigen Getränke vermeide. Die Medicin ist billig. Na, Gott sei Dank, es geht mir ja auch so ganz gut."

Es ging ihr aber nicht ganz gut. Zwar lachte sie viel und schien guter Dinge und stellte die Behauptung auf, daß die meisten Leute viel

zu viel äßen; für den Magen sei es weit besser, wenn man wenig zu sich nehme, weil er dann weniger zu verdauen habe. Aber Luz fand, daß sie sehr blaß aussah; er glaubte zu bemerken, daß ihr die Kleider zu weit würden, und es that ihm wehe, daß er ihr nicht satt zu essen geben konnte. Er selbst heuchelte Sattheit und sparte sich die Groschen vom Munde ab, nur um ihr hin und wieder den Luxus eines warmen Bissens gönnen zu können. Allein Muz bemerkte ihrerseits mit Besorgniß, daß Luz abmagerte und daß ihm die Backen einfielen, und sie war nicht zu bewegen, etwas zu essen, wenn er nicht aß, oder ein Gericht zu sich zu nehmen, von dem er nicht die Hälfte abnahm.

So sorgsam die Nothleidenden nun auch ihren Zustand geheim hielten, so kam es doch der klugen Frau Säuberlich in hohem Maße verdächtig vor, als eines Tages Schnauz, dieser einst so verwöhnte Dackel, in ihrer Küche gierig den Kohlenkasten durchwühlte und nicht nur Wursthüllen und Fleischabfälle, sondern auch Kartoffelpellen, Heringsgräten und Eierschalen, kurz Alles was einem verhungerten Phantasten nur genießbar erscheinen kann, mit Ausnahme der Kohlen sich zu Gemüthe führte. Frau Säuberlich war nur zu geneigt, diese Freßgier symptomatisch aufzufassen und aus dem Zustand von Schnauz auf den von Luz und Muz ihre Schlüsse zu ziehen, wovon sie sich auch durch die Erklärung, man habe das Füttern vergessen, keineswegs abhalten ließ; denn sie kannte Muzens Liebe zu dem Vieh und wußte, daß sie eher vergessen würde selber zu essen, als dem Hunde Futter zu geben. Die Wackere erblickte in diesem Mangel an Vertrauen eine Zurücksetzung, die sie äußerlich mit einer gewissen pikirten Würde, innerlich aber mit leidvoller Bitterkeit trug.

Einige Erleichterung gewährte es ihrem gepreßten Herzen, wenn sie hin und wieder zu erkennen geben konnte, daß sie mehr wußte, als man annahm. So fragte sie einmal unvermittelt und mit einer gewissen Schärfe, wo denn das Fräulein ihr schönes goldenes Armband gelassen habe, obwohl sie wußte, daß es längst den Weg alles Schmuckes gegangen war und sich in der leihamtlichen Obhut von Mutter Päten befand. Die Frage berührte eine besonders wunde Stelle; denn das Armband war ein Geschenk von Luz aus der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, und sie hatte es Tag und Nacht getragen, wie ein Heiligthum oder Amulet.

Eines Tages berichtete Frau Säuberlich nicht ohne Befriedigung, daß der Junge vom Bäckermeister Süßkind nun schon zum dritten Male mit der quittirten Rechnung dagewesen sei und erklärt habe, der „Meester" würde, wenn jetzt nicht gezahlt werde, die Klage anstrengen. Die Ausrede, man habe das Zahlen vergessen, hörte sie achselzuckend mit dem Ausdruck ironischer Ueberlegenheit an.

Und dann kam der große Tag, der der gekränkten Frau vollständige Genugthuung bringen sollte. Der Gerichtsvollzieher kam, sah und siegelte; siegelte unter Anderem das werthvollste Stück der Einrichtung, das Clavier,

und erklärte, er werde in acht Tagen wiederkommen und es abholen. Frau Säuberlich protestirte zwar, weil es doch, so zu sagen, Herrn Hoffmann sein Handwerkzeug sei; aber der Mann des Gesetzes sagte, das müsse er besser wissen: ein Componist brauche kein Handwerkzeug. Sprach's und setzte ein langes Pfändungsprotokoll auf, dessen Abschrift er in den Händen der Frau Säuberlich zurückließ. Die reichte den Wisch Luz und Muz, als sie von ihrem Diner-Spaziergang zurückkehrten, mit einer Miene, in der sich Kümmerniß und Vorwurf mischten. Angesichts dieser Sachlage hielt es der gepfändete Luz denn doch für zweckmäßig, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

„Liebe Frau Säuberlich," sprach er, „Sie werden bereits bemerkt haben, daß es uns seit einigen Tagen nicht so gut geht, wie wir es eigentlich verdienten. Das unerwartete Ausbleiben von Geldern, auf die wir sicher gerechnet hatten, setzt uns in einige Verlegenheit, und Sie werden sich darauf gefaßt machen müssen, daß Sie Ihre Miethe diesmal nicht so pünktlich erhalten wie sonst. Allein, Sie brauchen sich deswegen nicht zu beunruhigen. Sobald ich mein Geld von dem säumigen Verleger erhalten habe, sollen Sie befriedigt werden. Und dann werden auch diese garstigen blauen Dinger da verschwinden. Bis dahin, liebe Frau Säuberlich, halten Sie reinen Mund, nicht wahr? Die Sache bleibt unter uns."

Diese Worte versöhnten Frau Säuberlich so vollständig, daß sie erklärte, mit der Miethe habe es keine Eile, und was den reinen Mund betrifft, so wolle sie so verschwiegen sein, als ob der Gerichtsvollzieher nicht blos das Clavier, sondern auch ihr Sprechwerkzeug mit Siegeln zugeklebt habe.

Muz hatte den genialen Einfall, die Stellen, wo sich Siegel befanden, mit schämigen, weißen Deckchen zuzudecken; vom Clavier herunter aber ließ sie einen schwarzen Schleier wallen, der — wie ein Trauertuch — die blauen Zeichen der Schmach zudeckte und auf den harmlosen Besucher den Eindruck machte, als ob man ihn dort auf dem Deckel in Gedanken liegen gelassen habe. Allein diese Vorsichtsmaßregeln halfen wenig, da die Dinge an sich eine zu beredte Sprache sprachen.

Denn der Schnaps war alle geworden und blieb alle, was auf Papa Pipo nicht nur verstimmend wirkte, sondern auch böse Ahnungen in ihm wachrief. Luz war gerade zu dem Gläubiger gegangen, der das Clavier gepfändet hatte, um bittweise die Freigabe des kostbaren Pfandstückes zu veranlassen, als Papa Pipo bei Muz war und seinem bedrückten Herzen Luft machte.

„Und keinen Schnaps habt Ihr auch nicht, Kinder? Ja, wovon lebt Ihr denn eigentlich?"

„Von Essen und Trinken, Papa Pipo," antwortete sie heiter.

„Nun, wenn Du noch lachen kannst, Kleine, dann wird es ja wohl so schlimm nicht sein. Aber immerhin, wenn der Mensch keinen Schnaps

hat, das ist doch immer ein bedenkliches Zeichen. Unter uns gesagt, Kleine, ich glaube, die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber, was? Seitdem Du nicht mehr spielen darfst, ist es mit Euch zurückgegangen, wie? Ja, ja. Wovon lebt er denn eigentlich, Dein Luz?"

„Wovon? Von vergeblichen Hoffnungen."

„Ein schlechtes Geschäft; davon kann man nicht satt werden."

„Und außerdem schreibt er Noten ab."

„Er schreibt ab? Merkwürdig, daß die Componisten immer abschreiben müssen."

„Ja, Du machst Witze. Aber schreibe Du mal Tag für Tag fremden Leuten ihre Noten ab! Luz ist schon ganz niedergeschlagen. Denn wenn man selber componiren kann, und man muß statt dessen das jämmerliche Zeug von Andern in's Reine schreiben, für zwanzig Pfennig die Seite —"

„Zwanzig Pfennig, so so; nun ja, da wird er freilich für Spirituosen nicht viel übrig behalten. Traurig, höchst traurig. Armes Kind! Krank sein und nichts zu trinken haben: Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

Er sagte „Aerde". — „Du schaust ein bissel blaß aus, Kleine, unter uns gesagt."

„Das soll auch unter uns bleiben, Papa Pipo. Sage um Gotteswillen nicht so etwas, wenn Luz dabei ist. Der ängstigt sich so schon viel zu viel um mich."

Pipo war aufgestanden und durchsuchte seinen Anzug, erst den Rock, dann die Weste und dann die carrirte Hose, dieselbe, die Luz dereinst getragen hatte.

„Ich würde Euch gern was pumpen, Kleine," sprach er; „aber es ist eigenthümlich, da habe ich nun alle Taschen durchsucht, und außer diesem Nickel für meine Pferdebahn ist nichts zu finden. Ja, ja, das Theater in Wustermark und das Hoftheater in Dessau — unter uns gesagt, Kleine — es ist doch ein höllischer Unterschied. Weißt Du, Kind, ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo wir das mit dem männlichen Grab einmal versuchen sollten. Es ist am Ende noch die einzige anständige Art, auf die unsereins zu Gelde kommen könnte. Morgen ist Vollmond. Was meinst Du, Kleine, sollen wir zusammen auf den Kirchhof gehen?"

Sie sah hinüber zu den Kreuzen und Steinen, die anhaltender Regen mit einem dunklen Glanz überzogen hatte, zu dem alten Epheu und den nassen, schwer niederhängenden Weiden. Sie seufzte und machte ein klägliches Gesicht. Papa Pipo aber sprach, indem er die Pose eines Trösters annahm: „Kopf oben, Kleine, es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Die Zeit wird wiederkommen, wo Ihr Euch einen guten Tropfen halten könnt. Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Denn wenn der Mensch erst wieder Schnaps hat —"

Hier trat Luz in die Stube. Er war aufgeregt und warf ein Bündel

Noten so heftig auf den Tisch, daß es emporschnellte und dem tröstenden Pipo an die Nase sprang.

„Ein Unglück kommt nie allein,“ sprach er mißmuthig. „Dieser Schneider und Halsabschneider will sich auf nichts einlassen. Geld will er sehen; sonst wird das Clavier verkauft.“

„Und was ist mit den Noten?“ fragte Muz.

„Ach, die hat der Musikalienhändler zurückgegeben; die sind ihm nicht gut genug geschrieben. Vier Tage Arbeit umsonst! Es ist zum Verzweifeln. Und was das Schlimmste ist: der Director in Bremen schreibt mir, er will meine Oper jetzt aufführen. Das hat mir noch gefehlt!“

„Das ist doch kein Unglück,“ warf Pipo ein, „da giebt es doch Tantièmen.“

„Das verstehst Du nicht,“ sagte Luz barsch, „ich beziehe von der Oper nur Tantièmen, wenn sie nicht gegeben wird.“

„Nein, das verstehe ich wirklich nicht,“ sprach Pipo und sah Luz mit einer Miene an, als ob er an seinem Verstande zweifelte. Luz hatte keine Lust, den pikirten Pipo über die Eigenthümlichkeit des Falles aufzuklären; und Pipo hielt es für das Beste, nachdem er noch eine Weile das leere Liqueurglas hin- und hergewippt hatte, sich für heute zu empfehlen. Es war ihm ungemüthlich geworden.

„Ich hatte fest auf die hundert Mark zum ersten gerechnet,“ sagte Luz. „Denn wir müssen auf dem Pfandamt prolongiren, sonst verfällt Dein Schmuck. So eine Niedertracht von dem Director, die Oper jetzt herausbringen zu wollen! Durchfallen thut sie sicher: das weiß er so gut wie ich. Wenn dieser Ziegner nur endlich von sich hören lassen wollte. Es wird nachgerade Zeit. Muß sagen, mir ist die Sache schleierhaft. Ich möchte beinahe glauben, daß da im Contor ein Versehen vorgekommen ist, vielleicht ist die Antwort liegen geblieben. Ich werde mal hinschreiben.“

Sie erschrak.

„Nein, Luz, das darfst Du nicht. Auf keinen Fall. Versprich mir, daß Du es nicht thust.“

„Ich begreife Deine Aufregung nicht.“

Sie suchte nach Worten, während ihre Blicke unwillkürlich zu dem Schubfach flogen, das ihr trauriges Geheimniß barg.

„Es — würde einen schlechten Eindruck machen, weißt Du. Es sieht so — so aufdringlich aus, wenn Du schreibst.“

„Mein Gott, man kann doch nicht ewig warten; man will doch wissen, woran man ist. Denn wenn er die Oper nicht nähme — möglich ist ja schließlich Alles — dann bliebe mir nichts übrig als —“

„Nun?“

„— als den ganzen Krempel an den Nagel zu hängen — und mich dazu.“

„Luz!“

Sie faßte nach der Brust, gegen die es wie mit Hammerschlägen pochte.

„Wie aufgeregt Du wieder bist! Du zitterst ja. Paß auf: wenn Du so weiter machst, dann kommen die dummen Stiche wieder und die Beklemmungen. Du sollst Dich doch nicht aufregen. Der Doctor hat's Dir doch ausdrücklich verboten."

„Als ob sich das verbieten ließe!"

„Hast Du denn so wenig Zutrauen zu mir, zu meinem Können, Muz? Glaubst Du wirklich, es könnte geschehen, daß er die Oper zurückweist, Du Kindskopf, Du?"

Er legte seine Hand auf ihren Kopf und strich liebkosend über ihr Haar. Und wie zu einem Kinde, dem man etwas Schönes verspricht, um es zu beruhigen, sprach er:

„Und wenn wir erst das Geld haben von Ziegner, dann lösen wir Deinen Schmuck ein und machen eine hübsche Reise, ja, Schatz?"

Es ist doch eigentlich komisch mit uns Beiden. Manchmal will es mir scheinen, als ob ich dies Alles garnicht erlebe, sondern als ob ich einen Roman lese, und Du und ich, wir sind die Helden darin: „Der Sohn des Millionärs" oder „Das verhungerte Liebespaar". So recht romantisch und altmodisch und unwahrscheinlich, weißt Du?"

„Unwahrscheinlich?"

„Ja, denn die Geschichte ist doch wirklich zu dumm. Brauchst Du zu hungern? Brauchst Du krank zu sein? Mußt Du da sitzen mit so einem jämmerlichen Gesellen, der nicht im Stande ist, Dir Dein täglich Brot zu geben? Ist das nicht dumm, Muz?"

„Und Du, Luz: wie ist es denn mit Dir? Warum lebst Du nicht mit Deinen Leuten in Frieden? Warum componirst Du nicht? Es macht Dir doch Freude und ist Dein Beruf? Mußt Du bis in die Nacht sitzen und abschreiben? Mußt Du Dich sorgen und abrackern um so eine armselige Creatur, um so eine traurige, verkommene Komödiantin? Ist das nicht auch dumm, Luz?"

„Ja, wir sind ein paar dumme Leute!"

Er nahm ihr Köpfchen zwischen seine Hände und küßte sie inbrünstig auf den Mund.

An demselben Nachmittag kam Dr. Bäuchel, untersuchte sie und erklärte ihr: sie müsse sich mehr pflegen; am besten wär's, sie gingen auf einige Wochen zur Kur nach Nauheim. Sie lachte ihm in's Gesicht und meinte, er könnte ihr ebenso gut eine Reise nach dem Mond verschreiben.

„Du mußt nämlich wissen," sagte Luz verlegen, „wir sind zur Zeit etwas genirt."

„Ja, wenn Sie mir eine Fastenkur verordnet hätten, Herr Doctor!"

Bäuchel sah sie durch seine große Doctorbrille an, mit so einem schrägen, gutmüthigen Frageblick.

„Hm, Ihr seht mir nicht grade danach aus, als ob Ihr eine Fastenkur nöthig hättet. Scherz bei Seite, Kinder: Ihr kommt mir Beide etwas verhungert vor. Künstler sein ist ja eine schöne Sache. Aber wenn man damit eine Familie ernähren soll oder doch so was Aehnliches wie 'ne Familie —“

Hier bekam Schnauz, der sich bis dahin ruhig verhalten hatte, einen seiner eigenthümlichen und dem gemeinen Menschenverstande unerklärlichen Einfälle. Ob der wallende Schleier seinen Unwillen erregte oder ob seine Wahrheitsliebe nicht litt, daß man noch länger den Doctor Bäuchel über die Sachlage im Unklaren ließ, kurz, er war plötzlich am Clavier und zerrte mit einem Ruck den Schleier herunter, wobei eine der Frau Säuberlich gehörige Vase, die auf dem Schleier stand, zu Boden fiel und in hundert Stücke zerbrach. Dann jagte er, den Schleier wie eine Fahne schwingend, mit allen Vieren in den Spucknapf und von dort in kühnen Sätzen über sämmtliche Plüschmöbel, wobei er nicht versäumte, die weißen Deckchen, mit denen Muz so sorgsam ihre Schande bedeckt hatte, herunterzufegen.

„Nein, dieser Hund!“ rief Muz empört; „das Bischen, was man hat, ruinirt er uns auch noch. Er blamirt Einen geradezu. Na warte: wenn ich Dich kriege!“

Sie kriegte ihn aber nicht; denn Schnauz hatte sich, im Vorgefühl der kommenden Ereignisse, in sein Innerstes unter dem Sopha zurückgezogen; und kein Zureden, weder Schmeicheln noch Schimpfen konnte das Vieh zum Verlassen seines sicheren Verstecks bewegen.

„Ja, was ist denn das?“ rief Bäuchel staunend; „täuschen mich meine Sehnerven, oder ist das Dings da am Clavier wirklich ein —“

„Die neueste Zimmerdecoration, Herr Doctor,“ fiel ihm Muz in's Wort; „so ein weißer Piepmatz im blauen Felde, das sieht doch lustig aus. Luz liebt das so sehr, nicht wahr, Luz? Und Sie glauben nicht, wie billig es ist.“

„Kennimus,“ sagte Bäuchel und ließ den Blick über die Möbel schweifen; „sieh da: hier am Sessel ist auch Einer. Ihr habt ja einen ausgesuchten Geschmack, Kinder. Wenn ich mal eine Einrichtung brauche, dann seid so gut und nennt mir Eure Bezugsquelle. So ein Piepvogel ist wirklich was Hübsches, besonders wenn er mit einer so reizenden Inschrift versehen ist: Königlich preußischer Gerichtsvollzieher. Es klingt ordentlich vornehm. Ja, der Mittelstand kann's nicht. Na, wie viel Geld wollt Ihr denn haben?“

Aber Luz wollte keins. Er sagte, es handle sich um eine ganz vorübergehende Verlegenheit.

„Ich habe noch eine Anzahl verläßlicher Ressourcen. Ziegners Be-

scheid muß jeden Tag eintreffen, und wenn wir erst das Geld für die Oper haben —"

Muz machte ein verlegenes Gesicht. Bäuchel aber fragte verwundert:

„Ja, hast Du denn noch keinen Bescheid erhalten? Das ist doch merkwürdig. Ziegner sagte mir —"

Hier räusperte sich Muz vernehmlich. Zugleich faßte sie sich nach der Stirn, als ob sie Schmerzen hätte, so daß Bäuchel sich unterbrach und fragte, ob ihr etwas fehle. Luz beobachtete sie ängstlich.

„Ein kleiner Schwindelanfall," sprach sie und streichelte ihm die Hand, „er ist schon wieder vorüber."

Den Doctor aber ließ sie nicht wieder zu Worte kommen; sondern, als ob ihr plötzlich eine Sache von größter Dringlichkeit einfiele, sprach sie:

„Mein Gott, Luz, Du wolltest doch zu Pipo gehen. Es ist die höchste Zeit. Sie müssen nämlich wissen, Herr Doctor: unser Clavier soll versteigert werden; das brauchen wir doch nicht zu dulden! Und da soll nun Pipo uns einen Schriftsatz bauen für's Gericht, damit die Pfändung aufgehoben wird. Pipo versteht sich auf solche Sachen, und es ist billiger als beim Rechtsanwalt."

Während sie schwatzte, zog sie Luz den Mantel an, gab ihm Hut und Schirm in die Hand und schob ihn, ehe er zu Wort kommen konnte, zur Thür hinaus. Bäuchel lachte und hob drohend den Finger.

„Kleine, Kleine, was machen Sie da! Der Schwindelanfall, war der echt?"

„Nein, Herr Doctor: Der Schwindel war — Schwindel. Aber warum mußten Sie auch von der Oper reden!"

„Ja, was ist denn mit der Oper?"

Muz schloß die Commode auf, nahm das Packet heraus und reichte es nebst Brief dem Doctor.

„Das ist mit der Oper."

„Und davon weiß er nichts?" sprach er, nachdem er den Brief gelesen hatte. Sie schüttelte den Kopf:

„Er war nicht zu Hause, als das Packet kam. Und ich habe ihm nichts sagen wollen. Denn Sie müssen wissen, Herr Doctor: die Oper, die war seine letzte und einzigste Hoffnung."

„Ja, aber! Wie konnten Sie nur! Erfahren muß er es ja doch und zwar bald. Oder glauben Sie, daß so etwas geheim bleiben kann?"

„Nein, auf die Dauer nicht. Aber ich dachte mir, inzwischen würde etwas geschehen, was uns herausreißt aus dieser Misere."

„Ja, was sollte das wohl sein?"

„Das weiß ich selbst nicht. Irgend ein glücklicher Zufall."

„Hm."

Sie seufzte:

„Ach, lieber Herr Doctor, ich bin recht unglücklich. Wissen Sie nicht ein Mittel, wie man es anstellen könnte, daß der Herr Ziegner die Oper doch noch nimmt?“

Bäuchel bewegte langsam den dicken, treuherzigen Kopf hin und her.

„Nein, Fräulein, so wie die Dinge jetzt liegen, wüßte ich wirklich nicht.“

„So wie die Dinge jetzt liegen — ich weiß, was Sie sagen wollen, habe mir's selber schon gesagt. Wenn ich nicht da wäre, dann wäre die Oper angenommen. Nicht wahr?“

Bäuchel schwieg und hob die Schultern. Muz fragte leise:

„Sie haben wohl im Grunde eine recht schlechte Meinung von mir, weil ich ihn doch sozusagen aus seiner Bahn herausgebracht habe?“

„Mein liebes Kind,“ sprach Bäuchel und schob an seiner Brille; „ich will Ihnen etwas sagen. Mein Freund Luz, der Hitzkopf, hat eine große Dummheit begangen. Das war, als er sich in Sie verliebte.“

Muz machte ein trauriges Gesicht. Der Doctor fuhr fort:

„Na, gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Ich gab den Kampf bald auf, weil ich einsah, daß alles Reden doch für die Katze war. Aber sehr erbaut war ich grade nicht, als ich hörte, daß der alte Bursche sämmtliche Brücken hinter sich abgebrochen habe und zu seiner kleinen Freundin gezogen sei. So was rächt sich gewöhnlich. Sie sehen ja selber, was dabei herauskommt: Noth und Sorgen. Und dann hat es mir noch um Jemand anders leid gethan: Sie ist ein prächtiges Mädel und hätte wohl verdient — na, Schwamm drüber. Ich will Ihnen Ihr Herzchen nicht noch schwerer machen. Schließlich sage ich mir: Liebe ist kein Verbrechen; sondern, wie gesagt, nur Dummheit; also 'ne Gottesgabe; wenn Sie wollen: Schicksal. Der Mensch soll mit dem Schicksal nicht hadern. Und wenn ich von dem traurigen Drum und Dran absehe und nur das rein Persönliche in's Auge fasse, dann möchte ich glauben, er könnte mit seinem Schicksal noch ganz zufrieden sein. Denn nach Allem, was ich so von Ihnen gehört habe, finde ich es wohl begreiflich, wenn sich ein Mensch wie Luz — na, Sie verstehen schon. Er hat es so haben wollen; und ich denke, man soll Jeden nach seiner Façon selig werden lassen.“

Muz reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen,“ sprach sie, und die Stimme zitterte leise; „Sie sind ein guter Mensch. — Wenn nur das mit der Oper nicht wäre!“

„Mein Rath ist: sagen Sie ihm die Wahrheit.“

„Bring' ich nicht fertig. Jetzt nicht. Ja, wenn es uns besser ginge. Aber so, wo Alles zusammen kommt. Diese Oper ist ja das Einzige, was ihn in allen seinen Sorgen tröstet und aufrecht hält. Wenn ich ihm jetzt sagen wollte, wie es damit steht, er würde verzweifeln; er wäre im Stande und thäte sich was an. Lieber Herr Doctor, Sie haben doch Einfluß auf

Herrn Ziegner; können Sie ihn nicht bewegen, daß er sich am Ende doch noch entschließt?"

„Nein, mein armes Kind. Ich wüßte nicht, wie das zu bewerkstelligen wäre. Ich weiß kein Mittel."

Sie sah durch das Fenster und schwieg. Ihr Auge wurde groß und starr und haftete an einem alten, epheuumsponnenen Kreuze. Ein Schauer ging ihr über den Leib; und sie seufzte tief auf und sprach leise vor sich hin:

„Ich wüßte schon ein Mittel."

„Das wäre?"

Sie antwortete nicht, sie schien die Frage nicht gehört, schien überhaupt vergessen zu haben, daß noch Einer im Zimmer war. Sie blickte starr durch das Fenster.

VII.

In diesen Tagen geschah es, daß abermals ein Packet für Luz abgegeben wurde, was Muz nicht sonderlich erfreute: sie hatte seit jenem ersten Packet, das in ihrer Commode sein heimlich-unheimliches Ende gefunden, gegen Packete im Allgemeinen ein ungünstiges Vorurtheil gefaßt. Mit Besorgniß folgte sie den Bewegungen Luzens, der sich mit Eifer daran machte, die vielfach verschlungenen Fäden zu lösen. Schnauz ließ es sich nicht nehmen, dem Eröffnungsacte beizuwohnen; denn rascher als die Menschennasen hatte sein hündisches Riechorgan erkannt, daß sich da Dinge entwickeln würden, welche nothleidenden Lebewesen nur zum Vortheil dienen konnten. Seine klugen Aeuglein leuchteten, und das Schwänzlein wippte unruhvoll hin und her, gleich einer schwanken Gerte in der zitternden Hand des Sonntagsreiters. Als die ersten schützenden Hüllen gefallen waren, da sagte auch den minder entwickelten Menschennasen ein leises Ahnen, daß ihrer hohe Wonnen warteten. Ein lieblicher und verheißungsvoller Duft wie von Schlacht- und Colonialwaaren schlug ihnen entgegen. Schnauzens Unruhe nahm zu; flötenhafte Quietschtöne gespannter Erwartung entströmten seinem Busen, und er tauschte mit Herrchen und Mammi verständnißvolle Blicke. Und als die letzte, fettgetränkte Papierschicht fiel, da lagen die Freuden des Paradieses in handgreiflichen Haufen vor ihnen: Schlag- und Leberwürste, Schinken und Zunge, junge Hühnchen und Tauben, alter Portwein und, ach, Luzens Lieblingsgetränk: eine Flasche mit dickem, gelbem Eiercognac. Dies Alles war fein säuberlich hergerichtet und zierlich umwickelt mit kleinen und großen blauen Bändchen, so daß es einen wahrhaft lustigen und erquickenden Anblick bereitete. Es lag aber weder Karte noch Brief bei, weshalb man sich in Betreff des anonymen Spenders auf's Rathen verlegen mußte. Schnauz war der Ansicht, daß man sich über diesen Punkt nach dem Essen den Kopf zerbrechen könne, was er durch Knurren und Bellen zu energischem Ausdruck brachte. Allein er drang

nicht durch und mußte es sich gefallen lassen, daß Luz und Muz ihr ausschließliches Interesse der Lösung jener Frage zuwendeten.

Luz rieth zunächst auf Papa Pipo, was bei Muz ein leichtes Lächeln hervorief, alsdann auf Bäuchel. Aber Muz meinte: Männerhand brächte eine so kunstvolle Verpackung nimmermehr zu Stande; das sei Frauenwerk.

„Aber natürlich!“ rief Luz und schlug sich an die Stirn; „daß ich es nicht gleich gemerkt habe! Diese blauen Bändchen sagen Alles, und der Eiercognac sagt noch mehr. Blau ist ihre Lieblingscouleur: das weiß ich; und Eiercognac ist mein Lieblingsliqueur: das weiß sie. Kein Zweifel, der anonyme Spender ist niemand anders als Lotte Ziegner!“

Wie wenn aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl fährt, so wirkte auf Muz der Name Lotte Ziegner. Luz merkte von dieser Wirkung nichts, da er eine Leberwurst genommen hatte und sich eifrigst mit der Entfernung der Pelle beschäftigte.

„Das gute Mädel,“ sprach er gerührt; „wie lieb und aufmerksam von ihr! Die Tauben wollen wir gleich in die Küche bringen, damit Frau Säuberlich sie uns zurecht macht.“

Als Muz hierzu keine Anstalten traf, blickte Luz verwundert von seiner Arbeit auf und begegnete ihrem vorwurfsvollen Blicke. Da fielen ihm seine Sünden ein, aber harmlos und leichthin fragte er:

„Willst Du nicht zugreifen?“

„Nein,“ war die entschiedene Antwort. „Ich werde von diesem Bettelgeschenk nichts nehmen.“

„Bettelgeschenk? sei nicht komisch, Muz. Eine Aufmerksamkeit ist es, weiter nichts. Ebenso wie es in der guten Gesellschaft Sitte ist, daß man Damen Bouquets schenkt, so ist es auch Sitte, daß man Herren —“

„Würste und andere Eßwaaren schenkt!“ fiel sie ihm in's Wort und lachte ihn aus. „Du mußt mich aber auch nicht für zu dumm halten, Luz. Wenn ich auch nicht zur guten Gesellschaft gehöre, deshalb weiß ich doch, was sich schickt und was nicht.“

„Ich will Dir mal was sagen,“ sprach er ärgerlich und zähmte nur mit Mühe seinen Appetit auf die nunmehr schon völlig abgepellte Leberwurst; „Du würdest garnichts dabei finden, wenn jemand anders diese schönen Dinge mir gespendet hätte. Aber Lotte Ziegner ist Dir nun mal ein Dorn im Auge, die kannst Du nicht leiden!“

„Kann ich auch nicht,“ sprach sie weinerlich; „die raffinirte Person, die! Die will Dich nur fangen. Sie schickt Dir was zu essen, weil sie denkt, der Weg zum Herzen geht durch den Magen. Ich finde das höchst unfein. Wenn mir so etwas geschenkt würde, ich würde es sofort zurückschicken; aber sofort!“

„Was meinst Du, Schnauz?“ wandte Luz sich an den ausgehungerten Leidensgefährten; „sollen wir das Packet wieder zumachen und zurückschicken?“

Bei dieser Apostrophe brach Schnauz, der bis dahin nur stoßweise ge-

winselt hatte, in ein langgezogenes Heulen aus. Aber selbst dieser Jammerlaut rührte seine mütterliche Freundin nicht. Sie sprach:

„Du bist doch sonst mit Deinem Stolz sofort bei der Hand! Empfindest Du denn nicht, daß dieses Geschenk eine Beleidigung ist?“

„Eine Beleidigung? Nein, aber ich empfinde einen ungeheuren Hunger, wie ich ihn in meinen guten Tagen nie für menschenmöglich gehalten habe.“

Er legte die Wurst aus der Hand und fuhr fort:

„Da wir nun doch einmal statt dieser leckeren Wurst die moralische Frage angeschnitten haben, so will ich Dir zugeben, Muz, daß der Fall seine Besonderheiten hat. Während sich der alte Ziegner überlegt, ob er meine Oper nehmen soll, schickt mir die Tochter was zu essen, damit ich in der Zwischenzeit nicht verhungere. In der That, Deine Auffassung hat Manches für sich. Was hältst Du davon, Schnauz?“

Schnauz hatte jede Bewegung seines Herrn mit Eifer verfolgt. Er begriff nicht, wie man sich angesichts der Eßwaaren moralischen Bedenken hingeben konnte. Für seinen hungrigen Hundeverstand gab es nur die eine Moral: wenn man Fressen hat, dann soll man fressen. Der menschliche Unverstand entlockte ihm wehmüthige Klagelaute.

„Ich will Dir was sagen,“ sprach Luz, „wir wollen die Entscheidung dieser wichtigen Frage unserem vortrefflichen Schnauz überlassen. Möge Gott ihn erleuchten, auf daß er das Richtige finde!“

Hiermit trat Luz einige Schritte zurück, um — wie er sagte — den Hund nach keiner Richtung hin zu beeinflussen. Kaum hatte er sich von dem Packet entfernt, so saß Schnauz auch schon auf dem Stuhle und fiel gierig über die abgepellte Leberwurst her.

„Schnauz hat gerichtet!“ sprach Luz mit Feierlichkeit, faßte den Richter und beförderte ihn auf die Erde, um weiteren Richtersprüchen vorzubeugen; „Du siehst, Muz, er hält Deinen Stolz für unberechtigt. Oder sollte er doch der Ansicht sein, daß hier eine Beleidigung vorliegt, und daß man selbige so schnell wie möglich aus der Welt schaffen müsse? Komm, Muz, laß uns seinem Beispiel folgen. Sieh: hier liegt eine besonders saftige Beleidigung. Was hältst Du von diesem zarten Stückchen Schinken? Kannst Du den verletzenden Anblick ertragen, Weib?“

Er hielt ihr das Stück Schinken vor den Mund; da mußte sie lachen, und wie sie die Zähne auseinander that, diese kleinen weißen Zähne, da schob er ihr sachte den lieblichen Bissen auf die Zunge. Sie grollte wohl noch und spielte die Verletzte; und Luz secundirte ihr nach Kräften. Aber während sie schimpften und über die ihnen angethane Schmach raisonnirten, aßen sie mit Behagen von all den guten Sachen und füllten ihre leeren Mägen. Es dauerte auch nicht lange, so hatten sie ein gut Theil der schmackhaften Beleidigungen bei Seite geschafft.

Nach einigen Tagen war von den eßbaren Injurien nichts weiter

übrig, als die blauen Bändchen und die leeren Flaschen, und von Neuem trat die Frage an sie heran: wovon leben? Luz war nach wie vor auf die spärliche fließende Einnahmequelle des Abschreibens angewiesen. Die dürftigen Groschen reichten nicht aus zur Bestreitung des nothwendigsten Unterhalts. Hatte man anfangs in Ergebung gefastet, so fastete man jetzt in Erbitterung; nach den Tagen des guten Lebens machte sich der Hunger doppelt fühlbar. Schnauz gelangte alsbald zu einem solchen Grad der Verzweiflung, daß er die ungenießbarsten Dinge verzehrte: die schwarze Feder von Muzens Hut und die Finger aus Luzens Handschuh. Diesen Verzweiflungsthaten folgte eine Art stumpfsinniger Resignation. „Futter ist Futter," sagte er sich in seinem verhungerten Gemüthe und aß den wollenen Inhalt von Luzens Morgenschuhen vollständig auf.

Luz gerieth in eine traurige und schweigsame Stimmung. Wenn er früher die Kraft besessen hatte, seinen Zustand lächelnd zu verbergen, so war er jetzt zu dieser Maskerade nicht mehr im Stande.

„Ich glaube," sprach er trübselig, „die Millionen meines Vaters rächen sich an meinem Magen, weil ich sie so schnöde verachtet habe."

Muz sah mit Sorgen, daß sein Gesicht eine bleiche, ungesunde Farbe annahm, daß die hellen Augen trübe wurden und tiefe Ränder bekamen. Nicht nur der Hunger zehrte an ihm, der Kummer auch über sein Unvermögen, des Lebens Nothdurft für die Geliebte zu beschaffen. War es schon schwer, alleine Noth und Sorgen zu ertragen, so drückte der gegenseitige Anblick die schlaffen Lebensgeister vollends zu Boden. Denn ein Jedes maß sich die Schuld bei an dem Elend des Anderen und litt unter dieser Vorstellung nicht minder als unter eigenem Hunger.

Muzens Schmuck verfiel, weil man ihn nicht einlösen konnte. Gerichtsvollzieher kamen und gingen. Der, welcher das Clavier zuerst gesiegelt hatte, brachte zwei Arbeiter mit, die es nahmen und heruntertrugen. Zugleich kündigte er an, daß der Versteigerungstermin in acht Tagen stattfinden werde. Luzens Einwand, er habe einen Antrag auf Freigabe gestellt, machte keinen Eindruck. Der Mann des Gesetzes sagte: so lange nicht ein Einstellungsbeschluß vorliege, habe er die Pflicht, den Auftrag seines Mandanten auszuführen. Als die Arbeiter schweren Schritts den schwarzen Kasten heraustrugen, sprach Luz:

„Mein schönes Clavier! Ist es nicht, als ob sie einen Sarg trügen?"

Dann setzte er sich an den Schreibtisch, nahm Feder und Papier und schrieb.

„Was thust Du?" fragte sie, und ihr müdes, abgespanntes Gesicht nahm den Ausdruck ängstlicher Spannung an.

„Das hält der Stärkste nicht aus!" sprach er; „so geht es nicht weiter. Ich muß wissen, woran ich bin. Ich muß das Geld haben. Wenn ich's in den nächsten Tagen nicht kriege, dann ist das Clavier verloren."

„Du schreibst an Ziegner?"

„Ja. Es ist die einzige Art, wie ich's retten kann, das Clavier und uns selber. Man geht ja zu Grunde!"

Muzens Blicke wanderten nach der Commode.

„Und wenn Ziegner die Oper nun nicht nimmt?" sprach sie leise, „was dann?"

Er antwortete nicht. Eine kurze Weile schwieg sie; dann nahm sie alle Kraft zusammen und sprach noch einmal und lauter:

„Luz! wenn er die Oper nun schon — —"

Sie kam nicht weiter. Sie brachte es nicht fertig. Tief aufseufzend erhob sie sich vom Divan: kraftlos, gebrochen. Nun war sie da, diese schwerste Stunde, die sie erwartet hatte, wie ein Verurtheilter die Hinrichtung. Das Schicksal streckte die Hände aus nach ihr: unerbittlich, unabwendbar. Das Opfer an Leib und Seele, das wollte nun gebracht sein.

Sie setzte sich vor den zerborstenen Handspiegel, der ihr kummervolles Köpfchen mit einem Riß in der Mitte widerspiegelte, und machte sich schön. Sie brannte sich die Locken, daß sie sich alsbald lustig in goldigen Ringeln um die weiße Stirne schmiegten; sie färbte die bleichen Bäckchen mit rother Schminke und die blassen Lippen mit duftender Pomade, daß sie in Wahrheit einen Anstrich von Gesundheit erhielten. Und damit die müden Augen lebhafter blickten, malte sie mit dem Schwarzstift zwei dunkle Striche unter die Lider.

„Was hast Du vor?" sprach Luz, der nicht wenig erstaunte, als er diese Vorbereitungen sah. „Willst Du zur Hochzeit?"

„Nein, aber zur Krickel."

„Zur Krickel? Und deshalb putzt Du Dich so heraus und färbst Dir Mund und Wangen?"

„Sie braucht nicht zu sehen, daß ich leidend bin; sonst erschrickt sie am Ende."

„Ja, aber was willst Du nur auf einmal bei der Krickel?"

„Ein Buch zurückbringen; sie hat es mir geliehen, und ich vergaß es von einem Tage zum anderen. Sie braucht es nothwendig."

„Weißt Du auch, daß es bereits stark auf sieben geht?"

„Um die Zeit treff' ich sie am sichersten; da ist sie bestimmt zu Hause."

„Soll ich Dich begleiten?"

„Wo denkst Du hin!"

„Es ist bald dunkel. Man wird Dich ansprechen. Du sagst ja selbst, daß die Männer immer so hinter Dir her sind; und wenn Du nun gar noch so unternehmend aussiehst, wie jetzt; nein, wirklich, Schatz: Du könntest leicht in falschen Verdacht kommen. Nimm mir's nicht übel, aber so, wie Du da bist, hast Du etwas von jenen Dämchen an Dir, die Abends auf Eroberungen ausgehen. Es ist am Ende doch besser, wenn ich mitgehe."

Sie wehrte hastig ab, setzte das Hütchen auf, schief und kokett, nahm aus der Commode das Packet heraus und barg es unter der Mantille.

„Was hast Du denn da?“ fragte er.

„Das Buch,“ log sie; „Deinen Brief kann ich ja mitnehmen und in den Kasten werfen,“ sprach sie so obenhin. „Und ängstige Dich nicht, wenn es ein bischen spät wird. Du weißt ja: die Krickel hat immer so viel zu erzählen. Adieu, Schatz!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als sie wiederkam. Luz saß bei der Lampe und schrieb Noten ab. Sie legte Hut und Mantille achtlos irgendwo auf das Sopha und warf mit einem „da!“ ein Goldstück auf den Tisch.

„Zwanzig Mark?“ rief er aus; „wie kommt der Glanz in meine Hütte?“

„Von der Krickel!“

„Von der Krickel? Unmöglich! Seit wann hat denn die Krickel Geld?“

„Sie hat sich was gespart, und weil es uns schlecht geht, hat sie's mir geborgt.“

„Das war nicht recht, Muz,“ sprach er mißbilligend; „nun hättest Du auch warten können, bis wir Antwort von Ziegner haben.“

„Es ist für alle Fälle. So hat man doch zu leben die nächsten Tage. Und wenn Ziegner die Oper nimmt, dann kann man ja das Geld zurückgeben.“

Er sah ihr in's Gesicht.

„Wie siehst Du nur aus! Als ob Du Dich geprügelt hättest! Du bist ja ganz zerzaust!“

„Der Wind. Es ist so garstiges Wetter.“

„Du zitterst förmlich.“

„Ja, mir ist auch garnicht recht.“

Plötzlich schluchzte sie auf und warf sich ihm an die Brust. „Ach, ich bin so elend!“

Er streichelte sie und drückte sie sanft an sich.

„Meine arme Muz! Meine liebe, gute Muz! Geh schlafen. Es wird schon wieder besser werden. Wenn Ziegner erst die Oper genommen hat, dann wird Alles wieder gut.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage erhielt Luz einen eingeschriebenen Brief, der folgenden Wortlaut hatte:

„Hochgeehrter Herr!

Im Besitze Ihrer gefälligen Zuschrift beehren wir uns, Ihnen mitzutheilen, daß wir nicht abgeneigt sind, den Verlag Ihrer Oper „Die

Jagd nach dem Glück" zu übernehmen. Wir bieten Ihnen für die Ueberlassung derselben ein Honorar von Mark zweitausend sowie die Hälfte aller aus etwaigen Aufführungen resultirenden Tantièmen. Convenirenden Falles ersuchen wir um Unterschrift und Rücksendung des beifolgenden Vertragsformulars.

Mit der Bitte, die durch ein Versehen unseres Bureaus entstandene Verzögerung der Angelegenheit zu entschuldigen, zeichnen wir

in vorzüglicher Hochachtung

p. Albert Ziegner,
Musikalien-Verlag."

Luz strahlte. Da er es aber für würdiger hielt, die Siegespost als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, so sprach er gemessen, indem er die helle Freude unter einem stolzen Gleichmuth zu verbergen suchte:

„Was habe ich Dir gesagt? Wer hat nun Recht behalten von uns Beiden? O, ich kenne meinen Pappenheimer. Dieser Ziegner versteht sein Geschäft."

Sie stand da, gleich einer büßenden Magdalena: gesenkten Hauptes, umwallt von ihrem aufgelösten Haar, mit traurigem Gesicht, die Augen groß und schwer, wie von verhaltenen Thränen. Er aber sprach weiter im Tone einer milden, väterlichen Vermahnung:

„Sieht meine Muz nun ein, daß ihr Mißtrauen unbegründet war? In Zukunft wird sie mehr Vertrauen haben zu mir und meinem Können, nicht wahr?"

(Schluß folgt.)

Kreta unter dem Banner von S. Marco*).

Von

H. Graf zu Dohna (Delphicus).

— Berlin. —

Die Lösung des Problems der Herstellung geordneter Zustände auf der schwergeprüften Insel Kreta ist bekanntlich dem Prinzen Georg von Griechenland zugefallen, und die nächste Zukunft muß darüber Klarheit bringen, ob es ihm gelingen wird, angesichts der unermeßlichen Schwierigkeiten seiner Aufgabe, dieselbe zu erfüllen.

Es ist für eine Beurtheilung der Lage in Kreta unerläßlich, die geschichtliche Entwickelung in Betracht zu ziehen, um zu einem Verständniß der unversöhnlichen Gegensätze zu gelangen, die die Einwohner der Insel in zwei feindliche Lager gedrängt haben. Diese Gegensätze beruhen durchaus nicht lediglich auf einer Racenverschiedenheit, denn ein großer Theil der kretischen Muhamedaner ist griechischer Abkunft, ebenso wenig allein auf der Verschiedenheit des Bekenntnisses, sondern vielmehr auf einer eigenthümlichen Verschmelzung des religiösen Moments mit den politischen und socialen Daseinsbedingungen innerhalb des Machtbereichs der ottomanischen Pforte.

Diese betrachtet noch heut ihre nichtmuhamedanischen Unterthanen als eine rechtlose, im höchsten Grade steuerfähige Masse, deren Ausbeutung seitens der türkischen Grundherren und Beamten als ein wohlerworbenes Recht angesehen und seit Jahrhunderten mit gleicher Härte und Virtuosität ausgeübt wird.

---

* Hauptsächlich benutzte Quellen: Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches.

Angesichts dieser Sachlage muß jeder Versuch in dieser Richtung zu reformiren, so lange aussichtslos bleiben, als das osmanische Reich in Europa fortbesteht. Die Gleichberechtigung der Konfessionen ist eine Forderung, für die ein Osmanli gar kein Verständniß besitzt und auch nicht gewinnen kann, denn seine Anwesenheit in Europa beruht auf der Negation jener Forderung. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Moslims stets diejenigen Gebiete verlassen haben, über welche sie nicht mehr herrschen durften, wie Ungarn, Rumänien, Serbien, Bulgarien und Griechenland. Ganz dieselbe Erscheinung wird jetzt in Kreta bemerkbar, die Muhamedaner beginnen massenhaft auszuwandern, und darin besteht eben die einfachste und die einzig mögliche Lösung des oben erwähnten Problems.

Es war ein beklagenswerther Mißgriff der Metternich'schen Politik, daß man bei der Schaffung des hellenischen Königreiches die damals noch durchaus griechische Insel Kreta unter türkischer Herrschaft beließ. Die seitdem verflossenen siebzig Jahre sind für die unglückliche Insel verhängnißvoll geworden, denn erst in dieser Periode haben sich die Gegensätze bis zu einem solchen Grade gesteigert, daß geordnete Zustände jetzt nur durch die Auswanderung der muhamedanischen Bewohner gewährleistet werden können.

Es ist bekannt, daß die Osmanen die Insel in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nach einem langwierigen Kriege den Venezianern entrissen haben, deren Herrschaft fast ein halbes Jahrtausend gedauert hatte, und gerade auf diese Periode soll in den folgenden Blättern näher eingegangen werden.

Die Darstellung von Vorgängen auf einer so entlegenen Insel und aus einer so fernen Zeit kann nur dann die Gunst der Leser gewinnen, wenn die handelnden Personen und die geschilderten Zustände sich durch ihre Eigenart der Betrachtung würdig erweisen. Es ist eine kleine Welt für sich, in die wir eintreten, eine Insel, die durch ihre geographische Lage drei Erdtheilen anzugehören scheint, indem sie ihr Angesicht dem Archipel, ihren Rücken der Nordküste Afrikas, ihre rechte Flanke den asiatischen Gestaden zuwendet, während ihre Nordwestspitze durch vorgelegte Inseln, die eine Landbrücke zu bilden scheinen, mit dem Peloponnes in Berührung tritt, der ihr gleichsam, wie eine ausgebreitete Hand, einen Finger entgegenstreckt. Schon diese eigenthümliche geographische Gestaltung bestätigt die Zugehörigkeit Kretas zu Griechenland, aber der Gang der Ereignisse hat diese Zugehörigkeit schon im frühen Mittelalter unterbrochen und später dauernd verhindert. Im Kampfe des Morgen- und Abendlandes ist Kreta immer ein Streitobject gewesen, und dieser Umstand hat das Loos der Bewohner in besonderer Weise traurig gestaltet. Die im Alterthum blühende Insel der hundert Städte ist durch den Fluch der Fremdherrschaft in einen Zustand der Verwahrlosung und Verkommenheit gerathen, der nun schon

ein volles Jahrtausend andauert. Es soll auf den folgenden Blättern zu zeigen versucht werden, wie dies geschehen konnte.

Wem es vergönnt war, in Venedig das versteinerte Märchen der Marcuskirche zu bewundern, der wird die drei kunstreichen Postamente bemerkt haben, auf welchen einst die Mastbäume mit den Bannern der drei unterworfenen Königreiche aufgerichtet waren, sie nannten sich Morea, Cypern und Candia; aber die stolze Republik erlebte wenig Freude an diesen Besitzthümern, am wenigsten an Candia. Mit welchen Hoffnungen hatte gerade dieser Erwerb die Venezianer erfüllt, er bezeichnet die Zenithhöhe der Machtentwickelung dieses einzigen Staatenwesens. In der Zeit der Vergewaltigung des griechischen Morgenlandes durch das lateinische Abendland war Candia bei der Auftheilung der Beute dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat zugefallen, einem der Führer des abenteuerlichen lateinischen Kreuzzuges; es ist die letzte That des 95jährigen ruhmgekrönten Dogen Enrico Dandolo, des Eroberers von Constantinopel, das kostbare Beutestück Kreta seiner Vaterstadt zugewendet zu haben, indem er den Markgrafen Bonifacius bewog, die Insel, welche ohne den Besitz einer bedeutenden Seemacht nicht zu behaupten war, gegen eine Landentschädigung in Macedonien an die Republik Venedig abzutreten.

Hätte der greise Doge in die Zukunft blicken und die schier unermeßliche Summe von Sorgen und Kosten überschauen können, welche aus diesem Erwerb in den folgenden Jahrhunderten seiner Vaterstadt erwachsen sollte, er würde dieselbe gewiß vor diesem Danaergeschenk bewahrt haben. Aber solche Voraussicht bleibt dem Sterblichen versagt, selbst wenn ihm die Erfahrung eines fast hundertjährigen Lebens zur Seite steht. Die Signorie von Venedig sollte über die bevorstehenden Schwierigkeiten gleich bei dem Antritt des neuen Besitzes aufgeklärt werden; man wußte, daß die Stimmung der Candioten der bevorstehenden Fremdherrschaft nicht eben günstig sein konnte, und man machte sich auf Widerstand gefaßt, allein man war weit entfernt, vorauszusehen, welche unermeßlichen Opfer der neuerworbene Besitz im Gefolge haben werde. Zwei Jahre vergingen, bevor eine venezianische Flotte zur definitiven Besitzergreifung vor Candia erschien; es war im Sommer 1207. Sie fand die Insel in vollem Aufstande, geschürt von den alten Nebenbuhlern der Venezianer, den Genuesen, welche einen maltesischen Abenteurer, Enrico Pescatori, später der Graf von Malta genannt, aufgereizt und mit Schiffen unterstützt hatten. Dieser thatkräftige und ehrgeizige Pirat, von der Gesinnung der Eingeborenen unterrichtet und durch die Abwesenheit der venezianischen Flotte begünstigt, hatte sich, ohne Widerstand zu finden, der Insel bemächtigt und sogleich eine Anzahl fester Burgen angelegt. Der venezianische Befehlshaber Ruggiero Premarius setzte Truppen an Land und mußte den Besitz der Insel Schritt für Schritt erkämpfen; vier Monate waren erforderlich, um des Widerstandes Herr zu werden, Pescatori mußte flüchten, die Ein-

wohner trugen Unterwerfung an, vier genuesische Schiffe fielen in die Hände der Sieger.

Bevor wir von den Schicksalen der Insel unter dem Banner von S. Marco in den Hauptzügen ein Bild entwerfen, ist eine kurze Schilderung der der Besitznahme Kretas durch die Venezianer vorausgehenden Zeitläufte geboten, so weit dieselben für die Gestaltung der socialen und politischen Zustände der Insel von maßgebendem Einfluß gewesen sind. — Der muhamedanische Weltsturm des 7. und 8. Jahrhunderts hatte das byzantinische Reich eines großen Theiles seiner Provinzen beraubt, unter diesen verlorenen Gebieten befand sich auch die Perle des Mittelmeeres, die damals reiche, fruchtbare, und dicht bevölkerte Insel Kreta. Ihre Einwohnerzahl, die man zur Zeit der höchsten Blüthe im Alterthum mit einer Million nicht zu hoch anzusetzen geglaubt hat, war unter der Herrschaft Ostroms auf etwa 750 000 gesunken; als die Insel in die Hände der Sarazenen fiel, erhielt sie einen nicht unerheblichen Zusatz arabischer Bevölkerung, welcher bei der Wiedereroberung der Insel durch den griechischen Kaiser Nikephoros Phokas im Jahre 961 zu Sklaven gemacht und als solche auf die verschiedenen Gemeinden zum Anbau des Landes an die Griechen vertheilt worden waren. Diese Helotenkaste fanden die Venezianer zwei und ein halbes Jahrhundert später ziemlich unverändert vor, obgleich sie Sprache und Religion ihrer Beherrscher angenommen hatte; wir werden später sehen, wie sich das Schicksal dieser armseligen Menschenklasse unter der neuen Herrschaft gestaltete.

Für die griechische Stammesbevölkerung war die Zeit der Zugehörigkeit zum byzantinischen Reich zwar nicht gerade segensreich, da der unerträgliche Steuerdruck schwer auf ihr lastete, immerhin erschien dieses halbe Jahrtausend den Inselbewohnern in den späteren Jahrhunderten ununterbrochener Fremdherrschaft in dem Nimbus eines goldenen Zeitalters. In der That ist den Kretern das Glück eines nationalen Regimentes seit nun fast 700 Jahren versagt geblieben, eine Erwägung, die für die Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände auf der Insel nicht außer Acht gelassen werden darf.

Das Schicksal der fünf großen Inseln des Mittelmeeres Corsica, Sardinien, Sicilien, Kreta und Cypern ist seit dem Untergang der antiken Welt dasselbe geblieben, alle diese von der Natur mit reichen Gaben ausgestatteten Eilande, sie haben den Segen freier Selbstbestimmung und nationaler Entwickelung niemals gekannt; ihr hartes Loos war seit Beginn des Mittelalters die Knechtschaft unter fremden Gewalthabern, welche oft einer anderen Race angehörten, meist einem andern Glauben zugethan waren. Der Kulturhistoriker kennt die unausbleiblichen Einwirkungen andauernder Fremdherrschaft auf die Entwickelung des Nationalcharakters der Unterworfenen; es sei hier nur an die corsische Vendetta und die sicilische Maffia erinnert, Beides erklärliche und folgerichtige Erscheinungen, hervor-

gegangen aus der unter der Fremdherrschaft erwachsenen Volksmeinung von der Rechtlosigkeit der Eingeborenen und der Gleichgültigkeit der herrschenden Klasse für die Interessen der Bevölkerung; noch heutigen Tages betrachtet der Corse, der Sarde und der Sicilianer alle öffentlichen Beamten, insonderheit die Sbirren und die Gabellieri, als seine persönlichen Feinde, auch ist er überzeugt, daß ihm von den ordentlichen Gerichten sein gutes Recht verkümmert wird. Bei jeder gerichtlichen Entscheidung betrachtet sich die unterliegende Partei als ein Opfer der herrschenden Kaste und vermehrt die Zahl der Gegner der Regierung. Nichts natürlicher, als daß die Autorität der gesetzlichen Ordnung nicht mehr anerkannt wird und Jedermann zur Selbsthilfe greift; die daraus resultirenden Zustände üben seit Jahrhunderten einen verderblichen Einfluß auf die sittlichen Anschauungen des Volkes aus und haben wiederum zu den härtesten Repressalien der aufgebrachten öffentlichen Gewalten geführt.

Solche Stimmungen der Volksseele einer längst entschwundenen Zeitepoche abzulauschen und aus ureigenster Kraft des Genius neuerschaffend der Mit- und Nachwelt zu vermitteln, ist der große Beruf des Dichters, und dieses hohen Amtes hat Keiner mit so vollendeter Meisterschaft gewaltet, als unser herrlicher Schiller. Wie wunderbar ergreifend wirken die melodramatischen Accorde, in denen er in seiner Braut von Messina die Gefolgschaften der Fürsten, die schwermüthige Resignation einer unterdrückten Bevölkerung zum Ausdruck bringen läßt. Diese Gefolgschaften sind die Vertreter des von den fremden Eroberern unterworfenen sicilianischen Volkes, aber indem sie der Dichter unser Mitgefühl erobern läßt, wachsen sie über Zeit und Ort hinaus und werden Idealgestalten, in denen sich für uns der Begriff der Unfreiheit verkörpert.

Keine von den oben genannten Inseln des Mittelmeers hat unter der Fremdherrschaft länger und schwerer gelitten als Candia, und unter diesen Fremdherrschaften wiederum hat keine länger und schwerer auf der unglücklichen Insel gelastet, als die Pranken des Löwen von S. Marco. Woher diese auffallende Erscheinung, da wir doch aus der Geschichte wissen, daß die Herrschaft der Venezianer von den Provinzen Oberitaliens als eine wohlthätige und milde gepriesen wird? Um dieses Räthsel zu erklären, wollen wir den Verhältnissen näher treten, welche mit Nothwendigkeit zu so entgegengesetzten Resultaten führen mußten.

Die Besitzungen der Venezianer in Oberitalien, die sogenannte terra ferma, lagen im unmittelbaren Machtbereich der Republik und bildeten zugleich das dauernde Streitobject zwischen den rivalisirenden Großstaaten Italiens sowie den sich später einmischenden auswärtigen Weltmächten Frankreich und Spanien-Oesterreich. Es mußte also im Interesse der staatsmännisch geleiteten Signorie liegen, diesen Provinzen die venezianische Herrschaft als die am wenigsten lästige erscheinen zu lassen, damit die Einwohner die Wohlthaten, deren sie sich erfreuten, so lebhaft empfanden,

daß von ihnen keinerlei Einverständnisse mit den benachbarten mächtigen Feinden der Republik zu befürchten waren. Die Signorie trieb diese Staatskunst so weit, daß sie jedesmal diejenigen ihrer Provinzialen, die vorübergehend dem Feinde preisgegeben werden mußten, freiwillig ihres Eides gegen die Republik entband, damit dieselben bei gelegener Zeit ohne Besorgniß, wegen des von den fremden Machthabern erzwungenen Unterthaneneides zur Rechenschaft gezogen zu werden, wiederum unter die Herrschaft Venedigs zurückkehren konnten, nachdem sie Zeit gehabt hatten, die Milde ihrer früheren Gebietiger mit den Anforderungen und Bedrückungen derer zu vergleichen, denen sie durch den Wechsel des Kriegsglücks zugefallen waren.

Die Politik der Signorie hat sich im höchsten Maße bewährt und die Folge gehabt, daß die venezianische Herrschaft über die Provinzen der terra ferma, gegründet auf die unerschütterliche Anhänglichkeit der Einwohner, die sinkende Macht der Republik überdauert und bis in die napoleonischen Zeiten bestanden hat.

Durchaus anders lagen die Dinge bei Candia; diese Insel war dem Machtbereich der Republik ziemlich entrückt und den Angriffen zahlreicher Feinde, insonderheit der aufstrebenden Weltmacht der Osmanen sowie der gefürchteten Barbareskenstaaten dauernd ausgesetzt.

Alle Versuche der Signorie, die Kreter mit der venezianischen Herrschaft zu versöhnen, mußten aussichtslos bleiben, da schon der doppelte Gegensatz der Nationalität und der Konfession sich als unüberwindlich erwies. Man muß sich hierbei erinnern, daß dieser Gegensatz gerade damals durch die Ergebnisse des lateinischen Kreuzzuges in bedeutendem Maße verschärft worden war.

In der That lagen die Verhältnisse für die Venezianer von Anbeginn ihrer Besitzergreifung bis zu dem Verlust der Insel so ungünstig wie möglich, und die verfehlten Maßregeln, welche die Signorie ergriff, trugen dazu bei, das Uebel unheilbar zu machen und den Ruin der einst so reichen und blühenden Insel zu besiegeln.

Man glaubte nämlich bei den vorgefundenen Gesinnungen der Kreter nur mittelst einer durchgreifenden Aenderung der Besitzverhältnisse sich des neuen Erwerbes versichern zu können, und so wurde denn im Rath von Venedig beschlossen, nach Vorgang Wilhelm des Eroberers, den gesammten Grund und Boden als sogenannte Ritterlehen an venezianische Nobili zu vertheilen. Durch diesen Beschluß wurden die sämmtlichen bisherigen Grundeigenthümer ihres wohlerworbenen Besitzes beraubt und zu unversöhnlichen Gegnern des neuen Regimentes gemacht. Man übersah hierbei den Unterschied der Zeiten und Menschen, die venezianischen Ritter des 13. Jahrhunderts waren nicht die normannischen Paladine von 1066 und die griechischen Candioten keine Angelsachsen; und doch hatte der Verschmelzungsproceß der Sieger und Besiegten in England immerhin fast zwei

Jahrhunderte gedauert und war zu der Zeit, als die Venezianer einen gleichen Weg beschritten, noch nicht einmal abgeschlossen.

Im Jahre 1211 fand also die erste sogenannte Kolonisation Candias statt, das gesammte Binnenland der Insel wurde in 540 Lehnsgüter zerschlagen und 132 Ritterlehen an Nobilis und 408 kleine Lehen an Bürger der Republik vertheilt. Die Grundidee dieser Einrichtung war folgende: die Kolonisten sollten gegen den freien und ungehinderten Genuß der ihnen und ihren Nachkommen überlassenen Güter der Republik den Eid der Treue leisten und sich verpflichten, die Insel Candia zur Ehre des Dogen und der Signorie gegen jeden Feind von innen und von außen mit allen Kräften zu schützen und zu vertheidigen. Die hierüber in Venedig in feierlicher Sitzung des großen Raths aufgenommene Urkunde wurde von allen Kolonisten unterzeichnet und dieselben alsdann unverzüglich nach ihrer neuen Heimat eingeschifft. Die Vertheilung der Lehensgüter selbst ward von dem ersten für Candia ernannten Herzoge Jacopo Tiepoli im Jahre 1212 derart vollzogen, daß alle zu einer der bekannten sechs Regionen (sestieri) der Mutterstadt gehörigen Kolonisten auch in ein und derselben Gegend der Insel angesiedelt wurden; an die Spitze der sechs Provinzen ward je ein Capitano gestellt, welcher die Vertheilung der einzelnen Güter, die durch Verloosung geschah, beaufsichtigte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß geraume Zeit vergehen mußte, ehe die neue durch und durch militärische Kolonisation durchgeführt war. Die Furcht vor dem eisernen Regiment der neuen Herren ließ zunächst jeden Widerstand der zur Hörigkeit herabgedrückten einheimischen Landbevölkerung verstummen, welche nun gezwungen ward, den Boden für fremde Gewalthaber zu bebauen. Am unversöhnlichsten war natürlich der Groll der alten einheimischen großen Geschlechter, die bisher unter der ohnmächtigen byzantinischen Herrschaft eine ähnliche Gewalt ausgeübt hatten, wie sie nun von den fremden Gebietigern in Anspruch genommen wurde.

Dies ist in großen Zügen ein Bild jener berühmten Kolonisation der Venezianer, deren Folgen für Herren und Unterworfene unermeßlich verhängnißvoll geworden und bis auf den heutigen Tag den Verhältnissen und Zuständen der unglücklichen Insel ihren Stempel aufgedrückt haben. Eine unabsehbare Reihe von Aufständen gegen die fremden Eindringlinge, Haß und Mißtrauen, Grausamkeit und Widersetzlichkeit, furchtbare Strenge und unbeugsame Hartnäckigkeit, das ist die Geschichte Candias unter der fast ein halbes Jahrtausend währenden eisernen Herrschaft von S. Marco. Alle Vortheile, welche sich die Signorie von dieser gewaltsamen Kolonisation versprochen hatte, blieben aus, die Wehrfähigkeit der Ritterlehen theilte das Schicksal des damals schon im Verfalle begriffenen Lehenswesens, die venezianischen Ritter zogen den Aufenthalt in der Mutterstadt der mühseligen Bewirthschaftung ihrer Lehen in Candia vor, die sie ihren Hörigen, man kann sich denken, mit welchem Erfolge, überließen. Die Besitzer der

kleinen Lehen und die Minderzahl der in Candia verbliebenen Ritter aber begannen sehr bald sich als Candioten zu fühlen und nahmen Sprache und Sitten der Unterworfenen an. Mit der Auflösung des lateinischen Kaiserthums im Jahre 1261 und der Wiedergewinnung Constantinopels durch die Griechen wurde die Lage der Venezianer in Candia immer gefahrvoller, und kaum ein Jahrhundert später erfolgte jener bedrohliche Aufschwung des Islams durch die staunenswerthe Machtentfaltung der Osmanen, denen auch Candia nach Jahrhunderte währenden Kämpfen endlich zur Beute werden sollte. Es ist die letzte Eroberung der Türken in Europa und fällt in eine Zeitepoche, in welche die Zenithhöhe ihrer Machtentwickelung längst überschritten war und das Uebergewicht der christlichen Mächte seit fast einem Jahrhundert sich geltend gemacht hatte. Wir werden am Schlusse unserer Darstellung die Gründe entwickeln, welche es erklärlich machen, warum gerade Venedig die einzige christliche Macht zu sein bestimmt war, welche an diesem Umschwung der Weltlage keinen Antheil haben sollte.

Die Zeitepoche, in welche die Besitzergreifung Candias durch die Venezianer fiel, d. h. also der Anfang des 13. Jahrhunderts, kannte nur eine Art von Kolonisation, nämlich die Belehnung der waffenfähigen Ritterschaft mit dem Grund und Boden, über welchen dem Staate die Verfügung zustand. Dieses System war nur ein Glied der mittelalterlichen Entwickelung des Kulturbegriffes und beruhte auf den Anschauungen jener Zeit über das Verhältniß der Menschenklassen zu dem Grundbesitze, von welchen die Unfreien, d. h. das niedere Volk, gänzlich ausgeschlossen waren. Auf dieselbe Art hatten die Normannen im 11. Jahrhundert Sicilien, Unteritalien und England in Besitz genommen, und genau so verfuhren die abendländischen Ritter bei der Auftheilung des Orients nach den Ereignissen von 1204; wer wollte es also den Venezianern verargen, daß sie bei der Besitzergreifung Candias denselben Weg einschlugen. Zu dreien Malen in einem Jahrhundert, in den Jahren 1211, 1222 und 1252 wurden solche Ritterkolonien nach Kreta abgesendet, sodaß zuletzt die Gesammtzahl der candiotischen Ritterlehen allein fast 400 betrug, von welchen je 25 als Staatsdomainen der Signorie bezw. als geistliche Lehen den Bisthümern der Insel, endlich aber 35 einheimischen Archontengeschlechtern zugetheilt wurden.

Die fortgesetzten Aufstände des Landvolkes, bei welchen die bisher gänzlich von der Belehnung ausgeschlossenen einheimischen Adelsgeschlechter stets die Führung übernommen hatten, waren die Ursache zu der letztgenannten Koncession geworden. Namentlich hatte man solchen Familien diese Bevorzugung zu Theil werden lassen, welche eine gewisse Neigung gezeigt hatten, sich mit den bestehenden Verhältnissen auszusöhnen. Zu diesen Familien zählte vor allen das berühmte Geschlecht der Kalergis, welche, nachdem sie die erbittertsten Feinde der Venezianer gewesen waren, durch glänzende Anerbietungen der Signorie sich hatten bereit finden lassen, auf

die Seite der fremden Gewalthaber zu treten. Noch heut erinnert der herrliche Palast Vendramin-Kalergis zu Venedig an den Reichthum und die hervorragende Stellung dieser Familie, welche übrigens später wieder in das nationale Lager zurücktrat. — Die stolze Republik sollte es erleben, daß die Willkür und die Bedrückungen der Verwaltungsbeamten, welchen der Senat nicht zu steuern vermochte oder wollte, schließlich zu einer Erhebung der gesammten Insel führte, eine Erhebung, welche darum besonders merkwürdig ist, weil an die Spitze der Empörung die Nachkommen jener venezianischen Ritter selbst gegen das Mutterland traten. Durch diese auffallende Thatsache wird dieser Aufstand der candiotischen Ritter zu einer der interessantesten Erscheinungen der gesammten europäischen Staatengeschichte. Wir finden hier ein Vorspiel derjenigen Ereignisse, welche wir in der Emancipation der Vereinigten Staaten und in dem Abfall der südamerikanischen Kolonien von Spanien in der neuesten Zeit sich vollziehen sahen. Um die Mitte des 14. Säculums versuchen diese venezianischen Ritter, im Laufe von zwei Jahrhunderten zu candiotischen Grundherren geworden, gestützt auf die einheimische Bevölkerung, sich der drückenden Herrschaft der Mutterstadt zu entziehen —, sie erstreben eine autonome Regierung, völlige Unabhängigkeit und Selbstbesteuerungsrecht, ganz genau diejenigen Forderungen, welche 400 Jahre später die Amerikaner aufstellten. Aber die Zeiten waren für so fortgeschrittene Ideen noch nicht reif. Man kann nicht ohne tiefes Mitgefühl den Verlauf und den Ausgang jener Kämpfe verfolgen, welche aus den Unabhängigkeitsbestrebungen der candiotischen Ritter hervorgingen und hier in Kürze dargestellt werden sollen.

Im Jahre 1362 war Leonardo Dandolo als neuernannter Herzog auf der Insel mit einer Weisung des Senats erschienen, daß die Ritter zur Wiederherstellung des Hafens von Candia, welcher in Verfall gerathen war, einen Beitrag leisten sollten. Die Weigerung, diesem Befehle nachzukommen, bildete den geringfügigen Anlaß zu dem Aufstande, allein die Ursachen lagen, wie immer, tiefer; die Weigerung war der Absagebrief der ackerbautreibenden Kolonie an die handeltreibende Mutterstadt; man begriff damals noch nicht, daß die Schaffung und Vergrößerung von Handelsemporen immer auch dem Grundbesitz zu Gute kommen muß, man sah in der verlangten Beisteuer lediglich eine direkte Beförderung der Handelsinteressen und eine ungerechte Benachtheiligung des Grundbesitzes. — Kaum war also die Verordnung des Senats in der Hauptstadt bekannt gemacht, als sich die dort anwesenden Ritter unter Führung zweier entschlossener Männer, Venier und Gradenigo, in den Regierungspalast verfügten, den Herzog und seine Räthe in Fesseln schlugen, über alle in Candia gegenwärtigen Venezianer herfielen, sie in das Gefängniß schleppten und ihre Güter mit Beschlag belegten; gleichzeitig fanden ähnliche Gewaltscenen in den anderen Hauptorten der Insel statt, ein Beweis, daß dem Aufstande ein Plan zu Grunde lag, über den man sich vorher verständigt hatte.

Der nun folgende Schritt war ein besonders bedeutungsvoller; man erwählte Gradenigo zum Herzoge und stellte ihm vier der erfahrensten Ritter als Räthe zur Seite, unter ihnen drei, welche gleichberühmte venezianische Namen führten, und einen Griechen aus einer Archontenfamilie; der nächste Schritt der Empörer bestand in der Abschaffung des lateinischen Kultus und Einführung des griechischen Ritus als Staatsreligion, zu dessen Annahme sich der neue Herzog und die Räthe feierlich bereit erklärten. Alle Insignien der bisherigen Herrschaft wurden entfernt, und an Stelle des Bildes des heiligen Marcus trat dasjenige des heiligen Titus, des Schutzpatrons der Insel und auch der Familie des Herzogs. Man bemerke, daß alle diese Maßregeln auf Gewinnung der einheimischen Bevölkerung hinzielten.

Als die Nachricht von diesen Vorgängen in Venedig eintraf, verursachte sie dort eine unbeschreibliche Aufregung; man erblickte in dem Verhalten der candiotischen Ritter nach den damals herrschenden staatsrechtlichen Ansichten einen Act unerhörter Felonie. Indeß trotz der allgemeinen Wuth und des Geschreis nach Rache an den Rebellen, von dem der Marcusplatz widerhallte, beschloß der Senat, zuerst eine gütliche Ausgleichung zu versuchen, denn es fehlte augenblicklich an einer zureichenden Macht, die Empörer mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Man sandte unverzüglich eine außerordentliche Botschaft nach Candia, welche allgemeine Amnestie anbieten sollte, wenn die Aufrührer sogleich ihre Unterwerfung erklären wollten. Es mag dahin gestellt bleiben, in wie weit die Signorie es mit diesem Anerbieten aufrichtig meinte, denn die Haltung der Candioten ließ sofort erkennen, daß sie zum Aeußersten entschlossen seien. Die Antwort, welche die Häupter des Aufstandes den Abgesandten Venedigs ertheilten, lautete kategorisch: Man habe die Waffen ergriffen, um die Freiheit der Insel zu schützen, und man werde niemals dulden, daß der Senat die von der neu erwählten Regierung zugestandenen Privilegien und Staatsgrundsätze aufhebe oder verletze. — Man glaubt sich in das 16. Jahrhundert in eine niederländische Stadt, oder in das 18. Jahrhundert nach Boston versetzt, wenn man diese Sprache hört. — Mit solcher Antwort kehrten die Abgeordneten wieder nach Venedig zurück; dort entschied sich der Senat sofort für die Niederwerfung des Aufstandes durch die Gewalt der Waffen. Die Führer der Rebellen wurden unmittelbar nach Rückkehr der Gesandten für vogelfrei erklärt, und die Signorie traf sogleich alle Anstalten, der Insel jede Hilfe oder Zufuhr von Außen abzuschneiden. An alle befreundeten Mächte wurden Eilbotschaften abgesendet, worin der Doge die Regierungen ersuchte, ihren Unterthanen jede Unterstützung, ja jeden Verkehr mit den Rebellen zu untersagen. Da ist es nun merkwürdig, zu sehen, daß sämmtliche in Betracht kommenden Mächte, der Papst, Kaiser Karl IV., die Könige von Frankreich und Ungarn, ja selbst die Republik Genua, die alte Rivalin Venedigs, ohne Zaudern auf das Gesuch der

Signorie zustimmend antworten und thatsächlich ihren Unterthanen jeden Verkehr mit den candiotischen Aufrührern verbieten. Papst Urban V. ermahnt in einem Hirtenbrief an den Erzbischof von Candia zum Gehorsam gegen die Signorie, Pierre Lusignan, der König von Cypern, verspricht, sich persönlich mit einer Schaar auserlesener Ritter an der Unterwerfung Candias zu betheiligen, die Republik selbst hatte eine gewaltige Flotte ausgerüstet, auf welcher eine in ganz Italien angeworbene bezw. zusammengebrachte Armee nach Candia geführt werden sollte.

So gewaltigen Rüstungen gegenüber erschien die Lage der Rebellen von Anfang an verzweifelt, sie mußten erkennen, daß ihre Unternehmung, welche sie als einen Akt berechtigter Selbstbestimmung auffaßten, in den Augen der damaligen Welt als unerhörte und strafbare Felonie erschien, gegen welche einzuschreiten die heilige Pflicht aller wohlgesinnten Regierungen sei. Wenn wir in Betracht ziehen, daß diese Vorgänge der Mitte des 14. Jahrhunderts angehören, so wird uns der Standpunkt der damaligen öffentlichen Meinung durchaus begreiflich erscheinen, um so auffallender aber die dazu in schroffem Gegensatz stehende Auffassung der candiotischen Ritter von der staatsrechtlichen Stellung einer Kolonie zu ihrer Mutterstadt, eine Auffassung, welche sich selbst in unseren Zeiten noch nicht völlig Bahn gebrochen hat.

Der Ausgang der nun unvermeidlichen Kämpfe ließ sich vorhersehen; im Frühjahr 1364 erschien die gewaltige Flotte der Republik vor der Hauptstadt Candia, das Expeditionscorps unter Befehl des erprobten Kapitäns Luchino dal Verme wurde an Land gesetzt, um sofort zur Einschließung der Festung zu schreiten, allein die Insurgenten boten unkluger Weise die Schlacht in freiem Felde an. Sie endigte mit der völligen Niederlage der Candioten, welches Ereigniß das Schicksal der Hauptstadt und der ganzen Insel entschied, denn es sollte sich nun zeigen, daß die Anhänglichkeit der Landbevölkerung an das neue Regiment, auf welche die ganze Unternehmung basirt war, die Probe nicht bestand; die Insel blieb ruhig und dieser erste Versuch der Losreißung einer Kolonie von ihrem Mutterlande, dem wir seit dem Untergange der antiken Welt begegnen, sollte mit einem entsetzlichen Strafgericht sein Ende finden, welches die Stille des Kirchhofes über die unglückliche Insel verbreitete. Die Signorie hatte der Expedition fünf Proveditoren beigegeben, welchen unbeschränkte Vollmacht ertheilt und noch überdies eiserne Strenge gegen die Empörer anbefohlen worden war. Schon am 15. Mai fielen die Häupter des Rebellenherzogs Marco Gradenigo sowie zweier Räthe, denen man die Hauptschuld des Aufruhrs beimaß, unter dem Schwert des Henkers auf der Plattform der Festung, ihre Leichen blieben zum warnenden Beispiel unbeerdigt liegen, wer es wagen sollte, dieselben wegzunehmen, wurde mit Verlust der Hand bedroht; dies war der Anfang des furchtbaren Schreckensregimentes, welches mehrere Monate hindurch über die Insel verhängt

wurde; die Mehrzahl der Ritter ward dem Henkerbeil oder dem Strang überantwortet, der kleine überlebende Rest mit ewiger Verbannung belegt. Alle Lehensgüter sowie sonstigen Besitzthümer der Hingerichteten und Verbannten fielen der Republik anheim, die Frauen und Kinder der Verurtheilten wurden zur weiteren Verfügung der Signorie nach Venedig gesendet, eine neue Vertheilung der erledigten Lehen an venezianische Nobili folgte, welche die Besitzverhältnisse auf der Insel abermals gänzlich umgestaltete. Besonders ergreifend war das Schicksal des Hauptanstifters des Aufstandes, Tito Venier; er befand sich zur Zeit des Falles von Candia abwesend in Neapel, um von hier aus den Genuesen, den Cataloniern oder auch den Anjous die Herrschaft anzubieten, wenn die Insel auf Unterstützung gegen Venedig hoffen könne. Allein die Stimmung gegen die Empörer war, wie oben erwähnt, durchaus feindlich, die Anträge Veniers fanden nirgends Gehör, und er mußte unverrichteter Sache und noch ohne Kenntniß dessen, was unterdeß in Candia vorgegangen, zurückkehren; angesichts der Küste der Insel ward sein Schiff von den Venezianern angegriffen und genommen, er selbst an das Ufer geschleppt und sofort enthauptet. — So endigte der unglückselige Aufstand der candiotischen Ritter gegen Venedig im Sommer 1364.

Die Nachricht von der Niederwerfung der Insurgenten verursachte in Venedig unbeschreiblichen Jubel; die zur Verherrlichung dieses Triumphes der Republik veranstalteten glänzenden Festspiele wurden durch die Gegenwart des gefeiertsten Dichters des damaligen Zeitalters, Francesco Petrarcas, ausgezeichnet, alle der Republik befreundeten Mächte sendeten Glückwunschschreiben; auf Candia selbst veranstaltete der neuernannte Herzog Pietro Merosini ein am 10. Mai jedes Jahres wieder zu feierndes Dankfest sowie glänzende Ritterspiele. Aber nur zu bald sollte die Republik erkennen, daß die blutige Strenge, mit welcher die Empörung niedergeschlagen worden war, den Haß der Candioten gegen Venedig nur noch gesteigert hatte. Schon vier Jahre darauf, im Jahre 1368, erhob sich die Insel von Neuem gegen das Joch der Signorie, diesmal standen an der Spitze des Aufstandes in den Bergthälern von Lassithi drei Brüder aus der berühmten Familie Kalergis, denen sich eine große Anzahl der geflüchteten oder verbannten Ritter angeschlossen hatte. Auch dieser Aufstand sollte nach heldenmüthigen Kämpfen scheitern. Auf der kahlen Hochebene von Lassithi, im östlichen Theile der Insel, eingeschlossen, wurden die Empörer durch Mangel an Lebensmitteln zur Ergebung gezwungen, zumal die Bevölkerung sich wiederum passiv verhielt; die drei Brüder Kalergis, zwei Venier und eine Menge anderer Ritter wurden dem Henkerbeil überliefert; die Signorie aber verordnete, daß die Hochebene von Lassithi in eine Wüste verwandelt und fernerhin weder von Menschen noch Vieh betreten werden sollte; ein volles Jahrhundert blieb der ganze Landstrich in der That verödet liegen, bis der Senat es für nöthig befand, durch eine

besondere Verordnung vom Jahre 1463 den Anbau wieder zu gestatten; acht Jahre später aber wurden die kaum wieder erstandenen Wohnhäuser auf Befehl der Signorie abermals niedergerissen, weil die Haltung der Bewohner zu erneuten Besorgnissen Anlaß gab; endlich unterwarf ein Beschluß des hohen Raths vom Jahre 1497 die Benutzung der Hochebene dem Gutdünken des Herzogs und seiner Räthe.

Solche Maßregeln lassen auf die Zustände, die auf Candia herrschten, namentlich auf das Verhältniß der Candioten zu Venedig, ein so klares Licht fallen, daß weitere Schilderungen überflüssig und ermüdend sein würden. Man hat das Bild eines Landes vor sich, welches, obwohl von der Natur mit reichen Gaben des Klimas und Bodens gesegnet, der Sammelplatz alles menschlichen Elends, eine Stätte der Trübsal und der Schauplatz eines unter der Last des Unglücks zu Grunde gegangenen Menschengeschlechts geworden war. Wüstliegende Felder, zerstörter Anbau, ausgestorbene Dörfer, die Wohnplätze in Ruinen, auf den Spuren des Bürgerkrieges einherschreitend Hungersnoth und Pest, und über diesem Chaos das furchtbare Panier von S. Marco, der grimmige Löwe, der bereit schien, das ganze verhaßte Geschlecht der Candioten bis zu den letzten Spuren seines Daseins auszutilgen, dies sind die Hauptzüge eines Bildes, wie es Zinkeisen, der Geschichtsschreiber des osmanischen Reiches, in seiner Schilderung der Insel Candia entwirft, eines Bildes, dessen weitere Ausführung dem Wohlwollen und der Phantasie des Beschauers überlassen wird.

Zu alledem trat nun in den folgenden Jahrhunderten die wachsende Türkengefahr, welche schon im Jahre 1538 zur Zeit der größten Machtentfaltung der Osmanen unter Sulejman dem Prächtigen den gesammten Besitzstand der Venezianer in der Levante in Frage stellte. Im Juni des genannten Jahres erschien der berüchtigte Pirat Chaireddin Barbarossa, damals als Kapudan Pascha im Dienst des Sultans, mit der ganzen türkischen Seemacht vor Candia und setzte an verschiedenen Punkten Truppen an das Land, welche die Umgegend weit und breit verheerten und Menschen, Vieh und Beute nach den Schiffen schleppten. Zuletzt versuchte Barbarossa einen Angriff auf die Hauptstadt, welche bei ihrer mangelhaften Ausrüstung voraussichtlich schon damals in die Gewalt der Osmanen gefallen sein würde, wenn nicht der tüchtige Herzog Amulis und der Capitano Trevisano es verstanden hätten, den Feind durch geschickte Dispositionen über die geringe Zahl ihrer Streitkräfte zu täuschen, sodaß Barbarossa den beabsichtigten Sturm nicht wagte. So blieb Candia den Venezianern erhalten und zwar noch für mehr als ein Jahrhundert, da nach dem Tode des großen Sulejman das osmanische Reich von innen und von außen durch Feinde bedrängt wurde; insonderheit erwartete man, daß die berühmte Seeschlacht von Lepanto im Jahre 1571, in welcher fast die gesammte türkische Flotte vernichtet wurde, der ferneren Ausbreitung der Herrschaft

der Osmanen im Mittelmeer ein Ziel gesetzt haben würde; doch schon im folgenden Jahre erschien eine neue türkische Flotte zum Staunen des Abendlandes in den Gewässern der Levante und begann die Belagerung von Famagusta auf Cypern, welche durch die heldenmüthige Vertheidigung durch den Proveditore Bragadino und dessen entsetzlichen Märtyrertod berühmt geworden ist; der unsichere Friede des folgenden Jahres ließ den Verlust der nothdürftig erhaltenen Insel Candia bei dem nächsten Angriffe der Osmanen voraussehen.

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr begriff die Signorie die Nothwendigkeit, den Besitz dieser Insel nicht blos durch erweiterte Vertheidigungsanstalten, sondern vor Allem durch tief eingreifende Reformen der Verwaltung für die Zukunft zu sichern. Alle bisherigen Maßnahmen hatten, darüber konnte kein Zweifel bestehen, nicht den geringsten Erfolg gehabt, man beschloß also, einen neuen Weg einzuschlagen, indem man die Verwaltung der Insel mit unumschränkten Vollmachten einem Manne übertragen wollte, welcher das volle Vertrauen der Signorie besaß und zugleich die Fähigkeit, den eigentlichen Sitz des Uebels zu erkennen, die Strenge der Gesetze durch die Milde des eigenen Wesens auszugleichen, die Dinge an Ort und Stelle richtig aufzufassen, und neben den Interessen der Republik auch die berechtigten Wünsche der eingeborenen Bevölkerung in Erwägung zu ziehen. Mit einem Wort, es sollte ein Mann sein, welcher die staatsmännischen Eigenschaften eines Perikles und Aristides in seiner Person vereinigte. Es gereicht der Republik zum Ruhm, daß sie einen solchen Mann besaß, und dem hohen Rath zu nicht minderem Ruhme, daß er diesen Mann herauszufinden und mit allen zu dem großen Vorhaben erforderlichen Vollmachten auszustatten die Einsicht und den Muth hatte. Dieser Auserwählte war der vielbewährte Generalkapitän des Meeres, Giacomo Foscarini, welchem die Signorie die vereinigten Gewalten eines Proveditore Generale, Inquisitore und Sindaco des Königreichs Candia übertrug. Wir wissen aus den Papieren Foscarinis, daß die ihm mitgegebenen Directiven ganz allgemein gehalten und in einem liberalen, wenn man die damaligen Zeiten erwägt, großartig zu nennenden Sinne entworfen waren und zum ersten Male Schutz und Erleichterung für das unter dem Druck der bevorzugten Klasse seufzende Landvolk und die Hebung der öffentlichen Einkünfte durch Reorganisation der Verwaltung als Zielpunkte der Reformen bezeichneten. Diese Directiven ehren gleicherweise die Urheber wie den Mann ihres schrankenlosen Vertrauens und verdienen mit goldenen Lettern in den Büchern der Kulturgeschichte aufgezeichnet zu werden als die ersten Anfänge moderner Staatsweisheit in einem Jahrhundert, welches sich zu solchen Anschauungen bisher noch nicht aufgeschwungen hatte. —

Es würde die mir gezogenen Grenzen weit überschreiten und die Geduld des Lesers ermüden, wollte ich in diesen Blättern auch nur ein an-

näherndes Bild der fünfjährigen Statthalterschaft Foscarinis zu entwerfen versuchen, eine solche Darstellung gehört in die Geschichte der Verwaltungspolitik. Aber es sei mir vergönnt, einige besonders hervorleuchtende Züge seines Wirkens anzuführen, weil sie Zeugniß ablegen von der humanen Denkungsart eines Mannes, welcher mit unumschränkter Machtvollkommenheit vor eine schier unlösbare Aufgabe gestellt war. Diese Gesinnungen bekundete er sofort bei seinem Eintreffen am 14. October 1574 durch eine Proclamation, die an alle Einwohner der Insel gerichtet war. Es ist der Wille der Signorie, heißt es darin, daß alle ihre Unterthanen, weß Standes sie seien, die ihr treu ergeben sind, im Schatten ihrer Herrschaft ein ruhiges und sicheres Dasein genießen sollen. Volle Gerechtigkeit, ohne Unterschied der Person, soll gleichmäßig Allen zu Theil werden." Goldene Worte, wie sie in dieser eisernen Zeit selten, in Candia niemals gehört worden waren. Das arme gedrückte Landvolk, seit Jahrhunderten unter die Zuchtruthe der Eroberer gebeugt, nahm diese Verheißung anfänglich mit Mißtrauen auf, aber dieses Mißtrauen schwand, als man den neuen, allmächtigen Statthalter an der Arbeit sah. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Wiederherstellung der durch entsetzliche Gewaltthaten fast der Vernichtung verfallenen Sphakioten. Dieser einst so vielgenannte candiotische Clan bewohnt noch heute seine alten Sitze in den bis zur Südküste sich erstreckenden unwirthlichen Schluchten des Madaras-Gebirges in dem westlichen Theile der Insel; der Name ist auch neuerdings in den Zeitungsberichten über die jüngsten Vorgänge auf Candia wieder aufgetaucht und darf auf ein besonderes Interesse Anspruch erheben, weil die Sphakioten vielleicht diejenige Stammesgenossenschaft sein dürften, auf der im Laufe der Zeiten die längsten und die schwersten Drangsale gelastet haben. In den Tagen, da Foscarini in Candia eintraf, hatten diese Bedrängnisse ihren Höhepunkt erreicht. Die schwer zugänglichen Thäler der Sphakia bildeten nämlich seit Alters die Zufluchtsstätte aller mit dem Regiment der Republik Unzufriedenen, namentlich aller derer, welche sich dem unerträglichen Galeerendienst entziehen wollten oder entzogen hatten; zu den Stammeshäuptern der Sphakioten zählten einige der angesehensten Archontenfamilien, welche ihre Namen auf ehemalige byzantinische Kaisergeschlechter zurückführten und in beständigen Stammesfehden begriffen waren. Die Signorie konnte einen solchen Zustand um so weniger dulden, als diese Fehden Ursache von Raub, Mord, Aufruhr und Felonie wurden. Der Vorgänger Foscarinis Marin de' Cavalli, hatte daher einen förmlichen Kriegszug nach Sphakia unternommen, um die Pateri, einen Zweig der Familie Skordillis, zu züchtigen, welche bei Gelegenheit des letzten Türkenkrieges sich unzuverlässig gezeigt und allerhand Raubzüge unternommen hatten. Um einen Begriff der Ausbreitung dieses Geschlechtes zu geben, genüge die Angabe, daß die genannte Familie Skordillis eine waffenfähige Mannschaft von 300 Köpfen in's Feld stellen konnte. — Die Sphakioten, damals noch mit

Bogen und Pfeilen ausgerüstet, in deren Führung die Kreter seit Alters her berühmt sind, vermochten dem Angriff der mit Feuergewehren bewaffneten, geordneten Truppen natürlich nicht zu widerstehen. Cavalli umstellte ihr kleines Gebiet, brach dann von verschiedenen Seiten gleichzeitig in dasselbe ein, ließ alle wehrfähigen Männer niedermachen, verheerte ihre armen Niederlassungen durch Feuer und Schwert und beschloß die Ueberlebenden gewaltsam in Corfu anzusiedeln; allein die meisten von diesen Unglücklichen erreichten die neue Heimat nicht, sie erlagen schon auf der Ueberfahrt der Verzweiflung und schlechten Behandlung, die Wenigen, welche anlangten, gingen durch die schweren körperlichen Anstrengungen, welche die freien Bergbewohner nicht zu ertragen vermochten, zu Grunde. Der ganze Gau der Sphakia wurde mit dem Bann der Signorie belegt, wodurch der Aufbau von Wohnungen, sowie jeder Verkehr mit den angrenzenden Gegenden bei Lebensstrafe untersagt wurde. Es blieb also den unglücklichen Zurückgebliebenen nichts übrig, als obdachlos umher zu irren und von der Mildthätigkeit der Nachbarn ein verstohlenes Dasein zu fristen. Dieser trostlose Zustand hatte bereits vier Jahre gedauert, als Foscarini auf der Insel eintraf. Es ist nun wahrhaft rührend zu sehen, mit welchem Vertrauen sich diese armen Umhergetriebenen, Heimatlosen, an den einzigen Mann wandten, der ihnen helfen konnte und wollte. Foscarini empfing eine Deputation der Pateri in Candia, und er selbst erzählt den Verlauf dieser Audienz. Der Führer der Abgesandten, ausgezeichnet durch ehrwürdiges Aussehen und durch verständige wohldurchdachte Rede, trug die Anliegen des vertriebenen Stammes in würdiger und überzeugender Weise vor. — „Dieser Mann," sagt Foscarini, „zeigte in seiner Rede, seinem Benehmen und seinem Wesen, unter dem Gewande eines Bauern den Edelmuth eines überlegenen Geistes und einer mit Selbstgefühl schön gepaarten Demuth." Der Statthalter schloß mit diesem Häuptling einen förmlichen Vertrag ab, wonach sich die Familie Pateri verpflichtete, in Zukunft in ihrem Bezirke auf strenge bürgerliche Ordnung zu halten, Jeden, der sich des Raubes oder Mordes schuldig mache, sogleich der Gerechtigkeit zu überliefern und allen Anforderungen der Behörden bezüglich des Festungsbaus und Galeerendienstes unverzüglich zu genügen. Dieser Vertrag wurde von sämmtlichen Familienhäuptern des Pateri unterschrieben und feierlich beschworen. Foscarini begab sich selbst nach der Sphakia, weilte mehrere Tage in jener verrufenen Gegend, wohin sich bisher niemals ein Venezianer gewagt hatte, und kehrte dann befriedigt nach Kanea zurück. Während der Dauer seiner Statthalterschaft war die Sphakia einer der ruhigsten Landstriche der Insel geworden, die gefürchteten Bergbewohner hielten die Bedingungen des Vertrages auf das Gewissenhafteste ein und erschienen kurz vor Foscarinis Abgange in feierlichem Aufzuge in Candia, wo der Statthalter ihnen zu Ehren ein großes Preisschießen mit Bogen und Arquebusen veranstaltete. Ich habe der Darstellung dieser Episode einen breiten

Raum gegönnt, weil durch dieselbe ein helles Licht in diesen dunklen Zeiten aufzustrahlen scheint, in dessen mildem Scheine echter Menschlichkeit die Betrachtung gern einen Augenblick verweilen möchte, ehe sie sich wieder zu unerfreulicheren Bildern wenden muß.

Noch einer anderen Klasse von Mühseligen und Beladenen ließ der wahrhaft humane Statthalter seine wohlthätige Fürsorge angedeihen, es war jene oben erwähnte Helotenkaste der einst zu Sklaven herabgewürdigten Sarazenen, die unter dem Namen Pariki (Πάροικοι) seit Jahrhunderten als Leibeigne (Villani) der Grundherren ein jammervolles Dasein fristete. Und in ähnlichen Verhältnissen schmachtete auch die Masse der griechischen Landbewohner, welche in Folge der unmenschlichen Härte, mit der man gegen sie verfahren hatte, um sie zur Botmäßigkeit zu zwingen, gleichfalls zu Hörigen herabgedrückt worden waren. Foscarini erkannte mit seinem staatsmännischen Blick sogleich die Wurzel des Uebels und schritt durch weise und energische Gesetze zur Abstellung der schreienden Ungerechtigkeiten, denen diese Unglücklichen seitens ihrer hartherzigen und hochmüthigen Dränger sich schutzlos preisgegeben sahen.

Der Bericht, welchen Foscarini über diese Verhältnisse an die Signorie erstattet, worin er die Grundzüge für die zukünftige Verwaltung der Insel entwickelt, zeugt von der tiefen Einsicht und der seiner Zeit voraneilenden politischen Weisheit dieses außerordentlichen Mannes. Nach den bitteren Erfahrungen, welche die Signorie mit den Gesinnungen der Ritter gemacht hatte, gäbe es, so meint Foscarini, nur ein Mittel, den Besitz der Insel zu sichern, dieses sei die Gewinnung der Landbevölkerung durch Hebung ihrer wirthschaftlichen Zustände und socialen Stellung. In der That gelang es dem Statthalter während der kaum-fünfjährigen Dauer seiner Amtsgewalt, die Anhänglichkeit des niederen Volkes in einem Grade zu gewinnen, der die schönsten Aussichten für die Zukunft eröffnete, wenngleich er sich nicht einen Augenblick verhehlte, daß er durch den Geist seiner Verwaltung und die Strenge, womit er gegen jede Willkür einschritt, in den schroffsten Gegensatz zu der mächtigen Klasse der Grundherren treten mußte. Denn alle seinen weisen Maßregeln erschienen den bisherigen Machthabern, denen der ganze Apparat der Verwaltung zur Verfügung gestanden hatte, natürlich als eben so viele Attentate gegen ihre vermeintlichen Rechte, und einen wahren Sturm der Entrüstung entfesselte Foscarini, als er die Grundherren mit unerbittlichem Ernst an ihre Lehnspflichten erinnerte, von deren Erfüllung doch allein der Erwerb dieser Rechte sich herschrieb. Die Vertheidigungsfähigkeit der Insel beruhte nämlich, wie oben erwähnt, auf dem Heerbann der Lehnsritter, welcher jeder Zeit zum Waffendienst bereit sein sollte; aber die ganze Einrichtung war seit geraumer Zeit in schmählichen Verfall gerathen, es gab keinen Heerbann mehr, die Ritter lebten zum bei Weitem größten Theil in den Städten und hatten sich der militärischen Uebungen, ja selbst der Reitkunst gänzlich entwöhnt, so daß

in Venedig schon gewichtige Stimmen die Aufhebung der veralteten Einrichtung und den Ersatz durch Leistung von Geldbeiträgen behufs Anwerbung von Soldtruppen forderten. Die Signorie schien bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber Foscarini trat mit Entschiedenheit für Beibehalt des Heerbanns der Lehnsritter auf. Es muß auf den ersten Blick befremden, die fortgeschrittene Weisheit eines aufgeklärten Staatsmannes für Aufrechthaltung einer verjährten Einrichtung einen aussichtslosen Kampf eingehen zu sehen, allein eine genauere Erwägung der Gründe belehrt uns, daß auch in diesem Punkte Foscarini eine höhere Einsicht besaß. Er kannte aus seiner früheren Laufbahn die Kostspieligkeit und Unzuverlässigkeit der damaligen Soldtruppen und sprach seine Ueberzeugung mit Entschiedenheit dahin aus, daß die Aufhebung des bisherigen Wehrsystems den Verlust der Insel an die Osmanen in kürzester Frist zur Folge haben müsse. Das Vertrauen des hohen Rathes der Republik, welches dem Statthalter auch in dieser entscheidenden Frage volle Freiheit der Entschließung gestattete und die bisher im entgegengesetzten Sinne erlassenen Verfügungen außer Kraft setzte, sollte glänzend gerechtfertigt werden. Der Statthalter ging mit seiner gewohnten Energie an das schwierige Werk einer gründlichen Wiederherstellung des auf persönlicher Dienstleistung der Ritter beruhenden Heerbanns, und trotz des Widerstrebens der Betheiligten, trotz der Entwöhnung derselben vom Heeresdienste, trotz der unglaublichen Verrottung der längst nur noch auf dem Papier bestehenden Einrichtungen und des gänzlichen Mangels brauchbaren Pferdematerials, gelang es der unermüdlichen Energie Foscarinis, nicht allein die Lehnsreiterei der Insel wiederum auf die frühere Zahl von 1200 Pferden zu bringen, sondern, was mehr werth war, die Brauchbarkeit derselben durch fortgesetzte Uebungen zu heben; es kam so weit, daß die jüngere Generation der Ritter der Sache wieder Geschmack abgewann und ihren Stolz darein setzte, bei den Uebungen mit edlen und schönen Pferden zu erscheinen; zu diesen Waffenübungen wurden jetzt, den früheren Satzungen über den Ritterdienst zuwider, auch Griechen zugelassen, die sich selbst beritten machen wollten. So hatte, wie Zinkeisen treffend sagt, Foscarini aus dem morschen Gebälk des alten Lehngebäudes, welches jeden Augenblick in sich selbst zusammenzustürzen drohte, ein neues stattliches Bauwerk aufgeführt zum Schutze der Insel und zur Ehre des venezianischen Namens; aus den kläglichen Resten der alten Ritterschaft war ein ansehnlicher Heerbann von 1200 Reitern wieder erstanden, für dessen Erhaltung sein Schöpfer die unausgesetzte Sorgfalt der Signorie und die Pflege der Regierungsgewalt in Anspruch nahm.

Dieses großartige Werk wurde nur möglich durch eine weitgreifende und streng durchdachte Umgestaltung des kretischen Adels, welche Körperschaft er durch Ausmerzung einer großen Zahl unwürdiger und herabgekommener Mitglieder, sowie durch Einfügung einer noch größeren Menge emporstrebender einheimischer Elemente von Grund aus reformirte. —

Wenn Foscarini bei der Art und Weise, wie er diese Angelegenheiten ordnete, noch völlig im Geist seiner Zeit verfuhr, so darf ihm doch die Anerkennung nicht versagt werden, daß sein ganzes Regiment augenscheinlich auf Verbreitung der Wohlfahrt unter seinen Schutzbefohlenen abzielte, mithin ein eminent civilisatorisches Werk genannt zu werden verdient, bei dessen Betrachtung der Menschenfreund um so lieber verweilt, als seinem Auge so wohlthuende Ruhepunkte in der Geschichte jener Zeiten nur selten dargeboten werden. Leider dürfen wir von der segensreichen Wirksamkeit dieses außerordentlichen Mannes nicht Abschied nehmen, ohne einiger Regierungshandlungen Erwähnung zu thun, welche eine leichte Trübung des reinen Spiegelbildes hervorzubringen geeignet sein dürften. Und die Schwere der Anklage scheint durch den Umstand erhöht zu werden, daß der Mann, gegen den sie erhoben wird, ein Venezianer war, ein Mitglied jener staatsmännischen Körperschaft, welche Toleranz in religiösen Dingen zu einem der obersten Grundsätze ihrer vielbewunderten Regierungskunst erhoben hatte. Diesen Grundsatz hat nun Foscarini durch brutale Grausamkeit gegen die unglücklichen Juden in geradezu empörender Weise verletzt, und der zur Milde neigende Geschichtsforscher sucht vergeblich nach Gründen der Rechtfertigung. Wie damals überall, so lebten auch in Candia die Bekenner des Talmud in einem völlig rechtlosen Zustand; sie mußten ihre bloße Existenz mit schweren Steuern erkaufen; Grundbesitz zu erwerben war ihnen natürlich verboten, auch den Christen jeder Umgang mit Juden streng untersagt. Dennoch war es diesen Meistern in der Kunst des Erwerbes auch hier gelungen, trotzdem alle Verhältnisse gegen sie verschworen schienen, auf Umwegen zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen, und mancher candiotische Ritter stand in den Schuldbüchern der verachteten Hebräer mit namhaften Summen verzeichnet. Die Kinder Israels sind eben zu allen Zeiten und bis auf unsere Tage zu Reichthum und durch diesen zu Macht und Einfluß gelangt. Aber auf Candia trat in jener Zeit noch ein besonderes Moment hinzu, welches in einem geradezu erstaunlichen Grade dem Wachsthum des jüdischen Einflusses förderlich war und auf die sittlichen Zustände der Gesellschaft in verderblicher Weise einwirkte. Es scheint nämlich, daß der weibliche Theil der candiotischen Judenschaft damals durch außerordentliche Schönheit, aber auch außergewöhnliche Sittenlosigkeit sich auszeichnete. Unter der Einwirkung morgenländischer Anschauungen über den Verkehr der Geschlechter war die Zahl illegitimer Verbindungen von Christen mit Judenmädchen in erstaunlichem Grade gewachsen und hatte ein ausgebreitetes Bastardgeschlecht in's Leben gerufen, dessen Mitglieder durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Christen und Juden nicht selten in einflußreiche Stellungen und zu Reichthum und Ansehen gelangt waren. Ein großer Theil der in den Städten lebenden höheren Gesellschaftsklassen hatte unter den zersetzenden Wirkungen dieser ungesunden Zustände eine starke Einbuße seiner sittlichen Anschauungen erlitten.

Wer hätte es einem Foscarini verdenken wollen, daß er gegen dieses Unwesen mit allen Mitteln einschritt und mit Ernst und Strenge die bessernde Hand anlegte. Wohl aber muß es schmerzlich berühren, daß wir hier den außerordentlichen Mann zu Maßregeln greifen sehen, die jedes menschliche Gefühl verletzen. Denn sein Verfahren war nicht blos barbarisch, sondern auch moralisch verwerflich. Man gewinnt den Eindruck, als ob seine blutigen Strafurtheile weniger dem Zorn über die verletzte Sittlichkeit, als vielmehr dem Haß gegen das Judenthum entstammten. Jeder Verkehr eines Christen mit einer Jüdin überlieferte die Letztere dem Richtbeil und schmiedete den Ersteren auf 10 Jahre an die Galeere. Die bloße Gegenwart einer Jüdin bei einem christlichen Feste sollte an ihr selbst mit dem Staubbesen, an ihrem Vater oder Gatten mit 18 monatlicher Galeerenstrafe geahndet werden. —

Zwanzig Jahre nach dem Erlaß dieser unmenschlichen Strafgesetze schrieb der größte Dichter aller Zeiten seinen Kaufmann von Venedig; man möchte fast vermuthen, daß die vorgeführte Handlung einem ähnlichen Vorgange nachgebildet worden sei, welcher sich in der frühen Jugend des Dichters auf Candia wirklich zugetragen haben könnte. Alle Personen dieses Meisterwerkes der Dichtkunst, insonderheit die beiden Vertreter des Judenthums, Shylok und Jessica, seine schöne und leichtfertige Tochter, die ohne Widerstreben zu einer Verbindung mit einem Christen sich bereit finden läßt, sind unmittelbar aus dem zeitgenössischen Leben herausgegriffen und durch die geniale Gestaltungskraft des Dichters zu Typen der damaligen Lebensanschauungen und Vorurtheile ausgeprägt. Die Handlung ist zwar nach Venedig verlegt, aber sie kann mit derselben, wo nicht mit größerer, innerer Wahrscheinlichkeit sich in Candia zugetragen haben. Auch die uns so befremdende, fast abstoßende Forderung der gewaltsamen Bekehrung Shyloks zum Christenglauben wurzelt durchaus in den Anschauungen der damaligen Zeit, gerade in Candia fanden in Folge des furchtbaren Drucks, welcher während der Statthalterschaft Foscarinis auf den Juden lastete, eine große Anzahl solcher Uebertritte statt; vielleicht ist diese Thatsache gerade ein gewichtiges Zeugniß für die unerträgliche Härte des Foscarinischen Regiments gegen das Judenthum, da die Geschichte lehrt, wie außerordentlich selten in jenen Zeiten Bekehrungen von Juden zum Christenthum stattfanden, auch erzählt uns Foscarini selbst, daß sich Niemand über seinen Abgang von Candia mehr gefreut habe, als die Judenschaft, in der Hoffnung, unter seinen Nachfolgern bessere Tage zu erleben. Trotz dieser Bedrängnisse und des Abfalls einiger Familien, und im Gegensatz zu dem Rückgange der Gesammtbevölkerung der Insel, zeigt die Judengemeinde in der Stadt Candia eine beständige Zunahme; eine statistische Angabe vom Jahre 1627 beziffert die Anzahl der daselbst wohnenden Juden auf 1160 Personen, ein schlagender Beweis, daß dieses betriebsame Volk ungeachtet der umgebenden Hemmnisse und Gefahren auf der Insel einen

günstigen Nährboden für sein Emporkommen gefunden haben muß. — Dieselbe statistische Notiz vom Jahre 1627 giebt für die Gesammtbevölkerung der Insel 195000 Seelen an, während 50 Jahre früher Foscarini auf Grund einer, von ihm veranstalteten Volkszählung, der ersten auf Candia, von der wir Kunde besitzen, die Bevölkerung auf 220000 Seelen feststellt. Allerdings hatte gerade in seiner Zeit ein bedeutender Zuwachs durch Ansiedlung flüchtiger Griechen aus Morea und namentlich aus Cypern stattgefunden.

Ich schließe die Darstellung der Foscarinischen Verwaltung mit einer kurzen Notiz über die Finanzverhältnisse von Candia, da wir hierdurch einen annähernden Begriff erhalten von der Größe der Opfer, welche den Venezianern durch den Besitz der Insel auferlegt wurden. Während seiner Statthalterschaft, also in einer Zeitepoche, in welcher der Habsucht und Unredlichkeit der Beamten, der Willkür bei Handel und Wandel, der Falschmünzerei u. s. w. energisch gesteuert wurde, giebt Foscarini das Deficit im Finanzetat auf 200000 Ducaten jährlich an, eine für jene Zeiten ungeheure Summe, die sich später noch erheblich steigern sollte. Man stelle sich hiernach vor, welche unerschwinglichen Ausgaben im Verlauf eines halben Jahrtausends von dem Staatsschatz der Republik geleistet werden mußten, und man wird geneigt sein, denen Recht zu geben, welche den Rückgang der venezianischen Macht von dem Erwerbe jener levantinischen Colonien, in erster Linie Candias, datiren.

Als Foscarini nach ein und einhalbjähriger Amtsführung nach Venedig zurückkehrte, hatten die von ihm eingeleiteten Reformen kaum erst Wurzel geschlagen, und es hätte einer ununterbrochenen Reihe gleichgesinnter Nachfolger bedurft, um der mächtigen und zahlreichen Widersacher Herr zu bleiben, welche besonders unter dem aufgebrachten Ritter- und Beamtenstande, sowie unter der griechischen Geistlichkeit vorhanden waren; der große Staatsmann konnte daher nur mit banger Sorge um den Bestand seiner Schöpfung von ihr scheiden, er nahm die Segenswünsche und die Hoffnungen des Volkes, aber den Haß und die Mißgunst seiner Feinde mit sich, und kaum in Venedig angelangt, sah er sich gezwungen, seine Thätigkeit vor der Signorie zu rechtfertigen. Er that es in einer glänzenden Ansprache und durch einen dem hohen Rath vorgelegten, mit überwältigender Klarheit und Gediegenheit abgefaßten Bericht. Der Erfolg vereitelte alle Hoffnungen seiner Feinde und Neider; der Doge sprach ihm die vollste Anerkennung und den Dank seiner Vaterstadt aus und bestätigte alle von ihm in Candia getroffenen Anordnungen. Er wurde zum Procurator von S. Marco erhoben, der höchsten Würde nach dem Dogenamte, bekleidete später eine Anzahl der höchsten Staatsämter und Vertrauensposten und beschloß sein thatenreiches Leben erst im Jahre 1602. So war es ihm beschieden, die Ergebnisse seiner Wirksamkeit in Candia in dem nächsten Vierteljahrhundert noch selbst beobachten zu können, sie entsprachen seinen

Erwartungen und Hoffnungen keineswegs; seine Staatsverwaltung ist als der letzte Versuch anzusehen, die Bevölkerung von Candia mit der Herrschaft der Republik durch versöhnliche Maßregeln zu befreunden. Dieser Versuch mußte an der Ungunst der Verhältnisse scheitern, aber er umkränzt die Schläfe dessen, der alle Kräfte und Gaben einer reich ausgestatteten Natur und die Erfahrungen eines, den Staatsgeschäften gewidmeten Lebens für eine so rühmliche Unternehmung mit rastloser Energie des Willens aufgewendet hat, mit der Aureole echter Humanität und großartiger Auffassung der Pflichten eines Staatsmannes; der aufmerksame Betrachter der menschlichen Dinge verweilt mit Genugthuung und Stolz bei den Thaten und der Wirksamkeit von Männern von dem Schlage Foscarinis.

Wenige Jahre nach dem Tode dieses ausgezeichneten Mannes, im Anfang des siebzehnten Säculums, hatten sich die Anschauungen der maßgebenden Persönlichkeiten in Venedig von Grund aus gewandelt, man glaubte den Besitz von Candia nur durch Anwendung brutaler Gewaltmittel behaupten zu können, und die Periode, welche der Eroberung der Insel durch die Osmanen unmittelbar vorherging, also der erste Dritttheil des siebzehnten Jahrhunderts steigerte das Maß des Elends und die Drangsale der Candioten auf eine solche Höhe, daß diese unglückseligen Menschen dem Wechsel ihrer Oberherren mit freudigen Erwartungen entgegensahen, und ihrerseits durchaus nichts thaten, um diesem Geschick vorzubeugen. Um zu verstehen, bis zu welchem Grade die Stimmung der Venezianer gegen die Candioten in erbitterten Haß übergegangen war, sei mir gestattet hier die Anschauungen eines der aufgeklärtesten Staatsmänner des damaligen Venedigs bezüglich des Verhaltens der Regierung gegen Candia wiederzugeben. Es ist jener berühmte Serwit Paolo Sarpi, welcher den Kampf gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhles in so glänzender Weise durchgefochten und die Staatsautorität der Republik gegenüber dem hochfahrenden Borghese Paul V. mit bewunderungswürdiger Energie aufrecht erhalten hat. —

„Sicherlich," so sagt Paoli Sarpi, in einem Promemoria an die Signorie, „müssen die Unterthanen des Königreichs Candia durchaus anders behandelt werden, als die Unterthanen der Republik in Istrien und Dalmatien. Denn auf die griechische Treue ist nicht zu bauen, und diese Völker wären jeden Augenblick bereit, ohne Umstände die Herrschaft der Signorie zu verlassen und sich den Türken zu unterwerfen, zumal da sie das Beispiel ihrer ganzen übrigen Nation vor Augen haben, welche jetzt dem Osmanischen Reiche einverleibt ist. Man muß folglich über diesen Candioten mit der größten Sorgfalt wachen und sie mit derselben Vorsicht im Zaume halten, wie die reißenden Thiere, damit sie nicht etwa, ihrem wilden Instinct zufolge, sich ihrer Zähne und ihrer Klauen bedienen. Das beste Mittel, sich davor zu schützen, ist, bei ihnen tüchtige Besatzungen zu unterhalten, die ihnen Fesseln anlegen, sie möglichst zu erniedrigen und nicht

etwa daran zu denken, ihnen unter dem Vorwande, daß man sich ihrer im Kriegsfalle gegen äußere Feinde bedienen könne, Waffen in die Hand zu geben. Denn je mehr Kraft sie haben, desto mehr wird sich ihr böser Wille und ihre feindselige Haltung offenbaren; diese Völker sind ihrer Natur nach wie Galeerensklaven, welche milde Behandlung nur durch Empörung entgelten und ihre Galeere sammt dem Kapitän zu den Barbaresken entführen würden. Das Brot und der Stock, das ist Alles, was man ihnen zu geben schuldig ist; Menschlichkeit muß man sich für eine bessere Gelegenheit vorbehalten."

„Dem Adel der Kolonie muß man die größte Aufmerksamkeit zuwenden, denn abgesehen von der Rauhheit des Klimas und der Wildheit seiner Sitten, besitzt er eben noch die Eigenschaften des Adels, welche sein Selbstbewußtsein und seine Ansprüche steigern. Die Errichtung von Kolonien war für die römische Republik sehr heilsam, weil sie für ihr Mutterland immer eine gewisse Anhänglichkeit bewahrten, und mit der Zeit die Eingeborenen romanisirten, während im Gegentheil die Bürger der Republik, die wir nach Candia verpflanzt haben, selbst zu Wilden geworden sind. Wenn nun diese Nobili ihre Bauern knechten, so muß man dazu durch die Finger sehen, um im Lande den Zwiespalt zu nähren; wollen sie sich dagegen in irgend einer Art emancipiren, so muß man gegen sie mit der äußersten Strenge verfahren, damit sie nicht zu sehr auf ihre Privilegien pochen. Endlich darf man nicht aus den Augen lassen, daß man alles Gute, das man von ihnen erwarten konnte, erreicht hat, nämlich, daß man Herr des Landes geworden ist und daß folglich für die Zukunft durch sie nichts mehr zu hoffen, wohl aber Alles zu verlieren ist!"

Das ist die blanke Staatsweisheit Macchiavellis, welche nunmehr im Rathe der Pregadi das Uebergewicht erlangte; unter der nach solchen Grundsätzen geleiteten Politik konnte es nicht ausbleiben, daß die unglückliche Insel in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in einen trostlosen Zustand von Zerrüttung im Innern und Ohnmacht nach Außen gerieth, welcher der endlichen Eroberung durch die Osmanen Vorschub zu leisten sehr geeignet war. Der fünfundzwanzigjährige Krieg, den die Republik um den Besitz der Insel mit den Türken zu führen sich genöthigt sah, bezeichnet den Anfang des Todeskampfs der Vorherrschaft Venedigs in der Levante überhaupt; der unglückliche Ausgang desselben besiegelte das Ausscheiden der stolzen Republik aus der Reihe der großen Weltmächte.

Die Eroberung Candias durch die Türken im Jahre 1669 ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth. Sie brachte der Pforte ihre letzte territoriale Erwerbung und fiel in eine Zeit, wo die osmanische Machtentwicklung ihren Höhepunkt längst überschritten hatte und in die rückläufige Bewegung eingetreten war. Genau ein Jahrhundert vorher hatte die fast ununterbrochene Reihe großer Sultane mit dem Tode Solimans des Prächtigen ihren Abschluß gefunden; seit jenem Zeitpunkte

gab es nur noch wahnwitzige Despoten oder verkommene Wüstlinge auf dem Herrscherthron der Osmanen; Intriguen und Palastrevolutionen, denen das Leben jener Sultane zum Opfer fällt, sind an die Stelle der glorreichen Kriegsunternehmungen der früheren Zeiten getreten, und in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schien der Zusammenbruch des ungeheuren Reiches bevorzustehen. Er wurde abgewendet durch eine Reihe ausgezeichneter Großveziere, welche in dieser Epoche zur Leitung der Reichsgeschäfte gelangten. Sie gehören sämmtlich der berühmten Familie der Köprili an, und einer derselben, Achmed, der größte unter allen, ist es, der mit der Eroberung Candias nach dreizehnjähriger Einschließung das gesunkene Kriegsglück der Osmanen wieder emporhob. Ganz Europa hatte sich an der Vertheidigung dieses Bollwerks der Christenheit betheiligt. Zuletzt erschien noch eine starke französische Flotte mit 7000 Mann Landungstruppen, drei Regimenter deutsche Truppen hatte der Graf von Waldeck herbeigeführt. Alles vergebens. Am 27. September 1669 capitulirte die Festung nach einer der hartnäckigsten und tapfersten Vertheidigungen, die die Geschichte kennt. Sie ist in unseren Tagen zum Gegenstande besonders eingehender Studien von Seiten unseres Generalstabes gemacht worden, die in Gestalt einer Einzelschrift erschienen sind.

Seit dieser Katastrophe sind 230 Jahre vergangen, eine neue Leidensperiode für die unglücklichen Inselbewohner, deren wiederholte Aufstandsversuche von den Türken unter Strömen von Blut erstickt worden sind. Im Beginn des 19. Jahrhunderts scheint die Widerstandskraft der Candioten erloschen zu sein, nur die wilden Bergbewohner im Innern der Insel, die man damals unter dem Namen Sphakioten zusammenfaßte, sind niemals vollständig von den Türken unterworfen worden. Sie sind es gewesen, bei denen der Aufruf Ypsilantis im Jahre 1821 begeisterten Anklang fand.

Seitdem haben die tapferen Sphakioten keine Gelegenheit vorübergehen lassen, durch wiederholte Erhebungen gegen ihre Peiniger der christlichen Welt in Erinnerung zu bringen, daß die unglückliche Insel noch immer unter dem Türkenjoche seufzte. Endlich im Jahre 1897 kam es infolge der muhamedanischen Ausschreitungen gegen die Christen in Kanea zu einer allgemeinen Erhebung der Insel und zu der Besetzung derselben durch griechische Truppen. Wie hieraus der für Griechenland so verhängnißvolle Krieg mit der Türkei und später die bewaffnete Intervention der Großmächte entstand, die zu der gänzlichen Entfernung der türkischen Truppen und Einsetzung eines christlichen Gouverneurs führte, das ist aus der Tageslitteratur der letzten Jahre genugsam bekannt.

Der gegenwärtige Zustand kann nur als ein Provisorium betrachtet werden, welches die naturgemäße Einfügung Kretas in das stammverwandte hellenische Königreich unter Aufhebung der jetzt noch dem Namen nach bestehenden Suzerainität der Pforte vorbereitet, ein Abschluß, der nur durch das beispiellose kriegerische Mißgeschick der Griechen in Thessalien verzögert worden ist.

Johannes Schlaf.

Von

Hans Benzmann.

— Berlin-Wilmersdorf. —

Wenn ich mir die künstlerische Persönlichkeit des Dichters Johannes Schlaf vorstellen will, fallen mir immer seine zwei Dichtungen: „Der Frühling" und „Aus Dingsda" ein, und mir kommen dann die entgegengesetztesten, scheinbar mit einander unverbundensten Vorstellungen wie: Johannes Schlaf der Naturalist und der Mystiker, der Theoretiker, der Analytiker, der nervöse Dramatiker und der intuitiv Schaffende, der gesunde Hymnendichter und Jünger Walt Whitmans. Ich fühle: das Alles hängt irgendwie zusammen, entspringt einer Individualität und ergiebt eine Persönlichkeit. Von dieser aber habe ich zunächst ein absolut unklares Bild. Jedenfalls scheint mir Schlaf weder eine originelle und starke, durchaus eigne Persönlichkeit, noch ein großer und vollkommener Künstler zu sein. Er ist eine passive Natur, die sich von Eindrücken und Einflüssen aller Art leiten und am liebsten von Stimmungen, Ideen und Phantasien treiben läßt, weil sie sie nicht formen kann. Schlaf hat nicht die zusammenfassende und suggestiv wirkende Macht der Form, der präcisen durch und durch rein gegossenen Form. Bei aller tiefen Innerlichkeit, ja Ursprünglichkeit der dichterischen Ergriffenheit fehlt es ihm zudem an wirklich neuen Ideen, wie sie z. B. sein Meister Walt Whitman in reicher Fülle besitzt, und an Selbstständigkeit und fruchtbarer Phantasie. Dennoch offenbart sich in seinen Werken ein eigenartiger Dichter, der mit zu denen gehört, die die moderne Litteratur geschaffen haben und noch fortwährend ausbauen. Ihm ist, abgesehen von seiner naturalistischen Darstellungsmethode ein eigenthümlich rhythmisch bewegter Stil eigen. Seine Kunst ist inhaltlich in verschiedener Beziehung hochinteressant. Schlaf

stellt die Entwickelung des sogenannten Naturalismus zum eigentlichen, vertieften, zum Impressionismus und schließlich zum naturalistischen Mysticismus dar und zwar in der eigenartigen Weise, daß immer der Naturalismus in der alten Form dem jüngeren zur Seite geht. Ein Kritiker sprach jüngst bei Schlaf von mystischem Materialismus. Dann wäre Schlaf allerdings eine wahrhaft moderne Erscheinung, seine Weltanschauung wäre hervorgegangen aus einer Vereinigung uralten nationalen religiösen Gefühls und skeptischen Wahrheitsdranges. Diese Bedeutung will ich Schlaf gern zugestehen. Es ist ein Streben in ihm, eine derartige Weltanschauung gleichsam zu durchleben und stetig zu verkünden. Der größte Vertreter dieser Weltanschauung war freilich Walt Whitman, der große amerikanische Dichter. In diesem sowie in dem deutschen Lyriker Richard Dehmel offenbart sich jene Weltanschauung in ganz eigenartig persönlich-genialen Ideen und Formen. Das unterscheidet Beide von Johannes Schlaf, der kein Prophet, sondern nur ein tiefergriffener Priester ist.

Zur zunächst allgemeinen Charakteristik gehört, daß ich das Drama: „Meister Oelze" kurz erwähne. Seltsam, daß man dieses, das absolut beste Werk des Dichters, erst in zweiter Linie nennt. Fast fremd steht es allen anderen Werken Schlafs gegenüber, für sich in der modernen Litteratur. Hat denn dieses Drama wirklich soviel mit dem Naturalismus zu thun? Meines Erachtens ist dies das einzige wirklich freie Werk des Dichters. In der Größe und Einheitlichkeit des wahrhaft dramatischen Aufbaues und Stiles, in der Tiefe der Charakteristik und psychologischen Analyse schließt es sich direct an Hebbels „Maria Magdalena" an.

Allerdings scheint mir vor Entstehung des „Meister Oelze" eine Befreiung in dem Dichter vorgegangen zu sein: die Befreiung von dem sogenannten Naturalismus, von — Arno Holz. . . Es ist über diesen Naturalismus viel geschrieben worden. Sehr umständlich und bisweilen sehr scharfsinnig wird er dargestellt und sein Verkehrtes und sein Entwickelungsfähiges klargelegt von Moeller-Bruck in dem IV. Bande der „modernen Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen", der den etwas sonderbaren Namen führt: „Die deutsche Nuance" (Verlag von Schuster und Loeffler). Die Werke, welche die beiden Dichter unter dem Banne ihrer Theorie zusammen schufen, das Schauspiel „Die Familie Selicke", ferner Novellen und Skizzen (Alles vereinigt in dem Bande „Neue Geleise") werden von Moeller-Bruck eingehend besprochen.

Mit den „Neuen Geleisen" beginnt Schlafs litterarische Laufbahn.

Die Kunst hat meines Erachtens einfach das Bestreben, sich zu offenbaren: sie ist eine Offenbarung wie die Natur, keine Nachahmung der Natur. Ich muß hier aber auf die Theorie Holz-Schlaf eingehen, deren Princip der Satz ausspricht: Die Kunst hat die Tendenz, wieder Natur zu sein. Meines Erachtens ist der Mensch mit seinen Empfindungen, mit seinem höchstpersönlichen inneren Leben auch und vor Allem Natur. Holz

weist nun eine Kunst der subjectiven Empfindungen, wie er in seinen Gedichtsammlungen „Phantasus I. und II.“ beweist, durchaus nicht zurück. Augenscheinlich betrifft seine Theorie schließlich folgerichtig nur die dichterische Form, die Darstellung. Diese soll eine natürliche sein. Die allernatürlichste Form wird nun freilich nur von der Seele des Dichters, des Schaffenden gefühlt: sie ist noch gar keine Form, sie ist dichterisches Erleben, Schauen, Phantasie. Sobald das, was der Dichter empfindet, für ihn und uns eine Offenbarung, nämlich Kunst, werden soll, muß es in materieller Form erscheinen. Es ist nun das Geheimniß der künstlerischen Form, daß sie uns mehr sagt als die Natur, d. h. als die einfache, natürlichste Wiedergabe des Empfundenen. Oder mit anderen Worten: erst die Form, der Rhythmus, der Reim, das Bild, das Symbol überträgt uns suggestiv das Wesentliche, die ganze Fülle und Tiefe der dichterischen Stimmung in ihrer Bestimmtheit und Unbestimmtheit, die ganze Seele mit ihren Klarheiten und Ahnungen, das seelische und kosmische Leben und Weben — die Natur . . . Freilich im Einzelnen mag auch die einfache Wiedergabe die Nurinwortsetzung des Empfundenen wie edle Kunst wirken. Allein nach meinen persönlichen Erfahrungen bei der Lectüre der Holz'schen Gedichte kann ich auch hiergegen nur sagen: ich tastete und suchte innerlich instinctiv auch dort nach einer abgeschlossenen Form, nach Reim und Rhythmus, nach einer Melodic, wo Holz in seinen Gedichten so recht einfaches und schlichttiefes Empfinden in einfachster Weise wiedergiebt, wo also der Stoff die allergrößte Einfachheit begünstigte. So ist es mir auch bei vielen Gedichten Schlafs ergangen (Sammlung: „Helldunkel“), auf die ich später komme.

Mir scheint nun, als ob damals, als Holz und Schlaf noch zusammenarbeiteten, die naturalistische Theorie noch nicht in allen Consequenzen klar lag. Andererseits ließen gewisse litterarische Strömungen, die sich gerade „naturalistische“ nannten, aber nur nach einer Darstellung des Aeußerlichen strebten, eine Verinnerlichung jener Theorie kaum zu. Die Novellen „Neue Geleise“ und das Drama „Die Familie Selicke“, die Holz und Schlaf gemeinsam verfaßten, enthalten nichts weiter als Milieuschilderung, Schilderung nur des äußerlichen, alltäglichen Lebens. Es sind Werke des sogenannten Naturalismus. Das gewöhnliche Leben ist in seinen neben- und hintereinander liegenden Momenten durch Zuhilfenahme bezeichnender Epitheta, des Dialektes u. s. w. in den Novellen und Skizzen sowie in dem Schauspiel abgezeichnet. Dennoch kommt durch das addirende Verfahren kein plastisch wirkendes Bild, keine Geschlossenheit zu Stande, dramatisches Leben wird nicht erzeugt. Die vielen kleinen Charakteristiken überlasten die Schilderung und heben die Wirkung auf. Nichts Lebendiges, ein Mechanismus bewegt sich vor uns. Die Novellen und Skizzen schildern das Großstadtleben, die kleinen Leute Berlins, die Chambregarniwirthschaft, das Straßen- und Hofleben. Die Personen sind Berliner Typen, wie sie

Jeder kennt, der einmal dort oben im Norden oder Osten Berlins gewohnt hat. Die Berliner „Göhre“ z. B. spielt eine große Rolle in dem Buche. Die Komik dieser localen Verhältnisse enthüllt sich vor uns, in der offenherzigen Schilderung des brutalen Lebens, aber auch die Tragik des socialen Lebens. Ich muß im Uebrigen Franz Servaes Recht geben, der in seinem Essai „Arno Holz“ (in der Sammlung „Präludien“, Verl. von Schuster und Loeffler) das objective Ergebniß der Theorie Holz-Schlaf in dem Satze ausspricht: „Es wäre traurig, wenn die Resultate der Holz-Schlafschen Experimentirkunst für unsere Bühne verloren gehen sollten. Nur dürften sie nicht nackt übernommen werden. Sie müßten sich unterordnen und einfügen lernen.“

Möller-Bruck sagt in der oben citirten Schrift: „So lernten die Schüler (Schlaf, Hauptmann) vor Allem, die deutsche Sprache naturlogisch gemäß den Formen des äußeren Lebens handhaben. Das Ziel, das Holz selbst sich gesteckt, das stellte er ihnen als Aufgabe wieder. Jede stoffliche Erscheinung, jedes lautliche, jedes Gesichts-, Geschmacks-, Geruchphänomen sollte der Urform, der Wirklichkeit genau nachgebildet werden. . . . Dazu mußte der Künstler seine Mittel nothwendig differenziren. War er ein Dichter, so mußte er der Sprache eine Unzahl neuer Wendungen abringen.“ Das Zusammenarbeiten Schlafs mit Arno Holz hat nun für ersteren entschieden eine große Bedeutung. „Eine so reich und lyrisch angelegte Natur wie die von Johannes Schlaf, mit ihrem schlummernden Hang zu visionärer Mystik, barg von vornherein die Gefahr der Zerflossenheit und dadurch der Unproductivität in sich. Welch ein Glück daher, daß der energische, zielbewußte, zupackende Arno Holz bei Schlaf die Erziehung zur Arbeit übernahm und mit dem ganzen Feuereifer des geborenen Dogmatikers, wenigstens vorläufig, Ziele und Wege wies,“ sagt Servaes in dem Essai „Johannes Schlaf“ (l. c.). An den Werken der beiden Dichter kann man wohl Schlaf die gelegentliche seelische Vertiefung der Stimmung zuschreiben, Holz dagegen die naturalistischen Sprachwendungen.

Die beiden Dichter, die sich anscheinend ergänzten, konnten für die Dauer nicht zusammen arbeiten, weil die Verschiedenheit der Charaktere zu groß und weil namentlich der überragende verstandesmäßige Kriticismus des Einen dem dichterischen Idealismus des Anderen nicht entsprach. Schlafs Naturalismus war innige Liebe für alle Lebenserscheinungen, ein tiefes, jede Schranken im Grunde verachtendes Gefühl. Schlaf ist ein geborener Dichterphilosoph, ein Pantheist deutschester Art. Seine Entwickelung zeigt, wie fremd ihm eigentlich jener einseitige Naturalismus war. Er suchte diesen nach allen Richtungen hin zu vertiefen. In diesen Bestrebungen und in seinem Pantheismus erkenne ich den Wurzelboden seines künstlerischen Seins.

Schlaf schrieb darauf allein das Drama „Meister Oelze“ (Verlag S. Fischer, Berlin, 1892), ein Werk, wie es selbstständiger kaum sein

kann. Ich habe auf die Bedeutung dieses Dramas schon vorhin hingewiesen. Es ist, als hätte ein dichterischer Genius hier einmal — und wenn auch nur einmal — gezeigt, was er leisten kann. Das Werk fordert zu keinem Vergleiche mit anderen zeitgenössischen heraus, nicht mit Ibsen'schen Dramen, von denen es so viele an Kraft und Klarheit übertrifft, nicht mit Hauptmann'schen, die es an tief angelegter Charakterentwickelung überragt. Es sind Menschen, die geboren, nicht geschaffen sind, die Menschen des „Meister Oelze"! Die Figuren, in ihrer echt dramatischen Größe und Selbstständigkeit, erinnern uns an das Hebbel'sche Drama. Selbstverständlich, wenn man dann, nachdem man das wohl componirte Werk vollkommen auf sich hat wirken lassen, das Einzelne analysirt, wird man die naturalistischen Fäden in dem Gewebe erkennen, und auch die, die zu dem Impressionismus hinüberleiten, dem sich der Dichter später mehr und mehr ergab, und um den er Verdienste hat, der ihn aber leider vom Schaffen zum Construiren hinführte. Zum Inhalte hat das Drama das Ende eines Seelenkampfes zwischen zwei starken Menschen, dem verbrecherischen „Meister Oelze" und seiner ihn mit Andeutungen auf Schritt und Tritt verfolgenden Stiefschwester Pauline: Er hat einst seinen Stiefvater vergiftet, um ein Testament zu Gunsten seiner Stiefschwester zu verhindern. Niemand weiß von der dunklen That, nur Pauline ahnt den wahren Zusammenhang. Nach Jahren besucht sie ihren Stiefbruder und dessen Familie, und nun beginnt der Konflict zwischen den beiden Geschwistern, die ihr Geheimniß für sich haben und es sich gegenseitig zu entlocken suchen, die um jede Miene, jeden Ausdruck kämpfen, die einander peinigen bis in die tiefste Seele. Das Gewissen schlägt den Klügsten und Stärksten nieder. Die Todten rächen sich, sie leben um uns und in uns, und es kommt ein Moment, wo sie richten und uns unbarmherzig vernichten. Oelze geht an seiner tiefen Aufregung, schließlich an Gespensterfurcht zu Grunde. Möller-Brucks Ausführungen über dies Drama (l. c.) scheinen mir nicht klar genug zu sein. Servaes sagt, den Kernpunkt treffend: „In der „Familie Selicke" stehen die Menschen entfremdet neben einander, einzig durch ihr Milieu zusammengehalten, jede für sich in einem kalten Dunstkreis u. s. w. In „Meister Oelze" giebt es Menschen, die sich hassen, mit einem unerbittlichen, bis zum Tode getreuen Haß. Aber sie sind nicht einander entfremdet, sie strömen in ihrer Feindschaft unaufhörlich ineinander über. Ihre Seelen saugen sich aneinander fest. Mit süßen Schmeichelworten, mit verkappten Sticheleien wollen sie einander aushorchen . . . Stets liegen die Menschen auf der Lauer, umschleichen einander wie Raubthiere. Eine stets vibrirende seelische Spannung kommt dadurch in die Dichtung.

Im Anschluß an dieses Drama möchte ich nun zunächst Schlafs weitere Dramen besprechen. Er hat bisher noch die Dramen „Gertrud" (Verlag Joh. Sassenbach, Berlin) und „Die Feindlichen" (Verlag Bruns, Minden) geschrieben, von denen das erstere in einer Matinée der Berliner

„Dramatischen Gesellschaft“ am 24. April 1898 zur Aufführung gelangte. Ich möchte zunächst den Inhalt der beiden Stücke kurz skizziren. In „Gertrud“ spielt sich wie in „Den Feindlichen“ eine Seelentragödie ab. Seelen, die sich scheinbar hassen, suchen und fliehen einander, kämpfen mit sich und mit einander den lautlosesten, grausamsten Kampf, bis sie sich finden, nachdem der Kampf Alles in ihnen zerstört hat. Das ist allerdings eine Art der modernen Liebestragödie. Die Tragödie einer Uebergangszeit, in der die Leidenschaften, diese immer wirkungsvollsten und darum echtesten und eigentlichsten dramatischen Acteure, schweigen, in der dafür die müden, philosophirenden und ästhetisirenden Seelen wie blutlose Schemen mit einander flüstern, sich gegenseitig sticheln und behorchen — eine Tragödie für die Seele, keine für die Bühne. Wir finden bei Ibsen als ein Grundmotiv in vielen Dramen den Kampf zwischen dem „Einsamen“ und dem Philisterthum. Dies kehrt in Schlafs „Gertrud“ wieder. Die „innerlich freie“ Beamtentochter ist mit einem liebenswürdigen, braven, aber philisterhaften Kaufmann verheirathet. Da kommt Albrecht Holm, der freie, aller Kulturfesseln und aller Vorurtheile ledige Mann, und die beiden gleichgestimmten Seelen finden sich. Aber Sie hat den Muth nicht, Ihm zu folgen und alles das zu verlassen, was Sie peinigt und doch beglückt — Sie bleibt zurück in müder Resignation. Der seelische Kampf in den „Feindlichen“, der sich zwischen einer ebenfalls durch die Ehe Gebundenen und einem hysterisch-nervösen Schwächling abspielt, ist in das spirituelle, mystische Gebiet hineingetragen, ein Kampf der Suggestionen, der sich anziehenden Gegensätze, ein Kampf, der den Seelen von unsichtbaren, unwiderstehlichen Mächten aufgezwungen ist. Ich bin nicht so in's vielseitige Leben gedrungen, um feststellen zu können, daß so eigenartige Liebesconflicte, wie sie sich in diesem Drama zwischen einer verhältnißmäßig frischen, starken Weibesnatur und einem mich fast wie einen Idioten anmuthenden männlichen Nervenkranken abspielen, überhaupt oder bisweilen vorkommen.

Die Dramen haben aber noch eine andere Bedeutung, nicht nur für des Dichters Entwicklung, sondern auch für die Entwicklung des modernen dramatischen Stiles. Man wird also hier die eine Richtung finden, nach der hin Schlafs Begabung und künstlerisches Empfinden sich entwickelt hat und für die Litteratur Beachtenswerthes geleistet hat. Der Naturalismus ist hier zum dramatischen Impressionismus geworden. Er will hier die Natur, das Wesen der Seele enthüllen und zwar in einer Form, die der Wirklichkeit entspricht. Ein Beispiel: Wir reden anders, als wir denken und fühlen. Dies soll auf der Bühne dargestellt werden. Diese eigentlichste Wirklichkeit soll uns künstlerisch offenbart werden. Wir hören die Menschen auf der Bühne reden, sie denken aber anders als das, was sie reden, und dennoch sollen wir sie verstehen können . . . Es entsteht das „intime Drama“ mit dem directen (seelischen) und indirecten (gesprochenen) Dialog. Ich schicke voraus, daß auch Ibsen dort, wo es nöthig

war, diese Mittel gebraucht hat, daß ferner Maeterlinck von demselben Princip ausgeht, daß bei ihm aber der seelische Dialog im gesprochenen symbolisirt und auf diese Weise präcisirt erscheint, so daß eigentlich zwischen Denken und Reden keine Gegensätze entstehen (wie ja auch Maeterlincks künstlerische Absichten überhaupt mehr auf ein Versinnbildlichen des Seelischen, ein Allegorisiren seelischer Stimmungen, Gefühls- und Willenssphären, unbegriffener Schicksalsmächte u. s. w. gehen, als auf ein Realisiren der Kunst, auf eine Kunst der Wirklichkeit).

Ueber das „intime Drama" hat Schlaf zu seinem Drama „Gertrud" eine Selbstanzeige geschrieben (in der verblichenen Zeitschrift „Neuland" 1898, Verl. Joh. Sassenbach, Berlin). Dieselbe ist als Nachwort auch in der Buchausgabe der „Feindlichen" zu finden. Bemerkenswerth ist aus dieser Selbstanzeige namentlich der Satz: „Der Dialog, das gesprochene Wort, ist zwar das charakteristischste Moment und Wirkungsmittel des Dramas, es ist aber einer besonderen Entwicklung fähig. Und eine solche ist im vorliegenden Fall erzielt mit der ganz besonderen Berücksichtigung eines weit feineren, intimeren Dialogmoments, als es sich im gesprochenen Worte darstellt, nämlich mit der intimen Berücksichtigung des mehr unbewußten, psychologischen Contactes zwischen den beiden Hauptpersonen, eine Berücksichtigung, die dem Dialog ein ganz besonderes, indirectes Gepräge verliehen hat, ein Gepräge der Unabsichtlichkeit, das dem ästhetischen Genuß insofern eine Bereicherung und Differenzirung verschafft, als es den Intellect damit beschäftigt, aus dieser indirecten und scheinbar unabsichtlichen Ausdrucksweise der Personen, die innere, seelische Vorgänge verhüllt, auf diese zu schließen und durch das äußere Wort hindurch in ihrer untergründigen Wirklichkeit wahrzunehmen." Sehr klug ist damals nach der Aufführung der „Gertrud" Dr. Paul Ernst seinerseits in einer Selbstanzeige zu seinen beiden Stücken: „Lumpenbagasch" und „Im chambre séparée" auf die Konsequenzen der Schlaf'schen Theorie und Praxis eingegangen. „Was wir wirklich sagen," schreibt Paul Ernst, „drückt noch nicht einmal Das aus, was wir in diesem Moment fühlen; und da wir, wenn wir mit anderen Menschen in lebhafter Verbindung stehen, stets etwas Fremdes in uns haben, so drückt es noch viel weniger unsere allgemeine Stimmung in der betreffenden Zeitperiode aus. Außerdem sagen wir stets nur den geringsten Theil von dem, was wir wirklich empfinden, und gerade das Werthvollste verschweigen wir." Hieraus ergiebt sich für Ernst, daß reiche und vornehme, zarte und verschlossene Naturen, falls sie auf der Bühne erscheinen, vom Publicum gar nicht verstanden werden, weil sie sich, ihrem Wesen — und der Theorie ihres Schöpfers — getreu, in keiner Weise verständlich machen können und dürfen. Mit Recht weist Ernst darauf hin, daß für solche Dramen das Publicum aus lauter Dichtern bestehen müsse... Der Dramatiker muß aber mit dem Publicum rechnen! Auch das beste thatsächliche Publicum wird zum Mindesten mit unklaren Empfindungen

der Kunst eines Schlaf gegenüberstehen. Der in der naturalistischen Technik befangene Künstler möge sich daher nur an Dinge machen, für die er ein schnelles und allgemeines Verständniß erwarten kann. „Das heißt," sagt Ernst, „er greift am liebsten zu den trivialsten Motiven und den banalsten Charakteren, zu dem, was wir möglichst alle Tage vor Augen sehen." — Ernst fragt aber weiter: „Ist denn die Kunst wirklich dazu da, nur dieses elende Gesindel zu schildern?" Er erinnert daran, welche Qualen Flaubert (vgl. Briefwechsel desselben) ausgestanden hat, als er sich mit den widerlichen Personen der „Madame Bovary" und der „Eduction sentimentale" beschäftigen mußte. Lächerlich ist es dabei, da es doch einen Hamlet und Faust in Wirklichkeit giebt, der aus dem Milieu der Gegenwart heraus zu gestalten ist . . . Wir müssen uns also gedulden, bis ein zweiter Shakespeare uns in ungeahnter Weise die Wege öffnet. Ich will hierbei auch auf eine zweite Entgegnung auf Schlafs Theorie hinweisen, die man in dem Buche „Hannoversche Dramaturgie" von Dr. Richard Hamel (Verl. Schaper, Hannover) in dem Aufsatze: „Grundsätze und Grundzüge moderner Dramatik bei Heinrich Wilhelm von Gerstenberg" findet. Dr. Hamel weist in dem Aufsatze nach, daß schon Gerstenberg in seinen Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur aus dem Jahre 1766 und den folgenden wenigstens inhaltlich viel von dem ausgesprochen hat, was die modernen Dramatiker als neue Forderung aufstellen. Bemerkenswerth ist namentlich der Satz Gerstenbergs, daß Shakespeares Zweck, in seinen reifsten Werken, nicht sowohl die Erregung von „Schrecken (Furcht) und Mitleid" in dem Herzen der Zuschauer sei, als vielmehr die Natur der Leidenschaft selbst darzuthun, in ihren Wirkungen auf die Charaktere des Stückes. „Was die Modernsten also wollen," sagt Hamel, „hat Shakespeare längst vollbracht, nur daß ihm die mächtigsten Geschehnisse, die gewaltigsten Ereignisse eben die liebsten waren, um die Natur der Leidenschaften zu entwickeln. Shakespeare behandelt die gewaltigsten ‚Geschehnisse' so intim, wie die Modernsten nur die einfachsten, unscheinbarsten seelischen behandeln. So bliebe also nur noch die moderne ‚Technik' als etwas Neues übrig. Ob dieses Neue aber wirklich stichhaltig ist, muß sich erst noch zeigen; es setzt an die Stelle alter, bewährter d. h. ‚conventioneller' Mittel nur andere, die meiner Ansicht nach nicht nur nicht besser, sondern schlechter sind: so z. B. ein unmögliches, unnatürliches minutenlanges ‚stummes Spiel' oder einen Scheindialog an die Stelle eines Monologs, wie ihn Jeder vor wichtigen Entschlüssen mit sich hält, und dabei sich auch wohl beim lauten oder halblauten Denken ertappt; und beim Volke sind laute Monologe gerade das einzig Natürliche." Mit einigem Recht doch etwas einseitig und scharf weist Hamel ferner darauf hin, daß, wenn man „die Domäne" des Schauspielers im „intimen Drama" mit dem indirecten Drama zu erweitern gedenke, dieser eine Mimik entwickeln müsse, die doch jeder Wirklichkeit Hohn spräche, und die also auch nicht als natürlich im Sinne des wirklichen Lebens, weder des gebildeten noch des

ungebildeten, gelten könne.“ Hiergegen meine ich, daß ganz äußerlich genommen, dennoch eine maßvolle Verwendung der neuen Principien dem Dramatiker und Schauspieler zu empfehlen ist, ebenso wie man ein maßvolles Verwenden des Monologes auch dem Zukunftsdramatiker wiederum empfehlen kann. Unnatürlich in einer Wirklichkeitskunst würde Monolog wie indirecter Dialog bei einseitig herausgearbeiteter Verwendung wirken.

Neben der Entwicklung des Dramatikers Schlafs geht die des Novellisten und Lyrikers. Auch als Letzterer geht Schlaf vom sogenannten Naturalismus aus, wenngleich die eigentlichen Quellen seines Schaffens von vornherein viel tiefer gelegen sind. Des Dichters passive feminine Natur kam immer erst durch Fremdes zur Offenbarung des Eigensten. Aber man findet bei näherem Einblick auch tiefste, innere Zusammenhänge zwischen dem formellen Naturalismus und dem subjecten Empfinden und persönlichen Denken des Dichters. Seine Weltanschauung basirt auf dem Materialismus. Letzteren erhob die Phantasie des Dichters zum Pantheismus, zum Glauben an die Identität alles Seienden. Obgleich auch hier Befruchtungen, und zwar seitens eines Größeren, eines Ganzgroßen, nämlich des amerikanischen Dichters Walt Whitman vorausgingen, habe ich die Empfindung, daß doch Schlaf gerade in diesem liebevollen Pantheismus sein Eigenstes giebt, sein relativ Bedeutendstes, wenn ich von „Meister Oelze“ absehe. Das Liebste aber werden mir immer seine kleinen realistischen Stimmungsnovelletten bleiben, in denen ja auch jener Pantheismus in der Liebe für das Kleine und Kleinste unausgesprochen lebt und webt. Jedenfalls ist unter ihnen auch das objectiv Poetischste zu finden, das Schlaf geschrieben hat. Ich will noch darauf hinweisen, daß neben dieser gesunden Entwicklung sich auch Krankhaftes, Nervöses absondert, daß wie seine Dramen ähnlich auch gewisse Novellen („Sommertod“) in psychologischen Phantastereien bis zum Aeußersten gehen. Doch auch dies mag der Natur des Dichters wirklich entsprechen, auch dies mag, wie man sagt, erlebt sein.

In Betracht kommt zunächst das mir so liebe Buch: „Aus Dingsda“ (Verlag S. Fischer, Berlin). Servaes erzählt hierzu Folgendes in seiner Schlafstudie (l. c.) „Als sich Schlaf damals von Holz trennte, ging er in seine Heimat zurück, ein kleines Landstädtchen in der Nähe von Magdeburg, so irgend ein kleines ‚Dingsda‘, wie's ihrer viele auf der Welt giebt und wie doch jedes für sich einzig ist. Er schrieb dort seinen ‚Meister Oelze‘, und so nebenbei entstanden allerhand beschauliche Skizzen, in denen er Eindrücke des Alltags und der nächsten Umgebung festhielt. ‚In Dingsda‘ hieß das Bändchen, als es vor einigen Jahren herauskam. ‚Ein Nichtsthun ist mein Leben hier. So recht ein göttliches Nichtsthun,‘ damit schildert Johannes Schlaf Zustand und Stimmung, aus denen das Buch entstand. Er wollte sich, möchte man sagen, einmal so recht von Herzen ausfaulenzen, gar nichts denken, nichts thun, über nichts sich aufregen oder ärgern, nur

Eines allenfalls noch: ‚Die Welt vor sich hinträumen.‘ „Aus Dingsda“ und die Fortsetzung dieses Buches: „Stille Welten.“ Neue Stimmungen aus Dingsda (Verlag F. Fontane u. Co., Berlin, 1899) enthalten echte Heimatskunst, eine Kunst, die sich nicht genug thun kann in der liebevollen Schilderung des Wirklichsten und des Nächsten, die die Natur und die Menschen und von diesen namentlich die naiven fröhlichen Menschen der kleinen Stadt und des Dorfes mit gleicher Liebe umfaßt. Die Art der Naturbetrachtung erinnert hier in der persönlich gefärbten, dort objectiven rein beschaulichen Naturschilderung an Adalbert Stifter. Leise klingen philosophische Ideen hinein. Es wächst aus dieser detaillirten Schilderung geradezu ein Stil heraus, dessen Wurzelboden der Naturalismus ist. Aus dem Buche: „Aus Dingsda“ erwähne ich namentlich die prächtigen Stücke: „Kirchgang“ mit der famosen Schilderung des sonntäglichen Kleinstadtlebens vor und während „der Kirche“, dann „Abschied“ mit den innigen Heimatsstimmungen und den Jugenderinnerungen. Aus dieser Novelle möchte ich einen Satz citiren. Sie zeigt auch, welch feiner intimer Art der Humor des Dichters ist.

„Am Vormittag kam ich an. Der Zug — halb Güter-, halb Personenzug — entlud sich seiner sechs Passagiere; der Bahnhofsinspector kroch aus seinem Bureau hervor, preßte sich die rothe Mütze auf den Kopf und trug langsam seinen dicken Bauch am Zuge entlang. Ein paar italienische Hühner, die vor dem kleinen, neuen Backsteingebäude umherpickten, flogen gackernd auseinander. Die beiden Schaffner traten zusammen und staunten meinen Hut und Ueberrock an, der ihnen vielleicht außergewöhnlich neumodisch vorkam.

Kaum habe ich ein paar Schritte gethan, da regt sich mein Localpatriotismus. Nun haben wir hier auch eine Bahn . . .

Aber ein Wetter? Köstlich!

Da liegt das Nest. Die rothen Dächer im Gartengrün den Berghang hinauf über einander aufgestapelt, über einander hinweglugend. Vögel drüber in der blauen goldigen Luft. Die drei Kirchthürme, die grauen, hohen Schloßthürme vom höchsten Gipfel herab, und die kerzengeraden Rauchsäulen in der blendenden Sonne.

Alles genau so wie früher. Nur nach dem Bahnhof zu ein paar Bauplätze und ein paar neue Häuser; und da, ganz neu; ein paar längliche rothe Backsteingebäude und ein weißblendender „Palast“. Ein Großhändler. Ein wirklicher, richtiger Großhändler. Ich lese das Firmenschild: H. Windesheim u. Co. Glückauf!

Und nun trete ich durch das Thor, durch das „damals“ noch der gelbe Postkutschkasten Abends zwischen den blühenden Fliederbüschchen gemüthlich auf der staubgrauen Chaussee hereinhumpelte. Wie schön der Postkutscher immer geblasen hatte, wenn wir so neben der alten Karre hersprangen! . . .

Es weht doch eine eigenthümlich frische Poesie aus dieser realistischen Darstellung, deren Zauber sich kaum Jemand wird entziehen können! In der Fortsetzung des Buches „Aus Dingsda“ („Stille Welten“) werden die Menschen der kleinen Stadt in einzelnen Typen geschildert. Unwillkürlich denkt man beim Lesen bisweilen an Fritz Reuter und sein Stavenhagen, auch an Joh. Heinrich Voß. Das Buch „Stille Welten“ ist wohl allmählich entstanden, und trotzdem sich die im Laufe der Jahre tiefer und selbständiger gewordene Lebensauffassung auch in diesem Buche häufig

ausspricht wie z. B. in dem phantasie- und gedankenvollen Stücke „Bibel-lectüre“ und in dem stimmungstiefen, pantheistischen „Nachtgang“, gehört dieses Buch doch zu dem erstem: „Aus Dingsda“. Zur Hauptsache enthält es Schilderungen aus dem Kleinstadtleben. Die kleine Stadt, wohl die Heimat des Dichters, bildet auch in diesem Buche den Mittelpunkt. Wollte ich einige der besten Stücke nennen, so könnte ich viele nennen. Prächtig realistisch und humorvoll sind: „Muskochen“ und „Im Laden“.

Der Naturalismus schließt die Offenbarung des Persönlichsten durchaus nicht oder logischer Weise grade erst recht nicht aus. Es ist meines Erachtens die Offenbarung der menschlichen Natur, d. h. also auch des menschlichen Geistes mit seinen Ideen und Weltauffassungen, die tiefste inhaltliche Erfüllung auch des exacten Naturalismus. Das Wesentliche des letzteren ist nur die natürliche, ungebundene, unmittelbare Darstellungsart, deren Gegensatz die künstlerische, d. h. versinnbildlichende gebundene Form ist. Schlaf wie Holz sind zu dem eigentlichen Naturalismus, wie ich bei der Darstellung des Naturalismus vorhin auseinandersetzte, erst im Laufe ihrer späteren Entwicklung gekommen. Sie gingen aus von dem sogenannten Naturalismus, welcher allein in der grobsinnlichen Darstellung des Gewöhnlichen, des Alltäglichen seine Ziele fand, der also als ein ihm eigenthümliches Gebiet auch ein besonderes des Stofflichen für sich in Anspruch nahm. In der That ist gegenwärtig das Gebiet, d. h. die Herrschaft der naturalistischen Persönlichkeitskunst ein sehr großes. So gehört zu ihr nicht nur die Lyrik des Arno Holz („Phantasus I und II“, Verlag Joh. Sassenbach, Berlin), sondern auch u. a. die Prosalyrik, die Novellenlyrik des Julius Hart („Stimmen in der Nacht“ Verlag Diederichs-Leipzig) und die ungebundene Lyrik des Johannes Schlaf.

Das hauptsächlichste Werk Schlafs dieser Art, welches auch als das nächste seiner Entwidlung jetzt zu betrachten ist, ist „Der Frühling“ (Verlag kreisende Ringe, Max Spohr, Leipzig 1896). Das Werk bedeutet für mich eine Vereinigung von Mysticismus d. h. Pantheismus und Materialismus, von der inhaltlichen Seite aus betrachtet.

Die Entwicklungslehre Darwins (— von der Zelle bis zum Menschen —) und der Pantheismus des amerikanischen Dichters Walt Whitman (die Vorstellung von der Identität alles Seienden), beides Lehren voll mystischer Geheimnisse, sind die Taufpathen des „Frühlings“. Schlaf hat über Walt Whitman einen ausgezeichneten Essay geschrieben („Walt Whitman“, Verlag kreisende Ringe, Leipzig, 1898. Der Aufsatz stammt aber, wie der Dichter gleich im Anfang desselben bemerkt, aus dem Jahre 1892). Augenscheinlich kam dieser Amerikaner unserem Dichter auf halbem Wege entgegen, und leider verlor Schlaf unter Führung dieses Genius viel von seiner Selbstständigkeit. Das zeigt sich noch nicht so sehr im „Frühling“, desto mehr aber in einigen späteren Gedichten in der Sammlung: „Helldunkel“.

Servaes schildert sehr fein, wie Schlaf zu dieser Offenbarung einer persönlichen Weltanschauung, die entschieden auch **eigenste** Keime zur Blüthe brachte, allmählich gelangte, in dem erwähnten Essai: „Dies ist das Urphänomen des Dichters Johannes Schlaf: ein geheimnißvoll-starker Trieb nach völliger Verschmelzung mit einer fremden Seele, die absolute Auflösung des Ich in's Du, des Du in's Ich. Denn das ist gewissermaßen die geheime Wunde und der Schmerz aller Kreatur: Diese Zerlegung in Du und Ich . . . Hat nicht Jeder einmal, wenn er dasaß und hielt die Hand eines geliebten Wesens, jene leise und quälende Unruhe gefühlt, daß er nun nicht Eins sein konnte mit dem, was er so über alle Maßen liebte?! . . . Daß immer ein Rest von Unsicherheit übrig bleibt in dem Verhältniß zweier Menschen, ein Tasten und Rathen, das vielleicht einmal im höchsten Glückesüberschwang für das Millionstel einer Sekunde völlig gehoben wird, dann aber sofort wieder anpocht, trennend, entfremdend? Und wie zwischen Mensch und Mensch ist das Gleiche nicht oft zwischen Mensch und Natur? Stets ist die einzig höchste Seligkeit die vollkommene, Auflösung in die Natur, wie bald aber tritt als Hemmendes dazwischen das Bewußtsein unserer Individualexistenz! Doch die Natur ist milder, gütiger, zugänglicher als die in lauter Einzelwesen zersplitterte Menschheit. Wenn Ich mit ihr allein bin, kein Du in der Nähe ist, dann überkommt Mich wohl mit lindem, süßem Schauer das wonnig-betäubende Gefühl Meiner ewigen Kindschaft. Die Fremdheit schuppt sich von Mir ab wie eine häßliche Natternhaut, eine unendliche Weichheit ringt sich warm in mir empor, befreiende Thränen wecken in Mir die Gewißheit vom unvergänglichen Einklang alles Lebendigen. Im Grase lieg Ich, und die Schatten, die Mich umspielen, die Lüfte, die mich umraschein, die Mücken, die Käfer, die Schmetterlinge, die Mich umschwirren, umkrabbeln, umflattern, die alle sind Ich und Ich bin sie, der Ausdruck, die Laune, die Liebe dieser selben schöpferischen Natur, ein Traum des Sternes, auf dem wir leben, der unermeßlichen, winzigen Erde. . ."

Hiermit ist eigentlich das Gesammtschaffen Schlafs nach dieser Richtung hin, die Entstehung seiner Weltanschauung und vor Allem auch sein Empfindungsleben, voll charakterisirt.

Der Dichter fühlt sich mit Allem identisch, mit dem Käfer auf der Haide, dem Grashalm, mit dem spielenden Kinde, dem sorgenden und dem feiernden Landmann, mit der Kraft der Natur, dem Frühlingsturme, wie mit der Kraft der Maschine, mit dem Unbewußten wie dem Bewußten, eins mit der Materie und der Seele des Weltalls. Solche Phasen und Metamorphosen werden uns im „Frühling" in bewegten Bildern vorgeführt. Traumlos liegt der Dichter am Hinterdeich. Prächtig schildert er die Natur, die Einsamkeit um sich: . . .

„Mit jedem Pulsschlag, mit jedem Beben meines Körpers, mit jeder Bewegung liebkose ich die weit und lustig gebreitete Welt. Und mich liebkosen die Käfer, die Blumen

und Bäume mit Summen und Blüthen mit Laub, mit Farben und Düften und hundert sanften Berührungen. Der leise Wind durch Blätter und Gezweig liebkost mich, kühle Schatten und helle, warme Lichter, blaue Fernen und heitere Nähen, ziehende Wolken und Wellen u. s. w."

„Hier lieg ich nun unter meinem Weißdorn, spiele und wandle mich nach Herzenslust. —

Ich bin der alte Braak-Klaas. Bin über achtzig Jahre alt. Weißhaarig, mit rosigem Gesicht und hundert freundlichen Runzeln sitz ich vor meiner Thüre. Habe lange rothe Strümpfe, schwarzbauschige Kniehosen und eine hellblaue Weste an mit zwei Reihen dicker Silberknöpfe. Starkknochig sind meine Handgelenke, und lässig liegen meine braunrunzligen Hände auf den Knien, breit, behaart, mit dicken, knotigen Fingern und Adern. Ich sitze vor meinem Haus und zwinkre unter weißen Brauen in die sonnigen Apfelblüthen hinein . . .

Klug bin ich, schlau für zwölfe, mit meinen blinzelnden, wasserblauen Aeuglein, und meine Gedanken sind geschwätzig und plaudern von meinen achtzig Jahren, plaudern und nehmen Antheil, stillen, spöttischen Antheil. Milde bin ich, freundlich, zufrieden, klug und hindämmernd müde."

„Jetzt aber bin ich eine große schöne Blume. Ein Fühlen, ganz dämmerndes Fühlen. Ich wurzele in einer süßen, feuchten Kühle und dehne mich sacht in ein laues, fächelndes Schweigen hinein, spreize mich, ringend und nachgebend, mit hundert Formen in sanften, neckischen Widerstand hinein, etwas Heißem, Lichtem sehnend entgegen. Zu oberst leuchte ich vor Jubel, und meine Lust wird eine köstliche Süße. Es schwirrt zu mir als mit bunten, durchsichtigen Flügeln, und ich erschauere in den Wonnen einer leisen leisen, sanften Berührung . . .

Traum bin ich, Traum, ganz Traum und süßes, süßes Verdämmern, Schlummern, Entschlafen . . ."

Und den Dichter reißt sein Entzücken fort von der Erde zu den Wundern des Himmels, von der Sonne zu den Sternen, von den Lebendigen zu den Todten. Der eherne Gang der Nothwendigkeit stimmt ihn fröhlich und lebenskühn. Er preist die Vergänglichkeit als die Erweckerin neuen Lebens, als die Erhalterin der Kräfte. Alle philosophischen Systeme der Welt klingen in seine Visionen hinein. Das πάντα ῥεῖ des Heraklit wie das τὸ ὄν der Eleaten. Der Zwiespalt alles Seins fließt zusammen in eine erhaltende Kraft, und diese löst sich wieder auf in die Freiheit von Geist und Materie, Mann und Weib, in Gott und Götter, Gott und Mensch. In diese Visionen und Ideen, die treibenden der Jahrhunderte, klingt die naive Naturwelt des Frühlings mit den Rhythmen ihrer Stürme, ihrer Lichtfülle, ihrer Farben und Melodieen hinein.

„Alles, Alles ist eine einzige, große, fröhliche Einheit und alles Lebendige eine große Familie."

„Weite, lichte Nacht. Warme, blühende, duftende Sommernacht mit der endlos gebreiteten Pracht der Gestirne.

Tausend Lieder irren unter dem hellen Mond aus Blüthenwolken und Laubdämmerungen und . . .

Still! Still!

Eine Musik hör ich, nah und fern, in allen Nähen und Weiten, einen einzigen, millionenstimmigen Accord. Das ist das Lied der Kraft. Das ist die Kraft. Das bist Du, das bin ich, das ist Alles, Alles und die Kraft, die einzige, eine. Und aus

ihrem Wandel und Wechsel tönt es mit neuer, ungestümer Lebenslust, das alte wild-freudige Zornwort: Ça ira! Ça ira! . . ."

In dem Mittelpunkt der Dichtung endlich steht als Kernpunkt des pantheistischen Allgefühls: die Liebe zwischen Mann und Weib. Auf dies Gefühl strömt jedes andere zurück wie zu einem Urquell, und von ihm geht alles Empfinden aus. Sie ist Symbol der Welteinheit. Aehnlicher Art sind auch die übrigen kürzeren Gedichte, die man in dem Buche „Der Frühling" noch findet.

Es ist bezeichnend für Schlaf, daß die Auflösung dieser pantheistischen Weltanschauung, ihre Negirung durch das Gesetz der Individuation in ihm die schmerzlichsten Gemüthserschütterungen bewirkte.

Nach dem Rausche folgt die Erschütterung. Die Erkenntniß, daß wir Alle uns dennoch fremd gegenüber stehen, Mann und Weib, Mensch und Natur, wirkt um so furchtbarer.

Schreckensvoll blicken wir auf's Neue in das Antlitz der Sphinx. Hilflos irren wir durch das Leben, allein, allein, von den entsetzlichsten Vorstellungen und Visionen, von fremdem Haß, von den Schrecknissen der Krankheit, des Wahnsinns und des Todes gefoltert und gejagt, bis wir in Entsagung verbluten! Dies ist der Inhalt der Phantasie „Sommertod", welche dem nächsten Buche Schlafs „Sommertod" (Verlag Kreisende Ringe, Leipzig) den Namen gab. Alles ist nur Illusion. Schattenhaft verblaßt in uns das Bild der Geliebten, drohend umstarren uns die Naturkräfte. Von Wahnsinn erfaßt, haschen wir nach den Phantomen unserer Träume; aber wir haschen nach Schemen. Was uns bleibt, ist die Sehnsucht nach Entsagung, die Erinnerung und Enttäuschung — — Aber nein: Wir leben! Die Freude am Leben ist der Geist selbst, der Leben schafft. Abermals tönt das Lied des Lebens erst leise dann lauter, immer lauter in unser Herz. Die Sehnsucht schafft neue Erfüllung, und wieder kommt das große Gefühl von der Einheit alles Seienden. Auch Enttäuschung ist nur Metamorphose. Schmerz wird zur Lust und Lust zum Leide. Außer uns und in uns feiert das Sein seine ewigen Wiedergeburten . . . . Mit solchen Gedanken klingen nun fast alle späteren Gedichte Schlafs aus. Den tiefsten Schmerz hat er in „Sommertod" überwunden.

Das Novellenbuch „Sommertod" bietet aber noch Anderes. Bewunderungswürdig ist die überaus sichere und tiefe Menschendarstellung in den Novellen „Der Hof", „Die Geburt" und „Das Sterben", welche Meisterstücke einer vertieften Milieu- und Seelenschilderung sind. Die Hauptfigur in der Novelle: „Der Hof" ist ein Proletariermädchen — die rührendste, lebendigste Gestalt, die Schlaf je geschaffen! Die schlichte, liebenswürdige Güte, die reine Aufopferungsfähigkeit der Kindesseele enthüllt uns der Dichter in zarter, tiefpoetischer Darstellung.

Derartige Stücke enthält auch die letzte Novellensammlung Schlafs: „Leonore" (F. Fontane u. Co. Berlin, 1899). Das Buch wurde zusammen

mit dem schon besprochenen: „Stille Welten“ (ders. Verlag) und mit der Gedichtsammlung „Helldunkel“ (Verlag Bruns, Minden) herausgegeben. Während diese Beiden Subjectives, Persönliches, Empfindung, Weltanschauung und Naturschilderung wie Menschen und Typendarstellung bringen, bietet das Buch „Leonore“ ernste und heitere Geschichten, Ereignisse. Es seien hiervon erwähnt die feinen Seelenstudien „Leonore“, „Allerhand Liebe“, „Für's Leben“ und die Humoreske „Die Horazstunde“. Sie sagen über die Entwicklung des Dichters nichts Neues. Der Stil ist sicherer geworden, auch scheint sich der Dichter von nun an mehr der objectiven Erzählung zuwenden zu wollen, wofür auch die letzte Novellensammlung: „Die Kuhmagd“ (Verlag Fontane) zu sprechen scheint.

Dagegen zeigen uns die Gedichte „Helldunkel“ etwas Besonderes, den Dichter Schlaf als reinen Empfindungslyriker in kleinen, zarten und duftigen liedartigen Gedichten. Ob hier der Anfang einer neuen Entwicklungsphase sich darstellt oder ob in diesem Buch Nebenbeigeschaffenes gesammelt worden ist, weiß ich nicht. Mich wenigstens berührt diese Rückkehr zum Einfachen, Innigen, aber auch Anschaulichen und Geschlossenen äußerst sympathisch. Allerdings auch diese Lyrik will naturalistisch sein. Sie will sich durch die Fessel des Reimes und Rhythmus von vornherein nicht hemmen lassen. Sie will unmittelbar wirken. Allein auf mich wirkt das geschlossene, melodische Lied immer am unmittelbarsten. Ich erinnere an meine Auseinandersetzung über die Form am Anfange dieses Aufsatzes. So ist Schlaf selbst dem Princip auch durchaus nicht treu geblieben. Unwillkürlich fügen sich manche seiner Zeilen rhythmisch und melodisch zusammen, sogar einzelne Zeilen durch den Reim. Die Erinnerung an das Volkslied bleibt doch eine übermächtige in uns. Theorie und persönlicher Wille können nichts gegen den Geist einer jahrhundertalten Kultur, die in uns Allen lebt, die in uns Instincte, auch künstlerische, gleichsam vererbungsfähige, erzeugt hat. Auch dieses sei gegen die Lyrik Schlafs und Arno Holz gesagt! Wahres Können offenbart sich in charakteristischer Weise, gleichviel ob es die Form irgend woher nimmt oder zufällig neu gestaltet. Man kann kaum aus Kunstwerken eine Theorie ableiten, noch viel weniger lebensfähige Kunst nach einer Theorie schaffen. Folgende drei kleine Gedichte sind charakteristisch für die Sammlung:

Herbst.

Herbstsonnenschein.
Der liebe Abend lacht so still herein.
Ein Feuerlein roth
Knistert im Ofenloch und loht.

So! — Mein Kopf auf Deinen Knie'n. —
So ist mir gut;
Wenn mein Auge so in Deinem ruht.
Wie leise die Minuten ziehn! . . .

Winter.

Der schönste Cherub kommt.
Mit milchweißen,
Sanften Schwingen
Schimmert es durch's Dunkel:
Kalt starr und grausig
Und süß wie der Wille Gottes
Heimatlieder umraunt.

Der einsame Pfeifer.

Ich kam zu einer Wiese
Im rothen Abendschein.
Da tanzten ihrer Zweie,
Doch Einer saß allein. (Rhythmus, Reim')
Ein dunkler Hagrer saß im Gras,
Der pfiff den Zwei'n
So sonderlichen Tanztact. — (Rhythmus, Reim?)
Er pfiff für sich,
Sie tanzten für sich,
Aber die Weise war Dreien gemein;
Klang so voll Zorn und Sehnsucht
In's ferne Abendroth hinein. —

Mit den Schlußgedichten der Sammlung kann ich mich garnicht befreunden. Sie sind ganz und gar Walt Whitman nachgeahmt und wirken doch gegen die sinnvollen Rhythmen dieses Gewaltigen wie das Stammeln eines Kindes.

Einer reichen Entwicklung sind wir gefolgt. Wir sahen Zusammenhang und Zwiespalt. Ein selbstständiger, tiefgelegener Mittelpunkt fehlt wie eine große, gänzlich neue Ideenwelt, wie eine feste, die Persönlichkeit voll ausprägende und sie uns fest einprägende Form. Eine Dichternatur, die vielleicht durch den Naturalismus irregeleitet wurde, durch ihn zur Auflösung, nicht zur Koncentration kam, die aber andererseits nur durch Fremdes zu einer — wenn auch vielleicht nicht zu ihrer eigentlichen — Erlösung kam und durch Fremdes nur dazu kommen konnte, weil es ihr an Größe und Genialität fehlt. Thatsächlich eine kämpfende, vorbereitende, regulirende Individualität, welche die Wege weist, die man nicht gehen soll, um zur Größe zu gelangen. Ein deutscher Dichter voll Tiefe und Innigkeit, voll Muth und Aufopferungsfähigkeit, voll Glauben und Zweifel . . . So erscheint mir unser Johannes Schlaf.

Die Entstehung der Volkswirthschaft.

Von

Hugo Böttger.

— Steglitz. —

Unsere nationalökonomische Wissenschaft ist im Verhältniß zu anderen geistigen Disciplinen recht jung; als System von Erfahrungen und Lehrsätzen, die das ganze Wirthschaftsleben der Völker umfassen, nicht viel älter als hundert Jahre. Und wie es im Faust heißt: „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein," so ist auch die Volkswirthschaftslehre bis jetzt noch außerordentlich dankbar und aufnahmefähig für neue Theorien und für die verschiedenartigsten Auslegungen der Grundbegriffe. Allein über den Werthbegriff sind ganze Bibliotheken zusammengedacht und geschrieben worden, sogar mit einigen lesbaren Büchern darin. Liegt es nun an dieser Unfertigkeit der Lehrsätze, daß das große Publicum mit der Nationalökonomie, offen gesagt, so wenig wirkliche Fühlung hat, wie es die meisten Zeitungsartikel und Reichstagsreden verrathen, schrecken es die Widersprüche und die zum Theil unliebenswürdige Unterhaltung der Gelehrten untereinander zurück, sodaß es denkt, was scheert uns der ganze haarspaltende Streit, uns wird die tiefe Unkenntniß auf dem Gebiete der Volkswirthschaft den Hals nicht gleich brechen, laßt die Herren erst untereinander sich einiger werden? Wer wollte behaupten, daß dieser Art von Volksjustiz der bekannte „berechtigte Kern" fehlt. Die Nationalökonomen, denen daran liegt, daß unsere Politik nicht ausschließlich von Leidenschaften, Fractionsintriguen und persönlichen Neigungen beherrscht wird, daß sie vielmehr gelegentlich auch wissenschaftliche, Sicherheit und Stetigkeit ge-

währleistende Grundsätze berücksichtigt, sie werden freilich am meisten den Zustand des gegenseitigen Ignorirens bedauern, wie er jetzt besteht: das große Publicum estimirt die Gelehrten und ihre Forschungen nicht, und die Mehrzahl der Gelehrten „pfeift" auf das Publicum. Da muß es nun als Trost und Hoffnung für die Zukunft dienen, daß die Volkswirthschaftslehre auf dem besten Wege ist, nicht alle Denker und Forscher unter einen Hut zu bringen, da wäre das Denken und Arbeiten überhaupt vorbei, aber zu festerer Fundamentirung der Grundbegriffe zu gelangen, die nun einmal nöthig ist, damit ein stattliches, aller Welt hinreichend imponirendes Gebäude von haltbaren Lehrsätzen auf festem Boden erstehen kann. Bücher, Neumann, Dietzel, Werner Sombart, um einige besonders werthvolle Namen anzuführen, haben bereits viel Gestrüpp von alten, unklaren, schlagwortartigen Begriffen, die durch die Lehrbücher von Geschlecht zu Geschlecht weiterwucherten, entfernt, hier und da bereits Lichtungen entstehen lassen, an anderen Punkten Signalstangen aufgestellt, wo alsbald von den jüngeren Forschern die weitere Arbeit besorgt werden soll. Das muß auch, meine ich, die Volkswirthschaft populärer machen.

Allerdings sind die Werke, die sich mit den Grundbegriffen befassen, keine leichte Lectüre. Von Satz zu Satz heißt es die Gedanken kurz an der Leine fassen, damit sie sich keine Nebenwege gestatten, und selbst ein so geistvolles und interessantes Buch, wie „Die Entstehung der Volkswirthschaft" von Karl Bücher*), verlangt die liebevollste Aufmerksamkeit, damit es in allen seinen Feinheiten verstanden werde. Wir möchten das Bücher'sche Werk hier etwas ausführlicher besprechen und einige Betrachtungen daran knüpfen, um einer größeren Oeffentlichkeit zu zeigen, mit welcher geistigen Intensität zur Zeit an der Vertiefung der Lehrsätze der politischen Oekonomie gearbeitet wird, welcher lebensfrischen Methoden sich ein Forscher wie Bücher bedient, einen viel Tausend Jahre zurückliegenden Urzustand und die allmähliche Entstehung von Kultur und Wirthschaft zu ergründen.

Daß die einfachsten Vorgänge am schwersten zu erklären und zu beweisen sind, das lehren uns alle Wissensgebiete. Bei der Volkswirthschaft ist's nicht anders, und so ist es begreiflich, daß die Anschauungen über den wirthschaftlichen Urzustand und über die ersten Anfänge einer Art von Volkswirthschaft bei Laien und Gelehrten bisher verschwommen genug waren. Urkundliche Aufnahmen dessen, was den ersten Spuren der Kultur voraufging, giebt es nicht. Die classischen Nationalökonomen halfen sich nun mit Robinsonaden über den fatalen Anfang weg. Dem primitiven Menschen wurden allerhand Charakterzüge angeheftet, wie sie der moderne Mensch aus dem Gedankenreiche der modernen Wirthschaft heraus er-

*) Zweite, stark vermehrte Auflage. Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung. XI und 395 S.

sinnen kann. So kam zwar ein möglichst gedankenloses, faules, bedürfnißloses Lebewesen heraus, dem man aber doch immer noch eine „wirthschaftliche Natur“ als etwas vom Wesen des Menschen Unzertrennliches zusprach. Geht dieser fictive Urmensch daran, irgend welche Arbeit zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zum Leben, Wohnen rc. zu verrichten, so sollte er dank seiner „wirthschaftlichen Natur“ unter verschiedenen möglichen Verfahrungsweisen stets die mindest beschwerliche zu finden bemüht gewesen sein. Hier setzt der bohrende Kriticismus Büchers ein, und zwar holt er sich seine Beweismittel nicht aus zweifelhaften Zeugnissen der vorkulturellen Periode oder aus der blassen Abstraction der Philosophie, sondern aus der bunten und lebenden Welt der heute noch im Sonnenlichte wandelnden niedrigst stehenden Menschen. Es müssen die Negritos, die Bororo, die Naturvölker Central-Brasiliens, des Inneren und des Südlichen Afrikas, der Australier und viele andere Völker zu einem vorwirthschaftlichen Urtypus Modell stehen. Eine umfangreiche und harte Arbeit des Sichtens und Excerpirens ist darauf verwandt worden, aus Hunderten von Reiseberichten und Völkerschilderungen die charakteristischen Einzelzüge für das wenig anmuthige Bild unserer Herren Vorfahren zu gewinnen; die Methode ist kühn, Zeit und Raum verschwinden, die Unterschiede des Klimas und Bodens fallen fort. Es ist einleuchtend, daß auch dieses Erkenntnißsystem, das sich von jedem Original besonders charakteristisch *erscheinende* Züge ausborgt, auf andere verzichtet und aus Allem gewisse Durchschnittstypen herstellt, nicht ganz frei von subjectiver Willkür ist. Das Ergebniß ist jedenfalls neu und im hohen Maße interessant. Bücher kommt nämlich zu dem Schlusse, daß der *Mensch unermeßliche Zeiträume existirt hat, ohne zu arbeiten.* Von irgend welchen organisirten gesellschaftlichen Verbänden ist nach seinen Darlegungen bei den niedrigen Rassen keine Spur vorhanden. Selbst Töpferei und die Bearbeitung der Metalle, die Mindestvoraussetzung für eine einigermaßen „standesgemäße“ Wirthschaft, sind meist unbekannt. Nirgends findet sich ein Vorrath von Werkzeugen und Geräthen. Man bedient sich der Pflanzenkost, ohne auch hier mit Vorräthen sich auf schlechte Zeiten einzurichten. So ist bald Ueberfluß, bald bitterer Mangel an der Tagesordnung, man hat eben „sein Sach' auf nichts gestellt“. Keine gemeinsame Haushaltung, überhaupt kein Haus. Nicht einmal eine zweckbewußte Jagd. Man beschleicht das Wild, verwundet und verfolgt es, bis es ermattet zusammenbricht. Die Familienverfassung beruht zwar auf monogamischer Ehe, aber wenn Nahrungsmangel eintritt, geht Jedes seinen Weg für sich; nur zwischen Mutter und Kind schlingt sich das Band einer engeren Gemeinschaft. Allmählich führt nun der Weg aus diesem Urzustande aufwärts. Es zeigen sich wenigstens einige Keimpunkte für eine wirthschaftliche Zukunftsentwicklung. Wenn auch überall bei den Naturvölkern die Bedürfnißbefriedigung instinctmäßig und dem Handeln der

Thiere ähnlich ist, so macht sich doch schon auf der ersten, schärfer hervortretenden Kulturstufe, der individuellen Nahrungssuche, wie sie Bücher genannt hat, allmählich eine Differenzirung der Lebensaufgaben geltend. Die Frau übernimmt den Anbau von Nahrungspflanzen; der Mann übt Jagd und Fischfang und ergänzt diese Künste, wo es möglich und angebracht ist, durch eine bescheidene Viehzucht. Nur der Trieb der Selbsterhaltung und der Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ist es immer noch, der allein im Stande ist, die typische Stumpfheit und Denkträgheit zeitweilig zu überwinden. Essen, Schlafen und Schutz gegen Unbill der Witterung, das ist ziemlich Alles, was das Herz begehrt.

Kommen europäische Reisende mit Wilden dieser Kulturstufe zusammen, so erleben sie, daß sie ihnen mit ihren mehr oder minder raffinirten Erzeugnissen des heimischen Gewerbefleißes gar nicht imponiren können. Sie halten den Wilden einen Spiegel vor, ein Instrument, was diese nie gesehen haben, die Wilden schauen ohne jedes Interesse ihr Spiegelbild an. Es wird ihnen der Luxus, die complicirteste Technik eines Riesendampfers gezeigt, doch läßt sie das Alles kalt. Sie begeben sich alsbald auf die Suche nach substantielleren Genüssen und ziehen etwas nach ihren Begriffen Anständiges zu essen jeder Schaustellung und Belehrung vor. Großartige Naturschönheiten ihrer Heimat wissen sie nicht zu würdigen, Gedächtniß und Phantasie fehlen so gut wie vollständig. Eine Zeitrechnung existirt nicht für sie. Feste Mahlzeiten, die wie bei uns das ganze Tagwerk regeln, werden nicht eingehalten. Auch Kunstvorstellungen sind noch nicht vorhanden. Der mit mancherlei Geschicklichkeit ausgestattete Besitz von Geräthen, Stäben, Kleidungsstücken u. dergleichen geht mit dem Besitzer in's Grab. Es giebt noch keine lachenden Erben.

Der Wendepunkt von diesem annähernden Thierleben ab muß da liegen, wo an Stelle der bloßen Occupation von Naturgaben zum sofortigen Genuß die auf ein entfernteres Ziel gerichtete Production, an Stelle der instinctiven Organbethätigung die Arbeit als zweckbewußte Verwendung leiblicher Kraft tritt. Anfangs ist diese Arbeit allerdings mehr Spiel, das Ergebniß eines Nachahmungs- und Experimentirtriebs. Vor jeder größeren Arbeit wird ein allgemeiner Tanz aufgeführt. Die Zähmung der Hausthiere beginnt nicht mit Nutzthieren, sondern mit Luxusthieren. Die erste gewerbliche Thätigkeit geht von der Tätowirung und Körperbemalung aus, für die einige Mitglieder des Stammes eben ein besonderes Geschick an den Tag gelegt haben, so daß sie ein besonderes Gewerbe daraus machen können. Die Erzeugung von Schmuckgegenständen als specialisirte Gewerbethätigkeit schließt sich alsbald ziemlich zwanglos an.

So kommen wir nach und nach im Verlauf von Jahrtausenden in eine Kulturperiode hinein, deren Träger wenigstens Ahnungen von planmäßiger Thätigkeit haben, welche auf die Befriedigung von nicht nur Augenblicksbedürfnissen abzielt. Wir kommen in die vor- und nachchristliche

Zeit, durchschreiten das Mittelalter und bemerken Einzelwirthschaften, organisatorische Verbände, aber noch keine Volkswirthschaft, d. i. die Gesammtheit der Veranstaltungen, Einrichtungen und Vorgänge, welche die Bedürfnißbefriedigung eines ganzen Volkes hervorruft. Die Volkswirthschaft im Sinne dieser Betrachtungsweise ist eben zugleich Verkehrswirthschaft und nicht älter als der moderne Staat. Es hat nun nicht an Versuchen gefehlt, die Gesammtentwicklung, welche zu unsern Wirthschaftszuständen geführt hat, in große Hauptabschnitte zu theilen. Bekannt ist die hübsche Stufenfolge von Friedrich List: Jägerleben, Hirtenleben, Ackerbau, Agricultur-Manufacturperiode und schließlich Agricultur-Manufactur-Handelsperiode. Oder die von Bruno Hildebrand: Naturalwirthschaft, Geldwirthschaft, Kreditwirthschaft. Diese Systeme beruhen auf der irrigen Voraussetzung, daß es, abgesehen von einem Urzustande, eine auf der Grundlage des Güteraustausches ruhende Volkswirthschaft gegeben habe, nur daß die Formen der Production und des Verkehrs zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen seien. Das bestreitet nun aber Bücher mit allem Nachdruck und, wie es scheint, unwiderleglich. „Die Menschheit hat große Zeiträume hindurch ohne Tauschverkehr oder unter Formen des Austausches von Producten und Leistungen gewirthschaftet, die als volkswirthschaftliche nicht bezeichnet werden können."

Nach der Länge des Weges, welchen die Güter vom Producenten zum Konsumenten zurücklegen, sind vielmehr drei Entwicklungsphasen für die central- und westeuropäischen Völker zu unterscheiden: 1. Stufe der geschlossenen Hauswirthschaft, auf der die Güter in derselben Wirthschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind; 2. die Stufe der Stadtwirthschaft, auf welcher die Güter aus der producirenden Wirthschaft unmittelbar in die konsumirende übergehen; und 3. die Stufe der Volkswirthschaft, auf welcher in der Regel die Güter eine Reihe von Wirthschaften passiren müssen, ehe sie zum Gebrauch gelangen. Natürlich liegen diese Phasen nicht schachtelartig abgetheilt hintereinander, es giebt reichlich Uebergänge und in jeder Phase unzerstörbare Reste der voraufgegangenen.

Wir können hier nicht eine bis in's kleinste Einzelne gehende Charakteristik jeder Phase geben, ohne die Schrecken eines nationalökonomischen Lehrbuchs heraufzubeschwören. Im Blitzzugstempo gilt es, von dem „Idyll" der geschlossenen Hauswirthschaft, die sich ganz und gar selbst genügt, über die Entstehung der Frohnhöfe und Einungen, Zunftzwang und Bannmeile hinweg durch zwei Jahrtausende mitten hinein in den brausenden Großstadttrubel, in das tausendfach verschlungene Leben einer Handelsempore an der Themse oder an der Elbe, und in die Wunder des Weltverkehrs hineinzufahren. Manchmal klingt aus den Klagen der Agrarier eine Sehnsucht nach der Selbstgenügsamkeit der Kindheit der Kulturmenschheit heraus. Beim näheren Zuschauen müßte jedoch die Weltflüchtigen ein Grauen packen, und vor Allem müßten auch die Agrarier begreifen, daß in einer Periode der ge-

schlossenen Hauswirthschaft auch eine waarenproducirende Landwirthschaft quantité negligeable ist. Denn bei dieser Hauswirthschaft ist in jedem Haushalte Art und Maß der Production durch den Konsumtionsbedarf der Hausangehörigen vorgeschrieben, fremde Erzeugnisse können gar nicht eindringen. Der Tausch ist ursprünglich ganz unbekannt. Tauschen und Täuschen ist in der älteren Sprache eins. Die autonome Wirthschaft, das macht sie offenbar dem modernen Agrarier so sympathisch, ist vom Boden abhängig. Nur der kann eine eigne wirthschaftliche Existenz aufweisen, der aus eigenen Rechten über den Boden verfügt. Wer das nicht vermag, wird Knecht des Grundeigenthümers. Der Haushalt verlangt geschickte und fleißige, unter der unbedingten Autorität des Familienvaters oder des Oberhauptes der Sippe sich beugende Menschen. Sind doch nicht nur dem Boden seine Güter abzugewinnen, sondern auch Geräthe und Werkzeuge herzustellen und die Rohproducte zu veredeln und umzuformen, um sie gebrauchsfähig zu gestalten. Also Lawntennisspielen und Radfahren können Mutter und Tochter der hauswirthschaftlichen Periode nicht, und Vater und Sohn müssen auf Scat und Wahlreden verzichten. Daß man auch größere Aufgaben bewältigte und nicht in die Barbarei des Urmenschen zurückversank, gab es zwei Mittel: die Vereinigung zu größeren Geschlechtsverbänden, sowie temporäre Arbeitsgemeinschaften nach Art der heutigen Artelle der Russen, der Druzina der Bulgaren. So war es nicht allzu schwer, ein Haus zu bauen, ein Waldstück zu roden, wenn eine Hand der anderen zureichte und half. Das zweite Mittel war Hörigkeit und Sklaverei. Es konnten mit Hilfe dieser für die Lebensfähigkeit der geschlossenen Hauswirthschaft nothwendigen Einrichtung im Ackerbau die größten und weit abgelegenen Ackerflächen bestellt werden. Es konnten einzelne technische Verrichtungen, wie das Mahlen des Getreides, das Backen, Spinnen, Weben, die Anfertigung von Geräthschaften, einzelnen Unfreien für das ganze Leben übertragen werden. Wie sich auf diesen socialen Grundlage Riesengebilde einer complicirten Wirthschaft und Verwaltung ausbilden, ohne Güteraustausch, ohne Inanspruchnahme einer anderen Wirthschaft, das zeigen die römischen Latifundien und Haushaltungen mit ihrem vielbeschriebenen Heer von Verwaltern, productiven und unproductiven Arbeitern und Gesinde. „Du darfst nicht glauben, daß er etwas kauft,“ heißt es bei Petron von dem reichen Emporkömmling, „Alles wird bei ihm erzeugt.“

Die gleichen Grundzüge zeigt die mittelalterliche Frohnhofswirthschaft mit ihrem koncentrirten Plantagenbau. Der Herrenhof in der Mitte, das unmittelbar zum Hofe gehörige Salland wird durch dauernd damit verbundene Eigenleute bewirthschaftet, die vom Hofe Wohnung und Unterhalt empfangen und mit allerhand landwirthschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit beschäftigt sind. Jede Bauernstelle ist dafür, daß der Grundherr sie schützt, zur Leistung von Diensten und Naturalzinsen ver-

pflichtet. Wenn es nun auch in der Frohnhofswirthschaft keinen Preis, keinen Arbeitslohn, keinen Pacht- und Miethszins, keinen Kapitalsprofit giebt, so sind doch schon eine ganze Reihe von anderen Verkehrserscheinungen sichtbar. Es sammeln sich nämlich in den Händen der Grundherren die Ueberschüsse der Frohnhofswirthschaft. Durchweg sind diese Ueberschüsse Verbrauchsgüter, die eine lange Aufbewahrung nicht vertragen. Sie werden auf den königlichen Krongütern derart verwendet, daß der König mit seinem Gefolge von einem Palatium zum andern zieht, und sie kurzer Hand verzehrt. Die großen Grundherrschaften der Kirche und des Hochadels lassen sie durch Hörige in ihre Centralsitze abholen, wo die Ueberschüsse ebenfalls nach und nach verbraucht werden. Immerhin giebt es also Personennachrichten, Gütertransport, Maß und Gewicht. Hier und da auch ein Aufleuchten tauschähnlicher Wirthschaftsvorgänge: man leiht sich gegenseitig Handwerker und empfängt dafür ein Quantum Wein oder Holz, woran der Nachbar Ueberfluß hat. Aber die innere Structur des Wirthschaftslebens wird nicht dadurch berührt.

Die geschlossene Hauswirthschaft wird durch eine Jahrhunderte dauernde Umbildung übergeleitet in die Wirthschaft des directen Austausches: in die Stadtwirthschaft. Die Einzelwirthschaft verliert ihre Selbstständigkeit, weil sie ihren ganzen Güterbedarf nicht mehr mit eigenen Kräften hervorbringen kann. Was die Hauswirthschaft zu leisten im Stande ist, wird ihr nach wie vor abgerungen, die weitergehenden Bedürfnisse müssen durch besondere Geschicklichkeiten, besondere Productionsvortheile der Wirthschaft und ihres Inhabers gedeckt werden. Der Eine hat Ueberfluß an Getreide, der Andere an Wein, Jener an Salz, dieser an Fischen. Man tauscht darum aus, und wenn dieser Tauschverkehr zunächst auch nicht eines organisirten Handels bedarf, so doch eines Marktwesens. Die mittelalterliche Stadt, eine Burg mit Mauern und Gräben, ist in erster Linie der Mittelpunkt eines Schutzverbandes für die eingeborenen Bürger und die Bewohner der umliegenden offenen Landorte. Anfangs waren auch die dauernden Bewohner der Stadt lediglich Ackerbürger, aber der Wachtdienst und dadurch das Burgrecht, das Recht der Umwohnenden, sich im Falle der Noth mit Weib und Kind, Vieh und Fahrhabe hinter den Mauern zu bergen, gebotene Weitläufigkeit der Stadtanlagen erforderten auf dem ungefähr gleichen Flächenraum eine größere Menschenzahl. Bald reichten die Stadtmarkung und die Landwirthschaft der Ackerbürger nicht mehr aus, die Stadtbevölkerung zu ernähren. Die Stadt wurde der Sitz der Gewerbe und der Märkte, wo der Bauer die Ueberschüsse seiner Wirthschaft absetzte und dafür Industrieproducte eintauschte. Ein eigenes Marktrecht bildet sich aus, das in der Hauptsache auf zwei Grundsätze sich stützte: Soweit als möglich soll öffentlich und aus erster Hand gekauft werden und weiter, Alles, was in der Stadt selbst producirt werden kann, soll dort auch hervorgebracht werden. Also kein Zwischenhandel, überhaupt kein Kleinhandel, nur der

mit Pfennwerthen für den kleinen Mann, der von der Hand in den Mund lebt, keine Vorräthe halten und sich nicht bis zum nächsten Markttage versorgen kann. Der Großhandel war Wander- und Meßhandel. Allerhand Zunftrechte und die Bannmeile sicherten dem Handwerk Erwerb und Brod. Es haben sich, wie man sieht, Berufe gebildet: Landwirth, Handwerker, Händler, es bestehen Stände, die es vordem nicht gab. Von einem ausgebildeten Güterumlauf ist indessen in dieser Periode ebenso wenig zu reden, wie von Kreditgeschäften.

So konnten sich wohl Stadtwirthschaften und bescheidene wirthschaftliche Existenzen bilden und halten, aber große nationale Gemeinwesen, große Vermögen und Unternehmungen waren auf dieser Grundlage unmöglich. Der moderne Staat mit stehendem Heere und umfangreichem Beamtenapparate zerstörte diese Idyllen und die Sondergewalten des Adels, der Städte, der weltlichen und geistlichen Korporationen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert bemerken wir Anzeichen eines engeren wirthschaftlichen Zusammenschlusses: die Schaffung einer Landesmünze an Stelle der vielen städtischen; es werden Landesordnungen über die Märkte und manches Andere erlassen. Der fürstliche Absolutismus übernimmt die Kulturaufgabe, eine Volkswirthschaft herauszubilden, und den Nationalstaat anzubahnen. Der Mercantilismus, die wirthschaftliche Praxis aller großen Staatsmänner von Colbert, Cromwell, Friedrich dem Großen bis Bismarck, war der Haupthebel, um das neuzeitliche Wirthschaftsleben aus der Sphäre der Stadtwirthschaft in die einer Volkswirthschaft zu befördern. Aufhebung oder Ermäßigung der Binnenzölle und Wegegelder, Beförderung der Manufactur und Industrie durch Anpflanzung neuer Gewerbezweige, durch Staatsunterstützung und Reglementirung, durch Zollschutz nach außen, und Verkehrserleichterungen im Innern, die Bestrebungen zur Vereinheitlichung des Maß- und Gewichtswesens, alles dies zielte auf den nationalen in sich geschlossenen Staat hin, der allein im Stande war, alle diese unentbehrlichen Unterlagen einer Volkswirthschaft zu gewährleisten. Die nächste Wirkung war eine kräftige Entfaltung des Handels, der königliche Kaufmann der großen Handelsstädte tritt mit gewichtigem Schritt in die politische Welt ein. Das Handelskapital entwickelt einen mächtigen Appetit, Import und Waarenumschlag genügen nicht mehr, es wird Verlagskapital für die einheimische Industrie und für die Ueberschüsse des bäuerlichen Hausfleißes. Die Massenproduction in Manufacturen und Fabriken und mit ihnen der Lohnarbeiterstand sind da und gestalten mit jedem Tage die alten Werthe und Rechtsanschauungen um. Bankwesen und Transportwesen, Zeitungen und Handelsflotte blühen auf, und wie man dem Thaler nicht ansieht, durch wie viel Hände er gewandert ist, so weiß in der Regel der Producent eines gängigen Gebrauchsgegenstandes nicht, in wessen Hand er schließlich gelangt, und die letzte Hand weiß nicht, in welcher Werkstatt oder Fabrik das Product entstanden ist. Im Laufe der Zeiten hat sich die Menschheit

immer höhere wirthschaftliche Ziele gesteckt, immer reichhaltiger ist der Bedürfnißzettel der Einzelnen geworden, aber auch immer unselbstständiger und mit dem Schicksal der Gesammtheit mehr verflochten ist das Dasein und die Arbeit der Einzelnen und der ganzen Volkswirthschaft. Jetzt ist die Bahn frei für Riesenunternehmungen, Riesenvermögen und — Riesenkrachs.

Wohin geht die weitere Fahrt? Weltwirthschaft oder fernere und noch verschärfte nationale Absperrung? Wir glauben die wirthschaftliche Entwicklung so deuten zu sollen, daß, jemehr die heute noch aufnahmefähigen fremden Länder sich wirthschaftlich selbstständig und unabhängig machen, desto leichter die großen Handels- und Industrievölker das heutige System der Ausfuhrprämien und Schutzzölle entbehrlich finden werden, weil dies System auf dem inneren Markte bei überreichlicher Production einen Schutz überhaupt nicht mehr bildet. Die Völker werden in immer regeren Tauschverkehr miteinander treten, sie werden sich specialisiren, jedes sich ein Feld besonderer Geschicklichkeit und Unentbehrlichkeit für den Weltmarkt zu erringen trachten. So werden wir also mehr und mehr in eine Weltwirthschaft hineinwachsen, zumal da auch das Kapital, das dorthin strömt und Anlage sucht, wo es noch einen über den Durchschnitt hinausgehenden Unternehmergewinn erwartet, schon heute sich durch keine nationalen Schranken mehr fesseln läßt. Wer nun hieraus schließen wollte, daß es dann mit den Nationen vorbei sei und das Zeitalter der vollen wirthschaftlichen Freiheit anbrechen werde, wird sich täuschen. Die industriellen Kartelle, die Arbeiterverbände, der Staats- und Gemeindesocialismus, welchen unser Jahrhundert gehört, sie werden uns vor schrankenlosem Individualismus bewahren und der nationalen Bethätigung eine Fülle von Aufgaben und Kräften zuführen. Der Manchestermann mag von atavistischen Rückfällen in die Zunftzeit sprechen, wenn demnächst zum Schutze der Konsumenten von Staatswegen gegen die Surrogat- und Halbwerthsindustrie, gegen Fälschung und Uebertheuerung eingeschritten, wenn die Arbeitszeit festgelegt und der Productionsproceß den Forderungen der Gesundheit und Sittlichkeit angepaßt wird. Er hat ja in gewissem Sinne Recht, wie sich ja auch zu dem wahrscheinlichen Ausgang unserer Geldwirthschaft, wobei mehr und mehr Kreditgeld das Metallgeld verdrängt, Parallelen mit der geldlosen Zeit der hauswirthschaftlichen Periode konstruiren lassen und wie bei den Lebensäußerungen des Gemeindesocialismus Erinnerungen an die Reglementirung der Stadtwirthschaft auftauchen werden. In das große System der kommenden Wirthschaft werden die überlieferten Anschauungen von Freiheit und Gebundenheit nicht mehr hineinpassen. Der Mensch wird mehr und mehr unter Freiheit jene Fähigkeit verstehen lernen, das thun zu können, was er soll.

Psyche.

Eine Bekenntnißschrift.*)

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Breslau. —

Vorbemerkung.

Nur wer sich wandelt, ist mit mir verwandt!
Nietzsche.

Eine Bekenntnißschrift will die folgende Studie sein, nicht mehr und nicht weniger. Sie stellt sich damit schon methodisch in bewußten Gegensatz zur officiellen Wissenschaft, wie sie — wenigstens der Regel nach; ich hasse nichts mehr als gröblich unbedingte Verallgemeinerungen — gegenwärtig auf Schulen, Universitäten u. s. w. getrieben wird. Ohne allen „Willen zur Pose", ohne alle kokette Oppositionsmacherei natürlich. Selbst Uebelwollen und Unverstand wird vielleicht schließlich zugestehen müssen, daß ich aus vollem ehrlichem Herzen rede, wie mich der „Daimon" reden heißt. Und wenn man sonst nichts an dieser Studie zu loben findet, das Eine wird man ihr doch wohl nachrühmen müssen: daß es nicht nur gedachte, sondern erlebte Wissenschaft ist!

Aus persönlichen, oft sogar höchstpersönlichen Eindrücken und Erfahrungen ist mir diese Arbeit erwachsen. Die „Objectiven" mögen darob immerhin ihr shocking! zetern. Meine Erlebnisse, so schlicht und ungestutzt ich sie hier wiedergeben mag, sind eben nicht Jedermanns Erlebnisse. — Wenn ich die Genesis der hier vorzutragenden Gedankengänge zu ihrem Urquell zurückverfolge, so komme ich wieder auf meine ersten Studienjahre zurück. Und ein peinlicher Eindruck klingt mir vor allen anderen dunkeltönig in der Seele an: das für monistisches Empfinden doppelt schmerzliche Bewußtsein, in zwei Welten leben zu müssen. Die Universität lieferte mir mit löblicher und dankenswerther wissenschaftlicher Solidität Historie, aber auch weiter nichts als Historie: im Uebrigen hatte ich durchaus für mich selbst zu sorgen. Ich fühlte mich in

---

*) Diese Studie ist vor fast zwei Jahren entstanden und erscheint hier in unveränderter Form. D. V.

das engmaschige Netz des gelehrten Wissenschaftsbetriebes eingesponnen; ich sollte, wie jeder Andere auch, die aufgespeicherten Wissensschätze der Vergangenheit sammeln, sichten und unter Dach und Fach bringen — und fühlte mich doch zugleich, wie von süßer lähmender Gewalt zu Allem hingezogen, was mir unmittelbar in die Seele griff, zu den ringenden Gedanken- und Empfindungsmächten des Tages, mit denen mich persönlich auseinanderzusetzen mir unabweisliches Gebot erschien. So empfing ich denn, ohne innerlich davon berührt zu sein, von der einen Seite das von Geschlecht zu Geschlecht sich erbende wissenschaftliche Material, und von der anderen Seite das eigentlich erzieherische, lebenbildende, persönlichkeitschaffende Element meines Wesens, den protoplasmatischen Lebenskern, um den die Historie nur in flüchtigen, allzu lösbaren Krystallen anschoß ... Und ich entzündete heimlich wärmende Feuer in meiner Seele, sorglich verdeckt, daß nicht ein vorwitzig emporwirbelndes Rauchwölkchen ihr Dasein verriethe. Mit einem Worte: ich wurde unehrlich, unehrlich gemacht, — weil ich eben in zwei Welten leben mußte, zwischen denen sich auch beim heißesten Bemühen nicht die verbindende Brücke schlagen ließ. Aber noch schlimmer: Was ich dort anbetete, hier mußte ich es verbrennen; und meine heimlich geliebten Götter traf der Blitzstrahl der officiellen wissenschaftlichen Acht. Durchschnittsprofessoren sprachen über den großen Schopenhauer, als ob er es sich noch im Grabe zur Ehre anrechnen müßte, von ihnen „bewiesen“ oder „widerlegt“ zu werden; fleißige wissenschaftliche Arbeiter im Weinberge des Herrn erklärten den Nietzsche für „verrückt“ oder günstigsten Falles für einen „geistreichen, aber widerspruchsvollen und unphilosophischen Essayisten“ ... Und so fort. Sollte man nicht wirklich etwas mehr Mitleid mit der jungen Seele haben, die sich tragisch zwischen zweierlei Maß hin- und hergeworfen fühlt? Jacob Burckhardt hat es — nach einem noch später zu citirenden wundervollen Aufsatz — den „viri eruditissimi“ einmal grob und deutlich in's Gesicht gesagt: „In der Geschichte sind sie einfach unerträglich. Sie meinen immer, sie säßen auf dem Schulkatheder und hätten Schulcensuren zu ertheilen. So verschimpfiren sie unsere genialsten ἡμίθεοι.“ Das ist es: Sie verschimpfiren unsere genialsten ἡμίθεοι ... Und wie sehen sie selber aus? Ich verwahre mich wiederum gegen jede Verallgemeinerung; ich kenne Ausnahmen und verehre sie; ich will auch nicht das hitzige Nietzsche-Wort von den „gelehrten Rüpeln“, die an unseren Schulen und Universitäten herumspuken, nachbeten, obwohl auch darin dem male experto ein gutes Körnchen Wahrheit enthalten zu sein scheint, aber ich vermisse freilich auch mit Nietzsche die „reifen, süß gewordenen Kulturen“ als geistige Erzieher an unseren Bildungsanstalten; ich sehe im Wesentlichen nur brave, korrecte, fleißige Durchschnittsnaturen — gründliche Fachkenner, tüchtige Lehrer, gute Staatsbürger, — nur daß man auch ihnen auf den Leichenstein das köstliche diogenische Wort schreiben kann: „Sie haben

Niemanden betrübt.“ Erschreckend geradezu ist der Mangel an jeder höheren geistigen Allgemeinkultur und vor Allem an künstlerischem Empfinden, wie bei unseren höheren Ständen überhaupt, so insbesondere auch bei unseren Akademikern. Ich habe z. B. hochgeschätzte und in Fachdingen wirklich intelligente Nationalökonomen und Historiker kennen gelernt, deren amusisches Wesen auch nicht die leiseste künstlerische Urtheilsmöglichkeit in sich barg. Und der relativ Beste, den ich kennen lernte, war ein Kunsthistoriker mit allerdings sehr feiner künstlerischer Anempfindungsfähigkeit, aber ohne auch nur die leiseste Regung einer eigenen Persönlichkeit. Er sang in gleich hohen Tönen des Entzückens von Liebermann und Böcklin; von Menzel und Leibl, wie von Rossetti und Burne-Jones: Das sagt genug . . . Und das war das Schmerzlichste von Allem: daß man mit der ganzen Liebe- und Unterwerfungsfähigkeit einer unausgegebenen Seele nach starken, zwingenden Persönlichkeiten suchte, und statt dessen nur emsige Historisten oder, besten Falles, fein organisirte Sprachrohre fand. Aus ähnlicher Gesammtstimmung heraus suchte und fand wohl Nietzsche seinen großen Lehrer Schopenhauer und schrieb den wundervollen, tiefernsten und wahren Satz nieder: „Wer je gefühlt hat, was das in unserer Tragelaphen-Menschheit der Gegenwart heißen will, einmal ein ganzes einstimmiges in eigenen Angeln hängendes und bewegtes, unbefangenes und ungehemmtes Naturwesen zu finden, der wird mein Glück und meine Verwunderung verstehen, als ich Schopenhauer gefunden hatte.“

Aber auch noch von anderer Seite her kam ich zu ähnlichen Entwicklungsresultaten. Nicht nur den Lehrenden, auch der Lehre, wie sie mir hier vorgetragen wurde, fehlte der zwingende Zauber, der fast wie mit hypnotischer Wirkung unseren Geist auf die einmal fixirte Stelle bannt. Ueberall zu viel Oberfläche und zu wenig Wesen. Ueberall in tausend feinen Zähnchen ausgesägte Specialität — und dafür innere Erkenntniß-Zusammenhangslosigkeit. Von den beschreibenden Naturwissenschaften abgesehen, interessirten mich so ziemlich alle Disciplinen — und stießen mich auch so ziemlich gleichzeitig ab. Die Geschichte fesselte mich durch die Offenbarung des Menschlichen und Menschheitlichen in ihr, während mich alle überwuchernde Haupt- und Staatsaction entsetzlich kalt ließ; die Philosophie reizte mich, soweit sie aus dunklen gefühlsschwangeren Phantasietiefen kosmische Anschauungen schöpft, während mich die dürre Begriffsdialektik à la Kant choquirte. Und so fort im ganzen Chorus der Geisteswissenschaften. Bis ich schließlich des Räthsels Lösung fand: Was ich dunkel als wissenschaftliches Bedürfniß und geistige Aufgabe fühlte, das war die Wiederherstellung eines Einheitlichen aus seiner augenblicklichen Zerrissenheit. In dem erwachenden Eigenbewußtsein tönte mir ein Wort Popes an: The proper study of mankind is man. Was mich allein an aller Wissenschaft interessirte, was allein in allem geistigen Bemühen des Interesses werth erschien, was als Ur-Einheit hinter aller

Specialisirung aufleuchtete: das war der Mensch; das war die Seele. Auf keinem wissenschaftlichen Gebiete war ich bisher zu eignem Erstaunen und eigner Unlust mit ganzer Seele zu Hause gewesen: Jetzt empfand ich mit blitzartiger Deutlichkeit das Warum. Und ebenso klar fühlte ich, daß ich, um überhaupt etwas wissenschaftlich Ersprießliches zu leisten, mit hamletischer, mehr als hamletischer Kühnheit für mich „die Welt einrenken“, mir eine Art eigener, neuer Wissenschaft zimmern müßte: Psychologie, Seelenkunde und Seelengeschichte zugleich, die alles Wesentliche sämmtlicher Geisteswissenschaften in ihren Rahmen zwingt. Denn im Ernst wird man doch wohl das bischen mechanische Psychophysik mit seiner Handvoll exoterischer, interesseloser Förmelchen nicht als „Psychologie“ abstempeln wollen, und allzu versteckt und verlarvt scheint mir, was sich selbst in unseren historischen, kritischen, philosophischen standard-works an tiefster Psychologie enthüllen mag. Man denke nur an die immer noch herrlich florirende „historische Schule“, die es sich ja geradezu zum Princip gemacht hat, mit historischem Schuttgeröll der Psyche die zarten Flügelchen zu knicken. Andererseits aber bin ich auch der Letzte, der die Fülle des bereits eroberten psychologischen Materials leugnete. Es wäre auch ein geradezu ruchloses und kindisches Beginnen, eine wissenschaftliche Psychologie ohne solches schaffen zu wollen. So kläglich es sein mag, sonst wagnerisch zu dithyrambisiren, wie herrlich weit, bis an die Sterne weit wir es gebracht haben: In der Psychologie haben wir es wirklich weit gebracht! Unschätzbar ist der seelische Stoff, den speciell in neuerer Zeit Nietzsche, Ibsen, Garborg, Strindberg, Dostojewsky, Maeterlinck gehäuft haben. Aber ungemünztes Gold ist es vielfach noch und unverarbeitetes Material, das der Sichtung und Systematisirung entgegenharrt. Und ein vielleicht später mit tauglicheren Mitteln und auf breiterer Grundlage zu erneuernder Versuch ist es nur, wenn ich im Folgenden die Fundamente einer neuen, umfassenderen Psychologie zu legen bemüht bin. Als vielleicht spät oder nie zu erreichendes wissenschaftliches Lebensziel aber schwebt mir vor, was ich hier nur vorahnend und andeutend in knappen Rahmen zu setzen suche: centralisirte Geisteswissenschaft als Psychologie, die, von den einfachsten seelischen Thatsachen aufsteigend, mit der menschlichen Psyche als unverrückbarem Mittelpunkt, vom persönlichsten Beobachtungspunkte aus das Gesammtgebiet modernen Welterkennens umspannt. Wissenschaft als Complement des Lebens!

I.

Nicht von der entsühnten Königstochter und Eros-Braut aus den Metamorphosen des Apulejus, nicht von jener Psyche soll hier die Rede sein, die, nach Heines hübscher seelengeschichtlicher Vers-Symbolik, „in der Hand die kleine Lampe, in der Brust die große Gluth“, sich zu dem schönen Schläfer stahl und sich nun kasteit und fastet, „weil sie Amorn nackend sah“.

Denn das ist doch am Ende nur ein kleines enges Kapitelchen aus ihrer Raum und Zeit umspannenden Geschichte. Auch nicht von der entzückenden libellenflügligen Sylphe soll hier gesprochen werden, „wie sie die Alten gebildet“ — wenn sie auch noch immer wie ein federleicht gaukelnder, schillernder Schmetterling die plump zudringende wissenschaftliche Bärenhaftigkeit narrt. Sondern nur von der Einen, Unsichtbaren, Unfaßbaren, die nur mit den feinsten, heimlichsten Seelenfühlern zu ertasten ist — deren tausend Erscheinungen zu enträthseln, deren tausend Masken zu lüften, deren Entwicklungs-Irrsal zu lichten uns fast wie ein süßes Märchen und wie Weibesliebe lockt . . .

Die Geheimschrift ihres Wesens und Waltens aber ist die Kunst. Und wir dürfen nicht als unbesonnene Faustuli ohne Weiteres darauf verzichten, ihr mit Hebeln und mit Schrauben abzwingen zu wollen, was sie unserem Geiste nicht sogleich zu offenbaren Willens ist. Wir müssen uns Maßstäbe schaffen, Zählinstrumente, Apparate indirecter Messung, um mit rechnerischer Schlauheit der Nichtsahnenden ihre Wesensgeheimnisse abzulisten. Die deutschen Idealisten vom Anfang des Jahrhunderts glaubten das nicht nöthig zu haben; ihnen wurde der — höchst unphilosophische — Wunsch zum Vater des Gedankens, und so proclamirten sie selbstherrlich die Kunst, wie Schelling, oder Kunst, Religion und Philosophie, wie Hegel, als letzten Zweck und höchstes Ziel der Welt. Aber, was man auch gegen sie sagen mag: Es waren doch große Kerls, die sich ein rundes und nettes Bild des Kosmos zu zimmern wußten und, mit stolz leuchtenden Idealzielen vor dem beschwingten Blick, sich selbst zu Mittelpunkt und Norm aller Werdefülle zu machen wagten. Nun, die modernen Historiker glauben ebenfalls der messenden Instrumente entrathen zu können. Aber freilich gerade aus dem gegentheiligen Grunde — weil sie sich nicht mehr als Mittelpunkt der Welt fühlen. Und wie sollten sie auch?! All ihr geistiges Bemühen bleibt Erklärung, und all ihre Erklärung bleibt Oberfläche. Ihr kennt die Weise, ihr kennt den Text: Es ist das alte Sophisten- und Alexandriner-Klagelied von der Relativität alles Irdischen. Auch ein Décadence-Symptom: dieser absolute Verzicht auf jede Werthung! . . . Alles ist relativ, also urtheilen wir nicht, sondern erklären wir nur! Als ob nicht jede Relativität verschwände, sobald eine starke Persönlichkeit in den bildsam fließenden Stoff ihr zwingendes Siegel drückt . . .

Ich klage nunmehr die Taine-Schule in aller Form an: Erstens die Leistungsfähigkeit ihrer eigenen Erklärungs-Formeln ungeheuerlich überschätzt zu haben. Millionenfach gefältelte und zusammengesetzte Erscheinungen wie Rasse, Sphäre, Zeit, sind natürlich zu umfassende Kategorieen, als daß wir ihnen mit der allzumenschlichen Gröblichkeit unserer Instrumente beikommen könnten. — Zweitens uns etwas als Erklärung aufzuschwatzen, was selbst wieder der Erklärung bedarf. Sind etwa „Rasse“ und „Zeit“

wirklich letzte Thatsachen? Oder sind es nicht vielmehr Complexe und Aeußerungsformen bestimmter seelischer Grunderscheinungen? Lugt nicht Psyche, die Unfaßbare, wieder aus tausend Masken, wie ein allerletztes, entzauberungheischendes Geheimniß hervor? — Und so klage ich denn drittens und letztens die Taine-Schule an, uns aus dem Zusammenwirken von Rasse, Sphäre und Zeit immer nur gewisse, große Durchschnittstypen erklären zu können — eben weil unsere Instrumente nicht raffinirt genug sind, uns aus der Fülle feinster ineinandergreifender Kausalreihen die unerschöpfliche Nuancirtheit des Individuums, zumal aber des genialen Individuums, nachschaffend zu erzeugen.

Mit Individualitäten hat es die historische Schule, unter uns gesagt, nämlich überhaupt nicht gern zu thun. Wo sie auch floriren mag — und sie florirt heutzutage auf den meisten Gebieten ziemlich unangefochten — da hat sie geradezu mörderisch auf jede persönliche Lebensregung gewirkt. Und als tiefstes Wesen und höchste Pflicht des Kritikers wird ganz konsequent noch immer die protëische Verwandlungsfähigkeit ausposaunt. All den geschmeidigen Histrionennaturen aber, die sich die bunte, schellenbehangene Eklektiker-Jacke aus tausend geborgten Lappen und Flecken zusammengestückt haben, sei es hier einmal rund und deutlich herausgesagt: Eine Persönlichkeit muß auch der Kritiker vor allen Dingen sein, eine Persönlichkeit mit reichen Anempfindungsmöglichkeiten selbstverständlich, aber auch mit ebenso entschiedenen Neigungen und Abneigungen, ein so und nicht anders gearteter Mensch mit Liebe und Haß, wie wir es alle — sein sollten! —

Aber auch mit dem Individuum als Object hat sich bezeichnender Weise die historische Schule nie befreunden können. Was ihr am besten lag: das waren immer große Gruppen-Erscheinungen, Gruppen-Thatsachen, die sie in ihrer unedlen, im üblen Sinne des Wortes großzügigen Alfresco-Manier behandeln konnte. Und doch interessirt uns gerade in Kunstdingen nichts mehr als der Künstler selbst und sein Kunstwerk, in seiner Art und seiner Entstehungsgeschichte. Und gerade darüber hat uns die historische Schule nie auch nur das leiseste Wörtchen gesagt. Eine selbstständige Aesthetik, die ergänzend in ihre Breschen treten will, wird daher gar nichts Wichtigeres zu thun haben als uns über die Entstehung von Kunst und Kunstwerk die alles Wesentlichste aufklärende Auskunft zu geben. „Aus der Werkstatt des Künstlers“ könnte das Folgende auch überschrieben werden. Und was mir die Großen im Geiste darüber unter vier Augen mitgetheilt haben, was ich als Selbst-Producirender — und nur ein solcher ist in diesen Fragen wirklich kompetent — an der eigenen Seele erlebt und bestätigt gefunden habe, — das sei hier zu Nutz und Frommen der Verstehenden mitgetheilt . . .

Nicht aus blauem Aetherdunst zur Erde nieder steigt diese Aesthetik. Sie webt nicht am Spinnrocken der Abstraction und schnüffelt nicht in den

gestaltlosen Nebel der Apriorität — wie es mehr oder minder alle bisherigen Aesthetiken thaten. Sie steigt vielmehr, nach guter neuer Sitte, der sich seit Schopenhauer glücklich sogar die Metaphysik hat anbequemen müssen, von den einfachsten seelischen Grundthatsachen zu den allgemeineren und allgemeinsten Wahrheiten auf — darum ist sie inductiv. Und sie geht nicht, wie es ebenfalls fast alle bisherige Aesthetik that, von dem fertigen Kunstwerk aus, das sie nun zu seinen mehr oder minder trüben Quellen zurückverfolgt — sondern sie sucht zu ergründen, wie sich im befruchteten bergenden Mutterschoß der Künstlerseele das Werk aus embryonalen Keimen zur vollsten Lebensreife hindurchentwickelt, bis es plötzlich, räthselhaft und wundervoll, in taghell leuchtende Erscheinung tritt . . . Darum ist diese Aesthetik subjectivistisch.

Aber: „Schaffende waren erst Völker und spät erst Einzelne; wahrlich, der Einzelne selber ist noch die jüngste Schöpfung.“ Das wundersam-tiefe Nietzsche-Wort, auf das ich noch später in anderem Zusammenhange werde zurückgreifen müssen, steht auch über dem Eingangsthor, das in die tiefen Schächte dieser Probleme hinunterführt. Und ein sehr frühes, sehr jugendliches und kritiklos befangenes, aber von den genialsten völker- und kunstpsychologischen Intuitionen durchleuchtetes Werk Nietzsches, seine aus Schopenhauer und Wagner wunderlich legirte „Geburt der Tragödie“ wird uns das Verständniß vielleicht wesentlich erleichtern. Die kritische Dumpfheit ahnt ja bisher kaum, was alles hier an ungemünztem Golde ruht und glimmert. . . . Den religiösen Weihecharakter der Kunst hat, wie wir sahen, schon Schelling betont, und auch bei Hegel erscheint sie als kosmische Geistesmacht im Bunde mit Religion und Philosophie. Und genetisch betrachtet ist sie in der That von Religion und Kult nicht loszulösen. Die Thatsache mag Einem verwunderlich erscheinen, wenn man in seiner Augenblickswelt um sich blickt und die Kunst durch eine alexandrinisch hochentwickelte Nachahmungsfertigkeit und ein flaches Unterhaltungsbedürfniß zum flüchtigen Alltags-Zubehör erniedrigt sieht. Aber wem je selbst in Weihestunden der Jahrtausendquell künstlerischen Schaffens sprudelte, wer etwa auch als gewissenhafter Historist, wie es Nietzsche that, eine uralte Kunstform gleich der prachtvoll paradigmatischen attischen Tragödie unter die Lupe nimmt — der kann nicht daran zweifeln, daß nur aus ekstatischen, religiös gehobenen Seelenzuständen sich Kunst gebärt, so gut wie Religion und (in des Wortes gutem, altem Sinne) Philosophie. Und ich halte es für eine geradezu fundamentale kunstpsychologische Feststellung Nietzsches, — deren Nachprüfung übrigens hiermit ohne Scheu den Herren Physiologen überlassen sei — daß nur aus Rausch und Traum- oder doch wenigstens aus rausch- und traumähnlichen Zuständen — sich die Entstehung des Kunstwerks deuten läßt. Das mögen die Ewig-Nüchternen begeifern, die ein Kunstwerk wie ein seltsames Naturwunder oberflächenhaft betasten; das mag der Kantianer als unwissenschaftlich ver-

werfen, der in der nüchternen „Interesselosigkeit“ das Kriterium künstlerischen Schaffens und Genießen erblickt. Aber man braucht nur an die tiefe Sabbathruhe zu denken, die schon der Kantianer Schopenhauer empfand, wenn die Zuchthausarbeit des Wollens vollbracht schien, der schnöde Willensdrang in ihm schwieg, das Rad des Irion still stand und er im Kunstwerk die ewig unveränderliche platonische Idee anschaute — um das tiefe ekstatische Moment zu fühlen, das in den Seelentiefen dieses im kantischen Gedankenkreis befangenen Künstlermenschen vibrirte. Und man braucht nur daran zu erinnern, daß Ekstase nichts weniger als Willenslähmung, sondern im Gegentheil auf höchste unwirkliche Ziele gerichtete, stärkste Willensanspannung bedeutet — um seinerseits über die amusische Kreatur lächeln zu können, die das tiefe rauschselige Entzücken und die traumhafte Visionenfülle der kunst-empfangenden Seele nicht einmal dunkel ahnt. Das Kriegerische in uns, der heroische Mensch, der, über die Kleinheit und Lauheit des Alltags hinausgehoben noch aus dem tiefsten Jammer metaphysische Tröstungen schöpft, feiert nach dem wundervollen Nietzsche-Wort gerade vor der tragischen Kunst seine Saturnalien — „nur ihm kredenzt der Tragiker diesen Trunk süßester Grausamkeit“ . . . Aber von modernsten ästhetischen Theoremen schlingt sich zwanglos das Band zu ältesten Entwickelungsansätzen zurück. Ekstatische Lebensäußerungen, wie Religion und Kunst, werden freilich in ihren Anfängen nicht von den Einzelnen, sondern von der Gesammtheit erzeugt und getragen. Nur aus der Kollektivseele heraus sind daher diese Erscheinungen genetisch zu begreifen. Denn die Geschichte der Psyche ist, wie ich später noch näher zu zeigen haben werde, im Wesentlichen die Geschichte ihrer fortschreitenden Individualisirung. Im Anfang war immer das Chaos, die Masse, die große Undifferenzirtheit, und erst verhältnißmäßig spät splittert sich der selbstständige Mikrokosmus ab, der die Gesetze jener größeren Welt wundersam treulich in sich widerspiegelt . . . Wie aber könnte man besser demonstriren als an dem Kollektiv-Künstler par excellence, dem Volk-Genie und Kunst-Volke, den Griechen? Ihnen löste sich, wie Nietzsche wundervoll fabulirt, aus den dunklen leidvollen Rauschdithyramben des dionysischen „Weltwillens“ die traumhaft angeschaute, apollinisch abgeklärte, heitere Schein- und Gestaltenwelt der Scene ab; in der gewöhnlichen Schulsprache ausgedrückt: zum Chor trat die Handlung hinzu. Oder rein schopenhauerisch gesprochen: die metaphysische Ur-Einheit stellte sich die Individuenfülle der Erscheinungswelt entgegen.

„Mit dieser Schönheitsspiegelung kämpft der hellenische „Wille“ gegen das dem künstlerischen correlative Talent zum Leiden und zur Weisheit des Leidens: und als Denkmal seines Sieges steht Homer vor uns, der naive Künstler*). . . . Die Richtigkeit dieser Grundbehauptungen scheint mir für

---

*) Nietzsche, Werke, I, S. 13 ff.

jeden künstlerisch Empfindenden unanfechtbar; aber freilich ist andererseits auch das Antiquirte der genialen schopenhauerischen Metaphysik kritiklos übernommen, und vor Allem krankt die ganze Deduction an jenem schon früher betonten Grundmangel aller bisherigen Aesthetik, aus allgemeinsten-apriorisch-metaphysischen Annahmen zu ihren speciellen Sätzen herabzusteigen. Nun wird gewiß jede ernst zu nehmende Aesthetik ihrer tieferen metaphysischen Begründung nicht entrathen können, aber ich halte es für das Beste, wenn zunächst beide, Aesthetik und Metaphysik, ihre getrennten Wege gehen, und es scheint mir gerade eine Art wissenschaftlicher Stichprobe zu sein, wenn nachträglich sich die Zuverlässigkeit der einen an der Richtigkeit der anderen verificirt. Wo bliebe auch sonst die inductive Methode, die ich feierlichst für diese Studie proclamirt habe? Nietzsche ist jedenfalls durch die bedingungslose Einführung der schopenhauerischen Grundansicht von der Erscheinungswelt als trügerischer mâya im Sinne der Vedânta hier zu der — mindestens formalen — Ungeheuerlichkeit gelangt, die Einzel-Persönlichkeit des Künstlers überhaupt als entbehrlichen Factor aus seiner Rechnung auszuscheiden. Selbst für die Lyrik, diese persönlichste aller Dichtungsgattungen, schaltet sich ja dem consequenten Schopenhauerschüler die dichterische Individualität völlig aus. „Wir behaupten, daß der ganze Gegensatz, nach dem, wie nach einem Werthmesser, auch noch Schopenhauer die Künste eintheilt, der des Subjectiven und des Objectiven, überhaupt in der Aesthetik ungehörig ist, da das Subject, das wollende und seine egoistischen Zwecke fördernde Individuum nur als Gegner, nicht als Ursprung der Kunst gedacht werden kann. Insofern aber das Subject Künstler ist, ist es bereits von seinem individuellen Willen erlöst und gleichsam Medium geworden, durch das hindurch das eine wahrhaft seiende Subject seine Erlösung im Scheine feiert*)." Und: „Nur soweit der Genius im Actus der künstlerischen Zeugung mit jenem Urkünstler der Welt verschmilzt, weiß er etwas über das ewige Wesen der Kunst; denn in jenem Zustande ist er, wunderbarer Weise, dem unheimlichen Bilde des Märchens gleich, das die Augen drehen und sich selber anschauen kann; jetzt ist er zugleich Subject und Object, zugleich Dichter, Schauspieler und Zuschauer." Wir werden später sehen, wie hier ein Grundgedanke auch der modernen Aesthetik in freilich absurd-schopenhauerischer Formulirung vorweggenommen ist.

Jedenfalls können wir in puncto Aesthetik unmöglich die Realität der Erscheinungswelt leugnen. Uebrigens auch nicht in metaphysicis, aber davon ist noch später zu reden. Im Gegentheil werden wir, wie bald gezeigt werden soll, die künstlerische Persönlichkeit durchaus als Wurzel aller Kunst zu betrachten haben. Nur soviel können wir, um es nochmals zu betonen, aus Nietzsches Erwägungen als bleibend hinüberretten, daß die Kunst in ihrer Entstehung an ekstatisch- religiöse Lebensäußerungen

*) Nietzsche, Werke, I S. 44.

großer Volks-Gesammtheiten geknüpft ist. Aber selbst dem Oberflächenbetrachter ist es sofort ersichtlich, daß es eine Kollektivseele von gleicher Einheitlichkeit des Empfindens, von gleicher Stärke der Reaction, von gleicher Weihe des religiösen Aufschwungs nicht mehr giebt. In tausend auseinanderstiebende Atömchen hat sich allmählich auch die zurückgebliebenste Volkheit zersplittert; der phantasiegeborene, alle Lebensinstincte geheimnißvoll stachelnde Mythus ist durch die kalt zum Verstande sprechenden Realitäten der positiven Wissenschaft ersetzt; und die unorganische Summe uniformirter Staatsbürger, die das moderne „Volk“ darstellt, ist längst nicht mehr den krampfhaft wirbligen Anfällen dionysischer Verzückungen ausgesetzt. Kunstzeugerisch ist nur noch der Einzelne, der abseits stehende, der mitten im unschöpferischen Getriebe, mitten unter glotzenden Alltagsgesichtern jenen anachronistischen Heimsuchungen und Entladungen ausgesetzte productive Mensch. Wie es Stanislaw Przybyszewski, der starke und tiefe Künstler und Seelenerheller, einmal wundervoll in seinem Büchlein „Auf den Wegen der Seele“ ausgedrückt hat: „Abseits von diesem „profanum vulgus“ geben die Ausgestoßenen, die heiligen Agni-Priester, die der Seele opfern, die Wenigen, in denen die Tradition vergangener Zeiten von der Heiligkeit des Denkens und der Kunst stärker als je lebendig ist, die Wenigen, die nur in Momenten des intensivsten Seelenaufschwunges, des schmerzhaftesten Durchbruches der fremden Seele schaffen.“ Und ebenda an anderer Stelle: „Schwer und unwegsam ist der Weg der Seele, und immer seltener werden in dem bornirten Jahrhundert der Elektricität nnd der Börse, des Getreidewuchers und der Lehre von dem glücklichen und harmonischen Dasein die Menschen, die ihn betreten. Aber gerade diese Menschen sind der Aufschwung und die Himmelfahrt des Menschengeschlechtes.“

Viel ist schon mit dem Begriffe des productiven Menschen für die Grundlegung einer modernen Aesthetik gethan. Es ist ganz gewiß kein neuer Begriff. Man mag ihn leichtlich in Goethes Gesprächen mit Eckermann und anderwärts wiederfinden. Aber zum Eckstein einer modernen Aesthetik scheint er mir leider bisher noch nirgends gemacht. Und vielleicht auch noch nicht bis in seine letzten Tiefen aufgehellt . . .

Εἰσὶ δέ, οἳ ἐν ταῖς ψυχαῖς κυοῦσιν, sagt schon Socrates bei Plato einmal so wunderschön. „Es giebt solche, die in ihrer Seele schwanger sind,“ — das sind die productiven Menschen, die beständig mit Thaten oder Werken schwanger gehen, um eine schöne, schopenhauerische Unterscheidung aufzunehmen. Man kann sie auch die Künstler schlechthin in des Wortes tiefster und weitester Bedeutung nennen — im Gegensatze nicht nur zur großen Heerde der Ununterschiedlichen, sondern vor Allem auch zu den Nichts-als-Wissenschaftlern, den fleißigen Kärrnern, die zu thun haben, wenn die Könige bauen. Und man darf sie eben deshalb mit der einen großen Etikette „Künstler“ versehen, weil sie bei aller sonstigen Verschiedenheit doch jedenfalls sämmtlich durch einen gemeinsamen Wesens-

zug charakterisirt werden: die schöpferische, entladungsbedürftige Productivität. Aber mit dieser Constatirung scheint mir noch nicht genug gethan zu sein. Woher kommt den wenigen Erlesenen diese schöpferische Fähigkeit? Sollte sie sich nicht vielleicht noch in letzte einfachere Componenten zerlegen lassen? Und in der That scheint sie mir im tiefsten Grunde gar nichts Anderes als überdurchschnittlich entwickelter Machtwille zu sein, ein Ausfluß überschüssiger Vitalität und höchstgesteigerten Ich-Bewußtseins. Der productive Mensch begnügt sich nicht damit, seine Energie, wie die anderen auch, in den Kämpfen und Befriedigungen des praktischen Lebens zu verausgaben. Er reißt sich als verselbstständigtes Partikelchen aus der blitzschnell unermüdlichen Kreisbewegung der Gruppe los und stellt in Thaten oder Werken bleibende Monumente seines eigenen Wesens und Wollens an der großen durchhasteten Heerstraße auf — Krystalle seiner eigenen überquellenden Lebensfülle, die nun, vom Schöpfer unabhängig, ihr seltsames Sonderdasein führen. Und damit nicht genug, peitscht ihn der Machtwille weiter und weiter, diese Denkmäler seines Wesens zur Anbetung auf dem Markte aufzurichten, seine eigene Art, die Dinge zu sehen und zu bilden, den Anderen zu suggeriren, die Unproductiven seinem Machtgebot zu unterwerfen. Verhältnißmäßig ungeschieden noch erscheinen beide Aeußerungen des Machtwillens bei dem einfachsten und primitivsten Künstler-Typus, dem genialen Thatmenschen. Ihm ist die Schlagkraft des Instinctes noch ungeschwächt und das robuste Empfinden noch nicht bis zu weltflüchtiger Versenkung in das eigene Selbst verfeinert; woran er sich stößt, das ist nicht die Realität als solche, sondern die augenblickliche Constellation der Wirklichkeit; und was ihm in künstlerisch-dichterischen Visionen vor der entzündeten Schöpferphantasie gaukelt, das sind nur neue Combinationen der vorhandenen Realitäten. Es ist immer etwas vom Schachspieler und Mathematiker in ihm, der die gegebenen Möglichkeiten scharfsinnig variirt und den oft vom schöpferischen Begeisterungsflug über das nächst-erreichbare Ziel hinausgetragenen Dichter in ihm bändigt. Heine hat in diesem Sinne einmal sehr schön von Napoleon gesagt, daß in seinem Haupte der Adler der Begeisterung horstete, während in seinem Herzen sich die Schlangen des Calcüls ringelten . . . Nun nehme man genau denselben Typus, lasse die frische Reactionsfähigkeit des Instincts unangetastet, raube ihm aber die Robusticität des Empfindens und den Mathematikersinn für die Realität — so hat man den Künstler in des Wortes engerer Bedeutung und im Besonderen den Dichter, dessen mimosenhafte Seele sich unerträglich an den rauhen Wirklichkeiten des Lebens stößt und ihre aufgespeicherte Productivität nicht mehr in Thaten, d. h. in neue Combinationen der Realität, sondern in unwirkliche selbstgeschaffene Phantasiewelten umsetzt. Und nun nehme man endlich letztens an, daß das Blenden der Erscheinung, das sich an unsere Sinne drängt, nicht mehr auf einen unmittelbar reactionsfähigen Instinct trifft;

daß das Lust- oder Unlustgefühl, mit dem die Welt an die tönende Psyche des „Künstlers“ rührt, nicht mehr im Wesentlichen in der Sphäre instinct-hafter Unbewußtheit bleibt, sondern im Gegentheil in das taghelle Licht der Bewußtseinssonne tritt, — so haben wir den Philosophen mit jener fast schwermüthigen Unempfänglichkeit für die Reize der Erscheinungswelt und der ewigen sehnsüchtigen Schicksalsfrage nach dem übersinnlichen Urgrund der Erscheinungen. So haben wir den schöpferischen Denker, der die Sinnenwelt zerstört, um sie selbstherrlich hinter ihrer vernichteten Erscheinung wieder aufzubauen. Natürlich giebt es auch Kreuzungen, für deren Verständniß uns später diese vorausgeschickten Erwägungen sehr zu statten kommen werden.

Eine bezeichnend das tiefste Wesen der Kunst erhellende Thatsache leuchtet bereits aus diesen Gedankengängen hervor. Auch sie ist fragmentarisch wohl schon oft ausgesprochen worden, und Ludwig Klages hat sie vor einiger Zeit in einem leider wenig beachteten Aufsatz „Aus einer Seelenlehre des Künstlers“*) sehr hübsch formulirt (a. a. O. S. 140): „Vielleicht ist alle Kunstthätigkeit gleichsam ein geistiger Nothausgang überschüssiger oder gewaltsam eingeschränkter Lebenskräfte. Sicherlich wenigstens verdankt eine große und glänzende Gruppe von Kunstwerken ihr Dasein einzig jenem merkwürdigen Vorgange, durch den der Mensch befähigt ist, aus seinen Peinen heimliche Freuden und seltene Fertigkeiten zu machen.“ Das stimmt auch ausgezeichnet zu dem Schopenhauerischen Gedanken, daß Shakespeare, Goethe, Mozart nie gedichtet und componirt hätten, wenn ihnen jeder Schmerz fern geblieben und jeder Wunsch erfüllt worden wäre. Auch an Ibsens Jatgejr in den herrlichen „Kronprätendenten“ mag man denken, den Wundervollen, der Skalde wurde, als er die Gabe des Schmerzes empfing. Für uns folgt der Gedanke zwingend in folgerichtiger Systematik aus den früheren Ausführungen. Kunst ist im tiefsten Grunde gar nicht anders zu verstehen denn als Surrogat des Lebens, so sehr sie sich auch im weiteren Verfolg der Entwicklung zu einem bedeutsamsten und unentbehrlichen Culturfactor ausgestaltet haben mag. Man lasse die beiden mächtigsten Hebel allen Weltgeschehens, Entbehrung und Schmerz, auf eine ruhende Productivität wirken — und die Folge wird Kunst sein. Das Kunstwerk aber erscheint uns, in diesem Lichte gesehen, als ein Symptom höchster Lebensbejahung, die das Dasein noch in seinen schmerzlichen Unzulänglichkeiten gutheißt und sich aus Eigenem Ersatz dafür schafft.

Und so können wir denn im Einzelnen die Genesis des Kunstwerkes gar nicht anders herleiten, als aus einem seelischen Befreiungs- und Entladungsbedürfniß des Künstlers. Wie Heine den Schöpfer singen läßt:

---

*) Blätter für die Kunst. Berlin, Georg Bondi. 1899. S. 136 ff. Ich gebe die hierher gehörigen Citate sämmtlich in „gewöhnlicher“ Orthographie.

„Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen,
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund.“

So ist denn die Forderung des ehrlichen Wollens in der Kunst von tief einschneidender Bedeutung. Es ist die unerläßliche Grundlage alles künstlerischen Schaffens; wo es fehlt, ist mechanische Handwerkerei die Folge. Jedes wahre Kunstwerk ist im Grunde nichts Anderes als das Document einer Persönlichkeit, der Niederschlag eines — äußeren oder inneren — Erlebnisses, und ein inneres Erlebniß ist ja oft nur die phantasievolle Ausgestaltung eines äußeren Erlebnißkeimes . . . Freilich ist damit die Genealogie des Kunstwerks nur in ihrer Urwurzel aufgedeckt. Ein bloßer Erlebniß-Niederschlag: das kann auch ein Brief oder ein Tagebuchblatt sein. Um den specifischen Charakter des Kunstwerks zu erlangen, muß sich das persönliche Document bis zu einem gewissen Grade von der künstlerischen Individualität loslösen und verselbstständigen. Eben diesen Proceß der Abrückung von der eigenen Persönlichkeit nennen wir Formgebung oder Stilisirung. Und die Kunst erscheint uns so im Gegensatz zu dem stolzen technocentrischen Standpunkte der deutschen Idealisten als eine simple, wenn auch freilich ausgestaltete seelische Reflexbewegung. Ganz im Einklang damit nennt Hermann Grimm einmal den Stil „die Macht (des Kunstwerks) geistig ganz für sich zu existiren, sodaß, wie beim Manne von Vater und Mutter, so beim Kunstwerk vom Künstler gar nicht mehr die Rede ist.“ Nicht als Nachahmung eines objectiv Gegebenen mehr stellt sich uns also das Kunstwerk dar, weder eines Individuellen, wie Plato, noch eines Typischen, wie Aristoteles lehrt, — sondern, um zusammenhängend zu resumiren: als das stilisirte, in künstlerische Form gegossene Document einer Persönlichkeit. Freilich ergiebt sich hier eine kleine Complication: der Typus „Künstler“ scheint mir nämlich zwei Verzweigungen zu haben. Ich möchte sie den Lyriker (in ungewohnter, weiterer Fassung des Begriffs) und den Bildner nennen. Der „Lyriker“ gießt ein unmittelbares, der „Bildner“ ein mittelbares Erlebniß in künstlerische Form. Selbstverständlich giebt es auch hier Kreuzungen. Als den Typus des Lyrikers mag man Goethe nehmen, als drastische Ausprägung des „Bildner“-Typs betrachte man etwa unsern größten modernen Naturalisten Zola. Nun ist es ja klar, daß der Bildner eher zum Stil gelangen wird, als der Lyriker, weil er ja ohnehin seinen persönlichen Seeleninhalt mit dem Collectiv-Empfinden seiner Gestalten identificirt. Aber es ist andererseits auch ebenso einleuchtend, daß auch die Kunst des Bildners ihre tiefste Wurzel im Persönlichen, Erlebnißhaften des Künstlers hat; daß ihm seine Gestalten nur Mittel zum Zweck sind, um sein Temperament auszuleben, das mit ihnen spielt, wie die Katze mit der Maus.

Ich brauche wieder nur an Zola und etwa an seine gewaltige „Germinal“-Dichtung zu erinnern, in der das tobende Riesentemperament des Bildners die Marionetten wie in fieberkrampfigem Wirbel und heulender Windsbraut tanzen heißt. Und vielleicht zeigt sich auch schon hier, was sich später noch deutlicher erweisen soll: daß diese meine moderne Aesthetik im höchsten Grade tolerant ist; daß sie sich fast zu der verwegenen Assassinen-Moral bekennt: „Nichts ist verboten, Alles ist erlaubt“; daß sie schlechthin Alles gelten läßt, vom crassen Naturalistenproduct bis zum mystisch-symbolischen Stimmungsstück, — wofern es nur den unverkennbaren Stempel der Persönlichkeit trägt. Und selbst das Häßliche ist also nicht ausgeschlossen, wenn es nur das Herzblut des Autors, den Glanz seines Temperamentes widerstrahlt . . .

Lang und mühselig aber ist die Seelenwanderung, in der sich ein persönlicher Inhalt zu seiner adäquaten künstlerischen Form hindurchringt. Und die Genealogie des Kunstwerks ist in ihren tiefsten Geheimnissen noch immer nicht erschöpft . . . Mit fast embryologischer Genauigkeit läßt sich seine Entwicklung skizziren. Die Conception, der schöpferische Lustmoment, ist dort anzusetzen, wo das Persönliche in's Künstlerische umzuschlagen beginnt. Ihr schließt sich die mehr oder minder lange Periode der Schwangerschaft an. Eine Art künstlerischer Krystallisirungsproceß vollzieht sich in der befruchteten Seele. Die Phantasie, jene zuerst von Solger, dem Aesthetiker der Romantik, in die Kunstbetrachtung eingeführte schöpferische Potenz, knüpft neue Beziehungen und gliedert die vorgestellten Folgen des Erlebnisses dem realen Erlebnißinhalt an; neue äußere, vielleicht das Erleben des Künstlers gar nicht berührende, aber ihm wenigstens verwandte Thatsachenreihen fügen sich dem reifenden künstlerischen Organismus ein und geben ihm Rundung und Zusammenschluß. Hermann Grimm hat in seinen geistvollen „Vorlesungen über Goethe“ am Beispiele des Werther sehr hübsch nachgewiesen, wie das Kunstwerk Werther in drei Hauptmotiven, Goethes unglückliche Liebe zu Lotte Buff, dem Selbstmorde des jungen Jerusalem und Goethes Beziehungen zu Maximiliane Brentano, geborenen Laroche, krystallisch zusammenschießt. Sonstige Beispiele findet man in Hülle und Fülle in dichterischen und kritischen Werken; auf die entsprechenden, gut unterrichtenden Capitel in Gustav Freytags „Technik des Dramas“ will ich noch besonders hinweisen . . . Der Psychologe wird aber wohl von dem Gesagten kaum schon befriedigt sein. Er wird sich fragen müssen: Warum diese mühevolle Eroberung des Stils auf dem Wege langsamer künstlerischer Krystallisation? Sollte es wirklich nicht an der einfachen Niederschrift des Erlebnisses genug sein? Und der Künstler wird ihm antworten: Nein, es ist nicht genug daran. Denn beinahe tragisch kämpft in ihm mit dem tiefsten Mittheilungsbedürfniß die tiefste Scham, und wenn er sich überhaupt mittheilen soll, so kann es nur unter sorglich schützender Maske geschehen. Nicht um-

sonst hat Friedrich Hebbel das wundervolle Wort gesprochen: „Des Weibes Keuschheit geht auf seinen Leib, des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele“, und nicht umsonst fand eine so mimosenhaft verletzliche Seele, wie die Nietzsches, die Dichter auf jeden Fall „schamlos“, weil sie „ihre Erlebnisse ausbeuten“. Und zu alledem kommt noch ein Zweites, ebenso Wesentliches hinzu. Jede bloße Niederschrift des Erlebnisses schleppt noch zu sehr die Nabelschnur unserer Subjectivität mit sich herum, „hängt noch allzu innig mit unserem Allerpersönlichsten zusammen, um uns zu wirklicher innerlicher Befreiung vom Erlebten zu verhelfen. Wenn die Kunst, wie wir sahen, im Grunde nichts Anderes ist, als eine seelische Reflexbewegung, so ist es sonnenklar, daß der Reflex erst im verselbstständigten und ästhetisch distanzirten, d. h. stilisirten Kunstwerk völlig ausgelöst erscheint. Frau Lou Andreas-Salomé, unsere begabteste Schriftstellerin, hat es einmal sehr schön ausgedrückt: „Das Werk stellt der Künstler vor uns hin — eine Lebensgesammtheit im Kleinen, eine organische Totalität, die von ihm unabhängig geworden ist; im Grunde stellt er es hin für sich selbst, damit es zu ihm rede, als eine Erinnerung an seine intimsten Weihemomente“. Und nun ahnen wir auch, worin das Geheimniß aller Stilisirungskünste besteht: einmal in jener Phantasiegeburt aus Scham und Schmerz, die sich verschleiernd um den realen Erlebnißkern lagert; sodann in der hellenisch-maßvollen Dämpfung und Abstimmung des Tones, wie sie nur reiferen Künstlern möglich ist, bei denen der Erlebnißanstoß nicht mehr mit erster überwältigender Unmittelbarkeit wirkt. Goethe hat darin in seinem höchststilisirten Werke, im Tasso, einen kaum mehr zu überbietenden Gipfel höchster Vollendung erreicht . . .

Die Fülle seelischer Verwicklungen, in die sich dieses einfache Grundschema künstlerischen Schaffens verzweigt, ist im knappen Rahmen dieser Studie nicht zu erschöpfen. Nur auf einige bemerkenswertheste Phänomene sei noch die Aufmerksamkeit gelenkt . . . Nur der Selbstschöpferische vermag es in seiner ganzen Schmerzlichkeit zu ermessen, wie sehr auch im künstlerischen Vollbringen die That hinter dem Willen zurückbleibt. Und das hat seinen Grund in nichts Anderem, als in der Verschiedenheit zwischen Conception- und Geburtstimmung — die selbst wieder auf mannigfache Ursachen zurückgehen kann. Die Schwangerschaft kann zu lange gedauert haben; die Krystallisirung kann durch Gegeneinflüsse gekreuzt worden sein. Das intensivst Erlebte geräth so merkwürdiger Weise oft am kältesten. Jedenfalls werden sich die beiden „Stimmungen“ niemals recht decken; ihre Verschiedenheit kann sich sogar bis zu einer Art heimlicher Feindschaft verschärfen — und nur in einem besonderen Glücksfalle wird die Conception-Stimmung in wenigstens annähernd gleicher Art und Stärke sich heraufbeschwören lassen. Die Gefahr ist bei modernen, mehr oder minder vom Décadence-Keim inficirten Künstlern um so größer, denen die Stimmungen mit unglaublicher Flüchtigkeit sich ablösen und zerflattern. Es liegt

sogar eine gewisse Tragik darin: daß uns das Unzulängliche niemals Ereigniß wird, daß wir jedes eigne Kunstwerk im Tiefsten als unzureichend empfinden, daß uns Alle ein heimlicher, unausgesagter Rest drückt, dem wir Luft machen möchten, und den wir doch nicht bändigen können . . . Man wird vielleicht einwenden, daß der Lyriker (in des Wortes altem und engem Sinn) in dieser Beziehung besser daran ist als seine sonstigen Brüder in Apoll. Und in der That scheint bei ihm der Zwischenraum zwischen Conception und Geburt abgekürzt. Das lyrische Gedicht steht der bloßen Niederschrift noch verhältnißmäßig näher, als Epos, Roman und Drama; es ist enger in die Persönlichkeitssphäre des Künstlers gebannt. Aber man vergesse nicht, daß auch hier die ästhetische Distanzirung, wenn auch in geringerem Grade, unentbehrlich erscheint. Im Urzustande erscheint auch der Gefühlsausbruch des Lyrikers lediglich als erweiterte formlose Interjection; und erst durch eine gewisse Entfernung von der Persönlichkeit des Lyrikers gewinnt der Erguß die unerläßliche künstlerische Form. So wird der Lyriker in der That sich selbst Object. Und nun erst verstehen wir klar den richtigen Grundgedanken in Nietzsches übertrieben schopenhauerischer Theorie der Lyrik, der zu Folge der Lyriker „zugleich Subject und Object, zugleich Dichter, Schauspieler und Zuschauer ist.“ —

Hier stock' ich schon . . . Ich habe vielleicht etwas anders und mehr erklärt, als die früher angegriffene „historische Schule“; aber ich habe doch jedenfalls bisher auch immer nur erklärt. Ein kritisches Werthurtheil schlossen in der That die bisher vorgetragenen Theoreme nicht ein . . . Aber ich sehe mich auch so gut wie vergebens nach vorhandenen kritischen Werththeorieen um. An Nietzsches leider im Ansatz stecken gebliebene „physiologische Aesthetik“ könnte man denken. Ich für meinen Theil möchte sie lieber die biologische Aesthetik nennen. Denn soweit sie werthet — und sie werthet in der That — thut sie es unter dem Gesichtspunkte der Lebenstüchtigkeit, des ungebrochenen Instincts. Das hat manches für sich, ganz abgesehen davon, daß es als erste Wiederbelebung einer werthenden Beurtheilungsweise, freudig zu begrüßen ist. Zumal in einer Zeit, in der die elementaren Kategorien „gesund“ und „krank“ völlig in Mißcredit gekommen zu sein scheinen und eine krankhafte Perversität in unreifem Volk allerlei knabenhaft begehrliche Wallungen erregt. Aber so genial und fruchtbringend der Gedanke an sich ist, die Kunst „unter der Optik des Lebens“ zu sehen und sie als Lebenserscheinung, wie andere auch, der großen Daseinskette einzugliedern, so folgt doch daraus eine unangenehme Doppelung des Urtheils, die mich z. B. zwingen könnte, Garborgs klassische „Müde Seelen“ zugleich als Meisterwerk ersten Ranges und als decadentes Niedergangsproduct zu werthen. Und man darf doch nicht übersehen, daß die Kunst, wenn sie auch als Lebenserscheinung schlechthin den allgemeinen Daseinsgesetzen unterliegt, so doch als eigenthümliche Lebenserscheinung ihre besonderen Gesetze in sich trägt.

Hier klafft eine Lücke, die ich bereits früher einmal in einer kleinen Studie auszufüllen versucht habe. Ihr Leitgedanke sei hier, mit einigen Ergänzungen, kurz reproducirt . . . Ich stelle mich durchaus nicht unhistorisch außerhalb der Tradition. Uralt ist der ästhetische Meinungsstreit über Bedeutung und Verhältniß von Form und Inhalt im Kunstwerk. Heutzutage herrscht hier ein hohler Formalismus, der nur das Wie? gelten lassen will. Ich kenne wenigstens flache Gesellen, denen in übertriebener Werthschätzung künstlerischer Verarbeitungs-Thatsachen etwa zwischen „Faust" und einer poetisch werthvollen Kindergeschichte kein Wesensunterschied zu bestehen scheint. Aber schon der Aesthetiker unserer Klassiker, Sulzer, hat, wenn auch nicht übermäßig tiefsinnig, so doch hübsch und zutreffend gesagt, daß der Werth eines Kunstwerks zu messen ist durch das Product aus der Bedeutsamkeit seines Inhalts und der Wohlgefälligkeit seiner Form. Wenn dann Kant in gewohnt unkünstlerischer Begriffsspalterei „freie" und „anhängende" Schönheit unterschied und dieser gegenüber keinen rein ästhetischen Genuß, sondern ein mitwirkendes intellectuelles Wohlgefallen annahm — so ist doch immerhin auch bei ihm trotz aller scholastischen Spitzfindigkeit und mehr noch bei Herder und Schiller die Wichtigkeit des bedeutsamen Inhalts anerkannt. Das Beste hat hierzu vielleicht Lotze*) mit den Worten gesagt: „Das was die Kunst von dem Gegenstande denkt und was sie durch ihre Formen ausdrückt, ist ihr Inhalt." So ist es einerseits selbstverständlich, daß der Künstler die „Idee" immer nur unter künstlerischem Gesichtswinkel sehen kann; daß schon die primitivste Intuition ihm die „Idee" in wenn auch unzulänglicher und vervollkommnungsbedürftiger Form spiegeln wird — aber es ist andererseits auch ebenso einleuchtend, daß dem großen und tiefen Künstler bedeutsamere Ideen sich zu künstlerischen Visionen verdichten werden, als dem kleinen und flachen Allerwelts-Artifex. Und er wird ein großer Künstler sein — ebensowohl, weil er diese Fülle und Tiefe der Ideen überhaupt hat, als weil er sie künstlerisch zu meistern weiß. Freilich wird es gerade dem tiefer zusehenden Psychologen nicht entgehen können, daß oft ein Mißverhältniß zwischen Gedankentiefe und künstlerischer Gestaltungskraft, zwischen Persönlichkeit und Talent besteht. Das kann seine verschiedenen Gründe haben. Es giebt merkwürdige, oft ganz besonders fruchtbare Zwitter, denen die Säfte so sonderbar gemischt sind, daß ihr „Inhalt" trotz hartnäckiger Seelenwanderung nie den endgültigen, ganz entsprechenden Körper findet. Und es giebt starke ringende Persönlichkeiten, die sich erst langsam kämpfend die Möglichkeit künstlerischer Gestaltung erobern müssen. Das sei unserer lieben Kritik in's Stammbuch geschrieben, die viel zu sehr auf Verarbeitungsthatsachen ausgeht und viel zu wenig auf die Persönlichkeit, die da-

*) Geschichte der Aesthetik in Deutschland, S. 111.

hinter steht. Durch ungeglättete Oberflächen und unvollkommene Formkrystalle hindurch den keuchenden Athem einer von Entwicklungsstürmen geschüttelten Persönlichkeit zu hören und die peinvollen Geburtwehen eines rastlos neue Welten aus sich entbindenden Chaos sympathetisch hindurchzufühlen — das geht der lieben Kritik denn doch über den Spaß. Und doch sind für den Psychologen der Dichter, der Philosoph, der Staatsmann nur äußere Hüllen des großen oder kleinen Menschen, der dahinter steht. Freilich, die Kategorien groß und klein scheinen ja auch einigermaßen unmodern geworden zu sein. Größe: Es wird so viel davon gesprochen, und doch hat keiner noch ihr wahres Wesen ergründet. Ist es die eigenthümlich höhere Intensität des Erlebens, die überdurchschnittliche Temperamentfülle, der durchdringende Tiefenblick, die Gabe, jede flüchtige Einzelerscheinung sofort in ihren großen kosmischen Zusammenhang zu rücken — oder was sonst? Vielleicht von alledem etwas, aber im tiefsten Grunde doch ein Undefinirbares, nur zum dunkel ahnenden Gefühl Sprechendes, das dem kleinen Gelichter faustisch entgegenhöhnt: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!" —

Jedenfalls hat uns der kurze historische Rückblick bereits die beiden Grundfactoren jedes künstlerischen Werthurtheils aufgezeigt: Persönlichkeit und künstlerische Gestaltungskraft. Klarer, vollständiger und moderner formulirt: Umfang und Inhalt des Weltbildes, in dessen Mittelpunkt mehr oder minder die künstlerische Persönlichkeit rückt, je nachdem sie mehr in den Typus des „Lyrikers" oder des „Bildners" hinüberschillert, und als nothwendige Ergänzung: die poetische Suggestionsfähigkeit. Ich möchte den Ton vornehmlich auf das erste Kriterium gelegt wissen, denn die von einem Werke ausstrahlende suggestive Wirkung ist nicht gut absolut feststellbar und wird dem Wechsel der persönlichen Veranlagung und Empfänglichkeit unterworfen sein. Dagegen wird sich an Umfang und Inhalt des Weltbildes der innere Werthunterschied künstlerischer Naturen mit fast untrüglicher Sicherheit feststellen lassen.

An Inhalt des Weltbildes z. B. werden kraft jahrtausendlanger verfeinernder Entwicklung so ziemlich alle Neueren die Alten übertreffen — nicht aber zugleich an Umfang. Bei aller Einfachheit ihrer Naturen kenne ich wenig gewaltigere Persönlichkeiten, als den riesigen Aeschylus, den uns die Philologen glücklich zum kleineren Rivalen des Sophokles umgefälscht haben, oder gar den ewigen Aristophanes. Und noch Goethe braucht an faustischer Weite des weltumspannenden Blickes Niemandem zu weichen, während ihn z. B. Nietzsche in berauschender Klangfülle der modernen Seele übertrifft. Die illustrirenden Beispiele ließen sich in's Unerschöpfliche häufen. Ein gottbegnadeter Dichter, wie unser herrlicher Heinrich Kleist, wird von diesem höchsten Standpunkte aus betrachtet zusehends kleiner, weil sein Blick doch selten die schwarz-weißen Grenzpfähle überflog. Ein Großer, wie Friedrich Hebbel, mag uns das Beispiel einer ringenden,

ungünstigen Entwicklungseinflüssen ausgesetzten Künstlerpersönlichkeit geben, der den Inhalt nie in restlos ausgeglichene Formen zu zwingen gelang. Selbst in seiner verhältnißmäßig stilisirtesten Schöpfung, im „Gyges", ist noch Krampf und Ringen; all sein Schaffen (um einen drastisch-genialen Ausdruck Nietzsches anzuwenden) „schwitzt". Und als wundersames modernes Muster einer unerhörten Vereinigung von Tiefe und Suggestionskraft sehe man sich etwa Strindbergs Mysterium „De vera sententia et creatione mundi" am Eingang seines „Inferno" an, das in zehn kurzen Seiten die ganze Welt spiegelt.

Lediglich als ein Capitel aus der ewigen Geschichte der menschlichen Dummheiten kann uns nun nach alledem der ungeheuerliche Spektakel erscheinen, den die Herren „Naturalisten" und „Symbolisten", vor Allem aber die ersten neuerdings angeschlagen haben. Das wird sich später noch deutlicher zeigen; aber es leuchtet auch schon an dieser Stelle ein. Man greift sich an den Kopf und fragt sich vergebens, wie man so wenig historischen Sinn haben kann, um à la Holz, Schlaf und Consorten in der Verfeinerung der künstlerischen Technik das Heraufkommen einer neuen Kunst zu erblicken. Und auch der freilich ungleich vornehmeren und sympathischeren Richtung der modernen Symbolisten und ihren tönenden Verheißungen wird man ein wenig skeptisch gegenüberzustehen berechtigt sein. Denn thatsächlich handelt es sich bei den beiden „Richtungen" für jeden Tieferblickenden nur um uralte Methoden der künstlerischen Darstellung, um längst dagewesene künstlerische Ausdrucksformen. Der Symbolismus darf übrigens das höhere Alter für sich in Anspruch nehmen. Denn zweifellos sind die „dionysischen" Künste — Musik, Lyrik — älter als die „apollinischen" — Epos, Drama, Malerei, Skulptur. Der Urmensch schmetterte eher aus voller Brust ein jauchzendes Liebesliedchen, als er das naive Bildchen eines zeitgenössischen Mammuths in Elfenbein ritzte. In Natursprachen aber, in denen wie im Hebräischen die Abstraction noch nicht ihre volle Entwicklungshöhe erreicht hat, ist der Symbolismus die einzig entsprechende künstlerische Ausdrucksform. Ein Gedanken- und Gefühlsgehalt wird hier durch bezeichnende Concreta, die nicht als solche, sondern nur als Bedeutungs-Träger wichtig sind, dem ahnenden Gemüth versinnlicht. Die Bibel ist bekanntlich das älteste symbolistische Gedicht. Und der moderne Symbolismus ist also nichts Anderes als eine bewußt-raffinirte Rückbildung des in's nebelhaft Abstracte verblaßten Gefühlsausdrucks zur Sinnfälligkeit einer primitiven Technik. Er wurzelt zugleich in dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Abstraction zur Wiedergabe des Allerfeinsten, Allerheimlichsten und in dem schämigen Bemühen, das Tiefste, Letzte, fast Unsagbare mehr ahnen zu lassen als in dürren Formeln auszusprechen . . . Der Naturalismus aber wird regelmäßig dann zur herrschenden künstlerischen Ausdrucksform, wenn sich das dionysisch-lyrisch-persönliche Element zu verflüchtigen und die von ihm

abgelöste „apollinische“ Gestaltenwelt sich zu verselbstständigen beginnt. Der festlich verklärende Traumcharakter aller noch nicht von ihrer mütterlichen Wurzel losgelösten Kunst verschwindet, und das „Kunstwerk“ wird mehr und mehr ein mit tausend kunstvollen Rädchen klappernder Mechanismus, eine von allen Persönlichkeitsschlacken säuberlich gereinigte Naturphotographie. Freilich: ganz ist ja die Persönlichkeit niemals auszuschalten — und was großen naturalistischen Meisterwerken, wie den besten Romanen Zolas ihren Kunstwerth leiht, das ist nicht ihr Wirklichkeits-, sondern ihr starker Persönlichkeitsgehalt. Ja, wenn Werke wie „Vor Sonnenaufgang“ und „Die Familie Selicke“ überhaupt noch künstlerisch wirken, dann nicht wegen, sondern trotz des Naturalismus, kraft des ihnen innewohnenden nicht auszuscheidenden Persönlichkeitsrestes.

Aber auch Techniken — ich deutete es schon kurz an — senken ihre Wurzelfasern in die Tiefen der Psyche hinab. Wie der Naturalismus in seinen äußersten Folgerungen die Kunst der Unpersönlichkeit, also die weihelose Verselbstständigung der — sozusagen — „apollinischen“ Gestaltenwelt bedeutet, so ist der Symbolismus die bevorzugte künstlerische Ausdrucksform primitiver und hochentwickelter Culturen. Denn Beiden ist bei aller abgrundtiefen Kluft, die sie trennt, das Eine gemeinsam: daß sie sich dem geheimen Sinn des Lebens näher fühlen. Eine junge Cultur aus frohem Fabeltrieb, der vor der Welt noch nicht wie vor einem aufgelösten Rechenexempel, sondern mit frischen Sinnen wie vor einem staunenswürdigen, geheimnißsüßen Märchen steht, und eine entwickelte Cultur aus Raffinement, das auf dem Höhepunkte menschlicher Erkenntnißtriumphe schaudernd schon die „banqueroute des sciences“ vorempfindet und den tiefsten Mächten des Lebens gegenüber wieder dunkel die Ohnmacht selbst der höchstverfeinerten Ausdrucksmittel fühlt. . . .

Und so entstand die symbolistische Technik des modernen Mysteriums von Ibsens und Maeterlincks Gnaden, das durch wirkungsvolle und neuartige Beziehungen von Symbol-Reihen uns das Unsagbare wenigstens mittelbar, vom ganzen Zauber des Ahnungsvollen umwittert, näher zu bringen sucht. Nur in der Anknüpfung an das Gegebene läßt sich seine Entstehung begreifen. Nicht umsonst hatte man jahrelang die Welt zum seelenlos functionirenden Automatismus herabgesetzt, nicht umsonst hatte man jahrelang die Persönlichkeit zu castriren und die Natur meisterlich zu äffen versucht. Man war arm und schwach und zeugungsunfähig geworden. Man vermochte nicht mehr über der Alltäglichkeit das transcendente Stockwerk „Poesie“ aufzubauen, man konnte keine Märchen mehr dichten, keine Phantasiewelten mehr durch ein Schöpferwort aus dem Nichts emporzaubern. Wie aber, wenn man die Alltäglichkeit selbst poetisirte? Wenn man um die graue Alte den goldenen Nimbus des Wunders wand? Hinter der Regelmäßigkeit der natürlichen Erscheinungen ein geheimnißvolles Agens, ein mystisches Fluidum witterte, das den letzten Rest fabulirender

Laune zu neugierigen Schauern stachelte? Oder war der Alltag etwa nicht im Grunde wunderbarer, als es die stolzesten Wunder der alten Blaublumenromantik waren? War die Regelmäßigkeit, mit der die Naturgesetze wirkten, eine ausreichende Erklärung für ihre Wirksamkeit? Gaben die dürren mathematischen Formeln, in denen das Weltgeschehen allen blühenden Lebens entkleidet war, wirklich das tiefste Wesen der Welt? Oder waren es nicht vielmehr plumpe menschliche Verständigungsmittel, hinter denen sich ein Geheimes, Wirkendes, Undeutbares barg? ... Weniger der plastische Phantasietrieb, als metaphysischer Gefühlsdrang hatte diese moderne Mystik geboren. So war sie denn von Anbeginn von des Gedankens Blässe angekränkelt. Und doch spukt auch in ihr noch ein Restchen mythenbildender Fähigkeit, und die künstlerischen Formen, die sie sich schuf, muthen wie verkappter Mythos an, wie die letzten schwachen Ausläufer einer den geheimen Sinn des Lebens schöpferisch nach Menschenweise deutenden Mythologie. Freilich spricht keine lebensvolle Hellenenphantasie mehr daraus, die die umgebende Natur mit gesteigerten und verschönten Ebenbildern des Menschen bevölkerte, sondern nur ein abgeblaßter Mythos aus zweiter Hand, der hart an der Schwelle der Abstractheit stehen bleibt und oft eklektisch-stillos von Legende, Sage und Volkslied die raffinirt verwandten Ausdrucksmittel leiht — wie in den Mysterien Maurice Maeterlincks. Er gab uns die wundervolle einzigartige Synthese von Primitivem und Raffinirtem, nach der die Zeit rang. Er wurde der charakteristischste Exponent einer Epoche, die in brünstig erträumte Naturparadiese die Blüthen einer alten überfeinerten Cultur verpflanzt; der größte poetische Formelfinder einer Niedergangswelt, die erschöpft den Ballast qualvoller seelischer Complicirtheiten von sich wirft und sich mit durstigen Nerven in das Einfache, Unverzweigte, Typische bohrt — die, naturbrünstig und raffinirt zugleich, selbst aus dem Tode Wollüste saugt.

Soviel ist jedenfalls klar: Mythos und modern-symbolistische Mystik sind in ihren tiefsten Ursprüngen verwandt. Der Symbolismus ein unvollkommener Mythos! Sie verfahren auch Beide auf die gleiche Weise: nämlich anthropomorphistisch. Ich erinnere nur an jenes wollüstige Impressionistenstück „L'Intruse“, das uns in hypnotisirender Stimmungsfülle das Nahen des Todes malt: Die Sense dengelt um das Haus, die Schwäne flüchten, die Nachtigallen verstummen, die Lampe verlischt — Alles wird zum menschlichen Mikrokosmus, in dem eine geheimnißvoll wirkende Seele wohnt. Oder an „Prinzeß Maleine“, dieses wundervoll nachgedichtete Volkslied, das in seiner herben Lieblichkeit an altniederländische Gemälde mahnt: Als der Prinz und sein unglückliches Liebchen im Garten zusammenkommen, schluchzt der Springbrunnen, und von den Gebüschen glotzen sie unheilkündend nächtige Eulen an. Aber nicht nur Maeterlinck, den man mit Fug den tiefsten und feinsten Lyriker der germanisch-gallischen Mischcultur nennen darf, auch Ibsen ist in diesem Zu-

sammenhang zu nennen. Für einen Naturalisten konnten ihn nur die unhistorischen Cretins und Schaumschläger des jungdeutschen „Naturalismus“ halten. Sein neuester wundervoller „dramatischer Epilog“ spricht Bände zu diesem Capitel. Für jeden halbwegs offenen Sinn war er von Anbeginn an ein Bekenner und Lyriker, der, wenn er wirklich Realitäten conterfeite, sie nur als leicht satirisch beleuchtetes Gegenspiel gab. Und zumal seine Alterswerke sind fast nur noch ein einziges aus wundervoll treffsicheren Symbolen malerisch zusammengewebtes großes Bekenntniß, das uns in seinem Leben den Sinn des Lebens handgreiflich-ahnungsdämmrig zu deuten sucht. Aber selbst im eigenen Lager des ausgeprägten sogenannten Naturalismus hat die symbolistische Technik Triumphe gefeiert. Sind Jacques Lantiers Locomotive oder der Eisenbahnzug, der die kranken Pilger nach der Wunderstätte von Lourdes entführt, wirklich nur eine Locomotive und ein Eisenbahnzug wie andere auch — oder nicht noch etwas mehr: ahnungs- und bedeutungsvolle Träger eines Dämonischen, eines aller menschlichen Formeln spottenden Schicksals, das aus den heimlichsten, nie gesehenen Quellen rinnt?*)

Und es ist ferner zweifellos: symbolistische Technik hat es nebenher immer gegeben und wird es immer geben. Zur Alleinherrschaft berufen, ist sie freilich nicht ohne Gefahr. Es ist ein kunstfeindliches Element in der Art, wie sie der Sinnenwelt ihren Eigenwerth raubt und sie zum bloßen Träger eines Ideellen herabdrückt. Denn wenn Schelling und Schopenhauer das Kunstwerk als eines Ideellen sinnliche Erscheinungsform definirt, so durchbricht hier das Ideelle, das hinter den Dingen Steckende, souverän die sinnliche Hülle. Ueberdies ruht der moderne Symbolismus auf — ich möchte sagen — seelisch morbiden Grundlagen. Es ist etwas wie eine großäugig staunende Angst vor dem Leben darin und wie ein pervers wollüstiger Trieb, über Abgründe zu voltigiren, deren dunkler Rachen uns drohend entgegengähnt. Und man darf nach Nietzsche vielleicht, ohne philiströs zu erscheinen, daran erinnern, daß gesunden Epochen und ihren größten Formelfindern, den Shakespeare und Goethe, stets Realität und Symbol zu unlöslicher Einheit verschmolz.

Aus fast pathologisch gesteigerten Seelenzuständen also, aus Rausch und Traum, so sahen wir, wird das Kunstwerk geboren — wie seltsam auch der Satz unseren begriffsdürren ästhetischen Rationalisten in die Ohren klingen mag. Fr. Th. Vischer, dem man gewiß nicht den Vorwurf nebelhaft verstiegener Phantastik machen wird, hat es einmal schlicht und klar ausgesprochen: „ . . . Diesem ebenso anmaßenden wie platten Philistervolk liebt nun die Poesie, die Kunst von Zeit zu Zeit recht grundsatzmäßig das Phantastische an den Kopf zu schleudern, damit es merke: Die poetische Welt ist nicht die gemeine. Dies ist begreiflich, doch soll der

*) Vgl. hierzu Brandes' Aufsatz über Zola in „Menschen und Werke“.

Künstler und Dichter es nicht zum Princip erheben, wie unsere Romantiker thaten. Das Ideale stellt die gemeine Ansicht von Welt und Leben auch dann auf den Kopf, wenn es die Dinge ganz naturgemäß geschehen läßt. Echtes Kunstwerk hat mitten im Klaren doch immer Traumcharakter, ist „von Geisterhauch umwittert“.“ In Rausch und Traum aber spricht die Seele in unbewußten ahnungsvollen Formeln ihre tiefsten Heimlichkeiten aus. In Rausch und Traum glänzt aus den dunkelsten Schichten und Lagerungen das Unsagbare herauf, um das der freche Tag deckend und blendend seine kühlen Lichtschleier wob. Und nicht nur die Seele des Einzelnen stammelt, vom lösenden Hauche der Nacht angeweht, ihre Geheimnisse hervor — auch noch ein Anderes wird dem Kundigen und Feinhörigen laut: jene dunkle triebhafte äonenalte Unterseele des Individuums, in der die Stimme einer ganzen Rasse, einer ganzen Zeit, eines ganzen Cultur- und Ideeenkreises zu schwingen scheint, redet vernehmlich zu uns, wenn es ihr Dionysos, der Lösende, giebt, zu sagen, was sie leide. So wird das Kunstwerk nur zur mystischen Umschreibung eines seelengeschichtlichen Inhalts, und wer in ihm zu lesen versteht, der fand den kabbalistischen Schlüssel für den geheimnißvollen geschichtlichen Werdegang der Psyche. Die Aesthetik wird Seelengeschichte, denn sie lehrt uns die Entwicklungen der Seele kennen, und sie wird Ethik im höchsten, weitesten und moralinfreiesten Sinne des Wortes: denn sie zaubert, wie die Wunderlampe des orientalischen Märchens, ungekannte Geister herbei, versetzt Häuser und Schlösser und ruft zu unserem frohen Erstaunen vielleicht über Nacht leuchtende Paläste aus dem dürren Boden der Gegenwart hervor . . .

Eine einzige Formel eröffnet uns sofort den Eingang zu unserem neuen Problem. Sie heißt: Klassik und Romantik. Ein uralter Gegensatz, ungeheuer oft und fast bis zur Erschlaffung citirt und doch selten oder nie voll verstanden. Es ist Schillers nicht zu unterschätzendes Verdienst, zuerst den weltgeschichtlichen Gehalt wenigstens dunkel geahnt zu haben, den diese Formel birgt. Und wie es so häufig, ja fast immer ging: Aus dem Allerpersönlichsten erwuchs ihm, wie jedem Großen, eine Menschheits-Idee. Die niedrige Herkunft schändet einen Gedanken oder ein Gefühl ebensowenig, wie einen Menschen. Es kommt immer nur darauf an, wie hoch und weit beide sich emporgipfeln und verzweigen. Dem Verstehenden ist Schopenhauers geniale Metaphysik und Aesthetik im tiefsten Grunde vielleicht nur ein Aufschrei gegen seine ungeheuer revolutionirende Sinnlichkeit. Auch an Nietzsches tiefes und fruchtbares Wort mag man denken, daß jedes philosophische System im Grunde nur das Verhältniß der Triebe seines Autors spiegelt. Und in Schiller wirkte beklemmend und lösungheischend der Gegensatz, den er im Innersten zwischen sich und Goethes entgegengesetzter Natur und überlegener Dichterkraft empfand. Man täusche sich nicht darüber, daß man es auch hier im Grunde mit

einer Vitalitäts-Krisis, einem Kampf lebenbedingender Triebe, zu thun hat. Aber freilich: das im Einzelfall die „Idee" ahnende Genie-Hirn leitete die aufgeregten Säfte durch seine kühlen Canäle hindurch, die Persönlichkeit wurde sich selbst zum Betrachtungsgegenstand, und das Allerpersönlichste rückte unter den Gesichtswinkel der Ewigkeit. Und so entstand Schillers bedeutsame und fast unbegreiflicher Weise für die Seelengeschichte nach so gut wie gar nicht nutzbar gemachte Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung". Und es verdient zum Grund- und Eckstein aller Volks- und Kunstpsychologie zu werden, was er hier sagt: „Solange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonisirendes Ganze . . . Ist der Mensch in den Stand der Cultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit d. h. nach Einheit strebend sich äußern. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergiebt sich, daß dort . . . in dem Zustande natürlicher Einfalt die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen, — daß hingegen hier in dem Zustand der Cultur die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf Eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß". Man sieht hier schon die seelengeschichtliche Pointe der Problemstellung. Es wird, ganz aus rousseauistischer Sehnsuchtstimmung heraus, ein specifisch-naives Zeitalter ungetrübter sinnlicher Harmonie vorausgesetzt. Und als seine Stätte gilt Griechenland, dessen lebensvoller Blüthe der junge Schiller und Hölderlin nachtrauerte, das noch Goethes Iphigenie mit der Seele suchte. So sans phrase das Griechenthum als den weltgeschichtlichen Ausdruck eines frühen Optimismus und naiver Ausgesöhntheit mit der Wirklichkeit anzusehen, erscheint uns Neueren doch bedenklich unhistorisch. Und füglich werden wir also unsere Betrachtungen mit einem kritischen Capitel zur Psychologie des Griechenthums zu eröffnen haben. Burckhardts geistvolle „Gesammtbilanz" des griechischen Lebens*) scheint mir doch nicht die letzten Tiefen zu berühren.

Das Beste über diese frühen Entwicklungsthatsachen hat wohl wieder Nietzsche geschrieben (Werke, I, S. 32 ff.): „. . . Hier muß nun ausgesprochen werden, daß diese von den neueren Menschen so sehnsüchtig angeschaute Harmonie, ja Einheit des Menschen mit der Natur, für die Schiller das Kunstwort „naiv" in Geltung gebracht hat, keinesfalls ein so einfacher, sich von selbst ergebender, gleichsam unvermeidlicher Zustand ist, dem wir an der Pforte jeder Cultur, als einem Paradies der Menschheit, begegnen müßten: dies konnte nur eine Zeit

*) Am Ende des 2. Bandes seiner „Griechischen Culturgeschichte".

glauben, die den Emil Rousseaus sich auch als Künstler zu denken suchte und in Homer einen solchen am Herzen der Natur erzogenen Künstler Emil gefunden zu haben wähnte. Wo uns das „Naive“ in der Kunst begegnet, haben wir die höchste Wirkung der apollinischen Cultur zu erkennen: welche immer erst ein Titanenreich zu stürzen und Ungethüme zu tödten hat und durch kräftige Wahnvorspiegelungen und lustvolle Illusionen über eine schreckliche Tiefe der Weltbetrachtung und reizbarste Leidensfähigkeit Sieger geworden sein muß .... Mit dieser Schönheitsspiegelung kämpfte der hellenische „Wille“ gegen das dem künstlerischen correlative Talent zum Leiden und zur Weisheit des Leidens: und als Denkmal seines Sieges steht Homer vor uns, der naive Künstler“. Im Sinne dieser Aeußerung tritt dem Psychologen ein denkwürdiges Oscilliren zwischen optimistischer und pessimistischer Lebensauffassung in dem berühmten Worte des abgeschiedenen Achilleus in der Odyssee entgegen. So sehnsüchtig sich an das Dasein klammern, so schreckhaft vor dem Jenseits zurückschaudern kann nur eine Rasse, die sich dunkel der metaphysischen Abgründe bewußt ist, an deren Rande sie lachende Lebensblüthen pflückt. Und vollends in's große Erlöschen, in's graue Nichts lockt der gleichberühmte, tief trostlose Chorgesang im „Oedipus auf Kolonos“. Nur mit derlei Vorbehalten wird man daher Burckhardts Worte unterschreiben können: „Die ganze Erscheinung des griechischen Pessimismus erhält ihre volle Merkwürdigkeit durch den entschiedenen Optimismus des griechischen Temperaments, welches vom tiefsten Grunde aus ein schaffendes, plastisches, der Welt zugewandtes ist und außerdem . . . die Verwerthung und den Genuß des Augenblicks sehr zu schätzen weiß“. Und freilich sprechen nicht nur Aeußerungen einzelner Denker, wie Anaxagoras und Diogenes, sondern legt vor Allem der kaum zu überschätzende Beitrag des Griechenthums zur ideellen und künstlerischen Menschheitscultur entschiedenes Zeugniß für den vorwaltenden Optimismus der Rasse ab.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Karl A. Tavaststjerna.

Von

Ola Hansson.

— München. —

Es ist jetzt etwa sechzehn Jahre her, daß ich zum ersten Male mit Tavaststjerna zusammentraf. Nach einer kurzen Campagne in einer großen liberalen „zeitgemäß restaurirten" Stockholmer Zeitung, wo ich erst mit Entzücken und offenen Armen aufgenommen worden, um dann plötzlich, und ich weiß noch nicht, warum, in die vollständigste Ungnade zu fallen, war ich nach meiner schonensischen Heimat zurückgekehrt und hatte mich in der Stadt Malmö niedergelassen. Aus dem Eden der großen Zeitungen und der Buchverlage war ich hinausgetrieben worden, nachdem ich mich mit meiner Gedichtsammlung „Notturno" unrettbar blamirt hatte. Die einzige Zeitschrift, die noch den Muth hatte, Beiträge von mir zu bringen, war von einer Dame redigirt — sie hieß „Vorwärts" und erschien in Göteborg —, und dort veröffentlichte ich eine Serie von Essays über die Männer des damaligen „jungen Frankreichs": Bourget und Huysmans, Richepin und Maupassant, mit denen ich damals beschäftigt war. Im Uebrigen „vergeudete ich Geld und war ein Tagedieb" und wurde von allen ernsthafter denkenden Menschen als ein veritables enfant perdu betrachtet.

So lag ich denn eines Tages und genoß meinen späten Morgenschlaf, als ein Freund hereingestürzt kam, um mir mitzutheilen, daß ich mich zu beeilen habe, in die Kleider zu kommen, denn Karl A. Tavaststjerna säße im „Café Horn" und wartete auf mich. Der berühmte Dichter Finlands in Malmö, — das war schon ein Ereigniß.

Ich wurde froh überrascht bei der Aussicht, seine Bekanntschaft zu machen. Von meiner frühesten Jugend ab war ich ein großer Bewunderer der Dichtung Finlands gewesen; und schon als Gymnasiast hatte ich einen

Aufsatz über dieselbe geschrieben. Ich fand, daß ihr Grundton — der im alten Volksepos „Kalevala“ angeschlagen war und sich bis auf ihren letzten Träger, den Mann, den ich jetzt treffen sollte, mit demselben Klang erhalten hatte — dem schonensischen Volkstemperament verwandter sei als derjenige der specifisch schwedischen Dichtung. Ich hatte immer Runeberg mehr geliebt als Tegnér; und Topelius mit seiner weichen und melodischen Lyrik war der Dichter meiner ersten Jugend gewesen. Die zuletzt erschienene Gedichtsammlung Tavaststjernas — sie hieß „Neue Verse“, wenn ich mich recht erinnere — war freilich ein ziemlich dünnes und klangloses Haftwerk; von „Mit der Morgenbrise“ aber, womit der junge Dichter debutirt hatte, sang mir noch ein Echo im Ohr.

Ich kleidete mich geschwind an und ging zu „Horn“. Da saß Tavaststjerna in einer Ecke des Cafés und schaute nach mir aus. Ich erkannte ihn sofort nach einem Portrait, das ich bei einem Kollegen in Stockholm gesehen, obgleich sein charakteristisches Gesicht hier in der Wirklichkeit einen weicheren Zug als auf dem Portrait hatte — mit dem Grundzug seiner Dichtung mehr und mit der Schilderung weniger übereinstimmend, die mir unser gemeinsamer Stockholmer Kollege von seiner Person gegeben.

Tavaststjerna war einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt. Ich habe nur sehr wenige gekannt, mit denen man im Umgang so rasch auf einen natürlichen Fuß kam. Wir tranken ein Glas Vormittagswein zusammen, machten eine Visite bei der, damals gleichwie meine eigene Wenigkeit ganz verfehmten, später aber durch ihre Napoleonsromane berühmt gewordenen Schriftstellerin Stella Kleve*) und gingen dann nach dem Hafen, — Tavaststjerna wollte mit dem Mittagsdampfer nach Kopenhagen fahren, wo er sich für längere Zeit niederzulassen beabsichtigte. Auf dem Dampfer wurde auch eine junge Dame sichtbar, von der es hieß, er hätte mit ihr zusammen die Reise von Norden gemacht, und die dänisch sprach, und die er mit einer gewissen respectvollen Vertraulichkeit behandelte, die sehr amüsant wirkte, — besonders durch die Energie, womit er das Schiefe in der Geschichte zuzudecken sich bemühte. In der guten Stadt Malmö hatte man an diesem Tage sicher etwas Unheimliches gewittert; denn während wir in der Rauchcabine einen Abschiedsbecher zu Dreien leerten, tauchten ein paar Personen auf, — von einer Seite, die mir nicht wohlgesonnen war — welche sich offenbar für das, was vorging und gesprochen wurde, sehr interessirten und dablieben, bis zur Abfahrt geläutet wurde.

Ein paar Mal kam Tavaststjerna zum Besuch nach Malmö hinüber. Auch sein Landsmann, der, wie er selbst, so frühzeitig verstorbene Hjalmar Neiglick, mit dem ich in Kopenhagen zusammengeführt worden war, suchte mich ein paar Mal auf in meiner stillen provinziellen Verborgenheit. Daß

*) Frau Mathilde Malling.

dies Alles nur collegiale Visiten gewesen, daran glaube ich jetzt kaum mehr. Indessen war mein Umgang mit den beiden Finländern mit einem Male aus; sie waren alle Beide verschwunden, genau so plötzlich und unerwartet, wie sie gekommen. Ich lebte übrigens in meinem eigenen Kreise, dem inneren wie dem äußeren, vollständig eingeschlossen; mein Freundeskreis war so exclusiv wie meine Interessensphäre.

Eines Abends nach dem Theater saßen wir zur Sexa zusammen: Tavaststjerna, unser schwedischer Hamletdarsteller August Lindberg, ein anderer junger Dichter und ich. Als wir an den Kaffee und das Avec gelangt waren, fragte mich plötzlich Tavaststjerna mit jener discreten Geradheit, die — unter vielen Nuancen freilich — ihm eigen war:

„Schreibst Du gegenwärtig an etwas?“

Ich habe mich immer dagegen gesträubt, über meine litterarischen Arbeiten zu sprechen; in diesem Falle war es zugleich ziemlich schwierig, einem Anderen von der Art dessen, was ich schrieb, eine Vorstellung zu geben.

„Ich nenne das Buch ‚Sensitiva amorosa‘,“ antwortete ich.

Tavaststjerna wurde sehr interessirt und recht nachdenklich.

„Sage mir,“ fragte er weiter, „warum nimmst Du einen Blumennamen?“

Ich weiß heute nicht mehr, was ich darauf erwiderte; die Antwort gab ich ja später in der Einleitung des kleinen Werkes.

* * *

Als ich Tavaststjerna das nächste Mal sah, waren vier, fünf Jahre verflossen. Meine Frau und ich befanden uns in Kopenhagen auf der Durchreise nach Schonen, — nach einem einjährigen Aufenthalt in Berlin, Paris und in der Schweiz. Es war spät am Vormittag, als ich in dem bekannten Pensionat an der Hovedvagtsgade — wo einige Jahre früher meine schonensische Landsmännin, die bekannte Schriftstellerin Frau Victoria Benediktsson (Ernst Ahlgren) sich in einer Nacht das Leben nahm, — anklingelte. Als aber der Wirth die Thür zum Zimmer des Herrn Tavaststjerna öffnete, wurde Herr Tavaststjerna noch im Bette liegend befunden, — jenen tiefen Schlaf schlafend oder anscheinend schlafend, in dem uns nichts Menschliches mehr angeht.

Einige Wochen später kam er nach dem Fleckchen Skurup auf dem schonensischen Flachland, wo wir uns für den Frühling niedergelassen hatten („Nord und Süd“ brachte in jener Zeit meine Novelle „Meervögel“). Auch August Strindberg fand sich dort ein. Ich hatte mit meinem großen Landsmann eine langwierige und weitläufige Korrespondenz gehabt, worin ich nur allzu willig bewunderte, was ich für die Bizarrerien eines unberechenbaren Genies hielt, in der ich aber bei einem Durchlesen jetzt, nach zehn

Jahren, kaum viel mehr entdecken kann, als eine sehr gewöhnliche Grütze. Strindberg hielt sich in den Stockholmer Scheeren auf, wenn er sich nicht gerade auf einer curiösen Fahrt durch das ganze Land befand, um Studien zu einer Arbeit über die Natur Schwedens zu machen. Er lebte unter sehr schwierigen Verhältnissen — Ehescheidung, ökonomischem Ruin u. s. w. — und das Echo von allem Diesen bullerte durch alle seine Briefe. Auf meine und meiner Frau Mitwirkung, seine Werke in Deutschland anzubringen, setzte er einen ganz besonderen Werth; und wir thaten alle Beide, was wir konnten. Ein paar Arbeiten von mir selbst hatte ich ihm gesandt, um für dieselben einen Verleger in Stockholm zu vermitteln; die eine wurde zuerst acceptirt, dann aber ohne jegliche Motivirung retournirt, die zweite mir ebenfalls ohne ein Wort zurückbefördert. Strindberg schilderte überhaupt Alles und Alle in unserem Heimatland, die Menschen und die Verhältnisse, in so schwarzen Farben, daß auch der Vertrauensvollste den Muth hätte verlieren können; in Schonen habe er ein paar Mal Rebhühner und Champagner bekommen, aber keine 2 Pfennige von den Grafen, um die Natur Schonens zu beschreiben; ähnlich sei es ihm in Göteborg gegangen u. s. w.

Zum Frühling war ich trotzdem heimgekehrt; und gleich darauf begab sich Strindberg nach Lund und fand sich bei uns in Skurup ein. Es sollte mit Kürschner wegen „Plaidoyer d'un fou“*) verhandelt und zugleich Versuche gemacht werden, für ihn Geld in Schonen aufzutreiben. Bald schien mein Gast in meiner ländlichen Heimat ganz gut orientirt, besser sogar als ich selbst; denn er fing an ohne mich und in Begleitung von Anderen in der Gegend herumzureisen.

Während dessen leistete Tavaststjerna mir und meiner Frau Gesellschaft. Er hatte sich nämlich gleichzeitig mit Strindberg in meiner stillen und abgelegenen Provinzecke eingefunden; auch der junge Dichter, Graf Birger Mörner, setzte sich auf einige Tage dazu. Tavaststjerna schien man ebenso wenig wie mich auf den erwähnten Ausflügen mithaben zu wollen. Einige Schuld daran trug er freilich selbst; er hatte meine Honoratiores provocirt, — ohne daß er im Geringsten zu decken versucht hätte, daß er dies mit voller Absicht that. Eine ganze Gesellschaft saß bei der betreffenden Familie zusammen, als Tavaststjerna ankam. Er setzte sich an's Clavier, so daß Alle annehmen mußten, daß er etwas vortragen wolle. Die Damen und Herren saßen auch herum und warteten darauf, was wohl kommen würde. Es kam aber nichts. Ein paar energische Accorde; dann einige wirre Läufer, die über einander stolperten; darauf vollständige Stille; endlich eine Chansonette auf französisch, mehr angedeutet als hörbar; dann wieder vollständige Stille — Tavaststjerna schien ganz vergessen zu

*) Die Beichte eines Thoren.

haben, daß er am Clavier saß. Es wäre beinahe mit offenem Skandale ausgegangen, als er sich in vorgerückter Stunde verabschiedete.

Tavaststjerna hatte es mit dem ganzen Kreise unrettbar verdorben, während Strindberg dagegen lieb Kind geworden war, — sogar bei den Damen, die sich nicht genug verwundern konnten, daß der schreckliche Rabulist und Weiberhasser ein so stiller und höflicher Mann sei. Ueber Tavaststjerna aber war man, wie gesagt, entrüstet. Er verbrachte die Tage bei uns, war äußerst liebenswürdig und unterhaltend, so lange wir allein waren, wechselte aber plötzlich die Haut und wurde unausstehlich, sobald die Anderen von ihren Ausflügen zurückkehrten und sich in unserer Wohnung einfanden. Die Tage gingen; Strindberg fuhr fort, im „Hotel de Skurup“ zu residiren; Tavaststjerna hielt auch aus. Erst als Strindberg nach Stockholm zurückgereist war, brach auch Tavaststjerna auf nach Kopenhagen.

* * *

Zum dritten — und letzten — Mal sah ich Tavaststjerna im Jahre 1892 in Friedrichshagen bei Berlin, wo ich damals wohnte und wo sich ja auch Strindberg längere Zeit aufhielt. Tavaststjerna war auf der Hochzeitsreise und hatte einen Abstecher für einige Stunden nach dem kleinen Vorort am Müggelsee gemacht, um uns zu besuchen. Zu meinem grenzenlosen Erstaunen war er während der Zeit nach unserer letzten Begegnung in Skurup taub geworden, stocktaub, und saß während des ganzen Gesprächs mit einer Art Goldplatte zwischen den Zähnen, die auf irgend eine Weise die Gehörnerven stimuliren sollte. Mit meiner Frau hatte er wegen einer deutschen Uebersetzung seiner Erzählung „Das Geheimniß des finnischen Busens“ correspondirt; er legte auf diese Angelegenheit ein großes Gewicht, träumte von großen Honoraren und hatte es zur Veröffentlichung der Arbeit besonders auf die „Neue freie Presse“ abgesehen. Aus der ganzen Sache wurde jedoch nichts.

Tavaststjerna und ich sollten uns nicht mehr wiedersehen.

In einem Brief, datirt Berlin, d. 22. October 1893, schrieb mir Tavaststjerna, Kürschner habe ihm — anläßlich einer von meiner Frau bewerkstelligten und in „Aus fremden Zungen“ eingeführten Uebersetzung seiner Novelle „Am Ende der Flitterwochen“ — mitgetheilt, daß ich mich wieder in Friedrichshagen befände. „Wenn dies der Fall ist,“ hieß es weiter, „und diese Zeilen Dich dort treffen, erwarte ich, bald das Vergnügen zu haben, Dir und Deiner Frau die Hand zu drücken und Euch meine Frau vorzustellen, was mir im vorigen Jahre die Umstände verboten. Wenn Du nächstens Billet nach Berlin nimmst, so laß mich Dich nicht vergebens erwarten! Ich hätte über Vieles mit Dir zu sprechen, und wenn Du Dich mit meiner Taubheit versöhnst, könnten wir vielleicht ganz gut Gesellschaft halten. — Ich wechsle im Monat einige Worte mit Paul (der damals in Berlin lebende und bekannte finländische Journalist und Schrift-

steller Adolf Paul), sonst habe ich keinen männlichen Umgang. Es kann gewiß auch gut sein, wie es ist, aber meine alten gesellschaftlichen Instincte machen sich doch zuweilen geltend, besonders wenn ich meine ausgezeichnete, alte Weinstube aufsuche, wo es am Abend leer und still ist, wo aber die staubigen Flaschen so sprechend dastehen und eine Menge Ideen und Sensationen beherbergen — —“

Ich befand mich jedoch nicht länger in Friedrichshagen; schon im Frühling war ich nach Bayern aufgebrochen und hatte mich in Schliersee niedergelassen, wo ich so gut gedieh, daß ich die in Friedrichshagen gemiethete Wohnung stehen ließ und in meinem Gebirgsdorf verblieb. Es scheint, daß ich den Brief unbeantwortet gelassen, denn am 9. November kam ein neuer Brief — mit ungefähr demselben Inhalt — nach Schliersee. „Es heißt,“ schrieb Tavaststjerna, „daß Ihr Euch nach Friedrichshagen-Berlin zurückzubegeben gedachtet. Wird daraus nichts? Und warum nicht? Ich würde mich über ein Zusammentreffen mit Dir freuen und weiß schon, was für eine Sorte Wein ich Dir vorsetzen und wo ich es thun würde.“ Hierauf dürfte ich umgehend geantwortet haben, denn schon am 14. November folgte ein neuer Brief. „Ich beeile mich, für Deine freundl. Zeilen von vorgestern zu danken, und sende Dir zugleich meine letzte erschienene Sammlung Briefe. („Kurze Briefe von einer langen Hochzeitsreise.“) Es ist komisch, zu sehen, wie wenig die Herren Kritiker im Norden an ein bischen satirischer Lyrik in zweiter, statt elegischer in erster Hand gewöhnt sind! Als ob sie sich um mich betrogen fühlten und ich ihnen eine Kränkung angethan hätte! Einzelne Konservative wie „Nya Dagligt Allebanda“ brechen dagegen in Lobeserhebungen aus. Gewiß ist es ein Elend, daß man entweder seine Meinung so unglücklich verheimlicht, oder daß die Leute so dumm sind. — Summa summarum habe ich es niemals schwerer gehabt, bin nie ärgerlicher und kränker gewesen, als während ich diese Briefe schrieb. In einigen Wochen erscheint mein Winteraufenthalt, von einer anderen Seite betrachtet. Die Novelle heißt „Im Bunde mit dem Tode“. Sie wird Dir, glaube ich, besser behagen, wenn Du sie in einiger Zeit zugeschickt bekommst. — Ich freue mich sehr über die Aussicht, Dich zu treffen und über alles Mögliche zu sprechen. So viel ich kann, werde ich versuchen, von der Gewohnheit der Skandinavier, mit der Thür in's Haus zu fallen, abzuweichen. Ich liebe sie auch nicht, und verstehe gut die Empfindungen von Unlust und Gleichgiltigkeit, die einem feinfühligen Menschen dabei kommen. — Es kann doch sein, daß wir uns nicht gleich hier treffen, wenn mir ein glücklicher Zufall so viel beschert, daß ich für einen Monat nach dem Harz fahren und mich wieder innerviren kann. Gegenwärtig bin ich etwas abgenutzt von Gedanken und Arbeit. Eine Novelle, ein Roman, ein den Abend füllendes Schauspiel, eine Menge Skizzen und Zeitungsartikel, Alles innerhalb 9 Monaten, hat mich an jene eigenthümliche Grenze, Du weißt, zwischen Sinn und Wahnsinn

geführt. Und ich muß Ruhe haben, sonst geht es schlecht. — Ich danke Dir für das, was Du in Berlin zu unserem Nutzen gethan hast und thun willst. Die Umstände zwingen mich, zu versuchen, mich mit Händen und Zähnen von Finland für einige Jahre fernzuhalten. Wenn mir das gelingt, sind mir viele Demüthigungen erspart. — Es ist eine Woche her, daß ich an „Nya Pressen" schrieb mit dem Ersuchen, Deine neuen Arbeiten zu bekommen, nicht um sie zu kritisiren, sondern um Anlaß zu einer Art Biographie zu haben, die Deine Stellung erklärt. Noch ist die Antwort nicht gekommen, aber ich glaube, daß Du von mehr Sympathien in Finland als in Schweden versichert sein kannst. — Ich stehe selbst seit ein paar Jahren auf schwerem Kriegsfuß mit dem Heimatlande. Bekomme kaum Verlag zu Hause, weil ich zu rasch im Antworten gewesen. Aber das geht schon über."

„Im Bunde mit dem Tode" schien mir eine sehr originelle Arbeit, und ich theilte Tavaststjerna meine Meinung mit. Er antwortete darauf in einem Briefe vom 29. December. „Es war mir sehr lieb, Deinen so freundlichen Brief mit dem amplen Anerkennen meines letzten Buches zu erhalten. Ich freue mich aus mehr als einem Grunde, Deine intelligente Sympathie zu besitzen — am meisten, weil ich darauf hoffe, daß sie sich erhalten und entwickeln, die Probe bei einem Zusammentreffen bestehen und eine Annäherung zwischen uns bewirken wird, deren Lebensschicksale sich zu Parallelen gestalten zu wollen scheinen. Deine bittersten Erfahrungen sind mir während meiner bisherigen Laufbahn erspart geblieben; die weniger bittern kommen jetzt erst über mich, da ich dem gewachsen bin, ihnen mit mehr Objectivität zu begegnen, — obgleich Gott wissen mag, daß ich nicht besonders viel von der Waare besitze! — Seit mehr als einem Jahr nämlich befinden sich meine Frau und ich in derselben freiwilligen Landesflucht wie Du und die Deine; seit einem Jahre haben wir Beide eingesehen, daß die Heimat gut ist — in der Entfernung; und seit einem Jahr sind die meisten persönlichen Bande zwischen ihr und uns zerrissen, ohne Anderes mit sich zu führen, als ein Gefühl von Befreiung und erhöhte Thatlust. Es war schon ein förmlicher Abschied, den wir dort empfingen; alle meine Versuche, mir dort Auskommen zu schaffen, strandeten vollständig; sogar in der Presse begegnete ich einer Animosität, die mir noch immer ganz unerklärlich ist, die ich aber meiner Freibeuterstellung in der brennendsten Frage des Landes: der Sprachenpolitik, zuschreiben muß. — Nachdem ich auf dem finnischen Theater vor dem finnischen Publicum mit einem Drama großen Erfolg gehabt, das von dem schwedischen vollständig mißverstanden wurde, reisten wir in's Ausland mit 500 Francs in der Tasche, überangestrengten Nerven, aber Aussicht später Staatsunterstützung zu erhalten, die mir von dem mächtigsten Mann des Landes, dem Ekklesiastikchef und dem Leiter der finnischen Partei, versprochen worden war. In Montreux erreichte uns die Nachricht, daß die Staatsunterstützung nicht in Frage

komme. Sie kam nicht einmal zur Verhandlung, der Ekklesiastikchef schnauzte mein schriftliches Gesuch ebenso schnöde ab wie er mein mündliches warm unterstützt hatte. Und hätte nicht ein guter Freund und Magnat mir einige hundert Francs zur Verfügung gestellt, so wäre es uns sehr übel ergangen. Da stand ich mit meinen Bonvivantgewohnheiten, meinen großen Prätensionen an Andere und kleinen an mich! — Das war natürlich eine Zwickerei, von der ich mir nichts hätte träumen lassen; aber dank ihrer steht nun unser Zusammenleben auf dem realen Boden gemeinsamer, schwerer Erfahrungen und erkämpfter Sympathie. Meine Bedürfnisse sind auf die Hälfte reducirt, und meine rasche Frau hat den Anfang damit gemacht, zur deutschen Bühne überzugehen, was ihr sicher glücken wird, nachdem sie jetzt einen langen Kursus bei dem Berliner Schauspieler Krausnek, Du weißt, durchgemacht. Sie debutirte im Frühling in Strindbergs „Herbstzeichen", kam aber in schwere Kollision mit dem großen Mann, der sich ja nie nett gegen Frauenzimmer benehmen kann. Ich habe auch meine Erfahrungen mit diesem Märtyrer der Phantasie, that mir aber Zwang an und entging der angebotenen Kollision. Jetzt gehe ich ihm aus dem Wege, — er ist der gefährlichste Umgangsfreund, den es giebt. Es wäre etwas ganz verteufelt Großartiges an ihm, wenn er nur mehr von Byron im Leibe hätte und weniger von einem Schuhmacher der „Langenoststraße". — Im Vergleich mit Deiner Stellung zu Schweden ist meine zu Finland sehr gut. Ich fange an, Strindbergs und Deine Abneigung gegen Mutter Svea zu verstehen, denn eine selbstzufriedenere, phantasielosere und bourgeoisirtere alte Matrone kann man lange suchen. Ich begreife garnicht, wo die anderen skandinavischen Völker ihre bewegliche Seele herhaben, denn Svea stagnirt, stagnirt unrettbar in sattem und selbstzufriedenem Wohlbefinden. „Herbstzeichen" vielleicht? Dieselben Symptome zeigen sich an den Schweden in Finnland, aber dort fließt soviel junges, frisches mongolisches und slavisches Blut in dem alten Körper, daß sie von Jahr zu Jahr verjüngt werden, und der Selbsterhaltungstrieb erhält sie wach. In der letzten Zeit sieht man immer deutlicher die Tendenz abnehmender Sympathie für das alte Mutterland; sie zeigt sich in der Auffassung kluger Leute, in der Presse, in allem Möglichen. — — Wenn mein event. künftiger Aufenthalt in Deutschland möglich wird, habe ich Dir dafür zu danken. Ich bin nun schon ziemlich bekannt, meine Arbeiten werden übersetzt, „Kindheitsfreunde" sind von einer Berliner Zeitung angenommen, und ich habe Hoffnung, daß sich was verdienen läßt. „Zur guten Stunde" hat — natürlich auf Deine Recommandation — eine Bestellung bei mir gemacht und bezahlt nicht schlecht. Ich glaube, es wird sich für uns machen, und danke Deiner Frau herzlich für die Biographie in der „Modernen Kunst". Unser einziger Umgang ist die gute Frau von Borch, die „Im Bunde mit dem Tode" übersetzen wird und die uns zu viel Freude und Nutzen war. — Freund Paul, der lange in Berlin gebummelt

und den ich so mit Galgenhumor gern habe, aber schwerlich hochachten kann, hat sich nun endlich nach Hause begeben und — denke Dir mein Erstaunen — mich gründlich in „Hufvudstadbladet" heruntergemacht, d. h. nicht mich, aber ein neues Stück von mir, das vor einigen Wochen Premiere in Helsingfors hatte. Ich habe darin den Typus eines Monomanen behandelt. Er hat Strindberg und sich in diesem Typus gewittert, verdreht den Sinn des Stückes und schlägt los mit stumpfen, ausgedienten Phrasen aus dem „Localanzeiger" und „Köbenhavn". — Ich fange an, Dich in Deinen Erfahrungen mit den Skandinaviern, denen Du geholfen, gut zu verstehen. Es ist ein verteufelter Bienenstock, d. h. Wespennest, in das man unter ihnen geräth. Die Kunst, zu verleumden, haben sie zur Virtuosität getrieben, und ich halte ganz mit Dir, den Strudel zu vermeiden. — Das Großstadtleben ist Wahnsinn. Aber ich muß in der Stadt leben, um meiner Frau willen. Es geht schon, wenn man wochenlang mit Niemandem ein Wort wechselt als mit ihr. — Dies ist ein langer Brief geworden. Ich wollte Dir auf diese egoistische Weise danken."

Anfang April 1894 theilte mir Tavaststjerna mit, daß er jetzt Berlin verlassen wolle, um nach dem Norden zurückzukehren; und Ende Mai schrieb er mir einen Brief aus Oerebro (Schweden), in dem er mich u. A. aufforderte, die deutsche Uebersetzung von „Im Bunde mit dem Tode" zu empfehlen, die bei Albert Langen in Paris lag.

* * *

Nun vergingen mehrere Jahre, während welcher die Verbindung zwischen Tavaststjerna und mir ziemlich abgebrochen gewesen zu sein scheint. Anfang des Sommers 1897 war ich mit meiner Familie nach Schweden zurückgekehrt. Durch denselben Herrn Langen (Björnsons Schwiegersohn), den Tavaststjerna in seinem obenerwähnten Brief genannt, hatte man uns hier in München vermittelst eines gemeinen Verlagsprocesses gegen meine Frau weggenörgelt, während gleichzeitig auf verschiedene Weise von Schweden aus heimgelockt wurde. Aus Oestersund (im nördlichsten Schweden) kam Redacteur Lindström, der unter dem Schriftstellernamen Saxon schreibt, nach Schliersee auf dem Wege nach Wörishofen und Rom; er war Correspondent für das große Stockholmer Blatt „Dagens Nyheter" und überbrachte Vorschläge betreffs eines historischen Romans, den ich veranlaßt werden sollte zu schreiben. Gleichzeitig wurde, auf katholische Empfehlung, die schwedische Ausgabe der „Psychologie der Frau" durch den bekannten Gustaf af Geijerstam für den Stockholmer Verlag Gernandt angekauft; und mit mir wurde gleichfalls angeknüpft. Voller Vertrauen trat ich also die Heimreise an.

Ich wurde auch gleich mit einer warmen Zeitungsbegrüßung (von Saxon verfaßt) am selben Morgen empfangen, als ich die schwedische Erde

betrat. Aber das war auch Alles. Geijerstam refüsirte, was ich dem Verlag anbot, und in dem Stil ging es weiter.

Zwischen dem Gernandt'schen Verlag, resp. Geijerstam und meiner Frau entspann sich indessen ein interessantes und wunderliches Spiel, in das auch Tavaststjerna eingemischt wurde. Der betreffende Verlag hatte sich mit dem Verlag Bondi in Berlin verbunden wegen Herausgabe seiner bemerkenswertheren Erzeugnisse in deutscher Sprache. Geijerstam suchte nun meine Frau zu veranlassen, die Uebersetzungen zu übernehmen und mit denen von zwei Büchern von Strindberg und Tavaststjerna den Anfang zu machen. Die ersten Bogen von Tavaststjernas Buch wurden ihr auch gleich mitgesandt; und sie erklärte sich bereit, diese Arbeit zu machen aus Gefälligkeit gegen Tavaststjerna; sie lehnte auch nicht ab, das Buch von Strindberg event. zu übersetzen, wollte aber erst Einsicht in dasselbe nehmen. Nun aber kam der Trumpf. Geijerstam verlangte, sie solle ja sagen, ohne auch nur zu wissen, um was es sich handelte. Meine Frau wies natürlicherweise diese seltsame Zumuthung zurück, um so mehr, da es ihr ja gar nicht einfallen konnte, sich als Uebersetzerin engagiren zu lassen. Nun wurden ihr im Commandoton die zugesandten Druckbogen von Tavaststjernas Buch „Der kleine Karl" abgefordert und jede Verbindung so gründlich abgebrochen, daß sie nicht einmal die Freiexemplare ihres Buches „Zur Psychologie der Frau" erhielt, als dieses im Herbst erschien.

Tavaststjerna hielt sich damals in Visby auf. „Nach einem Monat," schrieb er von dort meiner Frau am 11. August, „ziehe ich mich zurück in meine Bärenhöhle (Björneborg in Finnland) und lebe ohne Sonne und Umgang den ganzen Winter hindurch in meinem Loch. Meine Frau wohnt in Berlin und arbeitet für's Theater — — — Seit mehreren Jahren schreibe ich für kein anderes Blatt mehr als diese kleine „Björneborgs Zeitung", die 200 Abonnenten innerhalb der Stadt hat (und deren Redacteur er war). In Helsingfors war ich nicht seit 5 Jahren. Stockholm ist jetzt meine Stadt; aber meine anspruchslose Stellung wird von den stolzen Schweden nicht begriffen. Jedoch, diese gezwungene litterarische Bußübung giebt mir oft eine Art Fakirstärke, und noch bin ich nicht todt." Der deutschen Uebersetzer und Verleger war er überdrüssig: „Ich mag mich über sie nicht aufregen, sondern überlasse gern meine Weltberühmtheit den Händen dessen, der versuchen will, daraus Geld zu schlagen. Und ich bin froh, uneigennützig froh, wenn eine schwedische Verlagsfirma dieses Buch („Der kleine Karl") auf Entreprenade nimmt; — selbst erwarte ich keinen Pfennig Einnahme." Und er schloß: „Was soll man thun?"

„Ich bin müde, geh' zur Ruh',
Schließe beide Aeuglein zu!"

In einem darauf folgenden Brief vom 20. August corrigirte er sich aber dahin, daß ihm nicht nur die schwedische Auflage gut bezahlt worden

sei, sondern auch die deutsche desgleichen, — „diese Bedingungen hat mir der Verlag mündlich mitgetheilt, obgleich ich sie damals nicht hörte oder ihnen keine Aufmerksamkeit schenkte."

Da sich also Alles daheim für mich verschlossen gezeigt hatte, reiste ich im Herbst wieder zurück mit meiner Familie nach Schliersee. Tavaststjerna schickte mir von Björneborg noch ein paar Briefe und seine Gedichtsammlung „Laureatus"; und es vergingen nicht mehr als einige Wochen, nachdem ich sein letztes Schreiben empfangen, da las ich in den schwedischen Zeitungen, die ich hielt, die Nachricht von seinem plötzlichen und unerwarteten Tod.

Seequallen.

Ein Seemärchen.

Von

Paul Scheerbart.

— Breege auf Rügen. —

Der rothe Vollmond glitzerte auf dem weiten stillen Meer wie ein unverständlicher Traum. Und in der Tiefe des Meeres saßen die beiden Alten an einem harten Steintisch und tranken Kaffee; sie saßen in einem Glashause, das auf dem Grunde des Meeres stand, und durch die Wände des Glashauses konnten sie viele Fische sehen — auch Korallenbänke und Algenwälder.

Die Hängelampe über dem Steintisch schaukelte ein wenig, und Bullermann, der Zwerg, der nur zum Besuche da unten war, fragte ängstlich den Besitzer des Hauses, der Bellermann hieß:

„Bellermann, was bedeutet das Schaukeln der Hängelampe? Droht uns eine Gefahr?"

Bellermann, der Besitzer des Glashauses und auch ein kluger Zwerg war, wußte sehr wohl, wie das Schaukeln der Hängelampe entstand, und antwortete lächelnd dem Onkel Bullermann:

„Lieber Bullermann, Du weißt, daß verschiedene Schläuche wie Polypenarme aus dem Glashause 'raus zur Oberfläche des Meeres führen; Du bist selbst durch solchen Schlauch durch zu mir heruntergekommen. Nun giebt es in dieser Meerestiefe eklig viel Haifische, und die ärgern sich über meine Schläuche, weil sie so was nicht kennen, und beißen oftmals in die Schläuche hinein und wollen mit ihnen davonschwimmen. So wird mein Haus von den Haifischen ein bischen erschüttert. So entsteht das Schaukeln der Hängelampe. Sei aber beruhigt: meine Schläuche, die zur

Oberfläche führen, sind so dick, daß nicht einmal ein Schwertfisch ein Loch hineinstoßen kann.“

Onkel Bullermann lächelte und nickte mehrmals mit dem Kopf und dachte an alte Zeiten und an Anderes — und dann stopften sich die beiden alten Zwerge wieder ihre langen Pfeifen und rauchten; die bläulichen Wolken wirbelten lustig empor und zogen zu den Fenstern, vor denen ein Tintenfisch große Augen machte. Jedes Pfeifenrohr des Papa Bellermann war vielkantig und mit vielen bunten Edelsteinen verziert — mit Granaten und Chrysolithen — mit Achaten und Türkisen — mit Topasen und Lapis — mit Speckstein und Aquamarin — und mit vielen anderen Steinen — sodaß jedes Pfeifenrohr einem alten Scepter nicht so unähnlich sah.

„Guten Abend, Onkel Bullermann,“ rief da plötzlich eine helle, lustige Stimme, und ein ganz kleiner, zierlicher Zwerg, der nicht viel größer als ein Hering war, kam hinter der Ofenecke zum Vorschein.

Der Kleine trug eine lange Leiter auf der rechten Schulter und sah beinah so wie ein kleiner Schornsteinfeger aus — aber zierlich war der Kleine — wie eine Elfenbeinarbeit. Sein Gesicht hatte auch die Farbe des Elfenbeins und ebenso jede der pfenniggroßen Hände. Sein Anzug bestand aus faltenreicher schwarzer Seide.

„Woher kennst Du mich denn?“ fragte der Onkel Bullermann.

„Hab’ schon so viel von Dir gehört! Papa erzählte ausgeschlagene drei Wochen lang blos vom Onkel Bullermann. Ei ja!“

Nach diesen seinen Worten seufzte der Kleine, lehnte seine Leiter an den nächsten Stuhl und kletterte behend hinauf — und dann ging’s auf die Stuhllehne und von der Stuhllehne immer mit der Leiter auf die Kommode.

Und von der Kommode aus konnte der Kleine durch die Glasscheiben sehen.

„Nih, Papa,“ rief er, „heute sind wieder so sehr viele Fische da — auch Austern und Seesterne — und kleine Flitzer — und Atura-Schnecken — und Rasselwürmer!“

Und der Kleine zitterte vor Freude und hielt sich an seiner Leiter fest; seine Leiter war aus Ebenholz mit Perlmuttereinlagen, die ganz krause Muster bildeten; — lang war die Leiter — drei Mal so lang wie der Kleine selbst.

Nun flüsterten die beiden Alten.

„Sieh ’mal,“ sagte der Papa Bellermann, „Du weißt, es schwebt ein Geheimniß über dem Kinde. Ich bin nicht sein Vater, aber ich kann nicht mehr ohne das Kind leben, und deshalb kann ich Dich nicht zum Congreß begleiten.“

„Das versteh’ ich nicht,“ erwiderte leise der Onkel Bullermann, „der Kleine ist doch so klug, daß er allein bleiben kann.“

„Das schon," bemerkte der Papa Bellermann traurig, „aber Kriwalke, mein Feind, stellt dem Kleinen immerzu nach, um ihn zu tödten."

„Dieser Kriwalke!" rief der Onkel Bullermann ärgerlich, „giebt es denn gar kein Mittel, den Kleinen zu schützen? Wie heißt denn eigentlich dieses Wunderkind?"

„Sprich leise!" flüsterte der Papa, „der Kleine heißt Kix, so hat er sich selbst genannt, und so will er gerufen werden."

„Sprecht Ihr von mir?" fragte da der kleine Kix auf der Kommode.

Und er ballte seine Fäuste und rief mit zornfunkelnden Augen:

„Papa! Wenn Du leise von mir sprichst, so denke ich, daß was Böses kommt!"

„Sei still, mein kleiner Kix," sagte der Papa, ging zur Kommode und streichelte den Kleinen und zupfte ihm den seidenen Kittel zurecht.

Der Onkel Bullermann dachte währenddem darüber nach, wie der Kleine vor dem Kriwalke geschützt werden könnte.

Und er rauchte heftiger — und — wußte es bald.

„Bellermann!" rief er da durch dicke Rauchwolken durch, „zum Congreß der Zwerge mußt Du mitkommen, denn auf der Tagesordnung steht: „Die Hochseefischerei der Menschheit ist eine Gefahr für die Geheimnisse der Meerestiefe'. Das berührt Deine vitalsten Interessen, und daher mußt Du mit."

Da schrie der kleine Kix:

„Hab' ich's nicht gesagt? Das Böse kommt."

Der alte Papa Bellermann raufte sich die Haare und wollte schimpfend davonlaufen. Aber der Onkel Bullermann sprang rechtzeitig auf, klopfte seinem alten Freunde lachend auf die Schulter und sagte in sehr sicherem Tone:

„Kix zu schützen, lieber Bellermann, ist ja so leicht. Du brauchst ja nur die giftigen Seequallen herbeizulocken. Sei still, ich mache Dir eine Quallentrompete — und Du wirst Dein Wunder erleben — und Dein Kix wird so famos geschützt sein, daß Kriwalke bersten könnte vor Wuth."

Kix machte große Augen, und Papa Bellermann machte noch größere Augen.

Aber der Onkel Bullermann machte eine Quallentrompete.

„Hier in der Nähe," sagte er bei seiner Arbeit, „giebt es ja die berühmtesten Quallen — die müssen blos geweckt werden. Die Quallen schlafen unter den Korallen und sind so bunt und herrlich anzuschauen, daß der kleine Kix in Papa Bellermanns Abwesenheit seine helle Freude an dem Farbenzauber haben wird. Die Quallen der Tiefe sind große leuchtende Lichtthiere."

Unter derartig neugierig machenden Reden wurde die Quallentrompete fertig, und die beiden Alten zogen Taucheranzüge an und gingen mit dem Instrument durch die Taucherglocke in's Meer.

Und draußen im Wasser fing die Trompete gleich zu trompeten an, daß alle Fische durcheinanderschwirrten wie ein aufgestörter Bienenschwarm. Der kleine Kix ließ auf der Kommode vor Schreck seine Leiter umfallen.

Die Trompete dröhnte so dumpf und brachte gleichzeitig auch so hell klingende Töne hervor, daß es gar lustig ward, dem zuzuhören — denn die Töne wurden natürlich immer wieder anders und hatten zuweilen einen springenden Melodieenfluß.

Und die berühmten Quallen kamen herbei.

Bullermann und Bellermann befestigten schnell die Trompete über der Taucherglocke — und gingen dann wieder in ihr sicheres Glashaus zurück.

Der kleine Kix konnte sich auf der Kommode gar nicht aufrecht halten, so heftig wirkte das, was er sah, auf ihn ein.

Der kleine Kix setzte sich auf das große silberne Tintenfaß und starrte durch die Glaswände. Die Leiter lag weitab am Rande der Kommode.

Die Quallen näherten sich in großen Schaaren — wolkenartig.

Es waren sehr merkwürdige Quallen; die hatten sich oben an der Oberfläche des Meeres noch niemals gezeigt — ganz unbekannte Arten waren's.

Die olivgrüne Farbe des Meeres zerfließt.

Und die Quallen sehen nun alle ganz blau aus und haben citronengelbe Augen; wundervoll wirkt das Blau — als kämen lauter blaue Blumen langsam herangeschwommen.

Die blauen Blumen des Meeres sind sehr groß und leuchten, daß der kleine Kix vor Freude springt. Und sie sind durchsichtig wie Wasser, und sie sind groß wie Wagenräder, und ihre Ränder bewegen sich wie feinste Schleiergebilde und spielen in allen Blautönen, daß es dem kleinen Kix durch und durch geht.

„Die bleiben jetzt hier und schützen Dein Haus!" sagt der Onkel Bullermann.

„Selbst die Fische sind sämmtlich weg!" setzt er noch hinzu.

Und nun bewundern auch die beiden Alten, während sie ihre Kleider wechseln, die herrlichen Seequallen.

„Wie Rauchwolken!" ruft der kleine Kix begeistert.

Jetzt wird im Glashause Alles bläulich; der Papa Bullermann löscht die Hängelampe aus, und die Drei empfinden das blaue Licht wie eine Wohlthat — und lächeln unwillkürlich.

„Itzo wird es aber Zeit!" sagt alsdann der Onkel Bullermann; vorsichtig schüttelt er dem kleinen Kix die Hand.

„Uih, wie danke ich Dir, lieber Onkel!" flüstert der Kleine — und seine rothen Augen leuchten wie Rubine.

Der Papa zieht noch die große Kasten-Uhr auf, schiebt Kixens Leiter zum silbernen Tintenfaß und nimmt mit nassen Augen von seinem Wunderkinde Abschied.

„Das ganze Leben,“ sagt er, „ist nur eine Kette von Wundern. Du aber, mein kleiner Kix, mußt mir nun versprechen, nicht in's Wasser hinauszugehen, denn die Quallen sind giftig. Versprich mir, daß Du hier auf der Kommode bleiben willst, damit ich Dich gesund wiederfinde. Ich komme bald wieder.“

„Ich verspreche Dir das, Papa!“ sagte der Kleine.

Und dann gehen die beiden Alten in's Innere des Hauses und lassen sich durch einen Schlauch zur Oberfläche des Meeres hinaufziehen; das geht schnell — Bullermannns Schlauchfahrstuhl gehört zu den besten Erfindungen seiner Zeit.

Oben auf dem Meere geht grade die Sonne auf, und ein alter Fischer fährt die beiden Zwerge durch die Morgenluft zum Strande; der Wind ist nicht sehr stark, aber das Segelboot des Fischers fährt doch schnell genug.

Währenddem sieht unten auf der Kommode der kleine Kix, daß einzelne Seequallen anders werden: sie werden roth wie dunkler Rothwein, und die Augen werden so, als wären sie aus lauter Schmetterlingsflügeln zusammengesetzt — so sammetartig bunt — und doch so durchsichtig wie Glas.

Das ist aber nicht Alles — nicht nur die Farben verändern sich an einzelnen Quallen — an anderen verändern sich die Formen noch viel mehr.

Einzelne von den ganz dunkelblauen Quallen schwellen bei den höheren Tönen der Bullermann-Trompete so wie Seifenblasen auf und werden dann plötzlich grau und undurchsichtig — und empfangen dann einen Perlmutterglanz, der so flackert wie die Sonne oben auf den Meereswellen.

Kix kniet nieder — so entzückt ist er.

Da werden ein paar himbeerrothe Quallen im Handumdrehen smaragdgrün und kriegen Diamantenaugen.

Und verschiedene Randschleier werden gelb und steif wie Blüthenblätter, so daß die Quallen dütenartig wirken; die Augen — es sind immer mehr als vier — treten hervor wie die Staubgefäße in den Kelchen der Blumen, die oben in den Gärten blühen.

Kix faltet die Hände.

Die steifen Quallenränder werden jedoch bald blaß und bröckeln ab, als könnten sie die Meeresströmung nicht vertragen.

Und die smaragdgrünen Quallen werden nun ganz bunt gefleckt — und die Flecken schieben sich über und unter einander — wodurch ganz neue Farben entstehen.

Kix möchte raus, um sich das Wunder näher anzukucken; das Quallenreich wird so bunt und vielgestaltig, daß es dem armen kleinen Kix den ganzen Kopf verdreht.

Die Trompetentöne klingen jetzt so weich.

Die Augen der Quallen sind am veränderlichsten: sie werden in einem zu größer und kleiner — bald wie Quecksilber und bald wie Gold sind sie

— und bald wie Perlen und bald wie Würfel — und immerfort wechseln die Farben.

Die ganz in der Nähe des Glashauses herumschwimmenden Quallen werden zuweilen so groß, daß dem Kix die Aussicht versperrt wird — zumal auch die Durchsichtigkeit der großen Seegeschöpfe nicht beständig ist.

Der Kix möchte so schrecklich gerne seinen Taucheranzug anziehen und in's Meer hinauswaten; sein Versprechen ist dem Kleinen schon garnicht mehr ordentlich erinnerlich.

Nun kommt noch eine ganz merkwürdige Erscheinung: die dickeren Quallen fangen an, sich zu drehen, und dabei werden sie immer größer und ähnen zuguterletzt Schießscheiben mit bunten Ringen. Als solche spritzen sie am Rande weiße Perlen ab, die aber nicht abfliegen, sondern dranbleiben an den Scheiben; an beweglichen Gummibändern scheinen die Perlen zu zappeln.

Und nach diesem Schauspiele, das unter Gepuff und Geknalle mit einem Male unsichtbar wird, beginnen auch die anderen Quallen, kleine Perlen auszuspritzen — doch die sind bunt und werden nur zum kleineren Theile an gummibandartig beweglichen Schnüren festgehalten.

Das giebt nun das reine Perlenfeuerwerk; die Feuerperlen leuchten und blitzen und funkeln und gleißen und glimmern und glühen.

Da kann sich der kleine Kix nicht mehr halten — mit affenartiger Geschwindigkeit klettert er auf seiner Leiter von der Kommode runter, reißt aus seinem kleinen Schrank seinen kostbaren Taucheranzug raus, zieht ihn an und stürmt mit seiner Leiter in die Taucherglocke, — und von dort in's Meer hinein, — immer überall mit Hilfe seiner Leiter.

Und im Meere sieht der Kleine noch viel viel herrlicher die Wunderdinge — da sind die Farbenspiele noch viel frischer als drinnen vor der Glaswand.

Und der Kix geht ganz beherzt weiter und staunt und ist begeistert und ganz ausgelassen und ganz kindisch und klettert auf die Korallen mit seiner Leiter.

Und alle Quallen weichen dort, wo er hingeht, immer vorsichtig zur Seite, auch die bunten Perlen kommen nicht an ihn 'ran.

Und der kleine Kix kann die ganze Wunderquallenwelt mit Ruhe betrachten —und ihm ist bald so, als lebte er nicht mehr — so schön sind die giftigen Quallen, die jetzt in einem bunten Funkenregen zu schwimmen scheinen.

Pilzartig kommen jetzt dem Kleinen die Quallen vor, nicht mehr blumenartig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der alte Bellermann kehrt des Abends heim vom Kongreß — eiligst.

Und Bellermanns erster Blick fällt auf die Kommode und auf das silberne Tintenfaß.

Und da ist der Kix nicht da.

Der alte Zwerg ruft und schreit und rennt herum wie ein Toller und durchsucht jeden Winkel seines Glashauses und zieht seinen Taucheranzug an und springt in die Taucherglocke — und will hinaus ins Meer — die Trompete trompetet gellend.

Doch da kommt ihm der kleine Kix bereits entgegen und hebt seine Leiter hoch empor — triumphirend — und deutet mit dem kleinen rechten Zeigefinger durch's Wasser auf das bunte Quallenreich und dann stolz auf seine kleine Brust.

Und der alte Zwerg fällt in der Taucherglocke auf's Knie und weint vor Freude.

Und dann kommt der Kix aus dem Wasser 'raus in die Taucherglocke hinein und ist wieder in der Luft und nimmt die Kapuze mit den Glasaugen ab und lacht, daß seine Rubinaugen strahlen.

„Wie kommt es denn," fragte Papa Bellermann mit bebender Stimme, „daß Dir die Quallen nichts gethan haben?"

„Sehr einfach!" erwidert der Kleine, „die Quallen sind so schön wie die Augenblicke der Begeisterung — Kix aber ist eben so schön. Kennst Du, Papa, denn gar nicht mehr meinen Taucheranzug? Der ist doch so schön — sieh' nur! Und merke Dir, Papa: Was sich gegenseitig bewundern muß — thut sich nichts zu Leide. Ja, ja, Papa!"

Und der alte Bellermann sah den Taucheranzug, der dem Kleinen vor langen Jahren von einem alten Meergreise geschenkt worden war, noch einmal ganz genau an: dieser Kix, so groß wie ein Hering, sah wirklich fein aus — ganz mit feinsten Spitzen und mit feinsten Diamanten war der Taucheranzug besetzt — und der Stoff des Anzuges glitzerte in unzähligen Farben wie tausend Regenbogen — wie der ganze Glanz des Unbekannten — das Irisiren wollte gar nicht aufhören — und die Diamanten brannten dazu — und die Spitzen schienen alle diese Schönheit zu umfächeln, sodaß das Irisirende des ganzen Anzuges durch die Spitzengewebe durch noch prickelnder zur Geltung gelangte — man konnte nie einen Grundton fixiren — nicht den Spaß vom Ernst unterscheiden — Alles wurde zum ewig beweglichen Brokatscherz — und war doch viel mehr als der. —

Und Kixens Schwimmgürtel war ein Blumenkranz — und die Blumen waren wie aus Spinngewebefäden — als hätten tausend zärtliche Hände daran gearbeitet. —

Und Kixens Luftschlauch bestand aus einer Schlangenhaut, die so geheimnißvoll phosphoreszirte — wie der ganze Rausch, den ein halbvergessenes Glück hinter sich läßt. —

Und der große Kleine — dieses Miniaturstück — stand so ruhig mit seiner Leiter wie ein alter Feldherr da und hielt die Kapuze mit den Glasaugen in der rechten Hand.

Da hob der alte Papa Bellermann seinen kleinen Schornsteinfeger auf und drückte ihn so fest an seine Brust, daß er schrie.

Herakles und Omphale.

Von

Rudolf Johann Pichler.

— Rom. —

Linde Balsamdüfte athmend in der sommernächt'gen Schwüle,
Thront die Königin im Saale, jugendschön auf weichem Pfühle.

Und im Halbkreis, hochgegürtet, kosen reichgeschmückte Mädchen,
Drehen mit den Spindeln emsig purpurfarb'ne Wollenfädchen.

Doch auf erzbeschlag'nem Stuhle, an der hohen Marmorsäule,
Sitzt der Held im Löwenfelle, stützend sich auf seine Keule.

Blickt voll tiefen Ernstes nieder auf den Estrich, düster schweigend;
Spöttisch lächelnd spricht die Herrin, sich zu ihm hinunterneigend:

„Diese Keule lag vergessen; blieb gar lange unberühret;
Und mit jenem Löwenfelle hab' ich selber mich gezieret.

Sehnst Du Dich nach neuen Thaten? Suchst Du feindliche Gewalten?
Ach, die Mädchen zu ergötzen, g'nügen vollauf Deine alten.

Sing' uns stets die gleichen Märlein — werden dankbar uns erfreuen —
Von der Schlange und dem Eber, wildem Höllenhund und Leuen;

Bleib' daheim und ruh' auf Purpur, während unsre Spindeln schwirren;
Kannst uns auch den Rocken haspeln, darfst ihn aber nicht verwirren."

Sprach's! und lautes Lachen hallet von den blankgeschliff'nen Wänden,
Und die Fädchen wirbeln schneller in den rosenfarbnen Händen. —

Aber jetzund läßt der Heros seinen Sitz an diesem Orte,
Und im rothen Schein der Fackeln schreitet er zur goldnen Pforte.

Schreitet durch den dunklen Vorhof zu des Hauses Marmorschwelle;
Blickt dort lang empor zum Himmel, in des milden Vollmonds Helle.

Wandelt weiter, trägen Schrittes, durch den zaubervollen Garten;
Ringsum athmen Wunderblumen, duften Früchte aller Arten.

So erreichet er die Mauer; sieht des Thors geschloss'ne Flügel;
Doch der alte, wackre Hüter stößt zurück die starken Riegel.

Und der Held gelangt in's Freie, geht durch Saaten und durch Felder,
Steiget über lichte Höhen, bricht sich Bahn durch dichte Wälder.

Seiner Königin gedenkt er, die jetzt aus dem Saal geleitet
Herrlich auf zur Kammer wallet, von dem Fackellicht begleitet.

Vor dem schweren, breiten Bette, wo die weichen Felle düften,
Löst sie sich den Silbergürtel heute selber von den Hüften.

Ach! ihr fehlt der kühne Sklave, der in wonnevollen Qualen
Knieend sonst von ihren Füßen zog die zierlichen Sandalen.

Der, vergessend allen tiefen unmeßbaren Erdenkummer,
Nach der brünstigen Umarmung selig sank in süßen Schlummer. —

Und der Wandrer klimmet aufwärts, ohne je zurückzuschauen;
Mählich schwindet so die Nacht hin, wandelt sich in Morgengrauen.

Lüfte säuseln in den Blättern. — Welch geheimnißvolles Weben! —
Immer stärker schwillt das Rauschen, und im Wald erwacht das Leben.

Aus dem Dunkel in die Lichtung, wie ein ungeheurer Riese,
Tritt der Heros, tief erathmend, auf die hohe Bergeswiese.

Hyacinthen und auch Crocus sieht er thaubefeuchtet blühen,
Und im Osten majestätisch hebt die Sonne an zu glühen.

Hier, auf diesen reinen Höhen dämmern Schmach und Ruhm im Weiten:
Lautlos ohne Wogenbrandung fließt dahin der Strom der Zeiten. —

Und es eilt der Held in Sprüngen thalwärts voll der kühnsten Launen,
Daß die Vögelein verstummen und des Waldes Hirsche staunen.

Freuet sich der Götterstärke, die aufs Neu' in ihm erwacht ist! —
Allbezwingend wird der Wille, der vom eignen Selbst entfacht ist.

Himmelfahrt.

Von

Friede H. Kraze.

— Husum. —

Es lag wie Blei in der Luft. Schier schmerzhaft zitterte über dem engen kleinen Garten der Duft der Narcissen.

„Christ fuhr zum Himmel“

drang es aus den halboffenen Thüren der kleinen, grauen Kapelle. Aber es lag keine sieghafte Freudigkeit in den Tönen; es webte eine fieberhafte Unrast darin, neben müder Resignation; gerade wie in den Vogelliedern draußen, da löste auch unbändige, gewaltiger Lebensdrang ein müdes, hinsterbendes Girren ab.

Sie lag in dem Gartenstuhl, die Hände schlaff herabhängend, in der Brust hämmerte es.

Sie hatte nichts mehr in der weiten Welt. Der Mann, den sie zum Gott gemacht in ihrem Herzen, der war nichts als ein thönernes, werthloses Gebilde, — Staub von Staub, ein Nichts, — ja, schlimmer als ein Nichts, — er war verächtlich.

Plötzlich lachte sie laut, und es war klangloses, böses Lachen.

Sie hatte in ihren Geschichten viel geschrieben von den Schmerzen der sogenannten unglücklichen Liebe und von dem Segen, den solche Schmerzen wirken.

Theorie und Praxis! Welcher Unterschied!

Seit einer Woche schon trug sie den Brief mit sich herum, den Brief, welcher ihr berichtete, daß er, ihr Heiland, dem sie sich zu gering dünkte, die Schuhriemen zu lösen, daß er ihr ihr Wort zurückgebe, weil er einsähe, daß das zwischen ihnen Vorgefallene ein Irrthum gewesen, weil er jetzt erst wisse, was Liebe sei!

Sie lachte noch einmal, sie sah sie vor sich, die runden Arme, die rothen Backen, die ausdruckslosen Augen der niedlichen Amtmannstochter, die ihm die wirkliche Liebe offenbart hatte!

Sie hatte von solchen in der Liebe Gekreuzigten früher erzählt, daß sie bleich und matt oder thränenlos umhergingen, sie hatte sie hungern lassen und nicht schlafen, sie waren in Ohnmacht gesunken oder gar an dem Leid gestorben; — hatten sie aber noch genügend Lebenskraft in sich behalten, so waren sie geläutert worden und größer und viel edler und besser denn zuvor. Und nun strafte sie alle ihre früheren schönen Geschichten Lügen. Sie aß und trank wie zuvor, sie schlief, — wenn auch oft erst gegen Morgen, sie war nicht in Ohnmacht gefallen, und blaß war sie immer gewesen, und sie wurde durchaus nicht edler und selbstloser. So ein gewaltiger, glühender Haß war in ihr; nicht gegen ihn und nicht gegen die Anderen, — sondern gegen die Weltordnung. Warum wurden Wesen geschaffen, jede Faser, jeder Nerv leidenschaftliche, aufopfernde Hingabe, — Wesen, deren Seele danach schrie, die verwandte zu finden, in welche sie übergehen möchten,

um vereinigt das Vollkommenste der Schöpfung zu bilden, und die also ausgestattet, sich darauf beschränken müßten, fremde Kinder zu lehren, fremde Kranke zu pflegen, fremder Leute Haushalt vorzustehen, oder ihre Kleider zu nähen und ihre Launen zu tragen.

Sie hatte schwer zu kämpfen gehabt gegen ihre eigene gewaltige, leidenschaftliche Natur. Ihr ganzes Leben war ein Ringen gewesen. — Dann hatte sie ihn gefunden. Und die Heiligkeit der Liebe hatte das unstäte Feuer gelöscht, dem wilden, irren Begehren ein Ziel gesetzt, der Unrast eine tiefe, geheimnißvolle Ruhe gefunden. — Sie hatte geweint und gejauchzt und gebetet in einem Athem und war sich zu gering erschienen all der Barmherzigkeit. — Und sie war still geworden und gut. —

Aber er war kein Gott gewesen, wie sie gewähnt, nur ein Götzenbild aus Thon, das sich zur Erde gesellte, von der es geformt war, das Sinnenlust und Leidenschaft — Liebe nannte! Ach, ihre heilige, hohe Liebe beschmutzte, indem es dem Anderen, dem Niedrigen, denselben Namen gab!

Und ihr klangloses, entsetzliches Lachen brach von Neuem aus, wie ein furchtbarer, verzweifelter Schrei.

Dann raunte sie: „Und am Abend vorher noch betete ich zu Dir, Gott, ich lag im Staube vor Dir mit Jauchzen und Danken, und unterdessen war bereits mein Urtheil gesprochen! Wie magst Du bei Dir gelacht haben, Du Gott, als Du meine Inbrunst sahest und wußtest doch, Alles war bereits zerstört, entweiht! Und Dich, Dich nennt man die Liebe!"

Ein Zischen ging durch die Luft, wie das Schwirren eines Pfeiles. Es war aber eine Kette dunkler Vögel, welche vorüberschoß. Und darauf war es, als thäte sich der Himmel auseinander. Mit einem furchtbaren Getöse zerbarsten die bleiernen Wolken, und eine Helligkeit brach auf, gewaltig. Wie eine rothe Schlange züngelte der Blitz am Stamm der alten, bebenden Rüster herunter.

Ein Weib tastete vorüber, halb taub, halb blind. Mann und Kinder waren ihr gestorben, sie lebte von der spärlichen Barmherzigkeit der Leute.

„Hol' mich heim, barmherziger Heiland," murmelte sie, „was soll ich denn noch auf der Welt!"

Das Mädchen in dem engen Garten war aufgesprungen. — Wie verzückt hing ihr eben noch so düsteres Auge an dem Flammenmeer, das sich aufgethan. Es war ihr, als schriee sie laut, aber ihre Lippen rührten sich nicht, nur ihre Seele redete: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter! Reinige mich, hebe mich auf im feurigen Wagen, siehe nicht an meine Missethat, lasse meine Seele ruhen dort oben in den Fluthen des Lichts, löse sie vom Staube, befreie sie!"

Ein Wimmern klang von der Straße.

Das Kind des Nachbars, das einzige, der Eltern Kleinod, war vom Wetter draußen überrascht, voll Todesangst klammerte es sich an die Lumpen der armen vorbeitastenden Frau.

„Elisabeth!" Das Kind horchte auf. Aus dem kleinen Garten klang die wohlbekannte Stimme, — es eilte den Armen zu, die sich ihm schützend entgegenbreiteten.

Eine Fluth von Licht, ein Wogen von unaussprechlichen Farben, ein Grollen, majestätisch in seiner Furchtbarkeit, wie das Gebrüll des Königs der Wüsten.

Das Kind liegt hingestreckt zwischen den Narcissen, — seine brechenden Augen blicken noch einmal aufwärts, wie in vorwurfsvoller Frage. Zitternd lehnt das Weib am Stamme der Rüster.

Das Mädchen hebt mit starrem Gesicht den kleinen, zuckenden Leib aus den Narcissen an ihre Brust.

Das Gewitter verhallt.

Tausend süße Düfte füllen den Garten, die müden Blätter richten sich auf entzückt, die Vögel singen Psalmen. Aus der kleinen grauen Kapelle dringt es sieghaft und jauchzend: „Christ ist erstanden!"

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsausgabe für das deutsche Volk. In zwei Theilen, mit über 100 Abbildungen nach Original-Photographien. Von Dr. J. E. Weis-Liebersdorf. Erster Theil (VIII und 108 Seiten Groß-8° mit 57 Abbildungen). Preis Mk. 5. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1901.

Ein Festgeschenk für das deutsche Volk im weiteren Sinne ist dieses Werk, soweit es veröffentlicht ist, nicht. Der Verfasser ist mit dem Interesse des christlichen Archäologen und des Archivars an die Arbeit gegangen, wobei er nicht ganz tendenzlos verfährt. Hierfür bietet vielleicht der Umstand eine Erklärung, daß das Buch in demselben Verlage erschienen ist, der das dreibändige Werk „Die katholische Kirche" der Oeffentlichkeit übergab. Besonders das Interesse der Theologen und Historiker wird die Weis'sche Arbeit erwecken, weil sie eine Anzahl Streitfragen anregt und mit deren Lösungsversuchen sich in Gegensatz zu anderen Kunstgeschichtschreibern stellt; dadurch wäre eigentlich die Oeffentlichkeit von einer Beurtheilung ausgeschlossen. Aber der geschichtlich geschulte und bibelkundige Leser erhält noch genug der Anregung und Nutzen bringenden Belehrung. Das Spröde des Stoffes wird — namentlich in dem ersten Kapitel, das eingehende Betrachtungen über die religiöse und historische Bedeutung des Jubeljahres 1500 enthält — durch die naiv-originellen Legenden des christlichen Glaubenskreises gemildert und unserem Empfinden näher gebracht. Als ein Produkt des mächtigen Eindruckes, den die für die damalige Zeit hochbedeutende religiöse Centenarfeier auf die begeisterten Menschen machte, ist der Gemäldecyklus im Augsburger Katharinenkloster anzusehen. Die Hände der Meister Hans Holbein d. Ae., Hans Burgkmair und L(eo) F(ras) haben daran gearbeitet und ein durch Stoffwahl und Ausführung gleich merkwürdiges Denkmal geschaffen, aus einer Zeit, wo „der neue, eben nach Deutschland eindringende Renaissancestil, wo das aufleuchtende Morgenroth einer neuen, vom Süden kommenden Kultur mit dem Abendsonnenschein einer scheidenden Kunstwelt verschmilzt". Der Aufbewahrungsort dieser Bilder, das obengenannte Katharinenkloster mit seinen Lokalitäten und Bräuchen, überhaupt mit seiner Geschichte, wird im zweiten Kapitel geschildert. In Verbindung damit giebt Dr. Weis eine Erklärung der beziehungsreichen Gemälde, deren Gehalt man ohne die Führung eines Eingeweihten schwerlich verstehen und würdigen dürfte. Ueberhaupt ist das Buch von wesentlichem Nutzen für die Besucher Augsburgs und seiner Museen sowie der viel weniger gekannten Bildersammlungen in verschwiegenen Klöstern und Kirchen. Ein plastisches Bild der blühenden, freien Reichsstadt selbst entrollt der Verfasser in demselben Abschnitte. Da blickt aus einem großen kulturgeschichtlichen Rahmen

Die Lateranbasilika. Gesammtansicht. Burgkmair. (Kgl. Galerie in Augsburg.)

Aus: Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1901.

die Gestalt des Kaisers Maximilian heraus, da das markante Gesicht des Jakob Fugger, dort die Charakterköpfe des Bürgermeisters Artzt, der Aebte Konrad Mörlin und Johannes Schrott v. St. Ulrich. Den Ausführungen des Verfassers kommen etliche vorzügliche Reproduktionen nach Zeichnungen des älteren Holbein zu Hilfe. Ueberhaupt wird der Werth des Buches erhöht durch den beigegebenen künstlerischen Bilderschmuck, den die Verlagsanstalt mit Recht als eine vielversprechende Errungenschaft der Neuzeit bezeichnet. Von besonderem Interesse werden die Reproduktionen der selten gesehenen Basilikenbilder des Vaters Holbein sein. Mit diesem Künstler beschäftigt sich das dritte Kapitel. Zunächst disputirt der Verfasser über das bisher zweifelhafte Geburtsdatum des Künstlers, um uns darauf mit dessen Familie bekannt zu machen. Zum Ausgangspunkt dafür wählte der Verfasser Holbein d. Ae. Bild „St. Paulus Bekehrung und Taufe" (S. 42), auf welchem der Maler sich selbst, seine Gattin und die beiden Söhne Prosy (Ambros) und den später so berühmt werdenden Hans verewigte. Wir verfolgen alsdann genau den Entwickelungsgang des Künstlers, lernen u. A. seine Arbeitsgefährten kennen, lassen uns über den Unterschied seiner ruhigen Weise von der pathetischen Art Schongauers und über Aehnlichkeiten mit Friedrich Herlen, mit flämischen und kölnischen Meistern belehren. Eingehende Würdigung erfahren dann die Werke Holbeins, so z. B. die beiden Madonnenbilder in Nürnberg (1499 und 1501), der Sebastiansaltar, die Darstellung der Dorothealegende, das Basilikabild Santa Maria Maggiore. In dem vierten, den ersten Theil der Arbeit beschließenden Kapitel befaßt sich Dr. Weis mit der Thätigkeit Holbeins d. Ae. für die Paulusbasilika (1504). Dabei bemüht er sich, die schwer verständlichen Einzelzüge einer theils unserem Zeitgeschmack fernliegenden Kunst genau zu deuten und durch Hervorhebung ihrer eigenartigen Schönheit das liebevolle Interesse des Beschauers zu wecken. — Der zweite Theil des Weis'schen Werkes, das bis Ostern dieses Jahres zur Ausgabe gelangen sollte, also vielleicht bereits erschienen ist, wird wohl neue Beweise dafür liefern, daß Augsburg sich rühmen darf, als Schauplatz reichsbewegender Ereignisse zugleich der Sammelpunkt einer großen Kultur und Kunst zu sein. R.

Bibliographische Notizen.

Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen. Von Fritz Schumacher. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1899. Preis 2 Mk.

„Auf dem Gebiete der Architektur und ihrer kunstgewerblichen Nebenreiche wird es heut dem Genießenden wie dem Schaffenden schwer gemacht, einen bestimmten Urtheilsmaßstab inmitten des Serpentintanzes der Meinungen und Erscheinungen durchzuführen." Diese das Buch einleitenden Worte widerlegt der Verfasser im Verlaufe seiner Ausführungen mit imponirender Leichtigkeit. Den Titel des Buches rechtfertigt vielleicht folgender Satz: „Es ist der Zustand des ärgsten Nivellirungssystems im Innenraume, des typisch Anti-Individuellen, womit wir heute zu kämpfen haben, und diesen Kampf versucht die Bewegung, die man „modern" nennt, aufzunehmen." Und das Ziel des Ringens der Gegenwartkunst, ihren endgiltigen Sieg über alle Halbheit glaubt Schumacher erreicht zu sehen, „wenn ein jeder Schaffende still für sich selber versucht, das zum Ausdruck zu bringen, was er an Individuum besitzt, und nur wenn er die individuellen Neigungen des eigenen Volkes beobachtet, können wir naturgemäß von einem Sieg des Individualismus in der Kunst unserer Zeit sprechen . . . auf allen Gebieten des Geistes . . . steht unsere Zeit unter dem Zeichen des Verständnisses für die feineren, intimeren Regungen des menschlichen Wesens, — diese feineren, intimeren Regungen sollten sich auch da spiegeln, wo man ihr Fehlen am meisten fühlen müßte: in der Ausbildung der nächsten täglichen Umgebung eines Menschen."

Gerade der künstlerischen Vervollkommnung des „Interieurs" widmet der Verfasser mit besonderer Liebe seine Ausführungen. Die Anlage der Fenster und der künstlichen Zimmerbeleuchtung, die Tapeten, die Möbel, die Bilderrahmen in unseren Wohnungen dienen ihm als Objecte für seine feinen ästhetischen Betrachtungen, deren Berechtigung noch dadurch erhöht wird, daß ein Schaffender zu uns spricht. In dem Untertitel des Buches hätte vielleicht an Stelle des Wortes „architektonisch" die Bezeichnung „decorativ" treten können. Auch die Wahl eines anderen Haupttitels

wäre empfehlenswerth gewesen. Denn man erwartet vielleicht die kampfesmuthige, consequente Durchführung einer großen Idee, während der Verfasser nur 12 in verschiedenen Kunstzeitschriften veröffentlichte Arbeiten zu einem Ganzen vereinigt hat, die, wie es im Vorwort heißt, „trotz ihrer Verschiedenheit einen Zug der Verwandtschaft haben, der ihre Zusammenstellung in dem Bändchen erklären mag.“ Aber was der Verfasser sagt, ist derart, daß Fachleute sowie Uneingeweihte daran lernen und sich erfreuen können. Den Laien besonders mag es von manchem Vorurtheile befreien. Mit Recht klagt Schumacher z. B. darüber, daß „das große Publicum sich einem Bauwerke gegenüber eigentlich nur des Eindrucks bewußt wird, den das Ornamentale auf ihn macht“. Eine andere recht verbreitete Verkennung der Thatsachen seitens des Laien ist es auch, daß die Architektur nur eine „Mathematik in Steinen“ sein soll. Ein Bauwerk aber ist nicht nur der Ausdruck einer bestimmten Zeit, nicht nur ein völkerpsychologisches Document, es erweckt selbst einen „individuellen Stimmungseindruck“. Das Schumacher'sche Werkchen — es bildet übrigens den ersten Theil der Sammlung „Ueber Kunst der Neuzeit“ — liefert einen leicht faßlichen, feinsinnig geführten Beweis mehr für die Richtigkeit des Richard Wagner'schen Satzes: „Der Architekt ist der eigentliche Dichter der bildenden Kunst.“

F. Ri—.

Frauen im Reiche Aesculaps. Ein Versuch zur Geschichte der Frau in der Medicin und Pharmacie unter Bezugnahme auf die Zukunft der modernen Aerztinnen und Apothekerinnen von Hermann Schelenz, Leipzig, Ernst Günther. —

In der Annahme, daß für die Beurtheilung der Frage über die Zulassung der Frauen zu den vorstehend erwähnten beiden Fächern nur die Geschichte Thatsachen beibringen kann, hat der Verfasser nach dieser Richtung hin gründliche Studien betrieben, daneben aber auch seine eigenen Beobachtungen, die durch Beobachtungen Anderer gestützt und ergänzt wurden, in Berücksichtigung gezogen. Nichts lag seiner Arbeit ferner als verwerfliche „Tendenz“. Auf den Vorwurf, daß man aus den Erfahrungen, die die Vorzeit mit ihren heilbeflissenen Frauen gemacht, nicht auf die Frau des „fin de siècle“ schließen dürfe, kann er nur erwidern, daß für ihn lediglich die Gottesschöpfung „Frau“ in Betracht kommt, aber ohne das ihr von Cultur und Sitte umgehängte Mäntelchen, das je nach der Mode heute bewundert und morgen verlästert wird. Wenn er den Erfolg erreichen könnte, die von den Führerinnen genährten sanguinischen und übertriebenen Hoffnungen auf das richtige Maß herunterzudrücken und die schon in jenem Berufe Stehenden zur Vorsicht zu mahnen, so will er, wie er im Vorwort hervorhebt, dies als hohen Lohn für seine Mühe ansehen. Der Verfasser geht, im Alterthum anfangend, die verschiedenen Zeitalter mit Bezug auf die vorstehend angeregte Frage durch und entwirft ein interessantes Bild der gelegentlich oder gewohnheitsmäßig ausgeübten Heil- und Arzneikunde der Frauen. Auf einzelne Angaben nach dieser Richtung hin einzugehen, würde hier zu weit führen. Es handelt sich schließlich nicht darum, ob man einer ausnahmsweise begabten Frau zustimmen soll, obige Fächer aus innerem Drange zu studiren, sondern ob auch bei einer allgemeinen Freigabe des Studiums das Eindringen von weiblichen Kräften mittlerer Begabung und zweifelhaften Charakters, nur um einen Erwerbszweig zu erhaschen, so ohne Weiteres hingenommen werden soll. Eine Lösung der Frauenfrage auf diesem Gebiete dürfte in den Consequenzen sicherlich kein Gewinn für die Volkswohlfahrt sein. Leider mehren sich die Zeichen, die das erstrebte Ziel der Frauenemancipation in recht bedenklichem Lichte erscheinen lassen, namentlich, wenn man liest, was gewisse weibliche litterarische Größen ihren Leserinnen auftischen. Daß der Verfasser hier seine warnende Stimme erhebt, ist sehr anerkennenswerth. Er betont deshalb am Schluß ganz besonders: daß, wenn die Frau vergißt, daß ihre Schwäche ihre Stärke ist, und wenn sie, sich der ihr ritterlich eingeräumten Vorrechte entkleidend, mit gleichen Pflichten mit dem Manne in den Kampf um's Dasein sich einläßt, ihre Niederlage, wie die Geschichte lehrt, besiegelt ist. Die Arbeit ist recht lesenswerth und verdient weite Verbreitung.

K.

Muret-Sanders Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt).

Auch der zweite, deutsch-englische Theil

des gewaltigen Unternehmens nähert sich mählich seinem Abschluß. Die vorliegende 21. Lieferung führt ihn bereits bis zum Wort „tröpfeln“. Mit jeder neuen Lieferung erneut und erhöht sich die Bewunderung für dies Riesenwerk, durch das alle früheren Werke gleicher Art weit überholt sind. Immer wieder erfreuen wir uns staunend an der Reichhaltigkeit, Zuverlässigkeit und der sinnreichen Anordnung, die im Bunde mit der meisterhaften typographischen Leistung eine bisher unerreichte Uebersichtlichkeit erzeugt. Auch die letzterschienene Lieferung führt uns wieder die Vollständigkeit des Werkes vor Augen, wenn wir hier nicht nur die den verschiedenen Berufszweigen eigenthümlichen Worte, die wissenschaftlichen Fachausdrücke, sondern auch ungewöhnliche und obsolete, dialektliche, provinziale Formen, ja die oft recht fragwürdigen Sprachbildungen des Tages finden. Bei jedem Grundworte ist die Etymologie angegeben und die Aussprache klar bezeichnet; reich und musterhaft geordnet ist die Phraseologie — kurz, in jeder Hinsicht ist die möglichste Vollkommenheit erstrebt und erreicht. In Lieferung 21 finden wir — um nur auf gut Glück ein paar Beispiele herauszugreifen — Worte vertreten wie Strabismus, Storger (prov.) = Landstreicher; Strut = Gebüsch, stronzen (prov.) = prahlen — die als Zeugniß dafür gelten mögen, wie gründlich unser Sprachschatz ausgeschöpft ist, und wie viel uns noch fremdes oder doch nicht vertrautes Gut unserer Muttersprache der deutsch-englische Muret-Sanders uns zu eigen macht. —

Nach seiner Vollendung werden wir im Muret-Sanders ein Werk besitzen, das den Gipfelpunkt der anglo-germanischen Lexikographie bedeutet. —a.

Von der Lotosinsel. (Was mein Dämon singt.) Gedichte. Von Eugen Stangen. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt.

Es sind liebenswürdige, glatte Verse, diese Gedichte von Stangen. Viel Dämonisches spürt man nicht in ihnen. Oft sind sie mir zu glatt. Etwas mehr Temperament, das einmal auch die Form sprengt oder verändert, wäre nicht von Schaden. Es ist manches recht Conventionelle in dem Bändchen, doch auch manches fein Abgetönte, Stimmungsvolle und Schlichte. Alle Gedichte sind von einem solchen passiven Pessimismus erfüllt, daß man eine kleine Sehnsucht nach Kraft und sieghafter Lebensbejahung spüren kann, wenn man das Bändchen durchgelesen hat. Im Ganzen sind diese Gedichte keine große That, doch verrathen sie ein eigenes, liebenswürdiges Talent, dem man eine gute Entwickelung wünschen kann. A. F. K.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **D. W.** = Deutsches Wochenblatt. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft.

Aegypten, Aus. Von G. A. Pollak. N. 1901. 22.
Allmers, Hermann, zum Geburtstage. Von M. G. Conrad. G. XVII. Feb. II.
Anthropologie. Von M. Hoernes. Z. VIII. 42.
Beer, Adolf. Von S. Münz. Z. 1901. 24.
Bismarcks Briefe. Von F. Freiin von Bülow. L. E. III. 11.
Blumen, Die Geheimnisse der. Von Aug. Strindberg. W. Ru. V. 6.
Chamberlain und das römische Recht. Von B. Matthias. D. Ru. 1901. 6.
Chinesen. Die klassische Litteratur der Ch. Von W. Grube. D. Ru. 1901. 6.
Dichter und Muttersprache. Von H. Brennert. G. XVII. Febr. II.
Dichter und Staat. Von F. Lienhard. L. E. III. 12.
Französische Schriftstellerinnen der Gegenwart. Von C. Theimer. N. D. Ru. 1901. 3.
Goethes in Oesterreich, Die. Von W. Bode. Zeit 335.
Hertz, Wilhelm. Von H. Mayne. L. E. III. 11.
Historische Litteratur. Von H. F. Helmolt. L. E. III. 12.
Holländische Litteratur. Von P. Raché. L. E. III. 12.
Ibsen auf den Berliner Bühnen. 1876/1900 II. III. Von Ph. Stein. B. u. W. III. 11 u. 12.
Japanische Landschaften. Von G. Swarzenski. N. D. Ru. 1901. 3.
Keuschheit und Produktivität. Von Heinrich Pudor. W. Ru. V. 5.
Kraussneck, Arthur. Von E. Zabel. Berliner Bühnenkünstler. XIII. B. u. W. III. 11.
Kreta unter dem Banner von San Marco. Von Graf zu Dohna (Delphicus). N. u. S. 1901. Mai.
Künstlermoden. Von B. Zuckerkandl. Zeit 337.

Libretto, Vom. Von O. J. Bierbaum. Zeit 337.
Litteratur und Universität. Von H. Daffis. L. E. III. 12.
Lobetanz. Von R. Wallaschek. Zeit 338.
Musik, Vom Wesen der. Von Alfred Komarek. W. Ru. V. 5.
Novalis. Unveröffentlichte Briefe. Mitgetheilt von E. Heilborn. D. Ru. 1901. 6.
— Von H. Mayne. T. III. 6.
Poesie und Naturwissenschaft. Von W. Kirchbach. N. 1901. 23.
Psyche. Eine Bekenntnissschrift. Von K. W. Goldschmidt. N. u. S. 1901. Mai.
Ruskin, John, als Socialreformer. Von H. Herkner. N. D. Ru. 1901. 3.
Schlaf, Johannes. Von H. Benzmann. N. u. S. 1901. Mai.
Schopenhauer und der Individualismus. Von S. Kuhlenbeck. W. Ru. V. 6.
Tavaststjerna, Karl, Erinnerungen an. Von Ola Hansson. N. u. S. 1901. Mai.
Theater. Von den Berliner Theatern 1900/1901. IX. X. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 11. 12.
Theater-Censur. Eine Rundfrage. I. II. B. u. W. 11. 12.
Theater und Schauspiel in China. Von L. Katscher. B. u. W. III. 11.
Tod und Muse. Von R. Huch. N. D. Ru. 1901. 3.
Tolstoi. Hat Tolstoi recht? Von K. Jentsch. Zeit 335.
Volksthum und Weltstaat. Von A. Wirth. N. D. Ru. 1901. 3.
Volkswirthschaft, Entstehung der. Von H. Böttger. N. u. S. 1901. Mai.
Waroff, Iwan. Von G. Adam. L. E. III. 12.
Wildenbruch, Ernst von. Von S. Lublinski. L. E. III. 11.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Borgwardt, Friedrich, Regenwetter. Plauderstunde bei einem Poeten. Berlin, Fr. Sensenhauser'sche Buchh. (C. von Rüti & R. Huhl.)
Bossert, A., Histoire de la Littérature allemande. Paris, Hachette & Co.
Bott, C., Vor dreissig Jahren. Erinnerungen eines evang. Feld- und Lazareth-Pfarrers aus seiner Thätigkeit in Frankreich im Jahre 1870. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchh. (A. Schwartz.)
Engelbrecht, Louis, Gedichte. Braunschweig, Benno Goeritz.
Fabarius, Der deutsche Kulturpionier. Nachrichten aus der deutschen Kolonialschule Wilhelmshof Nr. 3. Witzenhausen a. d. Werra, Direktor Fabarius.
Goldschmidt, Dr. Ludwig, Kantkritik oder Kantstudium? Für Immanuel Kant. Gotha, E. F. Thienemann.
Gorki, Maxim., Verlorene Leute. Erzählungen. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer.
Grabowsky, Dr. med. Norbert, Die Lösung der Welträthsel. Ein Reformbuch aller Religion, Wissenschaft und Kunst. Den Denkenden aller Stände gewidmet. Leipzig, Max Spohr.
Grabowsky, Dr. med. Norbert, Die Magenleiden und ihre Behandlung. Ein praktischer Leitfaden für alle Magenkranken. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Max Spohr.
— Enthaltsamkeit und die ausserordentliche Bedeutung des sittlich-enthaltsamen Lebens für unser eigenes Wohl wie das der Allgemeinheit. Zweite verb. und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr.
Groller, Balduin, Die Doppelnatur. Ein Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
Grunwald, M., Mittheilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter. Heft VII. No. 1. Hamburg, Selbstverlag der Gesellschaft.
Hahn, Prof. Dr. Friedrich, Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. Zweite Auflage, nach der von Professor Dr. Wilhelm Sievers verfassten ersten Auflage völlig umgearbeitet. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Hauschner, A., Frauen unter sich. Zwölf Gespräche. Dresden, Carl Reissner.
Haushofer, Max, Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch für's Volk. Ravensburg, Otto Maier.
Hennig, Alfred, Um eine blonde Sünderin. Novelle aus Isar-Athen. Mit Buchschmuck von Hans Volkert. München, A. Schupp.
Hörth, Otto, Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputirtenkammer. Nach dem stenographischen Berichte des „Journal officiel“ unter Benützung eines Referats der „Frankfurter Zeitung“ bearbeitet, übersetzt sowie mit Vorwort und Einleitung versehen. (Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags V.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.
Hubrich, Dr. Eduard, Parlamentarische Immunität und Beamtendisciplin. Ein Beitrag zur rechtlichen Beleuchtung der „Beamtenmassregelung“ in Preussen. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Jahresbericht, Achter, über das Vereinsjahr 1900, verlesen in der Vollversammlung am 26. Jänner 1901. Prag, Deutscher Verein „Frauenfortschritt“.
Jaques, Hermann, Aus den Galerien meiner Träume. Dresden, Carl Reissner.
Justi, Ferdinand, Hessisches Trachtenbuch. Zweite Lieferung. Mit 8 Blättern in Farbendruck. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
Kahlenberg, Hans von, Häusliches Glück. Aus den Papieren eines Ehemannes. Dresden, Carl Reissner.
Kaisenberg, Moritz von, Napoleon I. und Eugénie Desirée Clary-Bernadotte. Roman aus dem Leben einer Königin in drei Abschnitten. Ein Zeit- und Lebensbild nach bisher theilweise noch nicht bekannten französischen und schwedischen Quellen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.
Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky oder Wie das Deutsche Volk dem Philosophen dankt, der vollendet hat, was Kant und Schopenhauer vergebens erstrebten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr.
Kronenberg, Dr. M., Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. München, C. H. Beck-sche Verlagsbuchhandlung. (Oscar Beck.)
Kunowski, Lothar von, Durch Kunst zum Leben. Bd. VI. Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens. Leipzig, Eugen Diederichs.
Lessing, Theodor, Einsame Gesänge. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lorenz, Dr. Hermann, Die Einführung der Brandenburg-Preussischen Landeshoheit in die Stadt Quedlinburg und die Feier des Krönungstages daselbst am 17. u. 18. Januar 1701. Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Preussischen Königskrönung am 18. Januar 1901. Nach archivalischen Quellen verfasst. Quedlinburg, Chr. Friedr. Viewegs Buchhdlg.

Martens, Berndt, Im Dämmerland. Gedichte. (1897—1900.) München, Eigenverlag.

Meyers Volksbücher No. 1251—1270. Leipzig, Bibliograph. Institut. Inhalt: Stifter, Adalb.: Bergkrystall, Erzählung — Stifter, Adalb.: Brigitta, Erzählung. — Pu-ssung-ling: Chinesische Novellen. — Brehm: Die Elephanten. — Gogol, N. W.: Der Revisor, Lustspiel. — Braga, A.: Dorfgeschichten. — Ruppius, Otto: Das Vermächtniss des Pedlar. — Meyer, H.: Das deutsche Volksthum. — Habberton, John: Anderer Leute Kinder. — Ferrari, Paolo: Medicin für ein krankes Mädchen. Lustspiel. — Meyer, M. W.: Die Kometen und Meteore. —

Meinecke, Gustav, Aus drei Welttheilen. Gesammelte Novellen, Skizzen u. Erzählungen. Band II. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

Menčik, Ferdinand, Ein Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen über die Ertheilung des preussischen Königtitels. Wien, Gerold & Co.

Minnigerode, v., Ueber chinesisches Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchh. (A. Schwartz.)

Möhring, Elisabeth (E. Heydemann-Möhring), Die Letzten. Dresden, Heinrich Minden.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe Lfg. 21. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Niemann, August, Zwei Frauen. Roman. Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

Nordermann, Hermann, Fastnachtsfreuden oder die Stiefzwillinge der Komödie „Johannisfeuer" von Hermann Sudermann. II. Theil. Ein litterarisch-ästhetisch-dramatisch-moralisch-realistisch-analystisch-parodistisch-satirischer Katzenjammer in einem Akte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Rompel, Frederik, Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges. Bilder und Skizzen nach eigenen Erlebnissen. Mit Einleitung von Dr. Albert Pfister. Mit 22 Porträts, 24 ganzseitigen und 73 Textbildern, einer Kriegschronik und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Stuttgart, Anton Hoffmann (K. Thienemanns Verlag).

Rüttenauer, Benno, Studienfahrten. Farbenskizzen mit Randglossen aus Gegenden der Kultur und Kunst. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Seydlitz, R. von., Pierres Ehe. Psychologisches Problem. München, A. Schupp.

Schoof, Wilhelm, Hessisches Dichterbuch. (Begründet durch Valentin Traudt.) Dritte neubearbeitete Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Saenger, Carl, Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. I. Jahrgang. Nr. 1. 5. April 1901. Frankfurt a./M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Saenger, Sam., John Ruskin. Sein Leben und Lebenswerk. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Schmidt, Dr. Bastian, Die Philosophie am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Schmitt, Eugen, Heinrich, Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. Erstes und zweites Tausend. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, Eugen Diederichs.

Schröder, Dr. Heinrich, Periculum in mora. Weiteres zur Oberlehrerfrage. Zweite Auflage. Schalke i./Westf., Verlag von E. Kannengiesser.

Singer, Hans Wolfgang, Allgemeines Künstlerlexicon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Achter Halbband Scongall-Vezzo. Frankfurt a./M., Litterarische Anstalt, Rütten & Loening.

Stern, L. William, Die psychologische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts insbesondere in Deutschland. Vorgetragen am 13. und 27. November 1899. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für pädagog. Psychologie und Pathologie, II. Jahrgang. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Stöber, Fritz, Dämmerstrahlen. Ein Dichtbuch. Mit einem Vorwort von Peter Heille. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Tolstoi, Graf von, Chopin Prélude. Tolstois Gegenschrift zur Kreutzer-Sonate. Leipzig, Walther Fiedler.

Tovote, Heinz, Frau Agna. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Veröffentlichungen der Deutschen Akademischen Vereinigung zu Buenos Aires. I. Band IV. Heft. Julius Wolff, Normalmensch, Culturmensch und Genie. (Ein Beitrag zur Kritik des Begriffes normal.) Buenos Aires, Commissionsverlag von G. von Woerden & Cia.

Vox Populi, Die Frage der Wasserstrassen für Preussen und das deutsche Reich. Berlin, Schreiter'sche Verlagsbuchh.

Vögtlin, Adolf, Stimmen und Gestalten. Gedichte. Zürich, Müller, Werder & Cie.

Waag, Oberschulrath Dr. Albert, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von Hermann Pauls „Deutschem Wörterbuch" in den Haupterscheinungen dargestellt. Lahr i./B., Moritz Schauenburg.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrgang. April 1901. Heft 535. Braunschweig, George Westermann.

Wohlfeil, Dr. Paul, Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode. Ein offenes Wort über den neusprachlichen Reformunterricht an unseren höheren Schulen. (Flugschriften des neuen Frankfurter Verlags IV.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Wolff, Dr. Karl, Socialer Geist. Sein Wesen und seine Entfaltung. Mannheim, Ernst Aletter.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Gust Schmoller

Muz.

Roman.

Von

Paul [illegible]

[illegible]

VIII.

[illegible] mit den Möbeln meine gute Laune, mit dem Klavier mein Talent [illegible]

[illegible]

Muz lag auf dem Divan. Sie war bleich, und an den umränderten [illegible]

[illegible]

Muz.

Roman.

Von

Paul Schüler.

— Berlin. —

(Schluß.)

VIII.

Es ist doch ein anderes Arbeiten, seitdem das Klavier wieder da ist," sagte Luz. „Dieser Kerl, der Gerichtsvollzieher, hatte mir mit den Möbeln meine gute Laune, mit dem Klavier mein Talent versiegelt. Jetzt, wo die blauen Piepvögel fort sind, komponirt sich's von selber. Es strömt mir nur so zu. Du sollst sehen, Muz: dieses Intermezzo von Ludwig Hoffmann wird von sich reden machen."

„Intermezzo?"

„Ja, morgen ist's fertig, und dann kriegt es Ziegner. Ein Zwischenspiel nach dem ersten Akt. Wenn der Vorhang fällt, setzt es ein und leitet zum zweiten Akt über. Es soll auf die große Liebesscene vorbereiten: eine leidenschaftliche Angelegenheit; man soll schon ahnen, was da kommen wird. Du, das wird was! was Großes! Ich fühle ordentlich, wie meine Kraft, meine Fähigkeit gewachsen ist. Aber das macht, weil Ziegner die Oper genommen hat. So ein Erfolg hebt den ganzen Menschen. Ich bin ein Anderer geworden; ich fühle es."

Muz lag auf dem Divan. Sie war bleich, und an den umränderten Augen hatten sich Fältchen eingegraben. Die eine Hand hatte sie unter den Kopf gelegt; mit der anderen kraute sie das glänzend schwarze Fell des Hundes, der sich wohlig, blinzelnd in die Falten ihres Kleides schmiegte. Ihr Blick haftete an der Decke. Aber was sie sah, das mußte wohl etwas Anderes sein als dieser schmutzig graue Plafonds, vielleicht ein schönes fremdes Land oder ein üppig blühender Garten.

„Luz!"

„Ja?"

„Mir ist da etwas Merkwürdiges eingefallen.“

„Nicht möglich.“

„Ja, heute Nacht.“

„Du solltest die Nacht lieber zum Schlafen benutzen.“

„Wenn ich doch nicht kann! Es ist auch möglich; ich hab' es nur geträumt; etwas sehr Hübsches.“

„Wenn Du es selber sagst, dann —“

„Soll ich Dir's mal erzählen? Ja? Es ist aber ein wenig lang.“

„O weh!“

„Wenn Du nicht willst —“

„Doch! Erzähle nur! Ich bin ganz Ohr. Also?“

„Also: ich stand in einem schönen, schönen Garten. Ich konnte aber nicht vom Fleck, war festgewurzelt. Und dann war ich's nicht mehr, sondern eine Lilie, eine weiße Lilie.“

„Eine Lilie?“

„Ja, Deine liebe Muz war verwandelt von einem bösen Zauberer; der wollte sie nämlich haben, und sie mochte ihn nicht.“

„Aber!“

„Auch die anderen Blumen waren alle eigentlich Menschen. Das merkte man an ihren Kelchen; sie öffneten sich und schlossen sich wieder; es war, wie wenn sie athmeten. Und wenn sie sich öffneten, dann konnte man in den Kelchen die Köpfchen sehen; blasse, bleiche Köpfchen. Deine Muz aber war die schönste unter ihnen.“

„Natürlich, das habe ich nicht anders erwartet.“

„Da kam ein Ritter in den Garten. Er sah so ähnlich aus wie Du, nur noch viel schöner. Ein müder Ritter, ein hoffnungsloser Mann. Der hatte keine Lust und keine Liebe mehr und wollte sterben.“

„Und der sah mir ähnlich? Ich dächte doch: ich wäre ein feuriger und lebensfroher Ritter, he?“

„Wenn Du mich immer unterbrichst, dann kann ich nicht erzählen.“

„Gut also: er war mir ähnlich.“

„War er auch! Er hatte Dein dichtes, schwarzgelocktes, zurückgestrichenes Haar und Deine kohlschwarzen Augen und auch so einen süßen, frechen Mund. Luz, komm! Küsse mich!“

„Sagt die Lilie?“

„Ach, Du! Das gehört doch nicht zu meiner Geschichte. Komm!“

„Ich werde mich hüten. Sonst sagst Du wieder: ich hätte Dich unterbrochen. Erzähle nur weiter.“

„Luz, Du liebst mich nicht.“

„So!“

„Sage mir, daß Du mich liebst, ja?“

„Wie sonderbar!“

„Du hast es mir noch nie gesagt.“

„Euer Gnaden haben ein kurzes Gedächtniß."

„Sage mir's jetzt. Bitte, bitte!"

„Nun gut. Ich liebe Dich."

„Ach, das ist gar nichts. Das klingt so wie ,'n Groschen die Veilchen.' So gleichgiltig, so hergeleiert."

Er stand auf, beugte sich über sie und küßte sie inbrünstig auf den Mund.

„So, meine weiße Lilie: glaubst Du mir nun?"

Leise sang er:

„Aber unter der duftenden Linde,
Wenn der nächtliche Blüthenwind
Kosend umfängt mein süßes Kind —"

„Weißt Du noch," unterbrach sie ihn, „im Frühling, wie wir unter der Buche saßen, unter der Wunschbuche?"

„Das ist nun Alles eingetroffen, was wir uns damals wünschten. Wir wohnen zusammen: das war Dein Wunsch; und meine Oper hat einen Verleger: das war mein Wunsch. Es war wirklich eine richtige Wunschbuche."

Und er sang weiter:

„In mir jauchzt es und jubelt's Dir zu:
Du bist mein Alles, mein Leben bist Du;
Ob auch die Lippen verschlossen sind,
Glaube mir, glaube mir, süßestes Kind!"

Er hielt ihre kleine, marmorkalte Hand umspannt. Schweigend saßen sie neben einander. Da zuckte ihre Hand in der seinen, und sie sprach:

„Sage mir, Luz: wenn ich Dir nicht treu wäre, würdest Du mich dann auch lieben?"

„Aber Muz! So etwas darfst Du garnicht sagen; auch nicht im Scherz."

„Scherze ich denn?"

„Muz!"

Er ließ ihre Hand los und stand auf.

„Sei nur ruhig," sprach sie; „es war auch nur ein Scherz. Ich wollte sehen, ob Du mich denn auch wirklich lieb hast. Komm, setz' Dich wieder."

Sie fuhr ihm mit den schlanken, blassen Fingern durch das schwarze Haar. Ihr Geist schien weit ab zu weilen, während sich ihr Blick auf Schnauz richtete, der sie treuherzig ansah und freudig erregt den Divan peitschte. Luz hatte wieder Platz genommen.

„Wie ging's nun weiter?"

„Was?"

„Die Geschichte von dem müden Ritter?"

„Richtig, wie ging es doch weiter?"

Sie strich langsam über Stirn und Augen, wie um ein Spinngewebe lästiger Gedanken zu verscheuchen.

„Also: der Ritter sinkt nieder vor der Lilie und schläft ein. Da neigen die Blumen ihre Kelche über ihn und fangen leise an zu singen.“

„Singende Blumen? höchst romantisch.“

„Sie singen eine Weissagung. Die Lilie schweigt und lauscht. Die Weissagung aber lautet: Nur der Wundergürtel kann dem müden Ritter Lust und Liebe wiedergeben. Den Gürtel aber hat der böse Zauberer. Aus ihm zieht er seine Zauberkraft. Verliert er ihn, dann ist seine Macht gebrochen, dann ist der Ritter erlöst, und die Blumen können wieder Menschen werden. Allein es giebt nur Eine, die ihn erringen kann: das ist die weiße Lilie.“

„Meine Muz natürlich! Hast Dir ja wieder die dankbarste Rolle ausgesucht. Ihr von der Bühne wißt schon, was Euch liegt.“

„Die Lilie liebt den Ritter.“

„Das will ich meinen!“

„So laß mich doch zu Ende erzählen! — Ihr ist kein Opfer zu groß, um ihn zu erlösen. Es ist Nacht. Der Vollmond scheint in den Zaubergarten. Die Blumen schlafen Alle, nur die Lilie wacht und möchte ihren Ritter gern erlösen. Da kommt der böse Zauberer in den Garten: ein garstiges und widerwärtiges Wesen —“

„Selbstverständlich; das sind die bösen Zauberer immer.“

„Er hat den Gürtel um. Denn von dem trennt er sich nie, weder bei Tag noch bei Nacht. Er schläft auch nie: nur wenn er müde ist von der Wollust, dann schläft er.“

„Arme Lilie! Ich kenne Dein Loos.“

„Sie überwindet ihren Ekel; sie lächelt dem Bösen zu. Sie enthüllt ihm ihre Reize, daß er in wilder Lust entbrennt. Sie reicht ihm ihren Kelch und opfert ihre Keuschheit.“

„Bravo!“

„Da fallen aus dem Kelche rothe Tropfen.“

„Blumenthränen.“

„Ja, Blumenthränen. Die Lilie weint. Und die Blumen erwachen und brechen in Klagen aus: denn die Lilie hat ihr schönes Weiß verloren und sich purpurn gefärbt vor Scham und Schmerz.“

„Arme Lilie!“

„Der Zauberer ist zu ihren Füßen entschlummert. Sie entreißt ihm den Gürtel und reicht ihn ihrem Ritter. Und wie der Gürtel ihn berührt, da ertönt ein Donnerschlag. Wo der Zauberer liegt, zucken Feuerflammen. Der Boden öffnet sich und verschlingt ihn. Der Ritter aber erhebt sich, strahlend wie die Sonne, und ist froh und kräftig geworden, und die Blumen sind wieder Menschen und fallen der Lilie zu Füßen und danken ihr.“

„Und weiter?“

„Weiter geht es nicht. Hier ist das Märchen zu Ende.“

„Nein, es ist nicht zu Ende. Du mußt doch noch sagen, was aus der Lilie und dem Ritter wird.“

Sie blickte traurig hin und sagte seufzend:

„Ich weiß es nicht, mein armer Luz.“

„So tragisch brauchst Du die Sache nicht zu nehmen,“ meinte er und lachte. „Es geht mit vielen Träumen so, daß sie mitten im Besten aufhören. Weißt Du auch, daß mir Deine Geschichte sehr gefällt? Ich glaube sogar: es ließe sich eine Oper daraus machen. Was meinst Du, Muz, wenn ich die Oper schriebe? Meine ‚Jagd nach dem Glück‘ hat mich kühn gemacht. Ist man erst mit einer Oper durchgedrungen, dann hält es mit der folgenden nicht schwer. Ich wette mit Dir: Unser Freund Ziegner nimmt mir die nächste unbesehen ab. Ich sehe schon, wie an den Säulen die Ankündigung prangt:

Königliches Opernhaus.

Der Zaubergürtel.

Große romantische Oper in drei Akten.

Dichtung von Muz, Musik von Luz.

Was meinst Du dazu, Schatz?“

„Ach, Du machst immer Deine Witze mit mir.“

„Nein, nein, ich meine es ganz ernsthaft. Ich kenne sogenannte Dichter, die könnten froh sein, wenn Du ihnen was von Deiner Phantasie abgeben wolltest, Du, meine weiße Lilie, Du!“

„Ach geh'!“

„Und was den Schluß betrifft, nun, den wird man schon finden. Er ist überhaupt gegeben. Der Ritter verliebt sich in seine Retterin und führt sie als sein liebes Weib auf sein Schloß.“

„Wenn er's nur thäte!“ sprach sie zweifelnd; „sie hat sich doch nun einmal dem Zauberer hingegeben: da wird er sie nicht mehr haben wollen.“

„Grade! Erst recht!“ rief er eifrig. „Sie that es doch für ihn. Daran erkennt er doch grade, wie sehr sie ihn liebt. Und siehst Du: so vertieft sich mir Dein Märchen. Das mit dem Zaubergürtel, das ist nur symbolisch. Was den müden Ritter gesund macht, das ist nicht eigentlich der Gürtel; die große, opfervolle Liebe ist es: die giebt ihm den Glauben wieder an sich und an die Welt und Muth und Kraft und Lust und Liebe! Ja, so muß es gemacht werden: Er küßt ihr die Thränen von den Augen und spricht: Du bist wohl meiner werth, Du weiße Lilie, Du hast für mich dahingegeben, was Dir das Höchste schien. Ich aber sage Dir: die Keuschheit ist nicht das Höchste; das Höchste ist die Liebe, und Deine Liebe gehört ja mir!“

Sie lächelte wehmüthig:

„Da hast Du der Muz'schen Geschichte einen Luz'schen Schluß gegeben. Ich wäre schon damit einverstanden."

Träumerisch sah sie zur Decke:

„Ob es wohl noch heute solche Ritter giebt?"

„Wie komisch Du bist! So etwas giebt es doch nur im Märchen. Solche Fälle lassen sich in Wirklichkeit doch gar nicht denken."

„Du hast Recht," sprach sie leise. „So etwas giebt es nur im Märchen."

Liebkosend streichelte er ihr die Wange.

„Wie heiß Du wieder bist! Als ob Du Fieber hättest. Fehlt Dir etwas?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Mir ist ganz wohl. Du bist ja bei mir. Wirst Du immer bei mir bleiben?"

„Immer!"

„Nein, Du wirst von mir gehen."

„Muz!"

„Ich weiß es: Du wirst von mir gehen."

„Und Du wirst mich noch ernstlich böse machen."

„Oder ich werde von Dir gehen. Weißt Du noch: der Kuckuck? Er hat nur einmal gerufen."

„Lächerlich! Du bist im Stande und stirbst, nur damit der Kuckuck Recht behält."

„Hat die Wunschbuche nicht auch Recht behalten?"

„Zufall!"

„Das war kein Zufall. Wenn der Kuckuck —"

„Zum Kuckuck mit Deinem Kuckuck!"

„Es hat schon seine Richtigkeit: ich werde sterben, und Du wirst heirathen. Ich weiß auch schon, wen. Und ich bin Dir dann nichts weiter gewesen als ein — wie nanntest Du doch das Stück, das Du jetzt komponirst — das Zwischenspiel?"

„Intermezzo."

„Ja ein Intermezzo, ein kurzes Spiel; nach dem ersten Akt beginnt's, und vor dem zweiten hört es auf, weiter nichts."

„Wie wunderlich Du bist. Es giebt nicht noch einmal zwei Menschen, die sich so lieb haben, wie wir Beide, und Du —"

Hier klopfte es, und Bäuchel trat herein: mit dem ganzen Schwergewicht seiner Persönlichkeit.

„Guten Tag, Bäuchel," begrüßte ihn Luz; „sage mir, was macht man nur mit diesem melancholischen Menschenkinde?"

Bäuchel legte Hut und Stock aus der Hand, ließ seinen Koloß mit Vorsicht auf den Sessel nieder und antwortete behäbig:

„Eine Badereise, wenn man Geld hat."

„Geld hat man!“ sagte Luz und schlug sich auf die Tasche; „jetzt, wo Freund Ziegner die Oper genommen hat — —“

„Richtig,“ rief Bäuchel; „nun hat er ja die Oper doch noch genommen.“ Dabei wandte er sich unwillkürlich zu Muz hin, wie wenn er von ihr eine Erklärung dieses Räthsels erwartete. Muz senkte den Blick und schwieg.

„Na, gratulire auch schön,“ sprach Bäuchel weiter; „hab's Euch von Herzen gegönnt. 'ne Weile ging's Euch doch recht miserabel.“

„Ja,“ sagte Luz, „es war die höchste Zeit, daß dem Verdienste seine Krone wurde. Aber ich hab's immer gesagt: das Talent bricht sich Bahn. Wer ein bischen was kann, der dringt auch durch.“

„Hm,“ machte Bäuchel und sah wieder zu Muz hinüber, schief durch seine großen Brillengläser, prüfend und fragend, als ob er ihr in die Seele gucken wollte.

Muz hob die Augen zu ihm auf, diese großen, sammetweichen Augen: sie hatten etwas Flehendes und schimmerten feucht.

„Da hast Du's!“ sagte Luz; „Thränen! Und immer, wenn von den vergnüglichsten Dingen die Rede ist. Denn als ein Unglück kann man's doch nicht gerade betrachten, daß meine Oper einen Verleger hat. Man sollte meinen, sie hätte allen Anlaß, vergnügt zu sein. Ja, Kuchen! So lange es uns schlecht ging, hat das Mädel Kourage gehabt. Und jetzt, wo sie sich freuen sollte, heult sie alleweil. Versteh' Einer die Weiber.“

Bäuchel bewegte langsam seinen dicken Kopf auf und nieder, als wollte er sagen: ich verstehe sie schon.

„Das hat man wohl bei solchen Leiden,“ sprach er; „wenn Einer 'was auf dem Herzen hat, wollte sagen: am Herzen — und das hat sie ja nun einmal, unsere kleine Patientin.“

Muz weinte.

IX.

Es war noch früh am Morgen. Luz und Muz waren gerade bei der Toilette, als sie vor der Thür auf dem Korridor den wehklagenden Erguß einer weiblichen Stimme vernahmen. So ähnlich müssen es bei Begräbnissen im alten Rom die Klageweiber angestellt haben. Ein Lamentiren war es in den höchsten Tönen und rasch und wild wie ein Sturzbach, so daß Frau Säuberlich kaum Zeit hatte, ihre erstaunt theilnahmsvollen Randbemerkungen wie „ach“ und „mein Gott“ und „o Du grundgütiger Himmel“ dazwischen zu werfen.

„Das ist ja die Minna!“ sagte Luz und öffnete, noch in Unterhosen, der Klagenden die Thür; „da muß etwas geschehen sein.“

Es war auch etwas geschehen.

Der alte Hoffmann pflegte die letzten fünfzig Jahre seines Lebens tagtäglich Schlag acht nach warmem Wasser zu klingeln. Denn Wasser kostete nichts, und Feuer mußte — leider Gottes — so wie so gemacht

werden. Heute zum ersten Mal war er von dieser fünfzigjährigen Gewohnheit abgewichen. Es hatte acht geschlagen, und der alte Hoffmann hatte nicht geklingelt. Und als Minna, bestürzt durch dieses unerhörte Ereigniß, fünf Minuten nach acht von selber mit dem Wasser in's Schlafzimmer kam, da lag der alte Mann im Bett und war todt.

Es dauerte eine gute Viertelstunde, bis Minna von ihrem warmen Wasser zu dem Tode des Herrn Hoffmann gelangte. Reichlich flossen ihre Thränen, und Luz hatte alle Mühe, das Klageweib über den Tod seines Vaters zu beruhigen. Er sagte ihr, sie solle den Doktor holen, um den Todtenschein auszustellen, und das sonst Erforderliche veranlassen. Er werde nachkommen, sobald er seine Hosen anhabe.

„Diese Minna beschämt mich,“ sprach er, als sie draußen war, und fuhr in seiner Toilette fort; „treue Seele! Und sie hat es doch wahrlich nicht leicht bei ihm gehabt.“

„Wenn auch,“ meinte Muz und warf ihren blauen Schlafrock über; „die weiß schon, warum sie weint. Sie ist jetzt eine alte, abgediente Person: wer nimmt so eine?“

„Du thust ihr Unrecht. Um ihre Zukunft braucht sie, denke ich, nicht bange zu sein. Er hat sie sicher im Testament bedacht. Wenigstens hat er mir früher wiederholt davon gesprochen. Und wem soll er denn auch sein Geld vermachen? Mitnehmen kann er's nicht; Freunde hat er nicht; mich hat er enterbt. Bleibt also nur die Minna: sie war die Einzige, die ihm nahe stand. Nein, nein: bei ihr ist es wirklich Treue und Anhänglichkeit. Und ich komme mir fast wie ein Unmensch vor, daß sich hier so gar nichts für ihn regen will. Mir ist nicht anders, als wenn ich in der Zeitung die Todesanzeige von einem Müller oder Schulze gelesen hätte.“

„Das ist natürlich,“ meinte Muz. „Du hast ihn ja doch nicht heute verloren, sondern damals schon, als Du von ihm fortgingst. Und vielleicht noch früher. Und war es denn Deine Schuld? Warum war er denn immer so schlecht zu Dir!“

Er fragte, ob sie mitkommen wolle, damit sie wenigstens wisse, wie ihr „Schwiegervater“ ausgesehen habe. Sie lehnte es ab: dem Todten wollte sie keinen Besuch abstatten, da ihr der Lebende sicher die Thür gewiesen hätte. So ging er allein.

Durch die kleine Gitterthür trat er in den sogenannten Garten, der doppelt kahl und dürftig aussah, jetzt, wo rings herum in den Nebengärten die Spätrosen und die großen, bunten Blumen des Herbstes prangten. Es war nun bald ein halbes Jahr her, daß er dieses Haus nicht betreten hatte: es zeigte noch immer die schmutzige, graue Farbe und die vielen schadhaften Stellen. Gut, daß er nicht der Erbe war: wie viel ärgerliche und umständliche Reparaturen standen dem bevor!

Auch in der Wohnung war Alles beim Alten geblieben. Wie lange war hier nicht ordentlich rein gemacht worden! Es durfte ja nichts von

seinem Platz gerückt werden: der Fußboden hätte ja leiden können oder die Möbel! Diese Besorgniß war freilich nicht unbegründet. Denn in den alten Sachen hauste der Wurm, und es war, als ob die gebrechlichen riefen: o rühret, rühret nicht daran!

Jetzt betrat er das Eßzimmer, den Schauplatz seiner letzten, heftigen Scene mit dem Vater. Hier begrüßten ihn die alten defekten Vorhänge, in denen die Motten ihr behagliches Heim aufgeschlagen hatten; die große Spiegelscheibe mit dem Sprung, der sich inzwischen um ein gehöriges Stück vergrößert hatte. Sonst war Alles, wie er es verlassen hatte. Doch nein: zwei Gypsköpfe waren hinzugekommen von jener Sorte, wie sie italienische Knaben auf der Straße für zehn Pfennig feilbieten. Offenbar hatte die Billigkeit den Verstorbenen in einer schwachen Stunde zu dieser Extravaganz verleitet; denn sonst war er ein Beförderer der schönen Künste nie gewesen.

Er trat in das Schlafzimmer, wo Doktor Bäuchel saß und den Todtenschein ausschrieb. Sie gaben sich schweigend die Hand. Luz stellte sich vor das Sterbebett. Er faltete die Hände und suchte sich durch Betrachtung des Todten gewaltsam in eine schmerzliche Gemüthsverfassung zu versetzen. Die Züge waren unverändert. Aus jeder Falte um Mund und Augen, aus jeder Runzel auf der Stirn sprach der Geiz. Der Tod hatte diesem verkniffenen Gesicht nichts von seiner Härte und Habgier genommen. Die Hände waren zusammengekrümmt, als wollten sie das Einzige festhalten, woran sein Herz gehangen hatte; als wollten sie das vielgeliebte Gold mit in die Grube nehmen. Was hatte er nun von seiner wilden Sammelwuth? Warum hatte er nur Geld gesammelt und immer nur Geld und nicht auch ein wenig Liebe? Kalt und hart, wie ein Thalerstück, so war das Herz dieses Mannes gewesen, kalt und hart waren seine Züge. Und kalt und hart blieb es in Luz, nun da er vor der Leiche stand. Die versöhnende Kraft des Todes — hier versagte sie. Die Bitterkeit — sie löste sich nicht in Wehmuth. Vergebens suchten seine Erinnerungen nach einem einzigen Ereigniß, das ihn hätte weich machen können. Nicht das kleinste Liebeszeichen fiel ihm ein; nur Handlungen der Selbstsucht und Herzensrohheit, der wilden Habgier und der Verständnißlosigkeit.

Wie anders hätte er leben können, wenn dieser Todte besser gewesen wäre, wenn eine freigebige Hand ihm die Wege geebnet, ein verständiger und theilnehmender Sinn sein Talent und seine Lust gefördert hätte. Statt dessen Lieblosigkeiten, die ihm die Jugend verbittert; der immer wiederkehrende Vorwurf, daß er ein Verlorener sei; fortwährende, aufzehrende Kämpfe mit der kleinlichsten Alltäglichkeit, mit der zähesten Beschränktheit, mit der krassesten Selbstsucht. Die stärksten Schmähungen waren nicht stark genug gewesen, um den Sohn zu demüthigen. Statt Liebe großzuziehen, hatte er den Haß gesät und die Verachtung. Die heiligsten Gefühle, welche die Natur in die Kindesseele pflanzt, hatte die Unnatur herausgerissen und getödtet.

Nein: diesem Manne weinte er nicht nach; er nicht und Keiner — bis auf Minna. Die weinte und wußte auch, warum.

Sie gingen zu Dritt in das Kontor. Minna schloß eine Schublade des Schreibtisches auf und entnahm daraus ein versiegeltes Kouvert.

„Das Testament des seligen Herrn," sprach sie, und stärker flossen ihre Thränen.

Luz öffnete und las:

„Mein letzter Wille.

Für den Fall, daß es Gott, dem Allmächtigen, gefällt, mich zu sich zu nehmen, bestimme ich, was folgt:

„Meinen Sohn Ludwig enterbe ich, weil er ein verlorener Mensch ist, der meine Wohlthaten und meine väterliche Liebe mit Undank vergolten hat, weil er mir mit Frechheit und Ungehorsam entgegengetreten ist, weil er mich auf meine alten Tage verlassen hat und mit einer liederlichen Frauensperson ein scham- und sittenloses Leben führt. Er soll daher gänzlich ausgeschlossen sein von meiner Hinterlassenschaft.

Zum Erben meines sich zur Zeit auf rund drei Millionen zweimalhunderttausend Mark belaufenden Vermögens ernenne ich die Stadt Berlin. Dieselbe soll gehalten sein, aus meinem Vermögen eine Stiftung zu errichten, welche den Namen Veit Hoffmann-Stiftung tragen soll und deren Zinsen zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden sind.

Meiner Wirthschafterin Minna Kauer vermache ich zur Belohnung für ihre langjährigen, treuen Dienste ein Legat von zehntausend Mark, damit sie für ihren Lebensabend keine Noth zu leiden braucht."

„Das ist doch noch ein Wort," sagte Luz, nachdem er gleichmüthig zu Ende gelesen hatte; „ich gratulire Ihnen, Minna: Sie haben die zehntausend Mark redlich verdient."

„Ich kriege sie ja nicht!" schluchzte Minna.

„Der Wisch ist ungiltig," sagte Bäuchel. „Du kannst ihn zerreißen, als Fidibus benutzen, in's Wasser oder Feuer werfen oder zu anderen Zwecken verwenden. Frage meinen Bruder, den Rechtsanwalt. Es hätte gerichtlich gemacht werden müssen. Die bloße Schriftform hat keine verbindliche Kraft."

„Jawohl," schluchzte Minna; „die Portierfrau von nebenan hat es auch gesagt. Und die muß es wissen. Denn was ihre Tochter, die Ida ist, die ist bei einem Gerichtsrath in Stellung, und die hat ihr gesagt, der Gerichtsrath hat gesagt, —"

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Hinc illae lacrimae," sagte Bäuchel bedeutsam und klopfte dem alten Hausbesen auf die Schulter; „merkst Du was, mein Junge? Beruhigen Sie sich, Alte: wie ich meinen Freund Luz kenne, wird er Sie nicht zu kurz kommen lassen."

„Wie!" rief Luz und schien es nicht fassen zu können; „so wäre ich also der Erbe? Erbe von drei Millionen zweimalhunderttausend Mark? Aber ich begreife nicht; ein geschäftskundiger Mann, wie mein Vater, hätte doch wissen müssen, wie man ein Testament macht."

„Hat er auch," sagte Minna und rang nach Fassung; „er hat's auch immer auf's Gericht bringen wollen. Aber er hat es verschoben von einem Tag zum andern. Ich habe ihn oft genug erinnert —"

„Sie sind eine gute Seele, Minna, ich danke Ihnen!"

„Ach, junger Herr, Ihretwegen freut es mich ja, daß er es nicht gethan hat, wirklich, es freut mich, von ganzem Herzen freut es mich —"

„Ja, ich sehe; Sie weinen ja vor lauter Freude!"

„Aber für mich — sehen Sie, junger Herr: ich habe Zeit meines Lebens geschuftet und bin zwanzig Jahre bei ihm gewesen und bin eine alte Person, mein Gott, und sparen hat man doch nicht können in so einer Stellung, bei den paar Groschen Gehalt."

„Sagen Sie mir nur das Eine, Minna: weshalb hat er's denn immer verschoben? Er war doch über siebzig und mußte sich sagen —"

„Ja, Du liebe Zeit, Sie wissen doch, wie er war. Er hat solche Angst gehabt vor dem Geldausgeben. Und das Gericht kostet doch immer. Und da hat er es eben verschoben und verschoben."

Luz schüttelte lächelnd den Kopf.

„Also selbst zum Enterben war er zu geizig! — Beruhigen Sie sich, Minna. Wenn es richtig ist, was Ihr da sagt, und ich bin wirklich Erbe, dann bekommen Sie Ihre zehntausend Mark; das verspreche ich Ihnen."

Da trocknete Minna ihre Thränen und legte eine so laute und überschwengliche Dankbarkeit an den Tag, daß Bäuchel schließlich sagte: sie möge sich ruhiger verhalten; sie wecke sonst den Todten auf. Das wollte selbst Minna nicht. Sie verstummte und zog sich zurück.

„Das liebe Geld!" sagte Bäuchel; „es ist und bleibt der Urquell unserer großen Gefühle; es rührt sogar die Menschen zu Thränen, — wenn sie keins haben."

„Jawohl, das Geld!" sagte Luz mit Bitterkeit. „Der Urquell von Schimpf und Schande ist's, von Niedertracht und Gemeinheit; es ist das Gift, das die Familien verseucht, die Wurzel des Mißtrauens und der Kriecherei; der Räuber alles Guten und Schönen im Menschen; der Mörder der Liebe und des Glaubens; ein Dämon ist es, der teuflischste aller Teufel —"

„Nur nicht so hitzig, Freundchen."

„Aber Gott sei Dank: es giebt noch Leute, die sich diesem Dämon nicht beugen."

„Du zum Beispiel."

„Ja: ich war der Stärkere. Meine Muz und ich, wir haben uns so durchgeschlagen, durch eigne Kraft, durch unser Können."

„Aber als dann ein Stück von dem Dämon in Gestalt von zwei Tausendmarkscheinen zu Euch kam, da hast Du ihn doch recht freundlich aufgenommen; ja, ich glaube behaupten zu können: Du hast ihn mit einer gewissen Sehnsucht und Bangigkeit erwartet.“

„Du bist ein Wortklauber. Du weißt ganz gut, wie ich's meine. Ich meine: man soll Herr sein über das Geld und nicht sein Sklave.“

„Ganz meine Meinung. Der Mensch soll Geld haben. Aber das Geld soll nicht den Menschen haben. Wir sind wieder einmal einig.“ —

* * *

Die Angelegenheiten des Begräbnisses übertrug Luz einem Beerdigungsinstitut, welches Sarg und Begräbnißplatz, Leichenwäsche und Kränze und auch den Prediger zu besorgen übernahm. Er selbst benutzte die Zeit, um sich in die veränderten Verhältnisse hineinzufinden.

„Zu denken, daß man Herr über mehr als drei Millionen ist! Stelle Dir das einmal vor, Muz! Nicht wahr, das ist garnicht so einfach, besonders wenn man als Aftermiether in einer armseligen Stube haust und noch vor drei Wochen von Gerichtsvollziehern förmlich überlaufen wurde. Ja, wenn man das vor drei Wochen hätte ahnen können!“

„Ich wünschte, man hätte es ahnen können! Ich wünschte, wir hätten damals schon gewußt —“

„Du Närrchen,“ unterbrach er sie, „das ist ja 'ne rechte Kunst, heute zu hungern, wenn man sich sagen kann: morgen giebt's drei Millionen. Nein, gerade das ist ja meine Freude und mein Stolz, daß wir es nicht gewußt haben, daß wir uns durchgeschlagen haben aus eigener Kraft und ohne die Aussicht auf diese Millionen. Wir haben Hunger gelitten; aber wir haben nicht gebettelt. Wir haben uns nicht zu Sklaven des Mammons gemacht. Wir waren die Stärkeren. Mein Können hat uns herausgerissen, nicht fremde Gelder, vom Zufall in den Schooß geworfen. Siehst Du, Muz: daß ich mir das sagen kann, das macht mich stolz und froh.“

„Es wäre doch besser gewesen,“ sprach sie bedrückt, „wenn man es gewußt hätte. Dann wäre Alles anders gekommen.“

„Anders gekommen? Was denn? Was wäre denn anders gekommen?“

Er war ordentlich mißmuthig. Statt jeder Antwort fing sie zu weinen an.

„Ich möchte todt sein,“ sprach sie auf einmal ganz unvermittelt und mit dem Ausdruck vollkommener Trostlosigkeit.

„So. Also todt sein möchtest Du. Nun, dieser Wunsch ist nicht gerade sehr schmeichelhaft für mich. Ueberlege Dir 'mal: Dich liebt ein Mensch, der nicht ohne Talent ist, von angenehmem Aeußeren und Millionär obendrein; und dem machst Du das verzweifelte Geständniß, Du möchtest

todt sein. Du wirst mir zugeben, daß dies mindestens sonderbar ist. Hast Du mich denn nicht mehr lieb?"

„Doch! Sehr! Ich liebe Dich ja so sehr, viel mehr als mein Leben!"

„Nun also! weshalb willst Du denn todt sein? Wenn man todt ist, kann man nicht mehr lieben."

„Ach, ich weiß nicht mehr, was ich will. Ich weiß nur, daß ich sehr elend bin."

„Je besser es uns geht, desto trauriger wirst Du. Willst Du mir nicht sagen, wie das kommt?"

„Mein Gott!" murmelte sie; „was habe ich nur gethan, daß Du mich so bestrafst!"

Er schüttelte den Kopf. Er verstand sie einfach nicht. Ein Verdacht regte sich in ihm; der Schatten eines Verdachtes. Er hatte die Empfindung, daß irgend etwas nicht in Ordnung wäre, daß dieses unverständliche Gebahren, diese verzweifelte Traurigkeit eine Ursache hätte, die ihm verborgen war und verheimlicht werden sollte. Aber dann beruhigte er sich wieder bei der Erklärung des Doktors, daß sich bei Menschen, die „was am Herzen" haben, bisweilen ein Hang zur Traurigkeit einstellt.

Es liefen viele Beileidskundgebungen ein.

„Ja, ja," meinte Luz, „man wird wieder salonfähig. Die bessere Gesellschaft nimmt mich wieder in Gnaden auf, die gute, bessere Gesellschaft! Monate lang war ich verbannt, geächtet. Jetzt strömt man über von Freundschaftsbezeugungen, von rührender Theilnahme an meinem ‚Schmerz'. Es ist sehr komisch. Ja, wenn man Herr über drei Millionen ist! Hier ist ja auch ein Brief von Ziegner. Mal sehen, was er schreibt:

‚Mein lieber junger Freund!' — auf einmal; sehr gut! — ‚An Ihrem schweren Verlust nehme ich den aufrichtigsten Antheil. Ich theile Ihren Schmerz' — man sieht ordentlich, wie er weint! — 2c. 2c. Die üblichen Redewendungen; ‚und hoffe' — höre nur, Muz, ‚und hoffe, daß unsere freundschaftlichen Beziehungen sich baldigst in alter Ungetrübtheit wieder herstellen mögen.' Merkst Du was?"

„Dieser Schuft!" grollte Muz.

„Schuft — kannst Du nicht sagen. Er hat sich doch immer noch am anständigsten von der ganzen Gesellschaft benommen. Den Verkehr hat er zwar abgebrochen. Aber meine Oper hat er doch genommen. Das ist mir viel werthvoller. Mehr kannst Du nicht von ihm verlangen. Er hat es zwar nicht aus Freundschaft gethan, sondern aus Geschäftsrücksichten. Ja, was machst Du denn für ein Gesicht? Ein verwundetes Reh sieht beinahe vergnügt aus im Vergleich mit Dir!"

Sie seufzte und sprach:

„Heirathe sie nicht, Luz! Versprich es mir. Der Mensch verdient nicht, daß Du seine Tochter heirathest."

„Ja, wer spricht denn von Heirathen? Ach, Du meinst wegen der

‚freundschaftlichen Beziehungen'? Ja, glaubst Du denn, ich könnte so gemein sein und Dich verlassen?"

„Du wirst sie schon noch heirathen."

„Natürlich."

„Heute nicht und morgen auch nicht; aber wenn ich nicht mehr bin —"

„Blech. Sage 'mal, Muz: was hast Du eigentlich gegen Ziegner? Der Name wirkt auf Dich, wie ein rothes Tuch auf den Stier. Verzeih' den Vergleich; es fällt mir grade kein anderer ein. Was hat Dir denn der Mann gethan? Das mit der femme connue kann doch unmöglich einen so nachhaltigen Haß in Dir erzeugt haben. Du bist doch sonst nicht so nachtragend."

Sie schwieg und seufzte. Und dann brach sie wieder in eine ihrer unvermittelten, trostlosen Interjektionen aus, die nun schon beinahe an der Tagesordnung waren.

„Ach Gott, ich bin ja so unglücklich!"

„Ja, was kann denn der arme Ziegner dafür? — Ich verstehe Dich nicht. Sage 'mal, Muz: Du kommst mir seit einiger Zeit so sonderbar vor. Diese grundlose Traurigkeit, diese trübselige Stimmung: ich weiß garnicht, was ich davon halten soll. Ich möchte beinahe glauben, Du — Du verschweigst mir was."

Sie sah ihn erschrocken an, gleich als ob sie fürchtete, sich durch ihr Wesen verrathen oder ein Wort zu viel gesagt zu haben.

„Nein, nein," sprach sie hastig; „ich verschweige Dir nichts, wirklich nicht."

Aber dann legte sie den Kopf an seine Brust und weinte.

Er fand, daß es an der Zeit sei, etwas Energisches gegen diese krankhafte Reizbarkeit zu unternehmen. Er beschloß, das Uebel an der Wurzel zu fassen und zunächst ihr Herz in Nauheim gesund zu machen. Alsdann wollte er mit ihr in eine schöne Gegend, etwa nach Italien reisen. Reisen hatte sie bisher noch nicht gemacht, außer mit Schmierenkarl in die Umgebung von Berlin. Er versprach sich aber von den Herrlichkeiten Italiens einen erquickenden und belebenden Einfluß auf ihr für Naturschönheiten so empfängliches Gemüth. Nach der Rückkehr sollte die Stube, in der sie wohnten, mit einem Haus in guter Lage, Berlin W., vielleicht im Thiergarten vertauscht werden. Er sah sich bereits im Geist in einer stolzen Karosse mit seiner eleganten Muz durch den Thiergarten rasseln; vorbei an den alten, lieben Wegen, die sie dereinst im Liebesfrühling Hand in Hand gewandelt waren. Dann würde ihnen das Vergangene wie ein Traum erscheinen, und sie würden es kaum noch glauben, daß es eine Zeit gab, wo sie auf der Schmiere ihr Brod verdienen, wo sie Noth und Hunger leiden mußten.

Zuvörderst aber und zu allererst hatte er noch etwas Anderes mit ihr vor: Das Band der Liebe sollte fester geknüpft, ihr Herzensverhältniß auf

dem Standesamt legalisirt werden. Denn obschon sie es nicht aussprach, glaubte er doch, aus gewissen Andeutungen, aus ihrer immer regen Eifersucht, aus ihrer Befürchtung, er könne jemand anders heirathen, schließen zu müssen, daß die eheliche Verbindung mit ihm das Ziel ihrer geheimen und sehnlichsten Wünsche sei. Ja, er bildete sich ein, daß ihre übergroße Traurigkeit zum nicht geringen Theil auf diesen Punkt zurückzuführen sei, und er freute sich auf den Augenblick, wo er ihr von seinem Entschlusse Mittheilung machen würde. Er hegte aber die feste Ueberzeugung, daß dieser Schritt die segensreichste Wirkung üben und zur Gesundung ihres Herzens ein Bedeutendes beitragen müsse: mehr vielleicht als die geplante Badereise nach Nauheim.

X.

Während Luz zum Begräbniß war, kam Papa Pipo. Er hatte einen schäbigen bis über die Kniee reichenden schwarzen Rock an, der schlotternd um seine dürren Gebeine hing und die magere Figur noch magerer erscheinen ließ. Auch trug er einen länglichen Trauercylinder aus den Vierziger Jahren, den er in modernen Salonstücken zu verwenden pflegte, und der von Zeit und Motten hart mitgenommen war. So machte er mit seinem traurigen Kostüm einen dem Zweck seines Besuchs wohl entsprechenden Eindruck. Denn er hatte sich für den heutigen Tag eine feierliche Rolle zurechtgelegt, die er jedoch erst zu spielen gedachte, wenn der trauernde Hinterbliebene auf der Bildfläche erschien. Vorläufig ließ er sich gehen und that sich gütlich an dem dreifach gestirnten Cognac, den Muz ihm kredenzte.

„O Trank der süßen Labe!“ deklamirte er und schnalzte mit der Zunge; „Drei Sterne: fein, fein, fein! O dreimal hochbeglücktes Haus, wo das ist kleine Gabe!“

Seine Stimme klang wie ein Reibeisen, wenn eine harte Kruste dran zerrieben wird. „Man merkt es diesem Cognac an, daß sich Eure Verhältnisse um ein Bedeutendes gebessert haben. Unter uns gesagt, Kleine: er ist viel zu schade für mich. Wirklich, Kind. Denn so, wie die Dinge momentan liegen, ist der alte Pipo doch nun einmal auf gewöhnlichen Fusel angewiesen. Und wenn Du mir erstklassige Sorten vorsetzst, wie soll mir dann noch mein Sprit munden?“

„Trink' nur, Alterchen,“ redete Muz ihm zu, (was übrigens nicht nöthig war, da er von selber trank); „dieser Cognac ist gerade gut für Dich. Das will ich ja eben, daß Dir Dein Sprit nicht mehr munden soll. Vielleicht gewöhnst Du Dir mit dem Cognac den schlechten Fusel ab.“

„Das sei ferne von mir,“ krächzte Pipo und machte eine pathetische Geste; „wenn mir mein Gläschen nicht mehr schmeckt, was soll mir dann noch dies elende Dasein? ‚Was ist das Leben ohne Spiritus!‘ Etwas muß der Mensch haben, woran er sein Herz hängt. Mit der Liebe ist es

Essig. Die Kunst? Du weißt ja, Kindchen, wie es damit beim Schmieren-karl bestellt ist. Ja, als ich noch am Hoftheater in Dessau war! Lang, lang ist's her. Was bleibt da einem alten, alleinstehenden Mann übrig? ‚Wer Sorgen hat, hat auch Likör.' Und Sorgen hat der arme Pipo — unter uns gesagt — das kannst Du mir glauben. Ihr habt es nun geschafft; Ihr seid über dem Berg: ohne männliches Grab und ohne Beschwörung. Eine Erbschaft ist immer die sicherste Methode, wenn man zu Geld kommen will. Unsereins aber muß es schon mit dem männlichen Grab versuchen. Eine etwas umständliche Geschichte. Bin aber schon ein ganzes Stück weitergekommen — unter uns gesagt. Ja, Du staunst! Ich habe bereits mit dem Kirchhofsinspektor gesprochen. Gegen eine kleine Vergütung und entsprechende Betheiligung am Reingewinn ist er nicht ab-geneigt, mir zur Nachtzeit den Kirchhof aufzuschließen."

Während er so plauderte und sich die Folgen seiner Teufelsbeschwörung in Gestalt von bedeutenden Goldmengen ausmalte, trank er sich allmählich in eine weltzufriedene, beinahe fröhliche Gemüthsverfassung hinein, die freilich mit dem eigentlichen Zweck seines Besuchs nicht sonderlich harmo-niren wollte. Indessen als routinirter Schauspieler und gewohnt, im ge-gebenen Augenblick die nöthige Maske aufzusetzen, durfte er sich den Luxus gestatten, vorläufig die Haltung des frohen Zechers anzunehmen, um sie bei Luzens Erscheinen mit der ernsteren und würdigeren des theilnahmsvollen Freundes zu vertauschen.

Als Luz vom Begräbnisse heimkehrte, empfing ihn auf dem Korridor Frau Säuberlich und drückte ihm in gerührter Wortlosigkeit die Hand. Das machte ihn mißmuthig.

„Ach lassen Sie doch, Frau Säuberlich! Sie wissen ja doch, wie ich mit dem Verstorbenen gestanden habe."

Als er dann in die Stube trat, erhob sich Papa Pipo und räusperte sich. Denn er gedachte nunmehr, seine wohlvorbereitete Rede an den Mann zu bringen. Er begann denn auch, indem er Luz die Hand entgegenstreckte und in den Ton die ganze Rührung legte, welche der Alkohol im Menschen zu erzeugen pflegt:

„Mein theurer, junger Freund! Wir stehen heut' vor einem frischen Grabe. Es ist ein großer Schmerz, einen Vater zu verlieren, einen Vater, der —"

Luz lachte ihm in's Gesicht.

„Das fehlte noch! Dieselbe Rede zweimal! Nein da muß ich doch schönstens danken. Dein Amtsgenosse, der an der Leiche sprach, hat so ähnlich angefangen wie Du, und genau so mit der Stimme gewackelt. Aber das ist sein Geschäft, er wird dafür bezahlt. Dir giebt kein Mensch was dafür, Papa Pipo. Also wozu stürzst Du Dich in Unkosten!"

Papa Pipo schwieg und knöpfte sich gekränkt den Rock zu.

„Kinder, war das eine Komödie! Diese Leidtragenden, die das Leid

nur zur Schau tragen! Leute, die ich nicht kenne, drücken mir gerührt die Hand; Menschen, denen der Verstorbene so Wurscht war wie ein gefallenes Droschkenpferd, versichern mich ernsthaft und wehmuthsvoll ihrer Theilnahme. Ein Pastor, der ihn nie gesehen, hält eine gefühlvolle Leichenrede. Gott wie rührend! Ja, geehrte Trauerversammlung, dieser Todte war der Förderer alles Guten und Schönen; ein Wohlthäter der Menschheit. Aber seinem edlen Herzen war schnöde Eitelkeit fremd. Im Stillen, heimlich vor aller Welt, bethätigte er seinen Wohlthätigkeitsdrang, gab er seine reichen Spenden den Armen und Nothleidenden, reichte er seine hilfreiche Hand den Ertrinkenden — —: beim Himmel, es wurde mir schwer, nicht zu lachen. Ich dachte mir: der Mann hat heute noch eine andere Leiche und hat die Leichenreden verwechselt. So etwas kann ja vorkommen. Und dann weinte er; — mit einer Kunstfertigkeit, Papa Pipo: Du hättest ihn darum beneidet. Richtige Thränen. Ich konnte sie sehen und zählen. Und ich glaube, er selber zählte sie auch und wird sie mir in Rechnung stellen. Jede Thräne ein Goldstück. Die Leute waren Alle ergriffen. Minna weinte. Nun ja: im Theater weint man ja auch an rührenden Stellen. Gott sei Dank, daß der Zauber vorüber ist! War mal wieder ein Stück, das zum Brechen reizte. Einen Schnaps, Papa Pipo! Gieb mir einen ab, damit mir wieder besser wird. Und nicht mehr brummen! Sieh mal: Du kannst mir's doch nicht verdenken; wenn ich Theater sehen will, na, dann gehe ich eben in's Hoftheater von Dessau oder in's Schützenhaus von Wustermark."

„Ich grolle nicht," deklamirte der rasch wieder versöhnte Pipo, „und wenn das Herz auch bricht. Apropos Theater: Morgen spielen wir in Luckenwalde die ‚verfolgte Unschuld'. Und weil Du doch nicht mehr mitspielst, Kleine, so habe ich — —"

„Meine Rolle übernommen?"

„Das nicht, Kleine; die verfolgte Unschuld spielt die Krickel. Denkt Euch: die Krickel! Die Luckenwalder werden sie schön anblasen."

„Und dabei reibst Du Dir so vergnügt die Hände?" sprach Muz vorwurfsvoll; „pfui, Papa Pipo!"

Und Luz sagte:

„Auf die Krickel laß ich nichts kommen; die hat uns erst neulich noch zwanzig Mark gepumpt, nicht wahr, Muz?"

„Ich sage ja garnichts gegen sie," sprach Pipo; „aber unter uns gesagt, sie ist doch nun mal 'ne alte Schachtel, was, Kleine? Aussehen thut sie wie 'ne Vogelscheuche; spielen kann sie nicht, und wenn sie singt, schreien die Leute Hilfe. Kurz und gut: die Einlage kann sie nicht singen. Ihr könnt Euch Schmierenkarls Aufregung vorstellen. Gesungen muß sie werden, meint er; die Luckenwalder sind dran gewöhnt, und wenn nicht ein Bischen Klim-Bim dabei ist, macht ihnen die Sache keinen Spaß. Da habe ich mich denn erboten — was thut der Mensch nicht in der Verzweiflung — Deine Einlage zu singen. Ihr lacht. Mein Gott: 'ne

Nachtigall bin ich nicht, und so gut, wie die Kleine, kann ich's auch nicht. Das Organ ist mit der Zeit etwas knarrig geworden. ‚Das ist das Loos des Schönen auf der Erde'. Aber was hilft's? Einer muß dran glauben. Und da wollte ich Dich bitten, Kleine, daß Du mir die Noten leihst. Ich glaube, es hieß: Abschied vom Liebchen. Du hast es einfach süß gesungen, damals in Wustermark, zum Küssen!"

Er wiegte sich im Walzertakte und trällerte mit völlig tonloser, heiserer Stimme:

„Zu spät kommt oft die Reue,
Manch' armes Herz vergeht — —"

Muz fiel ein mit ihrer kleinen, lieblichen Stimme, wie Vogelsang so hell. Aber sie kam nicht weit. Bei denselben Worten, wo sie auf der Bühne von dem plötzlichen Schwindel ergriffen wurde, versagte auch heute die Stimme. An der Stelle: „Das kleine Wort verzeihe" erblaßte sie und mußte sich setzen. Ein Zittern lief durch ihren Körper; sie rang nach Luft; Hände und Füße wurden eiskalt und schwer wie Blei; es wurde ihr dunkel vor den Augen. Luz sprang besorgt hinzu, und dem alten Pipo entfuhr ein Ausruf des Schreckens. Nach einigen Sekunden war sie wieder bei Besinnung, und lächelnd sprach sie:

„Es ist doch sonderbar. Ueber das kleine Wort verzeihe soll ich nun einmal nicht hinwegkommen, wie es scheint." — —

Als Pipo gegangen war, setzte Luz sich neben sie auf den Divan, schlang den Arm um ihren Nacken und sprach:

„Nun wollen wir aber etwas Ernstliches für Dich thun, damit Dein Herzchen endlich einmal zur Ruhe kommt. Wir wollen reisen."

„Ja, reisen!" stimmte sie bei.

„Erst nach Nauheim und dann nach Italien."

„Ach ja, Italien!" rief sie, und die weißen Wangen rötheten sich, „das war immer meine Sehnsucht. Es muß ein Paradies sein."

„Für uns zwei wird es sicher eines werden."

„Ich denke mir: da müssen die Blumen auch singen wie in meiner Geschichte — weißt Du noch? — von der Lilie und dem Zaubergarten."

„Phantastin!"

„Und wir gehen den ganzen Tag zwischen Gärten und pflücken Blumen. Und des Abends, da fahren wir auf einem schönen, blauen Wasser, und es ist Keiner weiter da, als der Schiffer, der uns fährt, und Alles ist so still und feierlich."

„Wie hübsch Du Dir das ausmalst."

„Die Leute aus Euren Kreisen machen ja immer ihre Hochzeitsreise dahin. Das würde dann auch so eine Art Hochzeitsreise werden, nicht?"

„Nein, Muz, nicht so eine Art; eine richtige Hochzeitsreise soll es werden."

„Eine richtige?"

„Ja. Was meinst Du dazu?“

Sie lachte.

„Nun ja. Warum nicht? Es giebt ja viele Leute, die Hochzeitsreisen machen und gar nicht verheirathet sind. Nicht wahr, so meinst Du es?“

„Ich meine es so, wie ich's sage, Muz: willst Du meine Frau werden?“

„Ob ich Deine —“. Sie sprach nicht zu Ende und sah ihn an, wie um sich zu vergewissern, ob er seinen Spaß mit ihr treibe, ja, ob er überhaupt bei Sinnen sei. „So lache doch, Luz; ich denke sonst, Du machst Ernst.“

„Mach ich auch,“ sprach er und zog sie an sich. „Ich sehe schon, ich muß Dir in aller Form einen Antrag machen, sonst glaubst Du mir nicht. Auch gut. Also stelle Dir bitte vor: diese Hand hielte nicht Dich, sondern einen schwarzen Cylinder umspannt. Mein gnädiges Fräulein! Die leidenschaftlichen Gefühle, welche dieses Herz für Sie empfindet, werden Ihnen nicht verborgen geblieben sein.“

„Ach, Du!“

„Ach, Du — darfst Du nicht sagen. Vorläufig hast Du noch still zu sein und verschämt die Augen in Deinen allerliebsten Schooß zu senken. Mein Fräulein! Wenn Sie meine Gefühle erwidern, dann machen Sie mich zum Glücklichsten aller Sterblichen; dann antworten Sie auf meine Frage: wollen Sie mein vor Gott und den Menschen ehelich angetrautes Weib werden? mit einem lauten, vernehmlichen Ja! — Jetzt bist Du an der Reihe, Muz. Du mußt ‚ja‘ sagen. Nun: warum sagst Du es denn nicht? Mußt den ungeduldigen Freier auch nicht zu lange zappeln lassen. Fast fürchte ich: Du willst mir einen Korb geben. Mein Fräulein: reich bin ich nicht. Nur drei Millionen zweimalhunderttausend Mark nenn' ich mein eigen. Aber in der Brust des armen Mannes schlägt ein Herz, das Ihnen treu ergeben ist in Leben und Tod. Wollen Sie mich nehmen, Fräulein? Ja? — — So rede doch!“

„Du bist so gut zu mir, so gut.“

„Deswegen brauchst Du doch nicht zu weinen! Da freute ich mich schon und glaubte das Mittel gefunden zu haben, um die Quelle Deiner Thränen ein für alle Mal zu verstopfen, und nun heulst Du wieder wie ein Schloßhund.“

„I—ch verdiene es nicht; ich b—in es j—a n—icht werth.“

„Nicht werth? Oho! Das laß nur meine Sorge sein.“

„Du w—eißt ja nicht —“

„Was weiß ich nicht?“

„Daß ich — nein, ich kann nicht.“

„Höre Muz: wenn wir Mann und Frau werden sollen, dann dürfen wir auch keine Geheimnisse vor einander haben; dann müssen wir uns Alles sagen.“

„Ich möchte ja auch Alles sagen; ich könnte ja auch garnicht so, mit diesem Druck, Deine Frau werden."

„Nun also: sprich! Befreie Dich von dem Druck! Hast Du Schulden gemacht? Wechsel gefälscht? Nein? Hast Du einen todt geschlagen? Auch nicht? Ja, was denn? Was hast Du denn? Hast Du noch andere Götter neben mir? Eine heimliche Liebschaft, ja?"

„Wenn ich nur wüßte, ob Du mir verzeihst. Sage mir, daß Du mir verzeihen wirst."

„Bin ich von Stein? bin ich so unversöhnlich? Aber erst muß ich doch wissen, was los ist, ehe ich Dir Absolution ertheilen kann. Denke Dir, ich sei Dein Beichtvater, hörst Du? Und nun beichte, frisch drauf los! Es drückt Dir ja das Herz ab!"

Sie senkte den Blick und sprach leise und stockend:

„Die zwanzig Mark, Luz, die ich Dir an dem Abend brachte, wo es uns noch so schlecht ging — wir hatten Hunger, und Du warst ganz hin — —"

„Nun?"

„Die waren nicht von der Krickel."

„Nicht von der Krickel?"

„Nein."

„Dann waren sie eben von jemand anders. Das ist doch kein Unglück. Von wem waren sie denn?"

„Von — —"

„Nun?"

„Von Ziegner."

Sie warf einen scheuen Blick auf ihn. Er schien nicht sonderlich erschüttert; nur verwundert. Er wußte anscheinend nicht, was er mit dieser Mittheilung anfangen sollte. Wie war es doch gewesen? Sie hatte sich schön gemacht und gesagt: sie müsse zur Krickel. Dann war sie ein paar Stunden fortgeblieben, nnd dann war sie wiedergekommen und hatte ihm ein Goldstück auf den Tisch geworfen. Das Goldstück war also nicht von der Krickel, sondern von Ziegner. Gut, was war dabei? — Aber wenn nichts dabei war, weshalb hatte sie es ihm verschwiegen? Weshalb dann dieses Hangen und Bangen? Diese Angst und Beklemmung?

Seine Stirn kräuselte sich, wie wenn in ihm eine Vorstellung auftauchte, die ihm Unbehagen verursachte. Seine Hand spielte nervös mit den Noten auf dem Tische.

Unsinn. Sie war bei Ziegner gewesen und hatte ihn angepumpt, weil sie wußte, daß sie ihm wohlgefiel und daß ein Frauenfreund wie Ziegner ihr nicht widerstehen würde. Das war Alles. Gewiß: er hätte es nicht geduldet, wenn sie es ihm gesagt hätte; und gutzuheißen war es sicher nicht. Aber schließlich: es war doch kein Verbrechen. Und deshalb diese Heimlichthuerei, diese Angst und Besorgniß! Sie war doch ein rechter

Kindskopf. Er lachte, etwas gewaltsam, und die Falte auf der Stirn verschwand.

„Nun gut. Dann waren also die zwanzig Mark von Ziegner. Dann kostet ihn eben meine ‚Jagd nach dem Glück' zwanzig Mark mehr. Die wird er schon noch herausschlagen bei dem Geschäft. Aber nein: Alles, was recht ist; er hat uns die zwanzig Mark geborgt, er soll sie wiederhaben."

Sie sah ihn an mit einem Ausdruck von Angst und Qual und flehentlicher Bitte. Verstand er sie nicht? Wollte er sie nicht verstehen?

„Die zwanzig Mark sind nicht geborgt, die sind — geschenkt."

Er zuckte zusammen.

„Geschenkt? Wofür?"

Er erhob sich von ihrer Seite und ging mit langen Schritten durch das Zimmer. Dann blieb er vor ihr stehen.

„Wie konntest Du Dir etwas von Ziegner schenken lassen?"

„Wir hungerten," sprach sie verschüchtert, „ich konnte es nicht mehr mit ansehen, wie Du hast leiden müssen."

„Und bist betteln gegangen? Du wußtest doch, daß meine Oper bei ihm war; Du wußtest doch, daß ich ihm geschrieben hatte, und daß wir am nächsten Tage schon Bescheid erhalten mußten. Du hast ja selber noch den Brief in den Kasten geworfen."

„Nein, ich habe ihn nicht in den Kasten geworfen. Ich habe den Brief mitgenommen und ihm gegeben."

„Was sollte das?"

„Ach, Luz: er hatte ja die Oper schon zurückgeschickt gehabt."

„Was hatte er? — Du träumst. Du faselst!"

„Du warst grade fort, da kam ein Packet und ein Brief von ihm, daß er die Oper nicht nehmen könne."

„Das ist nicht wahr! Das sind Phantasien! Du — Du lügst!"

„Ich zeigte Dir den Brief nicht, weil Du damals so schon ganz verzweifelt warst, und weil die Oper Dein Einziges und Letztes war; und da —"

„Und da?"

„— — bin ich mit der Oper zu ihm gegangen und — —"

„Und?"

„ — — und habe ihm gesagt, wie es mit uns steht und daß er die Oper doch nehmen möchte — —"

„Weiter! Was weiter? Du hast ihm die Oper angeboten; doch nur die Oper? Antworte! Du hast doch nicht Dich selbst — — Muz!"

Sie hielt die Hände vor's Gesicht und weinte.

Aber sein Blick drang durch und brannte in ihr wie ein verzehrendes Feuer.

„Muz!"

Ihr Innerstes erbebte bei diesem Schrei, der ein Klageschrei war und eine Anklage und die Verurtheilung dazu.

„Muz!“ schrie er noch einmal und starrte sie an, fassungslos und voll Entsetzen, als hätte er den Tod gesehen oder die Meduse; weiß wie Marmor; ohne Regung, ohne Bewegung; nur die Augen loderten heiß und wild und bohrten sich in sie hinein wie glühendes Eisen. Ihre Seele wand sich unter diesem Blick wie ein Wurm. Alles, was sich von Scham und Reue, von Leid und Wehe, von furchtsamer und erlösungsdurstiger Liebe die Tage und Wochen in ihr angesammelt hatte, das löste sich in einem schluchzenden, verzweifelten „Verzeihe!“

Er starrte sie noch immer an, als finde das Ungeheure keinen Raum in seinem Hirn und Herzen. Sie lag auf der Erde und hielt seine Kniee umfaßt und fühlte, wie sie bebten; und sie stammelte und schluchzte:

„Verzeihe mir! Ich that es Deinetwegen!“

Sie richtete die Augen auf und sah ihn an durch die Thränen, die wie Thau an ihren blonden Wimpern hingen; und sie suchte ihr Urtheil zu lesen in seinen Zügen, gleich als hätte sie ihn zum Richter eingesetzt über Leben und Seligkeit.

Er wandte seinen Blick. Er schien sie nicht zu sehen, nicht zu hören. In diesen starren Zügen war keine Regung von Liebe oder Mitleid. Da war nichts als eine wilde Entschlossenheit, die zu Allem fähig war. Er schüttelte sie ab von sich und nahm Hut und Stock. Sie rutschte ihm auf der Erde nach und umfing von Neuem seine Kniee.

„Bleib'!“ rief sie. Er schleifte sie mit sich fort.

„Bleib'! was hast Du vor?“

„Laß mich.“

„Zu wem willst Du?“

„Laß mich.“

Er schleifte sie bis zur Thür mit.

„Nein! — Nein! ich lasse Dich nicht! So nicht! Erst sage mir —“

Er faßte ihre Hand und riß sie von seinen Knieen los. Dann griff er nach der Klinke. Sie stand auf und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Sage mir, daß Du mir verzeihst!“

Er schüttelte sie ab wie einen Hund. Ihr wildes Flehen rührte ihn weniger als der Anruf eines gleichgiltigen Bettlers; ihre Verzweiflung prallte ab an ihm wie Wogen am Felsen.

„Luz!“ schrie sie zu ihm; „liebster, einzigster Luz! Ein Wort nur! Ein Wort!“

Da sah er sie an mit dem irre lodernden Blick eines Wahnsinnigen. Seine Lippen bebten; die Nasenflügel zitterten, wie die Nüstern eines wilden Pferdes. Die Brust hob und senkte sich, und in einem heiseren Schrei löste sich ihm das Wort vom Munde:

„Dirne!“

Es fiel auf sie wie ein Keulenschlag. Er war gegangen. Sie schleppte sich zum Sopha und sank nieder. Ein langgezogenes Wimmern kam aus ihr. Sie strich sich über Stirn und Schläfe, wie um zu prüfen, ob sie bei Bewußtsein wäre; ob sie das Wort gehört oder geträumt; ob das Fürchterliche die Wirklichkeit war.

Und dann mußte sie sich nach dem Herzen fassen. — —

* * *

Luz rannte die Treppe hinunter. Vor der Hausthür stieß er auf Pipo, der die Noten zum „Abschied vom Liebchen" vergessen hatte und noch einmal umgekehrt war, um sie zu holen. Luz rannte grußlos an ihm vorbei. Als er einige hundert Schritte gelaufen war, stieß er — an der Ecke — mit einem großen dicken Mann zusammen.

„Nanu!" rief der; „Deinem alten Freunde Bäuchel trittst Du auf die Hühneraugen? Wollte grade zu Euch, mich nach unserer Patientin umsehen. Wohin denn so eilig?"

„Verzeih, Bäuchel; ich habe keine Zeit; später — —"

„Na, so viel Zeit wirst Du schon noch für mich übrig haben. Aber Menschenskind: Du siehst ja aus wie ein Stück Käse! Was ist denn los mit Dir?"

„Was mit mir los ist? — — Nichts, gar nichts ist mit mir los. Du glaubst wohl, ich bin was? Du glaubst wohl, ich kann was?"

Wie die Wasser eines Gießbaches, so überstürzten sich die Worte:

„Das habe ich auch geglaubt; bis heute, bis eben. Ich glaubte, ich kann komponiren; ich glaubte, ich bin ein Künstler. Einer von Gottesgnaden. Und was bin ich? Ein Kerl — ein Kerl, der nicht werth ist, daß Du mit ihm über die Straße gehst! Ein Kerl, der vom Gelde einer Dirne lebt — —"

„Zunächst," sprach Bäuchel in seiner ruhigen Art, „zunächst möchte ich Dich ersuchen, etwas leiser zu sprechen. Es ist nicht nöthig, daß die Leute stehen bleiben. Alsdann würdest Du mich sehr verbinden, wenn Du Dich etwas gemeinverständlicher ausdrücken möchtest. Trotz Deines Schreiens habe ich kein Wort verstanden. Also was ist geschehen?"

„O nichts. Nicht der Rede werth. Ein kleiner, netter, runder Ehebruch. Weiter nichts. So etwas kommt in der besseren Gesellschaft alle Tage vor. Nicht wahr, Bäuchel? Du mußt es doch wissen. Du verkehrst doch noch in den feineren Familien. Ein Hausarzt erlebt so Manches. Du bist doch Hahn im Korbe bei Deinen verheiratheten Patientinnen, was? Hehe!" —

„Ich finde, Du bist etwas aufgeregt."

„Aufgeregt? Ich bin nur heiter, fröhlich, ausgelassen."

„Wer hat denn eigentlich die Ehe gebrochen?"

„Was weiß ich? Es brechen so viele die Ehe. Auf Einen mehr oder weniger kommt's nicht an."

„Ja, aber Du sagtest vorhin — —"

„So, sagte ich was? Nimm an, ich hätte nichts gesagt. Aber nun laß mich gehen, ich habe keine Zeit."

„Nein, Freundchen, so lasse ich Dich nicht gehen. Erst sage mir, wohin."

Er faßte ihn mit seinen mächtigen Händen am Arm und hielt ihn fest.

„Wohin? Zu einem Schuldner. Ich habe mit ihm abzurechnen.

„Was denn für ein Schuldner?"

„Zum Teufel, laß mich los! Bist Du ein Untersuchungsrichter? Bin ich ein Verbrecher?"

„Nein, aber ich möchte nicht gern, daß Du einer wirst. Du hast heute so etwas in Deinem Gesicht, was mir nicht gefallen will. Also sage mir: wohin des Wegs?"

„Zu Ziegner, wenn Du's durchaus wissen willst."

„Was Du sagst! Zu Freund Ziegner? Es ist wohl wegen der Oper?"

„Wie Du rathen kannst! Ganz richtig, wegen der Oper."

„Du willst Dir gewiß Dein Geld holen?"

„Holen? Bringen will ich's ihm, zurückbringen. Auf Heller und Pfennig und mit Zins und Zinseszins."

„Höre, Luz. Der plötzliche Umschwung in Deinen Verhältnissen ist Dir, fürchte ich, zu Kopf gestiegen. Du scheinst mir, sozusagen übergeschnappt zu sein. Erst sagst Du: er ist Dein Schuldner, und dann sagst Du: Du willst ihm Geld bringen!"

„Ja, das ist auch eine ganz sonderbare Schuld, der Mann ist mir mehr schuldig als Geld. Der Mann ist mir meine Ehre schuldig, meine Ehre und mein Glück, mein schönes Glück. Das hat er mir gestohlen, der Hund, der Elende!"

„Immer noch der alte Hitzkopf! Komm hier in diese Seitenstraße. Man braucht der Welt kein Schauspiel zu geben. Wenn ich Dich recht verstehe: er hat mit Muz was vorgehabt? und Du willst ihn zur Rede stellen? — Hm — Wie denkst Du Dir das eigentlich? Was willst Du thun?"

„Ich weiß nicht. Sein Geld ihm wiedergeben und dann —"

„Du ballst die Fäuste. Das läßt tief blicken. Du scheinst dem guten Ziegner an den Kragen zu wollen."

„Möglich — aber nun laß mich endlich."

„Ich werde mich hüten! Da kennst Du Deinen Freund Bäuchel schlecht. In dem Zustand Dich gehen lassen, hieße: sich zum Mitschuldigen machen an einer schweren Körperverletzung. Denn Du bist im Stande, und schlägst ihm das Nasenbein ein. Und ich als Hausarzt hätte dann

das Vergnügen, ihn wieder zu kuriren. Nein, mein Lieber, der Hausarzt soll in erster Linie vorbeugend thätig sein. Die Prophylaxe ist ein Hauptgrundsatz der modernen Hygiene. Ueberhaupt, ich kann so was Entsetzliches an der Sache nicht finden. Ja, ja, wenn Du mich auch so anstarrst. So viel verstehe ich auch noch von solchen Dingen. Mein Gott und Vater, Du bist doch nicht mit ihr verheirathet!"

„Mehr als verheirathet. Ich habe sie geliebt."

„Du warst doch sonst so vorurtheilslos. Du wußtest doch, daß sie früher mit Anderen verkehrt hat."

„Ja, früher!"

„Und bei einer, die eine Vergangenheit hat, nimmt man's mit der Treue nicht so genau. Du warst nicht der Erste gewesen —"

„Was ging mich die Vergangenheit an; aber die Zukunft gehörte mir. Ich war nicht der Erste gewesen; aber ich konnte verlangen, daß ich der Letzte blieb."

„Auch gut. Das läßt sich hören. Und Du wirst sie also verlassen, nicht wahr?"

„Ich habe sie bereits verlassen."

„So, so! Du hast sie bereits verlassen! Nun ja, man begreift: ein Weib, das im Stande ist, den alten Knacker Dir vorzuziehen — ja die Liebe ist blind."

„Ach, Liebe! Verkauft hat sie sich!"

„Verkauft! Was Du sagt! Ja, wenn sie sich verkauft hat, dann geschieht ihr schon recht, daß Du sie verläßt. Sie hat es nicht anders verdient. Und für Dich freut es mich. Du hast nun freie Bahn. Du bist auf anständige Art losgekommen. Nun kann die arme Lotte wieder hoffen. Wie doch manchmal das Leben spielt! Ziegner pussirt Deine Geliebte, und Du heirathest seine Tochter. Wenn man so was liest, dann sagt man: Das giebt es nicht."

„Ich denke nicht an's Heirathen."

„Noch nicht. Aber wenn die Erinnerung an Muz erst ganz in Dir erloschen sein wird —"

„Das wird sie nicht. Ich habe sie zu sehr geliebt."

„Hm."

„Sich verkaufen! Verkaufen an diesen Menschen! Diesen Scheinheiligen! Diesen Heuchler! Ist sittlich entrüstet, weil ich mit einer femme connue über die Straße gehe, und bricht mit ihr die Ehe!"

„Ich begreife nicht, wie konnte sie sich nur mit ihm einlassen? wenn sie noch Geld gebraucht hätte, gut, dann würde ich's verstehen. Aber so, wo Du Millionen hast —"

„Nein, Bäuchel, in dem Punkt irrst Du Dich. Damals hatte ich noch keine Millionen. Sonst hätte sie es nicht gethan."

„Was Du sagst!"

„Nein, nein, aus Liebe hat sie es nicht gethan. Das darfst Du nicht glauben.“

„So.“

„Nein; nein, so ist sie denn doch nicht. Sie liebt mich. Ja, sie hat es eigentlich um meinetwillen gethan.“

„Nicht möglich!“

„Ja. Wir waren in höchster Noth. Das Klavier sollte versteigert werden. Du weißt das ja. Wir hatten seit Tagen nichts Ordentliches gegessen. Da hat sie's denn gethan.“

„Nun ja, ich kann es verstehen. Aber ich billige es nicht. Lieber verhungern, lieber elend zu Grunde gehen, als seinen Körper um Geld preisgeben.“

„Du bist also auch der Meinung?“

„Freilich.“

„Das ist mir lieb. Denn — offen gestanden — in mir regte sich schon so etwas wie Zweifel, ob ich nicht am Ende zu streng mit ihr in's Gericht gegangen bin. Schließlich: Hunger ist schlimm. Und dann, ich glaube nicht einmal, daß sie es für sich selbst gethan haben würde. Es handelte sich um mich, um mein Klavier, um meinen Hunger. Es ging mir miserabel schlecht, weißt Du —“

„Wenn auch — gleichviel,“ sprach Bäuchel eifrig; „sie mußte treu bleiben, lieber todt als untreu.“

„Du meinst also wirklich? Mich wundern diese Ansichten eigentlich bei Dir. Fast möchte ich glauben, Du redest nur so, weil Du mich mit Lotte verkuppeln willst.“

„Du kennst mich schlecht. Nein, nein, frage nur nach in der besseren Gesellschaft, frage, wen Du willst. Ein Jeder wird Dir sagen: Du hast Recht gethan. Ein Weib, das sich verkauft, muß man verlassen.“

„Glaubst Du, daß man so urtheilen würde? Und keine Ausnahmen zuließe?“

„Keine. — Du bist bedenklich?“

„Es macht mich stutzig. Denn die Moral, die ich so in der besseren Gesellschaft gefunden habe, war recht häufig das Gegentheil von der meinigen.“

„Ach so, Du meinst also: Du hättest Unrecht an Muz gethan? Du Trotzkopf!“

„Es war auch nicht der Hunger allein. Du mußt nämlich wissen, Bäuchel, er hatte meine Oper erst abgelehnt. Sie hatte mir's verschwiegen, weil sie wußte, daß es mich kränken würde. Aber dann, als es uns immer schlechter ging, dann hat sie ihm die Oper hingetragen und da —“

„Ich verstehe. Pfui, wie gemein! Diese Heuchlerin! Diese Betrügerin! Diese — ich finde keinen Ausdruck für ihre niedrige Handlungsweise. Diese Dirne!“

„Ja, dieses Wort habe ich auch zu ihr gesagt, und ich fürchte —“

„Recht hast Du gethan. Einen Fußtritt hättest Du ihr obendrein geben sollen.“

„Wie, ist das Deine ehrliche Ueberzeugung?“

„Aber natürlich, wer so gemein ist —“

„Erlaube.“

„Da ist nichts zu erlauben.“

„Ich glaube doch, Du beurtheilst sie nicht ganz richtig. Immerhin war es doch eine Art von Opfer, was sie mir brachte. Man muß sich doch klar machen, daß ihre Untreue nicht aus Lust oder Eigennutz erfolgt ist, ihre Motive —“

„Ach was, Motive! Auf die Motive kommt es nicht an. Die bessere Gesellschaft —“

„Laß mich zufrieden mit der besseren Gesellschaft!“

„Die bessere Gesellschaft urtheilt nicht nach den Motiven, sondern nach den Handlungen. Die That entscheidet, nicht die Absicht. Der Erfolg ist es, wonach sich die Gesellschaft richtet: sich und die Anderen.“

„Und ich sage Dir, es kommt wohl auf die Motive an. Alles kommt darauf an. Alles!“

„So,“ sprach Bäuchel in unerschütterlichem Gleichmuth; „nun, mein lieber Luz, dann verstehe ich allerdings nicht, weshalb Du sie verlassen hast. Du scheinst selber nicht ganz Deiner Meinung zu sein. Erst schimpfst Du über Muz, als ob sie die Verworfenste der Verworfenen wäre, und dann nimmst Du sie in Schutz. Du nennst sie Dirne und trittst sie moralisch mit Füßen, und dann wunderst Du Dich darüber und magst es nicht dulden, wenn ein Anderer dasselbe thut.“

„Du meinst —“

„Ich meine,“ sprach Bäuchel mit einer an ihm ungewöhnlichen Wärme, „ich meine, daß sie keine Dirne ist, sondern ein Geschöpf, das Deine Liebe verdient, weil sie selbst Dich lieb hat mit einer Liebe, wie Du sie nicht wiederfinden wirst; ich meine, daß es nicht viele Frauen giebt, die im Stande wären, aus Liebe zum Geliebten ihm untreu zu werden, und daß es Fälle giebt, wo die Untreue höher steht als die Tugend; ich meine, daß es hundertmal besser ist, dem Mann untreu zu werden, weil man ihn liebt, als ihm treu zu sein ohne Liebe; und ich meine: Du würdest auch so denken und von vornherein diese Ansicht gehabt haben, wenn Dir nicht die liebe Eitelkeit in's Gehege gekommen wäre. Du bist verletzt, weil Du Deinen Erfolg nicht Dir zu verdanken hast, sondern ihr. Das ist es, was Dir weh thut und Dich blind macht, deshalb Deine maßlose Erregung. Deshalb das harte Urtheil und die harten Worte.“

„Ich glaube selbst, ich bin zu weit gegangen. Was soll ich thun?“

„Zu ihr gehen und Dich mit ihr versöhnen.“

„Vorhin hast Du das gerade Gegentheil gesagt.“

„Das hatte seinen Grund, mein Lieber. Ich wollte sehen, wie es um Dich bestellt ist, drum stieß ich in dasselbe Horn wie Du. Mein hartes Urtheil weckte Deinen Widerspruch. Du nahmst Dich ihrer so warm an, daß ich merkte, Du hast sie lieb. Hättest Du mir beigestimmt, so würde ich gerathen haben: verlasse sie."

„Menschenkenner."

„Nun ja: der Arzt muß auch ein Stück Psychologe sein. Leider sind es die Wenigsten. Auch die Seele will behandelt werden. Und heutzutage, wo die Leute nicht mehr zur Kirche gehen, tritt der Arzt ein wenig an die Stelle des Pastors. Aber nun komm: für unsere kleine Patientin mußt Du der Seelenpastor sein."

„Die arme Muz! Ich habe ihr so wehe gethan. Wenn ihr die Erregung nur nicht geschadet hat. Ich wünschte, ich hätte das Wort nicht gesprochen."

„Nun, das läßt sich Alles wieder in's Gleiche bringen."

„Wie gut, daß ich Dich getroffen habe. Weiß Gott, was ich sonst gethan hätte. Ich bin Dir wirklich dankbar, Bäuchel. Komm, wir nehmen die Droschke. Ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder bei ihr bin."

* * *

Das Fenster war angelehnt. Vom Kirchhof herüber drang der herbe Geruch von frisch geschaufelter Erde und gefallenem Laub. Ein warmes Lüftchen trug den Duft in's Zimmer, und eine Fluth von Sonnenstrahlen vermählte sich mit ihm.

Muz lag da, bleich und regungslos. Das Lüftchen spielte in den blonden Locken, und die Sonne breitete einen schimmernden Goldkranz um den holdseligen Kopf. Auf den Lippen lag ein Lächeln, halb Schmerz, halb Frieden. Die Augen waren geschlossen. Nicht der Duft des Herbstes, nicht das kosende Lüftchen, nicht die wärmende Sonne weckte die Schläferin, auch nicht die zuthunliche Zärtlichkeit des Hundes, der die kalte weiße Hand beleckte und treuherzig zur stillen Herrin aufsah. Kein Blick belohnte ihn, kein Streicheln. Sie wurde nicht wach, ob auch Frau Säuberlich im Zimmer war und anhaltend und heftig schluchzte. Sie wurde nicht wach, ob auch Papa Pipo am Sopha stand und mit erstickter Stimme immer nur sagte:

„Ein Engel Gottes! Ein Engel Gottes!"

Es klang etwas theatermäßig; doch über die Furchen, die Zeit und Komödienspiel ihm in's Gesicht gegraben, liefen Thränen, die waren nicht theatermäßig.

Sie wachte auch nicht auf, die holdselige Schläferin, als die Thür weit aufgerissen wurde, und Luz mit einem verzweifelten „Es ist nicht wahr" in's Zimmer stürzte.

Frau Säuberlich schluchzte lauter. Pipo nahm eine Pose an; er stellte den schmerzgebeugten Freund dar; sein Rücken krümmte sich, wie unter der Last der Leiden; und als ob er eine Rolle zu spielen hätte, deklamirte er:

„Ein Engel Gottes! Ein lichter Engel Gottes!"

Dabei liefen ihm aber die Thränen stromweise über die Wangen. So hatte er auf der Bühne niemals weinen können.

Bäuchel war an das Lager getreten. Er hatte die kleine, schlaff herniederhängende Hand ergriffen und sich über die Leblose gebeugt. Er zuckte nur mit den Schultern und ließ die Arme sinken.

„Todt?" schrie Luz, und als der Andere nickte, warf er sich über die Leiche und jammerte herzzerreißend:

„Ich habe sie gemordet!"

Dann aber, als seine überströmenden Augen ihr Antlitz sahen, ihr bleiches Antlitz, das unter dem schmerzlichen Lächeln zu leben schien, da schrie es aus ihm mit jener Wildheit, welche sich Bahn bricht zu Zeiten tiefinnerster Erschütterung:

„Muz, meine liebe Muz! Du mußt leben! Wach auf! Ich bin es ja, Dein Luz, Dein Mann!"

Ein Lüftchen brachte das Haar in zitternde Bewegung. Bewegte sich nicht auch der Mund, der so süß zu singen und zu küssen verstand? Bewegte er sich nicht und sang er nicht: das kleine Wort verzeihe kommt leider oft —

„Zu spät!" schrie er; „zu spät!"

Seine schluchzende Stimme bebte auf und nieder, wie Wogen des Meeres, wenn der Sturm sie peitscht. Er hob seinen Körper ruckweise zu ihrem Antlitz und bedeckte den Mund mit heißen Küssen. Aber der Mund blieb kalt und küßte nicht wieder, und hatte doch sonst so warm und selig gegeben und empfangen.

Jetzt ließ er ab von ihr; ein Laut kam aus ihm, heiser und röchelnd. Und jetzt warf er sich von Neuem über sie und schrie:

„Muz! Muz! Ich habe Dich ja so lieb! So lieb!"

Ein Gedanke durchfuhr ihn, eine Erinnerung. Daß er noch denken konnte! Daß sein armes Hirn noch Raum hatte dafür! Daß nicht jedes Denken erstickte in dem entsetzlichen: „nun ist sie todt!"

Wie kam es nur, daß ihm der Wundergarten einfiel, gerade jetzt, der Wundergarten mit dem müden Ritter, mit den singenden Blumen und der weißen Lilie? Und ihr trauriges: „So etwas giebt es nur im Märchen"? Er hörte den Klang ihrer Stimme, als ob sie eben jetzt gesprochen hätte. Und mit erneuter Gewalt kam es über ihn, daß er aufschrie und sich mit den Fäusten gegen die Stirne schlug.

Bäuchel legte die Hand auf seine Schulter und führte ihn mit sanftem Druck zur Thür. Auch den beiden Anderen winkte er, daß sie hinausgehen

sollten. Aber dem Hund, dem winkte er vergebens, und als er ihn anfaßte, um ihn gewaltsam zu entfernen, bekam er einen Biß in die Hand. Als wollte er ihr von seiner Wärme abgeben, schmiegte Schnauz das mollige Fell eng an die weichen, kühlen Glieder seiner Mammi; und unabläßig leckte er die kalte, starre Hand, als könnte er sie damit beleben.

Still war es im Zimmer. Um den bleichen Kopf woben die Sonnenstrahlen ihre schimmernden Kränze; sie vermählten sich über der Todten mit den Wellen des herbstlichen Duftes, der vom Kirchhof kam. Ein Lüftchen kräuselte die goldenen Locken und bereitete darin für Strahl und Duft ein weiches, welliges Ruhebett. —

Gustav Schmoller.

Von

Georg Stamper.

— Berlin. —

Die Begründung der modernen Wissenschaft von der Volkswirthschaft, ein Ruhmestitel deutschen Forschergeistes im 19. Jahrhundert, geht zurück auf die erweckenden und so ungemein fruchtbaren Bestrebungen der Gründer unserer Geschichtswissenschaften überhaupt. Niebuhr, Savigny, Jacob Grimm und Böckh sind die Lehrmeister historischen Denkens gewesen. An deren Gedanken ward angeknüpft, als es um die Mitte des Jahrhunderts galt, gegenüber den fast der geistigen Auszehrung verfallenen Theorien der Epigonen Adam Smiths ein neues Fundament zu legen, für die national-ökonomische Wissenschaft, in Erfassung der empirischen Wirklichkeit, das den Bedürfnissen der Zeit entsprechen sollte. Freilich nicht allein aus der Kritik der älteren Systeme der sogenannten „klassischen" Nationalökonomie ging die neue historisch-realistische Richtung hervor. In den Gebieten der Volkswirthschaftslehre, in denen Beobachtung, Beschreibung, Feststellung einfacher Zusammenhänge von Wichtigkeit waren, leiten ihre Wurzeln weit zurück. Merkantilisten und Kameralisten haben schon eifrig meist Thatsachen gesammelt; wie Sir William Temple von Holland, so hatte Becher schon im 17. Jahrhundert eine Schilderung von Deutschland entworfen, die Folianten von Savarys universalem Handels-Dictionär, J. G. Krünitzens „Oekonomische Encyklopädie", die 1828 bis auf 149 Bände angewachsen war, zeugen neben anderen Werken von der kameralistischen Polyhistorie des 18. Jahrhunderts. Ohne Kenntniß der Ergebnisse der Verwaltungsstatistik, die nicht veröffentlicht ward, begann man die kirchlichen Eintragungen von Geburten, Ehen, Todesfällen zu beachten, und J. P. Süßmilchs Bearbeitung solcher Mate-

rialien, die deren staats- und gesellschaftswissenschaftliche Bedeutung erkennen ließ, 1741—1775, diente der späteren Statistik zum Vorbilde.

Vom heutigen Standpunkt methodischer Forschung aus müssen Männer wie Galiani, Necker und Büsch, die nicht den philosophischen Schulen des Aufklärungszeitalters zuzurechnen sind, sondern sachkundig Einzelfragen behandelten, den Systematikern zum Theil vorgezogen werden, Justus Möser lehnte den Individualismus ab, und an die großen Göttinger Kulturhistoriker um Schlözer und Heeren konnte Roscher anknüpfen. Dazu kam die historische Staats- und Gesellschaftsauffassung. Die als Statistik in die Staats- und Gesellschaftswissenschaft eingeführte Meßkunst hat deren descriptivem Theile erst Genauigkeit und Schärfe verliehen. Hildebrand, Knies und Roscher haben dann ganz principiell der deutschen Nationalökonomie den Stempel der historischen Methode aufzudrücken, gänzlich sie loszulösen versucht von der Dogmatik der englisch-französischen Utilitätsphilosophie und danach gestrebt, ihr einen anderen, psychologisch und historisch tiefer und fester begründeten Boden zu schaffen. Bruno Hildebrand (1812—1878) hat für die historische Entwicklung der Volkswirthschaft die Kategorien der Natural-, Feld- und Kreditwirthschaft aufgestellt; ethisch-politische Gesichtspunkte leiteten ihn dahin, Parallelen aufzufinden zwischen Lockes Rechtsphilosophie und den Physiokraten einerseits, und zwischen Kants Rechtslehre und dem Industriesystem andererseits, ein bedeutsamer Statistiker, ein scharfer Kritiker des Socialismus und Friedrich Lists hat er ungemein angeregt, während Karl Knies, der theoretische Begründer der geschichtlichen Methode in der Nationalökonomie, dem Ethos den Platz in der Volkswirthschaft wieder erobert hat; er selbst ist später zu theoretischen scharfsinnigen Arbeiten über Geld und Kredit übergegangen. Wilhelm Roscher endlich suchte aus einer Vermittlung der Theorien von Adam Smith und der Ergebnisse historischer Forschung sogenannte „Naturgesetze", oder Regelmäßigkeiten im Wirthschaftsleben aufzudecken sowie die Organisationen des Ackerbaus, des Gewerbes, des Handels und Verkehrs genetisch zu erklären.

Die jüngere historische Schule nun hat direct in die Bahnen Roschers eingelenkt; nur betont sie der polyhistorischen Sammelforschung gegenüber die monographische Darstellnng in der Wirthschaftsgeschichte, sie sucht die Entwicklung einzelner Wirthschaftsinstitutionen zu erfassen und bedient sich zu deren Erklärung philosophischer und psychologischer Studien.

Der anerkannte Führer dieser jüngeren realistisch-historisch-psychologischen Schule ist unbestritten heute Gustav Schmoller, ein Forscher von gleich weitem Ueberblick wie von eindringendem Scharfsinn. Als Historiker, wirkt er ebenso fesselnd mit seiner Fähigkeit, scharf den Charakter bestimmter Zeitperioden zusammenzufassen, wie durch die planvolle Aufdeckung der weitreichenden Verwurzelung einzelner Entwicklungsreihen. Er ist zugleich ein maßvoller Politiker und ein begeisterter Vertreter socialer Reform, ein besonnener volkswirthschaftlicher Denker und ein energischer Vorkämpfer für

das ethische Princip im Wirthschaftsleben, ein Schriftsteller, dem es darum zu thun ist, aus seinen Untersuchungen die Richtung für unser heutiges wirthschaftspolitisches Handeln hervortreten zu lassen. Seine Anregung als Lehrer ist stark und nachhaltig. Es ist ihm gelungen, eine große Zahl planmäßig arbeitender Schüler für die Wissenschaft und für das Leben zu gewinnen, die nach der modernen Anforderung der Arbeitstheilung im wissenschaftlichen Großbetriebe, diese gesunde und fördernde exacte Forschungsrichtung eifrigst verfolgen und in ihren Ergebnissen ausbauen. Geschichtliche und volkswirthschaftliche Dinge weiß Schmoller philosophisch vertieft aufzufassen und gleichsam zu durchleuchten. Krystallene Klarheit der Anschauung und lebendige Empfindung sind in seinem Wesen verbunden, und darin beruht die Harmonie seiner Persönlichkeit.

Auf dem gesegneten schwäbischen Boden, der so viele helle Köpfe und feurige Herzen in das deutsche Geistesleben entsendet hat, am 24. Juni 1838 zu Heilbronn geboren, auf der Tübinger Hochschule gebildet, hat Schmoller sich frühzeitig philosophischen und allgemein-kameralistischen Studien zugewandt. Er prüfte kritisch die nationalökonomischen Ansichten, wie sie im Deutschland der Reformationszeit herrschten, und stellte sie historisch dar, auch sprach er als Süddeutscher ein Wort der Verständigung zum französischen Handelsvertrag. Arbeiten über Schillers ethischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt und über J. G. Fichte deuten die Art an, in der der junge Forscher Ethik, Nationalökonomie und Kulturgeschichte, innerlich gemäß seiner vielseitigen Anlage und seiner Studienneigung zu verknüpfen strebte. Es folgte eine Darlegung des Zusammenhangs der Lehre vom Einkommen mit den Grundprincipien der Steuerlehre und der Uebergang zu statistischen und historischen Detailarbeiten. Bald ist es das Problem vom Anwachsen des Kapitalvermögens in Genf, dem er nachgeht, bald sucht er in alter Neigung für philosophische Studien das Wesen ethischer und ästhetischer Kultur zu klären, und die Arbeiterfrage beginnt ihn schon zu beschäftigen, als er 1864 außerordentlicher Professor und im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Staatswissenschaften in Halle wurde. Hier trat er an die Stelle von Johann Friedrich Gottfried Eiselen (1785—1865), eines Gelehrten, der noch das streng gouvernementale Regiment des Absolutismus in der inneren Staatsverwaltung vertrat, in dem er das Princip der Gerechtigkeit verwirklicht zu sehen wünschte. Neben einem nationalökonomischen und socialpolitischen Rückblick auf Nordamerika nach dem Bürgerkriege beschäftigten Schmoller in Halle Studien über Schafstatistik, Schafhaltung und Wollpreise, und daran anschließend, die historische Entwicklung des Fleischkonsums, sowie der Vieh- und Fleischpreise in Deutschland. Vor Allem aber machte sich hier geltend sein starker persönlicher Zug nach historischer Erkenntniß der Volkswirthschaft, über die er vor seinen Hörern sprach, und er begann jene weiten und tiefgreifenden Studien zur Geschichte der preußischen Verwaltung und Volkswirthschaft, die ihn in die erste Reihe

moderner historischer Forscher gebracht haben. Als erste Frucht dieser historisch-statistischen und nationalökonomischen Untersuchungen ist das klassische Buch anzusehen, das Beiträge zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert (1870) bot. Der wissenschaftlich vielseitige Autor hatte schon acht Jahre vorher in den „Württembergischen Jahrbüchern“ eine systematische Bearbeitung der 1861 in Württemberg für die Zwecke des Zollvereins veranstalteten Gewerbeaufnahmen geliefert, nun nahm er diese Studien wieder auf und dehnte sie über das ganze Gebiet des Zollvereins aus. Er bot eine, seit J. G. Hoffmanns Arbeiten in solcher Vollendung für die volkswirthschaftliche Kenntniß des Gewerbes kaum mehr gelieferte, gründliche und klare Darstellung auf mehr als 700 Kleinoktavseiten. Nach kurzem Ueberblick über die Leistungen der neueren amtlichen Gewerbestatistik führt uns der Autor die traurige, namentlich aus der starken Uebersetzung resultirende Lage vor, die das deutsche Handwerk des 18. Jahrhunderts bot, durch charakteristische Beispiele weiß er lebendigen Eindruck hervorzurufen, doch unterläßt er keineswegs, von den auch schon damals durch Friedrichs des Großen Initiative in Preußen eingeführten bedeutsamen Verbesserungen zu berichten. Aus den Tabellen, die die Hauptergebnisse der preußischen Aufnahmen von 1795—1861 bieten, muß einer vorurtheilslosen Betrachtung der geringe Einfluß deutlich werden, den im Grunde die Wandlungen der Gesetzgebung, der äußeren Gewerbeverfassung auf die mit den Lebensgewohnheiten, den Sitten des Kleinbürgerthums eng verwachsene, elementare Natur des Handwerks üben. So wird der Nachweis geführt, daß, trotz der Gewerbefreiheit das Verhältniß der Meisterzahl in den wichtigsten Gewerken zur Bevölkerung in Norddeutschland zwischen 1800 und 1831 fast gänzlich unverändert geblieben ist. Die Wohnungshandwerker haben sich vermehrt, die gesteigerte Concurrenz größerer Geschäfte hat die Zahl der Hutmacher, der Goldschmiede und der Schmiede etwas verringert, selbst die Reaktion gegen die Gewerbefreiheit (1849) scheint hier wenig Einwirkung geübt zu haben. Die innere Entwicklung des Gewerbefleißes, die Concurrenz der großen Industrieen, die Absatzschwankungen haben, wie sich aus den badischen, württembergischen, bayrischen und sächsischen Aufnahmen ergiebt, mehr auf das Handwerk gewirkt, als staatliche Gesetzgebung. Die Umgestaltung von Produktion und Verkehr hat die Stellung des Handwerks zur Hausindustrie und zur Großindustrie geändert, und insbesondere stellt Schmoller die neuere Entwicklung des Markt- und Hausirverkehrs als ein wichtiges Agens in dieser Wandlung dar, ebenso zieht er die verschiedene Bedeutung des Handwerks in den einzelnen Landestheilen, das Verhältniß von Stadthandwerkern zu Landhandwerkern, von Gesellen zu Meistern in Erörterung, und zeigt, wie auch hier der allgemeine Charakter der Volkswirthschaft wirksam ist, und was schon aus der Art der Vertheilung des Grundeigenthums folgt, in höherem Grade entscheidend für die Verhältnisse, als die specielle Gewerbegesetzgebung. Der Kampf

des großen und des kleinen Betriebes in einzelnen Gewerbszweigen bildet den Kern der Untersuchungen, und wir erhalten detaillirte Erörterungen des Bäcker- und Fleischergewerbes, der Wirthschaftsgewerbe, über Spinnerei und Weberei, über das Schuster- und Schreinergewerbe. Aus der allgemeinen Aenderung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse ist die Krisis für das Kleingewerbe als Folge aufzufassen. Völliger Umschwung in Technik und Verkehr bei schnell anwachsender Bevölkerung, eine Verlegung fast aller Standorte der Industrie und der Landwirthschaft, durchaus veränderte Organisation der in der Produktion zusammenwirkenden Kräfte, durchgreifende Veränderung der Klassen- und Besitzverhältnisse, sowie der volkswirthschaftlichen Gesetzgebung; all' das sind die Gründe der Krisis, angesichts deren gleich stark vor „optimistischem Civilisationshochmuth", wie vor amtlicher Schönfärberei zu warnen ist. Gegenüber der Freihandelsschule hebt Schmoller das gewichtige Argument hervor, daß nicht alle Gewerbetreibenden rührig und dem Fortschritt geneigt sind, ihm erscheint es logisch inkonsequent, das Staats- und Privatrecht einerseits als historisch überlebt anzugreifen, dagegen Halt zu machen vor dem heute festgestellten Privateigenthum, und vor dem System der Arbeitsmiethe. Die Tabellen weiß der Autor durch selbständige Beobachtung des Lebens werthvoll zu ergänzen, und die sichere Begründung seiner Schlüsse zeichnet ihn aus. Selbst entgegengesetzte Ursachen können oft eine hohe oder niedere Zahl von Handwerkern erzeugen. Die fortschreitende Arbeitstheilung stellt er lebendig als das Ergebniß vieler, einander theils fördernder, theils hemmender Bestrebungen dar und warnt ernst vor dem laisser faire, das „von der Gewerbefreiheit zur Spielfreiheit, weiter zur Bankerottfreiheit, endlich zur Verbrechensfreiheit führt". Eine weitere Oeffentlichkeit und staatliche Eingriffe zur Erziehung der arbeitenden Klassen, zum Zweck der Ueberführung in die neuen Verhältnisse, fordert Schmoller schon hier als Gegengewicht da, wo die Arbeiter dies selbst zu leisten nicht vermögen. Zeugnisse von Fortbildungsschulen sollen an die Stelle der Gesellen- und Meisterprüfungen treten und, um gleichsam „Anwälte der arbeitenden Klassen" zu schaffen, räth er zu einer Combination der württembergischen Zentralstelle und des englischen Fabrikinspectorats. Bald fand sich für den Gelehrten Gelegenheit, im Dienste der Allgemeinheit seinen maßvollen socialreformatorischen Anschauungen Geltung zu verschaffen.

Wenngleich in den Jahren 1860—1872 die Freihandelsschule und die Naturlehre von der Volkswirthschaft nicht gänzlich gesiegt hatten, so war dieser Sieg nach dem Stande der Gesetzgebung doch ein scheinbarer. Seit Ende der fünfziger Jahre bestand der „Volkswirthschaftliche Kongreß", der in der Gewerbe- und Zollpolitik praktische Reformen durchgeführt hatte. Der Sieg der radikalen Theorien, gegen die in Deutschland nicht so starke praktische Gegengewichte wie bei andern Völkern vorhanden waren, mußte nach 1866 in höherem Maße eintreten, als dies in England und Frank-

reich geschah. Die Wissenschaft der Nationalökonomie ging ihre eigenen Wege. Erst als durch Lassalle eine starke Arbeiterpartei gebildet war, entstand die Frage: „Soll die deutsche Wissenschaft dem ruhig zusehen, oder soll sie erklären, sie stehe nicht auf dem freihändlerischen Boden?“

Diese Erklärung schloß eine praktische Agitationsaufgabe in sich. Die jüngeren Gelehrten entschlossen sich, auf die Oeffentlichkeit in socialreformatorischem Sinne zu wirken, und Gustav Schmoller war einer der Führer nach dieser Richtung. Am 6. und 7. October 1872 traten in Eisenach eine Anzahl dieser jüngeren Nationalökonomen, einige Beamte, Parlamentarier und Großindustrielle zusammen zur Besprechung der socialen Frage, und in dieser Versammlung ward der „Verein für Socialpolitik“ begründet; Schmoller selbst ist seither einer der Hauptactoren auf dieser Bühne realistischer Socialpolitik gewesen. Der Verein für Socialpolitik muß schon dadurch als berechtigt erscheinen, daß er von hüben und drüben, von Freihändlern und Socialisten, von Unternehmern und von radicalen Politikern und Arbeitern gleich heftig befehdet, unentwegt für sociale Reformen eingetreten ist. In mehr als 90 Bänden seit 1872 hat er meist Berichte und Gutachten über die mannigfachsten volkswirthschaftlichen Fragen veröffentlicht. Musterhafte Sammlungen u. A. über das Hausirgewerbe, das deutsche Handwerk, die ländlichen Arbeiter haben ein reiches wissenschaftliches Material vorgeführt, und damit viele der Maßregeln und Gesetze vorbereitet, die seitdem durchgeführt worden sind. So stellt der Verein gleichsam eine staatswissenschaftliche Akademie dar, und seinen Bestrebungen gebührt das Verdienst, den wirthschaftlichen und socialpolitischen Anschauungen in Deutschland eine gewisse mittlere Richtung gebahnt zu haben, die gleich weit von den Extremen entfernt, von der ausschlaggebenden Majorität der Gebildeten inne gehalten wird. Eine solche breite vermittelnde Schicht hat für das öffentliche Leben eine große Bedeutung, wenngleich auch ihr Nachtheil in einer gewissen Scheu, nach rechts oder nach links hin anzustoßen, nicht zu verkennen ist. In seiner Streitschrift gegen Heinrich von Treitschke: „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft“, vertrat Schmoller mit Energie die Anschauung, es müßten die sittlichen Fragen mehr in der Volkswirthschaft hervortreten, um eine langsame Umbildung der sittlichen Ideen in Gesetzgebung und Sitte vorzubereiten. Er wandte sich als „Kathedersocialist“ entschieden gegen die mechanische Naturlehre der Volkswirthschaft, die bei den sogenannten „Manchesterleuten“ zu einer Rechtfertigung der socialen Ungerechtigkeit zu werden drohte.

Hatte Schmoller in Halle der geschichtlichen Entwickelung der preußischen Verwaltung und Volkswirthschaft nachgespürt, so gaben ihm die Archive der alten Reichsstadt Straßburg, an deren neuorganisirter Hochschule er seit 1872 lehrte, eine Fülle von Material zur Erforschung der deutschen Wirthschaftsgeschichte des Mittelalters. Aus solchen Archivstudien ist die „Straßburger Tucher- und Weberzunft“ (1879) hervor-

gegangen. Wir haben hier die erste wissenschaftliche Geschichte des deutschen Zunftwesens, auf der Grundlage der Geschichte eines einzelnen bedeutenden Gewerks, in einer einzelnen bedeutenden Stadt. Die Bedeutung des Gewerkes rechtfertigte die Wahl des Stoffes ebenso, als dies durch das Material selbst geboten war. Der Publikation der zahlreichen Urkunden, die er zunächst zu dem Zwecke zusammengestellt hatte, um seinen Schülern Gelegenheit zu geben, die Geschichte einer Zunft nach ihren einzelnen Epochen zu unterscheiden, fügte er eine Darstellung hinzu, in der er das massenhafte Einzelmaterial zu einem farbenreichen Gesammtbilde zusammenfügte, das sich überall vom historischen Hintergrunde abhebt. Ein gewiegter Kenner deutscher Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit führt uns in dem „Tucherbuche" das Entstehen, das Wachsthum und den Verfall einer bedeutenden volkswirthschaftlichen Institution vor. Die Anfänge der deutschen Weberei werden im Einzelnen zunächst bis zum Jahre 1300 verfolgt. Die Kapitularien der fränkischen Könige, die Zinsbücher der Klöster und die Ordensstatuten, in denen wir überall obrigkeitliche Bestimmungen über Qualität und Größe der Fabrikate finden, dienen als Quellen. Den Grund für solche Vorschriften führt Schmoller darauf zurück, daß bei einem Volke mit wenig ausgebildetem Verkehr langsam sich Vorstellungen bestimmter Werthe bilden und im Gedächtniß festsetzen. Solche typischen Vorstellungen über Größe und Art der wichtigsten Tauschgüter müssen sich aber festsetzen, damit der Verkehr wachsen und sich ausdehnen kann. Bei Ordnung von Maß, Gewicht und Münze, bei polizeilichen Preis- und Qualitätsbestimmungen knüpften nun die Karolinger an die römischen Staatstraditionen, die ungeschriebenen römischen Verwaltungsgrundsätze an. Ihre Thätigkeit ward von den Bischöfen der Ottonenzeit fortgesetzt, die somit die Bildung eines *materiellen Gewerberechtes* in Deutschland gefördert haben. An ihrer Stelle finden wir dann später die Stadträthe, so daß an dem späteren Recht der Zünfte der *obrigkeitlichen Initiative* der größte Antheil zukommt, und dieses nicht allein aus dem Gilde- oder älteren Vereinswesen entstanden ist. Die Zeit von 1150—1300 ist beherrscht von dem Streben der freien Gilden, Einungen und Bruderschaften nach gewerblicher und socialer Selbständigkeit, nach Polizei und Gerichtsbarkeit in ihren Gewerbe- und Genossenschaftsangelegenheiten. Bis in's 14. Jahrhundert ist ihre Unterordnung unter den Rath noch die Regel, dagegen werden in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die privaten Vereine der Handwerker *Organe* der städtischen Selbstverwaltung mit selbständigem Gericht und Zwangsrechten. Wie diese sachliche, persönliche und örtliche *Zwangsgewalt* das Wesen der späteren Zünfte bestimmt, wird zwingend in seinen Gründen nachgewiesen. Die Gewandschneidergilden sind privilegirte kaufmännische Korporationen geworden.

Das 14. und das erste Drittel des 15. Jahrhunderts zeigt uns die *Zunftkämpfe* und die *Zunftherrschaft* in Straßburg, die Thätigkeit

der Zunftorgane in der Verwaltung der Stadt und der Zunft. Schon hat das schnell emporgeschossene demokratische Regiment durch sein Klubwesen eine schlechte Finanzwirthschaft erzeugt; es fehlen überall gesetzliche Schranken, diese unfertigen Zustände machen sich doppelt stark fühlbar beim wirthschaftlichen Aufschwung, mit dem zugleich neue Rechts- und Gesellschaftsverhältnisse entstehen. Mit Ausnahme des 19. Jahrhunderts hat das deutsche Volk niemals größere wirthschaftliche Veränderungen erlebt, als im 13. und 14. Jahrhundert. Es begann sich der Einfluß des städtischen Lebens seit dem 13. Jahrhundert als beherrschend in der Volkswirthschaft fühlbar zu machen, parallel mit dem schnellen Fortschritt der Technik und der Arbeitstheilung geht die Steigerung der Bedürfnisse, die jetzt erst die eines Kulturvolkes geworden sind. Der Sieg der Wolle über die Leinwand begründete infolge des stärkeren Bedarfs an Geweben einen eminenten Aufschwung der deutschen Gewebeindustrie, die aus einer Hausindustrie zu einem für den Markt arbeitenden Gewerbe wird. Die Arbeitstheilung wird zuerst für die einzelnen Gewerbe genau festgestellt. Aus den Wollschlägern entwickelt sich die Aristokratie der „Tucher", die als gewerbliche Unternehmer fertige Tuche für den Markt liefern, während die Wollschläger und Weber zu Lohnarbeitern der Tucher herabsinken. Schon 1434 zeigt sich in der von den Tuchern autonom erlassenen Wollschlägerordnung der Abschluß dieser socialen und wirthschaftlichen Aenderung innerhalb der Zunft. Wir lernen die Ordnung der Produktion, des Handels in der Tucherzunft dieser Zeit mit statistischer Genauigkeit kennen und vergleichen sie mit den Verhältnissen der deutschen Weberei außerhalb Straßburgs, während des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Besonders interessant sind in jener Epoche die Anfänge der Baumwoll- (Barchent)- Weberei und der Aachener Färberei. Die Herstellung ungefälschten Gewebes bildet den Kern der technischen Vorschriften in den städtischen und Zunftordnungen jener Tage. Neben der Hausindustrie, und noch nirgends durch Zunftzwang schroff von ihr getrennt, besteht der Gewerbebetrieb. Die Entwicklung geht indessen dahin, daß wir im deutschen Norden meist die Zünfte dem Rath untergeordnet sehen, während im Süden die Autonomie der Zünfte durchgekämpft wird. Als das Hauptmotiv für die Zunftrevolutionen des 14. Jahrhunderts muß man den Kampf der Weber und Tuchmacher gegen die Gewandschneider ansehen, um das Recht des Einzelverkaufs. Das Gesamtergebniß jener Revolutionen war der wirthschaftlichen Organisation im Ganzen günstig; denn man gelangte zu festen Ordnungen, und die Zünfte fügten sich in ein größeres Ganzes ein. Waren doch schon den sich durchsetzenden, neuen Verhältnissen gegenüber, die alten Mächte kraftlos geworden. Aus dieser gährenden Zeit wuchs in den Städten und Territorien ein neues Verfassungs- und Verwaltungsrecht hervor. Die festen Ordnungen schufen überall ein Gleichgewicht der politischen und der wirthschaftlichen Kräfte, so daß sich seit

der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts die Grundgedanken des Zunftwesens gänzlich ausbilden konnten. Damals bildete sich der sogenannte Zunftzwang aus, d. h. der Zwang nur einer Zunft anzugehören, womit das demokratische Princip einer möglichst gleichmäßigen Einkommens-Vertheilung, wie sie der Tradition der alten Gilde zu Grunde lag, erst recht zur Geltung gelangt. Die Urkunden dieser Zeit zeigen die Codification des Straßburger Zunftrechts. Tucher, Weber und Tuchscheerer vereinigen sich 1483 zu einer politischen Zunft, die nun aus einer autonomen Körperschaft zum Selbstverwaltungsorgane geworden, sich in die reformirte Stadtverfassung einfügt; aber das Haupt der Stadt, der Ammeister, die Mitglieder des weiteren Raths, die Schöffen sind Zunftgenossen. Mit der Uebernahme der politischen Aufgaben wächst die Verantwortlichkeit, und so erklärt sich, daß von nun ab, gegenüber der allgemeinen Zunftversammlung, die Zunftbeamten mehr und mehr hervortreten. Hatte sich gegen Ende des Mittelalters Deutschland zu einer glanzvollen, materiellen Kultur erhoben, Bevölkerung und Kapitalreichthum vermehrt, war durch die Ausgestaltung der Stadt- und Territorialwirthschaft die Lebenshaltung des gesamten Volkes höher geworden, so keimten zugleich neue Formen der Production, des Handels und Wandels auf, überall war die Naturalwirthschaft überwunden, die Geldwirthschaft förderte das Kreditwesen im Handel, großartigere Unternehmungen wurden angestrebt, und in den längst einheitlich zusammengefaßten Staaten Westeuropas ging die Entwickelung aus der Stadt- und Bezirkswirthschaft zur Staatswirthschaft über. Deutschland, politisch zerrissen, konnte diesen Prozeß nicht vollziehen, es nahm an der Aufschließung des neuen Welttheils und seines Handels seinen Theil. Trotz der Blüthe seiner Industrie gelang es ihm nicht, der veränderten Richtung des Welthandels zu folgen, der sich auf die neu aufkommenden, großen Handels- und Geldplätze, auf die großen Handelsgesellschaften stützte und nicht mehr wie im Mittelalter den Eigenhandel des Kaufmanns darstellt. Die geographisch neu geordnete Arbeitstheilung wurde für viele Orte verderblich, namentlich für Localgewerbe, die in Krisen geriethen. Im Straßburger Tuchergewerbe trat diese Krisis im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts ein. Eine nach Bedarf geordnete Fabrikation, eine Besserung der Technik ließen indessen bald die Schädigungen vergessen; zünftlerische Engherzigkeit ist noch nicht vorhanden, im Gesellen- und Lehrlingswesen herrscht noch eine gewisse Mäßigung. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts jedoch treten die stets größer werdenden Widersprüche zwischen den Bedürfnissen der Technik, der Arbeitstheilung und des Verkehrs einerseits und den Vorschriften des Zunftrechts andererseits immer schärfer hervor, und dies führt zu einer Erstarrung des Zunftwesens, in dem die Form allmählich den Inhalt überwuchert hatte. Weder Zunftverbände, noch Prozesse oder Kaiserliche Privilegien vermochten den Verfall aufzuhalten. Die größere wirthschaftliche Einheit, die der Absolutismus

seinen größeren Territorien bot, und die eine gewisse Einheit des Gewerberechts zum Ergebniß hatte, isolirte die Reichsstädte auch wirthschaftlich, die als politische Körperschaften schon längst von den Zeittendenzen überwunden waren. Versuche fabrikmäßigen Betriebes in der Straßburger Tucherzunft seit dem großen Kriege vermochten dem Rückgange nicht zu steuern. Mit einem gewissen Beharrungsvermögen schleppte sich die Zunft ohne eigentliche Leistung fort, so daß die Einverleibung Straßburgs in den französischen Staatsorganismus fast ein wirthschaftlicher Fortschritt gewesen ist.

Nicht in den Einzelheiten der Zunftgeschichte liegt für Schmoller die Bedeutung seiner Darstellung, vielmehr wollte er beweisen, wie große volkswirthschaftliche Institutionen erst nach langen Kämpfen sich durchzusetzen und in's Leben einzuführen vermögen. Zugleich mit der exaktesten, objectivsten historischen Forschung, die für den Hauptgegenstand aus den Urquellen geschöpft ist, giebt der Autor eine für die Verhältnisse der Gegenwart praktische, socialpolitische Tendenz, die ernster Beachtung werth ist.

Im Jahre 1882 wurde Schmoller als Nachfolger Adolf Helds an die Berliner Universität berufen, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat ihn dann 1887 zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt, zugleich erhielt er den Titel eines Historiographen der brandenburgischen Geschichte und ist seit 1891 auch correspondirendes Mitglied der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Das „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reiche“ leitet er seit 1881 und giebt die „Staats- und social-wissenschaftlichen Forschungen“, zumeist Arbeiten seiner Schüler, seit 1878 heraus.

Nach zwei Richtungen hin hat Schmoller während seiner Berliner Zeit litterarisch gewirkt. Er hat die preußische Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts aus ihren Quellen zu erforschen und darzustellen unternommen, und andererseits, gemäß seiner socialpolitischen Richtung, die Theorie der Volkswirthschaftslehre zu festigen gesucht. In der Sammlung „Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften“ (1888) hat er die mannigfachen Richtungen der modernen Volkswirthschaftslehre in kurzen, treffenden Charakteristiken ihrer Hauptvertreter kritisch beleuchtet, während sein Buch „Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart“ (1890) Reden und Studien zusammenfaßt, in denen die Gedanken des Autors auf diesem Gebiete seit dem Jahre 1872 verfolgt werden können.

Alle diese Aeußerungen sind von der gleichen Grundstimmung getragen und verfolgen das gleiche Ziel. Sie stehen mit dem gesammten öffentlichen deutschen Leben der Gegenwart in engem Zusammenhange. Von der Nothwendigkeit einer socialen Reform ausgehend, sucht der Autor die Richtung solcher Reformen im Einzelnen anzudeuten, und seine Anschauungen haben im Verlaufe des letzten Menschenalters sich die Anerkennung weiter und

einflußreicher Kreise in unserem Vaterlande erworben. Fragen des Verkehrswesens, die Natur des Arbeitsvertrages, Gewerbeordnung und gewerbliches Schulwesen, Alkoholismus, Schutzzoll und Freihandel, Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen, all' dies wird unter den einen Gesichtspunkt der socialen Reform gestellt, und des Autors Bekenntniß scheint in jenen Worten am deutlichsten ausgesprochen, in denen er vom Staate, wie von der ganzen Gesellschaft und von jedem Einzelnen, der an den Aufgaben der Zeit mitarbeiten will, verlangt, „daß sie von einem großen Ideale getragen seien. Und dieses Ideal darf und kann kein anderes sein, als das, einen immer größeren Theil unseres Volkes zur Theilnahme an allen höheren Gütern der Kultur, an Bildung und Wohlstand zu berufen". In dem Streit um die Mittel, mit denen jenes Ziel zu erreichen ist, treten die einzelnen Persönlichkeiten und Richtungen heute aus einander. Nach Schmoller liegt mehr in der Verschiedenheit der Bildungsverhältnisse der einzelnen Volksklassen, als in der Verschiedenheit ihrer Besitzverhältnisse der Grund für die sociale Gefahr; deshalb muß alle sociale Reform hier einsetzen, die Lebenshaltung, den sittlichen Charakter, Kenntnisse und Fähigkeiten der unteren Klassen muß sie heben; denn unserem Autor beruht „die sittliche Erziehung des Menschengeschlechts auf der nie ruhenden Arbeit aller idealistischen Elemente, auf dem harten, unerschrockenen und unerbittlichen Kampfe aller moralischen Factoren gegen die Gemeinheit der Menschennatur". Seine Reformvorschläge zeichnen sich durch Anpassung an die gegebenen Verhältnisse und durch Maßhalten in seinen Abänderungsvorschlägen aus; festes Vertrauen hegt er zu der socialen Macht des Königthums und der Ausbreitung social-reformatorischen Geistes innerhalb des deutschen Bürgerthums. Dem Beamtenthum, als der Vertretung des Staatsgedankens und einem „neutralen Elemente im socialen Klassenkampfe", mißt er eine ausgleichende Thätigkeit bei einer friedlichen Weiterentwicklung zu, deren Umfang indeß unbestimmt bleiben muß. In trefflicher Weise versteht dieser vielseitige Socialpolitiker bei der Untersuchung einzelner concreter Fragen, diese in ihrer geschichtlichen Entfaltung aufzudecken und je nach Bedürfniß das eine oder das andere Moment der Entwicklung deutlicher heraus zu heben; die einzelnen Probleme werden von den verschiedensten Seiten her beleuchtet.

Von den Arbeiten, die sich mit der Erforschung der historischen Entwicklung Preußens beschäftigen, hat Schmoller eine Anzahl in den: „Umrissen und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert", (1898) zusammengestellt. Auf diesen Boden des nordöstlichen Deutschland, wo nicht die vergangenen Jahrhunderte, wie in den älteren Kulturstaaten die Grundsätze der Regierung mit bestimmt haben, vielmehr die großen Regenten des 17. und 18. Jahrhunderts erst den Staatsbau in Sonnenschein und Unwetter fest begründeten, führt uns der besonnene Historiker,

der die Früchte des geduldigsten Fleißes stets in den großen Werdegang und Zusammenhang der Entwicklung stellt. Die Darstellung der städtischen, territorialen und staatlichen Wirthschaftspolitik unter der Herrschaft des Merkantilsystems wird in ihrer gesammten Wirkung vorgeführt, an der Handelssperre zwischen Brandenburg und Pommern von 1562 erkennen wir an einem concreten Beispiel das Wesen der älteren Handelspolitik des 16. bis 18. Jahrhunderts, dem die Stapelkämpfe der großen Stapelplätze gegen einander angehören. Jene für die Geschichte des Oderhandels, der Handelsbeziehungen und Stapelverhältnisse Stettins und Frankfurts a. O. wichtige Sperre von 1562 erweitert sich unter den Händen Schmollers zu einer eindringenden Untersuchung des brandenburgischen Zollwesens bis in's 16. Jahrhundert hinauf. Stand doch einst trotz der Hansa, der Städtevereinigungen und des territorialen Zusammenhangs jede 4—5000 Einwohner zählende Stadt als selbständiges, handelspolitisches System jeder andern solchen gegenüber, und das territoriale Zollsystem zu erreichen, galt den Fürsten des 15. Jahrhunderts als ein Siegespreis im Kampfe mit den Städten; so wird das Fürstenthum zum Vorkämpfer für die Rechtsgleichheit der Unterthanen und der Landesinteressen. Aus der Natur der Handelsbeziehungen, aus der Niederlagsgebühr wird das Wesen der Stapelrechte hergeleitet. Die Organisirung der Collectivinteressen im Kampfe gegen einander charakterisirt die Verhältnisse des 16. bis 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Handelspolitik. An dieses Beispiel schließt sich die Uebersicht an über die Epochen der preußischen Finanzpolitik bis zur Begründung des deutschen Reiches. Die alte Zins- und Lehnsverfassung, die bis zum Ende der luxemburgischen Herrschaft in der Mark, bis zum Niedergang des Ordens in Preußen bestand, wird abgelöst durch die fürstliche Domänenwirthschaft, die zu einem territorialen Steuersystem zu gelangen strebte, und diesem System folgte dann von 1640—1806 das festgefügte staatliche, auf der „Accise“ aufgebaute Finanzwesen, das ebenso wie Preußens Heer und Beamtenthum, in dessen Entwicklung der Autor uns gleichfalls tiefen Einblick thun läßt, den Aufschwung des Staates im 18. Jahrhundert gefördert hat. Die seit 1806 eingeschlagene Richtung, die durch die großen Reformen der Jahre 1810—1820 korrigirt ward, hat man bis heute inne gehalten. Sie beruht auf starker Ausbildung der direkten Steuern, einer mit steter Rücksicht auf den Verkehr angelegten indirekten Besteuerung, einem im Ganzen maßvoll gestalteten Außenzollsystem, und ist durch die hohe formale Ausbildung unserer gesammten Staatswirthschaft ausgezeichnet. Das alte Beamtenthum des 18. Jahrhunderts stellt Schmoller als das dar, was es war, eine Reformpartei im Staate, und wenn im 19. Jahrhundert ihm ein selbstbewußtes und fähiges Bürgerthum überlegen zur Seite trat, so bleiben, trotz der wechselnden Lebensformen der Zeiten, die sittlichen Grundkräfte der Integrität, Pflichttreue, Energie und Arbeitsfähigkeit die gleichen, und durch ihre Bethätigung wird auch, so vertraut der Autor, das deutsche

Beamtenthum unserer Tage seine ihm zustehende verantwortungsvolle Aufgabe lösen. Das Innungswesen und dessen Reform durch Friedrich Wilhelm I., Preußens „größten inneren König", die beginnende preußische Exportindustrie in Tuch- und Seidengeweben während des 18. Jahrhunderts, die Einwanderung und ländliche Kolonisation, die Getreidehandelspolitik des 18. Jahrhunderts in ihren Epochen, all' das wird in kulturhistorischen Bildern von großer Frische und echter Farbe dargelegt. Man hat über diese Studien als „Archivcollectaneen und Geschichtsklitterei" gespottet und ihren Verfasser einen „Borussen" genannt, man hat gemeint, diese Arbeiten seien „weder Geschichte noch Staatswissenschaft" und führten auf den „Abweg apologetischer Vertheidigung des Bestehenden". Demgegenüber ist festzuhalten, daß Schmoller mit Recht darauf Werth legt, für jede Erscheinung der Volkswirthschaft das Staats- und Verwaltungsgetriebe genau zu kennen, in dem alle wirthschaftlichen und socialen Vorgänge sich bewegen müssen, um unparteiisch die Dinge beurtheilen zu können und den festen Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen zu verlieren. Ein erklärter Gegner der geistreichen Konstruktionen in der Wirthschaftsgeschichte, betrachtet er solche als subjective Verallgemeinerungen, die bei der unendlichen Verwicklung alles gesellschaftlichen und historischen Geschehens, keinen positiven Werth beanspruchen dürfen. Diesen Werth wird allein eine mit den Einzelheiten vorgetragene, anschauliche Erzählung aus den Quellen stets für sich in Anspruch nehmen können.

Dem gewiegten Kenner preußischer Geschichte mußte denn auch die Leitung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, seit 1892 in 6 Bänden vorliegenden Acta Borussica anvertraut werden. In dieser Sammlung sollen die Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden, die zum Verständniß der Verwaltungsthätigkeit von Preußens Königen dienen. Die Behördenorganisation, die Getreidehandelspolitik, die Münzpolitik und andere Zweige der Verwaltung und Volkswirthschaft Preußens werden zur urkundlichen Darstellung kommen.

Die langgehegte Absicht, eine Verwaltungs-, Finanz- und Wirthschaftsgeschichte Friedrich Wilhelms I. oder Preußens überhaupt im 18. Jahrhundert zu schreiben, hat Schmoller angesichts der stets wachsenden Ausdehnung der dazu nothwendig zu bewältigenden Vorarbeiten aufgegeben, und er wird noch einen zusammenfassenden Grundriß der inneren preußischen Geschichte ähnlicher Art schreiben, wie er einen solchen zur Allgemeinen Volkswirthschaftslehre (1900) zu veröffentlichen begonnen hat. Wir haben hier das Ergebniß der Bestrebungen nach Klarheit in den allgemeinen Fragen der Volkswirthschaftslehre, denen Schmoller sich seit Beginn seiner Studien stets mit Ernst gewidmet hat. Er hat versucht, „die Bruchstücke seines Wissens unter dem Gesichtspunkte seiner geschlossenen Weltanschauung zu einem Ganzen zu vereinigen", und Niemand wird ohne Freude diese Weltanschauung, die

realistisch und vornehm zugleich ist, auf sich wirken lassen. Man folgt dem Vortrag der so schwierigen entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Volkswirthschaft an der Hand eines Mannes, der mit in erster Linie dazu beigetragen hat, „durch gelehrte specialisirte Forscherarbeit die Wissenschaft der Nationalökonomie den übrigen Wissenschaften ebenbürtig zu machen". Von den psychischen, sittlichen und rechtlichen Grundlagen der Volkswirthschaft wie der Gesellschaft überhaupt, die untersucht werden, ausgehend, sucht er die Methoden und die Ausbildung der Wissenschaft im 19. Jahrhundert zu erörtern. Die Elemente der Volkswirthschaft, Land, Leute und Technik werden zunächst betrachtet, daran schließt sich die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirthschaft und deren Organe an, zu deren Gründen der Forscher zu gelangen strebt. Nach Schmoller ist die Volkswirthschaft ein „halb natürlich-technisches, halb geistig-sociales System von Kräften, die zunächst unabhängig vom Staat ihr Dasein haben, verkümmern, oder sich entwickeln, die aber bei aller höheren und komplicirten Gestaltung doch von Recht und Staat feste Schranken gesetzt erhalten, nur in Uebereinstimmung mit diesen Mächten ihre vollendete Form empfangen, in steter Wechselwirkung mit ihnen bald die bestimmenden, bald die bestimmten sind".

Jenes System von Kräften wird in seinem Entstehen, seinen Zwecken und den Mitteln zu ihrer Erreichung erklärt. Es folgt der Nachweis der in der Volkswirthschaft vornehmlich auftretenden psychischen Eigenschaften der Menschen sowie die Entwicklung bestimmter Formen in ihr. Ueber der Geschlechtsverbindung und Blutsgemeinschaft, der Friedens- und Kriegsgemeinschaft, der Siedlungs- und Wirthschaftsgemeinschaft erheben sich als höhere Zwecke und Gruppen Gottesdienst, Erziehung, Kunst, Gesundheitspflege, die theils neben einander hergehen, theils einander widerstreiten. Neben den Gefühlen, den „Wegweisern für das Handeln", die sich in primitive und verfeinerte Bedürfnisse scheiden, stehen die Triebe, die nach Schmoller sich gleichfalls entwickeln. Thätigkeits-, Anerkennungs- und Rivalitätstrieb setzt er, abweichend von der älteren Psychologie, neben den Selbsterhaltungs- und den Geschlechtstrieb. Ein besonderer Erwerbstrieb erscheint ihm als ein spätes Ergebniß der höher entwickelten Selbsterhaltungs- und Thätigkeitstriebe wie des individuellen Egoismus, er erzeugt sich erst auf einer bestimmten Wirthschaftsstufe; andere Gefühle und Triebe geben selbst dem ausgebildeten Erwerbstriebe bei dem Einzelnen heute eine mannigfach wechselnde Färbung. Jahrtausende wirthschaftlichen Handelns ohne den Erwerbstrieb hat es gegeben.

Die aus der Beachtung gleicher Formen des Handelns hervorgegangene Sitte und das Recht, aus ihr entsprossen, später von ihr getrennt, erhebt sich über die Bedürfnisse und Triebe. Die in's Gemeinbewußtsein der Menschen eingesenkte Sitte muß deshalb eine große Bedeutung in der Volkswirthschaft haben; denn hier wirken eben natürliche und sittliche Kräfte auf einander ein. Die Wissenschaft muß danach trachten, ein stets vollständigeres

Bild der Volkswirthschaft zu entwerfen, das nach dem modernen Stand der anwendbaren Methoden möglich ist. Kein Sollen will sie lehren.

Nur Formeln aus „regelmäßig und typisch sich wiederholenden Erscheinungsreihen" stellen sich in den Gesetzen des wirthschaftlichen Lebens dar, keine Gesetze im Sinne der Naturwissenschaft. Nicht anders sind das Bevölkerungsgesetz, Lohngesetz und Preisgesetz, Gesetz der Grundrente zu verstehen. Diese leitenden Ideen sind anschaulich ausgeführt. Die Abhängigkeit der Volkswirthschaft einerseits von den Naturverhältnissen, andererseits von ihren Trägern, den Rassen und Völkern, kommt zur Darstellung, ferner die natürliche Gliederung, die Bewegung der Bevölkerung wie die volkswirthschaftliche Bedeutung der Entwicklung der Technik. Als Antwort, wie das Bevölkerungsproblem für uns Deutsche zu lösen sei, fordert Schmoller neben Kolonien eine durch verständige Socialreform zu bewirkende Hebung der niederen Klassen, damit diese die Sitten des Mittelstandes in Bezug auf Ehe und Kinder annehmen. Die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirthschaft, von der Familienwirthschaft aufwärts durch alle Entwicklungserscheinungen bis zur vollendeten Staatswirthschaft wird vorgetragen. Die Arbeitstheilung, das Wesen des Eigenthums, die Grundzüge seiner Vertheilung, die Klassenbildung, die Geschäfts- und Betriebsformen als „Unternehmung" schließen die Darlegungen. Den Vorgängen des Güterumlaufs wie der Einkommensvertheilung wird ein weiterer Theil des „Grundrisses" gewidmet sein.

Auch eine Darstellung der socialpolitischen Bestrebungen Bismarcks danken wir der Feder Schmollers, der als Führer in der Bewegung für „Volkshochschulkurse" selbst Vorträge über moderne Handelspolitik seit dem 16. Jahrhundrrt vor Arbeitern in volksthümlicher Fassung gehalten hat. Andererseits ist er aber auch mit Energie für die Vermehrung unserer Seestreitkräfte eingetreten, die er für das Gesammtwohl als geboten erachtet. Schmollers Schriften sind in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden; er hat in Frankreich, den Vereinigten Staaten, Italien, Rußland vielfach Freunde und Schüler, und somit wird der deutschen historisch-ethischen Schule der Nationalökonomie außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes Ausbreitung zugesichert.

Innerhalb der deutschen Wissenschaft ist die historische Richtung namentlich durch K. Menger angegriffen worden, dem Adolph Wagner im Methodenstreit nahe steht. Im theoretischen Gegensatz zu Schmoller will dieser die britische Oekonomie widerlegen, an die Stelle der „freien Konkurrenz" will er eine besser fundirte „Socialökonomie" setzen, die individualrechtliche Auffassung der wirthschaftlichen Rechtsordnung durch eine socialrechtliche ergänzen. Dieses Ziel aber will er durch unbedingt systematische Behandlung, dogmatische Formulirung und abstracte Fassung der Ergebnisse erreichen. Schmoller dagegen hält die Schulung historischen Denkens für alles richtige Begreifen der socialen, wirthschaftlichen und politischen Processe für

die denkbar beste, erst wenn man eine Zeit psychologisch und sittlich verstanden hat, wird man sie wirthschaftlich und social begreifen können, Diese psychologische Methode wendet Schmoller auch als Kritiker an, er sucht stets die gesammte geistige Individualität eines Schriftstellers bei der Beurtheilung einer Leistung heranzuziehen, und aus ihr heraus diese selbst zu verstehen. Viele seiner kritischen Besprechungen, in denen er mehr das Gute als das Unvollkommene an anders gearteten Geistern hervorzuheben versteht, sind Musterstücke feiner psychologischer Analyse, die mit Tact und Geschicklichkeit durchgeführt ist. Als Forscher hat er selbst breite Straßen in der Wissenschaft ausgebaut und auch manchen werthvollen Orientirungspfad gewiesen. Es ist ohne Weiteres klar, daß ein Wirthschaftshistoriker in umfassendem Sinne, ein Litterarhistoriker, ein Socialpolitiker wie Gustav Schmoller, der alle ältere Schuldogmatik grundsätzlich ablehnt, in Erfassung der Methode, Aufgabe und Behandlungsweise der Volkswirthschaftslehre principiell von der Richtung eines Adolph Wagner abweichen muß, die ihm als „speculative Betrachtung" noch in die „metaphysische" Periode der Wissenschaft zu gehören scheint. Seine Leistung als Ganzes muß schon darum als epochemachend bezeichnet werden, weil ihm die Verbindung herzustellen gelungen ist zwischen exacter Einzelforschung und einer sehr weiten Ueberschau über die Ergebnisse menschlichen Wissens überhaupt.

Die universale Bildung unserer Gegenwart ist in Gustav Schmoller eng verknüpft mit einer hervorstechenden Begabung, wie sie ein großer Geschichtsforscher besitzen muß, mit einer nie rastenden wissenschaftlichen Energie und einem Charakter, dem hoher sittlicher Adel eignet; auf echter Herzensgüte ruht seine ganze Persönlichkeit. Wer als Schüler zu des Meisters Füßen gesessen, aus seinem Munde in schwäbischen Lauten Belehrung erfahren hat, wer seinen Erörterungen auf socialpolitischen Kongressen gefolgt ist, dem wird der schöne, ausdrucksvolle Gelehrtenkopf die Empfindung erregt haben: Ein „representative man" moderner deutscher Wissenschaft und deutschen Lebens!

Tschechen und Iren.

Von

Karl Blind.

— London. —

Die Lorbeeren der Tschechen im österreichischen Reichsrathe lassen die „wilden Iren" nicht schlafen. Längst war vorauszusehen, — und ich meinerseits habe es wiederholt vorausgesagt, — daß das in Wien gegebene schöne Beispiel eines Tages im englischen Parlamente Nachahmung finden werde. Der Anfang einer Rede in ersischer Sprache, die Herr Thomas O'Donnell zum Besten geben wollte, ist zwar, wie aller Anfang, schwer gewesen. Der Versuch wird aber, verschiedenen Anzeichen nach, wiederholt werden.

Indessen darf man sich darauf verlassen, daß dann mit solchem Treiben noch kürzerer Proceß gemacht werden wird, als es diesmal durch den Sprecher des Hauses geschehen ist. Seiner politischen Gesinnung nach ist der sehr ehrenwerthe W. Court Gully eigentlich, obwohl von den Konservativen gern als Vorsitzender beibehalten, ein Gladstonischer Liberaler, also dem irischen Homerule zugeneigt. Im Punkte der in der Reichsvertretung allein geltenden Sprache versteht er jedoch keinen unnützen Spaß.

Mit welchem Spott man in England die Auftritte in Wien behandelt, davon mögen die folgenden Zeilen einen Begriff geben. Sie sind nicht etwa einem Blatte, das die Reichseinheit vertritt, entnommen, sondern im Gegentheil einem solchen, das die Wiederherstellung eines irischen Sonderparlaments verlangt und überdies die Bestrebungen für Erhaltung der ersischen Sprache ganz freundlich behandelt. Nach einem unübersetzbaren Wortspiele von den „pan Germans" und den „pot Czechs" (eine Anspielung auf das Sprichwort von dem Topf, der den Kessel „Russig" schilt) heißt es unter Anderem:

„Da keilen sie sich und fluchen und tanzen mit der äußersten Anstrengung und Beharrlichkeit im Saale herum und sind offenbar im blutigen Ernst. Das macht dann ihre zeitweise Uebereinstimmung um so eindrucks-

voller. Ganz wie Sheridan sagte: ‚Wenn sie einmal einig sind, dann ist ihre Uebereinstimmung aber auch um so wundervoller!‘ Alle Gruppen in diesem lebhaften Parlamente lassen mit einem Male ihre Zwistigkeiten unter einander plötzlich fallen, sobald die Tagesordnung es verlangt, daß man den Vorsitzenden im Saale herumjagt. Da giebt es dann keine Parteifrage mehr. Sämmtliche Abgeordnete haben bei solcher Gelegenheit dasselbe Ziel — und das ist der Kopf des Vorsitzenden, gegen den sie Tintenfässer schleudern . . . Doch ach! diese Einmüthigkeit ist bald zu Ende. Offenbar fühlte der Vorsitzende: ‚Es ist jetzt die Frage, daß ich diesen Stuhl verlasse‘ (parlamentarische Formel in England); und er verließ den Stuhl, ja, auch das Gebäude der Reichsvertretung, in großer Eile. Dann fielen die Krieger wieder über einander her. Der Baron Wassilko wurde handgemein mit dem Tschechenführer Klofac.“ Und so weiter.

Das ist, wie gesagt, einem für Gladstone schwärmenden, das irische Homerule befürwortenden Blatte entnommen. Als Deutscher schämt man sich im Auslande, die Volksvertretung eines Gebietes, das von Alters her zu uns gehört, so zum Gespött der Fremden gemacht zu sehen. Es ist freilich meine, schon im Beginn der sechziger Jahre in einer besonderen Flugschrift ausgesprochene Ueberzeugung stets gewesen, daß diese Volksvertretung nur die Einwohnerschaft der früher zum Deutschen Reich und zum Deutschen Bund gehörigen Landestheile diesseits der March und Leitha in sich fassen sollte. Dann würde man mit einem Tschechenthum, das bereits droht, die Sprachenfrage im Reichsrath dereinst mit eigner Faust, vom Stuhle des Vorsitzenden aus, im slavischen Sinne zu lösen, weit besser fertig werden.

Ich sage das, ohne der geschichtlichen Vergangenheit oder der Sprache irgend eines Volkes zu nahe treten zu wollen. Allein die Staatsvernunft gebietet, endlich mit fester Hand einer Zerbröckelung zu steuern, die seit der Ausstoßung unserer alten Reichs- und Bundesländer, deren Vertreter ja auch in der Deutschen Nationalversammlung von 1848—49 saßen, durch den slavischen Andrang immer gefahrdrohender wird — gefahrdrohend sogar für das, was man heute das „Deutsche Reich“ nennt.

Die Engländer lassen sich keinen keltischen Sprachandrang in ihrem Parlamente bieten. Um sich bei der „keltischen Umfransung“ — so hat Lord Salisbury die Iren, die Wälschen und die gälischen Hochländer in Schottland genannt — recht angenehm zu machen, ging wohl Herr Chamberlain einmal so weit, nicht blos vom britischen Parlament, den britischen Staatseinrichtungen, dem britischen Heer u. s. w. zu reden, sondern sogar von der „britischen Sprache“! Die Angeln und Sachsen hätten sich darüber im Grabe umdrehen mögen. Herr Chamberlain vergaß freilich, daß sich die Iren nicht einmal „Briten“ wollen schelten lassen.

Als er vor bald zwei Jahren dem Präsidenten Krüger die bekannte Sanduhr vorhielt, verlangte er, daß Englisch (da sagte er nicht mehr

„Britisch“!) mit Holländisch im Volksrathe zu Pretoria solle gleichberechtigt sein. Er bezog sich dabei — wie ich in „Nord und Süd“ schon früher einmal bemerkte — auf die Schweizer Eidgenossenschaft. Aber auch das vergaß er, daß es eine zehnjährige Mühe kostete, ehe die holländische Bevölkerung am Kap, die doch zwei Drittel der Einwohnerschaft ausmacht das Recht erlangte, in der Volksvertretung die eigene Sprache zu reden. Er vergaß nicht minder, daß die Transvaal-Republik ursprünglich ganz so wie die Schweizer Eidgenossenschaft, gehandelt, d. h. Holländisch und Englisch zugelassen hatte. Erst als sie durch die aufgezwungene Fremdherrschaft von 1877—81 gewitzigt worden war, änderte sie, nach Wiederherstellung des Freistaates, die bis dahin geltende Uebung, und zwar im Laufe der Zeit aus mehr als einem guten Grunde.

Oder sollten etwa Englisch, Deutsch, Französisch, Russisch, Polnisch, und was sonst noch für Sprachen unter den Ausländern in Johannesburg vorhanden sind, im Volksrathe zu Pretoria zur Geltung kommen? Und welches Recht besaß England, an die Regierung der südafrikanischen Republik jene Forderung der sprachlichen Gleichberechtigung im Parlamente zu stellen? Wie handelte es selbst zu Hause? Ja, wie mußte und muß es da handeln, wenn es nicht der äußersten Verwirrung Thür und Thor öffnen und damit die Parlamentsmacht schwächen, mit anderen Worten: die Grundlage der Freiheit untergraben wollte?

Herr Chamberlain wäre wohl der Letzte, trotz seiner sonderbaren Bezeichnung des Englischen als einer „britischen“ Sprache, der den Gebrauch der drei vorhandenen keltischen Mundarten (Kymraeg in Wales, Gälisch in Hoch-Schottland, Ersisch im Südwesten Irlands) im Londoner Reichsparlamente dulden würde. Die Waliser oder Welschen, mit einer Bevölkerung von anderthalb Millionen, bilden noch heute sprachlich ein geschlossenes Volksthum mit eigner Litteratur. Die ungeheure Mehrheit in Wales hat das keltische Kymraeg zur Mutter- und Umgangssprache. Alle Jahre feiert das Volk auf seinen sogenannten „Eistedfodau“ oder Bardenversammlungen die Erinnerungen an die britische Vorzeit. Jüngsthin haben die Welschen es sogar zur Gründung einer kymrischen Hochschule (Prifysgol Cymru) gebracht, die aus drei Kollegien in Aberystwith, Bangor und Cardiff — d. h. in West-, Nord- und Süd-Wales — besteht.

Engländer wollen die Waliser durchaus nicht sein. Den „Sassenach“ (Sachsen, so nennen sie ihn) behandeln sie als einen Fremden. Seit ein paar Jahren ist auch eine walisische Bewegung im Gange, das Wappen des Fürstenthums, wie das Bergland noch immer genannt wird, in's Reichswappen aufgenommen zu sehen. Der geflügelte rothe Drache und der Knoblauchstengel von Wales sollen neben dem Leoparden und der Rose Englands, dem Löwen und der Distel Schottlands, der Harfe und dem Kleeblatt der „Insel der Heiligen“ stehen. Welsche Ober- und Unterhausmitglieder versammelten sich neulich, um diese Forderung abermals zu berathen

22*

und an die Regierung zu richten. Es giebt ein Jung-Wales, wie es Jung-Tschechen giebt. Beiläufig gesagt: warum sollten wir den letzteren Namen nicht, wie ehemals, auf Deutsch so schreiben, da man ja doch das Wort „Czechen“ nicht als Tschechen, sondern als „Zechen“ lesen müßte?

In Schottland, dessen Bevölkerung etwas über 4000000 zählt, giebt es noch 250000 Gälisch Sprechende; doch unter diesen reden oder radebrechen 210000 auch Englisch. Es sind in neuerer Zeit Versuche gemacht worden, dies gälische Volksthum und seine keltische Zunge zu heben. Wie man eine „Eistedfod“ in Wales zum Zwecke des Wettkampfes in Lied und Wissenschaft alljährlich abhält, so geschieht es in Hoch-Schottland durch eine „Mod“. Die aus germanischem Stamme entsprossenen Nieder-Schotten stehen freilich seit alter Zeit mit den gälischen Hoch-Schotten auf gespanntem Fuß. Diese Letzteren wurden vor Jahrhunderten allein als Schotten und zwar als „rohe Schotten“ (Scoti bruti) bezeichnet; so lautet der Spruch auf dem Gemeindesiegel der Stadt Stirling vom Jahre 1296! Das Volk im Unterlande wollte von diesen Kelten nichts wissen. Die Geschichte Schottlands ist voll von den blutigen Kämpfen zwischen den beiden, Englisch und Gälisch sprechenden Stämmen.

Ein paar wilde Schotten giebt es auch heute noch. Da ist der einem Adelsgeschlecht angehörige, ehrenwerthe S. R. Erskine zu nennen, der als Jakobit — nicht zu verwechseln mit Jakobinern — den Thron des regierenden Hauses umstürzen möchte, um Maria IV., die bairische Prinzessin, als echte Nachkommin der Stuarts einzusetzen. Er hat so eben eine neue Monatsschrift angekündigt, die gälisch und englisch erscheinen soll, und in der erstgenannten Sprache den schönen Titel führt: „Am Bard: Leabhar-Naigheachd Mioseil Ann An Gaidhlig's Am Bruesla“. Herr Erskine, der für echtes Gottesgnaden-Recht streitet, betrachtet Eduard VII. als einen Usurpator. Die erste Nummer seiner Zeitschrift, die für den spottbilligen Preis von einem Penny zu haben ist, soll am 3. April erscheinen. Warum nicht am 1. April?

Im Vergleich zu den sonderbündlerischen Iren sind die Welschen und die schottischen Hochländer doch verhältnißmäßig ruhig und zeigen keine solche „struppigen Karyatiden-Häupter“, wie die St. Patricks-Kinder, deren berühmter Schutzpatron eigentlich gar kein Ire war, so viel sie sich auch auf ihn einbilden. Das Komische an dem Versuche des Herrn Thomas O'Donnell, der aus der wilden westlichen Gegend des heiligen Eilandes stammt, ist nun das, daß die ersische Rede, die er mit der dieser Sprache eigenthümlichen schwermüthigen Betonung begann, von der gesammten irischen Abgeordnetenschaft, etwa mit Ausnahme von fünf oder sechs Leuten, gar nicht verstanden wurde.

Er bezeichnete sie als „die Sprache seiner Vorfahren, als die Sprache, die er von Jugend auf gesprochen, und als die Sprache seines Landes“. Nun giebt es aber unter den 4700000 Iren nur noch 60000, die blos

Ersisch reden. Das sind Bauern in den abgelegensten, schwer zugänglichen Bezirken des Westens. Zweisprachig sind im Ganzen kaum 700000. Die anderen vier Millionen sprechen nur Englisch. Ihre Muttersprache, ihr Schriftthum ist ausschließlich Englisch.

Unter den 103 irischen Parlamentsmitgliedern giebt es höchstens 6, sage sechs, die noch Keltisch verstehen. Die Abweichungen in der Mundart der einzelnen Landestheile, wo noch Ersisch geredet wird, sind zudem derart, daß in den, offenbar von Landsleuten des Herrn O'Donnell gelieferten Uebersetzungen seiner Worte die verschiedensten Lesarten zu finden sind. Er selbst ist Lehrer der englischen Sprache in seiner Heimat, also dieser „ausländischen" Zunge, die von fast der Gesammtheit seiner Landsleute geredet wird, sehr wohl mächtig.

Als Dr. Zimmer, der hervorragende deutsche Keltist, vor Jahren nach Dublin kam, um in den Büchersammlungen der dortigen kgl. Irischen Akademie, des Trinity Colleges und des Franziskaner-Klosters vergraben liegende, ersische Sprachschätze zu heben, da zweifelte er, wie er selbst schrieb, keinen Augenblick, daß es ihm gelingen werde, durch zehnwöchentlichen Verkehr gewissermaßen nebenbei auch Irisch sprechen zu lernen. Er wurde jedoch höchst unangenehm enttäuscht. Auf seine ersische Frage: „An labhrann tu gaoidheilg?" (Sprichst Du Gälisch?) erhielt er überall dieselbe Antwort auf Englisch: „Ich verstehe Sie nicht!" Nach zweitägigem Versuch gelang es ihm endlich, einen Iren zu finden, der seine Muttersprache verstand."

Aber da liegt eben der Irrthum. Englisch ist jetzt die Muttersprache der Iren in ihrer überwältigenden Mehrheit. Oder ist etwa die Muttersprache der Berliner heut Wendisch?

Merkwürdiger Weise ist es die katholische Kirche gewesen, die früher sich bemühte, das Ersische zu Gunsten des Englischen zu verdrängen, um dadurch zwischen Irland und England eine Brücke zu schlagen für die allmähliche Wiedergewinnung des Ketzerlandes. Nicht mit Unrecht ist denn auch gesagt worden, daß, wenn England morgen wieder unter das Joch des Papstthums gebeugt wäre, man nichts mehr von einer Homerule-Forderung hören würde.

Gesellschaften sind in Dublin vor Jahren gegründet worden für die Erhaltung und Hebung der ersischen Sprache. Allein sie machen geringe Fortschritte. Einer dieser Vereine beschäftigt sich mit der zweisprachigen Veröffentlichung der alten Heldengedichte, von denen sich viele freilich auf die Fianna oder Fenier beziehen, die fälschlich für die tapferen Ahnen der Iren ausgegeben werden. Diese Fianna sind vielmehr Nord-Germanen gewesen, blonde, weißhäutige, schwert- und becherfrohe und sangeslustige Recken, welche die theils iberischen, den Mongolen verwandten, theils keltisch-arischen Iren in der Vorzeit sich unterworfen, später aber als Landsknechte unter ihnen dienten. Die Fianna waren so wenig die heldenhaften Ahnen der Stock-Iren, wie etwa die Goten, Langobarden, Franken u. s. w. die

Voreltern der romanischen Italiener, der Gallier, der Spanier und Portugiesen waren. Wenn sich daher heutige Iren prahlerisch „Fenier" nennen so ist das eine Fälschung der Geschichte.

Indessen befinden sich unter den in keltischer Zunge erhaltenen, aber auf diese germanischen Eroberer bezüglichen Gedichten Sprachschätze, die wahrlich besser sind, als eine berüchtigte tschechische Handschrift. Ich habe es mir seit langer Zeit angelegen sein lassen, die alt-irischen, wie die walisischen Schriften kennen zu lernen. Die vorhandenen Uebertragungen in's Englische sind freilich meistens recht hölzern. Einen Simrock hat es bis jetzt unter den Uebersetzern nicht gegeben, gleichviel, ob sie englischer, irischer oder welscher Abkunft waren.

Unter den irischen Führern ist, wie ich aus Erfahrung weiß, kein Sinn für die Sprachschätze des Alterthums vorhanden. Ein junger irischer Dichter, mit dem ich mich vor einigen Jahren über diese Dinge unterhielt, gestand mir ebenfalls, daß sie ihm fremd seien, obwohl er sonst der äußersten politischen Partei seines Landes angehört. Er hat sich erst seit unserer Unterredung ihnen zugewandt und behandelt sie jetzt mit Vorliebe.

Indessen kann die Bewegung für Erhaltung der aussterbenden Sprache keineswegs Erfolge aufweisen. Dr. Hyde, dessen Name durchaus nicht keltisch klingt, und der sich darum schriftstellerisch als „Anchraoibhim Aoibim" bezeichnet, klagt die Priesterschaft, die nationalistischen Führer und die Schullehrer der Neuzeit in Irland an, daß sie alle das Ihrige gethan, um die alte Sprache dem Aussterben zu überliefern. Werthvolle Handschriften wurden für ein paar Pence verkauft und in alle Winde verstreut. Niemand in Irland wisse von ihnen oder kümmere sich um sie. In einigen Jahren werde die Sprache so erloschen sein, wie die keltische in Cornwallis.

Das war vor einigen Jahren geschrieben, und viel anders ist es auch seitdem nicht geworden. Die O'Donnell'sche Behauptung von der „Sprache meines Landes" ist daher gewiß falsch. Nähme aber die Bewegung für ihre Erhaltung ebenso zu, wie es in Böhmen geschehen, nimmermehr ließe man sich's im englischen Parlament gefallen, daß dort keltisch geredet wird. Welcher Wirrwarr entstände in der That, wenn die drei Mundarten dieser Sprache, die unter einander sehr verschieden sind, dort erklängen! Falls eines Tages die Kanal-Inseln dem Vereinigten Königreiche einverleibt würden — sie stehen heute nur unter der Krone und sind im Reichsparlament nicht vertreten — so käme auch Französisch noch hinzu. Schließlich könnte dann der Inder Manscherdschi Bhownaggri, der einen Londoner Bezirk vertritt, auch in der ihm best geläufigen Sprache, nämlich auf Gujerati, eine Rede halten wollen.

Nein, die Staatsvernunft verbietet solchen Unfug. Da heißt es bei den Engländern, gegenüber der Sprachmeuterei, kurzweg: „Alle Mann auf Deck!" Und das wird hoffentlich bei den Deutschen in Oesterreich, wo die Gefahr ja viel größer ist, endlich auch die Losung sein.

Psyche.

Eine Bekenntnißschrift.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Breslau. —

(Schluß.)

Unüberbrückt aber bleibt so noch immer die Kluft zwischen der ursprünglichen pessimistischen und der späteren optimistischen Weltbetrachtung des Griechenthums, unklar die Art des Läuterungsprocesses, durch den der Grieche sich das naive „Verschlungensein in den schönen Schein" erwarb. Unanzweifelbar ist jedenfalls Nietzsches und Burckhardts Feststellung eines tragischen Unterstroms im Wesen der Griechen. Man muß noch völlig im rousseauistischen Idyllenwahn befangen sein, um zu glauben, daß am Anfang der Dinge der „naive" Mensch (in Schillers Sinn) steht. Legende ist der „naive" so gut wie der „ursprünglich gute" Mensch der wirklich „naiven" Sociologie. Man nehme nur sein bischen Darwinismus zu Hilfe und halte sich gegenwärtig, um wie viel näher noch der primitive Mensch seinen thierischen Ursprüngen steht, wieviel stärker in ihm noch die ungezähmten, maßlos begehrenden Raubthier-Instincte herrschen. Auch seelengeschichtlich darf man den Orient mit seiner ausschweifenden Phantastik und seinen wilden geschlechtlichen Paroxysmen die Wiege des Menschengeschlechtes nennen. Man denke sich ferner mit dem Halb-Thier, das eine junge Rasse darstellt, eine unentwickelte Kind-Seele verkoppelt: man male sich ihre tausend fiebrig bebenden Märchenängste vor einer herrlich und schrecklich wie am ersten Tag wirkenden Geheimnißwelt und ihre kindhafte Empfänglichkeit für die kleinsten Lust- und Unlustreize — und man wird wohl selbst als modernster Feinnerviger ein wenig anstehen, eine solche Rasse naiv zu nennen. Den Griechen freilich war es vorbehalten, aus dieser unbestreitbaren Kindheits-Epoche in prangende Jünglings-

blüthe einzutreten. Es hilft nichts, als einen historischen Glücksfall anzunehmen, wie sie unter der Fülle des Mißrathens und Verderbens immerhin doch auch vereinzelt vorkommen. Es war ganz gewiß keine Hexerei, sondern eine unvergleichlich glückliche Säftemischung, die den Ausschlag gab. Nicht zu unterschätzen sind die dämpfenden, mildernden Einflüsse des ungemein günstigen Klimas, die wunderbar rückwirkende Harmonie heimatlicher Formenklarheit. Aber das ist oft gesagt worden. Vor Allem war es doch wohl die außerordentliche Assimilirungs- und Ausscheidungsfähigkeit, die der griechischen Rasse zu ihrer Jugendblüthe verhalf: die Möglichkeit, sich fremde, besonders orientalische, bereichernde Rassenbestandtheile einzugliedern und doch der instinct- und lebenschwächenden großen Rassenkreuzung zu entgehen, in der Gobineau und Nietzsche nicht mit Unrecht eine der Hauptursachen unserer modernen Décadence erblicken. Dann die maßvolle Differenziirungsfähigkeit dieses Genievolkes, die seine reichen Möglichkeiten in tausend buntentwickelten πόλεις verwirklichte und doch, wenigstens in klassischer Zeit, nicht bis zu einer Höhe der Individualisirung fortschritt, auf der sich der zusammenhaltende Reif der πόλις gelockert hätte. Und ferner die unbeschränkte, aber maßvoll geübte Genußmöglichkeit im Geschlechtlichen. Und letztens, aber wichtigstens die wundervolle Mitgift künstlerischer Gestaltungsgabe, die den Rausch im Schein seine Erlösung feiern ließ, die den gefahrdrohenden Ueberschuß der griechischen Lebensfülle in die Canäle künstlerischen Schaffens leitete. Kunst als Palliativ gegen das Leben! — Und so kam die „Naivetät“ des Griechenthums zu Stande, die wir jetzt, ohne uns von dem hübschen Schlagwort blenden zu lassen, in ihren tieferen Wesenszügen prüfen müssen.

Denn nur von einer wenn auch tiefen, so doch unbestimmten Ahnung des wahren Sachverhalts kann man bei Schiller reden. Und auch in Friedrich Schlegels geistvoller Bemerkung, daß in dem Interessanten — wie es den Charakter der modernen Kunst ausmacht — lediglich die Vorstufe des wiederzuerzeugenden (antiken) Schönen bestehe, wird man nicht viel mehr erblicken dürfen. Beachtenswerther, weil dem modernen Standpunkt verwandter, erscheint schon Lotzes Polemik gegen Schillers Anschauung*): „(Nur) in der widerspruchslosen Beherrschung der ganzen Phantasie durch einen feststehenden Inhalt der Sitte, in den sie so eingetaucht ist, wie wir in die Luft, die wir athmen, können wir allein jene Naivetät erblicken, welche Schiller von einer kaum klar zu bezeichnenden Uebereinstimmung des menschlichen Gemüthslebens mit der Natur ableitet.“ Was sich gegen diesen Lotze'schen Einwand vorbringen läßt, liegt auf der Hand: Die Thatsache der griechischen „Naivetät“ als volkspsychologischer Erscheinung ist nicht aus der Welt zu schaffen; wir haben sie im Anschluß an

---

*) Geschichte der Aesthetik in Deutschland, S. 362.

Nietzsches und Burckhardts Gedankengänge als eine frühe Eroberung eines glücklich temperirten Rassengeistes kennen gelernt, und erst in verhältnißmäßig später nachklassischer Zeit, in den ersten Anfängen der griechischen Décadence, können wir thatsächlich wahrnehmen, wie sich die innige Verschwisterung der griechischen Psyche mit dem „schönen Schein" löst und ihre „Naivetät" abzubröckeln beginnt. Ueberdies dürfen wir nicht vergessen, daß selbst unter der Voraussetzung eines tiefliegenden nationalen Pessimismus auf den Einzelnen immer doch nur ein verhältnißmäßig geringes Partikelchen der großen pessimistischen Unbefriedigung kam. Andererseits ist aber doch Lotze das Verdienst nicht abzustreiten, daß er erstmals das tiefere Wesen der sogenannten griechischen „Naivetät", wenn auch nicht genügend herausgearbeitet, so doch wenigstens geistreich angedeutet hat. Das Geheimniß der hellenischen „Naivetät" besteht nämlich in nichts Anderem, als in der Ungebrochenheit des Instincts. Mit treffsicherem psychologischem Tact hat Schiller die Begegnung zwischen Glaukos und Diomedes aus dem 6. Buche der Ilias als illustrirendes Beispiel herangezogen. Eine einzige solche Stelle redet Bände zur Völkerpsychologie. Hier erscheint der egoistische Trieb ungebrochen und unmaskirt, während er sich heut unwillkürlich mit dem Mäntelchen des socialen Empfindens drapirt, und sich selbst im Widerspruch mit der „idealen Forderung" empfindet; hier giebt es zwar auch altruistische Regungen, aber nur als die egoistische Motivation zeitweilig begleitende Parallel- und Inductivströme, die als störend und abnorm empfunden und so rasch als möglich wieder ausgeschaltet werden — während heut egoistische nnd altruistische Antriebe sich unaufhörlich kreuzen, und in ihren tiefsten Wurzelfasern unlöslich verwachsen scheinen. Die moderne „Naivetätlosigkeit" beruht daher folgerichtig auf der zunehmenden Verfeinerung und Schwächung der Instincte. Und auch hierfür hat Lotze mit feinem Empfinden den tieferen Grund geahnt. Dieser Grund aber ist nichts Anderes als die fortschreitende Individualisirung der Menschheit. Nietzsche hat die Thatsache in einem wundervollen Zarathustrawort auf die kürzeste und bezeichnendste Formel gebracht: „Schaffende waren erst Völker und spät erst Einzelne. Wahrlich, der Einzelne ist erst die jüngste Schöpfung." Es ist das ein Entwicklungsgang, der unlöslich mit der abnehmenden Schlagkraft der Instincte zusammenhängt. Denn der Instinct ist immer blind, all-gemeinsam, unindividuell, undifferenzirt. Man kann kaum ein bezeichnenderes Musterbeispiel dafür finden, als die antike Erotik im Gegensatz zur modernen. Die ausschließliche Koncentration des Geschlechtstriebs auf ein ganz bestimmtes individuelles Befriedigungsobject ist lediglich ein Bestandstück des complicirten modernen Seelenhaushalts. Der Antike war sie fremd. Odysseus und Kalypso, Paris und Helena legen dafür ein ebenso urweltlich heiteres als beredtes Zeugniß ab. Die oft citirten Beziehungen zwischen Haimon und Antigone laufen im Grunde unbestreitbar auf ein bloßes Treueverhältniß hinaus, und

die Ueberlieferung von Hero und Leander wurzelte so wenig im griechischen Volksgeiste, daß sie erst im 6. nachchristlichen Jahrhundert in dem Grammatiker Musaios ihren dichterischen Bearbeiter fand. Man darf sich um die Thatsache nicht herumdrücken: Auch der hitzigste Gräcomane (und ich bekenne mich selbst zu zeitweiligen Anfällen von Gräcomanie) wird zugeben müssen, daß der Hellene einen verhältnißmäßig frühen und einfachen seelischen Typus darstellt. Wir haben es dagegen gerade in dieser Richtung wirklich herrlich weit gebracht — so herrlich weit, daß oft die höchste Verfeinerung die Instincte völlig zu zersplittern droht. Ola Hansson hat in seinen zu wenig gelesenen spürsinnigen Studien die morbide Pflanze, die Sensitiva amorosa heißt, bis in ihre feinsten blutleeren Aederchen hinein geprüft und uns die Tragik der überfeinerten Sinnlichkeit entrollt; Strindbergs ganzes Dichten ist im Grunde immer nur das unausgeglichene Hin und Her zwischen dem Erdenrest blinder Sinnlichkeit, den differenzirten Bedürfnissen seines individuellen Geschlechtstriebes und den unerfüllbaren Ansprüchen seines Geniehirns. Und am klarsten und tiefsten hat wohl wieder Nietzsche das große erotische Dilemma des modernen Menschen, von dem unsere Urväter noch keine Ahnung hatten, gefühlt und ausgedrückt. Man versteht ihn nach meiner tiefsten Ueberzeugung falsch, wenn man ihm jeden erotischen Antrieb abspricht. Es ist ein neuer Beweis für den erschreckenden Mangel an psychologischer Feinfühligkeit, wenn man nie auf den seelisch denkwürdigen jungen Vers geachtet hat:

„So sprach ein Weib voll Schüchternheit
Zu mir im Morgenschein:
Bist schon Du selig vor Nüchternheit,
Wie selig wirst Du — trunken sein?“

Und seine Spottverslein gegen die Weiber wird man doch wohl nicht als einfache schopenhauerische Nackenschläge, sondern als Resultate der furchtbaren Enttäuschungen betrachten müssen, die er am Weibe erlebt hat. Sehr charakteristisch sind hierfür auch einige Aeußerungen in Privatbriefen, die seine Schwester neulich in der „Neuen Deutschen Rundschau“ veröffentlicht hat. Wie er überhaupt die moderne Künstlerseele in unerhörter Intensität und Vollständigkeit in sich trug, so kämpften auch hier tragisch in ihm die lebenbejahende Weltfreudigkeit, die ihn (in „Jenseits von Gut und Böse“) die „Entzauberung und Verlangweiligung des Weibes“ durch die heraufkommende Emancipation befürchten ließ, und jene äußerste Vergeistigungstendenz, die ihm die erhabene, aber unrealistische Definition der Ehe eingab: „Ehe, das nenne ich den Willen zu zweien, das zu schaffen, was mehr ist, als die es schufen.“ Und das Dilemma ist in der That bis auf Weiteres unlösbar. Dem modernen Mann, der nicht der völligen Instinct-Auflösung entgegengehen will, wird tragisch immer eine letzte Leere und eine letzte Einsamkeit bleiben. Den tiefsten Trost und die schönste Klärung aber spendet ihm vielleicht immer noch Fr. Th. Vischers wundervolles Wort:

„Das Weib soll nur so viel des Ahnenden in sich haben, daß es fühlt: mit Gemeinplätzen ist es nicht gethan . . . Das Weib ist in seinem helldunklen Wesen eine geheimnißvolle Einheit der beiden Weltpole Natur und Geist.“ —

Man kann in der That den Gegensatz zwischen Antik und Modern nicht besser demonstriren, als an dem Kernpunkt der Vitalität, der Erotik. Ein kleiner Vorbehalt ist freilich bei allen seelengeschichtlichen Betrachtungen unumgänglich: Psychologie ist keine Mathematik, und der Dämon, als dessen Wohnstätte Demokrit mit Recht die Psyche betrachtet, läßt sich nicht mit dürren Formeln bannen. Im Grunde enthält die Psyche jeder reichangelegten Rasse schon alle, auch die entferntesten Möglichkeiten, in sich, und immer nur die „ruling passion“ (um einen neuen Kunstausdruck zu gebrauchen) können wir im Auge haben, wenn wir die Seele einer Rasse oder Zeit, d. h. ihre typischen seelischen Grundzüge bestimmen wollen. Auch darf man nicht vergessen, daß sich das seelische Geschehen oft nach der mit Unrecht zum alten Eisen geworfenen hegelischen Formel vollzieht: Die Seele gebärt aus dem schmerzlichen Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit heraus ihren Gegensatz. Daher die jüdische Sehnsucht nach griechischer Lebensheiterkeit, daher die Krönung des griechischen Klassicismus durch Plato. Auch an den denkwürdigen jungen Griechen sei erinnert, den nach Burckhardts Bericht die Lectüre der platonischen Dialoge zum Selbstmord trieb, ganz wie im 18. Jahrhundert der „Werther“ eine Selbstmord-Epidemie zur Folge hatte. Und vielleicht auch an den entschiedensten Pessimisten der griechischen Philosophie, den Kyrenaiker Hegesias, der nicht umsonst den Beinamen πεισιθάνατος erhielt. Der pessimistische Hedoniker — das ist beinahe ein ebenso beredtes Symbol für gewisse tiefste seelische Geheimnisse, wie — nach Nietzsche — der „musiktreibende Sokrates“ für die Unzulänglichkeit der alexandrinischen Verstandeskultur.

Nur in diesem Lichte wird man auch die Renaissance und Hamlet begreifen können. Vielleicht stand der ganzen Renaissance gerade wegen ihrer maßlosen Kraft-Verausgabung der Hamlet-Typus doch näher, als man gewöhnlich denkt. Denn der Renaissancemensch, dessen meisterhafte Schilderung man in Taines englischer Litteraturgeschichte nachlesen mag, glich einer überheizten, blind stampfenden Maschine, deren hastende Lebensenergie sich um so rascher und sicherer erschöpfen mußte. Die Hamlet-Natur mußte in ihr sozusagen, um einen psychologischen Kunstausdruck Humes zu gebrauchen, als „Vorstellung in Bereitschaft“ lauern, die jeden Augenblick, noch dazu vom hegelischen Gegensatzbedürfniß gespornt, die schmale Grenze zwischen Unbewußt und Bewußt überschreiten konnte. Man sieht, es ist unhistorisch, sich die Renaissance schlechthin als ein wiederaufgelebtes Griechenland zu denken. Die urkräftige Reaction des unterdrückten lebenstrotzenden Instincts gegen die mönchisch-asketische Vergeistigung des Mittelalters hat vom ersten Augenblick an etwas bedenklich Ueberschäumendes, Krampfhaftes, Fiebriges, das kein Hauch griechischer Sophrosyne

zu gleichmäßig gesünderen Lebensschwingungen mäßigte. Und es ist ebenso begreiflich als charakteristisch, daß gerade der größte Menschenbildner dieses Kulturkreises neben der wunderbaren Fülle instinktkräftigster Renaissancegestalten auch den Hamlet schuf, den ersten modernen Menschen, dem sich in den unentschiedenen Streit gleichstarker Triebe die große Unparteiische, Reflexion, mengte und ein tödtlicher Erkenntniß-Ueberschuß den entschlossenen Willen lähmte.

Hamlet: das ist das ahnende zweite Gesicht, das Janusantlitz, das der Renaissancetitan der grämlich-grau heraufdämmernden neuen Zeit zuwendet. Hamlet: das ist der Ahnherr des modernen Menschen, wie er nun unter wechselnden Masken und schwankenden Gradunterschieden, aber im Kern immergleich, die seelengeschichtliche Bühne betritt. Denn nach dem zierlich verschnörkelten Renaissance-Epilog des Rococo beginnt die große innere Desorganisation, die Romantik heißt und also keine rein litterarische Erscheinung, sondern ein Stück europäischer Psychologie ist. So wunderbar es klingen mag: Auch Goethe war Romantiker, wie er es als moderner Mensch kraft historischer Bedingtheit sein mußte. Nur bedeutet er freilich — und darin liegt seine großartige seelengeschichtliche Bedeutung — den ersten Versuch in großem Stil, sich zu „entromantisiren", sich innerlich zu vereinheitlichen. Sind Faust, Tasso, Meister, etwa keine innerlich desorganisirten, keine suchenden Menschen? Nur daß hier schon ein neuer psychischer Typus langsam heraufkommt, daß der Mensch aufhört „am Menschen zu leiden". Hier ist die Brücke zwischen der angeblichen „Klassik" der Goethe-Schiller und der jungdeutschen „Romantik" des Jahrhundertanfangs, das Wort im engen, gewöhnlichen Sinn verstanden. Hier ist die Quelle jener beiden Parallelströmungen, die sich, auf den ersten Blick verwunderlich, in der „Romantik" nachweisen lassen: der Wilhelm Meister-Strömung und der — nun, sagen wir Novalis-Strömung. Man wird diese beiden häßlichen, aber wohl bezeichnenden Ausdrücke hoffentlich nicht mißverstehen. Der desorganisirte Mensch nämlich kann, wenn man das drastische Wort gestattet, von dieser und von jener Welt sein. Von dieser Welt ist Wilhelm Meister, der die Souveränetät des sich durch tausend Irrungen zur großen Lösung selbstherrlich hindurchläuternden Individuums proclamirt; von dieser Welt ist noch Friedrich Schlegel, nach dem es die Tendenz der Romantik sein soll, „das Leben poetischer, die Poesie lebensvoller zu gestalten", also dieses Leben in seiner künstlerischen Verschönerung zu bejahen; von jener Welt ist Hardenberg-Novalis, der — wunderlich und doch begreiflich genug — vom „Wilhelm Meister" zum Christenthum schwenkt. Dieses Sich-Zurückziehen aus der Realität in lebenverneinende Geistigkeit ist die nothwendige Konsequenz der vollendeten inneren Desorganisation. Was man sonst zumeist als Merkmale der „Romantik" zu bezeichnen pflegt, sind Begleit- und Folgeerscheinungen, die man mit dem Wesen verwechselt.

Was ist das specifisch christliche Element bei Novalis Anderes als eben ein Ausdruck jener Vergeistigungs-Tendenz? Was ist seine Volksthümlichkeit Anderes als jener tiefe Hang zur Primitivität des Gefühls, zu der jede gestörte Organisation wie zum letzten Rettungsanker greift? Was ist endlich jene krampfhafte Verfeinerung der dichterischen Ausdrucksmittel, jenes sinnlich-übersinnliche Spiel mit Symbolen und wirkungsmächtigen Worten Anderes als ein Ausfluß jener Gefühls-Exuberanz, die sich nicht zu fassen und zu klären weiß? Und was ist auf der anderen Seite die „Emancipation des Fleisches“, wie sie Schlegels Lucinde lehrt, oder das Schwärmen und Schwelgen in exotisch-bunten fremden Zonen und Kulturen Anderes als ebenfalls — Weltflucht, mit dem bloßen Gradunterschied, daß hier nicht die Welt überhaupt, sondern nur die farblose und einschnürende Gegenwartwelt verneint wird? Lauter Züge, die unserem jungen Symbolisten- und Decadentengeschlecht gleichfalls nicht fremd sind. Ein Beweis dafür, daß, was wir jetzt mit dem zu Tode gehetzten Wort „Décadence“ bezeichnen, nur der hoffentlich letzte Act der großen romantischen Desorganisation ist.

Denn nur die Oberflächlinge können es leugnen, daß wir noch bis zum Halse in der Romantik stecken. So eröffne ich denn auf der ganzen Front den Angriff gegen die zeitgemäßen Aesthetiker des „Naturalismus“ und „Symbolismus“. Ich glaube bereits nachgewiesen zu haben, daß es sich bei beiden um künstlerische Techniken handelt, daß der künstlerische Inhalt aber anderwärts liegt. Und wenn man mir einwendet, daß der Naturalismus uns doch zweifellos eine Erweiterung des Stoffkreises gebracht hat (was übrigens auch noch nachzuprüfen wäre), so würde ich darauf antworten: daß ein künstlerischer Inhalt überhaupt nicht im Stoff liegt, er sei im Uebrigen „veristischer“ oder „idealistischer“ Natur, — sondern vielmehr in einem Verhältniß; in der Beziehung zwischen Wirklichkeit und Künstlerseele. Die innere Ausgesöhntheit zwischen Realität und Psyche ist das Merkmal der Klassik, ihr unlöslicher Zwiespalt dasjenige der Romantik. Nur unter diesem ewigkeitlichen Gesichtspunkte wird man überhaupt erst die verschiedenartigen Tendenzen der „romantischen Schule“ als aus einheitlicher Quelle hervorgegangen verstehen, nur so wird man auch den eigentlichen Charakter unserer jüngsten Entwickelungen historisch begreifen lernen. Denn quälender als heutzutage ist wohl kaum der Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal jemals empfunden worden. Selbst in den unpersönlichsten Naturalistenproducten wie in Hauptmanns „Webern“ oder „Hannele“ (seinem vielleicht schönsten, reifsten und bleibendsten Werk) grollt und schluchzt ein romantisch-revolutionärer Sehnsuchts-Rest, und dieser, nicht das naturalistische Detail, ist der eigentliche Inhalt dieser Dichtungen. Zolas utopistisches Romantiker-Temperament flammt wie eine wegweisende Feuersäule seinen dramatisch bewegten Massen voran; Ibsens, Björnsons, Strindbergs größte Schöpfungen

sind im besten Sinne des Wortes zukunftschwanger, — also gegenwartflüchtig, also romantisch; und bis in seine feinsten Poren romantik-durchtränkt ist Garborgs typischer und klassischer Décadence-Ichroman „Müde Seelen“. Die Krönung der modernen Romantik aber und nur als Romantiker par excellence zu verstehen ist Friedrich Nietzsche. Als Romantiker par excellence — obwohl und gerade weil er die große Sehnsucht hatte und den heroischen Versuch wagte, von der Romantik loszukommen. Das giebt nämlich dem Bilde jedes Romantikers erst den letzten abrundenden Zug. Auch Heinrich Heine begreift man erst in diesem Lichte. Ueberwindung der Romantik: das ist für jeden nicht an der Oberfläche haftenden Blick das eigentliche ethische und ästhetische, menschliche und künstlerische Kernproblem der Gegenwart. Und doch durften die Herren Holz und Schlaf eine oberflächlichste Verfeinerung der Technik ungestraft als das Heraufkommen einer „neuen Kunst“ (!) ausposaunen; und doch wird Gerhart Hauptmann, dessen reichbegabte kleinmeisterische Bildnernatur sonst kein Verständiger schmälen würde, tönend als Meister dieser „neuen Kunst“ gefeiert, obwohl er zu jenem vitalsten Kapitel, außer dem theilweis lyrisch echten und bestechenden, aber im Ganzen schlecht und recht zusammengestammelten Glockenmärchen, uns bisher noch kein Sterbenswörtchen zu sagen vermocht hat...

Die größten Erzieher und Befreier der von romantischen Sehnsüchten gequälten modernen Seele aber heißen Friedrich Nietzsche und Maurice Maeterlinck. Und bedeutungsvoll-verwandt grüßen aus verrauschten Jahren die Riesengestalten Goethes und Schopenhauers zu uns herüber, zielsetzende Helden, denen wir aus der romantischen Niederung die Wege zum Olymp hinauf uns nachzuarbeiten trachten. Man kritisirt im Allgemeinen heute viel zu wenig von innen heraus. Und so hat man denn auch schon wahre Litteraturberge über den Philosophen und den Dichter Nietzsche zusammengeschrieben, aber den Menschen Nietzsche nicht beachtet. Und doch wird seine Psyche der modernen Seele ein besseres erzieherisches Vorbild sein als seine Theorie, und schließlich wird auch diese genetisch nur aus seiner Psyche heraus zu entwickeln sein. Ich glaube, man könnte hierüber ein Werk schreiben: „Der Fall Nietzsche, ein Künstler-Problem“, in Anlehnung an das berühmte Muster seiner Wagner-Schrift. Nur als ein Künstler-Problem, was mir bisher nicht genügend betont erscheint, ist auch seine Tragik zu verstehen, die darin bestand, daß er nach Harmonisirung rang und als ihr erstes tragisch-heroisches Schlachtopfer fiel, vor den traumrosenumkränzten brodelnden Zukunft-Altären, die seine dionysische Dithyrambik rauschselig umklang...

Aber nur dem vergleichenden Betrachter werden sich die Tiefen dieses Problems erhellen. Nur durch die Untersuchung mehr oder minder gleichartiger Künstlernaturen, Goethes, Schillers, Heines, Schopenhauers, wird sich uns auch das wahre Verständniß Nietzsches erschließen ... Das

weiß man natürlich längst. Und es ist seit jeher nach Herzenslust verglichen worden. Besonders der Vergleich zwischen Goethe und Nietzsche soll, wie ich mir habe sagen lassen, sehr beliebt sein. Und in der üblichen philiströsen Beleuchtung webt sich dann die leuchtende Glorie um Goethes Frieden und Hoheit strahlendes Olympierhaupt. Schon Servaes hat in seiner sehr feinen Goethe-Broschüre auf die unbändige Komik der Thatsache hingewiesen, daß sich der Philister so gern mit Goethe identificirt — mit Goethe, der doch einen Dämon in sich zu bezwingen hatte!

Und in der That geht auch nur deswegen das Exempel so glatt und restlos auf, weil die Rechnung durch ein großes Mißverständniß unwillkürlich gefälscht, weil ein irrationaler Factor philiströs rationalisirt wird. Dieser irrationale Factor ist das Genie. So betrübend die Thatsache ist, sie muß ausgesprochen werden: Das Gros unserer Wissenschaftler hat vom Wesen des Genies nicht die leiseste Ahnung. Und wie sollte es auch? Dazu muß man eben das Datum in der Brust haben . . . Braucht man erst des Längeren auf die Art hinzuweisen, wie etwa in unseren Dutzend-Litteraturgeschichten Kleist, Hebbel, Grabbe, Heine, in unseren Dutzend-Philosophiegeschichten Schopenhauer und Nietzsche räumlich wie sachlich behandelt werden? In drastischen Einzelfällen zeigt sich die Incompetenz der „Wissenschaft" dem Genie gegenüber besonders augenfällig. Sie beweist das z. B. trotz aller banalen Lombroso-Weisheit immer wieder, wenn sie Goethe „glücklich" nennt. Nein, mit Verlaub zu sagen: das Genie ist niemals glücklich. Wer die Seelenstürme des Werther, wer die Verzweiflungsdelirien des Faust, wer die künstlerische Unstäte des Tasso und des Wilhelm Meister innerlich durchlebt hat, — den kann man doch nicht gut „glücklich" nennen.

Ein anderes Beispiel: In Ueberweg-Heinzes gut orientirendem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (III, 2, S. 294) kann man über Nietzsche lesen: „. . . Auch Darwin gilt ihm als ein zwar achtbarer, aber nur mittelmäßiger Geist". Das „gilt" ist köstlich! Ich habe hinter diesem Satze immer unwillkürlich das verwundert gefaltete deutsche Gelehrtenantlitz auftauchen sehen, aus dessen nicht eben allzu geistvollen Zügen das große Nicht-Verstehen spricht. Es ist specifisch deutsche „niaiserie" diesen Satz in dieser Form zu referiren. — Und Theobald Ziegler endlich, mit dem die Beispielsreihe geschlossen sei, erhebt in seinem neuesten verständigen, aber lauwarmen Nietzsche-Buch*) die übliche, außerordentlich charakteristische Anklage gegen Nietzsches Unfähigkeit, sich goethisch mit seiner Umwelt zu harmonisiren. Man muß die Stelle im Originaltext genießen**) „Goethe . . . den Nietzsche doch immer als eine Art von Uebermenschen anerkannt hat, läßt sich in der „Zueignung" zu seinen Gedichten durch seinen Genius

---

*) Th. Ziegler, Fried. Nietzsche. Berlin, Georg Bondi, 1900.
**) A. a. O., S. 138.

vor allem Uebermenschenthum warnen und zur Einfachheit der Pflicht und der Selbstbescheidung zurückrufen. (Folgt Citat.) Die Stelle klingt, wie wenn sie ganz direct prophetisch auf das Uebermenschenthum Nietzsches gemünzt wäre, und schließt auch schon die nächstliegende einfache Widerlegung desselben in sich: Wie viel bist Du von Andern unterschieden?!" — Man beachte: das ist die eigentliche Pointe des Gedankengangs, der große Trumpf, den Ziegler gegen Nietzsche ausspielt: „Wie viel bist Du von Andern unterschieden!" Hätte Herr Ziegler eine Ahnung von der ungeheuren Kluft, die schon zwischen Mensch und Mensch schlechthin, geschweige denn zwischen Dutzendmensch und Genie klafft, reichte seine Seelenkennerschaft nur etwas über die Psychologie eben jenes Dutzendmenschen hinaus, — er wäre vielleicht gegen den Eideshelfer Goethe ein wenig mißtrauisch geworden. Es ist gewiß nicht schwer, bei Goethe Stellen dieser Art aufzutreiben, und Herr Ziegler müßte mir eigentlich dankbar sein, wenn ich als selbstloser Gegner seine Argumentation noch durch ein weiteres Goethe-Citat „stütze". Goethe sagt bekanntlich in seinem Fragment vom „Ewigen Juden" noch viel drastischer:

„Der größte Mensch bleibt stets ein Menschenkind,
Die größten Köpfe sind das nur, was Andre sind,
Allein das merkt, sie sind es umgekehrt:
Sie wollen nicht mit andern Erdentröpfen
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen,
Verachten, was ein Jeder ehrt;
Und was gemeinen Sinn empört,
Das ehren unbefangne Weisen,
Doch brachten sie's nicht allzuweit.
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War Gott zu lästern und den Dreck zu preisen!

Und doch hat Herr Ziegler nach meiner tiefsten Ueberzeugung diese goethische Anschauung mißdeutet, weil er nur ihren Oberflächensinn las und — um mich zu wiederholen — den irrationalen Factor „Genie" philiströs rationalisirte. Dem Verstehenden sind jene Worte sämmtlich nur Aeußerungen einer tiefschmerzlichen Resignationsstimmung, die in Augenblicken trostloser innerer Einkehr mit tiefer, ringender Gewissensehrlichkeit dem eignen Wesen Herz und Nieren prüft und am Widerstande der stumpfen Welt die eigne Unkraft schmählich zersplittern fühlt. Vielleicht wirkt auch ein wenig jene tiefe ehrfürchtige Scheu vor dem geschichtlich Gewordenen mit, die allen genialen, auf Verehrung angelegten Geistern — und nicht zuletzt Nietzsche selbst — eigen ist. Maurice Maeterlinck hat in seinem jüngsten Buche diesen Seelenzustand einmal wundervoll zutreffend charakterisirt: „Es giebt Augenblicke, wo der Weise die Eitelkeit seiner geistigen Schätze erkennt, wo er inne wird, daß ihn von den anderen Menschen kaum einige Gewohnheiten und Worte trennen; wo er an dem Werthe dieser Worte

irre wird"*) . . . Und Björnsons großzügige „Ueber unsere Kraft"-Dichtung ist ja im Grunde nur das wehmüthig resignirende Schwanenlied dieses faustisch seine Machtweite überschätzenden Uebermenschenthums.

Ganz so idyllisch-bedingungslos und ausgesprochen-allerweltsmäßig, wie der Philister und der Professor meinen, ist also die goethische „Harmonie" denn doch nicht. Erstens trug er den Dämon in sich, wie es uns Servaes in seinem schon citirten Schriftchen sehr hübsch geschildert hat. Und welcher Genius trüge ihn nicht in sich? Wann wird man es endlich, wenn auch nicht begreifen, — denn dazu müßte Jedermann ein Genie sein — aber doch wenigstens sympathetisch ahnen lernen, daß das Genie das einsamste, unrastvollste, im brutalen Daseinskampfe untauglichste und illusionenreichste Geschöpf der Welt ist? Ich habe immer nur mit tiefer innerer Rührung die Verse des jungen Schopenhauer an Kant lesen können:

„Ich suchte mir die Oede zu beleben
Mit Deiner Worte geisterfülltem Klang.
Sie sind mir Alle fremd, die mich umgeben,
Die Welt ist öde und das Leben lang."

Die letzten beiden Zeilen sind für das Genie schlechthin typisch. Und darum hapert es auch mit der erreichten „Harmonie" Goethes ganz gewaltig. Er hatte wohl das hohe Glück, fast in jeder Zeit seines Lebens Menschen zu finden, die ihm wenigstens bis an die Schultern reichten, und doch wird man nur schauernd die unzugängliche Hochgebirgs-Einsamkeit nachempfinden können, in der er lebte — und, o Wunder!, leben blieb. Es gehörte eine außerordentliche Robusticität dazu, dieses Leben zu ertragen, und man darf die segensvolle Wirkung des elterlichen Erbtheils, aus mütterlicher Frohnatur und väterlicher Nüchternheit gemengt, dabei nicht unterschätzen. Aber die holden Feeengaben verhalfen ihm doch schließlich auch nur zu einer sehr zweifelhaften Art von „Harmonisirung". Ist der Unterschied zwischen der Zurückgezogenheit und Selbstbeschränkung, in der Goethe nach der italienischen Reise lebte, und der abseits grollenden Verbitterung Schopenhauers wirklich so sehr groß, wie man gewöhnlich glaubt, und wie es uns noch Nietzsche in „Schopenhauer als Erzieher" glauben machen will? Treffen nicht Nietzsches herrliche Worte von unserem Schopenhauer als dem furchtlosen Dürerschen Ritter zwischen Tod und Teufel mutatis mutandis auch auf Goethe zu? Und wenn er trotzdem selbst den Mißklängen seiner Seele tiefrauschende Harmonieen abzuzwingen verstand, wenn sich sein faustisches Unsterbliches aus mephistophelischen Klauen zu reinen Aetherhöhen entschwang, in denen das Unzulängliche Ereigniß wird — so wird das wohl außer den bereits angeführten noch besondere Gründe haben, die wir jetzt näher in's Auge fassen wollen.

---

*) Weisheit und Schicksal, übersetzt von Oppeln-Bronikowski, S. 158.

Schiller und Heine — an sich so verschieden — sind zunächst in's Auge fallende Gegentypen. Man macht heutzutage ja auf allen Seiten den Darwinismus mobil; warum nicht auch einmal hier? In der That wird auch über das hier vorliegende Problem erst die entwicklungstheoretische Betrachtungsweise volles Licht verbreiten. Der wesentliche Inhalt aller Menschheitsgeschichte ist, wie sich das aus den einfachsten Darwinistischen Prämissen ergiebt, nichts Anderes als der Konflikt zwischen beiden Wesenshälften des Menschen, zwischen seiner sinnlichen und seiner geistigen Natur. Es war, wenn ich mir den allerdings etwas paradoxen Satz gestatten darf, ein gewagtes Experiment der Natur, eine Gattung bis zu einer Entwicklungshöhe zu steigern, die mit den materiellen thierischen Grundbedingungen ihrer Existenz im Widerspruche steht. Und in plebejisch-revolutionären Zeiten beobachten wir in der That durchgängig, wie beide Naturen im Menschen sich entzweien. Das Thier mit seinen ungezügelten Trieben bricht hervor, oder aber der Geist gelangt zu einer unnatürlichen Suprematie. Auch das Letzte kann nur der Fall sein, wenn der Gegensatz bereits der aufstrebenden Generation fühlbar in's Bewußtsein getreten ist. Man denke an die Zeiten des beginnenden Christenthums. Um auf die Gegenwart zu exemplificiren: Die ganze nachgoethische Periode charakterisirt sich, eminent plebejisch-revolutionär, wie sie ist, durch das Wieder-Acut-Werden dieses Konflikts. Neuere Entwicklungen kennzeichnet ein einziger Romantitel: La bête humaine. Das Weib vor Allem erscheint jetzt als Verderberin, von Dumas' „Femme de Claude“ bis herab zu Nana und Sappho. Und zumal uns Jüngeren, die wir mit dem Naturalismus freilich herzlich wenig zu thun haben, lebt der ungeheure Riß wieder peinvoll im Bewußtsein. Zu zeitweiligem Ausgleich gelangt aber jener Gegensatz nur in Bildungs-Aristokratieen, wie deren eine zu Goethes Zeit langsam abbröckelte. Wenn er die fürchterliche Kluft zwischen Natur und Geist in sich zu überbrücken verstand, so konnte er es nur als Sohn dieser Bildungsaristokratie. Und nun halte man den Plebejer Schiller gegenüber, und man wird begreifen, warum in ihm Alles, aus den dumpfen Tiefen der Sinnlichkeit ringend, in die lichten Höhen eines abstracten Ideales strebte . . . Bei Heine complicirt sich der Fall noch durch den hinzukommenden Rassengegensatz. Sir Henry Maine hat einmal gesagt: There is nothing moving in this world, which is not greek in its origin. Er hätte auch „jewish“ für greek setzen können. Nietzsche hat nämlich ganz Recht, wenn er einmal die Epoche Alexanders des Großen als den eigentlichen Kreuzungspunkt der beiden großen Culturströme bezeichnet, aus deren Zusammenfluß und Gegenspiel unsere ganze moderne Cultur resultirt.

In der That berühren und schneiden sich Griechenland und Orient in der modernen Psyche unaufhörlich. Und auch das hat seine tieferen entwicklungsgeschichtlichen Gründe. Wie der Grieche die Harmonie zwischen

Thierischem und Geistigem im Menschen repräsentirt, so der Jude ihren Zwiespalt, d. h. nichts Anderes als ihr Auseinanderstreben zum Zwecke einer höheren, geklärten Vereinigungsmöglichkeit. Man sieht: auch die Seelengeschichte darf sich darwinistischen Erwägungen nicht mehr verschließen. Jedem neuen Griechenland der Psyche geht ein neuer Orient voraus . . .

So scheint die goethische „Harmonie" durch die Rassen-, Klassen- und Zeit-Psychologie erklärt. Und doch bleibt noch ein ungelöster Rest. Und doch versteht man den „Fall Goethe" noch nicht in seinen letzten Tiefen — zumal wenn man ihm den „Fall Nietzsche" entgegenhält. Es bleibt nichts Anderes übrig als allem Historistendogmatismus zum Trotz auf die Einzelseele zurückzugehen . . . Ich sprach früher vom productiven Menschen und seinen Verzweigungen. Nun, Goethes Größe, Gesundheit und Harmonie wurzelt nicht zum Mindesten darin, daß er diesen Typus in strengster Einheitlichkeit darstellte, daß er nur Künstler in des Wortes engster Bedeutung, nur Dichter war. Auch sein faustisches Erkenntnißbedürfniß spricht nicht dagegen. Denn er dachte nur als Dichter. Alles „Scheiden und Zählen", d. h. alles discursive und abstracte Denken, war ihm nach eigenem Bekenntniß in tiefster Seele verhaßt, und nicht mit Unrecht vergleicht ihn Brandes im 6. Bande der „Hauptströmungen" mit den alten ionischen Naturphilosophen vom Schlage eines Thales oder Heraklit, denen Philosophie, Religion und Kunst noch eine unlösliche Einheit war. Eine selbstständige Weltanschauung aber hat Goethe niemals gehabt; sein ganzes Verdienst als Denker ist es, dem Spinozismus die wundervoll adäquate poetische Ausdrucksform gefunden zu haben. Uns die specifisch moderne Weltanschauung zu schenken, das blieb einem anderen Großen vorbehalten, dem Arthur Schopenhauer, dessen Geniethat es ist, in seiner Willenslehre den Pantheismus entstofflicht zu haben. Der Nichts-als-Dichter aber, dessen ganze Natur nur darauf angelegt und dazu fähig ist, empfangene Erlebnißinhalte, zu plastischen Kunstwerken umgeschmolzen, aus sich herauszustellen — wird eben in dieser künstlerischen Ablösung alles, auch des schmerzlichsten, Erlebens seine ausschließliche Aufgabe und seine tiefste Befriedigung finden. Er will ja nicht, wie der Philosoph, der Welt seine Wahrheit suggeriren oder, wie der Thatmensch, die Wirklichkeit nach seinen Machtgelüsten formen, — er will ja nur bilden. Alles Andere ist für ihn Hekuba, ein οὐδὲν πρὸς αὐτόν, epikuräisch gesprochen. Und so begreifen wir vielleicht, wie Goethe den Compromiß mit seiner Umgebung, mit der weimarischen Hof- und Kleinwelt, schließen, wie er sogar als leitender Minister die Amtsentsetzung des großen Fichte auf Grund einer lächerlichen Atheismusanklage ruhig geschehen lassen konnte. Alles das war ja für ihn nur Decoration, nur Coulisse seines Bildnerdranges und seiner Bildnerfülle. Hugo von Hofmannsthal hat diese tiefste Tröstung und Befreiungsmöglichkeit jeder echten Künstler-

23*

natur einmal wundervoll ausgedrückt*). „Das Wissen um die Darstellbarkeit tröstet gegen die Ueberwältigung durch das Leben, das Wissen um's Leben tröstet über die Schattenhaftigkeit der Darstellung. So sind sie mit einander verbunden; dies wird eine schwache Begabung hinabziehen, eine starke emportreiben.“ —

Und nun nehme man Nietzsche. Ich glaube, es ist oberflächlich, ihn einfach als Zwitter von Philosoph und Dichter zu betrachten. Beide waren in ihm nicht nur keimhaft ausgebildet. Es ist seine Riesengröße und sein Verhängniß zugleich, daß in ihm alle drei Typen des productiven Menschen gleichmäßig ausgebildet erscheinen. Er war zugleich ein großer Dichter, ein großer Philosoph und ein großer Thatmensch. Seine Persönlichkeit und seine Gesammtleistung ist ein großartiges Hemmungs-Phänomen. Wenn aber eine seiner „drei Seelen“ dominirte, so war es der Künstler, der Dichter in ihm, als primus inter pares. Darum ist seine Tragik ein Künstler-Problem. Mit Künstler- und Dichteraugen schaute er in die Welt; mit tiefschwingendem schmelzendem Tone geigte er uns sein herrliches Uebermenschenlied, aber wenn sich ihm ein Erlebnißinhalt zum plastischen Kunstwerk ablösen und vergegenständlichen wollte, so störte der Denker in ihm den künstlerischen Krystallisationsproceß — und wenn er als Thatmensch die Welt schöpferisch gestalten wollte, so bebte ihm die Seele zugleich künstlerisch-mimosenhaft vor der rohen Wirklichkeit zurück.

Es ist bewunderungswürdig, wie sich ihm noch aus der Unfruchtbarkeit die Schöpferkraft, aus der Hemmung ein ewiges Werk gebar. Und nur aus dem Allerpersönlichsten heraus konnte ihm sein „Uebermenschen“-Ideal erwachsen. Nur aus dem tiefwurzelnden Bewußtsein seiner eigenen psychologischen Hemmung heraus schrie er nach dem hemmungslosen Typus, dem gesunden, einheitlichen, in seinen Wirkungsmöglichkeiten ungetrübten Zukunftsmenschen — und taufte ihn „Uebermensch“.

Ueber den „Uebermenschen“ ist nun schon unendlich viel zusammengedacht und zusammengefabelt worden. Im Allgemeinen hat man ihn nach meinem Empfinden bisher immer zu exoterisch gefaßt. Es zeugt von fürchterlicher Oberflächlichkeit, etwa in Cesare Borgia den ausgeprägten Typus des Nietzsche'schen Uebermenschen zu erblicken. Auch von Nietzsche gilt in diesem Falle das schöne Wort Gelzers über Burckhardt: „Bei Burckhardt beobachten wir das in der Geistesgeschichte nicht seltene Phänomen, daß gerade geistig überaus fein construirte und zart organisirte Naturen das Bedürfniß nach einer Ergänzung ihrer halbweiblichen Geistigkeit durch ein theoretisches Schwärmen für physische Kraft und selbst brutale Rohheit empfinden. Allein wenn ihnen dann solche Kraftgenies in der realen Wirklichkeit begegnen, fühlen sie sich auf's Aeußerste ab-

*) Blätter für die Kunst. S. 92.

gestoßen"*). Ich habe dieser feinfühligen und restlos zutreffenden Bemerkung kaum etwas hinzuzufügen. Jedenfalls stellt der Typus des Kraftmenschen mit ungebrochenen Instincten nur die eine Seite des Uebermenschen-Ideals dar. Eine bloße Stärkung der Vitalität mit gleichzeitiger Opferung aller modernen Differenzirtheit würde keine Höherentwickelung, sondern eine Rückbildung des Typus „Mensch" bedeuten. Denn diese unsere Differenzirtheit ist etwas Kostbares, auch von Nietzsche als kostbar Empfundenes, das wir nicht so leichthin auf's Spiel setzen dürfen. Was wir in der nachgoethischen Periode an geistiger Hellsichtigkeit, an seelischen Heimlichkeiten und sinnlichen Raffinements gewonnen haben, ist ein unveräußerlicher Zuwachs zu unserem jahrtausendalten Cultur-Capital, und nur das Uebermaß dieser Errungenschaften wirkt verderblich auf die Schlagkraft des Instincts zurück. Nur in der Mitte zwischen beiden Polen liegt daher das erträumte Zukunftsland; nur der Ausgleich zwischen den feindlichen Tendenzen ist das eigentliche Ziel, auf's Innigste zu wünschen. Der Uebermensch: das ist der große Unbekannte, der androgyne Zukunftsgott, die unsagbare Einheit von Hirn und Trieb, von Bewußt und Unbewußt.

Aus den tiefsten Nöthen einer von ihrem eigenen Reichthum erdrückten Künstlerseele, die nach dem vollen, fluthenden instinctkräftigen Leben schreit, tönt so die ideale Forderung des „Uebermenschen" herauf. Und wer nie gleiche oder ähnliche Noth der Seele erlitten hat, wird freilich immer nur am Oberflächensinn des Wortes haften bleiben können. Zumal sich dem ungeübten Blick das eigentliche Problem noch verwickelt und verdeckt: denn dem künstlerisch concipirten Begriff des Uebermenschen substituirt der Philosoph und der Held in Nietzsche vielfach die darwinistisch-utopistische „Ueberart" oder auch das Genie schlechthin und den genialen Thatmenschen im Besonderen. Aber der tiefer zusehende Betrachter wird sich nicht täuschen lassen. Wie in Nietzsche überhaupt der Künstler dominirt, so ist auch der „Uebermensch" ein Erzeugniß künstlerischer, schmerzbefruchteter Phantasie, und die beiden anderen „Seelen" Nietzsches haben nur für ihre eigenen Nöthe von der Schwesterseele die lösende Formel geborgt . . . „Der Fall Nietzsche, ein Künstler-Problem."

Natürlich wäre der Ausgleich zwischen seelischer Differenzirtheit und biologischer Tüchtigkeit kein Ideal, wenn er jemals als Ganzes zu erreichen wäre. Nur schritt- und annäherungsweise ist an eine Versöhnung von Psyche und Instinct zu denken. Aber es kann nicht genug betont werden, daß gerade hier das eigentliche moderne Kunst- und Cultur-Problem liegt. Es ist darum wirklich nur erheiternder Nonsens, wenn z. B. immer wieder, sogar von einem so feinen Kopf, wie Servaes, behauptet wird, Liliencron repräsentire das praktisch, was Nietzsche theoretisch

*) Zeitschrift für Culturgeschichte VII. 1. 2. H. Gelzer, Jacob Burckhardt als Mensch und Lehrer.

postulire. Unser guter Detlev, dessen starke lyrische Begabung ich niemals bezweifelt habe, würde wahrscheinlich sehr belustigt dreinschauen, wenn man ihn auf den Nietzsche'schen „Uebermenschen" hin ansprechen wollte. Die Vorstellung hat für Jeden, der Liliencron kennt, etwas überwältigend Komisches. Ach nein: zum „Uebermenschen" genügt es denn doch nicht, ein „Hinüberretter" zu sein; dazu muß man denn doch erst gewisse Vorbedingungen erfüllt, eine gewisse unerläßliche „Modernität" in sich durchlebt, geläutert und überwunden haben. Mit den wohlmeinenden, aber unhistorischen und zum Theil national beschränkten Herrschaften endlich, die in der bedingungslosen Rückkehr zu Goethe das Heil erblicken, braucht man kaum mehr ernsthaft zu discutiren. Gewiß ist in der Politik jeder extravagante Internationalismus vom Uebel; gewiß darf man auch in ihrem Volksthum wurzelnde starke Künstlernaturen freudig begrüßen; aber auf die moderne Künstlerseele haben nach und nach so viel gleichmäßige Agentien gewirkt — Christenthum, Individualisirung, Wirthschaft, Verkehr — daß sie allmählich europäisch geworden ist. Und das hitzige Fieber der Goethomanie ist wirklich nur ein grober unhistorischer Unfug, von Nichtswissern oder Nichtsempfindern angezettelt, denen die geschickt vorgebundene Modemaske der „Décadence" nachgerade lästig fällt. Soweit es diese Herrschaften ehrlich meinen sollten, kann man ihnen freilich nur vom lombrosisch-nicolaitischen „Gesundheits"standpunkt aus zu ihrer menschlich-künstlerischen Rückständigkeit gratuliren. Daß Goethe bei aller überragenden Größe und Künstlerschaft ein historisch viel zu einfacher Typus ist, um uns complicirten Herrschaften von 1900 als unmittelbares erzieherisches Vorbild zu dienen, bedarf für jeden an geschichtlich-kritisches Denken gewöhnten Kopf kaum erst der ausdrücklichen Betonung. Und was uns zu Nietzsche zieht, nicht als besinnungslos weihräuchernde Adoranten, sondern — ganz im Nietzsche-Sinn — als kritische Enthusiasten, das ist neben der Fülle und Vorbildlichkeit seines modernen Künstlerthums doch vor Allem, daß er ein so wundervoller Anachronismus ist, ein Seelen- und Geistesaristokrat in einer Zeit demokratischer Verflachung und Allverbrüderung, eine wahrhaft kosmische Erscheinung im großen ehrfurchtslosen Eintags-Wellenschlag. Wie es Professor Gelzer in seinem schon citirten schönen Aufsatz wundervoll, wenn auch wohl etwas zu schwarzseherisch ausdrückt: „Seine Jünger, zu denen vielfach die Besten unserer Nation gehören, sind den letzten Neuplatonikern zu vergleichen; seine und ihre Ideale wurzeln in der aristokratischen Vorzeit; sie sind, sich selbst vielleicht unbewußt, die letzten Fackelträger einer untergehenden Gesittung. Aber ob ihre Gedankenwelt nicht eine schönere und bessere gewesen ist, als was uns bevorsteht im neuen Jahrhundert, an dessen Schwelle wir heute besorgten Blickes stehen?"

Aber nur das Ziel, von unklaren Zukunftsschleiern noch maskirt, hat uns Nietzsche gezeigt. Es heißt mit einem Worte: Entromantisirung in Leben und Kunst, aber mit allen heimlichen Süßigkeiten unserer bisherigen

Romantik versetzt. Auch Wagner hat es einmal ausgesprochen*): „Die Wissenschaft gelangt auf ihrer höchsten Stufe von Neuem zur Rechtfertigung des Instinctes, durch den sich das Gesetz der allgemeinen Nothwendigkeit offenbart." Und Arne Garborg, der tiefste Epiker der modernen Seele, hat in einem Zeitschriften-Aufsatz das wundervolle Wort gefunden: „Der Optimismus ist widerlegt — durch den ewigen Jammer des Lebens; aber auch der Pessimismus ist widerlegt — durch die unüberwindliche Zähigkeit des Selbsterhaltungstriebes: Tasten wir uns also weiter an dem Leitseil der mystischen Lebensnothwendigkeit." Hier öffnet sich dem Blick eine breite, einladende Straße, deren letzte Strecken freilich noch im Nebel liegen, die uns aber doch wie ein Ausweg aus unseren Wirren und Wehen zu unserem eigentlichsten Zukunftsziel erscheinen muß. Und Maurice Maeterlinck ist es, der uns in seinem neuesten Werke „La sagesse et la destinée" diese Straße führt.

Man fühlt sich seltsam künstlerisch von diesem Buche angeweht. Es ist nicht nur zum Verstande sprechende Weltweisheit, auch nicht zu den dunkelsten Wallungen redende Mystik darin; es ist etwas ganz Apartes: mit artistischem Raffinement stilisirte Philosophie. An den würdevollen esoterischen Formenfaltenwurf und priesterlichen Responsorienton Georges wird man erinnert, aber zugleich an die seelentiefe inbrünstige Mystik der Eckhardt, Tauler, Suso, Ruysbroek, Scheffler und natürlich auch an die volle quellende Süßigkeit der Maeterlinck'schen Dramolets. Man glaubt in die andächtige Stille einer gothischen Kirche zu treten, durch deren gemalte Scheiben flimmrig das liebe Himmelslicht bricht, während es wie gedämpfter Orgelklang um die verschnörkelte Architektur und die unrastvolle Seele wogt . . . Denn wie von verschlossenen Kirchenthüren prallt von diesem Buche aller schrille Tageslärm zurück, und man hat das Gefühl, als dürfte man seine weichen Tröstungen, wie im geweihten Raum, nur halblaut vor sich hin lesen.

Sich im Mittelpunkt des Kosmos zu fühlen, seine Seele in den wollüstigen Schauern pantheistischen All- und Ewigkeitsgefühls zu baden: das ist dieses Buches geheimster Sinn. Es ist die unausrottbare beseligende Mystik aller tiefen Menschen, die Religion des „freien Geistes", die daraus spricht. Kippt doch selbst Spinozas höchstgesteigerter Intellectualismus auf seiner Spitze in den „amor Dei intellectualis" um. Angelus Silesius hat es einmal hübsch und naiv ausgedrückt:

„Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt Dich gar langsam für."

Und Maeterlinck selbst sagt ganz ähnlich: „Der Verstand steht zum Herzen in demselben Verhältniß, wie eine hellsichtige, aber zu junge Tochter, die

*) Henri Lichtenberger, Richard Wagner, Der Denker und der Dichter. Uebersetzt von Oppeln-Bronikowski. S. 254.

der Rathschläge ihrer blinden und lächelnden Mutter zu oft bedarf. Es kommt ein Augenblick, wo alle Erwerbungen des Geistes sich in die Größe der Seele ergießen müssen, wenn sie nicht elendiglich im Flachlande versanden sollen, wie ein Fluß, der das Meer nicht finden kann" (S. 136 ff.). Aber nicht unwirkliche Geheimwelten erträumen, sondern der zwingenden Macht der Realität sich beugen soll die Seele. „Jemehr unsere Augen sich öffnen, fühlen wir uns von einer immer ungeheuerlicheren Macht beherrscht, aber wir erlangen zugleich die immer innigere Gewißheit, an dieser Macht Theil zu haben, und selbst, wenn sie uns schlägt, können wir sie bewundern, wie der Knabe Telemach die Kraft des väterlichen Armes bewunderte." So spricht der mann-gewordene Romantiker, der Selbstüberwinder Maeterlinck, dessen verträumte Lebenssehnsucht nicht mehr der Wirklichkeit grollend den Rücken kehrt, sondern sich zärtlich der majestätischen Gebieterin anschmiegt. Aber merkwürdig: seine Psyche hat deswegen nichts von ihren Kostbarkeiten geopfert und sich nicht schnöde veräußerlicht — im Gegentheil: gerade um das Leben so zu nehmen und zu ertragen, wie es ist, bedurfte es einer erhöhten Selbstversenkung, einer gesteigerten Innerlichkeit. Und wenn der romantische Kindskopf Sonne, Mond und alle Sterne dem Liebchen Phantasie zum Zeitvertreib verpuffte, so schöpft der manngewordene Esoteriker seine heimlichsten und süßesten Lebensreize aus der Wunderwelt der eignen Psyche. Nicht auf das Was des Erlebens kommt es an, sondern auf das Wie. „Ein Leben ist an sich weder groß noch klein; es wird mehr oder weniger groß gesehen — das ist Alles. Und ein Dasein, das allen Menschen hoch und weit erscheint, ist ein Dasein, das die Gewohnheit angenommen hat, sich selbst mit weitem Blick zu messen." (S. 162.) Und an anderer Stelle: „Nichts ist gethan, so lange man nicht gelernt hat, das Gold und Silber seiner Gedanken in einen Schlüssel umzuschmelzen, der zwar nicht mehr den Elfenbeinthurm unserer Träume, wohl aber die Thür unseres Hauses aufschließt." So sinkt die unfruchtbar-weltfremde Schwärmerei, so steigt die That im Werthe. „Ein Gedanke ist nur eine vereinzelte, irrende und vergängliche Kraft, die heute davongeht und die ich morgen vielleicht nicht wiedersehen werde. Aber eine That setzt ein beständiges Heer von Gedanken und Wünschen voraus, das nach heißem Bemühen einen Stützpunkt in der Wirklichkeit zu finden gewußt hat" (S. 115.) Und warum das alles? „Vergessen wir nie . . . Wir sind vor Allem die blinden Hüter des Lebens. Dies ist das einzig und allein Gewisse, dies ist der einzige feste Punkt der menschlichen Moral." (S. 127.)

Man sieht: das ist genau der Sinn des früher citirten Garborg'schen Satzes. Es ist hier wie dort eine Art von Optimismus der Desillusionirung, der das Leben bejaht, trotz aller leidvollen Erfahrungen, und ohne alle Aussichten auf leuchtende Zukünfte, Ueberwelten und Gottesreiche; eine specifisch moderne Lebensoptik, in der sich der wollüstige

Schauer des Schmerzes mit der süßen Näscherei seelischer Heimlichkeiten vermählt . . .

Dieser Optimismus lehnt sich an die Realität, aber er ist trotzdem oder eben gerade deswegen durch und durch esoterisch. „Es giebt mittelmäßige Tage nur in uns selbst, aber es wäre in den mittelmäßigsten Tagen jederzeit Platz für das höchste Schicksal, denn ein solches Schicksal wickelt sich viel vollständiger in uns, als auf der Oberfläche Europas ab.“ (S. 176.)

Aber kein Esoterikerthum ohne Aristokratismus und Raffinement. Das Glück ist nur für die Wenigen, und man muß lernen glücklich zu sein. In Maeterlincks eigener, bewußt archaistisch stilisirter Ausdrucksweise: „Das Glück des Weisen hat keinerlei Beziehungen zu dem, was der Unweise Glück nennt. Es giebt im Glück viel mehr unbekannte Länder, als im Unglück. Das Unglück hat immer die gleiche Stimme, aber das Glück wird lautloser, je tiefer es wird.“ (S. 97.) Und es schlummert auch viel mehr Raffinement in der absichtlich-archaistischen Einfachheit dieses Buches, als man denken mag. Denn die tiefsten und feinsten Reize der Wirklichkeit, die Maeterlinck an die Stelle der alten berauschenden Romantikerträume setzt, sind natürlich nur den geschärften Sinnen- und Seelenkräften des verfeinerten Genuß- und Lebenskünstlers erschwinglich. Das sagen die wundervollen Worte: „Je weiter man auf den Pfaden des Daseins mit redlichem Sinne vordringt, desto mehr glaubt man an die Wahrheit, Schönheit und Tiefe der schlichtesten und alltäglichsten Lebensgesetze. Man sucht und erwartet immer weniger das Außerordentliche, denn man erkennt bald, daß das Außerordentlichste in der ungeheuren friedlichen und einförmigen Bewegung der Natur — die kindlichen Ansprüche unserer Unwissenheit und Eitelkeit sind. Man verlangt nicht mehr, daß Liebe, Freundschaft und Tod sich uns anbieten, mit erträumtem Zierrath geschmückt, von wunderbaren Verkettungen und Vorzeichen begleitet; man weiß sie in ihrer wirklichen Einfachheit und Nacktheit aufzunehmen.“ (S. 167.) Und noch schöner an anderer Stelle: „Der Weise lernt das schweigende Sein des Lebens lieben und beleben. Man muß den Tag ebenso brüderlich empfangen und umarmen, der ohne ungewöhnliche Geberden der Freude oder Hoffnung kommt und geht. Er hat, um bis zu uns zu kommen, dieselben Weltenräume durchlaufen, wie ein Tag, der uns auf einem Throne oder auf dem Lager einer großen Liebe findet. Glücklich sein, heißt sich üben das verborgene Lächeln und den geheimnißvollen Schmuck der unberechenbaren und namenlosen Stunden zu sehen, und dieser Schmuck läßt sich nur in uns selbst finden.“ Diese wundervoll beruhigende und friedenbringende Tendenz zur Vergeistigung, Poetisirung und Romantisirung des Alltags und der Wirklichkeit tönt uns überall aus den Worten der modernen Optimisten entgegen. Ich erinnere

an die herrlichen Verse der Tizianschüler in Hugo von Hofmannsthals von ihm selbst an Absichtslosigkeit und künstlerischer Feinheit nicht wieder erreichter Dichtung „Der Tod des Tizian“*):

„Daß uns die fernen Bäume lieblich sind,
Die träumerischen dort im Abendwind . . .
Und daß wir Schönheit sehen in der Flucht
Der weißen Segel in der blauen Bucht . .
(Zu den Mädchen) Und daß wir Eures Haares Duft und Schein
Und Eurer Formen mattes Elfenbein
Und goldne Gürtel, die Euch reich umwinden,
So wie Musik und wie ein Glück empfinden —
Das macht: Er lehrte uns die Dinge sehen . . .“

Oder an die wundervollen Zarathustra-Worte (IV, „Vom höheren Menschen“, 15):

„Je höher von Art, je seltener geräth ein Ding. Ihr höheren Menschen hier, seid Ihr nicht Alle mißgerathen?

Seid guten Muths, was liegt daran! Wie Vieles ist noch möglich! Lernt über Euch selber lachen, wie man lachen muß! — Was Wunders auch, daß Ihr mißriethet und halb geriethet, Ihr Halb-Zerbrochenen! Drängt und stößt sich nicht in Euch — des Menschen Zukunft?

Des Menschen Fernstes, Tiefstes, Sternen-Höchstes, seine ungeheure Kraft: schäumt das nicht Alles gegen einander in Eurem Topfe?

Was Wunders, daß mancher Topf zerbricht! Lernt über Euch lachen, wie man lachen muß! Ihr höheren Menschen, oh wie Vieles ist noch möglich!

Und wahrlich, wie viel gerieth schon! Wie reich ist diese Erde an kleinen guten vollkommenen Dingen, an Wohlgerathenem!

Stellt kleine gute vollkommene Dinge um Euch, Ihr höheren Menschen! Deren goldene Reife heilt das Herz. Vollkommenes lehrt hoffen.“

Die letzten beiden Absätze sind genau der Ausdruck des Maeterlinck'schen Desillusionirungs-Optimismus. —

Zweifellos droht hier die Klippe des Philisteriums, und manches Optimistenschifflein ist schon an ihr gestrandet. Und in der That sind die Grenzen flüssig. Maeterlinck aber erklärt allem Philisterium förmlich den Krieg. Die große Sehnsucht, die heimliche Glückserwartung, die leuchtende Ideal-Flamme soll trotz Allem in uns rege bleiben. „Man sollte leben, als ob man stets am Vorabend der großen Entscheidung stünde . . Wenn wir aber auch annehmen können, daß an dem Tage, wo sie offenbar wird, auch die bescheidensten Ueberreste unseres Hoffens in den Wind zerstieben werden, so bleibt uns doch auf alle Fälle unsere Vor-

*) Blätter für die Kunst, S. 79 ff.

bereitung auf das Wunderbare. Und das Wunderbare wird in unsere Seele mit mächtigeren oder schwächeren Fluthen eindringen, je nach der Breite und Tiefe des Bettes, das unsere Erwartung darein gegraben hat." (S. 17.) Oder: „Vor Allem haben sie (die Menschen, die von oben herab betrachten) Vertrauen in die „Idee des Weltalls". Sie sind überzeugt, daß jedes Streben nach dem Höchsten sie dem geheimen Willen des Lebens näher bringt, aber sie lernen zugleich aus dem Scheitern ihrer hochherzigsten Bestrebungen und dem Widerstande dieser großen Welt neue Nahrung für ihre Liebe und Bewunderung zu schöpfen." (S. 15.) Und endlich: „Fürchten wir niemals, unser Ideal sei zu wunderbar, als daß es sich dem Leben anpassen könnte." Keine Kraft der Welt erleidet zahlreichere Verluste, als eine Idee, die in's tägliche Leben herabsteigen muß; und darum muß man in seinen Gedanken heroisch sein, um höchstens annehmbar und unanstößig zu sein in seinen Thaten." (S. 210.) Für positives Glück aber findet er etwa die folgenden schönen Worte: „Der größte Vortheil der Liebe ist, daß sie uns für einige friedliche und sanftmüthige Wahrheiten die Augen öffnet und uns Gelegenheit giebt, in einem einzigen Gegenstand zu bewundern, was in tausend zerstreuten Gegenständen zu bewundern uns weder eingefallen wäre, noch die Kraft hingereicht hätte; also weitet sie das Herz für das Zukünftige." (S. 229.)

Ueber die tiefsten metaphysischen Räthselfragen bietet Maeterlinck freilich nur den einen Satz: „Es kommt gar nicht auf Glauben oder Nicht-Glauben an, sondern auf die Redlichkeit, Ausdehnung und Tiefe der Gründe, aus denen man glaubt oder nicht glaubt." (S. 150.) Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zu dem Indifferenz-Standpunkt, auf dem alle philosophischen Systeme — natürlich immer von unkritischem Unsinn, wie dem Materialismus, abgesehen — zu einer großen Wahrheit ineinanderrinnen. Und in der That sind die Kategorieen, mit denen wir gewöhnlich speculativ operiren, der Unendlichkeit des Kosmos gegenüber viel zu menschlich und darum viel zu klein. So die Begriffe eines „persönlichen" bzw. „unpersönlichen" Gottes, eines „Weltzweckes" bzw. einer großen kosmischen Planlosigkeit. Auch der verständige Theismus stellt sich schließlich seinen persönlichen Gott nicht als lieben weißbärtigen Großpapa vor, wie man ihn auf alten Bildern sehen mag; auch der verständige Pantheismus sieht in seinem immanenten „Gott" schließlich nicht nur einen abstract-mechanischen Weltproceß — und soweit er dies thut, ist er wenigstens mir persönlich — und mag er auch durch die erlauchtesten Namen — Spinoza, Goethe — gedeckt sein — herzlich unsympathisch. Im Allgemeinen sind wir Jüngeren nach der von Brunetière nicht völlig mit Unrecht verkündeten „banqueroute des sciences" gegen alle allzu dogmatische Philosophie etwas mißtrauisch geworden, und wir erinnern uns wieder an Bacons tief-

sinniges und schönes Wort, daß zwar ein leichtes Nippen an der Philosophie zum Atheismus führen könne, daß aber vollere Züge zu Gott zurückführten. Das darf uns aber natürlich nicht hindern, uns ein specifisch modernes Weltbild zu zimmern, so gut es eben gehen will. Nur alexandrinisch decadente Epochen werden auf eine eigenthümliche und einheitliche Weltanschauung verzichten. Und wenn wir vorläufig nur Naturwissenschaftler und Philosophie-Historiker, aber keine Philosophen haben, so mag uns das schöne Wort des trefflichen Paulsen rechtzeitig warnen: „Das Wort vom Bankerott der Wissenschaften, das jetzt von Paris herübertönt, enthält eine tiefe Wahrheit: Ein Positivismus der Wissenschaft ohne Philosophie führt zum Bankerott"*). Dem Versuch eines solchen specifisch modernen Weltbildes soll eine spätere, zweite Studie gewidmet sein. — —

*) Paulsen, Kant der Philosoph des Protestantismus, S. 32.

Im Heim des Reichskanzlers.

Von

?

Das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße ist einer Erneuerung unterzogen worden. Nicht nach außen hin. Die alte wohlerhaltene Front ist unverändert geblieben mit ihrer dreitheiligen Gliederung, in der die Seitenflügel bis an die Straßenflucht herantreten, während der reichere Mittelbau tief zurückweicht. Von schlanken Pfeilern überragt, schaut das glasbedachte Portal auf einen weiten Vorplatz, dessen gärtnerische Anlagen einen erquickenden Kontrast zu dem in dichter Nähe vorüberfluthenden Getriebe der Großstadt bilden. In dieser Verbindung von verwitterten Mauern und jungem Frühlingsgrün wirkt der ehrwürdige Bau auf jeden Beschauer mit dem Ausdruck stiller Größe.

Ein neuer Kanzler ist wieder in das alte Haus gezogen, das seit Bismarcks Uebersiedelung vom Auswärtigen Amt nach dem ehemaligen Radziwill'schen Palais in dem gleichen Zustande geblieben war. Graf Caprivi, nach seiner ganzen Veranlagung und als Hagestolz zu großer Repräsentation seines hohen Amtes, wie sie sein Vorgänger ausgeübt hatte, wenig geneigt, ließ die Dinge, wie er sie fand, und Fürst Hohenlohe, schon beim Antritt des Postens ein hochbetagter Herr, dürfte kaum den Wunsch nach einer umfassenden Aenderung seiner räumlichen Umgebung empfunden haben, zumal er wie seine Gemahlin einen großen Theil des Jahres auf ihren Familienbesitzungen zubrachte.

Für den Grafen Bülow, unsern jetzigen Reichskanzler, wurde eine Renovation des Hauses in den meisten seiner Räume zur unerläßlichen Nothwendigkeit, nachdem während mehr als zwei Jahrzehnten keinerlei Aenderung in dem alten Innenbau stattgefunden hatte. Wie nothwendig eine solche Renovation war, wird am deutlichsten durch den Umstand illustrirt, daß nach Verbrauch der bekannten Kaiserlichen Seifengabe für das bloße Tünchen der Wände die Kleinigkeit von 70 000 Mark verausgabt wurde. Die Wirkung dieses Reinigungsprozesses fällt dem Besucher schon beim Betreten der weiten Eingangshalle angenehm auf. Die baulichen Verände-

rungen wurden von dem Regierungsbaumeister Hückels unter Beihülfe des Geheimen Hofbauraths Ihne geleitet, die Stoffe und Einrichtungsgegenstände, soweit solche neu anzuschaffen waren, von der wohlbekannten Berliner Firma Stobwasser bezogen.

Von der Eingangshalle aus gelangen wir über die rechte Seitentreppe in die offiziellen Empfangsräume des Reichskanzlers, welche den rechten Oberstock des Mittelbaues einnehmen, und zwar führt ein Vorzimmer direkt in das s. g. Botschafterzimmer, an dessen Wand ein von der Gräfin

Arbeitszimmer des Reichskanzlers Grafen von Bülow.

Bülow aus ihrer italienischen Heimat mitgebrachter prachtvoller alter Gobelin hängt, und dessen Decke von Fresken, die Szenen aus dem häuslichen Leben darstellen, geschmückt ist. Schwere eichene Möbel, mit Goldbrokat bezogen, geben dem Raume ein ernstes Ansehen, das durch einen mächtigen eichenen Bücherschrank noch gesteigert wird. Zwischen diesem Raum und dem Arbeitszimmer des Reichskanzlers liegt seine Bücherei, einer der interessantesten Säle des Hauses, der den erlesenen Geschmack des Hausherrn und seine Persönlichkeit am deutlichsten widerspiegelt. Was den Besucher zunächst fesselt, sind die bis zu etwa der Hälfte der Wandhöhe ansteigenden Bücherregale, auf deren Gesimsen sich die Büsten Homers und

Platos und antike Vasen wirkungsvoll von der weißen Wandfläche abheben. Die Decke ist eine im Stile der Renaissance gehaltene Holztäfelung.

Botschafterzimmer.

Gruppen von Polstersitzen und Tischen vor den Regalen laden zu beschaulicher Ruhe und ernsten Gesprächen ein; mancherlei in dem weiten Raume

geschickt vertheilte Kunstwerke erfreuen das Auge. Zumal nach dem Diner mag es sich hier vor dem Kamin prächtig plaudern lassen. Es wird allerdings eines tiefen liebevollen Versenkens in die hier zusammengetragenen, außerordentlich reichen Schätze der Wissenschaft, Litteratur und Kunst bedürfen, um zu erkennen, wie weit der Horizont des Besitzers dieser Bibliothek sich ausdehnt, und welche Fülle von geistigen Interessen ihm eigen ist. Die etwa zehntausend Bände umfassende Bibliothek, vom Vater des Grafen von Bülow angelegt, von ihm selbst bedeutend vergrößert, enthält namentlich Werke der Geschichte, Philosophie, Staatswissenschaften und schönen Litteratur in deutscher, lateinischer, griechischer wie in französischer, englischer und italienischer Sprache. Mit offenem Auge und reichem Gewinn für seine Persönlichkeit hat Graf Bülow Geist und Geschmack an den besten Schätzen der Weltlitteratur und Kunst gebildet.

Durch die Bibliothek gelangt man zum Arbeitszimmer, in dem der Reichskanzler auch seine Besuche empfängt. Der große, dreifenstrige, lichte Raum öffnet sich zu einer breit angelegten Gartenterrasse, die dem eifrigen Arbeiter, der regelmäßig schon um sieben einhalb Uhr Morgens am Schreibtisch sitzt, die große Annehmlichkeit gewährt, hie und da einen Blick hinaus in den herrlichen Park, der zum Reichskanzlerpalais gehört und dessen Genuß vielleicht die angenehmste Seite des schweren Kanzlerberufs bildet, thun und einen Athemzug frischer Luft schöpfen zu dürfen, ohne seiner Arbeit viel Zeit zu nehmen. Der Raum selbst trägt den behaglichsten Charakter. An den Wänden Familienbilder, darunter das Portrait des Stiefvaters der Gräfin Bülow, des bekannten italienischen Staatsmannes Marco Minghetti, auf einer Säule die Büste des verewigten Vaters des Reichskanzlers, Staatssekretärs von Bülow, ferner einige Portraits des Kaisers und des Prinzen Heinrich und sonstige Zeichen kaiserlicher Gunst, sowie ein Geschenk, das die deutsche Kolonie in Rom Herrn und Frau von Bülow beim Scheiden aus der ewigen Stadt überreichte.

Die Gemächer, die wir eben durchwandert haben, werden durch den unverändert gebliebenen historischen Kongreßsaal, wo die großen Festmähler zu Kaisers Geburtstag abgehalten werden und an parlamentarischen Abenden das Büffet aufgestellt ist, von den auf der linken Seite des Mittelbaues liegenden Räumen für die großen Empfänge geschieden, deren jetzige Herrichtung und Ausschmückung den Geschmack der Frau Gräfin ausdrücken. Ein goldgelber, ein lichtgrüner und zur Seite ein in den Wintergarten auslaufender rother Salon, der als Musikzimmer dient, streiten um die Palme kunstsinnigen Arrangements. Wirkungen, wie die durch Kunstwerke, Bilderschmuck, Seidenmöbel und Dekorationen hier erzielten, werden immer nur möglich sein, wo vornehmer weiblicher Takt mit feingeschultem Kunstempfinden in der subtil abgewogenen Verwendung der vorhandenen Mittel Hand in Hand gehen. Und auch die Mitarbeit der geistvollen Frau durfte dem Werk nicht fehlen. Wie käme sonst z. B. im grünen Empfangssalon das

Bildniß Schopenhauers, von Lenbach ebenso wunderbar ausgeführt, wie ein jugendlicher Studienkopf und zwei Portraitzeichnungen der Gräfin

Bibliothek.

Bülow zu rechter Würdigung? Wie hätte sonst die Anordnung all' der reichen Kunst- und Möbelschätze im Raum und an den Wänden

einen trotz aller Pracht so behaglichen und gediegenen Eindruck machen können?

In diesem Flügel liegt auch nach dem Vorhof an der Wilhelmstraße hinaus das sog. Bismarckzimmer, das die große Vergangenheit des Reichskanzlerpalastes in mannigfachen Gegenständen widerspiegelt, welche Graf Bülow hier pietätvoll zusammengebracht hat. Nicht ohne tiefe Ergriffenheit wird der Besucher die Einzelheiten betrachten, die unmittelbar an das Leben des Fürsten Bismarck anknüpfen. An dem Vorderrand des breiten Schreibtisches, des Urbildes der heute so beliebten Diplomatentische,

Bismarckzimmer.

ist eine Messingplatte mit der Inschrift: „Schreibtisch des Fürsten von Bismarck 1878—1890" angebracht. Auf ihm erblicken wir eine Marmorstanduhr in Obeliskenform, ein Porzellanschreibzeug mit Gänsefedern, deren sich der Fürst vorzugsweise bediente, die berühmten langen Bleistifte, Scheere, Lineal und ein Vergrößerungsglas, das vielleicht auch dem heimgegangenen Schöpfer des deutschen Reiches dazu diente, undeutliche Schriften zu entziffern. Ein verstellbares Lesepult erlaubte dem Ermüdeten noch ruhend seine Rast mit Lesen auszufüllen. Ein zweiter Schreibtisch in Form eines Rollbureaus, den der Fürst während der Zeit benutzte, als er noch im Auswärtigen Amte

arbeitete (1862—1878), und ein Schreibtisch der Fürstin in Sekretärform sind ebenfalls in diesem Raum aufgestellt. Auch an diesen beiden Tischen

Grüner Empfangssalon.

sind Messingplatten mit Angabe ihrer vormaligen Bestimmung angebracht worden. Ueber dem Schreibtisch, den der Fürst in der zweiten Periode seiner

Amtsthätigkeit benutzte, hängt das von Lenbach im Jahre 1896 gemalte Bismarckbild, das den ersten Reichskanzler in ganzer Figur im Kürassier-Interimsrock, leicht auf den Stock gestützt, darstellt. Bildnisse des alten Kaisers aus dem Jahre 1861 und das von Frau Vilma Parlaghi gemalte Bildniß Kaiser Wilhelm II. in der Uniform der Gardes du Corps schmücken die übrigen Wände des Zimmers, das jetzt nur zu Ministerrathssitzungen verwandt wird. Fürst Bismarck pflegte nicht in diesem Raume zu arbeiten. Sein Arbeitszimmer befand sich im Erdgeschoß, wo bei der gegenwärtigen Eintheilung das Speisezimmer neben einem nach dem Garten führenden Salon und mehreren Gesellschaftsräumen eingerichtet worden ist. Schon unter dem Fürsten Hohenlohe hatte das frühere Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck zu ebener Erde, das Graf Caprivi beibehalten hatte, anderen Zwecken gedient, da der dritte Reichskanzler aus Zweckmäßigkeitsgründen ein wärmer gelegenes Arbeitszimmer im oberen Stock vorzog, dasselbe, in dem jetzt die Bismarck-Erinnerungen vereinigt sind.

Die Schlafräume des Hauses liegen im nördlichen Seitenflügel. Der südliche Seitenflügel dagegen enthält neben Zimmern für den Adjutanten und die Sekretäre die breite, feierliche Doppeltreppe, die zu den Staatsräumen des Hauses mit dem Empfangssalon der Gräfin führt.

Mögen dem edlen Menschenpaar, das diesen Innenräumen einen so vornehmen und gediegenen Charakter zu geben verstand, lange Jahre des Glückes darin beschieden sein. Möge es insbesondere dem Reichskanzler, auf welchem mit einer so gewaltigen Arbeitslast eine so große Verantwortung ruht, gegeben sein, Arbeit und Verantwortung noch viele Jahre mit seiner gegenwärtigen Frische und Thatkraft zu tragen!

Das Erntefest.

Drama in drei Akten.

Von

Josef Theodor.

— Breslau. —

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Personen:

Richard Burgemeister.	Leo Fiebiger.
Marie, seine Frau.	Jaworski.
Julie Brauner.	Knechte, Mägde.

Zeit: Gegenwart, Erntezeit.

Die drei Akte spielen an drei aufeinander folgenden Tagen.
Der erste und zweite am Abend, der dritte am Morgen. Der erste und der dritte im Wohnzimmer Burgemeisters, der zweite auf dem Hofe, unmittelbar am Garteneingang.

Ort: Gutshof Burgemeisters im polnischen Preußen.

Erster Akt.

Scene: Wohnzimmer bei Burgemeister:

einfach und behaglich. Links vorn Sopha, davor ein würfelförmiger Tisch mit weißer Tafeldecke. Es ist bereits begonnen, zum Abendessen zu decken. Links hinten eine Thür in's Schlafzimmer. Rechts hinten eine Thür auf den Flur. Rechts vorn ein Clavier, Notenständer. Im Hintergrunde flankiren zwei breite Zimmerpalmen eine zweiflügelige Glasthür, die auf den Gutshof über eine steinerne Terrasse führt. Zu beiden Seiten geöffnete Fenster.

Julie (mittelgroß, dunkles Haar, zur Fülle neigend; summt:)

Flieg' auf, flieg' auf, Frau Schwalbe mein,
Du sollst mein Liebesbote sein . . . .

(Sie versucht am Clavier die Begleitung zu finden.)

Marie (kommt aus der rechten Thür. Sie ist etwa 24 Jahre alt; zarter und feingliederiger als ihre Schwester, blond und mild. Das Gesicht zeigt den verwaschenen Ausdruck schwächlicher Frauen, die unter der Mutterschaft schwer gelitten haben. Leise). Du solltest doch ein bischen rücksichtsvoller sein, Julie. So wird mir das Kind gar nicht einschlafen können.

Julie. Gott, bist Du wieder langweilig. Ich soll mich wohl gar nicht mehr rühren dürfen.

Marie. Ich versteh Dich nicht, Julie. Wenn das Kind nebenan schlafen soll, brauchst Du doch wirklich hier nicht so laut zu singen. Als ob Du mich damit ärgern wolltest.

Julie. Na! Thu' nur nicht wieder so! Ich bitte Dich! . . . Mein Gott, langweilig seid Ihr zum Sterben.

Marie (behutsam ab in's Nebenzimmer, mit der Hand bittend um Ruhe winkend).

Julie (schlendert im Zimmer hin und her; immer vor sich hin). Langweilig seid Ihr! . . . Langweilig! . . . Ach! So grenzenlos lang — weilig.

(Von draußen hört man Rufen von Knechten und Mägden.)

Julie (wirft sich in den Schaukelstuhl, wippend und die Melodie ihres Liedes summend).

(Es wird an der Thür rechts geklopft.)

Julie (halblaut, ohne sich stören zu lassen). Herein.

Jaworski (vorsichtig die Thür öffnend. die Mütze in der Hand; er ist gedrungen und beweglich; strohblond, ausgesprochener Slaventypus). Gun Abend och, Freilein . . . Ich bitte, ob der gnädige Herr schont zu Hause is (sich wie suchend in halber Verlegenheit umsehend).

Julie (ohne aufzustehen). Sie sind's, Jaworski! Nein, der Herr muß noch draußen sein. Was giebt es denn?

Jaworski. Wollt ich blos melden, daß letzter Fuhre haben gebracht. Jesus, unser gnädiger Herrgott, haben Segen gegeben. Alles liegt gutt und trocken im Scheuer, bis oben hoch.

Julie (gelangweilt). Na . . . und?

Jaworski (verlegen). Ja, Freilein . . . Sie wern schont wissen, wegen dem Erntefeier, un . . .

Julie. Erntefeier? Was meinen Sie denn, Jaworski?

Jaworski (zutraulich.) Nu, Erntefeier. Auf jedem Gutt is so. Das junge Vulk will haben für der heiße Arbeiten den Spaß. Zu Tanzen und Musik.

Julie (interessirt). Ei! Das kenn' ich ja noch gar nicht. Richtig, ich kam ja erst nach Weihnachten her. Also, nach der Ernte soll ein Vergnügen für die Arbeiter sein, mit Musik und Tanz?

Jaworski. Freilich, naturalje. Is besser die Ernte, is besser der Vergnügen. Gnädige Herr müssen kommen un tanzen und gnädige Gospodinne auch. Un Freilein werden kommen auch vielleicht? . . . Alle müssen tanzen.

Julie. Seht mal an! Daß man hier Strelzitza auch mal Musik und Tanz haben soll! Das ist ja eine famose Einrichtung, Jaworski.

Jaworski. Freilich! Einmal muß schont das junge Volk haben seine Vergnügen mit die gnädige Herrschaft. Zuerst beten und danken Herrn

Jesus, unseres gnädige Herrgott für seine viele, großes Segen. Freilein müssen auch tanzen mit die Pauersknechte.

Julie (lächelnd). Dann sind Sie wohl der Cavalier, der Festleiter?

Jaworski (geschmeichelt).

Julie. Also, machen wir, Jaworski. Zum ersten Walzer dürfen Sie mich holen.

Jaworski. Ohgutt! Serr gutt! Wenn ich derf sagen, möcht ich tanzen mit Freilein lieber als mit gnädige Gospodinne. Gospodinne nich gutt zum Tanzen.

Julie (lächelnd). Nanu, Sie fangen an, mir Spaß zu machen. Das war ja eine reguläre Schmeichelei.

Jaworski (verlegen und zutraulich). Oh, Freilein! Sie sind so schöne Dame. Und jung noch und so . . . nu ich weiß nich . . . so schnell . .

Julie (eifrig). Nein, Sie sind wirklich ein netter Mensch. Warten Sie mal. Sie sind ja eigentlich so der Don Juan im Dorfe drüben, nicht? Allen Mädeln die Köpfe verdrehen, wie? Man hat Sie mir so geschildert . . .

Jaworski (dummdreist). Och, die Bauernsmädel sind so tumme Luder, die Polacken . . .

Julie (behaglich). Das haben Sie also auch raus? . . . Sie sollen ein . . . gefährlicher Mensch sein, Jaworski. (Leiser.) Sie haben ein paar Mägde in's Unglück gebracht, nicht?

Jaworski (verlegen und geschmeichelt). Och, die tumme . . .

Julie (summt plötzlich einige Walzertakte vor sich hin; gutlaunig). Also abgemacht! Sie holen mich zum ersten Walzer.

Marie (leise von links kommend). Gott, Julie, so bleibt mir das Kind nicht lange liegen. Daß Du auch gar kein Einsehen hast! . . . Was wollen Sie denn, Jaworski?

Julie. Ja, denk mal an, Marie! Die Leute brachten nämlich eben die letzte Fuhre ein. Nu wollen sie ihr Erntefest haben. Du weißt, dazu ist die Herrschaft doch verpflichtet.

Marie. Richard hat mir schon davon gesagt. Ich weiß aber wirklich nicht, ob das so nothwendig ist.

Jaworski. Doch, gnädige Gospodinne! Is auf jeden Gutt so, vielleicht schunt tausend Jahre.

Marie. Na, im vorigen Jahre hat es mir so wenig gefallen . . . Warten Sie übrigens, Jaworski, mein Mann muß bald kommen. Er wird Ihnen dann sagen, wie er sich das diesmal denkt.

Jaworski. Gutt, gutt. (Ab.)

Julie. Ihr werdet doch den Leuten nicht wirklich noch dieses einzige Vergnügen wegnehmen?

Marie. Ja, sie nennen das ja Vergnügen. Vielleicht läßt Richard es ihnen auf dem Dorfe beim Krugwirth machen. Hier auf dem Hofe möchte ich den Lärm und das wüste Treiben nicht haben.

Julie. Na, stiller kann es hier doch nicht mehr werden. Uebrigens, ich denke, Ihr meint es so gut mit den Leuten, Ihr wollt ja hier ein Mustergut haben! Die Leute wollen doch auch mal bei der Herrschaft eingeladen sein.

Marie. Wenn dieses Volk hier sich amüsirt, ist das schrecklich für mich. Ich hab's schon einmal gesehen.

Julie. Zum Beispiel, der Jaworski . . .

Marie. Was ist mit Jaworski wieder?

Julie. Ach, ich meine nur . . . daß er 'n ganz netter Mensch ist, meine ich.

Marie (sie groß ansehend). Julie! . . .

Julie. Gott, hab Dich nur nicht! . . . Ihr natürlich, mit Euren verrückten Volksbeglückungsplänen, seid zu vornehm, wenn's drauf ankommt. Ihr wascht Euch die Hände, wenn Ihr sie mal 'nem Bauer gegeben habt.

Marie. Still, um Gotteswillen, da kommt Richard . . . Geh, Julie, wir müssen rasch fertig decken.

Julie. Ja, ja. (Will rechts abgehen. Im selben Augenblick kommt)

Richard (30 Jahre, schmächtig, aber gesund. In dem Landwirtscostüm sieht seine feine weltmännische Figur ein wenig forcirt aus. Von gradezu prononcirter Einfachheit.) Gut'n Abend! (küßt seine Frau leicht auf das Haar, nickt Julien zu) Gut'n Abend, Kinder . . . Na, wie steht's, mit 'm Essen. Hab' mich tüchtig hungrig geritten. (Julie ab.) Der Junge?

Marie. Schläft schon. Er war so müde . . Bitte, geh nicht 'rein. Die Augen sind ihm ordentlich zugefallen.

Richard (gutlaunig, nimmt sie um die Hüfte). Den letzten Wagen haben wir also rin. Gott, das war wirklich eine wunderbare Ernte. Nu werden wir endlich noch den letzten Rest los. In vier Wochen zahlen wir dem ehrenwerthen Herrn Moritz Schlesinger seine zwölftausend Emmchen auf. Zwölftausend auf ein Brett. Du, der wird Augen machen, was? Tja, mein Junge, acht Prozent, das haben wir glücklicherweise nicht mehr nöthig.

Marie. Wirklich, das fällt mir wie ein Stein vom Herzen. Wie müssen wir Gott danken . . .

Richard (vor Wohlbehagen sich reckend). Jawohl, das müssen wir. (Will Marie auf's Sopha ziehen). Das soll uns Einer nachmachen. Der Kasinsky drüben hat's in zwanzig Jahren nicht geleistet.

Marie. Hast Du den Jaworski schon gesprochen?

Richard. Jaworski? Er kam wohl Schluß melden?

Marie. Ja, die Leute wollen das Fest haben. Ich sagte ihm, daß Du ihm noch Antwort geben wirst.

Richard. Tja, das Fest! Teufel, wir werden darüber nicht wegkommen, Marie, die Leute haben nu mal den verdammten Ehrgeiz.

Marie. Weißt Du, sie sind so unangenehm in ihrer Zudringlichkeit.

Richard (ernst nachdenklich). Ja, ja. Das sehen wir uns nu mehr und mehr unter den Händen zerrinnen. Unsere Hoffnung, die wir uns mit-

gebracht haben, den Leuten etwas zu sein. Ihnen wirklich was zu bedeuten. Sie vorwärts zu bringen. Ach! Und immer wieder kommt heraus, daß wir's garnicht können, daß wir zu vornehm sind . . . Man ist eben zu nichts nutze auf der Welt.

Marie. Dafür aber können doch nur die Leute, Richard. (Zart) Du machst Dir wieder so trübe Gedanken. Sie haben's gut und werden wie ordentliche Menschen behandelt und vergessen, wieviel schlechter sie's früher hatten.

Richard. Nein, nein, Marie, wir wollen doch der Wahrheit in's Gesicht sehen, nicht wahr? Mit so was darf man sich doch nicht einlullen? (Erregter.) Das wird am Ende gefährlich; ich spür's. Was wir thun, machen alle halbwegs anständigen Menschen ohne große Worte, verstehst Du. (Grübelnd.) Aber ihnen wirklich etwas bedeuten, schaffen helfen! Gott, man hat sich bescheiden gelernt. Nur ganz klein wenig, ganz klein wenig mithelfen an der großen Welt!

Marie. Mein Gott, das thust Du doch wahr und wahrhaftig. Die Leute wollen's nur nicht wahr haben. Sie begreifen das Gute nicht, siehst Du. Du mußt sie ja förmlich dazu zwingen. (Liebevoll.) Deine große That ist doch, Richard, daß Du Dich geschaffen hast, so wie Du jetzt bist, so stolz und fest.

Richard. Glaubst Du das gewiß, Marie?

Marie. Das glaube ich gewiß. Und wenn Du so grübelst, wo soll denn da der Glaube bleiben an uns, weißt Du, an unsere Hoffnung und an Deine Aufgabe?

Richard (erregt). Ja, Du hast wundervoll recht, Marie. Wir müssen doch an uns glauben! Nicht wahr, Marie? Wir müssen doch wenigstens an uns glauben, an unsere Aufgabe, unsere Hoffnung. Sonst wären wir doch die erbärmlichsten Subjecte! (Bleibt vor ihr stehen.) Du bist so wundervoll, Marie. Du stehst fest und fromm. Du hältst uns Beide aufrecht, Du hast die rechten Worte im Herzen.

Marie. Das sollst Du niemals sagen, Richard. Ich bin so froh, wenn Du aus den Grübeleien rauskommst (zieht sich an ihm empor und küßt ihn frisch auf den Mund).

Richard (nimmt ihren Kopf und küßt sie auf die Stirn). Du liebe, liebe!

(Nach einer Weile.)

Julie (hinter ihr die Magd, spöttisch). Na, wieder mal eine zärtliche Familien-scene? So was hab ich doch gar zu gern.

Richard (zornig). Julie!

Marie. Mein Gott, ich bitte Dich, Richard.

Richard. Du bist außerordentlich scharfsichtig, Julie. Und taktlos obendrein.

Julie (spitz). Kommt halt darauf an, Herr Schwager. Wie man in den Wald hineinschreit . . . Du weißt schon.

Marie. Ihr seid richtig wieder mal im besten Zuge (lächelnd). Gegen Julies Mundwerk wirst Du doch nicht aufkommen, Richard ... Also bitte, das Essen steht da, Richard, Julie ...

(Alle setzen sich.)

Marie (faltet die Hände, betet halblaut und einfach). Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast ...

(Alle setzen sich.)

Richard (spöttisch). Ja, Deine Braten, Fräulein Schwägerin. Allerhand Hochachtung! die allein bringen Dir einen Mann.

Julie (trocken). Danke.

Richard. Ich liebe die Gänse (auf den Teller zeigend) nur dann, wenn sie total stumm sind, Schwägerin.

Julie (energisch, trommelt mit den Fingern). Hm! Hm!

Marie (plötzlich aufspringend, leise in's Schlafzimmer, den Andern mit der Hand winkend) Pssst. . . .

Richard (hält unwillkürlich mit dem Essen inne).

Marie (kommt vorsichtig wieder herein).

Richard (gedämpft). Was is?

Marie. Ich glaube nur, er hat sich gerührt. Schläft aber ganz fest. Du mußt dann mal herein gehen. So herzig die Hände an's Gesicht gedrückt.

Julie. Habt Ihr dem Jaworski schon Antwort gesagt?

Richard. Jaworski?

Marie. Julie meint gewiß wegen des Festes morgen.

Richard. Ach ja, wegen des Festes. Na, er soll dann rüber kommen. Wir lassen, denke ich, am besten vom Piontek aus'm Krug vier halbe Tonnen Bier raufholen und genügend polnische Wurst. Weißt Du, diese Meterwurst, lang wie die Ewigkeit. Schnaps darf mir nicht auf'n Hof. Und Jaworski soll für'n bischen Staffage sorgen. Morgen Nachmittag um 4 Uhr is Feierabend.

Julie. Wo soll's sein?

Richard. Die Tanzerei? Auf der Tenne natürlich. . . . Ja, richtig! Musik! Im Dorfe unten wohnt, glaub ich, so'n oller Fiedelmann. Der Sohn spielt die Klarinette. Das is unser Orchester.

Marie. Wir müssen ja wohl auch dabei sein. Die Ehrentänze anführen.

Richard. Nja. Drüber weg kommen wir nu mal nicht. Ein leises Grauen hab ich davor auch. Wirklich, Marie, und es ist eigentlich betrübend, daß ich's sage. Aber das Volk ist so maßlos, wenn es erst mal kostet. Das strotzt ja von niedriger Wuth und Leidenschaft. Das ist vielleicht die weiteste Kluft. Wenn man die Kerle ansehen muß wie das liebe Vieh.

Marie. Ja. Ich habe auch immer Angst. Ich kann nichts dafür, es ist so. Und gerade der Jaworski.

Julie (lachend). Du bist gelungen, Marie. Wahrhaftig! Gerade den finde ich zum Beispiel ganz amüsant.

Richard (zu Marie). Ja, mir gefällt er auch nicht sonderlich. In dem steckt noch so die slavische Unersättlichkeit — — — — — (Die Thür links öffnet sich, ohne anzuklopfen kommt)

Leo Fiebiger (Etwa 30 Jahre, verlebtes, unruhiges Gesicht, nachlässige Kleidung). Guten Abend . . . O, Verzeihung . . . die Herrschaften speisen grade. (Näher tretend) Guten Abend!

Richard (ohne ihn zu erkennen). Guten Abend! (Steht auf, zögernd. Sobald er den Eintretenden erkennt, tief erschreckt und erregt) Leo? . . . Leo Fiebiger? . . . Bist Du Leo . . . Fiebiger? . . . Sag mal, bist Du es denn wirklich?

Leo. Na, ich sollte meinen, Richard.

Richard (fassungslos). Das ist . . . aber eine Ueberraschung.

Leo. Soll es auch sein. 'ne freudige hoffentlich. Oder wenigstens keine unangenehme . . . Eben komme ich vom Bahnhof rein, directement. Man geht ja beinah 'ne Stunde von der Stadt hier heraus.

Richard. Ja, aber . . . Du kamst mit dem Zuge her?

Leo. Yes. Mit dem Abendzuge von Berlin.

Richard. Von Berlin? . . . Möchtest Du Dich nicht setzen? Hier, bitte, oder hier . . .

Leo. Danke. Hör mal, Richard, möchtest Du mich nicht mit den Herrschaften bekannt machen?

Richard. Ach so! Entschuldige nur. Ich bin so überrascht, mußt Du wissen. Also, meine Frau, meine Schwägerin Julie und Leo Fiebiger aus Berlin.

Leo. Ah! . . Ich bin sehr erfreut, gnädige Frau.

Richard. Ja, das ist Leo Fiebiger, weißt Du, Marie, mein Studienfreund.

Marie. Ich entsinne mich, Herr Fiebiger. Mein Mann hat mir früher recht oft von Ihnen erzählt.

Leo. Das war aber riesig nett von ihm. Du hast also früher oft von mir erzählt, Richard?

Richard. Ja, das habe ich wohl . . . Möchtest Du nicht ablegen

Leo. Ich bitte, gnädige Frau, aber tausend Mal um Entschuldigung, daß ich Sie so spät noch störe. Ich hätt' es mir doch anders einrichten sollen . . . Haben Sie doch die Güte, sich durchaus nicht stören zu lassen.

Richard. Und so ganz plötzlich.

Leo. Tja. 'n Blitz aus heitrem Himmel sozusagen. Nicht wahr

Richard. Nein, nein. Ich meine nur. Aber bitte, nimm doch Platz . . .

Marie. Sie haben sicher noch nicht zu Abend gegessen, nicht wahr Wenn Ihnen unsere . . .

Leo. O. Ich danke. Ich muß Ihnen wirklich danken. Ich habe schnell noch am Bahnhof . . . .

Richard. Und so kamst Du extra von Berlin rüber . . .

Leo. Na, ja. Um Dich mal anzusehen. Mir Deine Wirthschaft anzusehen. Alte Freunde dürfen sich doch mancherlei erlauben.

Marie. Ja, Sie waren mit meinem Mann wohl sehr befreundet?

Leo. Wie man so zu sagen pflegt. Ja. Gute Freunde, was Richard?

Richard. Möchtest Du nicht . . .?

Leo. Ich bitte aber die Herrschaften recht dringend, weiter zu speisen.

Marie. Nein, wir sind grade fertig.

Richard. Du bleibst doch wohl hier, nicht wahr? Etwas Besonderes können wir Dir leider nicht bieten, Leo. Marie, sei so gut, sieh mal nach dem Zimmer. (Begleitet seine Frau zur Thür, spricht leise mit ihr.)

Leo (zu Julie). Verzeihung, Fräulein. Sie sind doch die Schwester von Richards Frau?

Julie (nickt, dann rasch und laut). Marie, warte doch einen Augenblick, ich werde Dir helfen. (Ab.)

Richard (kommt langsam näher, man sieht, wie ihn eine nervöse Erregtheit durchzittert; nach einer Pause). Bitte, nimm doch Platz.

Leo. Merci.

(Pause.)

Leo (zieht ein Cigarettenetui). Rauchst Du?

Richard. Nein, danke. Ich rauche nicht.

Leo. Du rauchst nicht? Deine ganzen schlechten Eigenschaften aufgesteckt von früher, he?

Richard (kalt). Ich war so frei.

Leo. Du, Richard! Weißt Du, etwas wundert mich riesig! . . . Hä, wie meinst Du? . . . Daß wir uns Beide noch duzen, nämlich. Ganz wie früher duzen.

Richard (der auf- und abgegangen war, plötzlich vor Leo; hart). Du, jetzt fang mal an, ernsthaft zu reden! Zum Anulken bin ich nicht da, verstehst Du! . . . Also! Warum bist Du hergekommen?

Leo (legt ihm die Hand auf die Schulter). Richard, daß ich Dir's rund heraussage! Unser Wiedersehen hab ich mir doch ein wenig anders gedacht.

Richard (verbissen). Du hast daran gedacht, daß wir uns überhaupt noch mal wiedersehen!

Leo. Ja, das hab ich gedacht, weiß Gott!

Richard. Also, heraus mit der Sprache. Warum bist Du hergekommen? Was willst Du von mir?

Leo. Warum? . . . Ja, mein Junge! Du hast Dich so vergraben und versteckt. Ich hab erst vor'n paar Tagen Deine Adresse erfahren.

Richard. Du willst damit sagen, daß Du schon früher gekommen wärst, wenn Du sie gewußt hättest.

Leo. Vielleicht, mein Junge, kann sein. Glaubst Du nicht, daß ich wenigstens das Recht darauf habe, mal nachzusehen.

Richard. Nein, nein und hundertmal nein! Da sag ich Dir's laut und deutlich. Kein Mensch hat das Recht, sich um mich zu kümmern.

Leo (ernst). Du! Das solltest Du nicht so ohne Weiteres sagen.

Richard. Kein Mensch, verstehst Du denn nicht? Lebt, wie Ihr wollt! Meinetwegen soll Euch der T . . . Na! Aber mich, versteht Ihr, habt Ihr in Ruh zu lassen. Ich hab nichts mit Euch zu schaffen. Ich will nicht gestört sein.

Leo (gedämpft). Ah! Du, Richard! Du willst nicht gestört sein? Sieh mal an, Du spielst ja mit offnen Karten . . . Also man kann Dich stören?

Richard (stutzend). Hab ich das gesagt? . . . Nein, nein! das ist mir nur so in der Erregung . . .

Leo. Glaubst Du? . . . Richard, mein Junge, Du bist feige.

Richard. Feig? . . . Wie . . . Leo, wie meinst Du das?

Leo (scharf). Du bist ein Anderer geworden in den paar Jahren.

Richard. Das bin ich, Gottlob . . . Paar Jahre, sagst Du?

Leo. Na ja. Vier, fünf Jahre. Warte mal, im Winter werden's wahrhaftig fünf Jahre.

Richard. Fünf Jahre . . . Ja, Du hast Recht. Es kam mir nur schon so viel länger vor.

Leo. Am zweiten Weihnachtsfeiertage war's, Richard. Und ausgekniffen bist Du bei Nacht und Nebel. Kein Wort, keine Zeile.

Richard. Das mußte ich wohl so machen.

Leo. Das war wieder eine Feigheit, mein Lieber. Angst hast Du vor uns gehabt. Du hast Dir nicht genug zugetraut. So hast Du Dein neues Leben angefangen.

Richard. Gut, gut! Ich . . . Das muß ich Dir jetzt sagen. Ich war ja eigentlich niemals ehrlich . . . Nein, nein! Auch gegen Dich nicht. Wir waren doch die guten Freunde, nicht wahr? Nein, sage ich Dir, das waren wir nicht! Dazu haben wir uns zu gut gekannt! Ich Dich und Du mich, verstehst Du! Und deshalb hab ich Angst vor Dir gehabt, grade vor Dir. Ich konnte dieses Leben nämlich nicht mehr ertragen. Euer zügelloses Leben. Ich fühlte mit Schrecken, wie es mir unter den Händen zerflatterte. Ihr wolltet Euch ausleben, so sagtet Ihr, und ich, ich schrie förmlich nach einem Angelpunkt, nach Strenge und Gleichmaß. Und da hab ich Dich belogen, Leo, zehnmal, hundertmal, damit Du mir nicht Alles wegsiehst und zertrümmerst. Das mußte ich doch für mich behalten, nicht wahr?

Leo (sich reckend). Aha! . . . Nu fängt die Sache an!

Richard. Im Grunde warst Du gar nicht mein Freund. Nein, das warst Du niemals. Weißt Du, die Dämonen, die in uns sind. Die uns so wild und willenlos in das bunte Leben hineingepeitscht haben, diese

fürchterlichen Mächte! Ja, Ihr habt Euch Ihnen mit Wollust überlassen. (Schreiend.) Und ich, ich mußte sie doch unterkriegen, begreifst Du. Ich hatte solche Angst, daß sie mich in's Verderben hetzen . . . Und dann will ich Dir noch was sagen. Ich hab mich so unsäglich vor mir selbst geschämt. Nicht blos für mich, auch für Dich! Als ich so das innige Bestreben hatte, ein besserer, ein festerer Mensch zu werden, warst Du mir immer wie ein Klotz im Wege. Aufdringlich und verstockt und taktlos. Das warst Du, taktlos. Und deshalb hab ich mich Deiner geschämt. Du hast mir immer mit Deinen Worten so grob an das Herz gerührt, und ich konnte das nicht ertragen. So, deshalb hab ich Euch belogen.

Leo (kalt). Das habe ich gewußt. Du siehst, ich bin nebenbei so'n bischen Menschenkenner.

Richard (murmelnd). Das hast Du also auch gewußt!

Leo. Und ich war nicht so taktlos, es Dir zu verrathen. Für einen Lügner hab ich Dich gehalten, aber nicht für feig. Wenigstens nicht bis zuletzt. Das sah doch bei Dir wie Muth aus, wie Du Dich immer mehr gegen uns gewehrt hast.

Richard (eifrig). Ja, nicht wahr? Ich habe mich doch gegen Euch gewehrt! Angekämpft habe ich gegen Dich und gegen . . . ja . . . und gegen — die Andere.

Leo (kalt). Und gegen Elisabeth!

Richard (erschrocken, bebend). Leo! . . .

Leo (scharf, drohend). Elisabeth, habe ich gesagt.

Richard. Leo . . . . Dieser Name ist seit fünf Jahren nicht in meinen Ohren geklungen.

Leo. Und auch nicht in Deinem Herzen?

Richard. Nein . . . Ich war so viel stärker, als ich gehofft hatte. Alles, Alles hab ich herausgerissen aus mir.

Leo (drohend). In Deinem Herzen auch nicht? Hüte Dich, Leo. Mich hast Du nie belügen können. Immer nur Dich selbst.

Richard (bebend). Es kann . . . ja schließlich sein . . . daß Du Recht hast. Mein Gott, Leo, Du bist gekommen, um mich zu ruiniren. Ich bitte Dich um Himmelswillen, sei barmherzig. Ich . . . bitte . . . Dich!

Leo. Dazu bin ich nicht hier.

Richard. Ich habe vor Dir wieder so fürchterliche Angst. Das ist jetzt schrecklicher als früher. (Ausbrechend) Was willst Du hier? Wir haben nichts zu schaffen miteinander, wir zwei, verstehst Du! Und das sage ich Dir, es hilft Dir nichts mehr, den bösen Dämon zu spielen. Bei mir verschlägt so'n Firlefanz nicht mehr. (Redet sich hinein) Bei mir nicht, mein Lieber. Ich habe meine Arbeit, und hier steh ich! Gnade Gott dem, der sich mir in den Weg stellt!

Leo. Und nichts, sagst Du, nichts schlägt Dein armseliges Kartenhaus zusammen!

Richard. Nein! Nichts! So weit hab ich an mir gearbeitet. Gott sei es gedankt! . . . So, jetzt weißt Du's. Und alles Uebrige ist leeres Stroh, Unsinn, Blödsinn.

Leo (leise). Gut! Auch gut. Du willst doch durchaus wissen, warum ich eigentlich hergekommen bin, nicht wahr? Na, mein Junge, um Deinetwillen nicht! Bau Du nur Deinen Kohl und wenn das Deine Aufgabe, oder wie Du willst. Für mich bist Du so'n halber Narr! (Heiser) Also Du, damit Du 's erfährst! Elisabeth ist todt.

Richard (fassungslos, leichenblaß). Wa . . . Wa . . .?

Leo (hart). Elisabeth ist todt!

Richard (zitternd, bettelnd, zerrt Leo am Arm). Du . . . Leo. Das lügst Du doch? Ja, nicht wahr . . . Sag, daß Du das lügst! . . . .

Leo. Sie ist Sonntag früh gestorben, vor fünf Tagen.

Richard (hilflos). Leo, . . . lieber Leo . . . Du darfst mir das nicht anthun. Was . . . Was sagst Du . . . mir da?

Leo. Wer lügt von uns Beiden, mein Junge! He?

Richard (flüsternd). Sag das nicht . . . lieber, guter Leo . . Sag nur so was nicht. Du weißt ja nicht, was ich durchgemacht habe. Wir sind ja schwache, arme Menschen.

Leo (bitter). Das steht Dir gut an! Hol's der Teufel!

Richard (bettelnd). Jetzt werde ich Dich gewiß brauchen.

Leo. Glaubst Du? (Kalt) Ich werde Dir schwerlich nützen können.

Richard. Nein! Nein! Du darfst jetzt nicht fort.

Leo (brüsk). Was willst Du denn? Sie ist todt! Vor der Todten brauchst Du doch keine Angst zu haben.

Richard (flüsternd). Todt! . . . todt! . . . Ich kann das nicht denken . . . (zag) hat sie Dich hergeschickt?

Leo (schwer). Ja . . . Ich hab's ihr versprechen müssen. (Innig) Richard, wir waren doch wenigstens Freunde, nicht wahr? Und die Todte hat uns mehr verbunden als getrennt. Welche Flüche hättest Du auf Dein Haupt verdient, und doch ist sie gestorben und hat an Dir gehangen wie an dem Kostbarsten.

Richard (erschüttert). Sie hat mich nicht vergessen . . .

Leo (bewegt). Du warst vielleicht geschaffen, das bischen Jammerleben glücklich zu leben. Ja, das warst Du wohl! Und Du hast es verrathen. Weißt Du, was das heißt! Wie das um Dich geblüht und geduftet hat wie um keinen Anderen. Du hättest nur zu pflücken brauchen. Mir fraß der schwarze Neid die Seele ab. Und Du, Du bist vor all dem geflohen, feig ausgerissen und nennst das Deine Aufgabe.

Richard. Sei nicht hart, Leo. (Einfach und feierlich) Nur wer ohne Schuld und Fehle ist, werfe den ersten Stein.

Leo. Ich bin vielleicht ohne Schuld. Mehr als Du ahnst.

Richard. Sie hätte mich ausgetrunken, ausgesogen. Ich wäre ein Bettler gewesen.

Leo. Sie hat Dich geliebt, das ist Alles . . . Ich habe ihr geholfen all die fünf Jahre, und ich sage Dir, sie hat Dich geliebt, geliebt, daß es mich zerrissen hat.

Richard. Dich?

Leo. Ja, mich! Das war das, was Du Dämon nennst. Was mich immer wieder zu ihr getrieben hat, hündisch, unfruchtbar. So voller Demuth hab' ich fünf Jahre bei ihr gesessen . . . Dieses wundervolle Geschöpf . . .

Richard (heimlich). Ich sehe sie. Visionär. Du! Jeden Tag in der Schreckensstunde hab ich sie gesehen. Diese hohe Gestalt und diese verwunderten, grauen Augen und diese geliebten Lippen, die sie immer herrisch verzogen hat. Sie war geboren, um zu herrschen; das war es, Leo.

Leo. Und sie hatte Dich geliebt.

Richard. Ja, das war das grausige, süße Geheimniß. Sie verführte. Davor hatte ich so entsetzliche Angst. Und sie verlangte als Opfer für ihre Liebe ein ganzes, warmes Leben. Sie hätte mich verbraucht. Ja, das sage ich Dir, ich war zu schwach dazu. So viel Glanz und Helle, das verwirrte mich, weißt Du . . . Manchmal, hörst Du, manchmal sah ich sie im schrecklichsten Traum als einen Vampyr. Und ihre Lippen waren nur so verzogen, um mein Blut herauszusaugen. Und dann wäre sie vielleicht befriedigt gewesen. Das war das Furchtbarste dabei!

Leo. Und davor bist Du davon gelaufen!?

Richard. Ja, ja, ja! Davor! Es peitschte mich etwas weg, weit weg . . . zu guten Menschen.

Leo (schwermüthig). Du hast Dich herausgerettet, so sagst Du doch, nicht wahr? (Die Thür wird leise geöffnet.)

Marie (tritt herein. Sie wird von Beiden sofort bemerkt. Sie fühlt instinktiv die Schwüle der Situation). Ich bitte um Vergebung, Herr . . . . Herr Fiebiger. Lassen Sie sich, bitte, nicht stören. Ihr Zimmer werden Sie dann bereit finden. Ich muß nur noch ein wenig nach unserem Kinde sehen (nickt den Beiden zu; ab links).

(Pause.)

Richard. Ja, so sage ich, Leo. Ich hab mich herausgerettet. Mein guter Engel, möcht' ich beinah sagen, hat mich herausgerettet. So lange ich denken kann, von Kindheit an, schrie diese ungeheure Sehnsucht in mir nach Glanz und Pracht und Helle.

Leo. Und Elisabeth hat auf Dich gewartet, fünf ganze Jahre, mit all ihrer Liebe.

Richard (gedämpft). Ich wäre daran zu Grunde gegangen, das fühlte ich damals. Und da bäumte sich etwas in mir. Ich liebte die Welt so unaussprechlich, siehst Du. Und ich wollte ihr etwas nütze sein. Mein

Gott, ich wollte mit an ihr arbeiten und nicht thatenlos und ohnmächtig an ihr zerschellen. Und dann noch etwas, Leo. Ich fühlte mich so bedrückt und so demüthig, weil ich mir dieser unfaßlich großen Unendlichkeit gegenüber wie ein Zwerg erschien. Und Ihr, Ihr habt mich trotzdem wegen meines bischen jämmerlichen Schreibens schon so gelobhudelt und so aufgeblasen, daß mir ein Ekel ankam. Demuth und Ekel, Leo, das war eine fürchterliche Mischung. Eines Tages aber arbeitete sich durch meinen gemarterten Kopf diese eine wunderbare Klarheit: Du mußt Dich bescheiden. Trostlos und wunderbar zugleich. Aber die wunderbare Wärme ist mir geblieben.

Leo (einfallend). Also bankerott!

Richard (eifrig). Ihr seid es, Ihr allein, die Ihr mir in meine neue Welt hereinplatzt und die alten Wunden aufwühlt . . .

Leo. Ehrlich, Richard, ehrlich! Das thut Dir Noth, glaube ich. Haben wir nicht ein Recht dazu, hatte Elisabeth nicht das Recht? Du wirst Dir doch nicht eingeredet haben, daß die Schatten Dich loslassen. Denn Gnade Dir Gott, wenn sie wiederkommen, wenn die Vergangenheit an Deine Thür klopft.

Richard (entsetzt). Sie kommen wieder! Jeden Tag, und ich kann es mir oft nicht niederzwingen, hier drin (beide Hände auf der Brust).

Leo. Das hat Elisabeth gewußt, und deshalb hat sie auch auf Dich gewartet.

Richard. Ich hab mit mir so ehrlich gerungen. Und so verzweifelt manchmal. Ich war mein eigner Schmied und hämmerte unbarmherzig auf mich ein und rief: werde hart und bleibe hart! Und wenn ich diese sündige Sehnsucht nicht niederzwingen konnte, hab ich mich verflucht, mein ganzes Dasein, Alles, Alles!

Leo. Ja, Sanftmuth und Himmelsmilde sind denn doch nicht die letzten Medicinen für Leute unseres Schlages.

Richard (auffahrend). Was soll das heißen? Was meinst Du damit? (Drohend.) Du! das Eine sag' ich Dir, Leo (mit der Hand auf die linke Thür weisend). Daran rühre mir nicht. Nicht Du und nicht ein Anderer. Hütet Euch. (Erregter.) Schließlich stell' ich noch meinen Mann, wenn's darauf ankommt. Jawohl, das schreibt Euch gefälligst hinter die Ohren, verstehst Du!

Leo. Du bist krank, meine ich.

Richard. Nein, nein! Wenn Du hier nicht fühlst, daß Du auf heiligem Boden stehst, dann rede nicht. Diese Frau hier, diese unendlich Reine und Fromme, die hält mich. Und das will schon was sagen. Dazu gehört schon was.

Leo. Und das soll das Ende sein?

Richard. Mein Ende, Leo? Ich nenne es mein Leben, meine Existenzberechtigung, meine Daseinspflicht.

(Pause.)

Leo (zart). Und diese Frau, Richard, kann Dir alle die tollen Wünsche verjagen. Unsere Wünsche aus der alten Zeit, kann sie das?

Richard (gequält). Sie muß viel dulden. Und manchmal, wirklich manchmal treibt sie ganz allein den tollen Spuk weg. Ach, dann ist es um uns her so herrlich, voller Friede und Wunschlosigkeit. Dann bin ich wieder bescheiden und ruhig.

Leo. Und all' die herrlichen Schlösser, die Du mit Elisabeth in jenen Wochen gebaut hast, alle die großen Thaten?

Richard (schwermüthig). Alle die herrlichen Schlösser in der Luft? . . . Wir haben sie zu hoch gebaut . . . Bist Du noch nicht so weit, Leo, dann bist Du vielleicht zäher als ich. (Ihn an die Schulter fassend.) Du! Und drin, siehst Du, in diesem Zimmer, da liegt unser Kind, unser Junge. Ja, unser Junge! Mein Erbe. All' meine trostlose unendliche Sehnsucht, die soll er nicht erben. Er wird viel größer werden als ich, auf irgend eine Weise. Mein Junge, siehst Du, wird sich nicht zu bescheiden brauchen. Der wird ein großer Siegreicher werden, wird die Welt bezwingen. Das ist mein frommster Trost. Dieses kleine Stück von meinem Fleische, diese Seele von meiner Seele wird wachsen, riesengroß wachsen, bis dorthin, wohin ich nur mit meiner Sehnsucht kam.

Leo (leise). Du hättest mich rufen sollen, Richard. Du gehst langsam zu Grunde.

Richard (schwer). Ich geh' nicht zu Grunde, sorg Dich nicht. Der Junge, siehst Du, ist meine Zukunft. So kann ich nicht untergehen. Und weißt Du, wie ich ihn getauft habe! (bebend) Caesar habe ich ihn genannt! Er sollte . . . Du, jetzt, aber still mußt Du sein! Ein paar Tage später sagte uns der Arzt, daß das Kind blind geboren ist. Begreifst Du! Blind! Unheilbar blind! Er wird niemals sehen können, niemals Sonne und Himmel sehen.

Leo (erschüttert). Ein blinder Caesar!

Richard. Sprich nicht, jetzt nicht, um Gotteswillen! Gottes Hand, siehst Du, liegt schwer auf mir.

Leo. Und er wird keine Sehnsucht haben?

Richard. Unser Caesar? Nein, die ist nur für uns gemeine, kleine Kerle da. Er wird sie nicht nöthig haben. Denn er wird wachsen, riesengroß werden. Ich werde das Alles in ihm heraufziehen.

Leo. Und Du?

Richard. Ich? . . . Ich werde ihm Platz machen.

(Pause.)

Richard (aufathmend). Na, wir wollen aufhören mit den Lamentos, denke ich. Bleibst Du über morgen hier, ja? Wir haben morgen das Fest für die Erntearbeiter, das wird Dich vielleicht interessiren.

Leo. Wollen wir noch ein wenig plaudern?

Richard. Ich . . . Ich habe noch zu thun. (Oeffnet die Thür rechts.) Julie! Julie! (Zu Leo) Meine Schwägerin steht schon oben. Sie wird Dir das Zimmer zeigen. (Müde) Schlaf wohl unter meinem Dach. (Sie schütteln sich die Hände.) Gute Nacht!

Leo. Gute Nacht, Richard. (Rechts ab.)

Richard (preßt die Hände an die Stirn, geht müde auf den Tisch zu und läßt sich schwer auf einen Stuhl fallen. Stöhnend). Gnädiger Gott, was soll jetzt werden!

(Nach einer Weile öffnet sich die Schlafzimmerthür lautlos.)

Marie (kommt herein, blaß, ängstlich). Richard!

Richard (wie aus einem schrecklichen Traume erwachend). Wa . . . Wer ist da?

Marie (unendlich mild). Ich bin es ja nur.

Richard (wie abwehrend). Du? Das ist gut, Marie, daß Du da bist . . . Das ist gut. (Dreht sich um, geht um Hut und Stock.)

Marie. Willst Du jetzt noch herausgehen? Es ist schon spät.

Richard. Hinaus auf den Hof. Ja, wie immer. Man muß die Leute kontrolliren. (Oeffnet die Gartenthür.) Es ist so schwül hier . . . Und dann muß ich dem Jaworski Anweisungen geben wegen morgen. (Ab.)

Marie (sieht sich bekümmert und hilflos um. Sie weiß Alles oder fühlt es; langsam und mechanisch geht sie nach hinten, schließt die Fenster, läßt aber die Thür offen. Langsam kommt sie nach vorn, setzt sich auf einen Stuhl; nach und nach füllen ihre Augen sich mit Thränen, und sie weint still vor sich hin. Dann mit zuckendem Munde leise.) Barmherziger Vater im Himmel, verlaß mich nicht in dieser schweren Stunde. Gieb mir Kraft, mein Gott, gieb mir Kraft!

(Vorhang.)

Zweiter Akt.

Scene: Der Gutshof.

Rechts hinten niedere Gebäude, Stallungen 2c. Weiter hinten rechts, hier nicht sichtbar, die Tenne. Im Hintergrunde nach links das Gutsgebäude, von dessen Terrasse steinerne Stufen in den Hof führen. Die linke Seite rahmt der Zaun des großen Gartens ab, aus dem dichtes Gebüsch sich durch das Gitter gebrochen hat. Hohe Bäume ragen mit langen Aesten in den Hof hinein. Vor dem Gartenzaun steht eine Bank.

(Jaworski, Knechte und Mägde.)

Jaworski (scheint von nervöser Unruhe geplagt; er ist sonntäglich gekleidet, mit sauberem Kragen und stark geölten, gescheitelten Haaren. Er ist der einzige Knecht, der eine schwarze Weste trägt; alle Anderen haben bunten Wollstoffbesatz und Metallknöpfe.

Ein junger Bursche (von rechts kommend). Antreten zu die Preußen! Der Sefflik is schon dorten da. Los, Mária, Florka, Barbara, los, los!!

(Lärm, Gejohle und lautes Jauchzen.)

1. Knecht. Verflucht, Antek! Du bist schont ein feines Luder Du: Wie ein Herr mit Weste und Vorhemdla.

(Lachen.)

2. Knecht. Jesus, hat's Euch auch zum Lachen! Antek geht auf Wessely! (Geheimnißvoll). Antek un das gnädige Fräulein. Hahaha!

(Lachen.)

Jaworski. Ob's Ihr bald nich die Fressen zumacht! Ihr Pauer, ihr! Pupulski!

(Lachen.)

1. Knecht. Nu, Pan Direktor! Nich zu beese, dann komm wir auch zu Hochzeit Deine!

(Hinten hört man die ersten Takte der Klarinette; einige Paar mit Juchzen und Schreien ab.)

Jaworski. Nu, Jesus Maria! Geht Ihr bloß. Der alte Sefflik spielt ja schont. Nu! Jesusche! Ob Ihr gehn wollt!

1. Magd (lachend). Gleich, gleich sag ich. Der Pan Jaworski is schont so wie gnädiger Herr. Bleibst Du hier gnädiges Freilein warten?

(Gelächter.)

2. Magd (bedrückt). Du herst schont nicht mehr. Warum hast Du gesagt un geschworen, daß Du blos mit mir wirst tanzen?

1. Magd. O, Florka, seid Ihr weit gekommen mit Eure Liebschaft.

(Gelächter.)

Jaworski (erbost). Ob Ihr jetze vielleicht möcht gehn! Ich muß hier auf der Herrschaft warten.

2. Magd. Weißt De schont nicht mehr, was De Sonntag gesagt hast . . .

Jaworski. Ach! Du tummes Aas! Ich weiß garnischt, verstehst De! Garnischt! Hab solche Tummheiten schunt lange vergessen. (Alle außer Jaworski, der unruhig auf und ab geht, ab. Lärmen, Jauchzen, Musik. Man hört das Schlurfen der Tanzenden.)

Jaworski (verbissen). Na, da schreit! Ihr Luder Ihr verdammte Ihr! Wie die Pauern is das Volk!

Leo (kommt von der Tenne). Ah! Sie sind wohl der Jaworski? Nicht wahr?

Jaworski (in instinktiver Abneigung). Ja, das ist meine Name.

Leo. Ich seh eben hinten, daß das Fest schon begonnen hat . . . Sie sind der Festleiter, glaube ich.

Jaworski. Ja, ich bin der Inspektor! Oder Großknecht!

Leo. Ja. Sie halten sich ja abseits von den Andern. Sagen Sie, ist hier in diesen Gegenden dieses Schreien bei den Vergnügungen allgemein Sitte? Ich meine, daß die Leute — —

Jaworski (grob). Nu, so fein wie die Herren aus Deitschland oder Berlin is bei uns hier noch nich. Wer sich freit, muß schrein.

Leo (lächelnd). Wem das Herz voll ist, läuft der Mund über.

Jaworski (achselzuckend). Herr! So feines Gesprehe versteh ich schont nich. Wir sind halt hier pulnische Pauersleite.

Leo. Sie verstehen mich nicht recht. Ich möchte beinahe sagen, die Leute hier gefallen mir.

Jaworski. Nu, das is aber gutt!

Leo. Ja, Sie gefallen mir. Wenigstens, so weit ich nach diesem einen Tage urtheilen kann . . . . Waren Sie schon mal in einer großen Stadt? In Berlin oder in Breslau?

Jaworski. Ja . . in Berlin oder in Breslau. Nja. Das is schon sehr weit.

Leo. Ich meine ja auch nur. Dort sehen die Leute anders aus, wenn sie sich amüsiren. Hier kann es mir aber besser gefallen. Tja! . . Das hat so seine Gründe.

Jaworski. Das is aber gutt.

(Die Verandenthür wird geöffnet.)

Julie (kommt rasch herunter; helle Sommerkleidung). Gut'n Tag, Herr Fiebiger.

Leo (ihr entgegen, giebt ihr die Hand). Gut'n Tag, Fräulein.

Julie. Wo haben Sie denn gesteckt? Seit Mittag hat man Sie nicht gesehen. Ich hatte so viel zu thun, daß Sie mir hätten helfen können.

Leo. O, Fräulein. Ich hab was Besseres zu thun gehabt. Wissen Sie was? Na, rathen Sie mal!

Julie. Sie haben wohl die polnischen Dorfschönheiten bewundert!

Leo. Beinah'. Nur 'n bischen anders. Ich hab mir nämlich wieder mal die Natur erobert.

Julie. Na, Sie wollen mich wohl anführen?

Leo. Nein, nein. Wie ich es Ihnen sage, Fräulein. Oder nein besser sage ich: Ich hab mich wieder mal von der Natur erobern lassen. Sie müssen nämlich wissen, wir armseligen Großstadtpflanzen sind wie Kellergewächse. Wir gewöhnen uns allmählich die Natur ab. So den Erdgeruch und den weiten Himmel und die tausend bunten Farben, meine ich. Na und als ich nach Tisch mit Richard über die Felder ritt, da kam's so über mich. Herrgott! So 'ne kindische Freude über das Ganze. Uebrigens mit dem Reiten ging 's mir nicht besonders. Aeh. Ich hatte an einer Stunde genug. Richard mußte mein Pferd mit nach Hause nehmen.

Julie (fröhlich). Hahaha! (Beide setzen sich auf die Bank am Gartenzaun; Jaworski zieht sich sichtlich erregt in den Hintergrund zurück, von wo er die Beiden beobachtet.)

Leo. Ja, denken Sie mal. Hab seit fünfzehn Jahren keinen Gaul unter mir gehabt.

Julie. Waren Sie denn nicht Soldat?

Leo. I bewahre. Mit der Figur! Ja, und wie ich so durch die Felder ging, da dehnte sich Alles in mir. Herrgott, ich schnappte förmlich nach dieser Luft hier. Will mir so 'ne Lunge voll nach Berlin mitnehmen. Na nu, hören Sie und wie ich dann so toll in den Wald reingehe, immer mitten durch diese brusthohen, wundervoll feinen Farrensträucher, singend und jubelnd, merke ich mit einem Male, daß ich mich verirrt habe.

Julie. O, mein Gott!

Leo (leiser, ernster). Ich war nicht mal erschrocken darüber. Mir war da ordentlich feierlich zu Muthe. Ich dachte nicht anders, als daß da irgend hinter einem Baum hervor Rothkäppchen treten müßte, die zur kranken Großmutter will. Oder eine wunderbar schöne Waldfee mit weißen Kleidern

und goldenen Haaren und Augen so tief und herrlich wie das unergründlich grüne Dunkel des Waldes.

Julie. Sind Sie wirklich abergläubisch?

Leo. O ja. Wenn so eine dicke, recht einsame Stimmung ist.

Julie. Ich auch. Besonders abends, wenn es ganz dunkel ist, da denk ich immer, daß aus dem Dunkel, so aus dem tiefsten Dunkel heraus Jemand nach mir greifen will.

(Pause.)

Leo (lebhafter). Na und da kramte ich verschollene Turnkenntnisse aus und kletterte auf so'ne lange Kiefer rauf. Und da mußte ich beinah lachen, denn der Gutshof lag kaum 'ne halbe Stunde entfernt. Ich war blos so in der Runde herumgegangen.

Julie. Und morgen, da wollen Sie wirklich schon wieder zurück!

Leo. Muß ich wohl. Ich hielte es schon noch ein paar Tage aus. Aber Richard und Ihre Schwester. Ich glaube nicht, daß ich hier ein gern gesehener Gast bin.

Julie. Ja . . . das ist wahr. Denken Sie, die Beiden haben heut kaum ein Wort zusammen gesprochen.

Leo. Nanu. Richard und ein ehelicher Zwist?

Julie. Nein, es ist so seltsam. Sie müssen mit einander immer den tiefsten Frieden haben. Das ist ihre Ehe. Und kommt da mal was dazwischen — aber immer nur von außen — dann ist für eine Weile Alles zerstört. Ja . . . nnd meine Schwester ist so fromm . . . dann finden sie sich wieder, und dann sprechen sie miteinander wie aus der Bibel.

Leo. Ja . . . . Ja . . . . das kann ich mir jetzt denken.

Julie. Ja . . . und ich, wissen Sie . . . Mir ist das so aus Herzensgrunde zuwider. Ich will und will nu mal keinen Frieden haben. (Aufstehend) Ich fühle mich hier auch nicht wohl. Nein, niemals.

Leo. Das begreife ich gut.

Julie. Ja, begreifen Sie das? Es ist mir so . . . Wie soll ich das nur so recht sagen! . . . Ja . . . wenn ich hier so in diese einsamen, ruhigen Mauern eingezwängt bin, wo niemals etwas vorkommt, da hab ich so eine Sehnsucht, rauszukommen. So in diese große, große Welt raus. Da ist mir so entsetzlich, als ob da draußen alles Herrliche geschieht und daß ich das Alles versäume. Da hab ich solche Angst, daß mein ganzes Leben so gar keinen Nutzen hat, daß ich so gar keinen Theil daran haben soll. Ja, und dann . . . Nun, aber hören Sie, Sie dürfen darüber durchaus nicht lachen.

Leo. Nein, Fräulein, darüber lache ich nicht.

Julie. Nun ja, dann ist es mir, als ob etwas mir im Nacken säße, das mich hinaustreibt, irgend wohin, wo so die ganz große Welt ist. Ich kann doch nichts dafür.

Leo (nimmt ihre Hand). Ja, da haben Sie Recht. Und da müssen Sie eben raus.

Julie. O . . wie möchte ich heraus wollen! Ich wäre dann ein ganz anderer Mensch.

Leo. Aber dem steht doch nichts im Wege. Erklären Sie Richard . .

Julie. Wegen Richard ist es nicht . . . Aber ganz im Geheimen hab ich wieder Angst, weil ich so ganz allein bin. Da weiß ich nicht, was ich da soll. Man kann mich dort so zertreten . . .

Leo (wärmer). O nein, Fräulein Julie. Solche Menschen wie Sie kann man brauchen . . . Sie sind doch kein ganz gewöhnlicher Mensch . . Kommen Sie mit. Nach Berlin. Da ist vielleicht Ihr Platz. Da werden Sie sich auswachsen.

Julie. Nach Berlin!

Leo. Ja . . . Waren Sie mal da?

Julie. Nein, noch niemals . . . Nur Marie war dort. Sie hat ja da auch Richard kennen gelernt . . Sie findet es entsetzlich.

Leo. Sie werden es dort nicht so übel finden.

Julie. Ja, wissen Sie . . . Ich will aber von Niemand abhängen. Ich will ganz auf eigenen Füßen stehen. Mir mein Geld selbst verdienen. Von Richard nehme ich nicht einen Pfennig.

Leo. Das sollen Sie auch nicht. In Berlin ist Arbeit für jeden Menschen, der arbeiten will. Und wenn Sie tagüber in einem Geschäft arbeiten sollen.

Julie. Ja . . . ich würde mich nicht schämen, zu arbeiten.

Leo. So ist's recht. Ich arbeite auch für mein Stückchen Brot.

Julie. Werden Sie mit Richard sprechen?

Leo. Ich? Nein, nein! Sie haben doch keine Angst. Sie sind doch ein tapferes Mädel. Das machen Sie allein.

Julie. Ja, Sie haben Recht. Ich will ja allein für mich Alles thun.

Jaworski (ist nach mehreren Versuchen endlich nach vorn gekommen. Zu Julie). Freilein! Musik spielt schunt zu tanzen.

Julie (heiter). Ah, Sie sind's, Jaworski? Was wollen Sie? Mein Schwager ist noch drin!

Jaworski (verlegen). Freilein. Doch, gnädige Freilein haben doch gesagt, ersten Walzer zu tanzen mit mir.

Leo (aufgelegt). Ja, mein lieber Herr Inspektor! Daraus wird schwerlich etwas werden. Die Sache hat sich nämlich ein wenig verändert, verehrter Freund. Das gnädige Fräulein hat den ersten und alle folgenden Walzer mir eben feierlichst zugesagt.

Jaworski. Och, verflucht!

Julie (zu Leo). Tanzen Sie in der That?

Leo. Leidenschaftlich gern.

(Leo und Julie lachen hell auf.)

Julie. Also, Jaworski, es thut mir sehr leid. Dieser Herr ist extra dazu von Berlin herübergekommen. Da müssen Sie halt ein Einsehen haben.

Jaworski. Gutt, gutt (schüttelt gegen Leo die geballte Faust).

Leo. Nanu! (Lacht auf.)

Julie (mitlachend). Ei, da kommt der Gutsherr.

Jaworski (ab hinten rechts zur Tenne).

Richard (von der Terrasse). Guten Tag. Wartet mal einen Augenblick.

Julie. Kommt Marie denn nicht herunter?

Richard (langsam die Treppe herunter). 'n Tag, Leo. Du warst ja den ganzen Nachmittag weg.

Julie. Ja, Herr Fiebiger hat sich im Walde verirrt.

Richard. Wollt Ihr denn mittanzen?

Leo. Jawohl. Wir werden bald beginnen.

Richard. Nein, das geht nicht. Erst muß die Herrschaft die Ehrentänze tanzen. Julie, bitte, geh' nach oben. Sieh nach Marie. Sie wird wohl beim Kinde sein. Sie möchte sich fertig machen und herunterkommen.

Julie (Beiden zunickend). Gut, ich bin bald wieder da. (Ab.)

(Pause.)

Richard. Gefällt es Dir hier bei uns?

Leo (setzt sich auf die Bank). Garnicht übel . . . Ich habe mich Nachmittags über müde gelaufen.

Richard. Du willst also schon wieder zurückfahren?

Leo. Ja.

Richard. Möchtest Du vielleicht nicht noch ein paar Tage bei uns bleiben?

Leo. Nein, das geht nicht gut. Oder brauchst Du mich?

Richard. Wie meinst Du das, Leo?

Leo. Gestern Abend sagtest Du, daß Du mich brauchst.

Richard. Nein, dazu brauch' ich Dich nicht.

Leo. Du hast also schon verwunden?

Richard. Verwunden! Siehst Du, so schnell geht so etwas nicht vorüber. So schnell nicht. Aber ich fühle ganz deutlich, daß ich noch stark bin. (Lebhafter) Ja, es hat mich nicht zerbrochen. Das ist gut, oh, das ist so gut! Ich stehe noch immer fest da, siehst Du?

Leo. Richard, willst Du, daß ich Dir helfen soll?

Richard. Du? Nein, Leo, Du nicht. Menschen Deines Schlages nicht, denn Ihr seid noch voller Sünde!

Leo (betreten). Wie meinst Du das?

Richard. Ihr habt noch nicht das Unheil in der eigenen Brust bezwingen können. (Freier) Aber es beginnt sich wunderbar in mir zu regen. Ich fühle es so herrlich, daß mich dieses Entsetzliche nicht zerbrochen hat. Das fühl ich so emporwachsen in mir, und ich freue mich meiner großen, starken Kraft.

Leo. Hat sie Dir geholfen?

Richard. Marie? Nein; ich habe ihr noch nichts gesagt, aber sie fühlt das Alles, Sie weiß Alles. Und, sieh mal, ich brauche nichts weiter, wie recht innig an sie zu denken, wenn etwas Schreckliches in mir vorgeht. Ja, weißt Du, wenn ich das thue, so recht innig und von ganzer Seele thue, dann denke ich immer: „Maria" . . . . Und da wird es so himmlisch ruhig. Langsam glättet sich alles in mir. Der Sturm verebbt. Ach, das ist so wundervoll!

Leo. Und so geht es Dir heut auch?

Richard. Ja. Ich beginne es zu fühlen. Ich werde siegen.

Leo. Hör mal, Richard, ich hab mit Dir zu sprechen.

Richard. Nein, Leo, Du hast mir wohl nichts mehr zu sagen. Ich bin ja so vollkommen fertig mit Euch. Gottlob.

Leo. Trotzdem. Ich habe Dir sehr viel zu sagen.

Richard. Ja. Setzen wir uns.

(Sie setzen sich.)

Leo. Sieh mal! Ich glaube, wir sollen ohne Bitterkeit voneinander gehen.

Richard. Das soll es sein, Leo. Ich habe nicht einen bitteren Gedanken in mir gegen Dich. Das mußt Du mir glauben. Und dann, Du hast unbewußt mir doch den letzten Freundschaftsdienst erwiesen.

Leo. Ich?

Richard. Du hast mir ja die Prüfung gebracht. Die letzte, entsetzlichste Prüfung, vor der ich so lange Jahre gebangt und gezittert habe.

Leo. Und aus der Du siegreich hervorgehst.

Richard. Das kann ich wohl sagen: siegreich. Mein Haus, siehst Du, steht heute fester als je. Alle finsteren Leidenschaften habe ich gebannt, all dieses Schreckliche, womit man draußen bei Euch sich immerwährend abquälen muß. Auch dieses Letzte, das noch immer in mir herumgespukt hat.

Leo. Das ist es, worüber ich mit Dir zu sprechen habe, denn das ist ja Deine Sünde.

Richard. Die Sünde?

Leo. Ja, wenn ich mit Deinen Worten reden will. Du mußt nämlich wissen, daß Du kein Recht hast, andere Menschen abzutödten.

Richard (betreten). Wie soll ich das verstehen?

Leo. Also klipp und klar! In Deinem Hause wohnt nämlich noch ein Mensch, ein ganz junger Mensch, der doch noch voller Leidenschaften ist.

Richard. Julie?

Leo. Ja. Hast Du nicht gesehen, wie sie allmählich absterben muß? Wie in ihr jede Faser herausdrängt, aus diesem . . . diesem . . nun ja toten Hause?

Richard. Nein. Du urtheilst zu schnell. Sie ist unerfahren, das ist alles. Sie hat ja nämlich im Grunde solche Angst vor der Welt, mußt Du wissen. Und dann siehst Du, so seh ich meine Aufgabe, diese Leute hier, die mit mir arbeiten, die erzieh ich zu Menschen. Alles dieses Brachland in den Leuten, die niemals ein menschenwürdiges Dasein geführt haben, das ist mein Acker. Und dieses junge, hilflose Mädel, das soll in meinem Hause, das nur still und gebändigt ist, wenn Du es auch tot nennst, das soll in meinem Hause behütet und beschirmt bleiben vor den furchtbaren Geschehnissen dort draußen. Siehst Du, das habe ich mit aller Liebe hier gesät. Und einmal, wenn es Gott gefällt, werde ich eine reiche Ernte halten. Dann werden diese tausend Keime aufsprießen, herrlich prangend und endlich voll guter Frucht. Das wird dann mein Erntefest.

(Pause.)

Leo. Du glaubst wieder . . . an Gott?

Richard (einfach). Ja, ich glaube . . . in meinem Sinne. (Die Terrassenthür wird geöffnet; Marie und Julie kommen herunter.)

Leo. Guten Tag, gnädige Frau.

Marie. Guten Tag, Herr Fiebiger . . . Sie waren den ganzen Nachmittag unterwegs . . . Wie gefällt Ihnen unser Land?

Leo (halb zu Richard). Ich hoffe, daß es reiche Früchte giebt.

Richard (verstehend). Ja, die giebt es schon. Darauf kannst Du Dich verlassen. Also, gehen wir. Marie, wir müssen . . . (beide ab.)

Leo (zu Julie). Nun, Fräulein, wir wollen auch?

Julie (nickend). (Beide ab. Die Scene bleibt einen Augenblick leer. Hinten, sobald Richard und Marie abtreten, Tusch und Juchzen bald darauf beginnt die Tanzmusik.)

Jaworski (von hinten kommend; stark angetrunken). Ach, das verfluchte deitsche Aas! Pjerunje! Nu warte schunt. Kriegst Du noch, du kleine Psakrew! Du Hund verfluchtiges. (Spuckt sich in die Hände, als wollte er zu hauen beginnen.)

Marie (von Richard gefolgt). Nein, Richard. Du mußt noch bleiben. Ich will aber hinauf. Der Junge kann auch bei diesem Lärm nicht allein bleiben. Er wird sich fürchten . . . Da ist ja Jaworski. Warum tanzen Sie denn nicht mit?

Jaworski. Jo. Ich tanz nich. Hab ich so beese Fuß.

Marie. Sie sollten doch den ersten Walzer mit mir tanzen.

Jaworski. Geht sich nich. Hab ich so beese Fuß.

Marie (zu Richard). Mein Gott, er ist schon wieder betrunken.

Richard. Ich bringe Dich rauf. Muß auch mal nach dem Jungen sehen. (Beide ab.)

Jaworski (schüttelt ihnen die geballten Fäuste nach). Ponimetzku pschjeklenti!
(Nach einer Weile kommen Leo und Julie.)

Leo (erhitzt). Ei, sehen Sie nur! Ihr Kavalier ist da. Vermuthlich an seiner Ehre gekränkt!

Julie (lachend, wie außer Athem). Sind Sie so böse auf mich, Jaworski?

Jaworski (auf Leo zukommend). Sie! Sie sull'n nich so sagen. Sie verfluchte Herr Sie! Ich hab ich treu gedient (sich auf die Brust klopfend) hab ich treu gedient zu Seine Majestät drei Jahre. Sie verfluchte Herr aus Berlin!

Julie. Was unterstehen Sie sich!

Leo. Lassen Sie nur, Fräulein. Der Kerl is ja total besoffen!

Jaworski (in heller Wuth). Was bin ich? Besuffen! Nu wart, Sie dumme verfluchte Herr! Wer is besuffen?

Leo (tritt rasch vor, giebt ihm einen Stoß vor die Brust, daß Jaworski nach hinten taumelt). Das für die Frechheiten. Nächstens mehr, wenn Sie Lust haben, bitte Berlin, Nollendorfplatz 51. Da sind zwei Treppen, die Sie runterfliegen können . . . So, Fräulein, wollen Sie mit in den Garten?

Julie (im Abgehen). Mein Gott, Sie sind so stark.

Ein Knecht und eine Magd (von hinten kommend, er hält den Arm um ihre Taille, biegt plötzlich ihren Kopf zurück und küßt sie; sobald sie Jaworski sehen, schreit die Magd leicht auf).

Der Knecht. Hä, der Pan Inspektur! Was schreist Du, Florka, Du tumme Luder. Nu, Pan Inspektur! Heute nich mit junge Mädel, hä!

Jaworski. Willst Du paare po pisku? (Mit Gebärde zur Ohrfeige.)

Knecht. Ooch, keine Angst, keine Angst. Pan Inspektur, steht wohl hier auf gnädige Freilein warten. Mußt Du aber lange stehn. Hat nur mit feine Herr getanzt aus Deitschland.

Jaworski. Djobelski. Pjerun!

Knecht (pfeift der Magd mit Gebärde, beide Hüfte an Hüfte ab rechts auf's Feld).

Jarowski. Schweine verfluchte! Gehn sie jetzt schunt. Aber ich zeig an, ich zeig an.

(Ein zweites Paar kommt nach einer Weile eng umschlungen und sich küssend von hinten und ohne Jaworski zu bemerken, ab rechts. Ein drittes Paar endlich kreischt verlegen auf, als es Jaworski erblickt, fliehend rechts ab. Er schüttelt ihnen die Fäuste drohend nach. Jaworski geht dann langsam nach hinten und bleibt während der folgenden Scene unsichtbar. Es wird finster.)

Leo (langsam mit Julie aus dem Garten kommend). Wollen Sie noch tanzen?

Julie. Danke. Ich finde es zu heiß heute (setzt sich auf die Bank).

Leo. Sie wollen heut noch mit Richard . . .?

Julie. Ja . . . nur es nicht hinausschieben.

Leo. Dann fahren Sie am Ende morgen früh gleich mit mir.

Julie. Wenn Sie mich mitnehmen wollen!

Leo. Davon kann ja keine Rede sein. Wenn Sie sich so voll Vertrauen . . .

Julie. Vertrauen. Daran hab ich nicht gedacht . . . Nein, durchaus nicht daran.

Leo. Woran haben Sie gedacht, das müssen Sie mir sagen!

Julie. Ja. Daß mich kein Anderer besser hineinführen könnte als Sie. Das ist es.

Leo. Ja, das will ich auch.

Julie. Denken Sie! Gleich gestern, als Sie kamen, da kam es mir so vor. . . .

Leo. Nun?

Julie. Als ob Sie so . . . Nun ja, als ob an Ihnen noch der ganze Glanz hinge von draußen.

Leo. Das dachten Sie?

Julie. Und abends, als ich schlafen ging . . . Aber nun dürfen Sie auch nicht lachen, denn beim Schlafengehen hab' ich so phantastische Vorstellungen, nun, da dachte ich, daß Sie eigens zu mir hergeschickt wären, als ob Sie mir zu sagen hätten: das schöne Leben, dieses große, stürmische, herrliche Leben, in dem Alles geschieht, das läßt Dich grüßen und wenn Du willst, dann folge mir.

Leo. Ja, Sie folgen mir nun!

Julie. Und als ob Sie mir weiter sagen müßten: Ich bin nun da, der Abgesandte, der einmal kommen mußte. Ich lasse Dich nun niemals mehr. Ich locke und locke Dich und führe Dich hinein in die große Welt.

Leo (lächelnd). Also wie der Rattenfänger erschien ich Ihnen?

Julie. Ja, das ist doch komisch, nicht wahr?

Leo. Nein. Das ist garnicht so komisch!

Julie. Aber Sie müssen mir sagen, was Sie jetzt denken!

Leo. Was ich denke! Nur, daß Sie so über alle Maßen wundervoll jung sind!

Julie (verlegen). Oh!

Leo. Ja, das denke ich.

Julie. Ich bin zwanzig Jahre. Und Sie?

Leo. Dreißig in zwei Monaten.

Julie. Richard wird schon im nächsten Monat dreißig.

Leo. Ja, wir sind gleichaltrig.

Julie. Aber Sie sind viel jünger? Ich meine . . .

Leo. Glauben Sie das?

Julie. Ja.

Leo. Da haben Sie auch Recht, Fräulein (die Arme reckend) das bin ich! Er ist schon sehr alt, glaube ich. Er ist so alt schon, daß er sterben sollte.

Julie. Mein Gott!

Leo. Ja. Das ist die Wahrheit. Und im Grunde ist das hier ja auch ein langsames Sterben.

Julie. Er ist so stolz.

Leo. Ich aber, wissen Sie, ich bin wirklich noch jung. Noch spür ich diese quellende Jugendlust. Das jauchzt noch in mir, das treibt mich immer noch glückselig in die alten Tollheiten hinein.

Julie. Bitte, nehmen Sie mich wirklich mit!

Leo. Gut, das soll geschehen!

Julie (athemlos). Nun müssen Sie mir aber noch erzählen ....

Leo. Von Berlin?

Julie. Und von Allem, was dort geschieht. So mitten drin ...

Leo. Oh, das werden Sie Alles erleben, erleben müssen Sie das!

Julie. Ja, erzählen Sie nur!

Leo. Das ist ein großes Jagen. Eine himmelstürmende, herrliche Jagd. Und jeden Tag, wissen Sie, und jede Stunde, blitzen von Neuem die Augen auf und glüht von Neuem das Gesicht. Immer etwas zu haschen. Immer Begier und Lust, ach wie das stählt!

Julie. Das kann ich gut verstehen! So mit Heißhunger. ....

Leo. Immer und ewig! Keine Enttäuschung bricht Einen! Immer lockt nnd glänzt das Neue .. Ja, so leben wir dort, so lebe ich.

Julie. Wissen Sie, daß Alles in mir zittert!

Leo. Was soll das heißen, daß es Seifenblasen sind, Illusionen! Das ist ja so gleichgültig. Es kommt doch auf den Menschen an. Reiche Menschen saugen aus Enttäuschungen immer neue Kraft. Jeder ein Antäos! Die Arme gebrauchen! Ellbogen frei!

Julie (strahlend). Wer im Wege steht ....

Leo. Wird bei Seite gerissen. Unbarmherzig! Das ist das Herrliche, wenn man die Kraft so fühlt ... Ja, Fräulein, das kann Ihnen nicht erzählt werden.

Julie (ernster). Nun werden Sie das thun, wie ich es mir gestern Abend gedacht habe.

Leo (lächelnd). Ja, ich führe Sie in das Leben hinein, aber ich werde Sie nicht schuldig werden lassen. Sie sind auch nicht arm!

Julie (ihre Augen beginnen sich mit Thränen zu füllen).

Leo. Mein Gott, Fräulein.

Julie (leise, mit dem Weinen kämpfend). Sie müssen mich nicht für feig halten. Aber ich habe so eine geheime Angst.

Leo. Aber, das dürfen Sie nicht, Fräulein. Nicht gleich weinen!

Julie. Nein, nein! Ich will ja auch nicht.

Leo. Sehen Sie mal, das ist recht unvernünftig. (Nimmt ihre beiden Hände.)

Julie. Das war nur so ein Augenblick. Denn mich erschreckt das Alles. Ja ... sehen Sie. Ich fühle mich nicht würdig. Ich bin doch nur ein armes, dummes Ding mit meinen zwanzig Jahren. Und nun fällt mir das Alles so in den Schooß, obwohl ich's garnicht verdient habe, das ist so viel, daß ich Angst habe.

Leo. Das sollen Sie nicht sagen, Fräulein.

Julie. Und nun grade Sie, Sie stehen so glänzend dort draußen.

Leo. Das sollen Sie niemals mehr sagen, hören Sie! Und niemals mehr so demüthig sein. (Heimlich) Denn nun will ich Ihnen was sagen. Mit meiner Herrlichkeit wär' es nämlich garnicht so weit her! Nein, Nein! Gar nicht weit. Denn was mich so aufrecht stehen läßt und mich immer wieder stachelt, daß es mir nicht wie Richard geht, das ist so herrliche Jugend, wie Sie sie haben. Denn das sollen Sie wissen, Sie gehören auch zu dem Herrlichen, wonach unsereiner im Leben draußen jagt und hofft.

Julie (leise). Das sollten Sie nun auch nicht sagen. Sie sollen aufrichtig sein gegen mich und mich nicht noch mehr verwirren.

Leo. Nein, nun antworten Sie mir! Darf ich Sie niemals etwas Herrliches nennen, wenn ich so ganz ehrlich vor Ihnen stehe?

Julie. Mein Gott!

Leo. Darf ich das nicht?

Julie. Nicht so fragen, hören Sie!

Leo (leise). Jetzt wissen Sie doch . . .

Julie. Es ist so furchtbar schwül heute Abend.

Leo. Julie!

Julie (erregt und flüsternd). Sie dürfen mir so etwas nicht thun!

Leo. Darf ich das nicht? darf ich das nicht?

Julie. Lassen Sie mich, ich bitte Sie, um Gotteswillen.

Leo (zieht sie ohne Antwort fest an sich, nimmt ihren Kopf und will sie küssen).

Julie (wehrt sich heftig, plötzlich wie umgewandelt, schlingt sie ihre Arme zitternd um seinen Hals und giebt ihm ihren Mund; nach einer Weile lassen sie sich).

Julie (fällt matt auf die Bank und stützt mit den Händen ihren Kopf). Mein Gott, mein Gott, was haben Sie gethan.

Leo (dessen ganzes Gesicht wie von einem inneren Strahlen durchleuchtet scheint, lächelnd). Wenn Du mich liebst, oh! wenn Du mich nur liebst!

Julie. Das hätten Sie mir niemals thun dürfen.

Leo. Willst Du mir nun so in die Welt folgen?

Julie. Ich habe jetzt noch mehr Angst. Sie werden mich dann wegwerfen.

Leo. Still, still, Du herrliche junge Blüthe! Kopf hoch, mein Mädel . . . . Wenn Du mich nur liebst, dann soll das Leben so wundervoll werden.

Julie. Sie werden mich auch ganz gewiß nicht wegwerfen?

Leo. Niemals, niemals! Siehst Du, Du nimmst ja nichts. Du bist ja so voll von Gaben. Du giebst mir ja Deine ganze herrliche Blüthe und jetzt wag ich es noch einmal. Mit Dir fordere ich das Leben noch einmal in die Schranken (nimmt ihre Hände).

Julie (zag). Wenn . . . ich Ihnen wirklich etwas sein könnte.

Leo. Und nun mußt Du wissen. Ich liebe, wie nur die Könige lieben. Ungeahnte Schätze bring ich dann aus mir, das sollst Du erfahren. Um Dich soll es schimmern und aufleuchten vor seltener Pracht. Du sollst meine seidene Liebe sein; so werde ich Dir danken. Was das Leben an

Herrlichem mir noch beschert, das bring ich Dir in Deinen Schooß. . . . Nur mußt Du mich lieben. Ja, das mußt Du. Ich brauche so einen Menschen, der mich liebt und trotzdem so wunderherrlich ist wie Du . . . Jetzt, sage mir, ob Du mich liebst.

Julie. Ich weiß nicht.

Leo. Nein. Das mußt Du mir sagen. Das mußt Du mir jetzt sagen.

Julie (plötzlich aufstehend, entschlossen aus sich herausgehend). Ja. Ich liebe Dich. Ich liebte von dem Augenblicke, als Du über die Schwelle tratest. Du sollst jetzt Alles wissen, denn ich lege alle Scham ab von mir gegen Dich wie ein altes Kleid. Ich liebe Dich, weil Du der bist, auf den ich alle Tage meines Lebens mit jeder Herzensfaser gewartet habe. So herrlich wie Du mußte der sein, der kommt, mich zu holen . . .

Leo. Ja, ich komme Dich zu holen, Dich auf mein Schloß zu holen.

Julie. So war das, als ich immer, jeden Tag davon träumte. Und wenn ich jetzt mit Dir gehe, hab ich doch keinen Menschen mehr auf der Welt. Und dann, dann wage ich ja garnicht zu glauben, daß es immer so bleiben kann. Das kann ja auch nur ein Traum sein. Ich habe so Angst vor der Erfüllung.

Leo. Sei still'. Nun darfst Du keine Angst mehr haben. Jetzt gehör ich ja zu Dir. Für immer und ewig, das gebe der Himmel. Jetzt soll erst alle Saat aufgehen, und vor unserem Glück und Reichtum soll sich dieses ganze, mächtige, herrliche Leben beugen. Ja, vor uns Beiden.

Julie (leise). Jetzt habe ich auch keine Angst mehr.

Leo. Liebst Du mich?

Julie. Ja. Ich liebe Dich so, mehr als Alles auf der Welt. Ich müßte weinen vor lauter Jubel.

Leo. Ja, so viel Jubel! (Sie an sich ziehend) Siehst Du, dort die ersten Sterne. Der große Himmel ist über uns. So hoch, so hoch, und doch wollen wir dort hineinlangen.

(Sie küssen sich.)

Julie (plötzlich erschreckend). Um Gotteswillen, wenn Jemand sieht.

Leo (sie festhaltend). Ja, das darf Niemand sehen. Niemand entweihen.

Julie. Gehen wir in den Garten, hier können die Leute . . . . (Sie gehen Arm in Arm in den Garten.) Es ist ganz finster, ein Gewitter zieht auf, Wetterleuchten.)

Jaworski (zeigt sich jetzt grinsend von hintenkommend). Pjerunje! Nu warte schunt, Du Aas verfluchtes! Jetze jetze! (Er reibt sich die Hände.)

Richard (öffnet die Terrassenthür). Leo! Leo! Julie. Wo seid Ihr? Es blitzt schon gehörig. (Kommt rasch nach unten und geht, ohne Jaworski zu bemerken, nach hinten kommt aber rasch wieder, verstört) Jaworski!

Jaworski. Ja, gnädiger Herr!

Richard. Was machen Sie denn hier?

Jaworski. Och!

Richard. Ich muß mit Ihnen reden . . . Ich bin ganz entsetzt. Wo sind die ganzen Leute hin. Hinten ist ja kein Mensch und die Musikanten total betrunken.

Jaworski. Nu ja . . Wird schunt so sein.

Richard. Ja, was soll das heißen! Was ist denn vorgefallen.

Jaworski (gleichgültig thuend). Nu, was wird sein! Junges Vulk, gnädiger Herr, junges Vulk. Liebt sich zu sehr. Haben genuk getanzt, sind sie auf Feld gelaufen, alle! Immer eine Mann und eine Medchen. Immer so.

Richard. Jaworski!

Jaworski. Ja, gnädiger Herr!

Richard (keuchend vor Erregtheit). Und das geben Sie zu! Sind Sie dazu Großknecht! Ich gebe doch kein Fest, um den Kuppler zu machen.

Jaworski. Ja, so junges Vulk! Hab ich sich keine Macht!

Richard (fast herrisch). Das soll sich zeigen. Alle ohne Ausnahme, hören Sie, ohne Ausnahme, sind morgen früh Punkt sechs auf dem Hofe versammelt. Ich werde ein furchtbares Gericht halten.

Jaworski. Was kann so junges Vulk machen. Hier is sich das schunt immer so. Bei jedes Fest!

Richard. Haben Sie das Fräulein nicht gesehen und den fremden Herrn?

Jaworski. Ja!

Richard. Was soll das heißen?

Jaworski (hämisch und schadenfroh). Ja, hab ich gesehen.

Richard. Na ja, wo sind sie denn? Sind sie etwa raufgegangen? Wir haben ja ein Gewitter über uns!

Jaworski. Och nje. Sind nich raufgegangen, gnädiges Frälinko mit feines, fremdes Herr.

Richard. Na, Donnerwetter, so reden Sie doch!

Jaworski (mit Gleichgültigkeit). Erscht haben hier poor mal gekussen, ale poor mal. Dann sind hier im Garten gelaufen. Ja, gnädige Herr, is auch junges Vulk. Heiße Blutt! Sind sich auch weggelaufen wie Anderen.

Richard (zuerst wie versteinert, packt dann den Knecht bei der Brust). Hund, erbärmlicher! Das lügst Du!

Jaworski (ohne sich zu rühren, unterwürfig). Och, gnädige Herr. Ich kann sich nich dafür. Vielleicht, gnädige Herr, sehen im Garten selberscht. (Pause.)

Richard (läßt den Knecht langsam los, gebrochen, tonlos). In meinem Hause! Und das . . . in meinem Hause!

(Unmittelbar darauf schlägt ein starker Blitz herunter, dem heftiger Donner folgt. Man hört vom Felde her das Schreien der Mägde und Fluchen der Knechte.)

(Vorhang.)

Dritter Akt.

Scene:

Wohnzimmer bei Burgemeister, wie im ersten Akt. Auf dem Tisch liegt eine rothe Kaffeedecke; es ist zum Frühstück gedeckt. Es ist sechs Uhr. Sommermorgen. Der Gutshof liegt im Glanze der Frühsonne. Der Tag ist ein Sonntag.

Richard (sitzt am Tisch, übernächtigt).

Marie (geht langsam zur Terrasse und öffnet die Thür; dann kommt sie zurück). Richard! Die Leute alle stehen unten auf dem Hofe.

Richard (sieht sie wortlos mit verglasten Augen an).

Marie. Ich meine nur die Leute; Richard. Sie warten unten auf Dich. Du hast sie doch bestellt. Sie sollten sich um Sechs unten versammeln.

Richard. Ich bin so furchtbar müde.

Marie. Ja. Du hast nicht geschlafen.

Richard. So fürchterlich müde . . . (rathlos). Was soll mit den Leuten geschehen?

Marie. Jaworski war vorhin schon in der Küche. Er meint, daß Du sie bestrafen wolltest . . .

Richard. Wollte ich das?

Marie. Ich möchte den Kaffee bringen. Du mußt etwas trinken. (Ab.)

(Die Scene bleibt für eine Weile leer.)

Richard (preßt die Hände an den Kopf, will aufstehen, läßt sich ächzend wieder fallen).

Marie (kommt mit den Kaffee zurück; gießt ihm ein). Bitte, Du mußt trinken.

Richard (trinkt hastig einen Schluck; springt dann rasch auf und vor Marie stehend). Jetzt möchte ich nur wissen . . . Es ist so entsetzlich, so furchtbar unfaßlich, daß man niemals wissen kann, was ein anderer Mensch denkt. (Grübelnd) Jetzt möchte ich wissen, was Du denkst. Das möchte ich wissen, ich möchte so ganz bis auf den Grund in Dich hinein sehen.

Marie. Um Gotteswillen, Richard . . . .

Richard. Ja, das möchte ich wohl. So ganz tief, daß keine Falte, weißt Du, und keine Regung, keine allergeringste Regung vor mir verborgen liegt. Das möchte ich sehen. Und alle die Verachtung, die Du für mich hast und alle Schadenfreude und Deinen glühenden Wunsch, mit mir nichts mehr zu schaffen zu haben und auch Deinen Zorn, Deinen ohnmächtigen, fressenden Zorn, daß Du so unlöslich an mich gekettet bist, (bitter) das möchte ich Alles sehen.

Marie (außer sich, stellt sich mit ausgebreiteten Armen vor ihn hin). Um Jesu Willen, Richard, Du darfst mir das Herz nicht so aus dem Leibe reißen. Hier stehe ich vor Dir, töte mich, mach mit mir, was Du willst. Mein Leben achte ich für nichts; nur mußt Du mich nicht so unbarmherzig quälen.

Richard (nimmt sie und preßt sie an sich, verzweifelt). Das große Unglück ist über mich hereingebrochen. Ich habe es jeden Tag über mir auf der Lauer gefühlt. Dieses entsetzliche Unglück, und jetzt werden sie Dich nehmen. Dich auch noch! (wankt auf einen Stuhl und bricht in lautes Schluchzen aus).

Marie (fassungslos, kniet vor ihm und will ihm die Hände vom Gesicht ziehen). Richard, liebster Richard, hab Erbarmen mit mir. Ich habe Dir doch nichts gethan. Du mußt doch Mitleid mit mir haben.

Richard (still vor sich hin weinend; streichelt ihren Kopf). Ich soll Mitleid mit Dir haben! Du darfst Dich nicht so erniedrigen, mein geliebtes Weib. Du darfst Dich nicht von einem solchen Menschen, wie ich bin, bemitleiden lassen. Du bist ja viel größer.

Marie. Nicht so etwas sagen, Richard. Ich bin ja blos durch Dich etwas. Ohne Dich kann ich ja garnichts sein. Da bin ich ja garnichts mehr.

Richard (leise). Nein, nein! Mit mir darfst Du nun nichts mehr zu schaffen haben. Ich bin ein Gezeichneter vor Gott, das hast Du jetzt erkannt. Gezeichnet zur ewigen Verdammniß. Ich soll gestraft bleiben mein ganzes verfluchtes Leben hindurch, unfruchtbar in meinem Thun, und wer mit mir zu schaffen hat, wird mit mir untergehen müssen.

Marie (mit ihren Thränen kämpfend). Nein, das ist nicht die Wahrheit. Du bist ein großer Mensch. Du mußt ausgezeichnet werden und herrlich dastehen wie niemals vorher.

Richard. Das kann nun niemals mehr geschehen, das erkenne ich so tief in mir. Denn, siehst Du, ich habe einen Beruf haben wollen und war nicht stark genug dazu. Mein armseliges Leben soll nutzlos im Sande verrinnen. Du wirst von mir gehen müssen, ja, das wirst Du thun müssen. Das Kind, ja, unseren Jungen, den mußt Du auch von mir nehmen. Der darf ja nicht mit hineingezogen werden; Du mußt ihn vor all' dem Entsetzlichen und vor mir bewahren. Das mußt Du!

Marie (mild und die Thränen verbeißend). Du darfst nun nicht mehr so sündige Worte sprechen, Richard. Du darfst nicht mehr lästern.

Richard. Du weinst ja, Marie. Du weinst ja.

Marie (tapfer). Das thu' ich nicht. Ich weine ganz gewiß nicht. Ich weine . . . durchaus nicht. (Sie kann ihr Weinen nicht mehr unterdrücken.)

Richard (gefaßter, nimmt sie und legt ihren Kopf an seine Brust). Du sollst um mich nicht weinen. Du bist zu gut Maria.

Marie (schlingt ihre Arme um seinen Hals, sieht ihn mit thränenden Augen in's Gesicht). Ich bin gewiß nie gut gewesen. Sonst würdest Du mich nicht so martern.

(Sie weinen zusammen.)

Richard (sich aufreißend). Nein, ich flehe Dich an, Marie. Du darfst mich ja nicht schwach machen. Jetzt muß reiner Tisch mit mir gemacht werden.

Marie (ihre Thränen trocknend). Ich will den Leuten sagen, daß Du Mittag mit Ihnen sprechen willst. Sie sollen in die Kirche gehen. Es ist doch Sonntag.

Richard. Sonntag!

Marie. Ja . . . Gestern früh traf ich den Pfarrer. Er spricht heut über das Wort: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Richard. Nein, nein! Das darfst Du mir nicht sagen.

Marie. Gestern hast Du noch gesagt, daß es Dich nicht brechen kann.

Richard. Ja, aber jetzt, dieses Entsetzliche in meinem Hause!

Marie. Nun mußt Du ein Strafgericht halten!

Richard. Nein, Marie, das darf ich nicht. Sie haben wohl nicht gesündigt. Die Sünde trage ich, denn ich wollte ihr Leben ausrotten. Ich wollte ihre Herzen abtödten. Das war ein Irrthum.

Marie. Ja!

Richard. Das siehst Du jetzt auch. Ich müßte ganz von vorn anfangen. Ganz von vorn und noch viel bescheidener. Ich müßte noch viel demüthiger sein... Nun mußt Du mir auch sagen, ob Du noch bei mir bleiben willst.

Marie. Richard, Richard! Du darfst mich nicht so fragen.

Richard (schwer). Denn ... wenn Du bei mir bleiben wolltest ... wenn Du das jetzt noch thätest ... dann würde ich vielleicht ... ja ... dann würde ich vielleicht noch einmal anfangen.

Marie. Das mußt Du, Richard. Das bist Du Dir ja schuldig.

Richard. Aber, das mußt Du mir auf Deine Seligkeit schwören. Glaubst Du ganz gewiß, daß ich noch so einmal anfangen darf? Und daß ... es noch einen Zweck, einen ganz kleinen, demüthigen Zweck haben könnte.

Marie (innig). Ja, Richard, das schwöre ich Dir bei meinem Seelenheil! Du bist ja ein großer Mensch! Größer wie Alle, die sich nicht besiegen können.

Richard (grübelnd). Aber es ist mir so entsetzlich, daß ich immer daran verzweifeln muß, ob das gut war. Ich meine, daß ich Alles hinter mich geworfen habe. Ob das wirklich ein großes Werk gewesen sein kann.

Marie. Das war es! der Pfarrer hat es auch gesagt. Er liebt Dich doch darum.

Richard. Ja, es ist mir auch so schwer geworden. Und ich habe so oft darum büßen müssen. Das mußt Du nämlich erfahren. All' die Jahre über habe ich so schwer büßen müssen. So oft! Ich habe mich damit kasteit, weißt Du! Alle die Jahre hindurch!

Marie. Ja, das wußte ich, Richard.

Richard. Das wußtest Du, Maria! Das hast Du Alles gewußt? Du große Dulderin, Du! Was mußt Du gelitten haben!

Marie. Nein, ich habe nicht gelitten. Ich war so glücklich, so in meinem Innersten glücklich, wenn Du es nur vergessen hattest.

Richard. Und deshalb kamst Du oft mit diesen wundervollen Händen und hast sie mir so auf die Stirn gelegt. So ... ah! wie das kühl ist! Wie das Alles ruhig wird in mir!

Marie. Ich durfte Dich doch nie darnach fragen.

Richard. Das hast Du gewußt! Und darum kamst Du immer in solchen schweren Stunden mit all Deiner großen Liebe und mit Deinen kühlen ruhigen Händen.

Marie. Ja, ich fühlte es immer. An nichts eigentlich; an keinem Wort und auch nicht an Deinem Gesicht. Das stieg so in mir wie eine furchtbar beklemmende Angst auf, und dann fühlte ich auch wieder, wie es verschwand. Und das machte mich so glücklich.

Richard. Nun weiß ich es. Ich entsinn mich ganz genau. Ganz genau. Dann warst Du von einem einzigen hellen Strahlen verklärt.

Marie. Dann saßen wir so zusammen . . . .

Richard. Ja, im Winter vor dem Kamin. So ganz eng saßen wir zusammen. Und oft, weißt Du, oft habe ich Dich so verstohlen angesehen, da glaubte ich nicht anders, als daß ein Schein voll stiller, leuchtender Glorie um Deinen Kopf, mitten auf Deinem weichen, nußbraunen Haar läge.

Marie (innig). Ich liebte Dich so und liebe Dich in alle Ewigkeit.

Richard (nachdenklich). Da ging so ein warmes Strahlen von Dir aus. Das rührte mich in meine tiefste Seele. Und mit einem Mal war ich wieder Dein. So recht innig und unlöslich Dein . . . (lächelnd) Du kannst das so zaubern . . Ja, das kannst Du!

Marie. Wenn Du mich nur bei Dir behalten willst.

Richard. Dann wollen wir im Sommer, wenn draußen im Felde die Grillen zirpen, weißt Du, so ganz heimlich zirpen, wollen wir Hand in Hand über die Felder gehen. Immer in diesen dicken, dunklen warmen Abend hinein.

Marie. Ja, das wollen wir thun. Hand in Hand . . .

Richard. Und liegt dann der Schnee draußen und die Felder und der Wald liegen tief verschneit und wir sind durch diesen Schnee ganz abgesperrt, daß man garnicht mehr in's Dorf herunter kann, dann sitzen wir wieder vor'm Ofen, wie immer früher. Ganz still können wir dann sitzen, und Keiner sagt etwas.

Marie (schlingt sich an ihm empor).

Richard. Hier kann es so sehr schneien. Der Schnee kann hier so hoch liegen. So hoch, daß man nicht über ihn wegsehen kann. Und so dicht kann es schneien, daß man garnicht mehr den Himmel sieht, daß die Flocken so aus dem Grundlosen, Dunklen dicht und dicht herunterfallen . . Und dann haben wir noch unseren Jungen, der immer größer wachsen soll.

Marie. Der in Fröhlichkeit groß wachsen soll, hast Du immer gesagt.

Richard. Möchtest Du daran noch einmal glauben, Marie?

Marie. Um seinetwillen, Richard, und um Deinetwillen.

Richard. Um seinetwillen!

Marie. Wenn Du mich noch liebst!

Richard (zieht sie zu sich heran). Jetzt, fühle ich, wird es mir wieder leichter, Marie! Das ist Dein Werk . . . Und jetzt muß ich Dir noch etwas sagen . . . (Zieht sie auf einen Stuhl.) Es ist noch etwas zu sagen. Du weißt noch nicht, warum Leo hierher gekommen ist.

Marie (beklommen). Ich weiß es nicht.

Richard. Siehst Du, er kam im Auftrage. Im höheren Auftrage. Er hatte hier eine Mission zu erfüllen. Er hatte uns zu befreien. Sie ist nämlich . . . gestorben. Nun ist sie todt.

Marie. Um des Heilands Willen . . . .

Richard. Ja, sie ist vor wenigen Tagen gestorben und hat auf mich gewartet, bis an ihr Lebensende.

Marie (leise). Gott sei ihrer Seele gnädig in Ewigkeit, Amen!

Richard (sieht sie lange voll Innigkeit an). Du bist eine wundervolle Frau, Marie!

(Vom Hofe hört man Rufen und Schreien.)

Marie. Was ist das? (Geht rasch zur Terasse.) (Man ruft zu ihr hinauf; sie antwortet mit Gebärde.)

Marie (zurückkommend). Die Leute sind ungeduldig, Richard. Sie wollen mit Dir sprechen.

Richard. Sie sollen heraufkommen. Jaworski und die Anderen.

Marie. Möchtest Du es nicht aufschieben?

Richard (sich reckend). Nein! Ich fühle mich nicht mehr müde.

Marie (geht wieder zur Terrasse, spricht herunter). Ich möchte zum Kinde, Richard. Wenn es aufwacht.

Richard. Bleib noch, Marie. Du sollst hören, was ich zu ihnen sprechen will. (Pause. Ohne anzuklopfen, kommen Jaworski und drei Knechte.)

Jaworski. Dobre dsin, Panje!

Richard. Was soll das, Jaworski! Sie wissen doch, daß hier nicht polnisch gesprochen wird . . . Guten Morgen, Leute! (Gemurmelte Antwort.)

Richard. Ich habe mit Euch zu sprechen. Ernst zu sprechen. Darum habe ich Euch bestellt. (Geht auf und ab.) Ihr kennt die Bedingungen, unter denen Jeder von Euch hier angenommen worden ist. Kein Schnaps, Fleiß und gesitteter Lebenswandel. Ich hab so viel Vertrauen zu Euch gehabt, daß ich auf Euch gerechnet habe; Jeder hat 's mir auf Handschlag versprochen. Ich habe Euch gesagt, warum ich das von Euch verlange. Ich will Euch zu Menschen machen. Ihr sollt bei mir, auf meinem Gute, nicht weiter wie das Vieh leben. Eure Kinder sollten eine gute Schule haben, Euren Weibern habe ich von meinem Felde gegeben. Ihr solltet nicht jeden Abend Euch mit dem erbärmlichen Fusel betrinken, denn so lebt das Vieh, nicht aber ein Arbeiter, der doch ein Mensch sein soll und der das gleiche Recht auf ein menschenwürdiges Leben hat wie jeder andere Mensch. Ich glaube, daß ich es nicht richtig angefangen habe. Ich habe Euch besser behandelt, wie Ihr anderwärts behandelt werdet. Ich rede nicht davon, daß Jeder nach seinen wirklichen Leistungen auch bezahlt worden ist. Ich habe Euch nicht ausgenutzt, sondern ich habe mit Euch gearbeitet. Und wenn ich 's dabei zu etwas gebracht habe, so danke ich das meinem eignen Fleiße. Das habt Ihr mir zugegeben. Ist das richtig?

(Pause.)

Ein Knecht (murmelt). Ja, das ise richik!

Richard. Gestern wäre Euch Gelegenheit gewesen, zu zeigen, daß Ihr bei mir gelernt habt, Euch gesitteter zu betragen, als andere Arbeiter, die man in ihren niedrigen Leidenschaften verkommen läßt. Ich habe Euch für die Ernte ein Fest gegeben. Ihr solltet fröhlich sein. Ihr habt es mir übel gelohnt. Ich habe auf dem Platze Schnapsflaschen gefunden, das hat mir gezeigt, daß Ihr Euer Wort nicht haltet. Und was das Schlimmste ist, Ihr habt Euch den Ausschweifungen ergeben. Sittenlosigkeit ist in Euch. Ihr seid keine Christen. Der Christ, der an die ewige Seligkeit glaubt, bezwingt das Niedrige in sich. Der geht nicht den erbärmlichsten Gelüsten nach. Doch das habt Ihr mit Euch selbst abzumachen; ich wünschte Euch, daß Ihr nicht zu spät erkennt, wie gut ich es mit Euch gemeint habe.

Ich wollte Euch bestrafen, doch ich sehe ein, daß ich kein Recht dazu habe. Ich will Euch nicht mit Strafe, ich will Euch mit Güte helfen, Wer Reue hat, soll zu mir kommen und mir sagen, was ihn bedrückt.

(Pause.)

Das sagt Euren Kameraden. Wer aber nicht besser werden will, um den will ich mich nicht mehr kümmern. (Pause.) Habt Ihr mir noch etwas zu sagen?

Jaworski. Ja, gnädige Herr. Wie wir sich hier stehen. Wir wull'n alle furt!

Richard. Ihr wollt fort?

Jaworski. Ja. Furt! Hier, ich und die Andere und noch Pore unten. Wir wull'n furt.

Richard. Ja, was heißt denn das? Gefällt es Euch denn nicht mehr bei mir?

Jaworski. Nä—in! Gefällt sich gar schon nich hier. Arbeiter muß haben Schnaps. Gnädige Herr sakt kein Schnaps nich trinken dürfen. Man is so junk, will man haben Mädel. Gnädige Herr sakt, kein Mädel. Ise keine Christ. Iberall auf den Gutten dirf man machen, was man will. Hier is heut und murgen immer Predikt wie vun Pfarrer. No und wir wulln kein Predikt, wir wulln haben Schnaps für Geld und Arbeit und auch Mädels wulln wir haben (mit frechem Lächeln). Wenn nur Mädels wulln uns haben.

Richard. Aber Jaworski, ist das Ihr Ernst. Denken die Andern wie Sie?

(Murmeln.)

Jaworski (gleichmüthig). Da war der eine Herr aus . . . nu . . . Westfale . . . Wir gehen Alle torten. Weiber auch. Kriekt man viel Geld bis fünf Mark auf Schicht in Gruben.

Richard. Ihr wollt weg von hier . . . Nach Westfalen in die Gruben?

Jaworski (mit verstellter Demuth). Jaja! Hier kriegt man eine Mark fufzig, zwei Mark auf Tag. Dorte fünf Mark. Kann man leben wie Leitnant (er sieht die Knechte an, die verstohlen kichern).

Richard (ernst und schwer). Ihr habt bei mir größeren Lohn bekommen, als auf allen Gütern gezahlt wird. Ich habe versucht, gut gegen Euch zu sein. Wenn es Euch nicht gefällt, oder wenn Ihr mehr verdienen könnt, will ich Euch nicht halten. Ihr könnt in acht Tagen gehen. Morgen früh soll sich Jeder in der Kanzlei melden, der weggehen will.

Die Knechte (drängen zum Ausgang).

Jaworski (bleibt zögernd stehen). Und gnädige Herr haben uns beleidigt, haben gesagt, wir leben wie Vieh! (Drohend.) Oho! Wir lassen uns nicht gefallen so was. Wir sind keine Vieh! Wir machen auch nich anders wie die feine Leite. Zum Beispiel das gnädige Freilein gestern!

Richard (will auf ihn zustürzen, hält mit Mühe an sich). Jaworski! . . . Das war die Krone! Sie verlassen in einer Stunde den Hof. Holen Sie sich nach der Kirche Ihre Papiere.

Jaworski (abgehend). Gutt! Is ganz gutt!

(Pause.)

Richard (auf die Thür starrend, sich dann langsam umwendend, bitter). Und das war meine Aufgabe! Mein Zweck auf der Welt! . . . Das war einmal eine Parodie! . . . Noch demüthiger werden, (knirschend) noch bescheidener! Noch weniger Theil haben! . . . Nun, Marie, was sagst Du noch zu meinem großen Heldenthum!

Marie (sieht ihm wortlos in's Gesicht).

Richard. Nicht so ansehen! Nicht so ansehen!

Marie (leise). Liebster Richard!

(Die Thür öffnet sich rechts.)

Leo (reisefertig, wie am Abend der Ankunft). Guten Morgen!

Marie. Guten Morgen! . . . Nun muß ich nach dem Kinde . . .

Leo (mit Ironie). Ich scheine Sie zu vertreiben, gnädige Frau. Ich muß in Ihren Augen so 'ne Art Ungeheuer sein. Thut mir leid.

Marie (sieht ihn an, ohne zu erwidern, ab).

Leo. Guten Morgen, Richard! Donnerwetter, wie siehst Du aus!

Richard. Ich hatte von Dir gegen meine Frau in meinem Hause Taktgefühl erwartet. Das war doch vielleicht nicht zu viel verlangt.

Leo. Ich reise bald ab . . . Willst Du mir vielleicht noch Vorlesungen halten!

Richard. Mit Dir habe ich nichts mehr zu schaffen. Aber unter meinem Dach . . .

Leo. Nicht mehr lange, Richard. Um elf Uhr geht unser Zug.

Richard. Euer Zug?

Leo. Tja . . . Deine Schwägerin nämlich, Julie, hat die Absicht, ich meine, die lobenswerthe Absicht, mich zu begleiten.

Richard. Julie?

Leo. Nun ja, eben sie. Sie dürfte bald erscheinen, um Euch auseinanderzusetzen, was sie will.

Richard. Sie will mit Dir fahren?!

Leo. Das will sie. Mit nach Berlin. Vermuthlich für immer.

Richard. So also löst sich das Alles! Darum gestern . . .

Leo. Gestern?

Richard. Ja, gestern. Ich weiß Alles.

Leo. Na, das thut nichts. Da erspar ich mir Vieles.

Richard. Ich will Dir noch etwas sagen, zum Abschied. Ich will Dir noch sagen, daß Du ein schlechter Mensch bist. Ja, schlecht! Gemeinheit wohnt in Dir. Wenn Du mein Haus verlassen hast, bist Du für mich todt. Heut bis in alle Ewigkeit.

Leo (ironisch). Ich danke Dir.

Richard. Respekt verlange ich von jedem Menschen. Das ist freilich etwas, das Du nie besessen hast. Du hast niemals respektirt, was ich gewollt habe. Solange Du aber vor mir stehst und in meinem Hause, verlange ich das. Du hast mir wieder gezeigt, daß Du so viel Anstand nicht besitzt.

Leo. Na, willst Du wohl von Deinem Hausrecht Gebrauch machen?

Richard. Ueber meiner Schwelle steht geschrieben: ‚Mein Haus ist meine Burg.‘ Und mein Haus, verstehst Du, habe ich mir errichtet, weil ich mit Euch, mit Dir und Deinesgleichen gebrochen habe. Das hast Du gewußt und bist doch hergekommen, das an einem Tage zu zerstören, was ich mit so vielen, schweren Jahren meines Lebens aufgebaut hatte.

Leo (sich wehrend). Hör mal, Richard, neulich Abend hast Du mich mit diesen Geschichten 'n bischen fangen können. Da war in mir selber Verschiedenes noch verwirrt. Heut verfängt das nicht mehr bei mir.

Richard. Aeh! Wenn Du nur wüßest, wie sehr ich Dich verachte und wie tief mir diese Verachtung aus dem Herzen kommt.

Leo. Dagegen hab ich durchaus nichts.

Richard. Aber Eines wird Dir noch zur furchtbaren Erkenntniß werden, das sage ich Dir heut. Wenn man einmal in Deine Kreise hineintappen wird . . . .

Leo. Ich verstehe Dich weiß Gott nicht.

Richard. Du verstehst mich nicht? Oh, Du verstehst mich, glaube ich, sehr gut . . . . Hier sollten Menschen wohnen, die sich mit eiserner Gewalt im Zügel halten, die ihre sündigen Leidenschaften beherrschen und die Dämonen zwingen.

Leo (kalt). Du hast Recht. Wir zwei haben miteinander nichts mehr zu schaffen.

Richard (aufathmend). Ja, Gottlob.

Leo. Tödte Du Deine Leidenschaft ab und bezwinge den Dämon. Ich thu's nicht. Dazu bin ich nämlich (sich reckend) noch nicht schlapp und schwach genug. Noch kann ich es aufnehmen mit dem Leben. Ich steh noch ganz fest auf zwei Beinen.

Richard (bitter). Elisabeth hast Du fünf Jahre lang geliebt und in zwei Tagen vergessen, um so ein unwissendes Landmädel mit Deinen Redensarten zu verwirren.

Leo. Du wägst Deine Worte nicht klug ab, Richard.

Richard. Wagst Du es zu beschönigen?

Leo. Julie folgt mir als eine neue Kameradin. Es wird von ihr abhängen, ob sie jemals meine Frau werden kann.

Richard. Deine Kameradin! . . . Ich werde nichts thun, sie zurückzuhalten. Auch Marie wird es nicht thun . . . Du wirst sie bald genug bei Seite schieben.

Leo. Könnte auch sein. Das wäre dann ihre Schuld. Aber das glaube ich nicht. Und nun will ich Dir etwas sagen. Wie ich diese Sache ansehe, mußt Du wissen. Mir ist das Mädel eine wundervolle Erfüllung. Gestern ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen . . . Um ein Haar hätte ich auch verzweifelt an diesem ewigen Kampfe da draußen. Wäre zu Grunde gegangen, wie Du hier zu Grunde gehst. Und das ist das Geheimnißvolle. Die Todte selbst, die mir meine unfruchtbaren Wünsche und Träume nicht hat erfüllen können, hat mich dem blühenden Leben in die Arme geschickt . . . Nun weißt Du, was mir Julie bedeutet. Sie führt mich in Jubel und Rausch noch einmal zurück. Um ihretwillen gewinnt dieser große Zauber wieder über mich Macht. Ah! Alles dehnt und streckt sich in mir. Ich erwarte den Augenblick, wo ich meine ganze Kraft noch einmal einsetzen kann. Herrlich weiterkämpfen, das ist noch eine Lust . . . Richard, Richard! Klopft Dir nicht mehr wie früher das heiße Herz? Lockt Dich nicht mehr dieser unendliche Glanz, der draußen auf uns wartet, weil er doch nur für uns geschaffen ist? Willst Du wirklich todt sein für die Welt!

(Pause.)

Richard (tonlos). Ich werde Dich nicht halten und werde Julie nicht halten . . . Unsere Wege trennen sich. Ihr geht rechts, und wir bleiben links . . . Vielleicht seid Ihr stärker . . . und vielleicht glücklicher draußen. Mir, siehst Du, war es zu gewaltig und zu grenzenlos. Ich muß einen ruhenden Pol haben in dieser verwirrenden Flucht, begreifst Du! (Angstvoll) Sonst zerrinnt mir ja das armselige bischen Leben mehr und mehr. Du aber wirst nie mehr wieder gut machen können, was Du an mir gethan hast. Du hast an meinem Frieden gerüttelt. An meinem Hausfrieden.

Leo (mitleidig). Ja, unsere Wege haben sich getrennt . . . Aber ehrlich, Richard. Ich habe Dich geliebt. Glaub mir, keinen Menschen auf

der Welt habe ich so geliebt wie Dich . . . Ich hatte einen jüngeren Bruder, und meine größte Freude war zu denken, wie ich ihn liebte, diesen herrlichen Jungen und wie ich ihn mir zum Genossen für mein ganzes Leben erziehen wollte. Ich liebte ihn abgöttisch. Aber er ist gestorben. Er war todt, als er eben neun Jahre alt war. Damals war ich fünfzehn. Und damals dachte ich nicht anders, als daß der Tod eine Lücke in mein Leben gerissen hat, die niemals ausgefüllt werden konnte. Als wäre mein geheimster Lebenszweck in mir abgetödtet. Dann kamst Du, und alle die Zärtlichkeit und Liebe, die in meinem Herzen aufgespeichert war, hab ich Dir dann entgegengebracht. Niemals laut und niemals hab ich's ausgesprochen, denn sonst wäre das nicht mehr so innig und schamhaft gewesen . . . Siehst Du, so hab ich Dir all die Jahre hindurch gegenübergestanden. Glaubst Du mir noch?

Richard (schwer). Ja, ich glaube Dir.

Leo. Und darum hab ich noch eine Bitte. Halt das Andenken an unsere Zeit und an mich ohne Haß. Wenn wir uns auch niemals wiedersehen sollen, so waren wir uns doch mal etwas. Willst Du mir das versprechen?

Richard. Ich werde Dich nicht hassen.

Leo. Wenn Du jemals brauchen solltest . . . .

Richard (hart). Ich werde Dich niemals brauchen. Ihr sollt auch nie an uns schreiben.

Leo. Wie Du willst.

(Pause).

Richard. Dann sind noch Geschäfte. Ich bin Julies Vormund noch bis zum nächsten Jahr. Sie hat in meiner Verwaltung ihr Erbtheil, etwas über dreitausend Mark. Sie kann das Geld bekommen, sobald sie es braucht.

Leo. Ich werde es ihr sagen.

(Pause).

Leo. Nun will ich Julie rufen. Es ist über Sieben. Wir müssen in die Stadt.

Richard. Ich werde den Wagen anspannen lassen.

Leo. Nein, wir wollen gehen. Siehst Du nicht diesen herrlichen Morgen? Wie da Alles im Lichte strahlt. Diese unendliche, weiße Sonne. So wollen wir gehen. (Ab rechts.)

Richard (geht langsam auf die linke Thür, ruft gedämpft). Marie!

Marie (kommt langsam herein). Er schläft noch . . .

Richard (nimmt ihre Hände). Nun werden wir ganz allein bleiben.

Marie. Ja.

Richard. Julie geht mit Leo nach Berlin.

Marie (verständnißlos). Julie?

Richard. Ja, mit Leo. Sie gehen in wenigen Minuten zur Stadt.

Marie (angstvoll.) Das verstehe ich nicht, Richard.

Richard. Es gefällt ihr nicht mehr bei uns. Sie will in die Welt. Leo wird sie dort einführen.

Marie. Barmherziger Gott! Was will sie thun? Sie ist so allein!

Richard. Sie ist gestern Leos Kameradin geworden. Er nimmt sie mit nach Berlin. So lange sie zusammen halten, wird ihr nichts geschehen.

Marie. Ich begreife das garnicht.

Richard. Wir wollen das auch garnicht begreifen. Wenn sie unser Haus verlassen will und wenn sie sich nach der Welt sehnt, so stehen ihr unsere Thüren offen. Sie sollen ihr auch geöffnet sein, wenn sie wieder einmal zu uns zurückkommen wollte.

Marie. Aber das giebst Du doch nicht zu. Sie ist ja so allein. Mit einem fremden Mann.

Richard (mild, aber fest). Ich gebe es zu, Marie. Und nicht nur das, ich wünsche durchaus, daß Du keinen Versuch machst, sie zurückzuhalten.

Marie (sieht ihn an).

Richard. Ja, das wünsche ich. Sie ist jung und hat Muth. Vielleicht ist sie auch stark.

Marie. Wenn Du es . . . wünschest.

Richard. Wir dürfen es ihr nicht schwer machen.

Marie (leise). Dann werden wir ganz allein sein.

Richard. Ja, wir und der Junge, Marie, bleiben ganz allein. (Die Thür rechts öffnet sich. Zuerst Julie, dann Leo.)

Julie (lächelnd; ihr Gesicht ist von einer großen inneren freudigen Erwartung wie verklärt). Guten Morgen!

Marie (stürzt auf sie zu und umarmt sie).

Richard. Nun wollt Ihr schon fort.

Julie. Ja, Herr Fiebiger . . . . Leo nimmt das kleine Packet, im Dorfe wird sich Jemand finden, der es uns trägt.

Marie. Mein Gott und Frühstück (ab rechts).

Julie. Bitte nicht, Marie . . . Sie denkt an Alles . . . Sieh nur, Richard, wie die Sonne auf dem Hofe strahlt. Nun kommt sie bald in's Zimmer hier herein. So war es jeden Tag.

Richard. Ja, es wird auch so bleiben, so lange sie scheinen wird.

Leo (jovial). Du, Richard, in Berlin ist es genau die gleiche Sonne.

Julie (ernster). Jetzt bin ich lange nicht mehr so froh. Ich hatte Furcht, daß Du Dich unserem Plan widersetzen wirst, Richard. Und jetzt, da Ihr es so selbstverständlich macht, wird es mir erst so schwer.

Leo (lächelnd, summend). Scheiden thut weh.

Julie. Es ist doch nicht so gleichgültig.

Richard. Ihr werdet einen heißen Weg bis zur Stadt haben.

Leo. Ich liebe diese Sonnenwärme. Da wird Einem erst klar, wie durchgefroren wir Nordländer eigentlich sind.

Marie (kommt mit frischem Kaffee; eingießend). Bitte, nehmen Sie noch das Frühstück, Herr Fiebiger.

Leo (trinkt stehend aus einer Tasse).

Julie (nippt gleichfalls).

Richard (lächelnd). Ihr habt es so eilig. Meine Mutter hat immer gesagt, wenn Gäste im Stehen etwas zu sich nahmen: Ihr nehmt mir doch die Ruhe mit (sieht Leo an).

Julie (zu Marie). Du darfst Dich nicht grämen, Marie.

Marie. Nein, durchaus nicht, Julie. Ich gräme mich durchaus nicht.

Julie. Und Du auch nicht, Richard.

Richard (auflachend). Pah!

Julie (deren Augen sich mit Thränen füllen). Ihr macht es mir so schwer. Wenn Ihr wenigstens zornig wäret, dann würde ich ganz leicht gehen. Dann würde ich mir garnichts daraus machen. Ich muß jetzt denken, daß Ihr mich so ganz lieblos und ohne Theilnahme gehen laßt.

Leo. Aber, Julie!

Julie. Ja, Du hast Recht.!

Richard. Und mein Haus steht Dir allezeit offen, Julie.

Julie. Das nimmt mir alle Angst (küßt ihre Schwester heftig).

Marie. Laß es Dir gut gehen. Julie.

Julie. Ja, Euch auch! Leb' wohl, Richard (sie geben sich die Hände).

Leo. Adieu, gnädige Frau!

Marie (ihm die Hand gebend, leise). Gott verzeihe Ihnen. Adieu.

Richard. Also, adieu, Leo . . . und vergiß unsere Verabredung nicht.

Marie und Richard begleiten die Beiden zur Thür. Julie geht schnell hinaus. Sie kommen langsam wieder zurück; ihre forcirte Leichtigkeit ist tiefem Ernst gewichen).

Marie (geht zum Stuhl). Sie geht wirklich fort . . . Ich kann es nicht begreifen.

Richard. Das war die letzte Brücke, Marie, die von unserem stillen Haus in das lärmende Leben führte . . . Das ist nun auch nicht mehr.

Marie. Was ist mit Dir, Richard? Um Jesu Willen, was ist mit Dir?

Richard. Nichts, Maria . . . Jetzt sind wir ganz allein für alle Zeiten. Du und ich und unser Junge.

(Die zwei Glocken der Dorfkirche beginnen den Sonntag zum Frühgebet einzuläuten. Sie läuten über den Schluß hinaus.)

(Die Beiden sehen sich betroffen an.)

Marie (leise). Es ist Sonntag.

Richard. Ja! . . . Wie sagtest Du vorhin? Der Pfarrer spricht heut über das Wort: Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende. War es nicht so, Maria?

Marie. Ja, Richard.

(Pause.)

Richard. Wir wollen sehen, ob der Junge noch schläft. (Sie gehen zur Thüre, die er leise öffnet; sie sehen in das linke Zimmer.)

Richard (leise). Er schläft noch . . . Komm, wir wollen ein wenig über das Feld gehen . . . Willst Du?

Marie. Ja. (Sie gehen zur Terrassenthür. Wie er sie öffnet, fluthet die ganze, flirrende Sonne über das Zimmer).

(Sie bleiben einen Augenblick stehen.)

Richard. Sieh einmal, mein Weib. So unendlich viel Sonne. Das ist ein herrlicher Sonntag heut. Das ist ein hohes Himmelsfest heut . . .

(Sie gehen langsam, Hand in Hand, hinaus über die Terrasse und steigen hinab. Sobald sie nicht mehr sichtbar sind, senkt sich langsam der Vorhang über die leere Scene, während die Glocken fortläuten.)

Ende.

Gottfried Kinkel und Ferdinand Freiligrath.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Gestatten Sie mir, als der Tochter Ferdinand Freiligraths, eine Erwiderung zum Schutze seines Andenkens.

In einem Aufsatze Ihres Januarheftes, das mir erst jetzt zu Gesicht gekommen, sagt Herr Joseph Joesten: „Mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkt stehen: Kinkel ist doch der Einzige gewesen, der für seine Ueberzeugung mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle übrigen Freiheitssänger — man denke doch nur an die Flucht Herweghs — damals Reißaus nahmen."

Und weiter: „Wenn Freiligrath sich, trotz seiner inneren Wandlung, auch später nicht mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte, so muß es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen sehnlichst gehabt hat."

Als Herr Joesten den Satz von dem „Einzigen" schrieb, der für seine Ueberzeugung mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, hatte er offenbar nicht die zahllosen Kämpfer im Auge, die in Folge der verschiedenen Aufstände von 1848—49 für ihre Ueberzeugung ihr Blut vergossen, Kerkerqualen erduldeten, auf dem Schlachtfelde oder durch das Standrecht den Tod erlitten. Was die Freiheitssänger betrifft, so setzte Herwegh gewiß seine Person ein, und mag die Schilderung seiner Flucht den reaktionären Blättern überlassen bleiben, aus denen sie stammt.

Was nun meinen Vater betrifft, so hat er seinen Muth schon vor 1848 bewiesen, als er 1844 sein „Glaubensbekenntniß" herausgab, dessen Inhalt ihm den Aufenthalt im Vaterlande unmöglich machte. Er kehrte 1848 mit einem die Volkserhebung begrüßenden Gedicht zurück und hat während der Revolutionsjahre in gleicher Weise seinen Muth bewiesen. Schließlich in's Gefängniß gebracht, wurde er durch ein Geschworen-Gericht

freigesprochen, hatte aber bekanntlich nachher wieder das „bittere Brod der Verbannung zu essen".

In London bewies er seine vaterländische Gesinnung durch den Eintritt in den „Schleswig-Holstein-Ausschuß", wie auch durch Theilnahme an der Monatsschrift „Der Verein für deutsche Freiheit und Einheit", der von Karl Blind geleitet, Namen wie Dr. Ludwig Büchner, Ludwig Feuerbach, General Haup, Friederich Hecker, Emil Rittershaus, General Sigel, Gustav Struve, Temme u. A. als Mitwirker an der Monatsschrift aufwies. Wie aus seinem „Westfälischen Sommerlied" ersichtlich, war er ein Gegner des von dem Fürsten Bismarck selbst später im Reichstage so bezeichneten „Bruderkrieges" von 1866. Beim Kriege von 1870 erhob er sich für die vaterländische Sache mit seinem „Hurrah, Germania!", seinem „So wird es gescheh'n!", mit seiner „Trompete von Gravelotte". Vor dem Friedensschlusse von 1871 stellte er seinen Namen zu dem von Karl Blind verfaßten „Aufruf an das französische Volk", worin die Berechtigung des Wiederanschlusses des uns einst geraubten westlichen Grenzlandes ausgeführt war.

Mit seinem Vaterlande, von wo aus ihm ein Ehrendank zu Theil geworden, und wo er von 1868 bis zu seinem Tode 1876 wieder seinen Aufenthalt nahm, brauchte Freiligrath sich also nicht erst „auszusöhnen". Für die Freiheit und die Einheit seines Vaterlandes hatte er ja gewirkt!

Kinkel, der während der Zeit seines Londoner Exils politisch verschiedene Phasen durchmachte, blieb bei dem Kriege von 1870 stumm, und sogar dieses „Weltsturms Wehen" vermochte ihm kein Lied zu entlocken. Wohl darf ich da fragen, mit welchem Recht die vaterländische Gesinnung des einen Dichters auf Kosten des Anderen gepriesen werden darf. Nur nothgedrungen habe ich mich zu dieser Ehrenrettung meines Vaters entschlossen; jedoch verlangte es diese geflissentliche und unverantwortliche Entstellung der Thatsachen, und hoffe ich daher um baldige Aufnahme meiner Zeilen.

Hochachtungsvoll

Käthe Freiligrath-Kroeker.

Forest-Hill, bei London.

Gedichte.

Von

Clara Eysell-Kilburger.

— Berlin. —

Sommertod.

Laß mich zu Deinen Füßen niedersitzen,
Leih' Deine Brust zur liebsten Schlummerstatt,
Die müde Stirn will ich dagegen stützen,
Des heißen, schweren Denkens übersatt.

Hier ist der Ort, wo Ruh' und Frieden wohnen,
Hier ist der Stille weites Zauberland;
Es schweigt die Angst, es fliehen die Dämonen,
Der Tod legt seine Sense aus der Hand.

Die Schwalben segeln in den blauen Lüften,
Und um uns wogt ein Feld von rothem Mohn;
In den betäubend süßen Schlummerdüften
Ist Welt und Zeit und Noth und Pein entfloh'n.

In diesem Meer von rothen Blüthenflammen
Sink' ich an Deiner Seite wohlig hin,
Die Wellen schlagen über uns zusammen —
Und wir vergehen in dem großen Blüh'n.

Herbsttage auf dem Lido.

Im Mittagsschlummer liegt dahingesunken
Der schweigenden Lagune blasse Fluth.
Ein zitternd Heer von gold'nen Sonnenfunken
Küßt ihre Stirn zu purpurfarb'ger Gluth.
Küsse auch Du mich, Liebster!

San Marco sendet seine Glockenklänge
Wie aus vergess'nen Welten zu uns her —
Von jener Stadt der Freuden und Gesänge,
Des lauten Lebens scheidet uns das Meer.
Küsse, küsse mich, Liebster.

Der Sel'gen Eiland dünkt uns dies Gelände,
Der Lido wird zum stillen Zauberhain;
Ich sehe Dich, ich halte Deine Hände,
Die Welt versinkt — mit Dir bin ich allein.
Küsse, küsse mich, Liebster.

Kein Flüstern in den sommermüden Bäumen —
Vom Gärtchen nur, vom Herbste schon gebleicht,
Sirrt es in unser weltentrücktes Träumen:
Des Schnitters Ton, der seine Sense streicht.
Küsse mich rasch, mein Liebster!

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffe. Schilderungen nach photographischen Moment-Aufnahmen von R. Schneider, Marinepfarrer. 29 Abschnitte mit 147 Textabbildungen, 1 Portrait des Prinzen Adalbert von Preußen und 1 Tafel mit Segel- und Takelriß. 15 Bogen 8°. Leinwand gebunden mit farbiger Deckelpressung nach einem Entwurf von Maler Fritz Bergen, Preis 4 Mk. München, 1901, J. F. Lehmanns Verlag.

Auf, über und unter der Kommandobrücke.
Aus: R. Schneider, Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffen. München, J. F. Lehmann.

Immer mehr bricht sich im deutschen Volke die Erkenntniß der Bedeutung einer starken Kriegsflotte für eine große Nation Bahn, und das Interesse für unsere aufblühende Marine dringt in immer breitere Schichten des Volkes. Die ihr gewidmeten Bücher und

Der Winkspruch.

In der Offiziermesse Sr. Maj. Schiff „Charlotte."
Aus: R. Schneider, Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffen. München, J. F. Lehmann.

Zeitschriften-Aufsätze, die häufig durch ein vortreffliches Illustrationsmaterial noch anziehender und instruktiver gestaltet werden, finden zahlreiche eifrige, wißbegierige Leser. Naturgemäß koncentrirt sich das Interesse vorwiegend auf die großen Panzerfahrzeuge, die mächtigen Linienschiffe und Kreuzer, wo wir es mit imposanten Verhältnissen zu thun haben, stolze Zahlen unsere staunende Verwunderung wecken und wir die modernsten Errungenschaften auf dem marinetechnischen Gebiete kennen zu lernen Gelegenheit haben. Neben diesen eisernen schwimmenden Riesen, die durch ihre gewaltige, stets zur Entladung bereite Vernichtungskraft unsere Phantasie bannen, vergessen wir fast die bescheidenen

Paradieren auf den Raaen; Seekadetten, Schiffsjungen und Matrosen.
Aus: R. Schneider, Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffen. München, J. F. Lehmann.

Fahrzeuge, auf denen Geist und Arme geschult werden, auf jenen stolzen Panzern im Ernstfall die tödtlichen Kräfte zu entfesseln und zu lenken, dem Feinde zum Verderben, dem Vaterlande zum Schutze. Und doch verdienen die „schwimmenden Pennen" — wie man spottend die Schulschiffe genannt hat, nicht minder unsere Beachtung und unser Studium, das auch keineswegs minder, wenn auch nach anderer Richtung hin, lohnend und reizvoll ist. Hier kommen — wie der Verfasser des vorliegenden Buches sagt — „die weitaus interessantesten Scenen aus dem deutschen Seemanns- und Kriegsschiffsleben zur vollen Entfaltung. Hier spielt sich noch ein gutes Stück von der nie ihren Reiz verlierenden Seemannspoesie ab, während auf den Geschwaderschiffen mehr die Nüchternheit des Dampfes, der Elektricität, der Kanonen, des ganzen rauhen Kriegshandwerks überwiegt". Das

Leben und Treiben an Bord unserer Schulschiffe — auf denen jährlich am 1. April 250 Seekadetten und 800—1000 Schiffsjungen behufs Ausbildung zu Offizieren resp. Unteroffizieren der kaiserlichen Marine eingestellt werden — schildert Marinepfarrer R. Schneider mit specieller Beziehung auf das Schulschiff „Charlotte“ in seinem Buche in durchaus sachkundiger und zugleich lebendiger Darstellung. Für die wichtigsten nautischen Dinge weckt er das Verständniß durch kurze, klare Erläuterungen; und mancher weit verbreitete, den Kenner heiter stimmende Irrthum wird von ihm berichtigt. Eine große Anzahl gut ausgeführter Bilder nach photographischen Momentaufnahmen, welche ernste und heitere Scenen aus dem Bordleben wiedergeben, ergänzen die textliche Schilderung in anziehender Weise. —

In der Hängematte.
Aus: R. Schneider, Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffen. München, J. F. Lehmann.

Der Verfasser hat seinem Buche auch praktischen Werth gegeben, durch den nach den gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellten Anhang: „Die Offizier- und Unteroffizierlaufbahn in der Kaiserlichen Marine, wie sie sich nach dem Eintritt als Seekadett und Schiffsjunge entwickeln“. Für diejenigen jungen Leute, die den Dienst bei der Kriegsmarine ergreifen wollen, und für deren Angehörige, die über Verpflichtungen, Kosten und Aussichten sowie die Schritte, die sie zu thun haben, sich unterrichten wollen, ist das Buch von großem Nutzen. Doch werden auch Andere, die für unser Seewesen Interesse haben, insbesondere die Jugend, das Buch, dessen Erscheinen mit dem Eintritt des Prinzen Adalbert in die kaiserliche Marine zusammenfällt, mit Nutzen und Genuß lesen. —a.

Der Fall Rothe. Eine kriminalpsychologische Untersuchung. Von Dr. jur. E. Bohn 1901. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender

Der Verfasser, der den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus zwei Artikeln über dasselbe Thema (cf. Novemberheft 1900 und Februarheft 1901) bekannt ist, faßt seine Untersuchungen und das gesammte Material über den interessanten Fall in seinem 157 Seiten starken Buche zusammen, das er durch 7 Tafeln (Schriftproben, Photographie der Frau Rothe, der „Geisterapporte“ und die Hamburger Blitzlichtaufnahme) illustrirt.

Da die beiden ersten Kapitel eine erweiterte Umarbeitung der zwei Aufsätze in „Nord und Süd" darstellen, kann ich sie hier übergehen und will nur Einiges von dem, was sie neu bringen, erwähnen.

Besonders interessant ist hier die Wiedergabe der bekannten Hamburger Blitzlichtaufnahme: Wir sehen das „Medium" Frau Rothe in der Spalte des Vorhangs stehen und eine aus Tüchern geformte Puppe, den angeblichen Geist, hervorhalten. Wir erinnern uns, daß damals der Frau Rothe auch die Tücher, aus denen jener Geist gebildet war, abgenommen wurden. Die Photographie schließt jeden Zweifel aus. Professor Sellin, der im Januar- und Februarheft der „Psychischen Studien" theilweise für die Echtheit der Frau Rothe eintritt, schreibt darüber, daß durch sie der „Schwindel auf das Unwiderlegbarste bewiesen" sei, daß sich die versuchte Materialisation auf Grund jener Aufnahme als „entschiedener Schwindel" erwiese, daß „die Blitzlichtaufnahme stringent die Schwindelmaterialisation beweise".

Zu unserem größten Erstaunen hören wir dann freilich, daß derselbe Mann, Professor Sellin, einen Monat später, im Märzheft der Psychischen Studien schreibt, es bleibe „nichts Anderes übrig, als die Vermuthung auszusprechen, daß wir eine unvollkommen materialisirte verhüllte Gestalt vor uns haben", und im Märzheft der Spiritistischen Rundschau direkt erklärt, „man habe es mit einer unvollkommenen Materialisation zu thun". Sapienti sat!

Im zweiten Kapitel thun wir interessante Blicke hinter die Coulissen der Gesellschaft für Medienschutz. Wir erfahren, daß dies Institut von Jentsch, der von Bohns Absichten erfahren hatte, gegründet wurde, indem man den Mitgliedern nur allgemein von Verfolgungen der Frau Rothe erzählte. Als dann Bohns erster Artikel in Nord und Süd erschien, wollten die Mitglieder die Protestbriefe nur dann unterschreiben, wenn sich Frau Rothe auf eine Prüfungssitzung vor Chemnitzer Herren einließe. Jentsch sagte zu; als aber die Protestbriefe unterschrieben waren, verzichtete Jentsch auf die Prüfungssitzung: Die Kommissionsmitglieder waren genasführt.

Im dritten Kapitel bespricht Bohn die Apporte und die Geisterschriften der Frau Rothe. Die Apporte bestehen der Hauptsache nach aus Blumen, im Uebrigen aber auch aus Galanteriewaaren, von denen Bohn eine Reihe abbildet. An einem der Gegenstände hatten die Geister dummer Weise vergessen den Firmenzettel zu entfernen. Als Bohn bei der betreffenden Firma, welche niemals nach Chemnitz geliefert hatte, anfragte, ergab es sich, daß bei ihr die Tochter der Frau Rothe angestellt war. Bohn überläßt es seinen Lesern, hieraus die Schlüsse zu ziehen. Was die Blumenapporte anbetrifft, so erfahren wir, daß eine Chemnitzer Nachbarin die Frau Rothe beobachtete, wie sie im Keller eine Rose unter ihrem Kleide verbarg.

Bohn hatte einige Schriftproben der Frau Rothe, eine Reihe von „Geisterschriften", sowie einen an ihn gerichteten anonymen Schmähbrief dem vereidigten gerichtlichen Sachverständigen für Handschriftenkunde, Herrn Paul Jensen in Breslau, zur Untersuchung gegeben. Dieser kommt nun in seinem Gutachten zu dem Resultat, daß der anonyme Brief sowohl wie die Geisterschriften von der Frau Rothe geschrieben sind, ja, noch mehr, daß Frau Rothe bei den Geisterschriften ihre Handschrift bewußt verstellt, d. h. also mit anderen Worten, bewußt betrogen hat.

Im letzten Kapitel schildert Bohn die Art und Weise, wie von der Gegenseite der Kampf gegen ihn geführt wurde. Wir erfahren hier, daß der Impresario der Frau Rothe Bohns persönliche Verhältnisse durch ein Detektivinstitut nach irgend einem dunklen Punkte durchwühlen ließ, um so eine Waffe gegen ihn zu haben; wir erfahren von jenem Pamphlete, bezahlt vom Impresario, verfaßt vom kroatischen Rechtsanwalt v. Gaj, dessen Hauptanklagepunkt, den Vorwurf eines Wortbruchs von Seiten Bohns, der Vertrauensmann der Rothepartei sofort in einem längeren Rundschreiben (cf. Psych. Stud. 1901 p. 176) dementirte, wir erfahren, daß Bohn von Frau Rothe beim Justizminister wegen Aktenmißbrauches denuncirt wurde; wir erfahren von dem plötzlichen und einfach unerklärlichen Gesinnungswechsel Sellins (cf. auch oben) und Aehnliches mehr. Ich kann leider im Referate auf diese Punkte nicht bis in's Einzelne eingehen und verweise die Leser auf das Bohn'sche Werk selbst.

Gerade dieses Kapitel wirft ein außerordentlich bezeichnendes Licht auf den ganzen Fall Rothe. Schon nach dem ersten Artikel Bohns war es jedem denkenden Leser klar, daß Frau Rothe zum Mindesten einige Male „gemogelt" hatte, daß ihr es also oblag, den Besitz von medialen Kräften zu beweisen, wenn sie nicht wollte, daß man alle ihre Produktionen für Schwindel hielt. Dieses Urtheil ist durch die nächsten

Schriften Bohns nicht modificirt, sondern nur fester gestützt worden. Das, was sie neu bringen, ist die Mittheilung, wie sie von der Gegenpartei aufgenommen worden sind. Die Kampfesweise der Spiritisten zeigt, daß für sie der ganze Spiritismus eine Frage des Gefühls, nicht des Verstandes ist. Seine Phänomene darf man nicht kritisch untersuchen, sondern muß sie gläubig als Offenbarungen hinnehmen. An und für sich läßt sich gegen diesen Standpunkt nichts einwenden; nur müssen ihn die Spiritisten auch klar und deutlich vertreten. Sie verlangen jedoch, daß ihre religiösen Sitzungen als streng wissenschaftliche Untersuchungen aufgefaßt werden, sie verlangen, daß das, was sie behaupten, nicht einfach von dem, der gerade Lust dazu hat, geglaubt, sondern daß es als vollkommen sicher bewiesen, von aller Welt anerkannt werde. Jede wissenschaftliche Untersuchung muß es sich aber gefallen lassen, unter die Lupe der Kritik genommen zu werden. Am Fall Rothe sehen wir aber wieder, daß die Spiritisten den, der sich auf diesen durchaus berechtigten Standpunkt stellt, sofort mit dem ganzen Eifer einer fanatischen Sekte überfallen und sich nicht scheuen, seinen Namen und seine Ehre mit Schmutz zu besudeln.

Die Spiritisten verlangen, daß sich die officielle Wissenschaft mit ihren occultistischen Fragen beschäftigt. Sie können aber kaum erwarten, daß dieses geschieht, so lange sie in der wieder durch den Fall Rothe charakterisirten Weise den Kampf führen und nicht so an die Fragen heranzutreten, wie man an Fragen des Verstandes, nicht des Glaubens, herantritt: sine ira et studio.

Dr. C. Zimmer.

Bibliographische Notizen.

Aus Natur und Kunst. Von Theodor Beer. Dresden, E. Pierson.

Das vorliegende Buch enthält eine Sammlung von 12 Feuilletons, die der Verfasser in den Jahren 1896—1898 in verschiedenen Tageszeitungen und Wochenschriften veröffentlicht hat. Daraus ist, wie das Inhalts-Verzeichniß ergiebt, eine etwas buntfarbige Zusammenstellung entstanden. Den Anfang macht die Schilderung eines Stiergefechts in Madrid, alsdann folgen die Beschreibung einer Ersteigung des Matterhorns, der zoologischen Station im Golf von Neapel, sowie einer Delphinjagd auf offener See zwischen Ischia und Capri. Weitere Kapitel sind: Gorilla und Schimpanse, Endokannibalismus, Thierschmerzen und Vivisektion, Ameisen und Bienen, der statische Sinn, Spiel und Kunst, Gibsons Zeichnungen und schließlich Lawn-Tennis.

Das erste und das letzte Kapitel wären allenfalls zu entbehren. Die eingehende Schilderung der widerwärtigen Stiergefechte wirkt geradezu abstoßend, und nur die Schlußfolgerung, die der Verfasser daraus zieht, ist beachtenswerth, daß nämlich „in dem, im gedankenlosen Aberglauben erstarrten spanischen Volke, das in Wissenschaft und Bildung, mit einigen Ausnahmen, weit hinter West- und Mittel-Europa zurückgeblieben ist, noch die mittelalterlich bornirte oder heuchlerisch raffinirte Lust am Foltern und Tödten fortlebt". Unwillkürlich muß man da an die noch vor wenigen Generationen in Spanien thätige Inquisition denken, die mit Folterwerkzeugen die Ketzer langsam zu Tode marterte. — In dem Kapitel Lawn-Tennis entwirft der Verfasser eine wohl zu überschwängliche Schilderung dieses Spiels, wie er überhaupt die Kultivirung des Sports im Hinblick auf die unsterblichen Götter des alten Griechenlands in zu weit gehender Weise hervorhebt. Die junge Damenwelt, die fast lediglich zur Unterhaltung mit jungen Herren dem Tennisspiele huldigt, wird staunen, wenn sie liest, wie der Verfasser dieses Spiel gehandhabt wissen will und welchen Werth er ihm beimißt. — Interessanter dagegen ist das Kapitel über die Zeichnungen „Gibsons", des am New-Yorker Witzblatt „Life" mitarbeitenden Künstlers, und auch das Kapitel „Spiel und Kunst" enthält manches Interessante. Jedenfalls aber merkt man in den specifisch naturwissenschaftlichen Kapiteln, daß sich auf diesem Gebiete der Verfasser recht im eigenen Hause fühlt. — Die Schilderungen sind anziehend, und so gewährt das Buch eine recht anregende und zum Theil lehrreiche Lektüre.

K.

Zeitlexikon. Herausgegeben von Maximilian Krauß und Dr. Ludwig Holthof. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Dies neue encyklopäische Unternehmen wird allseitig freudig begrüßt werden; es füllt — um einen abgenutzten und oft mißbräuchlich angewandten Ausdruck zu gebrauchen — thatsächlich eine störend empfundene Lücke aus. Wie manchem geistigen Arbeiter ist es nicht schon begegnet, daß er, in Bezug auf Ereignisse der jüngsten Zeit im Ungewissen, den Mangel eines Werkes, das genaue, den Zweifel hebende Auskunft ertheilt, zu beklagen Ursache fand. Ueber die Fakta der Vergangenheit klären uns unsere trefflichen Konversations-Lexika neben entsprechenden Special-Werken schnell, mühelos und zuverlässig auf. Ueber die uns zeitlich nahe liegenden Ereignisse, in Betreff welcher unser Gedächtniß uns zumeist eher im Stich läßt als bei vielen ferner liegenden, die ihm von unserer Jugend her vertraut, uns schnell zu unterrichten, war uns oft unmöglich oder nur durch zeitraubendes Durchsuchen von Tagesblättern, Zeitschriften 2c. zu erreichen. Ein Konversations-Lexikon des Tages fehlte. Nun wird uns ein solches dank der Initiative der rühmlichst bekannten „Deutschen Verlags-Anstalt“ in Stuttgart geboten. Das Werk soll „Alles das, was auf den Gebieten der Politik und Volkswirthschaft, der Wissenschaften, Litteratur und Kunst, des Theaters und der Musik, der Technik und Industrie, des Handels und Gewerbes an Bedeutendem und Wissenswerthem in die Erscheinung tritt, Alles das, worüber man spricht, schreibt, streitet, was man fördert und anstrebt auf dem unendlichen Plan des modernen Kulturlebens, getreu und ohne Parteinahme, ohne die Absicht, das eigene Urtheil des Lesers zu beeinflussen, registriren.“ Statt der chronologischen ist für das in Monatsheften erscheinende Werk die lexikalische Anordnung gewählt worden, um die rascheste Orientirung zu ermöglichen. Das uns vorliegende erste Heft registrirt auf 160 Seiten die Ereignisse des Januar 1901, und man sieht erstaunt, welche Fülle von Stoff hier verarbeitet auf diesem Raum untergebracht worden ist und für den außerordentlich billigen Preis von 1,00 Mk. dem deutschen Publikum zugänglich gemacht wird. Daß das Werk in mancher Hinsicht noch verbesserungsfähig ist, ist selbstverständlich und haben sich auch die Herausgeber nicht verhehlt; bei einem derartigen Unternehmen muß man eben aus der Praxis lernen. Daß wir ein Werk von echter deutscher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit erhalten, dafür bürgt uns der große Stab bewährter Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens, der dafür gewonnen, und der Ruf der Verlagshandlung. Wir zweifeln nicht, daß das verdienstvolle Unternehmen, das Jedermann von Nutzen, für Viele, insbesondere für Journalisten, Parlamentarier, Gelehrte, bald unentbehrlich sein wird, allgemeinen Anklang finden wird. —a.

Maler-Poeten. Von Benno Rüttenauer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Ladenpr. 1,50 Mk.

„Die einzelnen Essais dieses Heftchens waren alle bereits in Zeitschriften erschienen . . ., doch werden sie hier fast durchweg in veränderter und erweiterter Gestalt gegeben. Alle Wiederholungen konnten dennoch nicht immer ausgemerzt werden.“ Die Begründung für die Erklärung dieses letzten Satzes ist zwar einleuchtend, vermag aber über die daraus entstehenden Mängel des Buches nicht hinwegzutäuschen. Dadurch wird der Eindruck des Feuilletonistischen noch verstärkt. Auch dieses Heft nämlich leidet — wie scheinbar alle Theile der Sammlung „Ueber Kunst der Neuzeit“ — daran, daß es aus Zeitschriften-Aufsätzen zu einem selbstständigen Werke mit einem solchen Thema entstanden ist, das möglichst Unabhängigkeit vom Journalismus verlangt. Ein gemeinsames Band hält allerdings die einzelnen Aufsätze zusammen: „Malerpoeten“ sind die vom Verfasser einer Betrachtung gewürdigten Künstler: Hans Thoma, Feuerbach, Böcklin, Klinger, Puvis des Chavannes, Gustave Moreau. Man hat jedoch dabei die Empfindung, als ob Rüttenauer, anstatt das Charakteristikum der „Maler-Poesie“ bei den einzelnen Künstlern mit vorgefaßter Meinung zu verfolgen und psychologisch zu vertiefen, seine sechs Aufsätze erst nachträglich unter einen rettenden Collectivtitel gebracht hätte. Aber auch den einzelnen Arbeiten fehlt es mitunter an der nöthigen Concentration. Der Verfasser vermag es noch nicht, die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten scharf genug zu umgrenzen und jeder Individualität durch besonders charakteristische Worte gerecht zu werden. Die sechs Seiten über Böcklin z. B. sind nicht im Stande, dem Leser die Thür zur Werkstatt des Meisters zu öffnen. Statt dessen liebt es Rüttenauer, mancherlei Excurse zu machen, denen bisweilen auch feindliche Absichten gegen Andersgläubige zu Grunde liegen. Seinen eigenen Standpunkt vertheidigt der Verfasser auf sehr splendide Art; freilich muß sich hie und da seine beredte Beweisführung den Einwand einer

gewissen Einseitigkeit gefallen lassen. Seine vornehme, das Adelsprädicat führende Aesthetik wird von allen denen verstanden und geschätzt werden, die im Contacte mit der Seele der modernen Kunst stehen. „Schöpferisch sein im Idealen, das heißt Poet sein," sagt Rüttenauer am Anfang des Buches. „Nur wer eigenen Ideen lebendige Gestalt verleiht, verdient diesen Namen. Nicht jeder Maler ist darum ein Poet. Malen können viele, malen können heut allzuviele. Sie können sogar gut malen, die Allzuvielen. Aber eigene innere Gesichte offenbaren können nur die Poeten unter den Malern, und ihrer sind wenige." An anderer Stelle heißt es: „Das wahre Wesen der malerischen Poesie besteht darin, den schönen Rhythmus der eigenen Seele ausklingen zu lassen und aus der Anschauung der Natur heraus eine neue Welt der Schönheit zu schaffen, der Schönheit und eines höheren Sinnes." Auf Seite 16 lese ich die Zeilen: „Es handelt sich nicht um Gedanken, die zum Verstand, sondern um Gedanken, die unmittelbar zur Phantasie sprechen . . . Es ist geradezu ein Hauptverdienst Thomas, aus seinen Werken allen Verstandesinhalt so viel als möglich ausgeschlossen zu haben. Seine Bilder wollen vor Allem nichts lehren: keine Geographie und keine Ethnologie, keine Costümkunde und keine Kriegswissenschaft, keine Cultur- und keine Litteraturgeschichte . . . Ihr Inhalt ist mit einem Wort Poesie: d. h. eine naiv menschliche Anschauung, von einem künstlerisch persönlichen Temperament eigenartig gestaltet." Daß auch die, welche sich „noch nicht endgültig dem Banne der malenden Novellistik entwunden haben," große Künstler sein können, lehrt ein Blick auf die Kunstgeschichte. Das „Wie" ist hier eben der maßgebende Factor. — — Sammler von guten Gedanken, die sich als Citate in ästhetischen Redegefechten hübsch verwenden lassen, werden hier auf ihre Rechnung kommen. Seine Gedanken kleidet Rüttenauer außerdem in ein elegantes, wirklich recht geschmackvolles Gewand, was sich eigentlich bei dem bekannten Mitarbeiter der „Nation" und einem auch auf anderen als künstlerischen Gebieten erfolgreichen Schriftsteller von selbst versteht. Das Alles ist ja nun recht schön und gut — aber — — wie gesagt — Uebrigens! Ueberzeugung macht wahr. P. Ri—.

Die Verwirrung der Kunstbegriffe. Betrachtungen von Wilhelm Trübner. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten u. Loenig 1900.

Zweite, vermehrte Auflage. Eine Verringerung des Inhaltes wäre wohl eher am Platze gewesen. Hätte Professor Trübner bei der Umarbeitung auf strafferes Zusammenhalten seiner Gedanken und auf bündigere Darstellungsweise gehalten, so würde sich gewiß mancher Leser von der Verwirrung der eigenen ästhetischen Meinungen leichter überzeugen lassen. Auch 13zeilige Sätze beispielsweise tragen nicht dazu bei, die Verwirrung der Kunstbegriffe zu klären. . . „Nur in einer Zeit, in der alle Begriffe über Kunst unklare und verwirrte sind, und in der man im Allgemeinen nicht weiß, wo das eine Gebiet anfängt und wo das andere aufhört, ist es denkbar, daß solche an sich unmöglichen Zustände dennoch möglich werden." Diese von ihm deutlich gebrandmarkten Zustände unterzieht der Verfasser einer vorurtheilsfreien, leider allzu berechtigten Kritik. Als ausübender Künstler weiß er selbst ein gar trauriges Lied zu singen von oberflächlichen Halbgebildeten und Dilettanten, von dem entwickelungsfeindlichen, zelotischen Publicumsgeschmack, von den Schäden der öffentlichen Kunstsammlungen, von dem heillosen Einfluß manches Kunstunterrichtes und anderen Teufelssachen. Die Grundnote aller Betrachtungen bildet die scharfe Scheidung zwischen dem „Rein-Künstlerisch-Individuellen" und dem „Akademisch-Conventionellen". Hoffentlich machen sich recht viele die Trennung dieser beiden Grundbegriffe zu eigen. Das belehrende und sehr unterhaltsame Büchlein wird manchen, der es vorher eigentlich noch nicht durfte, eher dazu berechtigen, am Tische der Kunst als Gast Platz zu nehmen. — P. Ri—.

Am Wege gepflückt. Gedichte von Maria Kuntz. Gebweiler, Verlag der J. Boltze-schen Buchhandlung.

John Ruskin behauptet: „Der Werth eines Kunstwerks hängt von der Größe der Seele ab, die daraus spricht." Nach dieser Werthmessung verdienen die Gedichte von Maria Kuntz eine höhere Schätzung, als manche vielgerühmte moderne lyrische Marktwaare. Das kleine, anspruchslose Büchlein fördert aus dem tiefen Schacht eines edlen Frauenherzens reines Gold der Poesie zu Tage. Auch der Titel ist glücklich gewählt. Eine Blume, ein leeres Vogelnest, ein Frühroth, ein Glockenton, ein Kinderspiel und andere Nichtigkeiten geben der Dichterin Anlaß zu erbaulichen Betrachtungen, zu schönen Bildern und treffenden Vergleichen, z. B. beginnt sie auf S. 45 stimmungs-

voll: „Still ward es schon! — Der Abendsonne Strahlen, Noch glitten sie verstohlen durch's Gefild Wie einer Mutter leise, sanfte Tritte, Wenn sie sich naht dem Lager ihrer Kinder, Um auf die müden, traumumfangnen Lider Des Abends milden Segenskuß zu drücken.“ Einfach uud ungesucht, wie die von ihr behandelten Vorwürfe, jedoch kräftig und ausdrucksvoll ist ihre Sprache. Gedichte wie: Wasserprobe und Sappho beweisen aber, daß ihre dichterische Kraft auch größeren Anforderungen genügt. „Am Wege gepflückt“ sei als ein besonders für junge Damen geeignetes Geschenk bestens empfohlen. N.

Argari. Von Marie Itzerott. Aus einem Tagebuche. Minden in Westfalen, Verlag von J. C. C. Bruns.

„Ich will geliebt sein oder ich will begriffen sein, das ist eins.“ Diese Worte Bettinas v. Arnim hätte Marie Itzerott ihre Tagebuchblätteru als Motto geben können. In fesselnder Weise erzählt sie eine Liebesgeschichte, aber keine alltägliche. Argari, ein vornehmes, unerfahrenes, jung verlobtes Mädchen erkennt erst nach der Hochzeit, welche Verpflichtungen ihr die Ehe auferlegt. Ihr feinfühlender Gatte merkt den schweren Kampf dieses stolzen jungfräulichen Herzens und bemüht sich durch Achtung die ihm verweigerte Liebe zu gewinnen. Wie er das allmählich erreicht und wie die besiegte Spröde endlich freiwillig ihm das süßeste Geständniß ablegt, das läßt M. J. uns nicht nur lesen, sondern nachempfinden. N.

Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen. Von Heinrich Sohnrey. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Wie die bereits bekannten Werke desselben Verfassers, bekunden auch die bäuerlichen Liebesgeschichten alle Vorzüge seiner Schaffensart, er ist ein feiner Beobachter der Volksseele und mit der Liebe zum Heimatlande und zu seinen Stammesgenossen sieht er ihre Eigenart mit dem Auge des Dichters und schafft Gestalten in voller Naturtreue, die beim Lesen lebendig werden. Er ist ein Volksdichter im besten Sinne. mz.

Leidenschaft. Novellen von Alfred Graf zur Lippe. Dresden, Heinrich Minden.

Aus den sieben Novellen, die der Verfasser unter dem Gesammttitel „Leidenschaft“ veröffentlicht, spricht ein starkes Talent zu uns; nicht der stoffliche Inhalt ist das Bemerkenswerthe, sondern eine jede der kurzen Erzählungen löst eine Stimmung aus, deren Grundzug zwar immer die Melancholie ist, aber sie wird erzeugt mit den einfachsten Mitteln, die wirken wie schlichte Naturlaute und den Leser erschüttern und ergreifen.

Schade, daß der Verfasser seine Motive nur auf der Schattenseite des Lebens sucht, er versteht allenfalls unter Thränen zu lächeln, aber das Lachen ist ihm eine fremde Kunst. mz.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **D. W.** = Deutsches Wochenblatt. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft.

Afrika im 20. Jahrhundert. Von O. Baratieri. D. Re. 1901. April.
Alchemisten, Ueber die. Von Fittica. D. Re. 1901. April.
Anthologien, Ueber. Von C. Busse. L. E. III. 14.
Astronomie, Probleme der modernen. Von Bruhns. D. Re. 1901. April.
Belgische Maler. Von G. Mayer. N. 1901. 29.
Berliner Kunstsalons. Von J. Norden. T. III. 7.
Bienen, Der Geist der —. Von M. Maeterlinck. W. Ru. V. 8.
Bismarck. Fünf Bismarcks-Briefe an seine Braut und Gattin. Von H. Grimm. D. Ru. 1901. 7.
— Aus Bismarcks Frankfurter Gesandtenzeit. Drei unveröffentliehe Briefe des Fürsten. Von H. v. Poschinger. D. Re. 1901. April.
Bismarck Posthumus. Z. VII. 15.
Bungerts, August, Musiktragödie „Die Odyssee“ u. d. Aufführung der „Nausikaa“ in Dresden. Von W. Henzen. I. B. und W. III. 13.
China gegen Europa. Von E. v. Hesse-Wartegg. T. III. 7.

Chuquet, Arthur. Von L. Geiger. L. E. III. 15.
Deutschland in China. Z. IX. 30.
Dichter und Philister. Von H. Landsberg. G. XVII. März II.
Die deutsche Aufklärung im Staat und in der Akademie Friedrichs des Grossen. Von W. Dilthey. D. Ru. 1901. 7.
Elektrokultur. Von O. Pringsheim. Z. IX. 30.
Entstehung und Bedeutung grosser Vermögen. Von R. Ehrenberg. D. Ru. 1901. 7.
Essais, Der Begründer des. Von Th. Achelis. L. E. III. 14.
Gobineaus Rassenwerk, Graf. Von K. Berger. T. III. 7.
Goethe, Ottilie von G. und ihre Kinder. Von A. Schlossar. D. Re. 1901. April.
Goethes Lustspiele. Von W. Bolin, N. 1901. 29.
Gottsched als Erzieher. Von M. v. Waldberg. L. E. III. 14.
Grazie, M. E. delle. Von H. Benzmann. L. E. III. 13.
Hauptmann, Carl. Von B. Wille. L. E. III. 15.
Heine und Christiani. Von E. Elster. D. Re. 1901. 8.
Holzschnitt, Ueber den modernen —. Von E. R. Weiss. W. Ru. V. 8.
Industriefeudalismus. Von K. Jentsch Z. IX. 30.
Kinkel, Gottfried, und Ferdinand Freiligrath. Von Käthe Freiligrath-Kroeker. N. u. S. 1901. Juni.
Königstragödie, Die. Von L. Berg. L. E. III. 15.
Kunst und Grössenwahn. Von R. Muther Zeit 340.
Kunstleben in Wien. Von O. Stössl. N. 1901. 28.
Legende, Die Moral der —. Von Rud. Kassner. W. Ru. V. 8.
Libanon. Eine Seereise zum Libanon im elften Jahrhundert v. Chr. Von A. Erman. D. Ru. 1901. 7.
Liszt, Franz, und die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein. Von K. Storck. T. III. 7.
Litterarische Randglossen. Von E. Ziel. L. E. III. 15.
Mallarmé. Von Camille Mauclair. W. Ru. V. 8.
Marionetten-Theater, Das Münchner. B. u. W. III. 13.
Napoleon-Litteratur. Von P. Holzhausen. M. Ewert. L. E. III. 14.
Napoleon I. und das Theater. Von Aug. Fournier. B und W. III. 13.
Nordpacific, Die strategische Bedeutung des —. Von O. Wachs. D. Ru. 1901. 7.
Novalis. Von M. Kronenberg. Zeit 339.
Oesterreichs Provinzen. Von H. Greinz. L. E. III. 13.
Paulsen über den Pessimismus. Von Lady Blennerhasset. D. Re. 1901. 8.
Pettenkofer, Max von. Z. 1901. 30.
Prasch-Grevenberg, Auguste. Von E. Vely. Berliner Bühnenkünstler XVIII. B. u. W. III. 13.
Projectionserscheinungen, Zum Verständniss der — von Otto Bryk. W. Ru. V. 7.
Psyche. Eine Bekenntnissschrift. Von K. W. Goldschmidt. N. u. S. 1901, Juni.
Reichskanzler, Im Heim des. Von * * * N. u. S. 1901. Juni.
Religion, Die weltgeschichtliche Krise der. Von R. Euken. D. Ru. 1901. 8.
Russische Belletristik. Von G. Polonsky. L. E. III. 14.
Schmoller, Gustav. Von G. Stamper. N. u. S. 1901. Juni.
Sienkiewiez und sein Ruhm. Von J. Schlaf. Zeit 340.
Stammt der Mensch vom Affen ab? Von H. Klaatsch. D. Re. 1901. April.
Theater-Censur. Eine Rundfrage III. (Schluss.) B. und W. III. 13.
Tolstoj, Leo, und seine Weltanschauung. Von L. von Schröder. Zeit 341.
Tschechen und Iren. Von K. Blind. N. u. S. 1901. Juni.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amateur-Photograph, Der, Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Band XV. Heft IV. April 1901. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlagsbuchhandlung.
Aus fremden Zungen, Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang. 1901. Heft 3—8. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anslalt.
Berg, Leo, Gefesselte Kunst. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).
Bobrzynski, Karl, Zur litterarischen Plagiatfrage. Krakau, Im Selbstverlage des Verfassers.
Boré, Fritz, Junge Seele. Gedichte. (1899 bis 1900) Berlin, Gose & Tetzlaff.
Boy-Ed., Ida, Um Helena. Roman. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.
Brockdorff, Baron C. v., Die Probleme der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung der Sinnenwelt. Vortrag gehalten in der Herzogl. technischen Hochschule zu Braunschweig am 1. März 1901. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg. (Gerstenberg'sche Buchh.)
Busse, Carl, In der Grenzschenke. Lena Sieg. Berlin, Albert Goldschmidt.
Eckstein, Ernst, Die Märchenprinzessin. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Ekensteen, M., von, Im Menschenbrodem. Novellen und Skizzen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Gersdorf, A. von, Unser gnäd'ger Herr! Roman. Zweite Auflage. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 98.) Berlin, Albert Goldschmidt.
Gorki, Maxim. Ein junges Mädchen (Warenka Olessow). Erzählung. Deutsch von L. M. Wiegandt. Dresden, Heinrich Minden.
Halbe, Max, Haus Rosenhagen. Drama in drei Aufzügen, Erstes und zweites Tausend. Berlin, Georg Bondi.
Hanstein, Dr. Adalbert von, Musiker und Dichter. Briefe an Paul Knezynski. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.
Hardmeyer, I., Nach Italien mit der Gotthardbahn. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.
Herrmann. V. E., Thiergeschichten in Wort und Bild. III. Band. Nützliche Gehilfen und Jagdthiere. Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung.

Herzog, Albert, Das Wesen der Kunst. Im Spiegel deutscher Kunstanschauung. Auf Grund einer Rundfrage zum Fest der Karlsruher Künstlerschaft („Drei Tage im Morgenlande“ 10.—12. März 1901.) Karlsruhe i./B., G. Braun'sche Hofbuchdruckerei.

Jacobowski, Ludwig, Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—1898. Zweite Auflage. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Schlichte Geschichten. Novelletten. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Isler, Leopold, Verabschiedet. Der Liebeshof. Ein lyrisches Spiel in zwei Aufzügen. Rauthgundis. Ein Drama in einem Akt. Gisela. Ein Schauspiel in einem Akt. Dresden, E. Piersons Verlag.

Kühtmann, Alfred, Maine de Biran. Ein Beitrag zur Geschichte der Metaphysik und der Psychologie des Willens. Bremen, Max Nössler.

Kurowski, Ludwig, Menchenbilder. Zweiter Theil. Wien, Selbstverlag.

Langguth, Dr. Adolf, Die Bilanz der akademischen Bildung. (Burschenschaftliche Bücherei. Herausgeber Dr. Hugo Böttger. Band I. Heft 7). Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Lilienthal, Erich, Tagebuch eines Siegers. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Lippmann, J., Ein verbotenes Schauspiel. Novelle. Der gute Kamerad. Eine Künstlernovelle von Reinhold Ortmann. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 99.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Loforte-Randi, Andrea, Nelle Letterature Straniere. (Terza Serie.) „Umoristi“. Rabelais, e Folengo — Sterne — de Maistre — Töpffer. Palermo, Alberto Reber.

Mauthner, Fritz, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band. Sprache und Psychologie. Stuttgart, J. C. Cottasche. Buchh. Nachfolger.

Mehring, Sigmar, Ein Herbst auf Festung. Erinneruugen. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Messer, Max, Moderne Essays. Dresden, Carl Reissner.

Müller, Alfred von, Der Befreiungskampf der Buren 1900/1901. Zugleich als Fortsetzung von „Der Krieg in Süd-Afrika 1899/1900.“ I. Theil. Uebersicht über die Kriegslage und über die beiderseitigen Streitkräfte September/Oktober 1900. Die vorbereitenden Kämpfe und der Uebergang znr Offensive seitens der Buren. Der Einfall in der Kapkolonie Dezember 1900. Mit zwei Skizzen im Text. Berlin, Biebel'sche Buchhandlung.

Mysing, Oscar (Otto Mora). Passion der Liebe. Roman. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Nerrlich, Paul, Ein Reformator als exakter Forscher. Ein Vademecum für den Herrn Pfarrer Dr. Joseph Müller in Pasing bei München. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Oestéren, Friedrich Werner von, Wir. Zeichnungen von Käthe Schönberger. Dresden, Carl Reissner.

Paap, W. A., Königsrecht. Drama in fünf Akten. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Pfitzner, Heinrich, Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Poes, Edgar Allan, Werke. Kritische Gesammt-Ausgabe in zehn Bänden. Herausg. von Hedda und Arthur Möller-Bruck. Band 4—6. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Reiset, Le Vte, de, Souvenirs du Lieutenant General Vicomte de Reiset 1810—1814. Paris, Calmann Levy.

Schaarschmidt, Friedrich, Aus Kunst und Leben, Studien und Reisebilder. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.—G.

Schaukal, Richard, Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Schmidt, Maximilian, Der Zuggeist oder die erste Zugspitzbesteigung. Die Ameisenhexe. Kultur- und Lebensbilder aus dem bayrischen Hochgebirge. Fünfte Auflage. (Maximilian Schmidts Gesammelte Werke. Volksausgabe. Zehnter Band.) Reutlingen, Ensslin & Laiblin.

— Die Jachenauer in Griechenland. Eine Erzählung aus der Zeit der bayrischen Expedition nach Griechenland 1832. Meister Martin. Zwei Volkserzählungen. Mit acht Textbildern. Dritte Auflage. (Maximilian Schmidts Gesammelte Werke. Volksausgabe. Dreizehnter Band.) Reutlingen, Ensslin & Laiblin.

Schneider, R., Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe. Schilderungen nach photograph. Momentaufnahmen. Mit 1 Portrait, 147 Bildern und 1 Segel- und Takelriss; dazu ein Anhang mit ausführlichen Angaben über die Laufbahnen. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Saenger, Carl, Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. I. Jahrgang. No. 2. 20. April 1901. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Suse, Theodor, Merlin. Ein Buch Liebeslieder. Leipzig, S. Hirzel.

Teichert, Adolf, Auf den Spuren des Genius. Eine Dichtung aus Italien und dem Orient. Berlin, „Harmonie“ Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Une Carrière Philologique en Roumanie (1885—1900.) I. Les Péripéties d'une Naturalisation. Mémoire Auto-Biographique par Lazare Sainéan. Bucarest, Emile Storck.

Weber-Lutkow, Hans, Die schwarze Madonna. Geschichten aus Kleinrussland. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrg. Heft 536. Mai 1901. Braunschweig, George Westermann.

Whitman, Walt, Novellen. In's Deutsche übertragen von Thea Ettlinger. Mit einem Geleitwort von Johannes Schlaf. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Achtundneunzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1901.

Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Hugo von Hofmannsthal, Arne Garborg und Hugo Salus.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 98. Bandes.

Juli — August — September.

1901.

Seite

Mit den Portraits von:
Hugo von Hofmannsthal, Arne Garborg, Hugo Salus, radirt
von Johann Lindner in München.

Hugo von Hofmannsthal

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVIII. Band. — Juli 1901. — Heft 292.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hugo von Hofmannsthal.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Thorheiten der Halbgötter.

Historisch-humoristischer Roman

von

Maurus Jókai.

Deutsch von **Ludwig Wechsler.**

I. Julius Cäsar.

Historisch-humoristischer Roman! Mit Marcus Tullius Cicero als Hauptgestalt! Neben ihm Gestalten wie Julius Cäsar und Cato, der Sittenrichter! Das kommt ja fast einem Sakrilegium gleich!

Spielen denn die Riesen auch scherzhafte Komödien? Freilich thun sie das! Und es gab Leute, die ihre seltsamen Einfälle und Thorheiten beobachteten und aufzeichneten.

Hatten die Halbgötter auch Schwächen? Kannten die auch Hunger und Durst? Nicht blos Durst nach Ruhm, Ansehen und Siegestaumel, sondern auch nach Küssen und berauschendem Wein? nach Wein, auf dem Rosenblätter schaukelten, und Küssen, die unter dem Verbot der Tugend stehen? Ja, das war thatsächlich der Fall. Und im Olymp oben lachte man ebenso herzlich über die Schwächen der Mächtigen, wie im Haine des Pan über die muthwilligen Neckereien, die die Nymphen und Faune mit einander aufführten.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, diesen Stoff als Lustspiel auszuarbeiten; als ich aber die Umrisse und Skizzen zu Papier gebracht, mußte ich einsehen, daß auf der Bühne Niemand Verständniß dafür hätte; ja, es würde sogar ein heilloses Mißverständniß entstehen und ein Jeder meinen, es sei das auch ein Operettentext wie die schöne Helena mit karikirten Gestalten aus der Geschichte. Die Gestalten meiner Erzählung weisen indeß durchaus keinen Stich in's Parodistische auf; was sie thun, sagen und fühlen, ist wahr und ehrlich gemeint, nur aus einer anderen Welt geschöpft, als es die unserige ist!

In Romanform wird das leichter verständlich; wir sind da nicht an die Regeln in Zeit, Raum und Personen der dramatischen Einheit gebunden. Wir geben dem Doppelspiegel der Geschichte eine tiefe Neigung, um dieselben Gestalten vervielfacht in ihm zu erblicken*). Wir können Nebengestalten heraufbeschwören, die vor oder nach dem Drama den größten Einfluß auf die Wendungen in dem Schicksale unserer Helden ausüben; wir können das ganze Zeitalter sichtbar machen, das an erhabenem Ruhm ebenso reich, wie an Greuelthaten war, an Schönem und Häßlichem, an Tugend und Laster, an Erhabenem und Lächerlichem gleicherweise. Allmählich werden wir uns dann klar darüber, daß diese Marmorgesichter, diese Bronzestatuen, die uns im Vatikan und den übrigen weltberühmten Museen mit ernster Würde anblicken, einstmals ebenso lächelten, lachten, weinten, schmachteten, sangen und auch küßten, wie die lebenden Repräsentanten der Gegenwart. Möglicherweise thun ihre Seelen auch heute noch dasselbe, vielleicht träumen, kosen und küssen sie auch heute noch. Am Ende verkosten sie sogar noch Speise und Trank, gleich den Nachtschmetterlingen. Auf diesen Glauben deutet wenigstens die Sitte der republikanischen Römer hin, vor die Statuen ihrer Hausgötter Speise und Trank hinzustellen; „lares et penates“ waren die ständigen Gäste der Familie und stellten zumeist die dahingeschiedenen Vorfahren dar. Erst zur Zeit der Cäsaren griff der Unglaube an Götter und das Jenseits um sich, artete das Gottesleugnen zur Mode aus. Julius Cäsar ging auch hierin mit dem Beispiel voran. Ein sterbender Cäsar verabschiedete sich mit den folgenden Worten von seiner Seele: „Animula, vagula, blandula, Hospes, comesque corporis. Quos nunc adibis locos? Pallidula, frigidula, midula: Nec, ut soles, dabis jocos.“ (Mein Seelchen, mein Unstätchen, mein Liebchen, Gast und Gefährte meines Körpers, an welche Orte wirst Du jetzt gerathen? Bleich, frierend. nackend? Und nimmer wirst Du scherzen wie bisher!) Wer weiß, ob die Nachtfalter, die des Abends meine Lampe umschwirren, mir hierauf keine Antwort zu geben vermöchten! Die große Sphinx, die surrend den flackernden Docht umkreist, ist möglicherweise irgend ein Proprätor aus Aquincum, dessen Marmorsarkophag in der Vorhalle des Museums aufbewahrt wird. War doch die Sphinx eine beliebte Zierform an den Häusern der vornehmen Römer und der Schmetterling das Symbol der Unsterblichkeit bei den Aegyptern. Ein Satirendichter legt einem auf seine Gattin eifersüchtigen Gatten die Frage vor: „Du vermagst das Räthsel nicht zu lösen? Und doch ziert eine Sphinx Deines Hauses Mauer!“

Aus diesem Grunde ehre und achte ich in den großen Nachtpfauenaugen,

---

*) Wenn wir zwei Spiegel einander gegenüberstellen und den einen langsam nach abwärts neigen, so können wir das eigne Antlitz, sowie das der neben uns stehenden Gestalt in's Unendliche vervielfacht vor uns erblicken, bis es einem bleichen, gespensterhaften Scheine vergleichbar in der Ferne verschwindet.

die mich umschwirren, die vornehmen Römer des Alterthums; in meinem Garten fördert der Spaten häufig Kupfermünzen zu Tage, die mit ihrem Bildniß geschmückt sind. War doch auch Ungarn einst Rom. Und unter der Herrschaft Roms standen auch Germania und Gallia, barbata und braccata, das heißt bärtige und mit Kragen geschmückte Gallier; dahin gelangten auch Spanien und Britannien, mit einem Wort: ganz Europa. In Asien Tigranes, Mithridates und Massinissa, in Afrika Aegypten, die südliche Küstenstrecke, das einstige Carthago.

Wirklichen Riesen gleich erscheinen uns jene römischen Feldherren, die mit jedem Schritt ein siegreiches Schlachtfeld verlassen, deren Ruhepunkte je ein erobertes Land bezeichnen, deren Triumphwagen beim sieghaften Einzug von den in Ketten gelegten Könige und Feldherren der niedergeworfenen Völker gezogen werden, und wenn dann der Siegeszug zu Ende war und der Imperator die Stufen erstieg, um den Göttern zu opfern, so wurden jene in die Gefängnisse hinabgeführt und dort enthauptet, worauf man die mit der Krone oder dem Kriegshelm geschmückten Köpfe in den Tempel hinaufbrachte, um sie auf die Pulvina der Götter niederzulegen.

Der allergrößte dieser Riesen war Julius Cäsar.

Und diesem Riesen schleuderte Cato die unerhörte Beleidigung in's Gesicht: „Ich habe dem Feinde mehr Städte abgenommen, als Du schönen Frauen Myrtenkränze!“

Denn Eroberungen solcher Art hatten Julius Cäsar noch berühmter gemacht, als seine Feldzüge. Die Epigramme des Catullus und die Satiren des Pytholaus behandeln diesen Gegenstand eingehend genug. Er verführte die Gattin des Sulpicius, Posthuma, verführte Lollia, die Frau des Gabinus, Tertullia, die Gattin des Crassus, Mucia, die dem Pompejus angetraut war, und machte Eunoé, die Königin von Mauritanien, zu seiner Geliebten, während Cleopatra, die in den Spottversen der damaligen Dichter immer nur „Gemahlin der ganzen Welt“ genannt wird, zum Andenken von ihm einen Sohn hatte, der nach seinem Vater Cäsardo genannt wurde.

Für all' das rächte sich Amor an ihm, dieser Schlingel und schlechteste Rasirgehilfe. Julius Cäsar hatte schon im Alter von dreißig Jahren eine so ausgiebige Platte, daß er die spärlichen Fäden, die ihm am Hinterkopf noch geblieben, von dort auf die kahle Stirn emporbürsten mußte.

Noch schlimmer rächte sich aber Venus an ihm. Während Caesar in fernen Ländern weilte, um fremde Erdtheile und fremde Frauen zu erobern, betrog ihn in der Heimat seine junge und schöne Gattin Pompeja, indem sie ihrem jungen Anbeter, Clodius, Gelegenheit zu ehebrecherischen Begegnungen und Zusammenkünften gab.

Cäsar leitete dieserhalb den Scheidungsproceß gegen seine Gemahlin ein. Greifbare Beweise vermochte er nicht anzuführen, sondern nur Verdachtsgründe. Er sagte: „An die Gemahlin eines Cäsar darf sich nicht einmal der Verdacht heranwagen!“ Die wahre Veranlassung, den Skandal

heraufzubeschwören, war aber der Wunsch, seine Geliebte Servilia, die Wittwe des Brutus, zu ehelichen, deren Sohn Brutus er „mein Söhnchen“ nannte. Wie maßlos er die schöne Frau liebte, beweisen die höchst kostbaren Geschenke, mit denen er sie überhäufte. Einmal kaufte er ihr eine orientalische Perle, die zu einer Camée zugeschnitten war und zehn Millionen Sesterzien kostete.

Ein noch kostbareres Geschenk brachte er für Servilia aus Aegypten, und zwar die erste lebende Katze. Dort sind die Statuen der Götter mit Katzenköpfen geschmückt, und wurde die Katze von den Aegyptern mit solcher Eifersucht und Sorgfalt gehütet, daß es nur einem Imperator gelingen konnte, eine Katze aus jenem Lande zu entführen. Um dieses wundersame Thier anzustaunen, strömten die römischen Damen in noch größeren Schaaren herbei, als zur Statue der Venus Erythrina, die dazumal alle Gemüther beschäftigte, da sie thatsächlich das Meisterwerk eines jungen Bildhauers darstellte und der ihr entgegengebrachten Bewunderung würdig war.

So war es denn nicht zu verwundern, daß Cäsar zu jener Zeit etwa vierhundert Millionen Sesterzien Schulden hatte, so daß man ihn, falls man die lex Acilia an ihm hätte zur Ausführung bringen wollen, wonach der zahlungsunfähige Schuldner seinen Gläubigern ausgeliefert wird, auf daß sie ihn in so viele Stücke schneiden, als er ihnen Sesterzien schuldig ist, und sie somit seinen Körper untereinander theilen, in Atome hätte auftheilen müssen! Doch zum Glück gab es auch in Rom Crösusse, und einer derselben, Namens Manlius, bezahlte sämmtliche Schulden des großen Mannes, wodurch er sich ein Vorrecht auf die Beute des demnächst zu unternehmenden Feldzuges sicherte. Zu den Riesenfeldherren gehörten auch Riesengeldfürsten.

II. Cato Censor.

Wir sehen Cato, den Censor, im Widerstreite mit Cäsar.

Das Amt des Sittenrichters war dazumal kein freiwillig erwählter Beruf, wie wir das beispielsweise heutzutage unter unseren Publizisten sehen, die voll lobenswerthen Eifers die überhandnehmende Leichtfertigkeit überwachen und die Korruption geißeln. In der Republik Rom bildete dies ein gewähltes Amt, und in seiner Eigenschaft als Censor besaß Cato die Macht, das Volk und die Patrizier, die Flamenen und Consuln zu strafen, und die Strenge, mit der er dieses Amt ausübte, bildet die Erklärung für den auch auf uns übergekommenen Begriff von der „Strenge eines Cato“.

Er selbst charakterisirt sich mit den Worten:

„Drei Dinge habe ich in meinem Leben bereut: daß ich zu Schiffe dahin fuhr, wohin ich auch zu Fuße gelangen konnte; daß ich einen Tag meines Lebens mit Nichtsthun verbrachte; daß ich einem Weibe ein Geheimniß anvertraute.“

Wer gegen sich selbst ein so unbeugsamer Richter war, ließ die Unerbittlichkeit seines Urtheils auch Andere fühlen.

Er ließ Manlius verurtheilen, weil dieser die eigene Gattin in Gegenwart seiner Tochter am hellen Tage küßte.

Dagegen vertheidigte er Clodius, der anläßlich einer Festlichkeit, als Mädchen verkleidet, sich zu der Frau eines anderen Mannes schlich.

Aelius wurde von Cato verurtheilt, weil er in Gegenwart des Censors laut zu gähnen wagte.

Daß die goldene Jugend von Rom aber ein besonderes Vergnügen daran findet, sich auf der Via Appia, vor dem Denkmal des Basilius, auf die Lauer zu legen, um die dort ahnungslos vorüberziehenden Kaufleute zu plündern, dagegen hatte Cato nichts einzuwenden.

Ebensowenig behinderte Cato die römische vornehme Jugend darin, wahre olympische Spiele zu dem Behufe zu veranstalten, auf die hervorragendsten römischen Helden, Oberpriester, Consuln, Oratoren und deren Frauen und Töchter die schlimmsten Anklagen und Verleumdungen zu ersinnen; dieser edle Sport aber erreichte seinen Gipfelpunkt, wenn ein Consul, Prätor oder Tribun gewählt wurde, denn da ward es sogar als höchste Leistungsfähigkeit anerkannt, wenn ein Jeder über den Kandidaten der Gegenpartei falsche Gerüchte — fabulae falsae verbreitete. Und wer dem Volke die unerhörteste Lüge aufzubinden verstand, blieb Sieger in dem edlen Wettstreit.

Cato — von Utica war der Zwillingsbruder der Wittwe des Brutus, Servilia. Als über die Angelegenheit des Catilina im Senat berathen wurde, waren Cato und Cäsar gleicherweise anwesend. Die Beiden waren entgegengesetzter Ansicht. Cäsar war für Catilina. Da brachte ein Janitor dem Cäsar ein Wachstäfelchen, das dieser sofort verwahren wollte. Cato fuhr ihn darob barsch an. Er verwahrte sich dagegen, daß man einem Senator während der Berathung von außerhalb eine Epistola schicke, und forderte kraft seiner Macht als Censor, Cäsar möge ihm die erhaltene tabula ceratica vorlegen.

Diese bestand aus zwei übereinander gelegten Holztäfelchen, die auf der Innenseite mit einer Wachsschichte überzogen waren, in die man mittelst eines spitzigen Stiftes — Stilus genannt — die Botschaft einritzte. Den Stilus trug Jedermann im Gürtel mit sich.

Cäsar kam dem Wunsche des Cato nach und übergab ihm den erhaltenen Brief, und nun las der Censor auf dem Wachstäfelchen die Botschaft, daß seine geliebte Zwillingsschwester Servilia mit Julius Cäsar ein Stelldichein in dem Tempel der Isis verabrede. Es war das ein ausschließlich diesem Zwecke dienender Ort, den man aus Aegypten mit übernommen hatte.

Zornig schleuderte Cato dem Cäsar die Wachstafel mit den Worten in's Gesicht:

„Da nimm, Du Trunkenbold!"

Woraus wir auch ersehen, daß Cato selbst keinen Wein trank.

In seiner ganzen Größe zeigte sich Cato, als er nach der verlorenen Schlacht bei Pharsalus, nach dem Sturze der Freiheit, einen Selbstmord verübte und dabei die Worte sprach: „Victrix causa Diis placuit; sed victa Catoni". („Den Göttern gefiel die siegreiche Sache, dem Cato aber die verlierende!") Aus den zwei Cato's machte ich in meinem Bühnenstück eine einzige Gestalt, was ich weiter unten rechtfertigen werde.

III. Catilina.

Rom, die Weltbeherrscherin, hatte bereits sämmtliche Reiche der civilisirten Welt erobert. Ihr waren Hellas, Aegypten und Klein-Asien unterthan, unterthan mit Allem, was nur irgend welchen Werth hatte; mit Gold und Silber, Edelsteinen, Gewürzen, Getreide, kostbaren Geweben, Geschirren und wilden Thieren. Der Circus des Pompejus allein verbrauchte fünfhundert Löwen aus der lybischen Wüste und zehn Elephanten. Erst raubte der siegreiche Imperator selbst die Schätze des eroberten Landes; dann kamen die Proconsuln, die die Reichen und die Bauern plünderten, die Statuen der Götter, die kostbarer waren als alle Marmor- und Silberstatuen, aus den Tempeln holten und die edelsten aller Thiere: die schönen Jungfrauen und kraftstrotzenden Jünglinge, als willkommene Beute betrachteten. All das wanderte nach Rom, todte und lebende Schätze gleicherweise. Die schönen Mädchen dienten zur Kurzweil, die stattlichen Gesellen gleichfalls. Jene als Sängerinnen und Tänzerinnen auf ausschweifenden, leidenschaftlichen Bacchanalien, diese als Ring- und Fechtkämpfer, um in tödtlichen Zweikämpfen durch das eigene dampfende Blut den Genuß der trunkenen Patrizier zu erhöhen und zu vermehren.

Piso selbst schickte zur Zeit, da er Prätor war, dem Clodius fünfhundert auserlesene Gesellen, um Belustigungen solcher Art zu veranstalten. Der sich verblutende Gladiator ging nicht verloren. Sein Leichnam wurde in den See von Trasimeno geworfen, wo sich die Himmelsfische von ihm nährten. Himmelsfische, die derart mit dem Fleische von getödteten Sklaven genährt wurden, waren von besonderem Wohlgeschmack. Darum auch trauert Milo in seiner Verbannung zu Massilia um die göttlichen Muränen von Neapel.

Die ungeheuren Schätze, die nach jedem siegreichen Feldzuge nach Rom geschleppt wurden, verdarben dort Sitte und Moral im höchsten Grade. Alles wurde käuflich: die Tugend der Frau so gut, wie die Ehre des Mannes, der Segen des Priesters, das Urtheil der Richter, ja sogar das erhabene Volk!

Die auf zwölf Steintafeln eingeschnittenen römischen Gesetze dienten nicht zum Schutz der Gerechtigkeit, sondern zur Unterstützung und Förderung der Willkür.

Außerdem gab es die „lex Cornelia" gegen die Raubmörder, die „lex Aquilia" gegen die Parriciden — Parricida, das heißt Vatermörder wurde jeder genannt, der einen römischen Bürger tödtete — und die „lex

Plautina“ gegen die Gewaltthätigen; doch wurden all diese Gesetze unwirksam gemacht durch ein anderes Gesetz, das da lautete: „Si fecisti, nega!“ (Hast Du es gethan, so leugne es!) Falsche Zeugen waren auf offenem Marktplatz zu bekommen, so viele man nur wollte.

Räuberische Ueberfälle am hellen Tage auf offener Straße, Entführung vestalischer Jungfrauen und Tempelschändung gehörten zu den beliebtesten Unterhaltungen der edlen Jugend, deren Beispiel sogar die Alten wankend machte.

Unter den Hauptgestalten der blutigen Orgien heben sich drei strahlende Ungeheuer von allen anderen ab. Strahlend in männlicher Schönheit, unermeßlichen Schätzen und unerhörten Lastern. Wahre Helden in Allem, was Sünde und Verbrechen heißt. Der erste heißt Catilina, der zweite Verres und der dritte Clodius.

Die Geschichte des Catilina kennt jeder Schulknabe. Er war der Anführer jener verderbten Jugend, die sich verschworen hatte, die Republik zu stürzen, ein Sprößling der vornehmsten Patrizierfamilie und der Abgott aller Diebe und Meuchelmörder. Er selbst trug auch den Meucheldolch in seiner Toga verborgen, wenn er in den Senat kam. Er ging erst mit seinen Spießgesellen in den Tempel der Hekate, um die Meuchelwaffe segnen zu lassen. Diese Zeremonie bestand darin, daß man mit dem Dolche erst einen Sklaven niederstach, das Blut desselben in einem Kelch auffing, aus dem die heldenmüthigen Jünglinge der Reihe nach tranken und dabei vor dem Altar der Hekate das Gelübde ablegten, ihren verwegenen Plan unter allen Umständen auszuführen. Erst würden sie die im Tempel des Jupiter Stator versammelten Konsuln, Prätoren, Aedilen und Volkstribunen ermorden, darauf die Stadt an allen vier Enden in Brand stecken und in der entstandenen allgemeinen Verwirrung die „gasa“, das heißt die Staatskasse ausrauben, die im Tempel des Saturnus untergebracht war, und dann wehe den Reichen, wehe den Unschuldigen! Da gäbe es dann keinerlei Rücksichten mehr, und Raub, Mord und Schändung könnten ungescheut ausgeübt werden!

Der wahnsinnige Plan scheiterte an der Energie eines einzigen Menschen, der den Namen Marcus Tullius Cicero führte.

Wort für Wort wußten wir einstmals die machtvollen Reden auswendig herzusagen, die den Sammelnamen „Catilinaria“ führen.

Der tollkühne Plan scheiterte an dem Umstande, daß ein einziger Mensch die Toga nicht von den Schultern gleiten ließ.

Dieser Mann war Julius Cäsar.

Auch er gehörte zu den Verschwörern. Damals schon erfreute er sich großen Rufes als Feldherr.

Hatte er sich vielleicht unter die Meuterer gemengt, um sich nach dem Sturz der Republik zum Diktator zu machen? Jene rechneten ja auch auf

sein Feldherrntalent und sahen sein Lager für das ihrige an; seine Soldaten aber beteten ihn förmlich an.

In jener denkwürdigen Senatssitzung, in der Cicero den dort persönlich erscheinenden Catilina durch seine improvisirte Rede zu Boden schmetterte und buchstäblich zermalmte, war Julius Cäsar die wichtigste Rolle zugetheilt worden. Er sollte die Toga von den Schultern gleiten lassen und damit das Zeichen dazu geben, daß die Verschwörer ihre Dolche ziehen und sich auf die anwesenden Konsuln und Senatoren stürzen, um sie niederzustechen.

Doch Cäsar gab das verabredete Signal nicht, ließ die Toga nicht von den Schultern gleiten. Auch ihn hatte die Rede Ciceros, des Sohnes des Volkes, förmlich bezaubert.

Die im Stiche gelassenen Verschwörer stürmten verzweifelt und voll Ingrimms aus dem Senat. Ihr schändlicher Plan war enthüllt. Catilina sammelte seine Freibeuterschaar um sich und stürmte aus der Stadt.

„Evasit, erupit, excessit!“ (Er stürmte hinaus, rannte davon, entfloh.)

Außerhalb der Stadt schlug er auf freiem Felde sein Lager auf, um der Republik Trotz zu bieten. Dort wurde er von den Legionen der Republik umzingelt und sammt seinen dreihundert Spießgesellen niedergemetzelt. Keiner von ihnen blieb am Leben; Catilina selbst befand sich auch unter den blutigen, rauchenden Leichen.

„Ein schöner Tod veredelt ein häßliches Leben,“ sagt Cicero.

All diese Dinge sind geschichtliche Thatsachen, und doch giebt es keine dichterische Phantasie, die stark genug wäre, um dieselben für unsere heutigen Begriffe glaublich erscheinen zu lassen.

Eine mächtige Republik, die sämmtliche gebildeten und auch barbarischen Nationen durch ihre Tapferkeit bezwungen, zittert vor dem Attentat von dreihundert Müßiggängern, ausschweifenden Wüstlingen, ist der Gefahr des Zusammenbruches ausgesetzt, und da fegt ein einzelner Mensch, der weder Feldherr, noch Patrizier, sondern nur ein schlichter Advokat ist, die vielköpfige Hydra mit einem Hauch hinweg! So trug es sich in Wirklichkeit zu, und dennoch klingt es wie ein unglaubliches Märchen!

Drei kühne Dichter fanden sich, die dieses Märchen auf die Bühne brachten.

Der eine war der englische Dichter Ben Johnson (1611). In seinem fünfaktigen Drama wird Catilina als das denkbar abstoßendeste Ungeheuer dargestellt, das von keinerlei menschlicher Regung oder Leidenschaft, sondern einzig und allein nur von seinem unersättlichen Zerstörungsdrang geleitet wird.

Der zweite war Crebillon (1748). Sein „Catilina“ betiteltes Drama wurde in der Comédie Française aufgeführt. Der Verfasser zählte bereits siebenzig Jahre, als er dieses Stück zu schreiben begann; während er daran arbeitete, erkrankte er, und nur auf Drängen der Frau von Pompadour

vollendete er es. Sprache und Verse sind schön; das Hauptgebrechen des Stückes ist aber, daß es Cicero nicht als den machtvollen Redner darstellt, der der gefährlichen Verschwörung kühn die Stirne zu bieten wagt, sondern als spekulativen Philister, der seine Tochter dem Catilina an den Hals werfen will und von Zorn gegen diesen erfaßt wird, als er von der jungen Dame nichts wissen, beziehungsweise sie nicht heirathen will.

Der dritte Autor war der ältere Dumas, gerade hundert Jahre später (1848), der seinen „Catilina" im Théatre historique zur Aufführung bringen ließ. Das Stück sprüht selbstverständlich von Dumas'schem Geist; es ist eher ein Lustspiel, denn ein Drama zu nennen. Seine Nebengestalten sind sehr ergötzlich: der Veteran, der Volksredner, der Kortesführer, der Vogeldresseur, die Hetäre, der Diskuswerfer und noch einige; dagegen sind die beiden Hauptgestalten, Catilina und Cicero, die reine Karikatur. Intriguanten sind sie Beide, die sich gegenseitig in die Falle locken wollen; der eine lügt, betrügt und besticht so gut wie der andere, und es hat den Anschein, als wäre das Ganze nach den Anführern der französischen Revolution von 1848 modellirt. Um die Anspielung noch deutlicher hervortreten zu lassen, hält Cicero sein Plaidoyer im Talar und mit dem viereckigen Barett der Pariser Advokaten, während Catilina in langer Weste à la Robespierre prangt. Und der Dialog, den sie mit einander führen, ist wie herausgeschnitten aus dem Witzblatt „Charivari"; darum auch war der Erfolg beim Galeriepublikum ein geradezu durchschlagender.

Ich habe Catilina nicht zum Helden einer dichterischen Arbeit gemacht. denn als solcher geht er zu sehr in's Karikaturenhafte, während er als Bösewicht geradezu ein Titan ist. Seine schlimmen Begierden sind in einen Schimmer von Ehrgeiz getaucht, seine welterschütternde Verschwörung ist das Bild einer blutdürstigen Orgie, ein Kinderspiel mit Menschenköpfen. Catilina und seine Gefährten, sammt dem sie umringenden, genußsüchtigen Gelichter tragen das Abbild der tief verderbten römischen Jugend an sich, bei der das Herz nicht die Heimstätte der denkenden Seele, sondern das Brutnest der widernatürlichen Begierden der verderbten Nerven darstellt. In welch' ungeheurem Gegensatze zu ihnen steht der die urrömischen Sitten repräsentirende Cicero und die Gesammtheit des Senats, die sich mit der bloßen, unbewehrten Hand an die Giftzähne der Hydra heranwagen. Sie haben nur eine Waffe: die Gerechtigkeit, nur ein Lager: das Volk. Und im Vertrauen auf diese zwei Faktoren wagen sie den Kampf und bleiben Sieger in ihm. Das rechtschaffene, patriotisch fühlende Volk jagt das ganze Anarchistengelichter aus der Stadt, und noch in derselben Nacht werden Supplikationen in den Tempeln der Götter abgehalten, die Häuser illuminirt, und die Frauen, die die Dächer der Häuser besetzt halten, streuen Blumen vor dem curulischen Stuhl des mit Lorbeer geschmückten „Vaters des Vaterlandes", als dieser nach der Hinrichtung der mit den Empörern gemeinschaftliche Sache machenden Anführer durch die Straßen schreitet.

Diese erhabenen Stellen der Geschichte lassen sich nicht zur Parodie verzerren.

Als Erinnerung an jene Ereignisse ist ein Ausdruck erhalten geblieben, dessen man sich heutzutage bedient, wenn man Jemanden brandmarken will. „Catilinarische Existenzen“ lautet dieser Ausdruck, und stellt ein gar trauriges Monument an jene Zeit dar!

IV. Verres.

Der zweite mächtige lebende Götze, den Cicero mit der Wunderkraft seines Geistes in den Staub streckte, war Verres, Prätor von Sicilien, einer jener unmöglichen Romanhelden, die man nur im Märchen dulden kann.

Das Land, in dem Verres den Tyrannen spielte, ist selbst ein Märchenland. Ein dreieckiger Planet inmitten des Meeres, gesegnet mit aller Freigebigkeit der Natur und heimgesucht von den schwersten Gefahren derselben. In der Mitte des Landes der ewig feuerspeihende Vulkan, dessen Gipfel mit Eis bedeckt ist, während an seinem Fuße glühende Lava lauert. Unter der Lava sind Dörfer und Schlösser begraben, und über ihr prangen endlose Haine aus üppigen Kastanienbäumen. Die Küste bildet einen ununterbrochenen Garten, in dem Orangen-, Oel-, Feigen- und Citronenbäume mit Weinlauben abwechseln. Auch am Abhange des Aetna gedeiht Wein, der sein Feuer von seinem Vater zu haben scheint. In den Thälern, auf den flachen Ebenen endlose Ackerfelder mit wogendem Aehrenmeer, das so reichen Ertrag liefert, daß Sicilien, außer der eigenen Bevölkerung auch die der großen Weltstadt, Rom genannt, mit Getreide versieht. Dieses wird in mächtigen Galeeren, die mit drei Reihen von Ruderern versehen sind, dem nach „panem et circenses“ lüsternem Volke geschickt. Selbst die Rübe stammt aus Sicilien, von wo sie sich nach dem übrigen Europa verpflanzte; unter anderen Umständen wäre Cincinnatus nicht dadurch berühmt geworden, daß er sein Rübengericht eigenhändig zubereitete.

Neben seinem natürlichen Reichthum hat das kleine Inselreich einen noch staunenswertheren Schatz in dem Menschenschlag, der sie bewohnt. Als die Insel unter die Herrschaft der Römer gerieth, bestand die vornehme Klasse ihrer Bewohner aus Griechen. Radebrechte Jemand in Rom die lateinische Sprache, so sagte man, er habe sie in Sicilien gelernt. Die Römer beherrschten das griechische Idiom besser. Wer schlecht griechisch sprach, wurde spottweise „Graeculus“ das heißt „kleiner Grieche“ genannt. Cicero selbst war als Jüngling auch ein Graeculus.

Jene ruhmreichen Ruinen, die auch heute noch sieghaft den Unbilden von Sturm und Wetter widerstehen, verkünden mit lauter Stimme, welche Bildung, Macht und Wohlhabenheit einstens auf der kleinen Insel heimisch waren. Die Ueberreste des majestätischen griechischen Theaters in Taormina wetteifern mit den Monumenten Roms und Athens. Die Statuen der Grazien und Horen wurden aus ihren Nischen in die Paläste der italienischen

Hauptstädte fortgeschleppt. Ebenso schleppte man aus den Tempeln die Statuen der Götter: Vesta mit dem Stabe in der Hand, Juno mit dem Granatapfel, dem Symbol der Fruchtbarkeit, und die Denkbilder der Helden aus den Palästen der Vornehmen: Hermes, Antinous, Herkules mit Dejanira, und nur ein Torso blieb von diesem und jenem zurück, der durch Vandalenhände oder den Ausbruch des Aetna in Trümmer gelegt wurde. Aber auch die Latumien blieben erhalten, jene längs der Landstraßen sichtbaren halbkreisförmigen Nischen, in denen verurtheilte Räuber verhört und hingerichtet wurden. Diese haben ihre ordentliche zusammenhängende Geschichte, die Geschichte von in Blut erstickten Missethaten. Ihre Oeffnungen sind gegenwärtig von den harten, stacheligen Blättern der Kakteen überwuchert; allein die Missethaten blieben bestehen, nur daß diese nicht mehr von Heiden und entflohenen Sklaven, sondern von Christen und freien Menschen verübt werden.

Auch die Luxusindustrie stand im einstigen Sicilien in hoher Blüthe; aus feinsten Fäden wob man hier die sich an den Körper schmiegende vestis melitens; hier erzeugte man die kostbaren korinthischen Kübel, die Fayencegefäße, die mit unerreichter Kunst eingelegten Mosaiktafeln, die in der ganzen vornehmen Welt unter dem Namen „Tische aus Syrakus“ bekannt waren. Die Sicilianer hatten auch die Scyotherica-Uhr erfunden, die man nicht gleich der Sanduhr jede Stunde umkehren mußte.

Der Bauer lebte gut, der Handarbeiter bewohnte das eigene Haus, und der vornehme Herr wühlte in Reichthümern; der Handelsmann durchquerte mit seinen Schiffen die weiten Meere, besuchte die fernen Küstenstriche und sammelte Schätze. Wer nichts weiter als Kastanienbäume besaß, konnte auch von deren Erträgnissen leben. Pflügen, ackern, ernten war die Sache der Sklaven, die nicht für Menschen angesehen wurden. Sklaven fand man auf den Märkten stets in Fülle, und der Reiche konnte unter ihnen wie unter Zugthieren wählen. Für den Sklaven benöthigte man weder eine Bezahlung, noch Kleider, sondern nur eine Peitsche und für die Nacht schwere Fesseln an Händen und Füßen.

Zuweilen fand sich ein Sklave, der seine Fesseln sprengte, die wachsamen Bluthunde vergiftete, eine Bresche durch die Mauer brach und in die unzugänglichen Felsenklüfte entfloh. Konnte man seiner habhaft werden, so drückte man ihm mit glühendem Eisen das Brandmal „F“ (fugitivus) auf die Stirne. Dieser Fall trat indessen nur selten ein, denn wenn ein entflohener Sklave sah, daß er seinen Verfolgern nicht mehr entgehen könne, so verübte er zumeist einen Selbstmord. Immer häufiger wurden die entlaufenen Sklaven, die ihren Unterhalt bestreiten mußten, wie es eben möglich war, und da sie hierbei schonungslos zu Werke gingen, so wurden ihnen Herr wie Bauer gleicherweise tributpflichtig. Neben großem Reichthum gedieh denn auch das Räuberunwesen immer mehr.

Dies wurde für einen ganz normalen Zustand gehalten.

Wohl hätte man daran denken können, die Räuber zu verfolgen und

unschädlich zu machen; aber wer hätte sich dieser beschwerlichen Aufgabe unterziehen sollen? Ein Heer unterhielten die Sizilianer nicht; wozu auch? Ihr Land wird von Meeren umgeben, die Küste von hohen Bergen gebildet, Feinde konnten somit nicht eindringen. Nur an drei oder vier Stellen befindet sich ein sicherer Hafen, wo man sich der Insel mit Schiffen nähern kann, und auch dort erwiesen sich die Worte als zutreffend: „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.“ (Wer die Charybdis zu meiden sucht, geräth in die Scylla.) Ueberdies werden jene Hafenplätze von Kriegsgaleren geschützt. Die Landbewohner werden nur von den eigenen Räubern beunruhigt, und mit diesen möge Jedermann sehen, wie er fertig wird. Es bleibt Jedermann anheimgestellt, sich mit dem Gelichter zu vergleichen oder es mit blutigen Köpfen heimzuschicken.

Einmal nun geriethen auch die Galeerensklaven auf die Idee, das Beispiel ihrer Kollegen auf dem Festlande nachzuahmen. Sie durchfeilten die Ketten, mit denen sie an ihre Bänke gefesselt waren, bestiegen ein Boot und begannen ein echtes, rechtes Piratenleben, das noch viel aussichtsreicher war, als das Räuberwesen in den Bergen. Der Seeräuber hat einen zuverlässigen Verbündeten: den Wellenschlag, und die Beute ist ihm sicher: die von den goldhältigen Küsten, aus Afrika und Phönizien mit Schätzen heimkehrenden Handelsschiffe. Die Galeere leistet dem Seeräuber denselben Dienst, wie dem berittenen Räuber das Pferd. Sein Ruder dient ihm als Angriffswaffe und Rettungsmittel zugleich; das störrische, ungeberdige Meer ist sein bester Freund.

Die Wonnen des Piratenlebens übten alsbald auf die müßiggängerische Jugend der sizilianischen Meeresküste eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; an's Arbeiten waren die jungen Männer nicht gewöhnt, umsomehr aber an ein bequemes, genußreiches Leben. Sie warfen die Frage auf weshalb sie das Rauben Fremden überlassen sollten, da das doch ein so schöner Beruf sei, und so zogen sie nun selbst auf Raub aus!

Es trat jetzt jene Epoche ein, da das herrliche dreieckige Paradies inmitten des Meeres unter die Herrschaft des Mutterlandes Italien gerieth. Ohnehin ist es nur durch eine schmale Meerenge von jenem getrennt.

Darauf schickte die römische Republik nach Sizilien, Prätoren und Quästoren mit einem deren Machtsphäre entsprechenden Aufgebot von Lictoren und Legionären um die gestörte Ruhe daselbst wiederherzustellen.

Zur selben Zeit empörten sich die Sklaven, die ihre Ketten gesprengt hatten, offen gegen ihre Herren, und unter der Anführerschaft des Spartacus leisteten sie sogar den regulären römischen Legionen heldenmüthigen Widerstand.

Um diese Zeit gelangte Cicero im Alter von zweiunddreißig Jahren als Quästor von Lilybäum nach Sizilien. Durch seine Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit erwarb er sich die Liebe der Inselbewohner. In demselben Jahre herrschten Theuerung und Hungersnoth in Rom, und Sizilien mußte die Weltstadt mit Getreide versehen.

Nachdem Ciceros Quästorschaft zu Ende war, gelangte Verres als Prätor nach Sizilien.

Er war das richtige Musterbild des römischen Patriziers: ein Wüstling, grausam und habgierig, das getreue Spiegelbild eines seiner Vorgänger, des Tyrannen Thalaris, der seine Opfer in den Magen eines aus Erz gegossenen Stiers sperren ließ, unter dem ein Scheiterhaufen brannte. Der Tyrann ergötzte sich an dem Brüllen des Stieres, bis er eines Tages selbst in das glühende Innere dieses höllischen Ungeheuers geworfen wurde.

Drei Jahre lang herrschte Verres in Sizilien, und während dieses Zeitraumes beraubte und plünderte er Sterbliche und Unsterbliche gleicherweise. Die Sterblichen, die das Unglück hatten, reich zu sein, und die Götter, von denen man Segen und Reichthum fordern darf. Dann ließ er die Standbilder der Gottheiten selbst aus den Tempeln entfernen und nach Hause schaffen, um sie dort zur Ausschmückung seines römischen Palastes zu verwenden.

Er stattete in den Schlössern der reichen Gutsbesitzer Besuche ab, und was dort sein Gefallen erregte, gleichviel ob es Kunstwerke, Schmucksachen, kostbare Gefäße oder sonst etwas war, nahm er für sich in Anspruch. Es genügte, wenn Verres nur sagte: „Das ist sehr hübsch!", damit es sofort ihm gehöre, selbst den Tisch nicht ausgenommen, an dem er gastfreundlich bewirthet wurde. Ließ er jene Aeußerung laut werden, so wußte der Hausherr bereits, daß er den betreffenden Gegenstand dem Prätor nach Hause zu schicken habe. That er es nicht, so war es um ihn geschehen! Man verstrickte ihn in einen Prozeß, klagte ihn der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates an. Es gab eine Gattung öffentlicher Ankläger, die man nach römischem Brauch „Quadruplicatores" (Vervierfacher) nannte. Das heißt, der Ankläger erhielt ein Viertel des konfiszirten Vermögens des Angeklagten, der Prätor dagegen drei Viertel. An Belastungszeugen gegen die betreffende heimgesuchte Herrschaft war niemals Mangel. Da hatte man ja die „Dicax"-e, das heißt Schwätzer, denen die Aufgabe zufiel, auf offenem Marktplatze die Vorübergehenden mit derben Scherzen und Spottworten zu ärgern und die verehrliche Menge angenehm zu zerstreuen. Im Sinne der römischen Gesetze durfte man einen Dicax niemals als Zeugen anrufen oder annehmen; allein Verres kehrte sich nicht an das römische Gesetz, dasselbe habe in Sizilien keine Giltigkeit, sagte er. Sein öffentlicher Ankläger führte den Namen Palicanus, auf dessen Anklage hin Sthemus verurtheilt wurde, bei dem er einmal zu Besuch war und der ihm die von Praxiteles angefertigte Statue der Aphrodite von Knidos nicht schenken wollte. Verres ließ seine sämmtlichen Schätze beschlagnahmen.

Die geraubten Schätze schickte er in ganzen Schiffsladungen nach Rom nach Hause.

Um auch billig zu Schiffen zu kommen, ließ er sich von den Bewohnern von Mamertino und Taormina schöne, große Galeeren angeblich zu dem Zwecke schenken, mit ihnen die Verfolgung der Seeräuber zu bewerkstelligen.

Es fiel ihm indessen nicht im Traume ein, die habgierigen Räuber zu verfolgen; statt dessen ließ er in den Küstenstädten die schönsten und kräftigsten Jünglinge aufgreifen und mit ihnen die in die Felsen gesprengten Latomien füllen, wo sie dann auf die Folter gespannt wurden.

Das römische Gesetz schrieb die folgenden Folterarten vor: „Ignis, rota, flagelli, equuleus, aculeus, fidiculae", das heißt „Feuer, Rad, Peitsche, Reck, Dorn, Violine".

Alle diese Folterarten wurden an den jungen Sizilianern erprobt, bis sie eingestanden, daß sie die gefürchteten Seeräuber seien. Darauf folgte der „arbor infelix": unglückliche Baum. So nannte man nämlich das Kreuz. Wollte der Lictor die Qualen des unglücklichen Opfers verlängern, so schlug er es derart an's Kreuz, daß es noch Tage lang zu leiden hatte. Die Eltern oder sonstigen Angehörigen des Opfers bestachen dann den Lictor, der schlimmer war, als der ärgste Henkersknecht, damit er dem Sohne oder Verwandten mit einem wohlgezielten Dolchstoß den Garaus mache und die Angehörigen die im letzten Athemzug des Sterbenden entfliehende Seele in einem letzten Kuße aufzufangen vermöchten. Auf diese Weise — so war der Glaube — wird die Seele ihres Theuren in ihnen weiterleben. Weiters wurde auch dafür gezahlt, daß der Lictor den Leichnam des Hingerichteten nicht den wilden Thieren als willkommene Beute hinwerfe, sondern von seinen Angehörigen begraben lasse. Dieses ganz gesetzliche Vorgehen sicherte den Herren Lictoren ein sehr schönes Einkommen.

Zur Rechtfertigung der römischen Gesetze müssen wir erwähnen, daß die römischen Bürger weder gefoltert, noch an's Kreuz geschlagen werden durften; diese Strafen bezogen sich nur auf die Bewohner der Kolonien. Zu diesen gehörten auch die Sicilianer, die unter der Herrschaft ihres Prätors Verres seufzend, sich hundertmal ihre früheren Tyrannen, Dyonisius und die übrigen, zurückwünschten, von denen die heldenmüthigen Römer sie „befreit" hatten.

Welche Steuern Verres auf die Bauern ausgeworfen, kann nicht besagt werden, weil man dieselben nicht aufgezeichnet hatte, und in Rom wurden diese Steuern niemals verrechnet.

Eine Art von Steuer blieb aber dessen ungeachtet in aller Erinnerung.

In jeder Stadt Siciliens hatten die Ackerbautreibenden zu einer Statue des Prätors beizusteuern, und das Standbild des Verres wurde aus Erz oder Marmor auf jedem Marktplatz aufgestellt. Die verhaßtesten Tyrannen mußte das unterdrückte Volk auf diese Weise verewigen.

Thatsache ist, daß Verres nicht von Jedermann gehaßt wurde: die Frauen liebten ihn. Jene Frauen nämlich, deren Ideal ein Tyrann ist. Nice und Pippa waren seine Bräute untergeordneter Kategorie; doch Celydonis mochte schon vornehmerer Herkunft sein, und Callidama war eine sehr gebildete Dame, die die Geheimnisse des Prätors kannte und ihn

mit Rathschlägen versah. Auf diese Personen verschwendete Verres die geraubten Schätze.

Schließlich veranlaßte eine Göttin seinen Sturz.

Diese Göttin war die Venus Erythrina. Die älteste Tempelgottheit, aus getriebenem Silber. Das ganze Standbild war schon von der schwarzen Patina der Zeit überzogen, und darum von den Römern Venus Abyssinica genannt. Ihr Tempel erhob sich auf einer Bergesspitze und ihre Priesterinnen wurden für heilig und unverletzlich angesehen.

Diese Venus unterschied sich insoferne von den übrigen, als man sie für die Göttin der treuen Liebe hielt.

Während der Kultus der Venus Pandemos, der Venus Vulgivaga und der Venus Homicida darin besteht, daß „amor omnium contra omnes“ (die Liebe eines Jeden gegen einen Jeden), war die Venus von Erythrina die Schutzgöttin der treuen Liebe. In ihrem Tempel fanden sich schaarenweise jene Frauen behufs Darbringung von Opfern ein, die den Wunsch hegten, die Liebe eines bestimmten Mannes zu erlangen, oder sich dessen Liebe zu sichern, oder aber dessen verlorene Liebe zurückzugewinnen. Ebensoviele ideale Wünsche. Der Kultus der Venus Erythrina war von günstigem Einfluß auf Moral und Sitte. Ihren Tempel durften nur tugendhafte Frauen betreten, die ihren Gatten und Bräutigamen treu bleiben wollten. Neben der schwarzen Venus sah man keinen Cupido, keinen zur Sünde verleitenden Liebesgott.

Verres verführte die Tochter Callidama des steinreichen Agathinus und feierte mit ihr und seinen übrigen Geliebten öffentliche Orgien.

Darob entrüsteten sich die Getreuen der Venus Erythrina, und ihre Priesterinnen wiesen Callidama von der Schwelle des Tempels der Göttin zurück.

Nun überwies der Vater Callidamas eine bedeutende Summe Geldes dem Stenius, dem Patron des Venus-Tempels, damit er neben der Statue der Liebesgöttin auch das Standbild ihres Sohnes, Amors, aufstellen lasse. Gelingt das, so werden die Liebesausschweifungen Callidamas sofort gerechtfertigt sein. Denn Amor darf Alles; ihm ist Alles gestattet.

Doch der sittenstrenge Stenius wies das Anerbieten zurück. Es war ihm klar, von welch' verderblichem Einflusse diese Veränderung auf die weiblichen Sitten sein müßte, und für seine Weigerung mußte er büßen. Man klagte ihn der Verschwörung an, verurtheilte ihn, beschlagnahmte seine Schätze, und Verres ernannte sich selbst zum Erben derselben, was er in der Weise motivirte, daß er vorgab, den Wunsch des Agathinus zu erfüllen, indem er das Standbild Amors anfertigen läßt, das neben dem der Venus seinen Platz zu finden hat. Und so geschah es auch, und der mit Pfeil und Bogen bewehrte Cupido erhielt sogar eine Laterne, das Symbol der geheimen Liebe, in die Hand, worauf er neben die schwarze Venus hingestellt wurde. Das sollte den Sturz des Verres nach sich ziehen.

Dasselbe Volk, das drei Jahre hindurch alle Tyrannei, Grausamkeit und Räuberei des Prätors stillschweigend geduldet hatte, empörte sich ob dieser Cupido-Statue gegen ihn. Die gesammte Bewohnerschaft erhob sich wie ein Mann und griff zu den Waffen. Die Standbilder des Prätors wurden überall zertrümmert; in Taormina hatte man ihm ein Reitersstandbild errichtet, und während man hier die Gestalt zu Boden warf, ließ man das Pferd unberührt. Wenn Verres dem sicheren Verderben entgehen wollte, so mußte er sich mit seinen geraubten Schätzen schleunigst einschiffen nnd nach Rom fliehen. Das that er denn auch; doch nahm er die Venusstatue mit sich.

In jenem Jahre waren Licinius Crassus und Cnejus Pompejus Magnus die Konsuln, zwei ebenso gerechte, als rechtschaffene Männer, die den Verres allsogleich unter Anklage stellten.

Die erste Frage war, wer als öffentlicher Ankläger fungiren sollte.

Ganz Sicilien, mit Ausnahme zweier Städte, verlangte, Cicero selbst möge die Rolle des Anklägers übernehmen; allein der neue Prätor des Inselreiches, der an Stelle des Verres ernannt worden war, nahm diese Aufgabe für sich in Anspruch. Er war Quästor unter Verres gewesen und als solcher Mitwisser, vielleicht sogar Genosse in vielen seiner Schurkereien. Wäre die Rolle des Anklägers wirklich diesem Manne übertragen worden, so würde er sich mit seinem Vorgänger zweifellos verständigt haben, so daß die ganze Angelegenheit im Sande verlaufen und Beide gleicherweise zufriedengestellt worden wären. Der neue Prätor hieß Quintus Caecilius Niger und war ein Jude. Darum fragte auch Cicero, als es sich darum handelte, die Persönlichkeit des Anklägers festzustellen: „Quid Judaeo cum verre?“ (Was hat der Jude mit dem Schweine zu schaffen?) Verres bedeutet im Lateinischen nämlich soviel wie Schwein.

Als Sieger aus der Debatte ging Cicero hervor. Er wurde seitens der Konsuln damit betraut, Verres anzuklagen, worauf der große Orator nach Sicilien segelte und binnen fünfzig Tagen, von einer Stadt zur andern ziehend, eine erdrückende Menge von Daten gegen Verres sammelte, die niedergeschrieben, sechs dicke Bände füllten. Auch Zeugen sicherte er sich in genügender Anzahl.

Darob waren die Freunde des Verres hoch erfreut. Bis Cicero den Inhalt der sechs Bände vordeklamirt, bis die Zeugen einvernommen werden und sie ihre Antworten ertheilen, geht das Konsulatsjahr zu Ende und Crassus und Pompejus hören auf, Konsuln zu sein; nach ihnen waren als Kandidaten genannt C. Hortensius und Caecilius Metellus Creticus, die besten Freunde des gestürzten Prätors. Und die römische Verfassung war so weise eingerichtet, daß dasselbe, was zwei Konsuln in einem Jahre vollbrachten, im nächsten Jahre von den folgenden Konsuln für unrichtig und ungültig erklärt werden konnte.

Doch Cicero beugte dieser Gefahr wohlweise vor. Er brachte nur den Inhalt eines einzigen Bandes auf dem Forum vor; die übrigen blieben dem

Leser vorbehalten. Doch der Inhalt dieses einzigen Bandes genügte, um Verres in die freiwillige Verbannung flüchten zu lassen; er wurde thatsächlich verurtheilt, und die vielen, geraubten Schätze, die er sich angeeignet, wurden konfiszirt. Darunter befand sich auch die Statue der schwarzen Venus, außerdem der Cupido mit der Laterne, der den merkwürdigen Sturz des Prätors Verres herbeigeführt hatte.

V. Clodius.

Mit Catilina und seinen Spießgesellen wurde der Sittenverfall in Rom nicht zu Grabe getragen. In demselben Boden gedeihen auch die gleichen Giftpflanzen. Unten eine müßiggängerische, arbeitsscheue Volksmasse, die gratis nach Brod und circensischen Schauspielen verlangt, dabei wohl weiß, daß ihre Stimme entscheidet, und daran gewöhnt ist, daß bei den sich alljährlich wiederholenden Konsuls-, Prätors-, Quästors- und Aedilenwahlen die einander bekämpfenden Kandidaten das Geld mit vollen Händen unter die Menge streuen. Außerdem kann man gegen das Urtheil des Senats an das Volk appelliren; jedes neue Gesetz muß durch den Präco vorerst dem Volke verkündet werden — dieses Verkünden hieß „Carmen" — und erst, wenn es auf offenem Marktplatz angenommen wurde, war es auch wirklich zum Gesetz geworden. Um den Beschluß des Senats umzustoßen, genügte es, wenn der Volkstribun von der Schwelle der Thür aus sein „Veto" ertönen ließ.

Wer sich die Gunst dieses Volkes zu erringen versteht, hat die Macht für sich; bei einem solchen Menschen wird jedes Laster zur Tugend. Und wodurch erwirbt man sich die Gunst des Volkes? Durch Pracht, Luxus und Prassen.

Der junge Clodius trug nach Weiberart gestickte „Palla", sein Haupt schmückten Rosen, an den Füßen hatte er goldene Sandalen, und er selbst wurde auf einem „octofor lectum" getragen, wo er auf durchsichtigen Kissen ruhend, sich von den dampfenden Wohlgerüchen umwallen ließ, die aus dem Inneren dieser Kissen hervorquollen. In solchem Aufzuge ließ er sich durch die belebtesten Straßen zu seinem Lustschloß bringen, begleitet von pfeifenden Symphoniarchisten, tanzenden Mädchen, zu deren Ergötzen die „scurri" (Spaßmacher) schamlose „nuga" (Possen) aufführten. Oder er bestieg entkleidet wie Bacchus, seinen Triumphwagen, den nackte Mädchen ziehen, während die sich im Kreise drehenden Mänaden Dithiramben zum Lobe der Ariadne anstimmen. Oder er veranstaltete unter dem Atrium seines Lustschlosses wahre Saturnalien mit seinen Canephoren und Aegipanen, bei den lüsternen Musiklauten der Cymbala, Crotala und des gespaltenen Schilfes. Bei seinen Gelagen kamen die Leckerbissen aus drei Welttheilen auf den Tisch, wie sie von Himmel, Erde und Wasser erzeugt wurden; die Amphoren kredenzten den berühmten würzigen Nektar aus Vernace, und all das beweist mit unwiderleglicher Kraft, daß Clodius der richtige Herr und

würdig ist, sich der Gunst des Volkes zu erfreuen. Werden doch die Ueberreste von seinem Tische unter die gaffenden Neugierigen vertheilt. Männer seiner Art sind beim römischen Volke sehr beliebt.

Umso verhaßter sind ihm aber Gestalten, wie die des Piso, dem Cicero selbst den Vorwurf macht, daß er nur jungen Wein trinke, den er aber auch aus dem Gasthause holen läßt, und nur die Abfälle vom Fleisch ißt, die vom Metzger fast auf den Kehricht geworfen werden, und daß er noch niemals Fische oder Austern gegessen. Gäste sieht er niemals bei sich, stets nimmt er sein frugales Abendessen allein ein. Solche Männer sind dem Volke mit Recht verhaßt.

Clodius verspottet die Götter, verhöhnt die Vogelorakel der Haruspexe, die aus den Eingeweiden der Vögel die Zukunft weissagen, und sucht selbst in dem Rauche der an den heiligen Altären geopferten Thiere die Zeichen seiner geheimen Liebe zu erspähen; sogar das Palladium wagt er verstohlen zu besichtigen und sich dessen zu rühmen, während dieser Anblick nur einem einzigen Manne, dem Cäcilius Metallus, theilhaftig geworden, als der Tempel der Vesta niederbrannte und er das aus Troja mitgebrachte Palladium mit eigener Lebensgefahr aus dem Feuer rettete. Er erblindete auch darob. Doch Clodius lacht nur über solche Märchen, denn Clodius ist ein hochgebildeter Jüngling. Er ist denn auch stets von griechischen Rhetorikern, Philosophen und Medizinern umgeben; er hat sich längst aus den Fesseln des für die Irreführung des einfältigen Volkes erfundenen mythologischen Aberglaubens befreit. Und das trägt auch dazu bei, um sein Ansehen zu erhöhen.

Und daß Clodius sogar verwegen genug war, um die Gattin des Julius Cäsar zu verführen, umgiebt ihn mit einem förmlichen Nimbus. Sagt doch schon der Dichter: „Divisum imperium cum Jove Caesar habet!“ (Er theilt sich mit Jupiter in der Macht.)

Dann aber sagt Cicero in Bezug auf Clodius: „Du hältst Dich für Jupiter, weil auch er seine Schwester Juno zur Frau hatte, gleichwie Du Deine Schwester Clodia? Sieh, auch ich huldige Minerven, halte aber darum Minerva nicht für meine Gattin!“

Das erhabene Volk gab sich auch damit zufrieden; nicht also aber der beleidigte Gatte, der ruhmreiche Cäsar. Der Lorbeerkranz duldet kein Hirschgeweih neben sich.

Cäsar strengte den Scheidungsprozeß gegen seine Gemahlin an, und klagte auch Clodius wegen Heiligthumschändung an, weil dieser als Frau verkleidet mit seiner — des Cäsars — Gattin ein Stelldichein in dem Tempel einer Göttin hatte, den kein Mann betreten durfte.

Dieser Theil der römischen Geschichte drängt sich dem Schriftsteller unwillkührlich als Lustspielthema auf. Verliebte Frauen, ein Abenteurer als Verführer, ein eifersüchtiger Gatte und dessen Patron, der ernstblickende Orator, der im Geheimen auch Bacchus und Venus huldigt, sowie die strenge

Gattin des letzteren, die schlauer ist als alle Verliebten zusammen und den leichtfertigen Gatten im Zaum zu halten versteht, — das sind ebensoviele humoristische Gestalten.

Es ist ja wahr, daß auch diese Geschichte als Tragödie enden könnte, denn Clodius hat sich thatsächlich eines Verbrechens schuldig gemacht, das nicht anders bestraft werden kann, als indem er vom tarpejischen Felsen in die Tiefe gestürzt wird, und nicht die Strenge des Gesetzes verschuldete es, daß das Liebesabenteuer nicht traurig endete. Glücklicherweise sind die Gesetzgeber vorhanden, die wackeren römischen Richter, die aus den Reihen der Senatoren, Eques und Tribunen genommen wurden. Die alle konnten bestochen werden; ja, sie warteten nur darauf. Kläger und Beklagte wetteiferten mit einander darin, die Richter durch je reichere Gaben für sich zu gewinnen, und die schlaueren unter den Richtern ließen sich sogar von beiden Parteien bestechen. Zu einem gewissen Ruhm auf diesem Gebiete hatte es der Senator Bulbus Stalenus gebracht. Der hatte stets zwei Eisen im Feuer. Eine Bestechung solcher Art nannte man „Pseudothyrus“, das heißt „falsche Thür“, durch die das verausgabte Geld wieder zurückgelangte. Wer sich aber bestechen ließ, machte sich der sogenannten „edlen Sünde“ schuldig.

Nun wird man die Frage aufwerfen, auf welche Weise sich die streitenden Parteien dessen versicherten, daß der von ihnen bezahlte Richter auch wirklich in ihrem Sinne urtheilen werde? Das war sehr einfach. Ihr Beauftragter befand sich bereits im Atrium des Senats, wenn die Richter anlangten. Jeder Richter brachte seine tabula ceratica mit sich, in die er seine Meinung bereits eingeritzt hatte. Dieselbe bestand aus einem Buchstaben: A. (absolvo) oder C. (condamno), oder aber aus zwei Buchstaben: „NL.“ (non liquet). (Ich spreche frei, ich verurtheile, Sache ist nicht klar.) Den Freispruch konnte man auch mittelst eines griechischen Q, die Verurtheilung auch durch ein jüdisches Ghamell andeuten.

Und auf welche Weise Leute wie Bulbus Stalenus sich der Kontrolle zu entziehen vermochten? Das war allerdings schon etwas schwieriger. Die tabula ceratica hatte eine doppelte Wachsschichte. Die obere wies den Buchstaben auf, den sich der ärmere Klient wünschte, die untere die dem besser zahlenden Klienten entsprechende Sentenz. Im Berathungssaal zog der gerechtigkeitsliebende Richter die äußere Wachsschichte herab und stimmte mit dem sich darunter befindlichen Buchstaben.

Ein wirklich gewissenhafter Richter, wie beispielsweise Cassianus, dessen Namen die Chronik verzeichnet hat, gehört zu den Seltenheiten. Er war der Erste, der bei den Kriminalangelegenheiten die Grundfrage aufstellte: „Cui bono fuit?“ (Wer hat den Vortheil davon?)

Auch um falsche Zeugen brauchte man nicht besorgt zu sein. Da war vor allen Dingen Cassinius, der für den Angeklagten das Alibi beschafft. Dieser war ja nicht einmal in Rom an dem Tage, da das Verbrechen ver-

übt wurde. Da man aber Clodius auf frischer That ertappte und ihm auch eine Tracht Prügel verabreichte, so muß der Poet seine ganze Erfindungsgabe aufbieten, um ihm in seinem historischen Lustspiele aus der Verlegenheit zu helfen.

Viele Jahre später endete die mit einander eng verknüpfte Geschichte Cäsars, Ciceros und Clodius', wirklich als Tragödie; doch werden wir das erst nach der Komödie berichten, um die damalige Epoche zu charakterisiren, in Verbindung mit dem ganzen Lebensroman Ciceros, der an sich allein eine Verkettung aller märchenhaften Wunder des menschlichen Geistes bildet.

Nun wollen wir vorerst die Komödie kennen lernen . . .

Thorheiten der Halbgötter.

Historisches Lustspiel.

Personen:

Julius Cäsar, 36 Jahre alt, gegenwärtig Pontifex maximus.
Pompeia, Cäsars Gattin.
Aurelia, Cäsars Mutter.
Servilia, Cäsars Geliebte, Wittwe des Marcus Brutus.
Brutus, Servilias Sohn, zehn Jahre alt.
Cato.
Cicero, Orator.
Terentia, Ciceros Gattin.
Publius Clodius, junger Patrizier, Geliebter der Pompeia.
Clodia, Schwester des Clodius.
Macrinus, Präsident des Senats.
Priesterinnen der Venus Abyssinica, Matronen, Jungfrauen, Hierodulen, Präficen, Kanephoren, Mimiker, Senatoren, Sklaven.

Geschieht in Rom vor dem Zustandekommen des Triumvirats; der 1. Aufzug im Tuskulanum des Cicero, der 2. im Tempel der Venus Abyssinica, der 3. im Hause des Cicero, der 4. im Senatssaal.

I. Aufzug.

Das Zimmer Ciceros.

Mit dorischen Säulen, mit den Statuetten des Demosthenes, Aeschylus, Euripides und der Minerva in den Nischen. Links das aus Jaspis geschnitzte Standbild eines Mohrenknaben, der mit beiden Händen einen runden Stahlspiegel hält, rechts ein großer Tisch voll Schriftrollen, im Hintergrund ein Wandgemälde, das Orpheus mit der Leier darstellt, durch deren Töne er die wilden Thiere an sich lockt, die aus einer Höhlenöffnung zum Vorschein kommen. Diese Höhlenöffnung bildet die Thür, durch die man in das Zimmer tritt. In der Ecke der Hausaltar mit den Statuen der Penaten.

1. Auftritt.

Terentia, Dienerin, dann Servilia und Brutus.

Terentia, eine Frau von 40 Jahren, in einfacher Kleidung, bestehend aus der römischen Tunica aus weißem Wollenzeug, um den Leib ein Ledergürtel, von dem Schlüssel herabhängen; an den Füßen hochragender Kothurn. Keinerlei Geschmeide an ihr, so wenig wie irgendwelche Stickerei an ihrer Kleidung. Das Haar trägt sie wie eine Krone auf den Kopf emporgesteckt.

Servilia, eine Frau von 30 Jahren, nach athenischer Mode gekleidet. Ein vielfach gefälteltes blaues Peplum mit schweren, echten Perlen an den Enden hüllt ihre Gestalt ein, darunter ein buntgeblumtes, eng anliegendes Gewand, das unter der Brust mittelst eines Gürtels festgehalten wird, der mit Edelsteinen reich besetzt ist. Ein gleicher nestelt das Kleid in halber Schenkelhöhe empor, den Hals zieren zu einer Kette vereinigte Edelsteine, die Arme breite Spangen am Handgelenk und am Oberarm. Das Haar ist saffranroth und mit einem Diadem geschmückt, an der Stirn zu kleinen Löckchen gebrannt; an den Füßen mit Perlen benähte Sandalen, in den Ohren lange Ohrringe und in der Hand ein silberner Spiegel mit Korallengriff.

Brutus, zehnjähriger Knabe. Seine Kleidung ist eine Nachahmung im Kleinen der von Julius Cäsar getragenen, sein Thorax mit der gestickten Nachbildung des Adlers und des Vogels Greif geschmückt.

Dienerin (meldet). Servilia Quinta und Marcus Brutus.

Terentia. Laß sie eintreten.

(Servilia, Brutus treten ein.)

Servilia. Sei gegrüßt, Terentia.

Terentia. Sei gegrüßt, Servilia.

(Servilia und Terentia küssen sich.)

Terentia (küßt Brutus). Dich darf man noch küssen.

Brutus. Und Dich schon.

Terentia (zu Servilia). Er hat die Zunge eines Aspis.

Servilia. Er ist der würdige Sohn seiner Mutter. Doch bringe ich Dir dringende Kunde. Cäsar wird heute hier Cicero besuchen.

Terentia. Das weiß ich.

Servilia. Wie solltest Du, das ist ja ein Geheimniß.

Terentia. Für mich giebt es im Hause kein Geheimniß. Diesen Saal erbaute Cenobarbus nach dem Muster des Merkur-Tempels zu Bajä, so daß ich im Nebenzimmer mit Hilfe der Luftröhren und durch das Ohr des Dyonisius Alles höre, was hier gesprochen wird, und wäre es die leiseste Rede.

Servilia. Dann weißt Du auch, was Cäsar hierher führt?

Terentia (weist Servilia einen Platz in einem Lehnstuhl an, während sie selbst sich in einem anderen niederläßt). Auch das weiß ich. (Zu Brutus.) Gehe an jenen Tisch, mein Söhnchen; dort findest Du schöne Fascikel mit Bildern von Plinius. Die magst Du betrachten.

(Brutus tritt an jenen Tisch und zieht die Fascikel hervor.)

Servilia. Meines Sohnes wegen darfst Du dreist sprechen; der weiß schon Alles. Auch er besitzt das Ohr des Dyonisius.

Terentia. Cäsar will sich von seiner Frau scheiden lassen und Cicero auffordern, ihm als Redner zu dienen.

Servilia. Um mich heirathen zu können.

Terentia. Bist Du dessen ganz sicher?

Servilia. Er hat es mir schon unzählige Male gelobt.

Terentia. Und hast Du auch Beweise dafür?

Servilia (holt eine an einer Kette befestigte Perle von der Größe eines Eies hervor). Sieh diese Camée. Sie stellt eine schwarze, echte Perle dar und enthält uns Beide, Cäsar und mich, in bildlicher Darstellung, mit unser Beider Namen darunter. Cäsar bezahlte zehn Millionen Sesterzien dafür, um mir eine Freude zu bereiten.

Terentia. Dieser Schatz beweist blos, daß Cäsar ein freigebiger Zahler ist. Dieses Schmuckstück begleicht seine Schuld. Uebrigens weiß Cäsar den Werth des Geldes nicht zu schätzen und streut es mit vollen Händen aus. So kommt es, daß er schon Schulden in der Höhe von vierhundert Millionen Sesterzien hat.

Servilia. Ein Feldzug nach Hibernien wird alle Schulden tilgen.

Terentia. Irgend ein Schriftstück hätte einen größeren Werth.

Servilia. Ich besitze auch ein solches. Als im Senat von Catilina und dessen Bande die Rede war, standen sich Cäsar und Cato feindlich gegenüber. Cato ist mein Zwillingsbruder und darum mein Todfeind.

Terentia. Vielleicht nicht aus diesem Grunde, sondern weil er den Namen Sittenrichter führt.

Servilia. Während der Sitzung brachte man Cäsar ein Wachstäfelchen. Cato fuhr ihn darob rauh an. Es sei nicht gestattet, daß man geheime Botschaften in den Senat schicke, während eine Berathung stattfindet, und er verlangte, Cäsar möge ihm das erhaltene Täfelchen übergeben. Cäsar kam seinem Verlangen nach. Nun las Cato, daß ich, seine Schwester, den Cäsar zu einem Stelldichein im Tempel der Isis einlade. Darauf schleuderte mein Bruder dem Cäsar das Täfelchen mit den Worten in's Gesicht: „Da nimm, Du Trunkenbold!“ Cäsar aber schrieb die Worte: „Ich komme,“ als Antwort auf die Wachstafel und setzte seinen Namen darunter. Hier hast Du die tabula ceratica; mach sie Dir zu nutze.

Terentia. Das ist allerdings schon ein Beweis.

Servilia. Doch der unanfechtbarste kommt erst. Betrachte mal diesen Knaben. Ist er nicht das vollkommene Ebenbild Cäsars?

Terentia. Namentlich, wenn Du ihn ganz so gekleidet führst, wie sich Cäsar kleidet, und Du ihm sogar die Haare von rückwärts emporstreichst.

Servilia (zu Brutus). Brute! Komm her! Quis est pater?

Brutus. Pater Jupiter, Pater Junius Brutus, sed maxime pater Caesar.

Servilia. Er sagt auch immer nur tu mi fili zu ihm!

Terentia. Und Du rühmst Dich dessen?

Servilia. Ganz gewiß! Der Stammvater Cäsars war Ancus Martius, der König von Rom, seine Stammmutter Venus, die Beglückerin des Anchises. In den Adern Cäsars fließt das Blut einer Göttin und eines Königs. Solches Blut nennt man „ichor“, und solches Blut besudelt nicht, sondern gereicht zum Ruhm!

Terentia. Ich setze meinen Stolz in andere Dinge. Marcus Tullius Cicero trägt an der Nasenspitze einen pfefferkorngroßen Auswuchs; den gleichen Auswuchs trugen sein Vater, sein Großvater und seine sämmtlichen Vorfahren an der Nasenspitze. Darum erhielten sie auch den Namen Cicero. Der gleiche Auswuchs ziert das Gesicht meines einzigen Sohnes, und ich bin stolz darauf, daß mein Sohn das leibhafte Ebenbild seines Vaters ist.

Servilia (hämisch). Daß Dein Sohn das getreue Ebenbild seines Vaters ist, beweisen auch andere Dinge. Gleich seinem Vater besteht nämlich auch er aus zwei Menschen. Der eine diesseits der Amphora, der andere jenseits derselben. Insolange Marcus Tullius Cicero diesseits der Amphora weilt, das heißt, insolange er keinen Wein getrunken, ist er ein

Philosoph, ein Orator, ein Anachoret; ist er aber einmal hinter die Kanne gerathen, so wird er zum Bacchanten, Poeten und Satiriker. Und hierin gleicht ihm sein Sohn so sehr, daß man ihn erst jüngster Tage in das Land der „haarigen" Gallier schickte, allwo kein Wein erhältlich ist!

Terentia. Das ist nur boshaftes Geschwätz!

Servilia. Es bleibt ja unter uns.

Brutus (öffnet eine Pergamentrolle, in der er eine schlanke Amphora eingerollt findet; öffnet diese und verkostet). Ecce, das Innere der Prosopopoëia! Eine Amphora!

Servilia. Wirst Du das wohl sofort wieder an Ort und Stelle geben, Schlingel, Du!

Terentia. Sicherlich eine leere Amphora!

Brutus. Oh nein! Ich hab schon verkostet davon! Es ist der wahre Nektar darin. Ja, die Götter leben fein! (Legt die Rolle sammt der Amphora an ihren Platz zurück, öffnet darauf eine andere Rolle und findet auch dort einen kleinen Krug, aus dem er verkostet, um dann den Mund zu verziehen.) Huh! wie sauer!

Servilia. Cäsar scherzt ebenso mit den Göttern. (Steht auf.)

Terentia (steht auf).

Servilia. Nun wollen wir aber auch von meiner Angelegenheit sprechen um derentwillen heute Cäsar hierherkommen wird. Ich bitte Dich, sei bei seinem Zusammentreffen mit Cicero zugegen. Er hält große Stücke auf Dich und kennt den großen Einfluß, den Du auf den Orator ausübst. Trachte das Gespräch so zu lenken, daß Cäsar seine geheimen Absichten in Bezug auf mich vor Cicero eingesteht.

Terentia. Und womit wirst Du mir das lohnen?

Servilia. Ich gelobe bei Iris, daß ich volle zwei Monate lang den Schnitt Deiner Tunica vor den übrigen Frauen nicht verspotten werde.

Terentia. Ich höre Cicero kommen. Ich kenne seine Schritte.

Servilia. Juno sei mit Dir. Komm, Brute, laß uns gehen. Was hast Du in der Wohnung des berühmten Redners gelernt?

Brutus. Nichts weiter, als daß Plinius essigsauer ist.

Servilia (zu Terentia). Da habe ich ganz vergessen, Dir die Hauptsache zu sagen, um derentwillen ich zu Dir gekommen. Wann wirst Du mich besuchen?

Terentia. Was soll ich bei Dir?

Servilia. Meine Katze sollst Du bewundern, die mir Cäsar aus Aegypten mitgebracht. Einen Catulus.

Terentia. Katze? Was ist das? Catulus?

Servilia. Ein kleiner Panther. Ein allerliebstes zahmes Thierchen, das uns schmeichelt, schnurrt und sich an uns reibt.

Terentia. Und Du liebst das Schmeicheln, das Schnurren und Reiben?

Servilia. O, die Katze vermag noch mehr! Sie fängt Mäuse!

Terentia. Und was thut sie mit der gefangenen Maus?

Servilia. Erst spielt sie mit ihr, dann tödtet sie sie.

Terentia. Aber das ist ja ein scheußliches, grausames Thier! Bei mir versieht die Mausfalle das gleiche Geschäft.

Servilia. Wenn sie Junge kriegt, schenke ich Dir eines davon. Dann wirst Du sehen, wie Du das Thier liebkosen und herzen wirst!

Terentia. Ich liebkose und herze nur meine Kinder.

Servilia (zu Brutus). Und ich liebkose und herze Dich vielleicht nicht, Du mein Kätzchen, mein kleiner Catulus? (Drückt den Kopf des Knaben an sich und streichelt ihn zärtlich).

Brutus (trotzig). Mater Servilia, die Katze versteht sich auch auf's Kratzen, weißt Du?

2. Auftritt.

Vorige. Cicero.

Cicero (40 Jahre alt, spärliches Haar, glatt rasirtes Gesicht, eine Warze auf der Nase, angethan mit einer laticlaven Toga; auf dem Kopfe ein Lorbeerkranz, in der Hand eine Pergamentrolle.)

Servilia (verneigt sich vor Cicero). Salve pater patriae.

Cicero (erwiedert kühl ihren Gruß).

Brutus (zu Servilia). Das ist auch ein Pater?

Servilia. Ja, der Vater patriae, des Vaterlandes.

Brutus. Dann ist Terentia, die Frau des Cicero, die Mutter patriae.

Servilia. Fort mit Dir, Du brutus mit kleinem B!

Brutus. Gilt etwa nicht Cäsar auch mehr mit einem kleinen, denn mit einem großen Buchstaben?

Servilia (ab mit Brutus).

3. Auftritt.

Cicero. Terentia.

Cicero. Wer war diese Frau?

Terentia. Du kennst sie nicht? Du hast ja schon gar häufig mit ihr gesprochen. Es ist Servilia, die Wittwe des Marcus Brutus.

Cicero. Damals hatte sie schwarzes Haar; jetzt hat sie saffranrothes.

Terentia. Das erfordert jetzt die gallische Mode in Rom.

Cicero. Giebt es denn keine römischen Frauen mehr?

Terentia. Die Deinige ist es noch.

Cicero. Ja, das ist sie. Bürgerin, Gattin, Mutter und Rathgeberin zugleich.

Terentia. Was hast Du in der Hand?

Cicero. Es handelt sich um eine schwere Aufgabe. Ich soll eine Rede gegen den Konsul, der jetzt in Amt und Würden sitzt, und eine Rede über mich selbst halten.

Terentia. Das ist wirklich schwer, und ich möchte diese Rede hören.

Cicero (tritt in die Mitte des Zimmers). Ich will sie vor Dir halten; Du magst dann nach Gutdünken Bemerkungen machen.

Terentia. Die Toga lege Dir über den linken Arm, damit er sich nicht bewege; es genügt, wenn sich der rechte Arm bewegt.

Cicero (legt sich die Toga über den linken Arm und beginnt zu sprechen). „Siehst Du bereits, Du wildes Thier, fühlst Du bereits, welche Beschuldigung gegen Dich erhoben wird?“

Terentia. So ist es nicht gut. Diese heftigen Geberden taugen nur für einen gewöhnlichen Redner. Cicero dagegen spricht diese Worte, indem er seinen Gegner verächtlich anblickt und den Arm ruhig hängen läßt. Siehst Du, so!

Cicero. „Ein Jeder legt sich die Frage vor, wie es dieser Syrier zum Konsul brachte, dessen schwarzes Gesicht verräth, daß er von Sklaven herrührt, und auf welche Weise sein struppiger Bart, seine faltenreiche Stirne, seine schielenden Augen und seine hohlen Zähne Jemandem zu gefallen vermochten, der ihrer ansichtig wurde?“

Terentia. Deute nicht bei jedem Detail an Dir selbst an, was Du meinst, sondern weiche bei diesen Worten wie von Ekel erfaßt zurück und lege bei einem oder dem anderen die Hand vor den Mund. So!

Cicero. „Oder bethörtest Du das Volk mit Deiner Beredsamkeit? Ich frage Euch, Quirites, hat ihn schon jemand anders als stammelnd sprechen gehört?“

Terentia. Diese Worte richtet der Redner an das Volk, wobei er sich zurückwendet. So ist es gut!

Cicero. „Oder hat man Dich Deiner Tapferkeit wegen lieb gewonnen? Ob Dich wohl jemand anders als fliehend gesehen hat, wenn eine große Gefahr von irgendwo drohte?“

Terentia. Hier macht der Redner eine Geberde, als ließe er eine Geißel auf den Rücken des Fliehenden niedersausen.

Cicero. „Kriechend und schmeichelnd gelangtest Du zu diesem Amt, indem Du die Fehler des Volkes unterstütztest und ausnütztest, Standbilder der Götter vor Dein Haus stelltest und beräuchern ließest, damit sie ein alterthümliches Aussehen erhielten und Dir ähnlich seien.“

Terentia. Diesen abwechselungsreichen Satz müssen ausdrucksvolle Geberden und sprechende Mimik begleiten. Das Kriechen und Schmeicheln sei durch den vorgleitenden Fuß angedeutet, sowie durch die fünf Finger, die das Kinn liebkosen; bei den Götterbildern soll das weit geöffnete Auge Staunen ausdrücken, und die letzten Worte sollen einem Peitschenhieb gleich dem Gegner in's Gesicht treffen.

Cicero. „Soll ich nun über meine eigene Konsulswürde sprechen?“

Terentia. Nicht so! Hier verbirg die rechte Hand unter der Toga.

Cicero. „Mich hat die ganze Stadt, das ganze Land gewählt, und nicht durch eine Mehrheit der die Abstimmung bewerkstelligenden Scherben, sondern mit einstimmigem Ruf!“

Terentia. Jetzt kannst Du für einen Augenblick beide Arme ausbreiten. So ist es gut!

Cicero. „Man erhob mich zum ersten Konsul. Und wie wurde ich

diesem Amte gerecht? Ich theilte die Bodenflächen der Campana unter den ackerbautreibenden Bürgern auf, säuberte den Senat von den unerfahrenen Lärmmachern, verhinderte meinen Mitkonsul Antonius, Macedonien zu plündern, und versah unsere Provinz Gallien mit Geld und Soldaten und vereinigte sie mit Rom."

Terentia. Mache nicht so viele Bewegungen mit der rechten Hand. Es nimmt sich besser aus, bei diesen Worten die Hand in die Hüfte zu stemmen.

Cicero. „Und habe ich nicht etwa auch Catilina aus der Stadt vertrieben, der mit seinen verderbten Spießgesellen die ganze Republik in Trümmer legen wollte? Ich zerbrach die zum Morden bereit gehaltenen Dolche, bemächtigte mich der Fackeln, die die Stadt in Brand stecken sollten nnd zertrat sie."

Terentia. Hier befreie der Redner den linken Arm aus der Toga und deute mit beiden Händen und Auftreten des Fußes den Sinn dieses Satzes an.

Cicero. „Nach dieser meiner That verlieh mir der Senatspräsident Quintus Catulus auf dem Forum den Namen Pater patriae, das heißt des Vaterlandes Vater."

Terentia. Bei diesem Satze hüllte der Redner wieder beide Arme in die Toga ein.

Cicero. „Die Pontifexe ließen mir zu Ehren die Tempel der Götter aufschließen . . ."

Terentia. Nicht so laut! Das muß gedämpften, leisen Tones gesagt werden!

Cicero. „Und als ich angesichts des Volkes, vor dem tribunus plebis auf dem Forum den Eid leistete, daß ich alle Kräfte daran setzen werde, um die Stadt und die Republik aufrechtzuerhalten, ließ das Volk meinen Eid in Erz graben und übergab meinen Namen der Unsterblichkeit."

Terentia. Ein gewöhnlicher Sterblicher schwört mit gen Himmel erhobener Hand; doch für Cicero gebührt es sich, daß er bei dem Eid die Rechte auf's Herz drückt.

Cicero. „Und schließlich ließ Censor Lucius Gellius im Senat den Bürgerkranz mir auf die Stirn drücken, und bin ich der Einzige, in Rom, der einen solchen trägt."

Terentia. Hier berührt der Redner mit dem Zeigefinger der erhobenen Rechten seine Stirne.

Cicero. „Und nun wage es, Du Furie, Deine vollbrachten Thaten aufzuzählen!"

Terentia (klatscht in die Hände). Das war gut, Cicero, vollkommen richtig.

Cicero (reicht ihr die Hand). Ich danke Dir.

Terentia. Nun aber sag' die ganze Rede ohne Unterbrechung her.

Cicero. „Siehst Du bereits, Du wildes Thier, fühlst Du bereits,

welche Beschuldigung gegen Dich erhoben wird? (Blickt seinen Gegner verächtlich von der Seite an.) Ein Jeder legt sich die Frage vor, wie es dieser Syrier zum Konsul brachte, dessen schwarzes Gesicht verräth, daß er von Sklaven herstammt, und auf welche Weise sein struppiger Bart, seine faltenreiche Stirne, seine schielenden Augen und seine hohlen Zähne (hält sich die Hand vor den Mund) jemandem zu gefallen vermochten, der ihrer ansichtig wurde? (Weicht voll Ekel zurück.) Oder bethörtest Du das Volk durch Deine Beredsamkeit? Ich frage Euch, Quirites, hat ihn schon Jemand anders als stammelnd sprechen gehört? (Wendet sich zurück.) Oder hat man Dich um Deiner Tapferkeit willen liebgewonnen? Ob Dich wohl Jemand anders als fliehend gesehen hat, wenn eine große Gefahr von irgendwo drohte? (Deutet durch Geberden das Schwingen der Geißel an.) Kriechend und schmeichelnd gelangtest Du zu diesem Amt (deutet mit dem Fuße das Kriechen an), indem Du die Fehler des Volkes unterstütztest (streichelt sich das Kinn), Standbilder der Götter vor Dein Haus stelltest und sie beräuchern ließest, damit sie ein alterthümliches Aussehen erhielten und Dir ähnlich seien. (Starrt mit weit geöffneten Augen vor sich hin und spricht die letzten Worte hart und grausam.)

Terentia. Bisher war es gut.

Cicero. Soll ich nun über meine eigene Konsulswürde sprechen? (Verbirgt die rechte Hand unter der Toga.) Mich hat die ganze Stadt, das ganze Land gewählt, und nicht durch eine Mehrheit der die Abstimmung bewerkstelligenden Scherben, sondern mit einstimmigem Ruf! (Breitet beide Arme von sich.) Man erhob mich zum ersten Konsul. Und wie wurde ich diesem Amte gerecht? Ich theilte die Bodenflächen der Campana unter den ackerbautreibenden Bürgern auf, säuberte den Senat von den unerfahrenen Lärmmachern, verhinderte meinen Mitkonsul Antonius, Macedonien zu plündern, und versah unsere Provinz Gallien mit Geld und Truppen und vereinigte sie mit Rom. (Stemmt die Hand in die Hüfte.) Und habe ich nicht etwa auch Catilina aus der Stadt vertrieben, als er mit seinen verderbten Spießgesellen die Republik in Trümmer legen wollte? Ich zerbrach die zum Morden bereit gehaltenen Dolche (deutet es mit beiden Händen an) bemächtigte mich der Fackeln, die die Stadt in Brand stecken sollten, und zertrat sie. (Tritt wiederholt mit dem Fuße heftig auf die Erde.) Nach dieser meiner That verlieh mir der Senatspräsident Quintus Catulus auf dem Forum den Namen Pater Patriae, das heißt, des Vaterlandes Vater. (Verbirgt beide Arme in den Falten seiner Toga.) Die Pontifexe ließen mir zu Ehren die Tempel der Götter aufschließen. (Gedämpften Tones.) Und als ich angesichts des Volkes, vor dem tribunus plebis den Eid leistete (legt die Hand auf die Brust), daß ich alle Kräfte daran setzen werde, um die Stadt und die Republik aufrechtzuerhalten, ließ das Volk meinen Eid in Erz graben und übergab meinen Namen der Unsterblichkeit. Und schließlich ließ Censor Lucius Gellius mir in offener Senatssitzung den Bürgerkranz auf die Stirne drücken, und ich bin der Einzige in Rom, der einen solchen trägt. (Berührt sich mit der Fingerspitze die Stirne.)

4. Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener (meldet). Feldherr Cajus Julius Cäsar.

Terentia. Er soll im Atrium warten. Gieb ihm den Ephemerides zu lesen.

Cicero. Es schickt sich aber nicht, Cäsar, den Feldherrn, warten zu lassen.

Terentia. Ei was! Feldherren haben wir drei, aber nur einen Cicero. Vollende!

5. Auftritt.

Vorige. Cäsar.

Cäsar (stößt den Diener zur Seite, tritt ein und bleibt in der Thür stehen. Sein Anzug besteht aus einem mit Löwen und Adlern bestickten Thorax, einem purpurrothen Pallium, breitem Gürtel mit einem Schwert, hohem Kothurn. Auf dem Kopfe ein Lorbeerkranz).

(Cicero und Terentia bemerken seinen Eintritt nicht.)

Cicero (seine Rede mit leidenschaftlichem Ausbruch beendend). Und nun wage es, Du Furie, Deine vollbrachten Thaten aufzuzählen!

Terentia. Sehr gut, Cicero, ausgezeichnet!

Cäsar (tritt vor). Es ist freilich leicht, Cicero zu sein, wenn der Orator eine solche Lehrmeisterin hat!

Cicero (ärgerlich über die unerwünschte Störung, wirft die Pergamentrolle auf den Tisch). Als ich in Rhodus vor dem Meister Apollonius die Prüfung als Orator ablegte, hatte ich keine Terentia an der Seite und dennoch sagte der Meister mit Thränen in den Augen: „Ich traure um Griechenland, denn Cicero entreißt ihm den Rednerruhm, um ihn nach Rom zu bringen.“

Cäsar. Deine Großmeisterin ist aber trotzdem Terentia.

Terentia. Die Götter brachten Dich in unser Haus, Cäsar.

Cäsar. Wir wollen die Götter den Priestern überlassen, Terentia. Wenn zwei Auguren einander begegnen, lächeln sie sich verständnißinnig zu.

Terentia. Cäsar, ich bin eine Römerin und opfere den Göttern.

Cäsar. Und ich erkaufe sie mir. Jetzt erst habe ich aus Sicilien eine schwarze Venus aus Silber mit mir gebracht, zu der sich die Frauen in hellen Schaaren herandrängen. Ich habe auch einen Tempel für sie erbauen lassen.

Terentia. Du hast wahrscheinlich mit meinem Gatten zu sprechen, und da will ich Dich mit ihm allein lassen.

Cäsar. Ich bitte Dich dagegen, zu bleiben. Die Angelegenheit, die mich hierher führt, ist eine derartige, daß zu ihrer Entwirrung der feine Geist einer Frau erforderlich ist. Namentlich der Geist einer Terentia.

Terentia. Wenn Du es wünschest und mein Gemahl nichts dagegen einzuwenden hat, so bleibe ich.

Cicero (bei Seite). Wenn ich nichts dagegen einzuwenden habe? Am Ende macht sie Cäsar noch glauben, daß ich der Herr im Hause bin. (Zu

Cäsar.) Es wäre wohl besser gewesen, Cäsar, wenn Du statt der Göttin Venus den Gott des Reichthums, Pluto, mit Dir gebracht hättest.

Cäsar. Daran ist auch kein Mangel. Crassus hat meine sämmtlichen Schulden bezahlt.

Cicero. Und wer wird Crassus bezahlen?

Cäsar. Mein Feldzug gegen Spanien.

Terentia. Und so schmückt jeder neue Feldzug Deine Stirne nicht nur mit Lorbeer allein!

Cäsar. Sprich nur ungescheut aus, was Dir auf der Zunge liegt! Nicht nur Lorbeer allein, sondern auch Hörner.

Terentia. Ich hatte Schätze sagen wollen.

Cäsar. Aber an Hörner hast Du gedacht. Spricht denn nicht jedes Kind in Rom davon, daß die Gattin Cäsars ihren Mann betrügt?

Terentia. Wenn Alles wahr wäre, wovon die Menschen untereinander klatschen! Längst schon hätte Rom in Trümmern liegen müssen!

Cäsar. Meine Mutter, Valeria, sagt es selbst, und sie lügt nicht!

Terentia. Aber auch sie weiß nichts Bestimmtes, nichts Wahres, sondern spricht blos Vermuthungen aus.

Cäsar. Der Gemahlin Cäsars darf sich nicht einmal der Verdacht nähern! Uebrigens werde ich mir schon Gewißheit zu verschaffen wissen. Clodius ist der Geliebte meiner Frau.

Terentia. Bedenke, Cäsar, daß der betrogene Gatte selbst unter den Göttern eine lächerliche Gestalt ist. Was hatte Vulkan, der Hinkende, damit gewonnen, daß er im Olymp alle Götter herbeirief, damit sie sich an dem Anblick der in einem stählernen Netz gefangenen Liebenden, Venus und Mars, ergötzten? Ein Jeder lachte doch nur über ihn selbst. Und dann mochte er hingehen und ein Bruſtschild schmieden für den Aeneas, der, soviel mir bekannt, Dein Stammvater war, Cäsar. Vielleicht zahlt Dir jetzt Nemesis heim, was Du an Anchises gethan.

Cäsar. Unter den Göttern giebt es keine Scheidungsprocesse.

Terentia. Du willst Dich also von Pompeia scheiden lassen, Cäsar? Aus welchem Grunde? Sprich, denn das Gesetz verlangt die Wahrheit zu wissen.

Cäsar. Weil sie meine Gattenehre schändete.

Terentia. Das glaubt jetzt noch Niemand; doch wenn Du es selbst verkündest, so wird es Jedermann offenbar werden. Du kennst doch das alte römische Sprichwort: „Eine Schande ist's, wovon nur wenige wissen, eine Schmach aber, wovon viele wissen? Die Dir wohlbekannten Germanen haben ein Spottbild, das die betrogenen Ehemänner verhöhnt, einen Mann darstellend, der auf einem Hahn reitet. Sollen vielleicht in Rom Denkmünzen in Verkehr gelangen, auf denen man Cäsar auf einem Hahn reitend sieht?

Cäsar. Ich hasse jenes Weib!

Terentia. Nicht also, Cäsar! Haß allein ist kein genügender Grund, um eine Scheidung herbeizuführen.

Cicero. Vor dem Gesetz genügt dieser Grund.

Terentia. Vergiß nicht, Cäsar, daß Du mit Deinem Anwalt sprichst. Ihm mußt Du die Wahrheit sagen. Du liebst eine Andere.

Cäsar. Hahaha! In jedem Lande eine andere. Ich bin ein Mann. Und was bei der Frau eine Sünde, ist beim Manne rühmenswerth.

Terentia. Eine Frau liebst Du aber so sehr, daß Du sie heirathen willst.

Cäsar. Wer sollte das sein?

Terentia. Servilia, die Wittwe des Brutus.

Cäsar. Ach, das ist eine uralte Geschichte.

Terentia. Aber beständig! So manche Beweise sprechen dafür, daß diese Frau Dein ganzes Herz erfüllt.

Cäsar. Von was für Beweisen sprichst Du?

Terentia. Vor allen Dingen die Camée aus einer echten Perle, die Dein und ihr Bild neben einander gravirt aufweist.

Cicero. Davon weiß auch ich, — des Preises wegen.

Cäsar. Das beweist blos, daß Cäsar den Werth der Liebe kennt und sich nichts schenken läßt.

Terentia. Aber auch in Schrift und Wort zeugst Du gegen Dich! Ich meine den Brief, den Dir Servilia auf ein Wachstäfelchen geschrieben in den Senat schickte, um Dich zu einem Stelldichein im Tempel der Isis einzuladen, und unter den Du die Worte schriebst: „Ich komme."

Cäsar. Ist es vielleicht nicht erlaubt, der Isis zu opfern?

Terentia. Du spielst mit Worten Fangball, Cäsar! Damit glaubst Du mich irreführen zu können. Doch täusche Dich nicht, denn ich blicke Dir in das Herz! Und dort regt sich ernstliche Unruhe. Du bist der Abkömmling eines Königs und einer Göttin, und alle Deine Vorfahren beriefen sich stets voll Stolz auf ihre vornehme Abkunft. Auf ihren Stirnen vereinigte sich der Glorienschein der Krone und des Sternenschimmers gleicherweise. Diese Doppelglorie ist jetzt im Begriffe, zu erblassen. Frauen hattest Du mehrere, aber nicht einen einzigen Sohn. Du beeiltest Dich, zu leben. Deine Stirne ist schon so hoch, daß Du sie nicht einmal mit dem von rückwärts emporgekämmten Haar zu decken vermagst, und Dein Spiegelbild besagt Dir unverhohlen, daß Du der letzte Sproß des Ancus Martius und der Venus bist.

Cäsar (zu Cicero). In Deiner Frau ist eine Prophetin verloren gegangen.

Cicero. Leider hab ich sie gefunden.

Terentia. Und so oft Du den Sohn Servilias siehst, hast Du Dein Ebenbild vor Dir. Du kannst diesbezüglich keinen Zweifel hegen. Und nicht nur äußerlich ist er Dir gleich, sondern auch in seinem Herzen ist er

ebenso spottsüchtig, hoffährtig und herausfordernd wie Du. Er liebt Dich, und dennoch spottet er über Dich. Wessen sich Andere schämen würden, dessen rühmt er sich. „Maxime pater Caesar!“ sagt er Jedem. Und auch Du nennst ihn: „Mi fili Brute!“

Cäsar. Das ist nur eine Redensart!

Terentia. Nicht also, Cäsar! Du siehst in dem Knaben Dich selbst in verjüngter Ausgabe, siehst in ihm einen neuen Sproß des großen Aeneas heranwachsen. Du glaubst die Familie der Cäsaren in ihm verewigen zu können, fühlst Dich unwillkürlich zu ihm hingezogen, und willst Servilia nur heirathen, um Brutus neben Dich auf den Siegeswagen heben zu können.

Cäsar (gerührt). Du hast den Ton getroffen, Terentia, der mir zum Herzen dringt! Ja, dieser Knabe bildet meine vornehmste Sorge. Er ist mir mehr als ein Gegenstand der Liebe; er bedeutet für mich Angst und Unruhe. Auf meinem Feldzuge gegen Gallien entführte ich eine Druidenpriesterin gewaltsam von ihrem Altar. Sie fluchte mir mit den prophetischen Worten: „Dein leiblicher Sohn möge Dir einst den Todesstoß versetzen!“ Und diesen Fluch vermag ich nicht aus meiner Erinnerung zu bannen. Ich habe einen Sohn, und der wird mich tödten. Nur auf eine Weise vermag ich mich gegen ihn zu schützen; indem ich ihn in mein Herz einschließe. Dann kann er nicht zum Vatermörder werden. Aus diesem Grunde will ich Servilia zu meiner Gemahlin erheben, und dann soll Brutus den Stamm der Cäsaren weiterpflanzen, nicht aber ausrotten.

Cicero. Vorerst müßtest Du Dich aber von Pompeia scheiden lassen. Hast Du Beweise dafür, daß sie Dir untreu ist?

Cäsar. Ja. Sie steht in verbotenen Beziehungen zu Clodius.

Cicero. Das sind blos Worte; doch wo sind die Thatsachen?

Cäsar. Ich wende mich ja gerade darum an Dich, Rechtsgelehrten, damit Du mir die nöthigen Beweise verschaffest. Als Auserwählte der Themis besteht ja Euer Streben und Wissen darin, die Verdächtigen zu beobachten, sie auf Schritt und Tritt zu verfolgen, ihre Worte zu belauschen, auf Umwegen ihre Geheimnisse zu erforschen, unbemerkt in eine Falle zu locken, sie dann in ihre eigenen Worte zu verstricken, Licht in die Dunkelheit und Dunkelheit in's Licht zu bringen. Darin besteht Euer Beruf, Ihr Gesetzeskundigen! Hätte Jupiter einen Cicero zur Seite gehabt, so würde er die Juno Irions wegen schon längst verstoßen haben, ferner der Blume wegen, an die sie gerochen, und die den Mars zur Folge hatte. Weshalb wendet sich Jupiter nicht an Cicero?

Cicero. Cäsar, Du übertreibst . . .

Cäsar. Wenn Du das ein Uebertreiben nennst . . . Auch weißt Du, daß Cäsar freigebig ist. Fällt der Scheidungsprozeß gegen Pompeia und der Prozeß gegen Clodius so aus, wie ich es mir wünsche, so sollst Du hunderttausend Sesterzien baar und einen Palast in Pompeji erhalten.

Terentia. Für die Anklagerede wird Cicero, für die Beweise Terentia sorgen.

Cäsar. Ave, Cicero, Ave, Terentia.

Cicero, Terentia. Ave, Cäsar.

Cäsar (ab).

6. Auftritt.

Terentia. Cicero.

Cicero (die Pergamentrolle fester rollend; stolz). Hast Du die Linsen recht weich kochen lassen?

Terentia. Ja.

Cicero. Mit Knoblauch und Speck?

Terentia. Ja.

Cicero. Hast Du auch egyptische Zwiebel dazu gebräunt?

Terentia. Auch das.

Cicero. Dann hast Du Deinem Berufe als Frau Genüge gethan.

7. Auftritt.

Vorige. Dienerin. Dann Pompeia.

Dienerin (meldet). Pompeia, Cäsars Gattin.

Cicero (erschrickt). Cäsar's Gattin kommt! Das wird schlimm enden!

Terentia (ironisch). Sei unbesorgt; Terentia wird nach wie vor ihrem Berufe als Frau Genüge leisten. (Zur Dienerin.) Führe Pompeia herein.

Pompeia (tritt ein. Sie ist eine schöne, junge Römerin).

Cicero (eilfertig abweisend). Wenn Du zu mir, dem Orator, kommst, so lehne ich von vorneherein jedwede Besprechung ab. Mein Klient ist Cäsar, und sobald Du Cäsars Gegnerin bist, kann ich Deine Angelegenheit nicht zu der meinigen machen.

Pompeia. Du weißt ja nicht einmal noch, ob ich Cäsars Gegnerin bin oder nicht! Ich begegnete ihm im Thore Deines Hauses und wir begrüßten uns mit Kuß und Handschlag. Doch wäre ich auch seine Gegnerin so würde ich Dich nicht zu meinem Anwalte wählen, da wir ja einen Cato besitzen. Ich kam zu Deiner Frau. Terentia und Cato sind die einzigen Sittenrichter in Rom. Cato richtet die Sitten der Männer, Terentia die der Frauen. Beide wandeln sie den gleichen Pfad. Für Cato besitzen die Worte Terentias einen großen Werth, und wenn die Gattin Ciceros die Vermittlerin macht, so übernimmt Cato meine Vertheidigung.

Cicero. Meine Frau willst Du also bestechen? Darauf bin ich doch neugierig, wie Du das anstellen wirst.

Terentia. Du wagst Dich an ein schwieriges Unternehmen, Pompeia! Womit wolltest Du mich bestechen? Sieh, Schmucksachen trage ich nicht. Mein Kleid ist aus heimischem Wollenzeug angefertigt, an meinen Sandalen trage ich keine Camäen, von meinem Ledergürtel hängen Schlüssel herab, an meinen Möbeln ist weder Gold, noch Elfenbein zu sehen. Was könntest

Du mir also bieten, womit Du mein Herz in Versuchung zu führen vermöchtest?

Pompeia. Ich weiß sehr wohl, daß Du eine edle Römerin bist, die Nachkommin der Mutter der Gracchen, und daß man sich Dir weder mit Geschenken, noch mit Pracht zu nähern vermag. Ich habe darum auch weder ein zweihöckeriges Kameel, noch einen Elephanten mit den Schätzen Lybiens mit mir gebracht, um sie Dir zu Füßen zu legen; so wenig wie ich mit den wohlduftenden Gewürzen Afrikas oder dem Purpur Phöniziens beladene Schiffe mit mir führe. Einst sagtest Du in einer stark nach Moschus duftenden Gesellschaft: die wahre Hausfrau duftet nach der Küche!

Terentia. Und diesen Duft kannst Du auch an mir verspüren.

Pompeia. Der Schatz, den ich Dir anzubieten habe, ist so klein, daß er unter meinem Peplum Platz hat. (Zieht eine schwarze Rose aus dem Busen.) Sieh diese schwarze Rose hier. Sie ist das Symbol der Venus Abyssinica, und die Venus Abyssinica ist die sittenstrenge Venus. Diese Rose senden Dir durch mich die Matronen und Jungfrauen Roms, die Dich mit dem heutigen Tage zur Oberpriesterin der Göttin erwählt haben.

Terentia (freudig bewegt). Mich haben sie zur Oberpriesterin der Venus Abyssinica erwählt! Welch ein Ruhm! Welch ein erhabener Beruf! Nun gilt es, die römischen Frauen in Ehrfurcht und Achtung vor der strenge Moral und Sitte fordernden Venus zu erziehen! Sie aus den Tempeln der Venus Pandemos und der Göttin Homicida zu entfernen! Ich nehme die schwarze Rose an. (Umarmt und küßt Pompeia.) Ich werde Cato bewegen, Deine Angelegenheit vor den Richtern zu vertreten.

Cicero (rauft sich vor Ingrimm das Haar). Nun hat sie meine Frau wirklich bestochen. Terentia hat also auch ihre schwachen Seiten? Nicht genug, daß sie im Hause hier predigte, muß sie auch im Tempel zur Predigerin werden? Oh Ihr armen Göttinnen!

Terentia. Ob nun Cäsar oder Pompeia siegt, die Palme des Ruhms wird mir gereicht werden!

(Der Vorhang fällt.)

---

2. Aufzug.

(Tempel der Venus Abyssinica mit gedrehten Säulen, in deren Zwischenräumen die Statuen Mercurs, Apollos und des Mars. Im Hintergrunde eine mit einem geblumten Vorhang verdeckte geräumige Nische, in der beim Aufziehen des Vorhanges das Standbild der schwarzen Venus zu sehen ist. Im Vordergrund seitwärts Lorbeerhaine mit Bänken. In einem großen Käfige befinden sich Tauben. Ein Gestell mit einem erzenen Gong.)

1. Auftritt.

Terentia, Aurelia, Pompeia, Hierodulen.

Terentia (in einer mit goldenen Sternen bestickten, schwarzen Palla, die auch den Kopf bedeckt und um die Stirne von einem goldenen Reifen festgehalten wird, mit einem langen, silbernen Stab, auf dessen Spitze eine Taube sitzt, in der Hand, entsteigt einem schneckenförmigen, zweiräderigen Tragstuhl.

Aurelia (in violetter Stola). Pompeia (in goldgewebter Tunica als Begleiterinnen Terentias).

Hierodulen (in weißem Gewand, mit dem Myrtenkranz auf dem Kopf).

Terentia. Heil Euch, Priesterinnen der Venus Abyssinica! Bereitet das Fest der Einweihung der Göttin vor! Entfernet jeden Mann aus der Nähe des Tempels, verscheuchet jedes Thier männlichen Geschlechtes aus dem Hause! Was höre ich? Der Kanarienvogel Lesbias singt? Fort mit ihm! Und was für Töne sind das? Das Krähen eines Hahnes! Schneidet dem Feststörer den Hals ab. Amazonen besteigen mit ihren Bogen die Mauern, und wenn eine Wildente vorüberfliegen sollte, so holen sie sie mit ihren Pfeilen aus den Lüften herab.

(Von außen vernimmt man das Schreien eines Esels.)

Terentia. Was ist das? Ich höre im Tempelhof einen Esel schreien!

Eine der Hierodulen (will hinausgehen).

Terentia (hält sie zurück). Hiervon darf sich nur eine verheirathete Frau überzeugen. Gehe Du hinaus, Pompeia.

Pompeia (geht hinaus).

Aurelia (zu Terentia). Es war Schade, meine Schwiegertochter allein hinauszuschicken.

Terentia. Am Ende fürchtest Du sogar hier im Tempel für sie?

Aurelia. Die sündigt selbst an den Stufen des Altars. Hör mich an, ich werde Dir etwas sagen; nur laß mich vorerst Athem schöpfen. Du weißt, daß sich in jedem römischen Hause zwei regelrechte Altäre befinden; einer den guten, einer den schlechten Göttern zu Ehren. Den guten Göttern opfere ich nicht mehr, denn die thun uns ohnehin Gutes, auch wenn man nicht zu ihnen betet; dagegen erachte ich es für nothwendig, auf dem Altar der schlechten Gottheiten ein Brandopfer darzubringen, damit sie nicht uns, sondern Andere heimsuchen. Zu diesen Gottheiten gehören die drei Furien: Alecto, Tysiphone und Magära. Sie wollen bittere Opfer dargebracht haben, ihnen ist der Rauch der Galle, des Essigs und des Wermuths willkommen. Die guten Götter hingegen lieben den süßen Duft, den Dampf des Weihrauches und den Geruch des Honigs. Die ersteren Opfer bringe ich, die letzteren Pompeia dar. Clodius aber schleicht stets im Garten des anstoßenden Palastes umher. Dringt der Geruch des dem bitteren Opfer entsteigenden Rauches an seine Nase, so weiß er, daß ich daheim bin, und verhält sich ruhig; wittert er aber den Duft des Weihrauches, so ist es ihm klar, daß Pompeia allein ist, die Luft also — für ihn — rein ist. So machen die Beiden sogar das Heiligthum der Altäre sich zum Bundesgenossen. Was sagst Du dazu?

Terentia. Nichts Anderes, als daß Du eine sehr gesunde und kräftige Lunge hast, Aurelia, wenn Du das Alles in einem Athem zu sagen vermagst.

Pompeia (kommt zurück). Sei unbesorgt, Oberpriesterin; es ist kein asinus, sondern nur eine asina.

Terentia. Dann kann sie im Tempelhof verbleiben. (Zu den Hierodulen.) Und nun verhüllet die Statuen der Götter mit bergenden Tüchern, denn das sind auch Männer. Wir wollen indeß die Göttin für das Fest vorbereiten.

(Terentia und Pompeia begeben sich hinter den Vorhang in die Nische, während die Hierodulen die Statuen mit Tüchern verhüllen.

2. Auftritt.

Hierodulen, Clodius, Clodia.

(Clodius und Clodia in ganz gleiche rosenfarbene Tunica gekleidet.)

Clodia. Bis hierher waren wir glücklich gelangt. Nun aber muß ich Dich unterweisen, wie Du Dich im Frauengewande zu benehmen hast, um Dich durch keine Ungeschicklichkeit zu verrathen. Mache stets kleine und furchtsame Schritte.

Clodius (tänzelt einige unsichere, kurze Schritte).

Clodia. Wenn Du stehst, so drücke die Kniee zusammen, die Zehen nach innen gekehrt.

Clodius (drückt die Kniee zusammen).

Clodia. Die Lider halte züchtig gesenkt und blicke nur verstohlen um Dich.

Clodius (schlägt die Augen zu Boden und schielt verstohlen seitwärts).

Clodia. Wenn man zu Dir spricht, so höre mit offenem Munde zu; wenn man Dir schmeichelt, so mache ein staunendes Gesicht, als verstündest Du nicht.

Clodius (macht eine verwunderte Miene und schüttelt den Kopf).

Clodia. Wenn die Hierodulen ihren muthwilligen Tanz aufführen, so verhülle schamhaft das Gesicht und wende Dich ab.

Clodius (hält sich die Hand vor die Augen).

Clodia (schlägt ihm auf die Hand). Schiele nicht zwischen den Fingern hervor, hörst Du! Wenn Du sprichst, so dämpfe die Stimme und sprich im Falsett. Beide Hände halte gegen die Brust gedrückt, und wenn Du sie sinken lässest, so halte sie auch gefaltet. (Fügt selbst seine Hände zusammen.) Begrüßest Du eine Matrone, so beuge ein Knie.

Clodius (beugt ein Knie).

Clodia. Wenn Du ein Mädchen umarmst, so neige den Oberkörper zurück.

Clodius (umarmt Clodia).

Clodia. Schüttle dabei den Kopf, damit Deine Ohrringe in den Ohren erklirren.

Clodius (schüttelt den Kopf).

Clodia. Fasse ja nicht mit neugieriger Hand nach dem Schleier der Jungfrauen. Küssen Sie Dich, so beiße nicht! Auf einen Umstand mache ich Dich besonders aufmerksam. Die Matronen sind sehr argwöhnischer Natur. Sie halten es nicht für ausgeschlossen, daß sich ein Mann in weib=

licher Kleidung unter die Frauen einschmuggelt. Wenn sie Jemanden im Verdacht haben, so werfen sie dem Betreffenden eine Blume oder sonst etwas in den Schooß. Der Mann preßt bei solchen Gelegenheiten die Kniee zusammen, das Mädchen dagegen öffnet sie noch weiter, um den ihm zugeworfenen Gegenstand mit dem Gewande aufzufangen. Dies ist jene verrätherische Bewegung, die den Mann unbedingt verräth. Passe also gut auf und ahme in Allem mein Beispiel nach. Ich werde an Deiner Seite sein, so lange es erforderlich ist. Wenn Du einen Fehler begehst, so kneife ich Dich in den Arm und dann mußt Du aufschreien. (Kneift Clodius in den Arm.)

Clodius (kreischt lachend auf).

Clodia. Nicht so, sondern trotziger, wilder. Kneife mal Du mich.

Clodius (kneift Clodia in den Arm).

Clodia (kreischt auf). Siehst Du, so. Doch nun habe ich Dich hinreichend unterwiesen. Vergiß nur Deinen Namen nicht. Du bist Clodia Secunda, ich bin Clodia Prima. Daß Du das nicht verwechselst.

Clodius. Wenn ich nur Pompeia zu Gesicht bekäme!

Clodia. Dein Sehnen wird gleich gestillt sein.

Clodius. Aber ohne Aurelia.

Clodia. Dafür werde ich schon sorgen. Auch bediene Dich immer nur der stummen Sprache. Hast Du sie noch inne?

Clodius. Gewiß!

Clodia. Laß also einmal das geheime Alphabet sehen.

Clodius (bei jedem Körpertheil, den er benennt, denselben mit dem Finger berührend). A heißt Ohr: auris, B der Mund: bucca, C der Hals: collum, D der Finger: digitus, E der offene Mund: edo, F die Stirne: frons, G das Knie: genu, H die Schulter: humerus, J das Gesicht: ieon, L die Lippe: labium, M die Hand: manus, N die Nase: nasus, O das Auge: oculus, P die Brust: pectus, R das Lächeln: risus, S die Braue: supercilium, T der Rücken: tergum, U der Fingernagel: unguis, Z der Gürtel: zona, V der Bauch venter.

Clodia. Das hast Du gut einstudirt. Nun laß mal sehen, wie Du Pompeia sagen würdest: „Clodius betet Dich an!"

Clodius (deutet auf die einzelnen Körpertheile, deren Anfangsbuchstaben den gewünschten Satz ergeben: Hals, Lippe, Auge, Finger, Gesicht, Fingernagel, Braue, Mund, offener Mund, Rücken, offener Mund, Rücken, Finger, Gesicht, Hals, Schulter, Ohr und Nase).

Clodia. Und darauf wird Dir Pompeia folgendermaßen antworten: (deutet gleich ihm auf die einzelnen Körpertheile: Brust, Auge, Hand, Brust, offener Mund, Gesicht, Ohr Lippe, Gesicht, offener Mund, Mund, Rücken, Finger, Gesicht, Hals und Schulter.)

Clodius (voll Freude die stummen Zeichen errathend). „Pompeia liebt Dich!"

Clodia. Du bist ein trefflicher Schüler, mein Junge! Doch nimm Dich zusammen, denn schon kommen die Matronen und Jungfrauen.

(Clodius und Clodia ziehen sich in den Lorbeerhain zurück.)

3. Auftritt.

Vorige. Matronen, Jungfrauen.

(Matronen kommen von links, Jungfrauen von rechts und stellen sich der Reihe nach vor den Lauben auf. Hierodulen in wehenden Gewändern, mit ägyptischen Klappern in der Hand, kommen von links, hinter dem Vorhang hervor, der die Nische der Göttin verdeckt, und stellen sich im Halbkreise auf. Von draußen wird Musik vernehmbar. Erste Symphoniarche kommt mit einer an dem Mund befestigten Doppelflöte, die zweite mit einer dreieckigen, harfenartigen Laute in der Hand, die dritte mit einer Panflöte, die vierte mit einer dreieckigen Glocke und die fünfte mit einer Schellentrommel rechts hinter dem Vorhang hervor. Sie stellen sich auf und musiciren. Die Musik ist eine Nachahmung dessen, was mit den primitiven, römischen Musikinstrumenten zu erzielen war. Die Doppelflöte führt die Melodie, die Panflöte und Harfe begleiten sie, Trommel und Triangel sind nur selten zu vernehmen.)

4. Aufzug.

Vorige. Terentia, Aurelia, Pompeia.

Terentia, Aurelia und Pompeia kommen aus der Nische der Göttin hervor.

Terentia und Aurelia bleiben in der Mitte stehen.

Pompeia bleibt vor der Laube links stehen.

Clodius und Clodia kommen aus der Laube rechts hervor.

Aurelia (zu Terentia). Ich sage Dir, Oberpriesterin, die Schlauheit dieser Frau übertrifft bei Weitem die Kniffe und Listen der Circe und Calypso! Sie flößt den Wachen einen Zaubertrank ein, so daß diese nicht sehen, wer zum Thore hereinkommt. Dann läßt sie in einem Blumenkorb, unter Rosen verborgen, ihren Geliebten zu sich einschmuggeln. Oder sie stellt sich krank und läßt sich eine weise Frau holen, die den Dämon ausräuchern soll, und in der Larve der weisen Frau schleicht sich Clodius bei ihr ein. Ueberdies verständigen sich die Beiden durch eine Geheimsprache die außer ihnen Niemand versteht. Sieh nur selbst, wie behend sie auch jetzt die Hände bewegt!

Pompeia (giebt durch Berühren der verschiedenen Körpertheile den Satz zu verstehen, den Clodia vorhin mit Clodius buchstabirte).

Aurelia. Wüßte ich nicht, daß sich in diesem Saal nur Matronen und Jungfrauen befinden, so würde ich mich zu schwören getrauen, daß sie auch jetzt mit einem Mannsbilde korrespondirt.

Terentia. Sei unbesorgt, Aurelia; an diesen heiligen Ort vermag sich nicht einmal eine männliche Biene zu verirren. Die die mit Honig gefüllte Schale am Altar der Venus umschwirren, sind geschlechtslose Bienen. Begieb Dich in Deine Laube.

Aurelia (tritt zu der Laube linker Hand hin und zankt dort mit Pompeia, der sie ihre Gesten und Bewegungen verweist.)

Terentia (zu den Hierodulen). Das Fest möge beginnen; ziehet den Vorhang empor!

(Erste und zweite Hierodule ziehen den die Statue der Göttin verhüllenden Vorhang nach beiden Seiten aus einander.)

(Die schwarze Statue der Venus Abyssinica auf schwarzem Marmorsockel wird sichtbar; davor der Altar mit lohender Flamme.)

(Dritte und vierte Hierodule stellen einen dreibeinigen Sitz aus Silber in die Mitte.)

Terentia (zu der Statue).

Sei gegrüßt, schöne Göttin Du!
Mutter und Weltenherz der glücklichen Liebe!

Die Menschen lehrst Du hienieden göttliche Wonnen,
Oh schwarze Venus!

(Hierodulen tanzen und singen den Rhythmus nach.)

Terentia. Du, die kein irdischer Makel besudeln kann,
Die nicht einmal des Lethe Wasser reiner zu waschen vermag.
Du bist das göttliche Bild der Nacht,
Oh schwarze Venus!

(Hierodulen tanzen und singen den Rhythmus ihr nach.)

Terentia. Was irgend Farbe trägt, ist vergänglich,
Wolken und Wangen verblassen, wie rosig sie auch seien.
Nur Du bleibst ewig unverändert,
Oh, schwarze Venus!

(Hierodulen tanzen und singen den Rhythmus ihr nach.)

Terentia. Wer nach wirklich treuer Liebe schmachtet,
Wer für den Schatz sorgt, den sein Herz in sich birgt,
Wer treu zu seinen Lieben hält, der betet zu Dir,
Oh schwarze Venus!

(Hierodulen tanzen und singen den Rhythmus ihr nach.)

Terentia. Nimm uns auf in die Nacht Deiner Geheimnisse,
Doch Niemand sei unseres Glückes Zeuge,
Und unsere Liebe sei ewig wie Du,
Oh schwarze Venus!

(Hierodulen tanzen und singen den Rhythmus ihr nach.)

Terentia (setzt sich auf den Dreifuß).

5. Auftritt.

Vorige Servilia.

Servilia (kommt von links und tritt zu Terentia, um sie auf den Mund zu küssen). Sei gegrüßt, Oberpriesterin! (Tritt darauf zu Aurelia und küßt sie gleichfalls auf den Mund.) Sei gegrüßt, Cäsars Mutter!

Pompeia (zu Servilia). Du kommst spät, oh Helena des Brutus!

Servilia. Früh genug, um Dich zu beobachten, oh Cäsars Diana!

Pompeia. Weshalb Diana?

Servilia. Du magst nach Gutdünken wählen: entweder Actäons oder Endymions wegen.

Pompeia. Küssen, denke ich, können wir uns trotzdem.

Servilia. Die Römerinnen pflegen sich nur auf den Mund zu küssen, um zu erfahren, welche von ihnen Wein getrunken hat.

Pompeia. Mich magst Du dreist küssen; ich habe welchen getrunken.

Servilia und Pompeia (küssen sich.)

Servilia (zu Terentia). Verzeihe, Oberpriesterin, daß ich verspätet gekommen; doch ward ich durch ein außerordentliches Vorkommniß zurückgehalten, das mag mir als Entschuldigung dienen. Gerade kam ich aus den Thermen, als im Propyläum ein lauter Lärm und eine große Menschen=

menge meine Aufmerksamkeit erregten. Aus allen Nischen eilten die Menschen herbei und schrieen dabei wirr durch einander. Ich fragte, was denn geschehen sei; doch Niemand vermochte mir Aufschluß zu ertheilen. Endlich stammelte ein alter Balnäarius mit erschrockener Miene: „Mit Publius Clodius ist's aus! Er ist gestorben! Im Tepidarium erstickte ihn der aufsteigende Dampf!“ Entsetzt schrie ich auf: „Eilet ihm zu Hilfe! Vielleicht ist er noch zu retten! Schnell unter die Brause mit ihm!“ — „Zu spät! Zu spät!“ lärmte man von allen Seiten. „Clodius ist todt!“

Clodia (kommt herbeigestürzt). Was höre ich? Mein Bruder? Mein Publius? Todt soll er sein? Weg für immer? Mein einziger Bruder! Der mich so sehr liebte! Oh Neptun, oh Pluto, oh Ihr Götter, wie konntet Ihr so grausam sein? (Ringt die Hände.) Dahin ist die Blüthe Roms! Dahin der edelste Sproß des Hauses Claudius! (Zu Clodius.) Aber so weine doch; war er ja auch Dein Bruder!

Clodius (schlägt seine Chlamys rasch vor das Gesicht). Oh, mein theurer Clodius! Mein theurer Bruder Publius! Willig gäbe ich mein Blut dahin, könnte ich Dich damit wieder zum Leben erwecken! Ich bitte Dich, treibe keinen Scherz, sondern komm nach Hause! Ich bereite Dir die feine Aal-Pastete, die Du so gerne hast!

Clodia (zu Clodius). Dein Kummer muß ernstlicher gemeint sein!

Clodius (zu Clodia). Es kitzelt mich aber förmlich, so daß ich am liebsten laut lachen möchte darüber, daß ich jetzt über mich selbst jammern und wehklagen muß!

Clodia. Lehne den Kopf auf meine Schulter; ich werde für uns Beide weinen. Oh, mein Publius! mein theurer Clodius! Weshalb verhüllt die Sonne nicht auch ihr Angesicht, da Dein Auge für immer geschlossen ist? (Rauft sich das Haar.)

Clodius (sie nach Kräften unterstützend). Oh, Clodius! Oh, Publius!

Aurelia (zu Terentia). Die beiden Schwestern Clodia hingen sicherlich mit großer Liebe an ihrem Bruder Publius! Und er war doch solch ein ausgepichter Bösewicht! Leicht sei ihm die Erde! Nun werde wenigstens auch ich wieder etwas Ruhe finden können.

Servilia (zu Pompeia). Und Du wehklagst nicht über den Tod des Publius Clodius?

Pompeia. Was hat mich Publius zu kümmern? Wenn ich ihn sah, blickte ich ihn nicht an, und blickte ich ihn an, so sprach ich nicht zu ihm!

Servilia (bei Seite). Wie sie sich zu verstellen weiß!

Terentia (zu Servilia). Eigentlich müßte ich jetzt selbst am lautesten wehklagen, denn wenn Publius Clodius gestorben ist, so kommt Cicero um den fettesten Braten. Cäsar kann keinen Prozeß gegen den Todten anstrengen und das Sallarium ist dahin! Dahin die Villa in Pompeji! Oh theurer Clodius! (Wischt sich die Augen.)

Symphoniarchen. (stimmen ein Trauerlied an).

Servilia. Tröstet Euch, Ihr römischen Matronen und Jungfrauen! Noch hab' ich Euch das Ende der Geschichte nicht berichtet. Die Sklaven brachten das Lectisternium herbei, auf dem der Leichnam des im Tepidarium erstickten Badegastes lag. Auf den Lärm kam auch Cnejus Pompeius herbei, der den Todten sofort erkannte und erklärte, daß das nicht der Patrizierssohn Publius Clodius, sondern der Histrione Gnafalius sei, der im Bade die Calceen des Clodius, jenes bekannte Schuhwerk mit den goldenen Schnürriemen, angelegt hatte, das an der Ferse mit einem goldenen Halbmond geziert und das Meisterwerk eines gallischen Sandalenverfertigers ist.

Clodia (zu Clodius). Ich hatte Dir doch eingeschärft, beim Umkleiden Deine Calceen nicht zurückzulassen.

Terentia. Eheu! Mein Herz fühlt sich mit einem Male leichter! Symphoniarchen! Höret auf mit den Klageliedern und stimmet die Hymne der **bona dea** an!

Symphoniarchen (stimmen ein Loblied an).

Servilia (zu Pompeia). Und Du freust Dich gar nicht darob daß Clodius am Leben ist?

Pompeia. Darob mag sich Clodius freuen!

Clodia (zu Clodius). Thörichter Mann, weißt Du denn nicht, daß Du den Göttern jetzt zu danken hast?

Clodius (die Hände zum Himmel erhebend). Ich danke Euch, Jupiter, Neptun und Pluto, daß Ihr Publius nicht zur Hölle befördert habt!

Clodia. Verhülle Dein Gesicht! Wenn Du spottest, merkt man sofort, daß Du das Gesicht eines Mannes hast!

Servilia. In den Thermen hatte man also die Sandalen des Clodius gefunden; doch wohin war Clodius aus den Sandalen gerathen? Denn man vermag ihn nirgends zu finden.

Clodia (zu Clodius). Wenn ihn Niemand findet, ich finde ihn und schließe ihn in meine Arme. (Umarmt Clodius, so daß sie sein Gesicht verdeckt.)

Terentia (winkt den Symphoniarchen; die Musik verstummt, und sie erhebt sich von dem Dreifuß) Ihr Matronen und Jungfrauen Roms höret mich an! Erhebet Eure Arme und saget gegen die Göttin gewendet (hebt die Arme empor sammt dem silbernen Stab, den sie in der Hand hält): Ave, Venus!

Damen (einstimmig). Ave, Venus!

Terentia. Ave, Aphrodite!

Damen. Ave, Aphrodite!

Terentia. Ave, Urania, ave, Idalia, ave, Cythere, ave, Anadyomene!

Damen. Ave, Urania, ave, Idalia, ave, Cythere, ave, Anadyomene!

Terentia. Ave, Hathor, ave, Mylitta, ave, Anaitis!

Damen. Ave, Hathor, ave, Mylitta, ave, Anaitis!

Terentia. Unter all diesen Namen verehrte man diese Göttin bei sämmtlichen Nationen der weiten Welt, bei denen sie aus einem Tempel

in den anderen wanderte, von Hellas bis nach Aegypten, bis sie auf dem silbernen Karren, thensis genannt, nach Sizilien gelangte, wo man ihr im Tempel von Erythreia einen Altar errichtete.

Servilia (fällt ihr ins Wort). Wie war es aber möglich, daß man in dem klassischen Lande der Räuber die silberne Statue nicht sammt dem silbernen Karren entwendete?

Terentia. Weil sie von den wachsamen Hunden des Tempels, den großen Molossen, behütet wurde, die die Guten unangefochten in den Tempel gehen ließen, während sie über die Schlechten herfielen und sie zerfleischten.

Servilia. Solche Hunde müßte man auch bei uns im Kapitol halten.

Terentia. Doch weit besser als die Wachsankeit der Hunde, behütete die Pietät des Volkes die kostbare Statue der Göttin. Die Venus von Erythreia war die Schutzpatronin der reinen Sitte und Moral, und unter ihrem göttlichen Schutz bewahrten die sizilianischen Frauen und Männer ihre Treue, die die verläßlichste Stütze der Reiche bedeutet. Die Verehrer der Venus von Erythreia kennen nur die reine Liebe, die durch die Bande der Treue gefestigt wird. Die unstäte, männermordende Liebe verkünden die Fanums Cypriens. Auf dem Altar der Venus von Erythreia opfern jene Frauen, die nur die Liebe eines auserwählten Mannes erringen wollen, ferner jene, die die also errungene Liebe für ständig zu bewahren wünschen, und schließlich jene, die die verlorene Liebe zurückzugewinnen suchen.

Servilia. Das ist ein großes Mysterium.

Terentia. Es ist weit mehr als ein Mysterium; es ist eine Wissenschaft. Um dieses himmlische Geheimniß kennen zu lernen, haben wir Matronen und Jungfrauen Roms, uns hier feierlich versammelt. Die heilige Zeremonie beginnt damit, daß die anwesenden Jungfrauen sich eine der hier befindlichen Matronen als Patronin auserwählen, mit der sie sich in eine verschwiegene Laube zurückziehen, wo sie sich von ihr in das dreifache Geheimniß einweihen lassen.

Jungfrauen (stecken die Köpfe unter verlegenem Lachen zusammen).

Hierodule (reicht Terentien eine Papyrusrolle).

Terentia (öffnet die Rolle; blickt hinein). Die Erste auf der Liste bist Du, Clodia prima.

Jungfrauen (drängen Clodia hervor).

Clodia (mit einem schnellen Entschluß auf Aurelia zueilend). Ich erwähle Dich zu meiner Patronin.

Aurelia. Mich? Cäsars Mutter?

Clodia. Ja, Dich, weil Du von Venus und Anchises abstammst. Du wirst daher die Geheimnisse Deiner Stammmutter am besten kennen.

Aurelia (bei Seite; ärgerlich). Nun trennt sie mich von Pompeia.

Terentia (die Liste verlesend). Clodia secunda!

Clodius (zu Pompeia eilend). Und ich erwähle mir Pompeia als Patronin,

die Gattin des ruhmreichen Cäsar, die den größten aller Männer Gatten nennen darf.

Clodia (flüsternd zu Clodius). Macht nicht so große Schritte!

Clodius (läßt sich in der Laube neben Pompeia auf der Bank nieder).

Aurelia (betrachtet Clodius argwöhnischen Blickes). Verwahre inzwischen mein Parfumfläschchen! (Wirft Clodius ein kleines Fläschchen in den Schoß.)

Clodia (hastig, flüsternden Tones zu Clodius). Gieb auf Deine Kniee Acht!

Clodius (breitet die Kniee aus einander und fängt das ihm zugeworfene Fläschchen auf).

Clodia (flüsternd). Das hast Du gut gemacht. (Führt Aurelia zu der auf der anderen Seite gelegenen Laube.)

Aurelia (blickt immer wieder zurück und droht mit der Faust).

Pompeia und Clodius (flüstern vertraulich mit einander).

Terentia (verliest aus der Liste die Namen der übrigen Jungfrauen). Clelia! Cynthia! Euphrosina! Calpurnia! Zoé! Atalanta! Cyrene! Deiphobia! Mesembria!

(1., 2., 3., 4., 5., 6., 7., 8. und 9. Jungfrauen begeben sich, sobald ihre Namen genannt werden, zu den Matronen hinüber; diejenigen, auf die eine gerade Zahl fällt, bleiben bei ihren Auserwählten, die anderen führen diese mit sich in die rechtsseitige Laube hinüber, wo sie sich neben einander niederlassen.)

Hierodulen (singend): Io Venus, Io Hymen,
Liebe treu,
Herz an Herz,
Auf Amors Bogen!

Symphoniarchen (begleiten den Chor mit ihrer Musik).

Aurelia. Clodia! Ich kann Dich in die Geheimnisse der Liebe nicht einweihen! Das liegt schon längst hinter mir! Ich habe schon vergessen, was die Liebe ist. Der Wein ist zum Essig geworden, der Honig zum Gift.

Clodia. Wenn Du auch aus der Uebung gekommen bist, Du weise Frau, so hast Du die Theorie sicherlich noch inne.

Aurelia. Nenne mich nicht weise Frau; dessen benöthigst Du nicht. Ich kenne ja die Epistolä des Cornelius über die Wissenschaft der Liebe; allein ich habe die fascis nicht bei mir. Pompeia trägt sie mit sich, und da will ich sie gleich von ihr verlangen. (Will gehen.)

Clodia (hält sie zurück). Störe Pompeia nicht! Vielleicht benöthigt sie auch den Cornelius.

Pompeia (zu Clodius). Ich benöthige des ruhmreichen Cornelius nicht, um bei ihm Unterricht in der Kunst der Liebe zu nehmen. (Küßt und umarmt den Jüngling.)

Clodius. Gesegnet sei die schwarze Venus, die uns endlich zusammenführte!

Pompeia. Still! Höchste Liebe schweigt!

Clodia (zu Aurelia.) Ich verlange also nicht, Du mögest mir die Geheimnisse der Liebe enthüllen, sondern richte nur die Frage an Dich, die Mutter Cäsars, ob es wahr ist, daß Cäsar ein Dieb ist?

Aurelia. Bist Du von Sinnen? Schickst Du Dich an, nach Anticyra zu gehen, um dort den Irrsinn heilende Kräuter zu suchen? Du fragst, ob Cäsar ein Dieb ist?

Clodia (bei Seite). Nun halt ich sie fest; jetzt bleibt sie gewiß hier. (Laut.) Nicht ich sage es, sondern die Oberpriesterin. Sie sagt, man habe die silberne Statue der Venus Abyssinica in deren eigenem Tempel zu Erythreia bewacht, und nun befindet sie sich hier, in dem von Julius Cäsar erbauten Tempel. Man muß demzufolge die Statue aus Erythreia gestohlen haben.

Aurelia (zornig). Du Gans! Du Perlhuhn! Du schwatzende Elster! Das ist eine gar lange Geschichte, die ich Dir nicht so leicht erzählen kann.

Clodia (bei Seite). Nun hab ich sie schon in Hitze gebracht!

Aurelia. Ihr einfältigen Turteltauben, die Ihr nichts Anderes versteht, als miteinander zu girren! Das Forum besucht Ihr freilich niemals und da weißt Du natürlich nicht, welch gewaltige Oratio Cicero gegen Verres verfaßt hat? Auf sechs Bände beläuft sich das Ganze!

Clodia. Wie kann man denn gegen ein Verres, gegen ein Schwein, so viel sprechen?

Aurelia. Oh Du geschwätziger, bunt gefiederter Papagei! Dieser Verres ist kein Schwein, sondern Prätor in Sizilien! Er raubte die Statue der schwarzen Venus aus Erythreia und brachte sie nach Rom. Diese auf sechs Bände sich belaufende Rede hielt der große Cicero gegen ihn, um ihn seiner Missethaten zu überführen. Die Anklagerede versetzte Verres in große Angst, so daß er aus Rom entfloh, um sich in die freiwillige Verbannung zu begeben; die von ihm geraubten Schätze hat dann Cäsar mit Beschlag belegt.

Clodia. So sind rauben und beschlagnahmen zwei verschiedene Begriffe?

Aurelia. Das verstehst Du nicht, Du Naseweis, Du Gelbschnabel. Die Missethäter pflegen das Eigenthum der rechtschaffenen Menschen zu rauben, die rechtschaffenen Menschen aber pflegen das Vermögen der Missethäter zu beschlagnahmen. Da will ich doch noch lieber über Liebe mit Dir sprechen. Vor Allem gebe ich Dir einen guten Rath. Lasse Deine Fingernägel recht lang und spitz wachsen, und wenn sich Dir solch ein geleckter, geschniegelter Bengel naht, der Dir von Liebe und ähnlichem Zeug zu schwatzen beginnt, so kratze ihm beide Augen aus.

Clodia. Ich möchte aber doch lieber wissen, weshalb Verres ein Missethäter war!

Aurelia. So will ich es Dir denn sagen. Doch halte Dein Ohr her, denn das darf nicht Jedermann hören. (Flüstert ihr in's Ohr.)

Clodia (bei Seite). Wenn es nur recht lange währt!

Clodius (zu Pompeia). Heute beneide ich nicht einmal die Götter!

Pompeia. Wohl aber beneiden die Götter uns.

8. Auftritt.

Terentia, Servilia, Aurelia, Clodia, Pompeia, Clodius.

Matronen, Jungfrauen, Hierodulen und Symphoniarchen (ziehen hinaus.)

Servilia und Terentia (bleiben in der Mitte der Bühne allein).

Servilia. Wir Beide sind allein geblieben.

Terentia. Uns hat Niemand zur Patronin gewählt.

Servilia. Vielleicht glaubt man, wir wüßten gar nichts.

Terentia. Oder aber, daß wir zuviel wüßten.

Servilia. Sie fürchten sich, von uns zu lernen.

Terentia. Sie haben kein Vertrauen zu sich selbst.

Servilia. Vielleicht können wir uns gegenseitig belehren.

Terentia. In den Geheimnissen der glücklichen Liebe.

Servilia. Du könntest mir berichten, wie Du es anstelltest, daß Du Markus Tullius Cicero erobertest und Dir seine Liebe bewahrtest.

Terentia. Und Du mir die Kunst offenbaren, deren es bedurfte, um Julius Cäsar an Dich zu fesseln.

Servilia. Du sprichst zuerst; Du bist die Bessere.

Terentia. Soll wohl heißen, die Aeltere, nicht wahr?

Servilia. Sprich denn.

Terentia. Auf welche Weise ich mir die Treue des Markus Tullius zu bewahren verstehe, kann ich Dir wohl sagen. Stets soll die Frau weniger Liebe zeigen, als sie in Wirklichkeit empfindet. Das süße Kosen möge sie sich für besondere Anlässe aufsparen. Ihr Gemüth passe sie dem Gemüth des Gatten an, und möge sie bald heiter, bald betrübt sein, wie er selbst. Sie soll seine Schwächen und Gewohnheiten beobachten und Beide schonen. Sie soll in Erfahrung bringen, welches seine Lieblingsgerichte sind, und diese eigenhändig am Kochherd zubereiten; jede Speise soll einfach, nahrhaft und schmackhaft, das Getränk dazu kühl sein. Zudem soll sie aus dem eigenen Garten Alles beziehen können, was dem Gaumen und dem Magen lieb ist. In ihrer Kleidung soll sie einfach sein, sie soll sich in eigenes Gespinnst kleiden und sich weder vor dem Spinnrocken, noch vor dem Webstuhl scheuen. Dazu soll sie in all und jedem sparsam sein und den Obolus wohl ansehen, bevor sie ihn ausgiebt. Im Hause soll sie nur häßliche Sklavinnen halten, die keinerlei Aufmerksamkeit erregen. Die leichtfertigen Frauen und Männer, die geschwätzigen Gräkologen soll sie von der Schwelle ihres Hauses fernhalten, dagegen die ehrwürdigen Matronen, die Philosophen und Gelehrten um sich versammeln, die die Zeit mit weisen Verhandlungen ausfüllen. In ihrer Gegenwart soll man nicht Homer, sondern Aristarchus, dessen Kritiker, lesen. In ihrem Atrium soll sie Eulen, die ernsten Vögel der Minerva, halten. Sie möge für die anlangenden Briefe ihres Gatten Sorge tragen, soll sie dem Boten sofort abnehmen, durchlesen und ins Feuer werfen, wenn sie unsittlichen, erzürnenden oder beleidigenden Inhaltes sind.

In ihrem Hause darf kein loses Wort vernehmbar sein. Von den nächtlichen Gelagen und Orgien soll sie den Gatten fernhalten, dagegen ausgedehnte, ermüdende Spaziergänge mit ihm in einsamen Wäldern unternehmen, nach denen man in einen erquickenden Schlaf versinkt. Aber auch darauf soll sie achten, ob ihr Gatte im Traume nicht den Namen eines fremden Weibes vernehmen läßt. Und fühlt sich die Frau im Innern ihres Herzens von einem geheimen Kummer bedrückt, so soll sie das durch Trotz und hartnäckiges Schweigen, wenn nöthig, auch durch reichlichen Thränenstrom kundgeben, bis ihr der Gatte zu Füßen fällt und sie durch liebende, zärtliche Worte auszusöhnen sucht. Bei wichtigeren Anlässen spare sie auch die Zankworte, Vorwürfe und eifersüchtigen Scenen nicht. Ferner soll sie ihre Kinder in Gottesfurcht und in der Achtung vor den Eltern erziehen. Wird der Gatte krank, so soll sie ihn getreulich pflegen. Und was die Hauptsache ist: das Verhalten der Frau soll stets ein derartiges sein, daß man niemals über sie spricht! Dies, Servilia, ist mein Geheimniß der treuen Liebe!

Servilia. Nun will auch ich Dir meine Liebesmethode offenbaren. Stets soll die Frau mehr Liebe bekunden, als sie in Wirklichkeit empfindet. Von den Lollien, die Tag für Tag das Fest der Cythere feiern, soll sie sich in der Kunst des Schmückens unterweisen lassen. Sie soll die Leidenschaften und Neigungen des Geliebten erforschen und sie anzufachen verstehen; niemals soll sie die Flamme verlöschen lassen. Sie soll den Geliebten an den reich besetzten Tisch führen, dessen Speisen von Köchen ersten Ranges zubereitet werden, soll Alles herbeischaffen, was die Angel des Fischers, der Pfeil des Jägers als seltene Beute erlegt, von den im Erdinnern und auf dem Meeresboden gedeihenden, verborgenen, zauberkräftigen Leckerbissen angefangen bis zu den nervenerregenden balsamischen Gewürzen aus den Gärten der Semiramis. Die berauschenden Früchte von den Bäumen der Cleopatra, der Honig Hiblas, das Eis des Aetna und der Wein des Vesuv, — Alles soll zur Stelle sein! Beim Mahle sollen schönwangige Kanephoren mit schlanker Gestalt und in wehenden Gewändern die Schüsseln umherreichen, die Becher aus den Amphoren füllen, und außer den Tricliniums sollen heitere Gäste zugegen sein, sollen muthwillige Scherzworte, heiteres Geplauder vernehmbar sein, dazwischen sollen Cithera, Tibien und Panflöten süße Melodien in das heitere Lachen mengen. Ein Preis sei ausgeschrieben für denjenigen, der die beste Anekdote zu erzählen weiß. Die Frau soll freigebig, in ihrer Kleidung prunkliebend sein. Jeden Tag trage sie eine andere Tunica, nach ägyptischer, lybischer, griechischer oder assyrischer Mode, das Haar soll sie in hunderterlei Art flechten, brennen, kräuseln und mit Saffran färben lassen. Sie spare nicht mit Salben und Schminke, möge sich aller Kunstgriffe Locustas bedienen. Für ihre Hände und Füße halte sie sich besondere Pflegerinnen, und fühlt sie, daß die Leidenschaft des geliebten Mannes nachläßt, so verachte sie die Philtra, den zauberkräftigen Liebestrank, auch nicht! Stets sei sie von Histrionen, Mimikern und Dicaren

umgeben, denn die Spaßmacher, Schauspieler und Märchenerzähler verstehen es am besten, die Liebe rege zu erhalten. Eifersüchtig möge sie niemals sein, sondern eher den Geliebten selbst aneifern, sich lüsternen Genüssen hinzugeben, und kommt das Fest der Lupernalien, so möge sie mit dem Geliebten selbst den Bacchantenzug mitmachen. Sie möge mit ihm Lustfahrten auf dem Wasser unternehmen, wo der Kahn von schwimmenden Nymphen geschoben wird. Niemals soll sie ein trotziges Gesicht, eine schmollende Miene zeigen; trägt sie einen geheimen Schmerz mit sich, so möge sie am lautesten lachen und scherzen, und wird sie von dem Geliebten betrogen, so mache sie ihm niemals Vorwürfe, sondern beherzige das Sprichwort: „Gleiches mit Gleichem!“ Hat sie einen Sohn, so möge das ihr Spielgenosse und der Vertraute ihrer Geheimnisse sein; er möge je früher lernen, die Schwächen seines Vaters zu erkennen und zu verspotten. Wird der Geliebte krank, so möge sie ihn nach Capri schicken, damit er sich erhole. Und schließlich möge sich die Frau derart benehmen, daß man überall und immer in der Stadt nur von ihr spricht. Dies ist mein Liebesgeheimniß, oh Terentia!

Terentia. Was ich Dir geoffenbart, wirst Du wohl niemals befolgen.

Servilia. So wenig wie Du das, was ich Dir gesagt.

Terentia. Noch eines muß ich erwähnen, Servilia. Ich brachte meinem Manne ein Heirathgut von sechsundzwanzigtausend Sesterzien zu, von denen wir unser Haus erbauten. Dieses gemeinsame Obdach schließt uns mit einander ein.

Servilia. Und ich habe Julius Cäsar in zehnmal mehr Schulden gestürzt; das ist gleichfalls ein gemeinsames Obdach, das uns mit einander einschließt. (Lacht laut auf.)

Aurelia (ihr Geflüster mit Clodia unterbrechend). Oberpriesterin! (Zu Terentia gewendet.) Mich will es bedünken, als würden in jener anderen Laube dort Küsse gewechselt!

Clodia (hält sie zurück; beschwichtigend). Nicht Küsse sind das, sondern sapphische Verse werden dort skandirt.

Aurelia. Oh, ich weiß sehr gut, was der Unterschied zwischen Skandiren und Skandal ist!

Pompeia (erschreckend). Oh, nun ist der Drache losgekommen.

Clodius. Noch einen letzten Kuß! (Umarmt Pompeia und tritt aus der Laube hinaus.)

Terentia (schlägt mit ihrem Stab gegen den Gong). Ihr Gläubigen der Venus Jungfrauen und Matronen! Ihr Alle, die Ihr der Göttin der Liebe opfert, vernehmt den Befehl der Göttin. Bevor die Mysterien beginnen, muß sich die Oberpriesterin überzeugen, ob sich mit den Jungfrauen nicht ein als Mädchen verkleideter Mann eingeschlichen hat. Das wird auf folgende Art erprobt. Die Jungfrauen wandern der Reihe nach vor die verhüllte Statue der Göttin hin und küssen sie. Befindet sich ein als Mädchen verkleideter Mann unter ihnen, so wird diesem nach dem Kusse,

den er der göttlichen Statue gegeben, mit einem Male ein Schnurrbart auf der Oberlippe erscheinen.

Matronen und Jungfrauen (kommen hervor; die Jungfrauen stellen sich hinter die Statue.)

Hierodulen (singen und musiziren; der Vorhang wird vor der Göttin herabgelassen).

Terentia (zu Aurelia und Servilia). Ich habe die Statue der Göttin mit einer dicken Rußschichte überziehen lassen. Sämmtliche Mädchen, die keinen Grund haben, sich vor dem Kuß der Göttin zu fürchten, werden sich die Lippen mit Ruß schwärzen; befindet sich aber ein Mann unter ihnen, so wird sich dieser nicht getrauen, die Statue zu küssen, und damit wird er sich selbst verrathen.

Clodia (kommt hinter dem Vorhang hervor; ein Schnurrbart schmückt ihre Oberlippe. Zu Terentia). Oberpriesterin, ich habe die Statue geküßt.

Terentia. Du bist ein Mädchen; tritt zur Seite.

Mehrere Jungfrauen (kommen hinter dem Vorhang hervor; alle haben geschwärzte Lippen.)

Terentia. Du bist ein Mädchen. Du bist auch ein Mädchen. Du ebenfalls. Tritt bei Seite.

Clodius (kommt mit ungeschwärzten Gesicht hervor).

Terentia (schreit ihn an). Du bist ein Mann! Du hast die Statue nicht zu küssen gewagt. Du bist nicht Clodia Secunda, sondern Clodius.

Damen (fallen über Clodius her, schlagen mit ihrem Cingulum nach ihm und treiben ihn unter lautem Lärm hinaus).

Clodius (entflieht).

Terentia. Wer schmuggelte diesen Mann mit sich herein?

Clodia (will sich melden).

Pompeia (hält sie zurück). Schweige! Ich brachte ihn als begleitende Ancilla mit mir.

Servilia (triumphirend). Endlich also eine handgreifliche Ursache, um den Scheidungsprozeß anzustrengen!

Terentia (zu Servilia). Nun, bist Du zufrieden mit der Hilfe, die Dir Ciceros Frau angedeihen ließ?

Pompeia. Freuet Euch noch nicht Eures Triumphes! Ich werde mich schwer an Euch rächen, sowohl an Dir, Terentia, Du Xantippe Ciceros, als auch an Dir, Servilia, der Geliebten Cäsars!

Terentia. Dich, Pompeia, werden alle Matronen und Jungfrauen Roms von ihrer Schwelle weisen!

Pompeia. Ich benöthige weder die Matronen, noch die Jungfrauen Roms, denn Clodia bleibt bei mir! Ich werde mich rächen und Siegerin bleiben!

(Der Vorhang fällt.)

(Schluß folgt.)

Hugo von Hofmannsthal.

Von

Josef Theodor.

— Breslau. —

In der wundervollen Dresdener Galerie hängt, unweit vom Haupteingang, unter vielen anderen Gemälden dieses großen Meisters der Palette und des Lebens, ein Selbstbildniß Rembrandts van Rijn. An einer reichen Tafel, die aus dem goldenen, dunklen Grunde taucht, sitzt der Meister in Barett und Degen. Leicht hält die Linke seine Saskia, die breithüftig, prangend in Jugend, Schönheit und Ausgefülltheit ihm keck auf dem Schoße sitzt; das kadettenhaft junge, übermüthige Gesicht mit dem kleinen Bärtchen lacht, vom Genusse strahlend, in den Betrachter. Seine Rechte winkt ihm mit einem gefüllten Kelche. Es ist, als hätte der wilde Genießer sein fröhliches Glück kaum allein tragen können, als lade er die Jahrhunderte zum Beneiden ein. Welch ein tolles, kummerloses Evoe! Vier Jahrhunderte fast sind über die europäische Kultur mit schweren Flügeln gerauscht seit jener Zeit der bärenmäßigen Kraft, jener Zeit, in der „Romeo und Julia“ und der „Sommernachtstraum“ eben entstanden waren, in der die Heroen groß waren durch ihr Leben und durch den mächtigen Blick, mit dem sie das eigene Leben und das große Naturleben einten in ihrer Brust. Wehmüthig und erschauernd überdenkt der sinnirende Betrachter diesen großen Prozeß, der seither den europäischen Kulturmenschen gewandelt hat, diesen Prozeß, der seines Gleichen kaum finden mag in der Historie einer Kultur. Als tauchte nach diesen wenigen Jahrhunderten eine neue Menschheit herauf, durch eine hochgespannte *Wissenschaft der Natur* in ihrem tiefsten Grunde verändert, durch ihren Abfall von Gott geläutert und zerbrochen zugleich, von der Erkenntniß der Armuth und Nichtigkeit dieser

Wissenschaft verwirrt. Eine Menschheit, unkräftig zum Genusse, tappend zwischen den Räthseln des Lebens, ewig auf der Lauer, die Dunkelheiten des eigenen Ichs zu erkennen, und dabei vergessend an das Leben, das neben ihr steht.

Angewidert von dieser Bettelwissenschaft und dem Schmutze des Alltäglichen, flüchteten die dürstenden Geister in die Reiche ihrer Sehnsucht. Goethe selbst, dieser Mann eines ungeheuren Vermögens, zimmerte sich eine Welt des Traumes, und es erscheint uns so erhaben und anbetungswürdig, wie er seinen Traum mit seiner Wirklichkeit hat versöhnen können, daß uns sein Leben bodenwüchsig erscheint, als hätte er nie Sehnsuchtselemente in dieses Meisterwerk eingefügt. Goethe: das ist die synthetische Erfüllung des modernen Menschentraumes. Romantiker und Realist zugleich, ineinander herrlich und harmonisch verschmolzen. Er war der letzte Könner, der letzte herrliche Stamm, der mächtig und breit sich über die Erde hat dehnen können. Noch einmal hat er dieses große Leben herzhaft packen und sich zu Willen beugen können. Die Menschen, die nach ihm kamen, aber sind noch alle an ihrem fruchtlosen Bemühen zerschellt. Das ist die erschütternde Tragödie des neunzehnten Jahrhunderts, daß die Geister um das Leben, um sein fröhliches Ausgenießen rangen und doch in Bitterniß und unterlegen zu Grunde gingen. Griechenland und die griechische Wiedergeburt über Europa, die wir Renaissance nennen, das war die schäumende Freude im Genusse. Mit der Kultur ging dem Menschen die Illusion des Genusses auf; fröhlich der Mensch, der sich diese Illusion nicht zerbrechen läßt. Diesen letzten Geschlechtern aber, die heute uns die feinste Blüthe der Kultur darstellen, hat das Leben selbst diese Illusionen genommen, diese armselige Schadloshaltung für den einstigen strotzenden Vollbesitz. Sie stehen neben dem Leben. Sie gehen an ihm voll brünstigen Lebensverlangens vorüber. Sie sehen dem eigenen Leben zu.

In Hugo von Hofmannsthal hat diese modernste Zeit ihren bisher genialsten Verdichter gefunden. Aus dem quellend Vollen dieser Kulturtragödie hat er seine weiten, erschütternden Probleme geschöpft und, wie ich glauben möchte, ihnen den erschöpfendsten und synthetischsten Ausdruck gegeben.

* * *

Hugo von Hofmannsthal ist heute 27 Jahre alt; diese Jugend war ihm hinreichend, die reifsten, süßesten, schmerzlichsten und vollsten Werke zu schaffen, die unsere moderne deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Wien ist seine Heimat; in dieser Stadt, über der ein Hauch venetianischer Luft, seltsam mit Pariser Allüren gemischt, liegen mag, wurde er geboren und erzogen. Im Kreise dieser widerwärtigen, mit den kleinen Talentchen sich brüstenden Litteratenhorde des Café Griensteidl wuchs seine künstlerische Jugend groß, er gehörte zu den vielen von Bahr „Entdeckten“; als guter Mitteleuropäer

erwartete man von dem unter diesen Auspicien Hervorgegangenen Geschmacklosigkeiten. Voll Erstaunen las man aber die Verse, die er dem „Anatol" schrieb; diese wundervollen Verse des kaum Zwanzigjährigen in einer unerhörten Meisterschaft des Malens und Aussagens. Wenige Jahre genügten, um ihn thurmhoch über diesen Wiener Durchschnittsmob herauszuheben. Er gehört nicht der „Wiener Schule" an, denn er ist ein Meister, der seiner Schule nichts zu danken hat. Nicht eine Verkürzung seines hochpersönlichen Erscheinens, geschweige denn eine Erziehung. Aber seinem heimatlichen Wien wird er dennoch viel zu danken haben, wenn auch nur die geschmeidige Regsamkeit seines quellenden Gefühlsinhaltes und die duftige, unbeschreibliche Grazie seiner künstlerischen Persönlichkeit und die tänzelnde Anmuth. Er ist in den glücklichsten äußeren Verhältnissen aufgewachsen; äußere Kümmernisse haben schwerlich auf seine Jugend eingewirkt; so war er prädestinirt zum Innenmenschen. Auf seinen großen Reisen, die ihn durch die Provence und hauptsächlich durch Oberitalien führten, mögen diese unendlichen Schauer südlicher Glätte, die verschwiegenen und köstlichen Geheimnisse Venedigs, alle diese schwere Pracht südlicher Sommernächte, die „Sinne stumm und Worte sinnlos macht", in seiner Seele aufgedämmert sein. Dort mag die Neigung des Aestheten in die herrliche Kunst großer Zeiten hineingeträumt haben.

Das ist eine seiner hervorragendsten Eigenschaften, die Aesthetennatur, die allerdings ihm sein Höchstpersönliches gebracht hat. Alles Erleben der Seele wird nie eindeutig als Leben genossen; es wird unmittelbar in Kunst gewandelt. Man kann sagen, daß das natürliche Temperament der Seele durch ein künstlerisch gedämpftes, ästhetisirendes Temperament abgelöst wird. Zum tiefsten Herzensgrunde dringt ihm daher kein Leben. Das ist eine Tragik des modernen Künstlermenschen. Wie banal und kurzsichtig sind doch diese Thoren, die darüber jammern, daß der feinnervige moderne Künstler nicht herzhaft das Leben packe! Wie wenig erkennen sie doch dieses eigenartige seelische Phänomen! Hofmannsthal ist aus diesem Problem seine höchste Schöpfung, die wundervolle, echte und tiefe Tragödie, „Der Thor und der Tod" entstanden. Ich erinnere an einen anderen Aestheten, der aus einem ähnlichen Problem, aus einem gleichartigen schmerzlichen Erkennen der persönlichen Tragik sich raffinirte Wollust saugt, an Gabriele d'Annunzio. Bei diesem Künstler wird dadurch das Erleben in's absolut Ferne abgerückt. Es liegt etwas Groteskes darin, wie d'Annunzio seinem persönlichen Erleben von Ferne und kühl zusieht. Weit hinter dem Unmittelbaren setzt seine Kunst ein, und voll eitler, lächelnder Pose äfft er so dem eignen Leben nach. Das ist das Peinigende und Widerwärtige bei diesem Italiener, diesem gefälligen und herausfordernd geschminkten Komödianten der eigenen Seele, die niemals Tiefe oder Größe besessen hat. Auch Hofmannsthal rückt sein Leben weit von sich ab; er ist, soweit es heut in deutscher Sprache

Künstler giebt, der Stilgeber par excellence. Mit einer ganz wundervollen Schärfe weiß er die Distance zu treffen zwischen dem Erlebten und seiner Umgestaltung in das Kunstwerk. Unerschöpflich ist seine Stilgebung, die heut mittelalterliche, morgen spanische Gewandung zu finden weiß, hier das Empire und dort das Morgenland; immer ist das Gewand der adäquate Ausdruck für die innerste Eigenthümlichkeit. Das Drama seines modernen Don Juans verlangt durchaus die Gewandung Casanovas; nirgends als in Venedig kann der Schauplatz liegen. So wundervoll und sicher dieses höchstentwickelte Stilgefühl hervortritt, ist dennoch nicht eine kältende Entfernung des Künstlers zu seinem Erlebniß, des Schöpfers zu seiner Schöpfung dadurch verursacht wie bei jenem Italiener. Diese quellende Gefühlspotenz durchtränkt das prächtige Gewand so innig, so zärtlich und so restlos, daß ihre üppige Stärke aus der tiefsten Vitalität zu kommen scheint. Das macht einen feinen Gegensatz zu Stefan George, der sein heißes Gefühl zu kühler, marmorner Strenge erst meistert, und darum im feierlichen Gang, in weitgezirkeltem, prachtvollem Liniengange, wie ein abgetöntes Götterbild einschreitet. Alles Quellende, Ueppige ist bei George gedämmt, in strenge Regelmäßigkeit, die der Griechenharmonie in allen Bewegungen nachahmen möchte, gebannt. Auch bei Hofmannsthal ist Alles Feierlichkeit, aber gelenkige, berauschende, tanzende und über alle Maßen prächtige F e s t l i c h k e i t, von der farbenglühenden Festlichkeit der „großen Maler“ und der zarten Grazie und frohen Schwüle des venetianischen Rococco. Diese Typen stehen sich gegenüber etwa wie die beiden Typen Schillers, ohne daß diese beiden weiten Begriffe auch nur annähernd diese beiden Gegensätze deckten: George, der heroische und Hofmannsthal der sentimentalische Mensch. Daran liegt es, daß bei George man sich des Gefühls der Kälte, wenn auch der absichtlichen Abkältung, nicht erwehren mag, während Hofmannsthal, dessen Lebensstrom so mächtig und heiß aus seinen Werken quillt, den Genießer doch unmittelbar zu bannen versteht.

Dazu gehört Hofmannsthal Eines, das selten geworden ist: eine unerhörte Meisterschaft des Ausdrückens. Als Siebzehnjähriger veröffentlichte er seine erste Versarbeit „Gestern“. Schon damals zeigte er, allerdings lange nicht ausgereift, einen ganz seltenen Glanz und eine bezaubernde Glätte. Diese Sprachkunst hat sich bei ihm inzwischen zu einer ungeahnten Herrlichkeit entfaltet. Seine Sprache sprüht von eigenem Leben, und kaum ein Anderer hat verstanden, Verse von seiner Pracht, Leichtigkeit und Bewegung zu schreiben. Mit einer einzigartigen Schmiegsamkeit bildet der Vers mit seiner hochpersönlichen Eigenart das zarteste Ausdrucksmittel; seine Verse sind eben Hofmannsthal'sche Verse, die man unter Tausenden herauskennt, geschmeidig, voll berauschenden Wohllauts, haarscharf gedeckt von der Stimmung des Inhaltes, prächtig, gleitend, und schwer in dem überladenen kostbaren Prunke ihrer Bildlichkeit. So hat er sich die Sprache zu seiner Persönlichkeit gemeistert.

Er müßte kein moderner Vollkünstler sein, daß ihm nicht die Qualen des Schaffenden aufgegangen wären; diese Qualen des restlosen Aussagens, in dem er gerade ein so eminenter Könner ist. In dem berauschend herrlichen „Tod des Tizian"*) bricht der sterbende Tizian in die bittere Klage aus, „es komme ihm ein unerhört Verstehen, daß er bisher ein matter Stümper war!" Und doch ist er ein so seltener Beherrscher selbst des leisesten Tönens, daß er in voller Absichtlichkeit, um der Sprache damit eines der erlesensten Raffinements zu geben, in die Verse des „Thor und Tod" einen Klang goethischen Ausdrucks von überraschendster Aehnlichkeit mischt, der mit einer seltsamen Schärfe die Eindrücke erhöht. Man höre diese Verse, die so wundervoll an das innerste Herz rühren:

„Bin nie von wahrem Schmerz durchschüttert,
Die Straße einsam, schluchzend, nie! gezogen"
— — —
„In tiefen, scheinbar lang ersehnten Schauern
Dringt's allgewaltig auf mich ein;
Es scheint unendliches Bedauern,
Unendlich Hoffen scheint's zu sein."

Es ist kaum auszusagen, worin diese feinsten Sprachreize, die dem verwöhnten Ohre so seltene Sensationen bringen, bestehen. Wie dieses ganze Drama „Der Thor und der Tod", das selbst einen unvergeßlichen Ausschnitt bildet aus dem Drama des „modernen Faust", des Faust der höchsten Kulturhöhe, schon in der Anlage dem „Faust" Goethes nachgebildet scheint, hat er bewußt Formen Goethes entlehnt, als sollte die ganze Wehmuth dieser Distanz darin mitschwingen.

So haben sich alle Hilfsmittel auf das Glücklichste vereint, um seiner Persönlichkeit den künstlerischen Ausdruck zu geben. Wie bei allen tiefen Geistern rinnen Leben und Kunst in tausend Fäden ineinander; es gilt, sie bloßzulegen.

* * *

Was je des modernen Menschen Seele bewegte, alle diese tausend nebeneinander hastenden Töne, alle diese Probleme des Kulturmenschen vom Eingange des zwanzigsten Jahrhunderts sind in seiner Seele aufgegangen. Dieser höchst bemerkenswerthe Zug, wie außerordentlich sich die innere Betrachtung der Natur im modernen Menschen gewandelt hat, findet bei ihm sicher die vollendetste Verdichtung. Von dem beneidenswerthen, allumfassenden Pantheismus Goethes, der das Ich und das Weltgeschehen so wundervoll innig und harmonisch zusammenschloß, dessen Herz in unendlicher Wahrheit zugleich das Herz der grenzenlosen Umwelt war, bis heute scheinen

*) „Blätter für die Kunst." Georg Bondi I 1.

Jahrtausende zu liegen. Der Pulsschlag der Natur klang in Eins mit dem seiner tiefsten Persönlichkeit. Vor dieser unendlichen, überwältigenden Natur stehen wir aber fassungslos. Als ein jämmerliches Atom des Ungeheuren, das mindestens unseren Intellekt verwirrt, sinken wir in die Kniee und lassen uns von dem Grenzenlosen, Schönen, dessen Erschütterndstes in seiner Unfaßlichkeit liegt, berauschen, denn wir sind uns unserer Demuth bewußt. Und doch ist es wieder ein geheimnißvoll Großartiges, daß wir „der Stimmung Auf- und Niederbeben mitleben", unser Leben in diese Natur hineintragen möchten und in uns wenigstens pantheistische Sehnsüchte in unseren großen Stunden leben.

„Ein Knabe stand ich so in Frühlingsglänzen
Und meinte aufzuschweben in das All,
Unendlich-Sehnen über alle Grenzen
Durchwehte mich mit ahnungsvollem Schwall!"

Darin möchte ich den Ursprung und die hohe Entwickelung aller „malerischen" Fähigkeiten in der heutigen Dichtung gegründet sehen. Niemals hat ein Dichter früher die Natur mit solcher Intensität zu malen sich je gemüht. Dort war die Natur das Selbstverständliche, heut ist sie das Räthselvollste, an das sich der moderne Mensch mit tausend Organen verzweifelt klammert, um *seinen* Grund zu suchen. Er müht sich angstvoll, ihr den Schleier zu entreißen, und in seinem ohnmächtigen Mühen, *befreit* er sich von ihr, indem er ihre letzten und seltensten Schönheiten mit gierigen Sinnen aufsaugt. Diese ganze Malerei in der heutigen Dichtung ist darum ein *sinnliches Abfinden* mit der Natur. Ganz schief wäre es aber, darin eine Art Realismus zu erblicken. Realismus schließt immer eine Aussöhnung mit der Umwelt ein, und davon kann bei einem Romantiker keine Rede sein. Diese Gier des Belauschens der Natur mit allen Sinnen entspringt der ohnmächtigen Sehnsucht, sie allmächtig zu umfassen. Bis zum Rausche und bis zur ekstatischen Auflösung drängt sich der Künstler an die Natur. Unvergeßlich mögen die herrlichen Melodieen, die der große Däne Jens Peter Jacobsen der Natur gesungen hat, in unseren Ohren klingen. Sie bleiben aber nüchtern und farblos beinahe gegen die Kunst Hofmannsthals, mit der er im „Tod des Tizian" ein Naturgemälde von unsagbarer kostbarer Pracht, von erlesenster Schöne und voll von einem dionysischen Rausche entrollt, in dem Hymnus an die Nacht.

„Mir war, als ginge durch die blaue Nacht,
Die Athmende, ein räthselhaftes Rufen,
Und nirgends war ein Schlaf in der Natur
Mit Athemholen tief und feuchten Lippen.
So lag sie, horchend in das große Dunkel,
Und lauschte auf geheimer Dinge Spur.
— — — — — —
Das rosenrothe Tönen wie von Geigen,
Gewoben aus der Sehnsucht und dem Schweigen,

Der Brunnen Plätschern und der Blüthen Schnee,
Den die Akazien leise niedergossen,
Und was da war, ist mir in Eins verflossen.
In eine überstarke, schwere Pracht,
Die Sinne stumm und Worte sinnlos macht."

Und dieses verzweifelte Mühen, sich lebendig in das Leben zu verschmelzen, bringt dann die unendlichen Bitternisse; die tiefste Lebenssehnsucht schreit aus ihm, und voll tödtlicher Angst muß er erkennen, daß ihm das Geschick nicht vergönnt, in diesen großen Strudel unterzutauchen. Es gab seiner Seele die seltsamste und kostbarste Pracht, aber „nimmer findet er den Weg in jenes Leben, das er so ersehnt." Dann frißt der Neid in ihm auf jene einfachen Menschen, von denen er weiß:

Es gab Natur sich ihnen zum Geschäfte;
In allen ihren Wünschen quillt Natur,"

wenn er auch voll tiefer und trostloser Demuth weiß, daß nur die Ferne ihm den Besitz herrlich zeigt. Die ewige Unrast der wirren Sehnsucht, das ist der Fluch. Zwischen Wunsch und Furcht wird die Seele ewig gejagt, denn in der Nähe ist Alles „öd, verletzender und trüber." Aber:

„Sie können sich mit einfachen Worten,
Was nöthig zum Weinen und Lachen, sagen.
Müssen nicht an sieben vernagelte Pforten
Mit blutigen Fingern schlagen."

Hier sehe ich den innersten Punkt seines Wesens, und hier setzen seine Probleme, die Fragen und Antworten seiner Welt, ein: die verzweifelte Gier nach dem Ausgenießen der Herrlichkeiten der Erde. („Der Abenteurer und die Sängerin.") Die Tragödie der lebensuntüchtigen, mimosenhaft zarten Seele, die von diesem Leben unbarmherzig zerschmettert wird („Die Hochzeit der Sobeide") und endlich der große Klagegesang der faustischen Menschen, der sich in das Leben hineinschleichen möchte, der mit tausend klammernden Organen sich an dieses nie genossene und doch so heiß geliebte Leben klammert, um zu spät zu erkennen, daß ihm das Leben mit allen wundervollen Herrlichkeiten umsonst entgegengeblüht hat. Das sind noch die tiefsten Tragödien der modernen Seele, die hier so prachtvoll ineinander rinnen. Die faustische und Don Juan-Tragödie.

Einmal ist die Seele heitere Pfade gewandelt. Einmal hat sie unbekümmert an dem quellenden, ewig jungen Borne aller Güter dieses Lebens getrunken. Daraus entstand das Drama „Der Abenteurer und die Sängerin". Wir sind im herrlichen Venedig zur Zeit Casanovas, im tollen, leichtlebigen Venedig einer Zeit, in der man kühlen Blutes über Leichen schritt um der Befriedigung seiner Wünsche willen. Spieler, Zecher, tolle Lebenskünstler, das ist die Welt. Abenteuerlich ist diese Welt; sie weiß mit dem Leben umzugehen, es sich zu Willen zu zwingen. Der holländische Baron

von Weidenstamm hat es verstanden, wie kaum ein Anderer. Tausend Wünsche treiben aus dem ruhelosen Herzen ihm zum Bewußtsein. Sie verwirren ihn nicht. Er küßt an einem Abend drei Frauen, und jede von ihnen liebt er, denn jede stachelt den Wunsch in ihm, sie zu besitzen. Ihm darf nichts Begehrenswerthes einen Reiz haben. Er muß ihn kosten. Er setzt, ohne zu bedenken, sein Leben ein, die Bänder eines Mieders aufzulösen, das ihm nichts verbergen darf.

Im Grunde aber ist das gar kein Mensch der Rococozeit. Kein Casanova hat je der Natur solche Herrlichkeiten abgelauscht, hat je in verträumter Ekstase das Entstehen Venedigs gesehen, wie dieser Weidenstamm, der so urmodern ist, eine so urmoderne Aesthetensensation sich aus der Historie einer großen Kunst saugt, um endlich, wenn er wieder einmal über einen Menschen hinwegschreitet, voll bitterer Wehmuth von sich zu sagen:

„Er kommt von Einem, der mit tausend Armen
Nach allen Freuden griff und wie ein Kind
Mit Allem wild zum Mund fuhr, der mit Lust
Am Schein der Seifenblasen hing; der achtlos
Ein wundervolles Herz hinfallen ließ,
Um eine liederlich geschminkte Maske
Zu haschen."

Alles Gewand, so prächtig und prunkvoll, so überladen es mit dem intimsten Reize sein mag, ist eben nur eine Stilnothwendigkeit. Dieser Weidenstamm ist so absolut modern, wie es nur ein Rastloser aus unseren Tagen sein kann. Einer, dem jeder Genuß klein ist, weil er in seiner Seele mit heißer drängender Sehnsucht auf den großen, übermächtigen Genuß wartet, der ihn zur Ruhe und zum Gleichgewicht, zur Aussöhnung ausfülle. — Das wäre auch ein seltsamer Tizian, wie er ihn schildert, und seltsame Tizianschüler, in denen nie ein Tropfen Blut der Renaissance gerollt ist. Er giebt, wie jeder lyrische Künstler, doch keine „galvanisirte Geschichte", sondern immer einen Ausschnitt seines Erlebens in einem Stil, der mit absoluter Sicherheit getroffen ist. Diese Fülle des Erlesenen, die er voll Schönheitsdurst durch die Worte der Schüler heraussprudelt, das ist reine Lyrik, ohne jede Gestaltungsabsicht. —

Aber das Leben hat den Abseitsstehenden plötzlich hart angefaßt. Das Leben in seiner ungebärdigen, überstarken Brutalität hat an dieser feinen Träumerseele gezerrt; es hat sie zu Boden geworfen, die Ahnungslose und Freudigahnungsvolle jäh zerschmettert. Das ist die Tragödie: „Die Hochzeit der Sobeide". Die Zeichnung dieser Mädchengestalt ist ganz eigenartig, so huschend-fein und traumhaft unkörperlich, als wäre sie nichts als ein huschendes Symbol ihres weißen, verlangenden Seelchens, das lange von dem herrlichen Leben einsame und zarte Träume gesponnen hat und, von dem weisen Lebensversteher freigegeben, voll Jubel hinausstürmt, dem Leben entgegen. Doch der Jubel stockt in der Kehle, als müßte er sich seiner selbst schämen; es rollt sich ihr plötzlich ein Bild des Lebens auf, daß ihr

die jungen Pulse frieren. Grausam, unbarmherzig schlagen ihr die rohen Scheußlichkeiten in's Gesicht. Ihre Augen starren ohne Bewußtsein. Welch ein widerwärtiger Traum ist das, der sie so zu Tode schreckt! Bis sie sich wachend findet und der Wahnsinn sie anfaßt. Diese eine Nacht hat das jungfräuliche Leben zerbrochen, die Welt ist leer und voll Grausen. So kommt sie zurück von diesem Lebensgange, um daran zu sterben.

Ich erinnere an eine frappirend ähnliche Verdichtung dieses im Grunde höchstpersönlichen Problems (denn das ist das Wesen der Kunst, daß sie Persönlichkeit und Typus zugleich ausdrückt) an Maeterlinks „Schwester Beatrix“, die etwa zu gleicher Zeit entstanden ist. Da ist es eine junge Nonne, die nach den verschlossenen Gärten des Lebens dürstet, bis die allbarmherzige Maria, die Mutter Gottes, die das nichtige Leben der Menschen so innig begreift und verzeiht, sich vermenschlicht und in Gestalt dieser Nonne ihren Platz im Kloster ausfüllt, während Beatrix mit dem Prinzen Bellidor in das lachende, lockende Leben hineinreitet. Geschändet an Leib und Seele, gebrochen von den Erbärmlichkeiten des Lebens, wankt sie zurück in das Kloster und nimmt die Kleider der Gottesmutter, die wieder auf ihr Piedestal steigt, um die Thorheiten und Sünden der schwachen Menschen allbarmherzig zu verzeihen. — Das ungeheuer Charakteristische ist, daß Maeterlinck sein Problem mit dem christlichen Geiste durchtränkt und die unendliche rührende Gestalt der Gottesmutter kontrastirt, Hofmannsthal dafür Persiens asiatische Herrlichkeit und Bestialität heraufbeschwört, um seine Pracht zu entfalten und wieder in ästhetischem Genusse zu schwelgen.

Um diese tragischen Räthsel des Lebens baut sich das ganze Werk dieses tiefen Künstlers. Alle seine persönlichen Probleme sind hoch über seinen Alltag in die Sphären des Ewiglichen gehoben, wenn es für seinen Typus je eine Ewigkeit geben sollte. Eine Fülle kleinerer Schöpfungen ranken sich vervollständigend in dieses Bild. In dem feinen „Märchen der 672. Nacht“,*) der Geschichte eines Kaufmannssohnes und seiner vier Diener, ist die symbolische Unkörperlichkeit der Darstellung unendlich glücklich festgehalten. Die Geschehnisse bergen so viele Räthsel und Wirrnisse wie dieses räthselvolle Leben, von dem dieses Märchen einen Begriff geben soll. Ganz ähnlich in einer zweiten und dritten Erzählung: „Erlebniß des Marschalls von Bassompierre“**) und in der „Reitergeschichte“***). In der letzten ist die Meisterschaft der Darstellung geradezu unerhört. Mit einer Einfachheit, die den einfach sich ineinander schiebenden Lebensgeschehnissen prachtvoll und wortlos sich unterordnet, entrollt sich hier wieder ein Bild von der Räthselhaftigkeit und Furchtbarkeit des äußeren Lebens, das in seiner entsetzlichen Unbegreiflichkeit den Einzelnen zermalmt mitten in der Fülle des eigenen Lebens,

*) Die Zeit, V. Band Nr. 57, 58, 59.
**) Die Zeit, XXV. Band Nr. 321, 322.
***) Neue freie Presse, Nr. 12695, 24. December 1899.

von dem es keine Brücke zur Lebensgesammtheit zu geben scheint. Wortlos vor Allem drängt sich diese Verzweiflung der Persönlichkeit auf, die keinen Zusammenschluß mit den Geschehnissen und thatsächlichen, furchtbar thatsächlichen und verwirrenden Dingen der Umwelt finden kann.

Hierher gehören vor Allem die wundervollen Gedichte Hofmannsthals, die sicher das Beste moderner Lyrik bedeuten, Gedichte, denen die Kühle der Kritik immer nur das Werthvollste, den unbeschreiblichen Duft nehmen müßte. Die Furchtbarkeit des äußeren Lebens, das verwirrend um den aus entsetzten Augen starrenden Einzelmenschen braut, ewig voll Wirkung und doch ewig unbegriffen, ist unsagbar herrlich in der „Ballade des äußeren Lebens" verdichtet, die ich unverkürzt an diese Stelle setzen muß:

„Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben.
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen Nachts wie todte Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Mattigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen
Und drohende und todtenhaft verdorrte . . . .

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das Alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und einsam sind?
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Diese ganze Gedicht ist von den unfaßlich dunklen Räthseln des Lebens, dieser beklemmend unbegreiflichen Umwelt durchzittert. Niemals hat sich die Individualität dem Weltganzen gegenüber so furchtbar fremd gefühlt, nie das Ich verlassener in seinem Typus und dessen Lebensbethätigungen. Und welche schwere und unendlich hohe Wehmuth des Räthselmüden am Ende, der sich doch abfinden muß mit diesen Dingen! Von ähnlicher Furchtbarkeit in diesen antwortlosen Fragen an das Weltgeschehen sind die

„Terzinen der Vergänglichkeit“, in denen er die Zusammenhänge des Lebensentstehens und Vergehens und des Ineinanderwirkens so entsetzlich nicht fassen und nicht begreifen kann .....

So erkenne ich in Hofmannsthal innerhalb seines Typus den bedeutendsten Künstler, den Deutschland gegenwärtig besitzt, einen hohen und herrlichen Geist, dem an Tiefe und Pracht sich kaum ein mitlebender Dichter deutscher Sprache messen kann. Meine Anschauung mag bei Vielen Befremden und Spott erregen. Ich kenne einen ausgezeichnet kritischen Kopf, der gefunden hat, daß Hofmannsthal sich bei der letzten Probe nicht als dauernd erweise, „sich nicht in die Seele einschneide“. Aber ich kenne viele Menschen von reichem Leben und hoher Persönlichkeit, die in schweren Stunden ihres Lebens zu den Werken Hofmannsthals voll Andacht und Ehrfurcht gewallfahrtet sind, da sie ihre Welt bei ihm erlösend aufgebaut fanden. Werthung ist im Grunde immer der Geschichte vorbehalten, aber es will mir scheinen, als setzte die Geschichte im Augenblicke ein, in dem die Werke der Menschen zu wirken beginnen. Und es giebt eine Gemeinde unter den Kulturmenschen von heut, der Typus der Hofmannsthal verwandten Welt, der keine Werke der deutschen Dichtung der letzten Jahrzehnte wirken, die in der Kunst Hofmannsthals aber die synthetische Verdichtung einer Fülle der eigenen Welt findet, über die es ein „Hinaus“ nicht zu geben scheint.

Und hier wieder mag die Kritik einsetzen. Es giebt über ihn vielleicht kein Hinaus, denn seine Kunst ist keine zukunftsschwangere, kein idealisch hochragender Tempelbau, in seiner Welt brauen nicht dunkel die Ideale von morgen. Sie ist eine Kunst der Erfüllung. Ein höchster Gipfel. Nicht der Welt höchster Gipfel, wie Goethe uns heut noch erscheint; dazu ist er nicht überreich und nicht übermächtig genug. Aber der wundervoll krönende Gipfel einer ganzen Kultur, die zum Untergehen gereift ist.

Dieser Aufsatz soll einen Versuch darstellen, diese seltene Dichterpersönlichkeit und diesen Menschen zu profiliren. Er erhebt nicht Anspruch darauf, eine erschöpfende Kritik genannt zu werden. So sehr im Grunde ihres Schöpferdranges unfruchtbare Menschen, die den Instinkt des Nachfühlens in sich entwickelten, von der hohen Bedeutung der „Kritik“, als einer berufenen und erlösenden Wissenschaft reden, so gewiß ist in jedem schöpferischen Künstler die Erkenntniß klar, daß ihm keine Kritik die dunklen — und darum eigentlich schöpferisch wirkenden — Tiefen der eigenen Seele je erleuchte oder nachleuchte. Wie wundervoll und bitter hat es uns doch der herrliche Ibsen in seinem Epilog gestanden, daß auch ihm das Band zwischen Schöpfer und Nachschaffendem wie ein widerwärtiges, lächerliches Narrenseil erscheine! Das Allerbeste, Tiefste und Dunkelste, das quälend Persönlichste hat nie ein Kritiker dem Künstler nachfühlen können. Immer noch hat jeder Schöpfer in seinem Bedeutungsvollsten einsam gestanden. Und ich möchte an eine ganz eigenartige, ästhetische Studie Hofmannsthals, „Englischer Stil“, die er vor fünf Jahren in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht hat, anknüpfen.

So ganz wundervoll persönlich verzichtet er am Schlusse darauf, mit seiner Betrachtung eine „Kritik“ für Viele oder Wenige geschaffen zu haben. Wenn man es anmaßend und willkürlich findet, Zusammenhänge zu schaffen, denen nichts Wirkliches zu Grunde liegt, so antwortet er:

„Ja, es gehört wirklich nichts zusammen. Nichts umgiebt uns, als das Schwebende, Vielnamige, Wesenlose, und dahinter liegen die ungeheuren Abgründe des Daseins. Wer das Starre sucht und das Gegebene, wird immer in's Leere greifen. Alles ist in fortwährender Bewegung, ja Alles ist so wenig wirklich wie der bleibende Strahl des Springbrunnens, dem Myriaden Tropfen unaufhörlich entsinken, Myriaden neuer unaufhörlich zuströmen. Mit den Augen, die uns den Springbrunnen vorlügen, müssen wir das Leben der Menschen anschauen, denn die Schönheit ihrer Geberden und Thaten ist nichts Anderes als das Zusammenkommen von Myriaden Schwingungen in einem Augenblick. Es ist ein Springbrunnen, der einmal aufspringt und wieder in sich hinsinkt. Für einen Augenblick durchgleitet jeder Niederstürzende die unsterblichen Stellungen der antiken Gladiatoren, für einen Augenblick machen sieben durcheinandergehende Erinnerungen und der Anblick der sinkenden Sonne das Bewußtsein des Menschen dem eines alten und starken Gottes gleich. Die Völker aber erkennt man, wenn man viele Einzelheiten aufeinander bezieht. Man muß zu ihnen gehen, wie Einer der an einem Sommerabend in den Strom hinabsteigt und der untergehenden Sonne nachschwimmend auf Kopf und Schultern eine leise Wärme fühlt, während rückwärts ihn das dunkelnde Wasser anschauert, hoch im Lichte ein leichter Wind die ahnungslosen Wolken treibt, unten die Formen der Berge sich verändern, und er, zwischen so ungeheurer Bereicherung, so unwiederbringlichen Verlusten, sein Auge nicht groß genug, Alles aufzufassen, seiner selbst unsicher wird und nur eines gewaltigen Daseins grenzenlos versichert.“ . . . . .

Laube und Dingelstedt als Regisseure.

Persönliche Erinnerungen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Mein Beruf hat mich in jungen Jahren mit Heinrich Laube und Franz Dingelstedt zusammengeführt. Der günstige Zufall hat es so gefügt, daß ich sie näher, sogar recht nahe kennen lernen und ihre Freundschaft erwerben konnte — diese beiden gleich bedeutenden, aber grundverschiedenen Männer, die sich so vollkommen ergänzten, daß aus ihrer Vereinigung der wahre Ideal-Regisseur hervorgegangen wäre. Grund genug, daß in unserer unvollkommenen Welt sich diese Vereinigung nicht vollziehen konnte, daß die Beiden vielmehr als unversöhnliche Gegner einander gegenübertraten und sich das Leben gegenseitig sauer machten.

Seit verhältnißmäßig kurzer Zeit, eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten, hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit der Thätigkeit des Regisseurs zugewandt. Früher wurde der Regisseur, der mit seiner Person bei der Aufführung ja gar nicht hervortritt, und dessen stilles Wirken oft nur von einem sehr geschulten Auge erkannt werden kann, so gut wie gar nicht beachtet.

Freilich haben von je große Geister die Wichtigkeit der praktischen Arbeit auf der Bühne, die mit der dramaturgischen Arbeit am Pulte Hand in Hand gehen sollte, erkannt und sich dieser Arbeit auch willig unterzogen. Ich brauche nur an Goethe zu erinnern, der in seiner gewaltigen Vielseitigkeit Alles gefühlt, zum mindesten geahnt, was der Kunst, gleichviel nach welchem Ausdruck sie sucht, frommen konnte. Auch Goethe wußte ganz gut, daß es zur Erzielung einer wirklich künstlerischen Theatervorstellung geboten sei, den geistigen Leiter der Proben aus dem Kreise der Dichter zu wählen, während die Regulirung des Technischen füglich einem geschmackvollen und erfahrenen Schauspieler überlassen bleiben mochte. Und so übernahm denn

Goethe in der That die Regie des Weimarschen Hoftheaters. Ein guter Regisseur im Sinne unserer heutigen Auffassung war Goethe, ehrlich gesagt, nicht. Aber gleichwohl sind neben manchem Veralteten, Abgethanen, Verkehrten in seinen Weisungen an die Schauspieler und in seinen zerstreuten Bemerkungen über die scenische Vorbereitung des Schauspiels herrliche, tiefsinnige, goldene Wahrheiten echt Goetheschen Gepräges, die mit den in ihrer erschöpfenden Einfachheit unerreichten Worten des Hamlet an die Schauspieler zu dem Besten gehören, was überhaupt über die Kunst der Darsteller gesagt worden ist.

Das Auftreten Immermanns in Düsseldorf gegen Ende der dreißiger Jahre blieb vereinzelt. Man hatte eigentlich nur ein Lächeln des Mitleids für den sonderbaren Schwärmer, der mit flammender Begeisterung für die Aufrichtung einer deutschen Musterbühne sich ereiferte und allen Forderungen, die es zur Erreichung dieses Ziels erhob, die eine voranstellte: die Leitung durch einen umfassend gebildeten, mit malerischem Sinn und dichterischem Feingefühl ausgestatteten Regisseur. Und als Immermann, der echte Dichter und Künstler, an der Ungunst der kleinlichen lokalen Verhältnisse mit seinem schönen Unternehmen scheiterte, — da war's, als habe er nie gesprochen und gewirkt. Und der alte Schlendrian trollte ruhig in den alten eingefahrenen Gleisen weiter.

Auf die Bühnenthätigkeit von Ludwig Tieck und Karl Gutzkow brauche ich hier nicht einzugehen. Denn diese Thätigkeit war ja wohl ausschließlich dramaturgischer Art, vollzog sich also am Pulte und gewann auf die Ausgestaltung des Bühnenbildes durch die darstellenden Künstler keinen entscheidenden Einfluß, suchte ihn nicht einmal zu gewinnen.

Bei den beiden Dichtern der uns näher liegenden Zeit aber, mit denen wir uns beschäftigen wollen, bei Laube und Dingelstedt hat ihr wohlverdienter Ruhm als Regisseur — man darf es frei sagen — den Dichterruhm überstrahlt. Die köstlichen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ werden leider heute nur noch im kleinen Kreise der auserlesenst Gebildeten gewürdigt. Laubes dramatische und sonstige Werke sind, wenn auch nicht ganz vergessen, doch schon von einer so unheimlichen Staubschicht der Vergangenheit bedeckt, daß es nur selten einen Bühnenleiter reizt, sie vom Regal herunterzuholen und irgend einem Gast zuliebe es mit der Aufführung des einen oder anderen Stückes zu versuchen, um sich nochmals zu überzeugen, daß der Liebe Müh' mehr oder minder umsonst war. Was aber Laube und Dingelstedt als Bühnenleiter, vor allem als Directoren des Burgtheaters in der Kunst der Regie geleistet haben, bedeutet nicht mehr und nicht minder als eine völlige Umwälzung in der Kunst der deutschen Darstellung.

Laube hat bei den Künstlern zuerst die Erkenntniß dafür geweckt, worauf es vor allem bei der Verwirklichung des dichterischen Wortes auf der Bühne ankommt. Er hat mit dem falschen Schönheitsbegriff jenes besonderen Bühnenvortrages, den man gewöhnlich als „Weimarische Schule“ zu bezeich-

nen pflegt, gründlich aufgeräumt und durch Wort und That dahin gewirkt, daß die Auffassung von der Nothwendigkeit einer besonderen, für die Bühne eingerichteten Sprache, die sich in einem wohllautenden Singsang wiegte, ein für alle Mal abgethan wurde.

Es klingt einfach, aber es war zur Zeit eine wahre That, als Laube die These aufstellte, und durchführte: es giebt überhaupt keine Bühnensprache, es giebt nur eine Sprache der Wahrheit, des Lebens, und diese soll auch auf der Bühne gesprochen werden. Allerdings muß sie in der Weise gehoben und geadelt werden, daß sie die Unarten und Vernachlässigungen, die im gewöhnlichen Verkehr als mehr oder minder statthaft hingenommen werden, abstreift. Sie muß schärfer heraus modulirt werden, um unter den besonderen Bedingungen der Bühne deutlich zu sein. Aber nur um Gotteswillen kein Singsang, kein Spielen mit süßlichem Wohllaut, kein Tremolo, und nur keine übertrieben starken Accente. Nichts war ihm widerwärtiger als die sogenannten Schalmeienbläser und Bumbumschauspieler.

Laube und Dingelstedt waren es, die in erster Linie die wahrhaft künstlerische Bedeutung der Regie erkannt und diese Erkenntniß durch ihre ernste, geistvolle Thätigkeit auf den von ihnen geleiteten vorbildlichen Bühnen praktisch bewährt haben. Zu diesen beiden Regisseuren in des Wortes vornehmster Bedeutung, deren reformatorischem Wirken die deutsche Bühne das Beste verdankt, dessen sie sich jetzt erfreut, gesellt sich als dritter noch ein Fürst unter den Regisseuren, von dem es indessen dem früheren Leiter des Meininger Hoftheaters übel anstehen würde, hier zu sprechen.

Aber was ist denn nun eigentlich der Regisseur, wie ich ihn hier im Auge habe?

Auf dem verwandten Gebiete der Musik tritt der Regisseur auch bei der Aufführung als Kapellmeister vor den Zuhörern sichtbar in die Erscheinung. Wie der Kapellmeister bestimmt auch der Regisseur bei der dramatischen Aufführung das Tempo, den Rhythmus, die Stimmung des Kunstwerkes im Großen und Ganzen, fordert durch Blick und Geberde auf zum richtigen Einsetzen des Einzelnen, feuert an, dämpft ab und giebt mit einem Worte dem Kunstwerke, dessen Verwirklichung auf der Bühne ihm anvertraut ist, nach allen Seiten hin Wesen und Gestalt. Er zieht den Rahmen, innerhalb dessen sich die Handlung abzuspielen hat, er giebt dem Bilde selbst die ihm geeignet erscheinende Grundfarbe, die richtige Beleuchtung. Ihm liegt die Composition des Bühnenbildes ob, die Stellung des Einzelnen zu einander, der Gruppen, die Verschiebungen, er hat beim Vortrage des Einzelnen Mißverstandenes zu beseitigen, Verfehltes richtig zu stellen, Unklares aufzuhellen, Mattes zu beleben, Uebertriebenes zu mäßigen, die Nichtsprechenden an der Handlung zu betheiligen. Er muß mit einem Worte unausgesetzt auf Alles und Jedes die Augen gerichtet haben und überall berathend und helfend eingreifen.

In diesem Sinne haben die beiden Männer, von denen ich spreche, ihre Aufgabe erfaßt und sind zu leuchtenden Vorbildern in der deutschen

Bühnenkunst geworden. Ihrer grundverschiedenen Individualität entsprechend haben die Beiden nach ganz entgegengesetzten Richtungen hin gewirkt, um sich schließlich aber doch am Ziele, eine interessante und künstlerisch schöne Vorstellung herzustellen, zu begegnen.

Die Verschiedenartigkeit der Aufführungen, wie sie Laube und Dingelstedt zu Wege brachten, mußte Jedermann auffallen. Mir aber ist es vergönnt gewesen, — da ich den beiden so heterogen aber gleichermaßen charakteristischen Bühnenmännern persönlich gleich nahe gestanden habe, — mir aus dem Wesen der Personen selbst die Verschiedenartigkeit ihrer künstlerischen Arbeit wohl noch etwas klarer zu machen, als es dem Fernerstehenden möglich war.

Zu Laube wurden meine Beziehungen im Jahre 1869 geknüpft. Man weiß, daß Laube, der das Burgtheater zur höchsten Höhe hinangeführt hatte, sich wegen Reibereien und Zänkereien mit hochgestellten Bureaukraten und Schranzen, die ihm in seine künstlerische Führung hineinreden wollten, veranlaßt sah, die Direktion niederzulegen, unter dem allgemeinen Bedauern nicht blos des Wiener Theaterpublikums. Er that zwar, als ob er theatermüde wäre, aber die ihm Nahestehenden wußten ganz genau, daß er sich da einer freundlichen Selbsttäuschung hingab. Laube war Theatermann vom Wirbel bis zur Sohle, er konnte nur Theaterluft athmen, nur im Theater wirken. Das Quantum Aerger, das die Bühnenleitung mit sich bringt, war ihm ein Lebensbedürfniß. In der Beschaulichkeit fühlte er sich kreuzunglücklich. Seine dramaturgischen Aufsätze, deren bedeutendste in die Zeit unmittelbar nach seinem Ausscheiden aus der Direktion des Burgtheaters fallen, spiegeln seine verdrießliche Stimmung deutlich wieder. Es war seine ehrliche Meinung, und er sprach sie unverhohlen aus, daß das Burgtheater an demselben Tage, an dem er ausgeschieden sei, seine künstlerische Bedeutung völlig verloren habe. Ueberall sah er jetzt Fehler, die er als Mitbetheiligter nie gesehen hatte. Alle Schauspieler, die er selbst in zwanzigjährigem, sorgfältigem Studium zu ihrer künstlerischen Bedeutung herangebildet, die er entdeckt und, wie man zu sagen pflegt, gemacht hatte, Leute wie Baumeister, Sonnenthal, Lewinsky, Gabillon, Charlotte Wolter u. s. w., alle waren im Handumdrehen verwahrlost und verwildert. Er wäre ganz gewiß vor den Jahren ein alter unausstehlicher Griesgram geworden, wenn der günstige Zufall ihm nicht die Gelegenheit zu neuer Entfaltung seiner wider Willen ruhenden Schaffenskraft geboten hätte. Leipzig hatte sich ein schönes neues Theater gebaut, und Laube nahm die ihm angetragene Berufung an.

Gleich der Eröffnungsabend in Leipzig war für ihn ein wahrer Triumph. Es gab den Demetrius, das großartige Schillersche Fragment, das er auf seine Weise fortgesetzt hatte — mit unverkennbarem Geschick, mit großer dramatischer Wirkung, aber mit nichts weniger als Schillerschem Geist. Die Aufführung war ungemein lebendig und geistvoll. So hatte man in Leipzig noch niemals Komödie spielen sehen, und die erste Entscheidungsschlacht war ein glänzender Sieg.

Laube ließ seine Demetriusumarbeitung drucken. Ich war damals Redacteur der Elberfelder Zeitung. Das Buch ging mir zur Rezension zu, ich las es und schrieb darüber eine Kritik, die im lebhaften Tone meiner temperamentvollen Jugend gehalten war. Ohne den Respect vor dem großen Können Laubes irgendwie aus den Augen zu lassen, konnte ich doch mit meiner Ansicht nicht zurückhalten, daß es unter den bedeutenderen deutschen Bühnendichtern kaum einen gäbe, der zur Fortsetzung einer Schillerschen Dichtung weniger geeignet sei, als gerade Heinrich Laube. Bei Schiller die wundervolle Schönheit der Sprache, der hinreißende Wohllaut, der herrliche Schwung, bei Laube ein hartes, schroffes, herbes, verletzend klares Deutsch, Alles kantig und nicht eine Rundung. Und nun gerade „Demetrius“, der in der Schillerschen Dichtung vielleicht mit dem Schönsten abschließt, was Schiller geschrieben hat, mit dem begeisterten Aufruf der Marfa . . . Und unmittelbar nach diesen weithin hallenden Glockenklängen Laubes Verse: mißlautend wie klapperndes Blech, hart und bröckelig wie altbackenes Brot.

Ich bekam beim Lesen zuerst geradezu einen Schrecken, und in dieser Stimmung schrieb ich denn: „Wenn Schiller aufhört und Laube anfängt, dann hört alles auf.“

Ein paar Tage nach Erscheinen dieses Aufsatzes erhielt ich aus Leipzig einen Brief von einer mir unbekannten, ungewöhnlich schönen Handschrift, energische, klare, wohlgestaltete Züge, etwas Großartiges. Ich öffnete den Brief, er war unterschrieben: Laube. Einige der guten Freunde, wie man sie ja überall hat, hatten mit liebenswürdigen Kommentaren meinen Aufsatz an Laube eingeschickt. Zu meiner aufrichtigen Ueberraschung dankte mir Laube dafür, und es war ihm ernst gemeinter Dank. Er sagte mir, der Aufsatz habe ihm da, wo ich ihn lobte, Freude bereitet; da, wo ich ihn tadelte, gefalle er ihm weniger. „Aber,“ fügte er wörtlich hinzu, „das ist Temperamentssache, und Sie haben Temperament. Wenn Sie Ihr Weg mal nach Leipzig führt, besuchen Sie mich doch.“

Viel früher, als ich damals annahm, konnte ich der Einladung Folge leisten. Es wurde mir aus heiterm Himmel das Angebot gemacht, die Leitung eines literarischen Blattes in Leipzig zu übernehmen. Das garstige, das politische Lied war mir längst höchst widerwärtig geworden, und mein Verleger, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuße stand, erfüllte meine Bitte und ließ mich vor Ablauf meines Contraktes los. Im Herbst desselben Jahres 1869 übersiedelte ich nach Leipzig, und einer meiner allerersten Besuche in der Stadt galt Laube.

Zufälligerweise hatte ich bis dahin noch kein Bild von Laube gesehen, und ich erinnere mich noch ganz genau, welche Vorstellung ich mir von der Persönlichkeit machte, als ich die Thalstraße entlang ging und in das schöne Haus von Ernst Keil, dem Besitzer der Gartenlaube, eintrat. Laube wohnte im zweiten Stock. Nach seinen Schriften, nach seinem diktatorischen Auftreten, seiner rücksichtslosen Energie und Schroffheit, die in der ganzen

literarischen und theatralischen Welt allbekannt waren, stellte ich mir eine imposante Erscheinung vor.

Laube hatte jeden Abend von $\frac{1}{2}$6 bis $\frac{3}{4}$7 Kaffeestunde. Da empfing er jeden Besuch. Ich trat gegen 6 Uhr in den großen, recht behaglich eingerichteten Salon. Außer der Familie waren noch zwei oder drei Gäste da. Die Familie bestand aus den beiden Damen, der Frau Geheimräthin Buddeus, einer prächtigen alten Dame, und deren Tochter Iduna, Laubes Frau. Alle Besucher des Laubeschen Hauses werden sich der beiden Damen mit Rührung und Dankbarkeit erinnern. Frau Iduna war eine wahrhaft ideale Frauengestalt, von feinstem Verständniß, sorgend und liebevoll, freundlich und versöhnlich, eine Lebensgefährtin für Laube, wie er sie sich garnicht herrlicher denken konnte.

Und nun stand ich ihm also gegenüber. Er hatte sich von seinem behaglichen Lehnstuhl erhoben und reichte mir die Hand. Ich kam vor Erstaunen gar nicht zu mir. Eine ganz kleine, zierliche Gestalt, schmale Hände, kleine Füße, der zu große Kopf auf den ersten Anblick nichts weniger als bedeutend, im Gegentheil recht plebejisch gewöhnlich, durchaus nicht schön, eher häßlich, stark hervorspringende Backenknochen, etwas eingedrückte Nase, große, wulstige, abstehende Ohrmuscheln, die Unterlippe des ziemlich großen Mundes trotzig vorgeschoben, die glatten Haare an den beiden Schläfen nach vorn gekämmt rund gradlinig abgeschnitten, — eine schusterartige Frisur! — die hageren knochigen Backen glatt rasirt, Lippen und Kinn mit einem ziemlich struppigen, blondbraunen, von weißen Strähnen durchzogenen Bart bewachsen.

Aber diese Stirn! Wundervoll ausgearbeitet. Und diese herrlichen Augen! So klug, so gut, so feurig, in so sonniger Wärme leuchtend, daß in ihrem Widerschein das ganze Antlitz wie von einem verklärenden Schimmer übergossen erschien. Wer Laube in's Auge blickte, der konnte ihn nicht häßlich finden, obgleich er ja eigentlich wirklich recht häßlich war. Aber er war, was die Franzosen einen beau laid nennen; er besaß eine schöne, interessante, reizvolle Häßlichkeit. Seine Stimme, ein tiefer und voller Bariton, hatte gewöhnlich etwas Knatterndes. Wenn er sich aber beobachtete und den Vortrag modulirte, z. B. wenn er irgend etwas vorlas, war sein Organ auch des einschmeichelnden Wohllautes fähig.

Er kleidete sich in eigener Weise, mit einer beabsichtigten Nichtbeachtung der Modekupfer aus den letzten Jahrzehnten. Von meiner Kindheit her erinnerte ich mich, solche Erscheinungen aus der Biedermännerzeit gesehen zu haben. Um den umgeschlagenen, schmalstreifigen, geradabgeschnittenen Hemdkragen war eine ziemlich breite Binde geschlungen. Er trug eine bunte zweireihige Sammetweste und einen ebenfalls zweireihigen Gehrock von unbestimmbarer dunkler Farbe mit Sammetkragen, sehr breiten Aufschlägen und ungewöhnlich langen Schößen, die bis über's Knie reichten. Vorn in den Schößen waren zwei große Taschen mit Aufschlägen.

Er lud mich ein, auf dem Stuhle neben ihm Platz zu nehmen. Frau Iduna schenkte mir eine Tasse von dem gut gemeinten Kaffee ein, und er bot mir eine Cigarre an, die ich mit der Motivirung, daß ich nur Cigaretten rauche, ablehnen durfte. Das hatte mir ein guter Geist eingegeben, denn die Laube'schen Nachmittagsgastcigarren standen in sehr üblem Geruch. Ehe ich mich dessen versehen konnte, hatte Laube ein Dutzend Fragen an mich gerichtet, woher ich kam der Fahrt, wie meine Art? . . . Nach der fünften oder sechsten Frage mußte ich unwillkürlich lächeln. Und als er von mir Bescheid darüber haben wollte, nach welcher Himmelsrichtung hin mein Arbeitszimmer läge, — das ich notabene noch garnicht betreten hatte, denn ich hatte die Wohnung erst am Tage selbst gemiethet, — mußte ich ehrlich auflachen. Nun merkte er selbst das Komische dieser beständigen Fragenstellung, und er sagte schmunzelnd: „Sie fühlen sich wohl wie ein Untersuchungsgefangener, der sein erstes Verhör bestehen muß?“

„Es giebt aber doch kein einfacheres Mittel, um sich schnell zu orientiren, als zu fragen,“ antwortete ich.

„Nun also, wie heißt das Stück, das Sie geschrieben haben?“

Ich sah Laube mit dem Ausdruck ehrlichster Verwunderung an. Ich hatte allerdings mein erstes Stück geschrieben. Ich hatte es vor einigen Monaten sogar ganz im Geheimen auf einer kleinen Provinzialbühne aufführen lassen. Es war noch nicht gedruckt, kein Mensch hatte sich darum gekümmert. Wie konnte Laube davon Kenntniß haben? Ich lehnte mich etwas im Stuhl zurück und fragte nun meinerseits: „Aber mein Gott, woher wissen Sie denn? . .“

Laube lächelte. „Ich weiß von nichts, ich setze es nur voraus, da Sie auf mich den Eindruck des ziemlich Normalen machen. Ein Schriftsteller in Ihren Jahren, ein Kritiker, der regelmäßig das Theater besucht und Stücke bespricht, der muß doch auch irgend ein Stück geschrieben haben. Was ist es denn? Eine Römertragödie?“

„Bedaure, nein.“

„Aha, also ein Hohenstaufendrama? Konradin?“

„Auch noch nicht.“

„Doch nicht wohl gar etwas Modernes?“

„Allerdings.“

„Merkwürdig. Haben Sie es mitgebracht?“

Ich sah ihn wieder verwundert an und fragte: „Wie denn?“

„Ob Sie es draußen im Ueberrock haben? Dann holen Sie es doch 'rein.“

Und als ich das natürlich verneinte, sagte er: „Na, dann schicken Sie es mir recht bald . . . oder bringen Sie es mir morgen zum Kaffee. Ich hoffe, Sie werden öfter kommen. Auf besondere Einladungen warten Sie nicht.“ —

Laube hatte sich bis dahin ausschließlich mit mir, seinem neuesten Gaste,

beschäftigt, während die anderen ihre zwanglose Unterhaltung fortsetzten. Es kamen nun noch andere Gäste, als deren auffälligster mir Herr Alexander Strakosch erschien, für den Heinrich Laube am Theater die bisher noch nicht dagewesene Stellung eines „Vortragsmeisters" geschaffen hatte. Strakosch hatte sich auch der Bühnenkunst gewidmet. Er hatte es aber wegen seines ungünstigen Aeußeren, wegen des komisch wirkenden Widerspruchs zwischen seiner kleinen, unansehnlichen Figur und seinem mächtigen, klangvollen Organ auf der Bühne zu nichts bringen können. Laube bewunderte die Sprechkunst des Herrn Strakosch sehr aufrichtig. Er engagirte ihn gewissermaßen als passives Mitglied und überwies ihm vor allem jüngere Schauspieler, deren Vortrag noch störende Unarten anhafteten, zum Unterricht. Strakosch wurde mit der Zeit bei den meisten Mitgliedern sehr mißliebig, gerade weil Laube zu seinem Talente als Deklamationslehrer unbedingtes Vertrauen hatte und auch von älteren Schauspielern, die in der deutschen Bühnenwelt schon einen Namen sich erworben hatten, verlangte, daß sie ihre Rollen, bevor er auf den Proben mit ihnen arbeitete, mit Strakosch vorbereiteten. Eines steht fest, es hat niemals einen treueren Diener seines Herrn gegeben, als Strakosch es war. Er vergötterte Laube.

Außer Strakosch erfreute sich noch ein anderer junger Schauspieler der besonderen Gunst des Direktors. Das war Emil Claar, der jetzige Intendant des Frankfurter Schauspielhauses. Laube sagte mir gelegentlich einmal selbst, daß von allen seinen Schauspielern Claar der einzige sei, der ein wirklich gutes Bühnenauge und Bühnenohr habe. Claar wurde eine Art von dramaturgischem Adlatus Laubes. Er las die meisten eingegangenen Bühnendichtungen, und von seinem Votum hing es in erster Linie ab, ob Laube selbst der Prüfung des Manuskripts näher trat oder nicht. Laubes Verhältniß zu diesen beiden Getreuen, das ihm von allen anderen Mitgliedern sehr verübelt wurde, trug nicht wenig dazu bei, ihm mit der Zeit sein Leben in Leipzig zu verleiden. Mit Laubes Weggang aus Leipzig wurde denn auch ihrer dortigen künstlerischen Wirksamkeit ein Ende gemacht. Zu ihrem Glück.

Zwischen Laubes freundlicher Aufforderung, ihm mein Stück zu zeigen, und der Erfüllung seines mir sehr angenehmen Wunsches hielt ich es für richtig, eine Anstandspause eintreten zu lassen. Aber schon am übernächsten Tage brachte mir der Theaterdiener einen Zettel: „Wo bleibt Ihr Stück? Ich erwarte Sie heut Nachmittag." Bei diesem zweiten Besuche empfing mich Laube schon wie einen alten Bekannten, ich darf beinahe sagen, wie einen Freund. Es waren wieder in dem gemüthlichen Salon um den runden Tisch, an dem die beiden sympathischen Damen, die alte Großmama und Frau Iduna präsidirten, sechs, acht Gäste vereinigt. Die Unterhaltung, die Laube leitete, war ungemein lebhaft und anregend, und ich wußte nicht, wo die Zeit geblieben war, als um $^3/_4$7, wie gewöhnlich, der Diener geräuschvoll in das Zimmer trat, und mit dem eingelernten Rufe „der Wagen ist vorgefahren" das Zeichen zum Aufbruch gab.

Schon am Mittag des darauf folgenden Tages schrieb mir Laube, er habe mein Stück gelesen, ich möchte zur gewöhnlichen Zeit zu ihm kommen, er wolle mit mir darüber sprechen. Es rührte mich wirklich, daß Laube nicht einen Tag hatte vorübergehen lassen. Ich war in großer Aufregung. Es interessirte mich im höchsten Grade, zu erfahren, was der Mann, der allgemein als der tüchtigste Bühnenkenner galt, von meinem Versuch halte.

Als ich ziemlich pünktlich ½6 in den Salon trat, waren wir noch allein. Laube kam mir entgegen und sagte mir: „Wir wollen hier nebenan in's Zimmer treten, ich möchte doch einige Minuten ganz ungestört mit Ihnen plaudern." Das Nebenzimmer war sein Arbeitszimmer, sehr einfach eingerichtet, die Bibliothek nicht übermäßig groß, ein flacher Schreibtisch mit Manuskripten bedeckt, einfaches Mobiliar. Er setzte sich auf seinen Schreibstuhl, und ich saß ihm gegenüber. Gleich der erste Satz rief in mir die widersprechendsten Gefühle hervor: „Also gut ist Ihr Stück nicht," sagte mir Laube, „aber ich werde es Ihnen aufführen."

Daß ein so hochstehendes Theater wie damals das Leipziger, und daß ein Mann wie Laube mein Stück aufführen würde, — daran hatte ich überhaupt nicht gedacht. In meiner freudigen Ueberraschung über diese Mittheilung übte die nicht gerade glänzende Würdigung meiner Arbeit auf mich doch nur eine sehr schwache Wirkung aus. „Wahrhaftig, Sie wollen mein Stück geben?" fragte ich in ehrlichem Erstaunen.

„Ja, ich will es geben, damit Sie merken, was Sie können und was Sie nicht können, damit Ihnen die Fehler Ihrer Arbeit recht empfindlich klar werden. Ich glaube, Sie haben das Zeug dazu, früher oder später einmal ein ganz passables Stück schreiben zu können, und dazu will ich Sie ermuntern. Und deshalb gebe ich Ihr Stück, nur deswegen! Denn mir gefällt's gar nicht. Sie sind zu lange und in den wichtigsten Jahren Ihres Lebens in Frankreich gewesen, Sie müssen sich die französischen Einflüsse erst von der Seele herunterschreiben."

Laube ging mit mir nun das Stück in einigen Einzelheiten durch, er empfahl mir dies und das zu beseitigen, dies und das hinzuzusetzen, die eine Scene zusammenzuziehen, einer anderen größere Bedeutung zu geben. Das dauerte so etwa zwanzig Minuten. Dann drückte er mir die Hand und sagte mir: „Ich habe wahrscheinlich Ihre Autoreneitelkeit oft verletzt, aber Sie werden trotzdem gut thun, wenn Sie meinen Rath befolgen. Uebrigens gebe ich das Stück auf alle Fälle, auch wenn Sie nichts mehr daran ändern wollen." Und Laube machte nun einige sehr freundliche und ermuthigende Bemerkungen, die frische Arbeitslust in mir weckten.

Nach wenigen Tagen schickte ich Laube das von mir, nach eingehender Rücksprache mit Claar, umgearbeitete Manuskript. Er ließ sofort die Rollen ausschreiben, und sechs Wochen darauf fand die erste Aufführung statt.

Dieses erste Stück von mir, von dem ich eigentlich nicht sagen kann, es sei vergessen, denn man hat es ja kaum gekannt, hieß „Marion". Es

spielte im modernen Frankreich, und war unter der starken, leicht wahrnehmbaren Beeinflussung der Dramen des zweiten Kaiserreiches, mit unverkennbaren Anklägen an die „Kameliendame" von Dumas, an Barrières „Marmorherzen", an Augiers „Olympia" und dergleichen entstanden. Laube besetzte es mit seinen ersten Kräften, und wenn ich mir jetzt diese Besetzung vergegenwärtige, dann wird mir erst klar, was das Leipziger Stadttheater unter Laube gewesen ist. Es war eine Vereinigung von hervorragenden Künstlern, wie sie weder vorher noch nachher ein Privattheater je besessen hat. Von den Hauptdarstellern sind heute fast alle durch den Tod oder durch das Alter der Bühne entrückt: so Mittell, Ernst Krause, Engelhardt, Mitterwurzer, die der kühle Rasen deckt, Hermine Delia, die jetzt als Frau Hermine Claar-Delia in Frankfurt das beschauliche Dasein der Intendantengattin führt. Nur Frau Mitterwurzer, die damals in der ersten Jugend prangte, wirkt noch heute als Mitglied der Wiener Burg. Dank dieser ausgezeichneten Darstellung hatte das Stück recht guten Erfolg, mehr Erfolg als Laube erwartet und gewünscht hatte. Denn er wiederholte mir nach der Vorstellung, daß er eigentlich eine „ermuthigende" Niederlage erhofft hätte. Er selbst hatte aber alles dafür gethan, um dem Anfänger diese Ermuthigung zu ersparen. Er hatte sich des Stückes mit der liebevollsten, ich darf sagen, mit der zärtlichsten Theilnahme angenommen und auf die Einstudirung eine Sorgfalt verwandt, als ob es sich um ein dichterisches Meisterwerk handelte. Es war ja überhaupt eine seiner liebenswürdigsten Eigenthümlichkeiten, daß er von dem Augenblicke an, da er sich zur Aufführung eines Stückes entschloß, sich mit dem Autor vollständig identificirte und sich in jedes Werk, es mochte auch noch so geringwerthig sein, völlig verliebte. Während der Vorbereitung eines jeden neuen Stückes gab es keinen wärmeren und beredteren Anwalt für die Schwächen, keinen schwunghafteren und begeisterteren Lobredner für die geringen Vorzüge des Autors als Laube. Während des Stadiums der Prüfung war seine Kritik stets scharf, rücksichtslos, sie konnte sogar verletzend sein. Sie milderte sich mit dem Tage der Annahme des Manuskriptes zur Aufführung, verwandelte sich während der Einstudirung in blinde Vaterliebe und trat erst nach der Aufführung wieder in sehr gemilderter Form als wohlwollende, nachsichtige, aber nicht geradezu verblendete Freundin hervor.

Während der Einstudirung meines dramatischen Erstlingswerkes machte ich nun auch die erste nähere Bekanntschaft mit der Bühne am Tage und mit der praktischen Thätigkeit des Regisseurs, von der ich bis zur Stunde recht wenig geahnt hatte. Und dieser Regisseur war glücklicherweise der allerbedeutendsten Einer, wenn nicht sogar der bedeutendste. Der erste Eindruck, den ich von den Proben empfing, war so unbehaglich wie nur irgend denkbar!

Es war ein häßlicher, naßkalter Wintertag, als ich gegen 9 Uhr Vormittags durch den schmalen Seiteneingang eintrat, die spärlich beleuchtete Steintreppe, deren Stufen die nassen und schmutzigen Spuren des schlechten Wetters zeigten, hinaufstieg und durch das labyrinthische Gewirr den Weg

zur Bühne suchte. Die im Stücke beschäftigten Künstler standen in größeren und kleineren Gruppen auf der Bühne, die durch einen Gasständer nicht sehr vortheilhaft beleuchtet war. Das große Haus lag vor mir in nächtlichem Dunkel. Bei meinem Erscheinen auf den Brettern entstand unter den Künstlern eine gewisse Bewegung. Sie war nicht gerade feindselig, aber sehr entgegenkommend erschien sie mir auch nicht. Ich glaube, ich deutete sie nicht falsch, wenn ich aus ihrer etwas erzwungenen Artigkeit herauslas: „Was will denn der eigentlich hier? Wir werden ja auch ohne ihn fertig werden. Es wäre viel vernünftiger, wenn er zu Hause geblieben wäre!"

Wenige Minuten darauf erschien Laube in einem sehr merkwürdigen, geradezu komisch wirkenden Aufzuge. Er trug einen Hut, wie ich ihn während der beiden letzten Generationen nur bei Laube gesehen habe: einen ganz niedrigen Cylinder mit breiten, gerade abstehenden Rändern, und einen langen, dunkelgrünen Pelz mit reichem Schnürwerk. Er begrüßte die Künstler artig und mich durch einen besonders herzlichen Händedruck und forderte mich auf, mich neben ihn an den kleinen Tisch zu setzen, der hart an der nichterleuchteten Rampe zur linken Seite des Souffleurkastens stand. Auf dem Tischchen brannte eine Lampe, und er legte das Manuskript meines Stückes, das er mitgebracht hatte, darauf. Dann vertauschte er seine ledernen Galoschen mit mächtigen Filzpantoffeln von unwahrscheinlichem Formate und klappte auf den Tisch. Die Schauspieler traten sammt und sonders in die Koulissen. Laube beugte sich zu mir und sagte mir halblaut: „Wenn Sie irgend welche Bemerkungen zu machen haben, so wenden Sie sich, bitte, an mich. Die Schauspieler verstehen mich besser, als Sie." Ich verstand garnicht, worauf das hinausging, denn ich wußte nicht, was ich für Bemerkungen hätte machen sollen. Das wurde mir erst später klar. Darauf rief er mit lauter Stimme: „Ich bitte die im ersten Akt beschäftigten Herren und Damen."

Die Betreffenden erschienen sogleich. Laube stand auf, schlürfte auf seinen breiten Filzsocken vor und die verschiedenen Thüren bezeichnend, sagte er: „Das da ist der allgemeine Eingang von der Straße; diese Thür führt in die Gesellschaftsräume, die Thür in das Schlafzimmer und die da in das Zimmer des jungen Mädchens. Und nun können wir anfangen."

Die Schauspieler hatten zwar ihre Rollen in der Hand, aber sie gebrauchten sie doch nur etwa wie einen Gebirgsstock in der Ebene. Sie hatten allesammt vortrefflich memorirt und brachten mit Hilfe des Souffleurs fast durchgängig den Wortlaut. Die Stellungen waren ganz einfach und ergaben sich beinahe von selbst. Der Dialog wurde nur selten durch einige Fragen, die sich auf das Aeußerliche bezogen, unterbrochen: „Kann ich meinen Hut auf den Stuhl da stellen?" „Jetzt möchte ich wohl hinübergehen?" „Darf ich mich setzen?" „Hier könnte ich wohl aufstehen?" u. s. w. Laube nickte fast regelmäßig zustimmenden Bescheid. Wir waren mit dem ersten Akte schon vor zehn Uhr Vormittags fertig. Ich kann nicht gerade

behaupten, daß ich von der Darstellung sehr begeistert war, aber ich war ganz zufrieden.

Laube erhob sich, trat in die Mitte der Bühne, und die Schauspieler bildeten um ihn eine Corona. „Na also," sagte er, „das war garnichts! Ich habe Sie nicht unterbrechen wollen, aber das war ja alles verfehlt." Und nun gab er eine Analyse des ersten Aktes, die geradezu meine Bewunderung erregte. Er sprach erst über die Verhältnisse im allgemeinen, über die Familie; er charakterisirte die einzelnen Personen und jede mit einer solchen Schärfe, daß ich nach jedem Satze im Geheimen aufseufzte und mir sagte: „Ach hättest Du es doch so machen können, wie es Laube verstanden hat!" Nun schälte er den Kern der Handlung heraus, wies auf die einzelnen Sätze hin, die für die Exposition und für das Verständniß des Folgenden von Wichtigkeit waren, und wandte sich dann an jeden einzelnen der Schauspieler. Er kannte mein Stück vollkommen auswendig, viel besser als ich. Unter Nutzanwendung der allgemeinen Bemerkungen, die er vorher gemacht hatte, sagte er nun einem Jeden, wie er seine Rolle zu gliedern habe. Er citirte lange Sätze aus dem Kopfe und sprach, wie gesprochen werden mußte. Und ich staunte den kleinen Mann im grünen Pelz mit den ungeheuren Filzsocken immer mehr an, wie eindringlich er den Künstlern es beibrachte, worauf es ankam, wie es zu machen war! Welche Mannigfaltigkeit im Moduliren seines knarrenden Organs! Wie ausdrucksvoll seine Geste, wie sprechend und überzeugend seine Mimik!

Ich weiß nicht, wie lange diese Unterweisung dauerte, aber ich werde diese viertel oder halbe Stunde nicht vergessen, die ganz gewiß zu den anregendsten und lehrreichsten in meiner schriftstellerischen Laufbahn gehört hat. Es war mir eine vollkommene Offenbarung — oder besser: eine Entdeckung. Denn es wurde mir da mit einem Male ein Gebiet erschlossen, das mir bisher nicht blos unbekannt geblieben war, von dessen Existenz ich überhaupt gar nichts geahnt hatte.

Die Schauspieler hatten mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Laube setzte sich wieder, während er sagte: „Nun wollen wir also noch einmal von vorn anfangen."

Bei diesem zweiten Durchsprechen war in dem kleinen Mann, der bisher nur schweigsamer Zuhörer gewesen war, eine vollkommene Wandlung vorgegangen. Jetzt unterbrach er beinahe bei jedem Satz. Er ließ einzelne Sätze fünf, sechs Mal wiederholen, einzelne Scenen zwei, drei Mal. Und immer wieder unterbrach er, immer wieder wurde gefeilt. Von irgend einer „Stimmung" war nun nicht mehr die Rede. Ich wußte kaum, daß es das Stück von mir war, das da so zerhackt und in seinen kleinen Theilchen so verarbeitet wurde. Ich weiß nur: als dieser erste Akt zum zweiten Male in dieser dem Autor grausam erscheinenden Zerlegung zu Ende war, hatte ich das Gefühl: daraus kann nie etwas Gescheidtes werden; das ist ja gar kein Stück, was ich da geschrieben habe!

Das Einzige, was mir aus diesem Wirrwarr, der mich betäubte und verstimmte, hervorleuchtete, war die außerordentliche Sorgfalt, die Laube darauf verwandte, daß die durch den ganzen Akt verstreuten Einzelheiten, die eine sachliche Wichtigkeit hatten, die über Verhältnisse und Persönlichkeiten bestimmte Angaben enthielten, für die gegenwärtige oder zukünftige Situation aufklärende Thatsachen streiften, daß also alle Momente der sogenannten Exposition mit pedantischer Deutlichkeit herausgebracht wurden. Das waren bald längere Sätze, bald nur einzelne Worte, mitunter war es nur eine Bewegung, ein Blick. Sein ständiger Commentar für diese Herausarbeitung des oft nicht ganz Deutlichen, nur Angedeuteten war: „Das muß das Publikum erfahren. Das Publikum muß immer klüger sein, als der Schauspieler auf der Bühne.“

Um diese Motivirung recht anschaulich zu machen, legte Laube nicht nur Werth darauf, daß der Schauspieler die betreffenden Stellen im Vortrag richtig herausbrachte, — er unterstützte die Leichtigkeit des Verständnisses beim Publikum auch durch allerlei kleine äußerliche Mittel, in deren Erfindung er unerschöpflich war. Wenn er einzelne Sätze oder Wörter herausgehoben, unterstrichen haben wollte, so suchte er die Wichtigkeit dieser Sätze und Wörter nur in seltenen Fällen durch stärkere Betonung oder Wechsel im Tempo hervortreten zu lassen. Durch allerlei Kleinigkeiten wußte er die Aufmerksamkeit des Publikums gerade darauf hinzulenken, worauf es ankam, — durch Kleinigkeiten, die das Publikum selbst gar nicht bemerkte. Er rief dem Schauspieler zum Beispiel zu: „Jetzt machen Sie eine kleine Pause. Nehmen Sie die Zeitung, die vor Ihnen liegt, und glätten Sie sie langsam auf den Knieen, und währenddem sagen Sie den Satz. Wenn Sie sich mit der Zeitung beschäftigen, ist es ganz natürlich, daß Sie etwas zerstreut sind. Also da suchen Sie nach den einzelnen Wörtern. Dadurch wird das, was Sie sagen, wichtiger. Die Zeitung können Sie dann wieder hinlegen! Die brauchen wir dann nicht mehr.“ Oder: „Bei diesem Satze können Sie eine Bewegung machen, die Sie überhaupt noch nicht gemacht haben — also etwas Auffälliges. Reiben Sie die Hände ein wenig und dociren Sie dann mit dem Zeigefinger. Bei dem und dem Worte, das wir genau hören wollen — denn im dritten Akte kommt es nochmals vor und hat da eine komische Wirkung — tippen Sie vernehmlich auf die Tischplatte. In der Situation selbst wird man gar nicht wissen, was das zu bedeuten hat, man wird es überhaupt nicht bemerken. Aber wenn dann im dritten Akt in der anderen Situation dasselbe Wort mit einem komischen Beigeschmack wiederkommt, dann reagirt das Gehirn auf das vorher Angeregte.“ Oder er sagte zu dem Mitspieler: „Bei diesem Satze legen Sie die Stirn in Falten und beugen sich zu dem Sprecher vor, als ob Sie nicht recht verstanden; worauf Sie der Sprecher etwas verwundert ansehen und nun ganz natürlicherweise das Folgende, das wir gerade hören wollen, etwas langsamer und eindringlicher sagen wird.“

Dergleichen Weisungen gab es zu Dutzenden, alle einfach, ungesucht, unbemerkt. Der eine oder der andere wird für diese geringfügigen Aeußerlichkeiten vielleicht nur ein mitleidiges Lächeln haben und geringschätzig darüber aburtheilen. Ich gebe ja auch ohne Weiteres zu, die Mittel selbst sind nicht sehr bedeutend. Aber wie er sie anwandte, wie er die richtigen Stellen heraussuchte, das war die große Kunst der Laubeschen Regie!

Nach fünfstündiger Probe hatte Laube die ersten drei Akte bewältigt, mit dem vierten, dem Schlußakt, sollte am anderen Morgen begonnen werden. Vor dem zweiten und dem dritten Akte hatte Laube mit den einzelnen Schauspielern längere Besprechungen gehabt, sie auf dies und das im Voraus aufmerksam gemacht. Aber das verhinderte nicht, daß sie beständig unterbrochen wurden, und daß die ewigen Wiederholungen, zu denen sich die Schauspieler ohne Weiteres bequemten, dem Autor die Stimmung vollständig raubten und ihn gründlich ermüdeten und verstimmten.

Ich wohnte nicht weit von Laube. Wir hatten denselben Weg und gingen zusammen. Er wußte ganz genau, was in mir vorging. Ich sagte ihm, daß ich als völliger Neuling einstweilen etwas confus geworden sei, daß mir aber das Stück gar nicht mehr recht gefallen wolle.

„Heute Nachmittag werden Sie mir wahrscheinlich schreiben, daß Sie es zurückziehen", sagte er mir lächelnd. „Ich kenne das. Und morgen wird Ihre katzenjämmerliche Stimmung noch schlimmer sein. Sie werden sich zuschwören, daß Sie nie wieder etwas für die Bühne schreiben. Ueber die Kinderkrankheiten müssen Sie eben hinwegkommen. Die haben wir alle durchgemacht. Die große Krisis steht Ihnen noch bevor. Und Sie werden in den nächsten Tagen ganz gewiß davon überzeugt sein, daß Sie absolut kein Talent haben, und daß Sie am weisesten handeln würden, wenn Sie Einpauker für Einjährige oder Reisemarschall würden, oder einen Cigarrenladen an der Ecke aufmachten. Dabei setze ich noch voraus, daß Sie nicht zu den besonders empfindlichen Autoren gehören. Denn die Sensitiven tragen sich während der Proben zu ihrem ersten Stück immer mit Selbstmordgedanken. Also kommen Sie heute zum Kaffee, dann wollen wir weiter sprechen."

Er hatte ganz recht, der brave Alte! Mir war während der nächsten Tage schrecklich zumuthe, und ich befreundete mich schon unwillkürlich mit dem Cigarrenladen an der Ecke.

Laube und seine beiden Damen, besonders Frau Iduna, wetteiferten in rührender Liebenswürdigkeit. Sie behandelten mich wie ein krankes, verzogenes Kind und trösteten mich, als ob mir ein Unglück schon widerfahren sei, während ich doch auf alle Fälle die bevorstehende Aufführung eines ersten Stückes von mir unter Heinrich Laube als ein großes Glück in meiner schriftstellerischen Laufbahn zu betrachten hatte.

Rastlos arbeitete Laube während der langen Vormittagsproben weiter an dem Stück, und jeden Tag war seine Arbeit sozusagen eine ganz andere.

Einmal kümmerte er sich lediglich um das Tempo, ein andermal lediglich um die Stimmstärke und die Stimmlage, dann um die Mimik und Geste. Am fünften Tage endlich sagte er mir: „Heute wollen wir mal nicht unterbrechen und sehen, wie weit wir jetzt sind."

Dieser fünfte Probentag war wohl der glücklichste, den ich in meiner Laufbahn als dramatischer Autor zu verzeichnen gehabt habe. Ich war erstaunt und in tiefster Seele beglückt, was Laube aus dem Stück gemacht, wie fein und richtig er Licht und Schatten vertheilt, Ruhe und Bewegung hineingebracht hatte, wie scharf umrissen die einzelnen Charaktere waren, mit welchen erstaunlichen Relief das Wichtige jetzt hervorsprang, wie das sachlich weniger Wesentliche, das Stimmunggebende fein abgetönt und gemildert war. Wenn ich diesen ersten Akt, wie er sich jetzt vor mir abspielte, mit dem verglich, wie er sich am ersten Tage ohne Laubes Einwirkung abgespielt hatte, dann hatte ich wirklich Mühe, zu erkennen, daß es dasselbe war, was ich an jenem und an diesem Tage gesehen hatte.

Ich habe hier an dem einen Beispiel, das mir am nächsten lag, die Laube'sche Regie in großen Zügen zu schildern versucht, wie ich sie in ihren wahrnehmbaren Aeußerungen als mitbetheiligter Autor aus nächster Nähe mit eigenen Augen habe beobachten können. Ich habe später noch sehr oft Laube am Regietisch gesehen, sowohl bei meinen späteren Stücken, die er aufgeführt hat, wie auch bei anderen modernen und bei klassischen. Und bei aller Verschiedenartigkeit seiner Thätigkeit war es in der Hauptsache immer dasselbe: es war immer dieselbe unendliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, dasselbe tiefe geistige Eindringen, dieselbe bewundernswerthe Gabe, die Schauspieler in die tiefsten Tiefen des Verständnisses einzuführen und ihnen einfache, faßliche, wirksame Mittel zu bieten, das richtig Verstandene zu richtiger Anschauung zu bringen. Immer derselbe unermüdliche Fleiß, dieselbe Freudigkeit in der Arbeit, die alle Künstler mit sich riß. Und seine Schauspieler vertrauten ihm blindlings.

Es hat, glaube ich, niemals einen Regisseur gegeben, der durch seine Vorbereitungen in ein Stück soviel Klarheit und Frische gebracht hätte, wie er. Niemals hat ein Regisseur dem unbefangenen Publikum das Verständniß in höherem Maße erleichtert, als es Laube gethan hat. Er besaß in unerreichter Weise die Kunst, jeden einzelnen der Zuschauer glauben zu machen, daß er besonders intelligent sei, daß er allein diese oder jene kaum erkennbare Feinheit der Dichtung herausgewittert habe. Die Klarheit, Deutlichkeit und Faßlichkeit war es, worauf er beständig hinarbeitete, und in der Ausübung dieser Kunst ist er der erste Meister gewesen und geblieben.

Die von Laube inscenirten Stücke hatten die sonnige Helle eines Sommermittags im hohen Norden. Ein mißgünstiger Kritiker gebrauchte dafür einmal den Ausdruck: eine „beleidigende Deutlichkeit". Ich muß gestehen, ich habe mich niemals dadurch beleidigt gefühlt. Mich erfüllte es vielmehr regelmäßig mit aufrichtiger Bewunderung, wie scharf Laube den

geistigen Inhalt herausarbeitete, wie anschaulich die verdeckten Beziehungen und geheimen Verknüpfungen hervortraten. Seine scenische Arbeit erinnerte, wenn ich ein Bild aus dem Musikalischen gebrauchen darf, an die Tondichtungen von Johann Sebastian Bach. Eine eherne Logik, der schärfste und prägnanteste Ausdruck der Gedanken, unerschöpflicher Reichthum im Ausdruck selbst, eine wahrhaft ängstliche Scheu vor allem Verwischen, vor allem Verschwommenen, der Verstand als unbedingter Oberherr über das Gefühl. Ganz innerhalb dieser Auffassung erblickte Laube im Darsteller auch nichts anderes als den ehrlichen Makler, und die Schauspielkunst war in seinen Augen nichts anderes als die Kunst, das dichterische Werk in äußerster Reinheit und unverminderter Fülle zur Anschauung zu bringen. Nur was der Dichter gewollt hatte, sollte der Darsteller dem Zuschauer einleuchtend machen, nicht mehr. Schauspielerische Erfolge, die sich nicht mit dem dichterischen Erfolge deckten, waren ihm geradezu widerwärtig, und er wurde auf den Proben nicht müde, immer wieder und wieder seinen Künstlern den unbedingten Respekt vor dem dichterischen Wort und den dichterischen Absichten einzuprägen.

Diesen hellleuchtenden Vorzügen der Laube'schen Regiekunst standen, wie ehrlich gesagt werden muß, allerdings auch Nachtheile gegenüber. Laubes Abneigung gegen das Dämmerlicht, gegen gebrochene Töne, gegen verwischte Konturen schädigten allerdings mitunter auch das, was wir „Stimmung“ nennen. Und das trat um so merklicher hervor, als Laube für Alles, was mit der äußerlichen Form der Darbietung zusammenhing, nicht das geringste Verständniß besaß. Auf das Bühnenbild, auf Dekorationen, Möbel und Requisiten, auf Beleuchtung und Alles, was die Vorgänge auf der Bühne stimmungsrichtig umrahmt, legte Laube gar keinen Werth. Es war ihm sogar störend, wenn sein Auge zu sehr beschäftigt wurde, und er hatte für diese Specialität der Regie, die gerade in Dingelstedt einen feinfühligen Virtuosen besaß, nur Ausdrücke der Geringschätzung und Verachtung. Es erschien ihm als „aufdringliches Protzenthum“, als „Tapezirerkunst“, — das sind alles Ausdrücke, die er oft gebrauchte — als ein gefährliches Verwechseln des Unwesentlichen mit dem Wesentlichen, als eine Ablenkung vom Werke des Dichters und von der Kunst des Darstellers.

Er ging in dieser einseitigen Auffassung entschieden viel zu weit. Die Laube'sche Bühne sah mitunter störend öde und langweilig aus. Aber das läßt sich nicht leugnen, daß auf diesem nüchternen Hintergrunde das Geistige dafür um so glänzender hervorleuchtete. Und das Lob wird Laube von jedem seiner einsichtigen und unparteiischen Zeitgenossen zugestanden werden müssen: daß nie ein Bühnenwerk wirkungsvoller, klarer, eindringlicher dargestellt worden ist, als unter seiner Leitung, und daß auch nie ein Schauspieler besser gespielt hat als unter ihm.

Dingelstedt war in jeder Beziehung Laubes völliger Antipode, äußerlich und innerlich. Laube starr, spröde, knorrig, Dingelstedt schmiegsam, elegant, hof-

männisch. Der eine tiefernst, oft unverbindlich, beinahe grob, aber lauter wie Gold, der andere mit einem starken Stich in's Frivole, immer geneigt, die Sache möglichst leicht zu nehmen, bestechend und verführerisch in der Form, und wenn es aus Bequemlichkeitsgründen geboten zu sein schien, nicht gerade sparsam mit Versprechungen, an die er zehn Minuten später garnicht mehr dachte. Der eine klein, mit den nicht eben schönen, verwitterten Zügen des rastlosen Arbeiters, mit knatternder Stimme, der andere eine hohe, stattliche, vornehme Männergestalt mit einem einnehmenden klugen Kopf und einem geradezu wundervollen Organ. Der eine immer geradeaus, immer geradezu, der andere mit Vorliebe in einem gewissen, malitiösen, ironischen Zickzack. Der eine ein nüchterner Wirklichkeitsmensch, der andere mit reger Phantasie ausgestattet. Der eine ohne allen Ehrgeiz, der andere mit niemals verhehlter Liebhaberei für Repräsentation, Stellung, Titel und dergleichen.

Auch meine erste Anknüpfung mit Dingelstedt hatte ich meiner kritischen Thätigkeit zu verdanken. Oder besser gesagt: ein kritischer Aufsatz aus meiner polemischen Jugend war Schuld daran, daß unsere erste Begegnung zunächst nicht sehr angenehm für mich verlief. Dingelstedt hatte vor Jahren „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais übersetzt und recht schlecht bearbeitet. Er selbst hat die Schwächen seiner Arbeit später auch zugegeben, und seitdem hat die Fulda'sche Bearbeitung die von Dingelstedt völlig verdrängt. Ueber diesen Dingelstedt'schen „Figaro“ hatte ich nun lang und breit und, wie ich zugestehen muß, nicht sehr freundlich geschrieben. Aber seitdem diese Abhandlung in meiner Schrift „Literarische Rücksichtslosigkeiten“ erschienen war, waren Jahr und Tag vergangen, und ich dachte garnicht mehr daran. Aber Dingelstedt hatte es nicht vergessen. Mein alter Freund, Dr. Förster, der damals Regisseur des Burgtheaters war, hatte mich veranlaßt, mein Lustspiel „Ein Ecfolg“ dem Burgtheater einzureichen. Laube war von der Direktion des Wiener Stadttheaters zurückgetreten, ich fühlte mich also persönlich vollständig frei, schickte das Manuskript ab und erhielt nach zwei oder drei Tagen bereits höflichen Bescheid, daß das Stück angenommen sei und zur besten Zeit, Anfang November, herauskommen solle. Das war im Jahre 74. Etwa vierzehn Tage vor der Aufführung erhielt ich ein sehr artiges Schreiben von Dingelstedt, in dem er mich einlud, den Proben und der Vorstellung beizuwohnen. Ich nahm dankend an.

Zu später Nachtstunde war ich in Wien eingetroffen. Am anderen Morgen um zehn Uhr erschien ich pünktlich zur Probe,. Ich hatte natürlich noch keinen Besuch machen können. Die meisten Künstler des Burgtheaters waren mir längst persönlich bekannt, zum Theil auch befreundet. Aber Dingelstedt hatte ich zufälligerweise noch nie in meinem Leben gesehen. Ich ließ mich ihm in der unbefangensten Stimmung der Welt von Förster vorstellen. Der „Mann mit den langen Fortschrittsbeinen“, wie ihn Heine genannt hat, reckte sich zu seiner völligen, imposanten Höhe auf und blickte

mit vornehmer Kühle auf meine Mittelgestalt herab. Er sagte einige ganz gleichgiltige Worte. Ich bemerkte, daß er mir die Hand nicht reichte. Ich ahnte aber noch immer nichts Arges. Mit äußerstem Ceremoniell forderte er mich auf, am kleinen Regietische neben ihm Platz zu nehmen.

Die Probe begann. Die Weihe des Ortes erfüllte mich jungen Autor mit gebührendem Respect. Ich saß sehr artig und bescheiden auf meinem Stuhl und regte mich nicht. Ich glaube, es war Frau Gabillon, die irgend einen Satz anders sagte, als ich ihn mir gedacht hatte. Ich wagte es natürlich nicht, die Künstlerin selbst zu unterbrechen, und wandte mich leise flüsternd an Dingestedt, um ihm eine diskrete Bemerkung darüber zu machen. Kaum hatte ich die ersten zwei Worte gesagt, da klopfte er demonstrativ mit dem Buche auf die Tischplatte. Alles lauschte gespannt, und Dingelstedt sagte nun mit höchst gleichgiltigem Gesichtsausdruck mit seinem wundervoll sonoren Organ: „Der Dichter hat eine Bemerkung zu machen.“

Ich gerathe nicht leicht in Verlegenheit, aber ich muß gestehen, es war mir doch recht unangenehm. Ich lenkte ab und sagte mit halblauter Stimme: „Es hat nichts zu bedeuten, ich wollte nur den Herrn Baron auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen.“

Dingelstedt zog wieder die schönsten Register seiner Stimme und sagte: „Wenn der Dichter keine Bemerkung zu machen hat, können wir also fortfahren.“

Es ärgerte mich ein klein wenig, aber das Interesse an der Probe war doch stärker als der Aerger. Und als wieder etwas kam, was mir verfehlt erschien, hatte ich den Zwischenfall schon vergessen und wandte mich wiederum sehr höflich an Dingelstedt. Er klopfte abermals auf den Tisch und wiederholte in demselben Tone wie vorher: „Der Dichter hat eine Bemerkung zu machen.“

„Nicht an die Schauspieler,“ erwiderte ich, „sie galt Ihnen. Ich werde es Ihnen nachher sagen.“

„Wenn der Dichter keine Bemerkung zu machen hat, können wir also fortfahren.“

Erst in diesem Augenblicke fielen mir meine „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ ein. Ich nickte verständnißvoll vor mich hin und lächelte. Dingelstedt selbst ließ die Schauspieler spielen, wie sie wollten. Er griff nicht ein einziges Mal ein.

Kurz vor Ende des ersten Actes klopfte er wieder auf den Tisch. Erst jetzt schien ihm aufgefallen zu sein, daß auf dem Schreibtische von Fritz Marlow die schöne Molièrebüste von Houdon stand.

„Adolf,“ säuselte er in bestrickender Weise — Sonnenthal führte nämlich die Regie — „wer hat denn da den Molière hingestellt?“

„Das habe ich gethan, Herr Baron,“ antwortete Sonnenthal etwas verlegen.

„Wollen Sie den Dichter nicht mal fragen,“ fuhr Dingelstedt fort, „ob ihn die Nachbarschaft nicht genirt?“

Die Schauspieler lächelten natürlich über den sehr guten Einfall, und ich fühlte, daß ich wider Willen zu einer etwas komischen Rolle verurtheilt werden sollte. Ich antwortete, was man in einem solchen Augenblicke gerade antwortet: „Wenn mich die Nachbarschaft mit großen Geistern genirte, würde ich mich ja nicht zu Ihnen gesetzt haben, Herr Baron.“ Aber die Replik, die ja auch wirklich nicht sehr stark war, schwächte die Wirkung der sehr guten Bemerkung Dingelstedts doch nur wenig ab.

Zum Glück war der Act bald aus, und ehe Dingelstedt ein Wort sagen konnte, sagte ich: „Der Dichter hat jetzt eine Bemerkung zu machen.“ Ich sagte sehr ruhig, aber sehr entschieden, daß ich die Einladung des Herrn Baron von Dingelstedt, den Proben beizuwohnen, ganz einfach aufgefaßt hätte, also anders, als sie offenbar gemeint gewesen sei. Ich sei nach Wien gekommen im guten Glauben, daß ich im Burgtheater einige schöne und anregende Stunden verbringen solle, aber nicht unter der Voraussetzung, daß man mich hier ärgern wolle und zu einer komischen Figur zu machen suche. Ich hätte mich hierher gesetzt in meiner Eigenschaft als Verfasser des Lustspiels „Ein Erfolg“ und hätte absolut vergessen, daß ich auch der Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ sei, der Herrn Baron von Dingelstedt vielleicht einige unangenehme Augenblicke bereitet habe. Da mithin alle meine Voraussetzungen nicht zuträfen, sei ich entschlossen, meinen Irrthum so schnell wie möglich wieder gut zu machen. Ich würde also weder den Proben noch den Vorstellungen beiwohnen und . . . „ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“ Dingelstedt war wie umgewandelt. Er bat mich in der artigsten Weise, mit ihm bei Seite zu treten, und setzte mir auseinander, daß ich ihn vollkommen mißverstanden hätte. Er habe sehr bedauert, daß ich von dem unzweifelhaften Rechte des Autors, bei der Einstudirung seiner Stücke ein ernstes Wort mitzureden, trotz seiner wiederholten Aufforderung keinen Gebrauch gemacht hätte, und aus diesem Grunde allein habe er es sich versagt, seinerseits einzugreifen. Besonders angenehm sei es ihm aber gewesen, daß ich den Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ erwähnt hätte, denn er gäbe ohne weiteres zu, daß er die Unannehmlichkeiten, die ich ihm früher bereitet, nicht ganz vergessen habe. Er hätte geglaubt und erwartet, daß ich als Schriftsteller ihn, den Schriftsteller, als College ihn, den Collegen — dann sah er mich mit den treuherzigsten Augen von der Welt durchdringend an — aufsuchen würde, um den kleinen Zwischenfall völlig zu beseitigen. Er gestehe, es habe ihn geärgert, daß er mich erst auf der Bühne kennen gelernt habe. Meine Erwiderung, daß ich ja erst gegen Mitternacht des Vorabends eingetroffen sei, überhörte er, um gleich hinzuzusetzen, daß wir nun diesen Zwischenfall als erledigt ansehen könnten, und jetzt mit vereinten Kräften zusammen weiter arbeiten wollten.

Wenn ich jetzt den Inhalt dieser ersten Unterredung wiederhole, so fühle ich, wie wenig die Wiedergabe imstande ist, ein richtiges Bild von den wirklichen Vorgängen zu geben. In Dingelstedts Ton, in seiner Sprech-

weise lag etwas, wie soll ich sagen, etwas Sirenenhaftes, Loreleyhaftes. Ich war vollkommen bestrickt, wie verhext.

Inzwischen war der Umbau zum zweiten Act vollendet. Er legte den Arm gemüthlich um meine Schulter und führte mich, ehe ich noch ein vernünftiges Wort hätte erwidern können, nach meinem Platze zurück. Und er war von nun an geradezu reizend. Es war, als ob das Interesse am Stück mit einem Male in ihm erwacht sei. Er machte dutzende von gescheiten, geistreichen, klugen Bemerkungen, zog mich in feiner, diskreter Weise zur Mitthätigkeit heran, kurzum, ich war ganz entzückt von ihm.

Im Zwischenacte zwischen dem zweiten und dritten Acte nannte er mich bereits „Paule", und zwischen dem dritten und vierten Acte lustwandelte er, während er wieder den Arm um meine Schulter legte, mit mir längs der Rampe auf und nieder und lud mich schließlich zum Kaffee auf Nachmittag um 5 Uhr ein, recht herzlich und recht laut, daß es die anderen ja hörten . . Als er mich losgelassen hatte, trat Hartmann an mich heran und flüsterte mir zu: „Iß nur Eier! Wenn er so reizend ist, dann vergiftet er dich sicher."

Er hat mich nicht vergiftet. Und mit wahrer und aufrichtiger Dankbarkeit muß ich anerkennen, daß er von diesem Augenblicke an bis zu seinem letzten Athemzuge mir nur Liebes und Freundliches erwiesen, das sich mit der Zeit zu wahrhaft Herzlichem und Freundschaftlichem gesteigert hat. Ich habe an Dingelstedt die Erinnerung bewahrt als an einen der angenehmsten, anregendsten und geistvollsten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin.

Die Probe zu meinem Lustspiel „Ein Erfolg" bot mir nicht die günstigste Gelegenheit, Dingelstedt in seinen wahren Vorzügen als Regisseur kennen zu lernen. Da war für ihn nicht genug zu thun, dazu war das Stück zu einfach. Das minutiöse Herausarbeiten des Dialogs im einzelnen war für ihn nicht reizvoll genug. Nur im dritten Acte, der im Foyer spielt, zeigte er an der Inscenierung lebhaftes Interesse, und es war ein Vergnügen, ihn zu beobachten, mit welcher virtuosen Kunst er die verschiedenen Gruppen der Foyerbesucher im Zwischenacte durcheinander wirbelte, mit welcher klugen und feinen Berechnung er den Bühnenraum für die verschiedenen Gespräche ausnutzte, wie er dem Matten und Schwerfälligen Frische und Schwingen gab. Er hatte nur die Gesammtheit des Bildes im Auge und opferte der Gesammtwirkung ohne irgend welches Bedenken diese oder jene Einzelheit, die ihm für diese Wirkung des Gesammten schädlich erschien. Irgend einen Satz, der ihm nicht recht zusagte, und den er wiederum nicht streichen wollte, ließ er in einer lachenden Gruppe im Hintergrunde irgendwo und irgendwie sprechen, wo man es allenfalls verstehen konnte, wenn man wollte, aber nicht zu verstehen brauchte.

„Sie gehören doch hoffentlich nicht zu den Autoren," sagte er mir nebenher mit einem unverkennbaren Stich auf Laube, „die Werth darauf legen, daß das Publicum unter allen Umständen Alles erfahren muß, was

sie sich an ihrem Schreibtisch gedacht haben?" Und er freute sich offenbar darüber, daß ich ihm vollständig freie Hand ließ. In allen seinen Anordnungen trat Eines glänzend hervor, was bei dem correcten, logischen, gewissenhaften Laube manchmal vermißt werden mußte: feinster Geschmack, Geschmack sowohl im Vortrage wie in äußeren Anordnungen. So richtige, so gemüthliche, so bewohnbare und den Verhältnissen der Personen des Stückes entsprechende Zimmer, wie sie Dingelstedt zusammenstellte, hatte ich vorher nie auf der Bühne gesehen. So zwanglos und einfach und natürlich hatte sich vorher niemals im Theater eine Unterredung abgesponnen, wie ich es unter Dingelstedts Leitung hörte. All die tausend Kleinigkeiten, denen das Publicum kaum irgend welche Beachtung schenkt, die es als selbstverständlich hinnimmt, und die thatsächlich so schwer auf der Bühne durchzusetzen und von so großer Bedeutung sind, regelte Dingelstedt mit wunderbarem Feingefühl. Wann und wo die Schauspieler sich zu setzen, wann sie aufzustehen hatten, wann für den Stellungswechsel der richtige Augenblick gekommen war, wie sie zuzuhören, wie sie sich in unbeschäftigten Augenblicken zu benehmen hatten — es war ein wahres Vergnügen, zu beobachten, wie reizend er das Alles einrichtete.

In seinem eigentlichen Elemente war er aber erst, wenn sich ihm größere scenische Schwierigkeiten entgegenstellten, wenn er mit Massen arbeiten konnte, aus denen dieser oder jener sich loszulösen hatte, wenn er die Figuren entweder kaum merklich verschob oder in wilder Bewegung durcheinander warf, wenn er den Eindruck irgend eines hochdramatischen Momentes auf eine große Versammlung reflectiren zu lassen hatte und dabei die einzelnen Individuen je nach ihrer Eigenart an der Handlung betheiligte. Das habe ich namentlich bei einer der letzten Proben zu einer großen Römertragödie von Adolf Wilbrandt „Nero" bewundern können. Da sprach aus jedem Worte, das er an diesen oder jenen richtete, nicht blos das feinste Verständnis und die gründlichste Bildung, sondern auch die richtige Phantasie des Dichters.

Und diese Dichterphantasie zeigte sich auch vor Allem in der feinen Abtönung der großen scenischen Vorgänge. Ganz im Gegensatz zu Laube, dessen Bühnenbild immer die schärfsten Umrißlinien in der Zeichnung, die klarste Helligkeit und Bestimmtheit im Colorit aufwies, arbeitete Dingelstedt vielmehr darauf hin, die Conturen zu verwischen, die Farbe zu etwas Unbestimmtem abzutönen. Laube forderte stets die unbedingte Verständlichkeit, Dingelstedt genügte es unter Umständen, wenn er bei seinen Zuhörern ein ahnungsvolles Erfassen hervorrief. Stimmung galt ihm als das höchste Ziel der Bühnenkunst, während Laube diese sogenannte „Stimmung" als ein vergebliches Abmühen dilettantischer Impotenz geradezu verwarf. Dingelstedt machte seiner Regie mit psychologischem Scharfsinn alle äußerlichen Hilfsmittel zur Erzielung der richtigen Wirkung dienstbar: Die von Laube so verachteten Tapezirerkünste, die künstlerischen Decorationen, Intérieurs wie Landschafts-

bilder, charakteristische und zweckentsprechende Möbel und Geräthe, Effecte der Beleuchtung, im gegebenen Falle feine Abstimmung der melodramatischen Illustrirung, alles das wußte Dingelstedt glücklich zu verwenden, während Laube diese Dinge von oben herab als Schnickschnack und Brimborium, im günstigsten Falle als nebensächliche, aber gewöhnlich geradezu als störende, weil zerstreuende Momente behandelte; und zerstreuend nannte er logisch einseitig Alles, was von den dichterischen Worten ablenken könnte.

Für Laube war das dichterische Werk die unbedingte Hauptsache, ja der alleinige Faktor, der bei der Aufführung in Betracht kam. Für Dingelstedt stand das Bühnenwerk als solches, das sich auf dem Werke des Dichters aufbaute, in der vordersten Reihe. Und wenn er eine wirklich schöne, feine künstlerische Wirkung erzielen konnte, sozusagen ohne den Dichter, ja sogar gegen ihn, so ließ er sie sich nicht entgehen. Der Respekt vor der reinen dichterischen Arbeit, der die Grundlage der Laubeschen Regiethätigkeit bildete, war bei ihm doch nicht ganz unbedingt. Das zeigen ja auch seine ebenso geistvollen, wie mitunter vermessenen, ja tollkühnen Bearbeitungen der Shakespeareschen Dramen zum Beispiel. Aber bei allen seinen Eigenmächtigkeiten hatte er für sein Wirken immer den segensreichsten Regulator, den ausgewähltesten künstlerischen Geschmack.

Nicht ohne Bewegung blicke ich auf das Bild Dingelstedts, das ich neben dem Laubes in meinem Arbeitszimmer stehen habe, und ich muß sagen, daß er mir gegenüber immer besser gewesen ist als sein Ruf. Denn er galt als ebenso wenig verläßlich, wie er geistvoll war. Ich habe diese trübe Erfahrung nie mit ihm gemacht.

Durch seine Klugheit, Bildung, Begabung und weltmännische Gewandtheit hatte er es soweit gebracht, wie es überhaupt nur möglich war. Der bescheidene hessische Gymnasiallehrer war zum obersten Leiter der damals vorbildlichen Bühne Deutschlands aufgestiegen; er hatte Auszeichnungen aller Art erhalten, war in den Adelstand, später in den Freiherrnstand erhoben worden. Er war ein sprühend witziger Causeur, es gab keinen anregenderen Gesellschafter — und doch . . . in all der Fröhlichkeit, die er zu erwecken wußte, war eine gewisse latente Traurigkeit, so etwas wie eine Art müder Enttäuschung über ein verfehltes Dasein. Und das hat er auch selbst ausgesprochen in dem kleinen, schönen Gedichte, das er mir auf die Rückseite seines Bildes geschrieben hat.

Die Widmung lautet trübselig: „An Paul Lindau, den Verfasser meines künftigen Nekrologs.

Wenn ihr mich möglichst spät begrabt,
Sei dies auf meinem Stein zu lesen:
Er hat zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen."

Laube und Dingelstedt sind sicherlich die beiden markantesten schriftstellerischen Regisseure, die die deutsche Bühne besessen hat. Wie sie sich im Leben und in ihrem künstlerischen Wirken in unversöhnlichem Gegensatze gegenüberstanden, so hat auch ein jeder von ihnen seine besonderen Anhänger gehabt, die sich lebhaft, mitunter sogar heftig befehdet haben. Und auch in diesem Falle hat die müßige Frage, wer der bedeutendere und nützlichere für die deutsche Bühne gewesen sei, viel Staub aufgewirbelt. Das erinnert mich an dieselbe Thorheit, die man zwei Größeren, ja den Größten gegenüber begangen hat, an die Frage, ob Schiller oder Goethe die höchste Stelle der deutschen Dichtkunst anzuweisen sei. Und es erinnert mich an die Worte, die Goethe darüber am 12. Mai 1825 zu Eckermann sagte: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können."

Wir wollen uns auch darüber freuen, daß wir unter den Regisseuren zwei Kerle gehabt haben wie Laube und Dingelstedt.

Ueber die Entwicklung der Ehe.

Von
Julius Burghold.
— Frankfurt a. M. —

Die alle Wissenschaften so reich befruchtende Entwicklungslehre hat uns auch die Erscheinungen der menschlichen Vergesellschaftung als natürliche Glieder einer in stetiger Veränderung fortlaufenden Kette erkennen lassen. Wir werden daher diejenige Eheform, die sich bei den heutigen gesitteten Völkern findet, nicht von vornherein als die ein für alle Mal gesetzmäßige ansprechen dürfen, hinter welcher sämmtliche andersartigen Bildungen wie krankhafte Abweichungen zurückzutreten hätten. Der Forschung erwächst vielmehr die Aufgabe, den Anfängen des Menschengeschlechts nachzuspüren und von hier aus die Entwicklung bis zur Gegenwart zu verfolgen. Einzelne Gelehrte sind sogar noch einen Schritt weiter zurückgegangen: mit dem Urmenschen nicht zufrieden, haben sie sich den diesem am nächsten stehenden Thieren zugewandt. Und, weil sie bei gewissen menschenähnlichen Affen ein Zusammenleben in einer Art Einehe (Monogamie) zu finden glaubten, schlossen sie, daß auch dem Menschen die Einehe von Hause aus eigenthümlich sei*). Dieser Schluß ist jedoch kaum stichhaltig. Denn abgesehen von der Zweifelhaftigkeit der vorausgesetzten Thatsache, daß der Mensch vom Affen abstamme**), läßt sich innerhalb

---

*) Darwin, der in dieser Frage sehr zurückhaltend urtheilt, hat sich keineswegs, wie öfters angenommen wird, für die Ursprünglichkeit der Einehe beim Menschen ausgesprochen: S. Descent of man cap. 20 (in der deutschen Uebersetzung von Carus Bd. II, S. 315 ff.)

**) W. Haacke, Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale, S. 284, hat neuerdings die Ansicht aufgestellt, daß „der Mensch auch möglicherweise ganz unabhängig von den Affen, entweder aus einer gemeinsamen Vorfahrengruppe oder auch als Vertreter eines eigenen Stammes entstanden" sei.

des Thierreichs in der Entwicklung der Triebe eine fortlaufende Stufenleiter überhaupt nicht erkennen, „die nothwendig in menschlichen Instinkten als den höchst entwickelten enden müsse“*). Zumal die gesellschaftlichen Triebe sind oft bei niederen Thieren — man denke an Ameise, Biene, Biber — kräftiger ausgebildet als bei höheren und gerade auf dem Gebiete des Geschlechtslebens springen z. B. einerseits die regellosen Gewohnheiten des Hundes, andererseits die bei Vögeln beobachtete Einehe in die Augen, trotzdem der Hund dem Menschen viel näher steht als die Vögel.

Hat demnach die ehegeschichtliche Forschung beim Menschen selbst einzusetzen, so bieten sich ihr hier zweierlei Wege dar. Einmal wird sie zu den ältesten Urkunden hinaufzusteigen haben, welche uns in den Schriften der Alten überliefert sind. Diesen Weg ist Bachofen zuerst gegangen, mit dessen (1861 erschienenem) Hauptwerke**) die rechtsvergleichende Wissenschaft „ihre Geburtsstunde gefeiert hat“***). Indeß, die Zeiten, von denen die ältesten Ueberlieferungen Kunde geben, sind längst nicht mehr die ersten Tage des Menschengeschlechts, und so vermögen sie uns die Urzustände statt in voller Reinheit nur in vereinzelten Ueberbleibseln vor Augen zu führen. Höher hinauf zu den Kinderjahren des Menschengeschlechts leitet uns der zweite Weg, den die vergleichende Völkerkunde beschritten hat, diejenige Wissenschaft, welche uns die Kenntniß der heutigen Naturvölker vermittelt. Freilich haben sich auch hier die Stämme, deren Gesittung am tiefsten steht, schon weit über den Urzustand erhoben; wie wir denn überhaupt bei dem unvordenklichen Alter der Menschheit nicht hoffen dürfen, jemals irgendwo auf die unversehrten Grundformen der menschlichen Gesellschaft zu stoßen. Allein die Keime der allgemeinen Gesittungsentwicklung zeigen sich am deutlichsten dort, wo sie sich am wenigsten entfaltet haben. „Je weiter wir in der Entwicklung der Völker zurückgehen, umso mehr schwindet die nationale Eigenart vor dem allgemein Menschlichen“†), umso gleichmäßiger tritt die Menschennatur und umso gleichmäßiger treten auch ihre Wirkungen hervor, umso größer wird also der Kreis gleichartiger Gesellschaftsformen, welche wir bei den verschiedensten zusammenhanglosen und einander nicht beeinflussenden Völkergruppen auftauchen sehen. Hierbei verleugnen wir allerdings den — von mancher Seite noch immer festgehaltenen — Glauben an ein dereinstiges goldenes Zeitalter, den Glauben, der im Menschen den gefallenen Engel erblickt; nicht als „heruntergekommener Aristokrat“ steht er vor uns, sondern als ein „allmählich

*) Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit Bd. I, S. 72.

**) Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur.

***) Kohler, Nachruf an J. J. Bachofen (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. VIII) S. 148.

†) Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. I, S. 85.

zu Ansehen gelangter Emporkömmling"*); dem Paradiese scheint er uns nicht zu entstammen: nach dem Paradiese strebt er hin. Und deshalb gelten uns die Naturvölker nicht als Entartungen des Urmenschen, sondern sie sind für unser Auge eine Stufe über ihn emporgestiegen, in der Entwicklungsreihe also ihm am nächsten verwandt.

Wenn wir nun bei weit von einander zerstreuten Naturvölkern ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Rasse und der äußeren Umstände gleichartige Gesellschaftsformen antreffen, und wenn ferner zahlreiche — sonst unerklärliche — Ueberlebsel in Einrichtungen, Bräuchen und Sagen der gesitteten Völker auf das frühere Vorhandensein derselben Formen auch bei diesen hinweisen, so dürfen wir wohl wagen, deren Allgemeingültigkeit für die Menschheitsentwicklung anzunehmen. Mehr noch als die von Bachofen allein berücksichtigte Alterthumsforschung war es die vergleichende Völkerkunde, die kurz nach dessen Auftreten und zunächst unabhängig von ihm durch deutsche und außerdeutsche Forscher für die Entwicklungsgeschichte der Ehe und Familie fruchtbar gemacht wurde. Die Ergebnisse dieser vierzigjährigen wissenschaftlichen Arbeit haben nun keinen Beweis für die von einzelnen Gelehrten immer noch verfochtene Ansicht erbracht, daß unsere aus Vater, Mutter und Kindern bestehende Familie die ursprüngliche Familienform gewesen sei; sie haben vielmehr das Gegentheil erwiesen.

Vor jeder Gesellschaftsbildung giebt es Eine dauernde Beziehung zwischen Menschen, die in der Natur selbst begründet ist: sie beruht auf dem Band zwischen Mutter und Kind und führt mit der Entstehung gesellschaftlicher Formen zum Mutterrecht. Das Wesentliche des Mutterrechts ist darin zu finden, daß nicht der Vater, sondern die Mutter im Mittelpunkt der Familie steht. Schon das Wort für „Familie" weist in vielen Sprachen auf die Mutter hin: in den einen bedeutet es Bauch oder Gebärmutter, in anderen Frauengeborene, Milchgenossen u. dgl. „Das Verwandtschaftsband wird nur durch gemeinsame Abstammung von einer Mutter hergestellt."**) Das Kind gilt nicht als in der Ehe, sondern als in der Mutterfamilie erzeugt. Der Mann ist also mit seinem Kind nicht verwandt, sondern nur mit seiner eigenen Mutter, seiner mütterlichen Großmutter u. s. w. und deren Nachkommen in der Frauenlinie, also mit seinen Geschwistern von derselben Mutter, den Kindern seiner Schwester u. s. w. Die nächsten Verwandten sind demnach Mutter und Kind, Geschwister, Schwestersohn und Mutterbruder. Hierdurch wird uns die bevorzugte Stellung dieses Letzteren (lat.: **avunculus**) erklärlich: das sogenannte Avunculat. Da nämlich das Kind mit seinem Vater nicht verwandt ist, erscheint der Mutterbruder

---

*) Ludwig Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, S. 67.

**) Gothein in Conrad's Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. III, S. 350.

als der in der nächsthöheren Geschlechtsstufe*) ihm am nächsten stehende männliche Verwandte und daher sowohl als sein natürlicher Gewalthaber wie Beschützer. So rückt er häufig zum Oberhaupt der Familie auf und übt diejenigen Rechte aus, die unter Vaterrecht dem Vater zustehen: das Recht über Leben und Tod der Kinder, das Recht, die Kinder zu verkaufen, zu züchtigen, zu verheirathen, und heute noch ist er es, der das Kind in den Missionsschulen der Indianer anmeldet.**) Auf diese Weise bildet sich ein Verhältniß besonderer Hochachtung zum Mutterbruder heraus, wie es Tacitus nach seinem Bericht***) noch bei den Germanen fand: „Dem Mutterbruder wird dieselbe Verehrung wie dem Vater gezollt, ja dieses Blutsband wird sogar von Einigen noch für heiliger und enger gehalten und bei der Stellung von Geiseln bevorzugt." Auch im alten Testament werden Neffen neben Söhnen genannt.†)

Wie die Verwandtschaft, so wird Name und Stand des Kindes lediglich durch die Mutter bestimmt. Schon Herodot††) erzählt von den unter Mutterrecht lebenden Lykiern, daß sie sich nach ihren Müttern nennen und daß bei ihnen die Kinder aus der Ehe einer Bürgersfrau mit einem Sklaven als echt gelten, die Kinder aus der Ehe eines noch so angesehenen Bürgers mit einer Fremden oder einem Kebsweib aber unehrlich sind. Im Erbrecht gilt die Mutterfolge; der Mann wird also nicht von seinen Kindern beerbt, sondern von den Kindern seiner Schwestern, und bei manchen Völkern (z. B. in Loango und bei den Aschantis) sind nicht die eigenen, sondern die Schwester-Söhne Thronfolger. Das deutsche Recht hat in dem salischen Gesetz†††) aus dem 5. Jahrhundert noch einen merkwürdigen Ueberrest solcher erbrechtlicher Anschauungen in der Bestimmung erhalten, daß das bewegliche Vermögen lediglich im Weiberstamme vererbt wird (an Kinder, Mutter, Geschwister, Mutterschwester). Stellenweise findet sich das Frauenerbrecht sogar dahin gesteigert, daß überhaupt nur Frauen erbberechtigt sind, während den männlichen Verwandten lediglich ein Anspruch auf Unterhalt zusteht.

Die Folgen solcher Verwandtschaftsordnung zeigen sich ferner bei der Blutrache und im Kriege. Für den Mann hat dessen Bruder und der Sohn seiner Schwester einzutreten, nicht aber sein eigner Sohn, und wenn zwischen

---

*) Trotz des hier in Wegfall kommenden Altersunterschieds findet sich auch theilweise eine Oberherrschaft des Bruders über seine Schwester: vgl. Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht, S. 80 ff.

**) Morgan, Systems of consanguinity and affinity of the human family. (Bd. 17 der Smithsonian contributions to knowledge) S. 158.

***) Germania c. 20.

†) 1. Mos. 21, 23 (Abimelech zu Abraham): „So schwöre mir nun bei Gott, daß Du mir noch meinen Kindern, noch meinen Neffen keine Untreue zeigen wolltest." Vgl. auch Richter 12, 14.

††) I, 173.

†††) Tit. 59 de alod.

dem Stamm des Vaters und demjenigen der Mutter Krieg ausbricht, so kämpfen die Söhne gegen den eigenen Vater.

Bei reinem Mutterrecht bleibt die Frau in ihrer Familie; nicht sie folgt dem Manne, sondern der Mann folgt ihr, gleichwie es in dem — übrigens von strengem Vaterrecht beherrschten — alten Testament*) heißt: „Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen." Der Mann heirathet in die Familie der Frau hinein und wird in diese aufgenommen, um ihr neue Arbeitskräfte zu erzeugen oder auch um ihr daneben selbst zu dienen. Im Wesentlichen wird auf niederer Gesittungsstufe die Arbeit fast nur von der Frau verrichtet: sie sammelt Pflanzen, kocht, trägt Holz, verfertigt die Kleider, bei Wanderungen schleppt sie die Kinder und den Hausrath, und wo ein Volk zum Ackerbau vorgeschritten ist, bestellt sie das Feld. Was dagegen der Mann zum Unterhalt der Familie liefert, beschränkt sich auf die Erlegung der Jagdbeute, — daher bei einem Indianerstamm der Tochtermann vom Schwiegervater „mein Jäger" genannt wird — sonst ist er der Müßiggänger, sein Thun weniger Arbeit als Zeitvertreib und Spiel, und es herrscht jener Zustand, wie ihn Tacitus**) noch bei den Germanen antraf: „Wenn sie keine Kriege führen, so vertreiben sie sich die Zeit ein wenig mit Jagd, meist aber durch Müßigang, dem Schlafen und Essen hingegeben, und selbst die Kräftigsten und Kriegstüchtigsten thun nichts, überlassen vielmehr Haus- und Ackerwirthschaft den Frauen, Greisen und Schwachen in der Familie." Der hohe Werth, welchen hiernach die Frau als Arbeitskraft hat, macht es begreiflich, daß die Familie des Mutterrechts sie für sich zu behalten sucht und, statt sie dem Manne herauszugeben, ihm nur gestattet, in dem gemeinsamen Haushalt mitzuleben. Die Verbindung des Mannes mit seinem Weibe kann selbst so lose sein, daß er ihm nur zeitweilig Besuche abstattet, im Uebrigen aber in der Familie seiner Mutter bleibt und für diese arbeitet oder auch mit den übrigen Männern des Stammes in besonderen Häusern wohnt: auf letzteren Gebrauch sind wohl die in alter wie neuer Zeit auftauchenden gemeinsamen Männermahlzeiten (man denke an die spartanischen Syssitien) zurückzuführen. Wo aus dem Mutterrecht bereits Vaterrecht aufkeimt, wird die Frau vom Manne zwar in seine Familie mitgenommen, kehrt aber bei Krankheit oder Niederkunft vorübergehend und als Wittwe dauernd in die ihrige zurück.

Der Entdecker des Mutterrechts, Bachofen, hat geglaubt, aus der Vorzugsstellung der Frau in der Mutterrechtsfamilie auf die dereinstige allgemeine Geltung einer Weiberherrschaft (Gynäkokratie) schließen zu dürfen. Wohl spiegelt sich eine solche nicht nur in alten Amazonensagen wieder; auch neuere Reisende berichten, freilich allein nach dem Hörensagen, von Frauenstämmen, welche die Männer nur vorübergehend und, um ihr Geschlecht

---

*) 1. Mose 2, 24.
**) Germania c. 15.

nicht aussterben zu lassen, empfangen, ihnen einen längeren Aufenthalt bei Todesstrafe verbieten und alle männlichen Kinder sofort nach der Geburt tödten.*) Wohl fehlt es auch nicht an zuverlässigen Nachrichten über eine staatliche Obermacht des weiblichen Geschlechts. So gehört bei Huronen und Irokesen das Land und die Ernte den Frauen, diese sind Herren über Krieg und Frieden und die Seele der Rathsversammlungen, sie verwahren den öffentlichen Schatz, schließen die Ehen und haben die Kinder unter ihrem Befehl**). Sehr anschaulich wird von einem älteren Reisenden***) die Weiberherrschaft in Kamtschatka geschildert: „Das Weib hat über alles zu befehlen, und verwahrt alles, woran etwas gelegen; er (der Mann) ist Koch und Arbeiter vor sie; versiehet er etwas, so entsaget sie ihm Gunst und Toback, so muß er solche mit großen Bitten, Caressen und Complimenten herauslocken; doch aber sind die Männer nicht jaloux, leben unter der Hand mit vielen fremden Weibern und Mädchen, wovon sie große Liebhaber sind; doch müssen sie solches vor der großen Jalousie ihrer Weiber sehr heimlich halten, ohnerachtet diese allezeit die Freyheit in allem prätendieren, nach fremder Liebe trachten, unersättlich und dabei dergestalt ruhmsüchtig sind, daß diejenige Frau vor die glücklichste gehalten wird, welche die mehrsten Buhler herzählen kann." Auch findet sich ab und zu die Sitte, daß die Werbung durch das Mädchen erfolgt, wo dann die Liebeserklärung eines Jünglings als Beleidigung seiner Angebeteten und deren Familie angesehen wird; ja, es kommt vor, daß sich bei solcher Mädchenwahl der Mann von einer etwaigen früheren Frau trennen muß. Dies alles aber sind vereinzelte Fälle; eine allgemeine Weiberherrschaft ist unwahrscheinlich schon allein im Hinblick auf die körperliche Ueberlegenheit des Mannes, die sich bereits in der Thierreihe als Nebeneigenschaft des Geschlechts herausgebildet hat. War es doch auch ein Mann — der Mutterbruder —, den wir bei Mutterrecht häufig an der Spitze der Familie antrafen.

Das Mutterrecht findet sich in weitester Verbreitung bei durchaus stammfremden Völkern heute noch; in Afrika, Amerika, Australien ist es das herrschende, in Asien nicht selten; von seinen zahlreichen Spuren in Europa sind schon einige erwähnt worden; es sei hinzugefügt, daß wahrscheinlich auch die römischen Plebejer ursprünglich mutterrechtlich lebten, im Gegensatz zu den eben deshalb „Vaterssöhne" sich nennenden „Patriziern". Uns, die wir in der Elternfamilie aufgewachsen sind und denen aus der hebräischen und römischen Geschichte nur noch die Familie des Vaterrechts (Patriarchats) genauer bekannt ist, muthet jene Familienform — die sich freilich hinsichtlich der unehelichen Kinder noch in unserer Rechtsordnung

---

*) Hellwald, Die menschliche Familie, S. 216 f.

**) Lafitau, Moeurs des sauvages Américains I, 71 (nach Grosse die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft S. 161). Vgl. auch Morgan, die Urgesellschaft (Deutsch von Eichhoff) S. 385 Anm. 24 und Dargun a. a. O. S. 69 ff.

***) Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka (1774), S. 287 f.

findet*)! — fremdartig an. Und doch ist sie die natürliche und ursprüngliche.

Das erste Band, welches die Natur um zwei Menschen schlingt, verbindet, wie bereits betont wurde, Mutter und Kind. Das Kind ist, ehe es geboren wird, ein Theil der Mutter**); die Mutterschaft ist stets gewiß, die Vaterschaft nicht, zumal nicht bei Männer- und Weiber-Gemeinschaft, wie wir solche alsbald auf niederer Entwicklungsstufe herrschend finden werden. Der körperliche Zusammenhang zwischen Kind und Mutter ist augenscheinlich; der Zusammenhang mit dem Vater wird erst spät erkannt, — wie denn ein Stamm auf Sumatra zur Erklärung des bei ihm herrschenden Mutterrechts bezeichnender Weise das Sprichwort anruft: „Ein Hahn legt keine Eier.“ Gilt doch erst der allerjüngsten Naturwissenschaft „die befruchtete Eizelle“ als „ein ganz anderes Wesen als die unbefruchtete,“ „ein ganz neuer selbstständiger Organismus***).“ Jener körperliche Zusammenhang nun, den man in der Gemeinsamkeit des Blutes zu finden glaubte, ist der Ausgangspunkt der ersten gesellschaftlichen Bildung, der Geschlechtsgenossenschaft. Für Blutsfremde können die rechtlichen Wirkungen der Zugehörigkeit zu dieser Genossenschaft nur durch solche Handlungen erzeugt werden, welche eine Blutsverbindung künstlich nachahmen. Auf diese Weise erklärt sich die Blutsbrüderschaft, die dadurch geschlossen wird, daß man die Arme ritzt und das Blut mischt oder gegenseitig aufsaugt; sie stellt die Verwandtschaft zwischen den beiden Blutsfreunden her und hat deren Wirkungen, insbesondere die Pflicht zum Beistand im Frieden und zur Schonung im Kriege. (Auf demselben Gedanken beruht die durch Trinken gemeinschaftlicher Milch hergestellte Milchverwandtschaft und das Austauschen der Nabelstränge.)

Halten wir uns diese große Bedeutung der Blutsgemeinschaft vor Augen, so tritt uns in ganz natürlicher Weise die Beziehung zwischen Mutter und Kind entgegen als „der feste Kern, um den die Familie herumgewachsen ist“†). Keineswegs ist dies die Beziehung zwischen Mann und Frau. Den Mann knüpft, zumal bei der ursprünglichen Geschlechtsfreiheit, nur ein loses Band an Weib und Kind, und die lange Säugezeit trägt dazu bei, dieses Band noch mehr zu lockern. Der Mangel an Ersatznahrung durch Thiermilch bewirkt nämlich auf niederer, noch nicht zur Viehzucht vorgeschrittener Stufe eine vier-, selbst fünfjährige Säugezeit, und da während dieses Zeitraums die Frau sich vom Manne fernzuhalten pflegt — wie übrigens vielfach auch während der Schwangerschaft — so wird dieser veranlaßt, sich andern Weibern zuzuwenden. Damit löst er sich nicht nur von der Mutter

---

*) Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich § 1589, Abs. 2: „Ein uneheliches Kind und dessen Vater gelten nicht als verwandt.“

**) L. 1 § 1 Digest. de insp. ventr. 25, 4.

***) Häckel, Anthropogenie (4. Aufl.) Bd. I S. 137.

†) Simmel, Zur Sociologie der Familie (Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom 30. Juni 1895).

des Kindes los, sondern auch von diesem selbst und stellt sich ganz abseits der ursprünglichen Familiengruppe Mutter-Kind. Andrerseits werden die Mutter und das Kind durch das lange Zusammenleben um so enger an einander geschlossen. Wilde hat man häufig bei plötzlichem Schrecken wie im Gebet den Namen der fernen Mutter ausrufen hören, und bis auf den heutigen Tag kommt keine Seelenempfindung an Zartheit und Innigkeit der Liebe zwischen Kind und Mutter gleich. Oder können wir uns einen Sohn denken, der versuchen würde, die Treue gegen seine Mutter wegzubeweisen, wie Franz Moor*) seine Pflicht gegen den Vater? Gerade das Verhältniß zum Vater ist andererseits bei Naturvölkern oft ein feindliches; es darf zuweilen nicht einmal in der Unterhaltung berührt werden, und die Frage: Wer ist Dein Vater? wird wohl gar als Schmach empfunden.

Muß uns nach alledem schon von vornherein das Mutterrecht als das frühere erscheinen, so fehlt es auch nicht an thatsächlichen Nachweisen für den Uebergang vom Mutter- zum Vater-Recht, während eine umgekehrte Entwicklung sich nirgends feststellen läßt. Erwähnenswerth sind hier zunächst die Niederschläge jener Uebergangsbewegung in Sagen und Märchen.

An erster Stelle müssen die Eumeniden des Aeschylos genannt werden, die in Bachofen**), „dem Altmeister der juristischen Mythuserklärung"***), ihren scharfsinnigen Ausleger gefunden haben. Zwei Schuldige stehen sich gegenüber: Klytemnästra, die ihren Gatten, und Orest, der seine Mutter getödtet hat, und die Frage erhebt sich, ob Orest's Muttermord durch die Pflicht der Blutrache gedeckt ist. Vom Standpunkt des Mutterrechts, vertreten durch die alten, dem Mutterschooß der Erde entstiegenen Gottheiten der Erinyen, ist Klytemnästra freizusprechen, weil keine Blutsverwandtschaft sie mit ihrem Gatten verband:

V. 575: Sie war dem Mann nicht bluts-verwandt, den sie erschlug.

Schwer lastet dagegen nach Anschauung der Erinyen der Frevel auf Orest, welcher in der Mutter das Heiligste ermordet hat:

V. 577 f. Trug denn, Du Blut'ger, unter ihrem Herzen sie
Dich nicht? Verschwörst Du Deiner Mutter Blut?

Auf der anderen Seite erscheinen als die Verkünder des fortgeschrittenen Vaterrechts die jüngeren Gottheiten des Lichtgottes Apoll†) und der selbst

---

*) Schiller's Räuber I, 1 a. E.

**) a. a. O. S. 45 f.

***) Kohler, Nachruf an J. J. Bachofen (a. a. O.) S. 407f.

†) „Wo uns ein genauer Einblick gegönnt ist, da sehen wir mit dem Mutterrecht eine Religion dunkler Naturgottheiten schwinden: das Symbol des verborgenen gebärenden Erdschoßes verliert seine Kraft, und seine Embleme, die Thiere und die Pflanzen des Sumpfes, die Binsen und Schlangen, die Schwäne und Sumpfvögel verschwinden aus der religiösen Symbolik, bis auf den unserm Kinderglauben noch immer so theuren Storch. Eine helle Symbolik, ein Kultus der strahlenden Natur, ein Aufblick zur religiösen Macht der Lichtgötter tritt an die Stelle." Lamprecht, a. a. O. S. 94.

mutterlos geborenen Athene, von denen letztere sich gerade auf ihre Mutterlosigkeit beruft:

V. 706 ff.: Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar . . .
Drum acht' ich minder sträflich jetzt den Mord der Frau.

Der alten Lehre hält Apoll die neue entgegen und begründet sie also:

V. 629 f.: Sie (die Mutter) hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater.

Und die Erinyen erkennen klar die tiefgreifende Bedeutung des neuen Glaubens, wenn sie Apoll zurufen:

V. 697: Darnieder stürzest Du die Mächte grauer Zeit!
V. 701: Du, der junge Gott, willst uns, die alten, niederrennen.
V. 748 f.: O neue Götter — alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr rennt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand.

Daß übrigens in Hellas die Erinnerung an dereinstiges Mutterrecht auch sonst lebendig war, zeigt die athenische Sage*), wonach unter Kekrops' Herrschaft Poseidon die Athenerinnen damit strafte, daß sie das Stimmrecht verloren, sie selbst nicht mehr Athenerinen und ihre Kinder nicht mehr mit dem Mutternamen genannt wurden.

Ein ähnlicher Widerstreit alter und neuer Lehre wie in der griechischen Orestie findet sich in der deutschen Heldensage zum Ausdruck gebracht: auch hier der Gegensatz zwischen Gatten und Blutsverwandten, als welch Letztere hier statt der Mutter die Brüder auftreten. In der — älteren — Gudrunsage der Edda (Atlakvidha) rächt Gudrun den Mord ihrer Brüder an ihrem Gatten (Atli); in der — jüngeren — Kriemhildensage des Nibelungenliedes rächt Kriemhilde umgekehrt den Mord ihres Gatten (Siegfried) an ihren Brüdern. Freilich wird die That der Teufelin (valentinne)**) vom Liede nicht gebilligt und diese selbst von Hildebrant gerichtet; aber die — inhaltlich später entstandene — „Klage" stellt sich auf Kriemhildens Seite und vertheidigt ihre Gattentreue.

Noch ein russisches Märchen***) mag hier Erwähnung finden, in welchem der Uebergang vom Mutter- zum Vaterrecht ziemlich plump dargestellt wird. Der Schlangenkönig hat ein Buch; darin steht: niemals hat ein König Söhne, sondern immer hat die Königin die Söhne; der Held kratzt diesen Satz aus und schreibt dafür: niemals hat die Königin Söhne, sondern immer der König.

Wir sind jedoch nicht allein auf die Deutung solcher Sagen und Märchen angewiesen, sondern es liegen geschichtliche Belege für den Uebergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht vor†). Resten des Mutterrechts bei solchen Völkern, die es im Uebrigen überwunden hatten und zu anderen Verwandtschaftsordnungen übergegangen waren, sind wir bereits im Avunculat und im Erbrecht begegnet; weitere Uebergangsformen werden bei der Er-

---

*) Augustinus de civitate Dei 18, 9.

**) V. 2451.

***) Kohler, Der Ursprung der Melusinensage, S. 58.

†) Hinweise bei Kohler, Zur Urgeschichte der Ehe. Totemismus, Gruppenehe, Mutterrecht (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. XII) S. 248.

örterung der Kaufehe zu erwähnen sein. Der Uebergang zum Vaterrecht ist bei der durch Nahrungsmangel verursachten Ausbreitung eines Stammes leicht erklärlich: durch die Zerstreuung zerfällt die alte Familiengruppe, das Mutterhaus; das Kind verliert seinen früheren Schutzherrn, den Mutterbruder, und der naturgemäß an dessen Stelle Tretende ist der Vater. So finden wir denn thatsächlich, wenn ein größerer Theil eines Volkes neue Wohnsitze aufsucht und sich ansiedelt, in der Niederlassung Vaterrecht, während das „Mutter"land nach Mutterrecht weiterlebt. Vor Allem aber war es der Frauenraub, der das Aufkommen des Vaterrechts begünstigte: in der Ehe, die dadurch zu Stande kam, daß der Mann die Braut ihrem Geschlechte mit Gewalt entriß, konnte die Geraubte nicht Herrscherin werden; das Oberhaupt der Familie wurde der Mann (wie bei Erörterung der Raubehe näher auszuführen sein wird).

Aus der Zeit des Uebergangs vom Mutter- zum Vaterrecht dürfte die sehr verbreitete Sitte des Männerkindbetts (Couvade)*) stammen: der Vater legt sich nach der Geburt des Kindes eine Zeitlang in eine Hängematte oder zu Bett, nimmt die Glückwünsche der Nachbarn entgegen, muß sich gewissen Speisevorschriften unterwerfen, z. B. fasten oder Brei genießen. Zur Erklärung dieses Brauches hat man eine ganze Reihe von Vermuthungen aufgestellt. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat diejenige für sich, wonach der Vater seine Beziehung zum Kind damit in ähnlicher Weise äußerlich bezeugen soll, wie sie bei der Mutter ohne Weiteres natürlich in die Erscheinung tritt; „er spielt die Mutter"**). Das Männerkindbett fehlt bei reinen Mutterrechtsvölkern; es wird in der Regel bei solchen Völkern angetroffen, die gleichzeitig Mutter- und Vaterrecht haben, und kann uns demnach als Zeichen des beginnenden Vaterrechts gelten, wie denn auch vereinzelt derjenige Vater, welcher dem Brauch nicht nachlebt, nicht als solcher anerkannt wird.

Haben wir nach dem Vorgetragenen als ursprüngliche Verwandtschaftsordnung im Mutterrecht eine von der unsrigen grundverschiedene anzusehen, so fragt sich weiter: wie mag die Urform der Ehe beschaffen gewesen sein?

Beim Zusammenleben von Mann und Weib sind zweierlei Triebfedern wirksam: die geschlechtliche und die gesellschaftliche. Ein geordnetes Ineinandergreifen beider gehört an sich so wenig zu dem Begriff eines solchen Zusammenlebens, daß vielmehr der Widerstreit zwischen dem Antrieb der Liebe und den Geboten der Gesellschaft einen Hauptvorwurf aller Dichter aller Zeiten bildet. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß erst eine fortgeschrittene Gesittung der Liebe Fesseln anlege. Wir werden alsbald fest-

---

*) Baskisches Wort. Die Sitte besteht noch in einigen Gebirgsgegenden des französischen Baskenlandes: P. Kauffmann, Hochzeitsgebräuche im französischen Baskenland (Ueber Land und Meer 1898/99) S. 53.

**) Dargun, Mutterrecht und Raubehe, S. 18.

stellen, daß gerade in den frühesten Gruppenbildungen der einzelne Mensch hinter seinem Geschlecht nahezu verschwand; es darf uns daher nicht wundern, wenn auch bei der Verheirathung seine persönlichen Neigungen hinter politischen und Vermögens-Rücksichten seines Geschlechts zurückzutreten hatten. In der That traf man auf Völker, in deren Sprachschatz nicht einmal das Wort „Liebe" vorhanden war; die Missionäre mußten erst einen Ausdruck dafür erfinden. So wenig wird die Einzelpersönlichkeit geachtet, daß die Brautleute nicht einmal um ihre Zustimmung gefragt und „zwangsweise verheirathet (werden), auch wenn sie gar nicht wollen" *). Vielfach hält man die Jünglinge und Mädchen von einander vollständig fern; hier kann natürlich von dem Aufkeimen einer Neigung keine Rede sein. Schon Plato tadelte dies. Bei den Chinesen aber sehen sich heute noch Braut und Bräutigam zuerst am Hochzeitstage**). In Deutschland kam bis in die Zeit der Rechtsspiegel die Verlobung durch eidliche Zusage des Mundwalts (Inhabers der Schutzgewalt) der Braut an den Bräutigam zu Stande. Das stärkste Beispiel dafür, wie wenig die Ehe nach Liebe fragt, sind wohl die Kinderehen, eine — besonders in Indien, aber auch vielfach anderwärts — äußerst gewöhnliche Erscheinung: zwei Kinder werden mit einander verlobt — wohl gar schon vor der Geburt, wo sie dann, zur Welt gebracht, wie ein Stück Vieh mit einem Kreuz auf den Bauch gezeichnet werden — oder ein Kind wird mit einem Erwachsenen verheirathet. Die letzte Form tritt besonders als Knabenehe auf: ein erwachsenes Mädchen heirathet einen Knaben, zieht sofort in das Haus des Schwiegervaters und lebt mit diesem zusammen, bis der Knabe mannbar ist; die aus dem Verkehr mit dem Schwiegervater entspringenden Kinder gelten als Kinder des Knaben. Hieraus erhellt so recht der Zweck dieser Ehe, den Knaben möglichst frühe in gewisse gesellschaftliche Beziehungen zu bringen.

Wie wenig andererseits ein bloßes Zusammenleben von Mann und Weib an sich mit der Ehe zu thun hat, ist wohl nirgends klarer zum Ausdruck gebracht, als von den Einwohnern der Insel Tahiti. Jüngling und Mädchen gehen hier ohne irgend welche Umstände eine freie Verbindung mit einander ein. Entspringt dieser Verbindung ein Kind, so kann es — das ist weit verbreitete Sitte — von den Eltern getödtet werden; dann bleiben diese wie bisher in losem Bunde zusammen. Lassen sie aber das Kind am Leben, so gelten sie als verheirathet. Hier ist es also die Frucht des Zusammenlebens, das Kind, was zur gesellschaftlichen Bindung führt, während das Zusammenleben selbst von der Gesellschaft nicht beachtet wird. Damit verwandt ist die vielfach auch in unsern ärmeren Volkskreisen auftretende Sitte, erst dann zur Ehe zu schreiten, wenn Nachkommenschaft vorhanden oder doch in Aussicht ist.

Daß man die Paarung, das einfache Beweibtsein nicht immer scharf

---

*) Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, Bd. 1, S. 273.

**) Katscher, Bilder aus dem chinesischen Leben, S. 71.

von der Ehe unterschied, hat zu mancherlei Begriffsverwirrung geführt, wie solche z. B. der Auffassung zu Grunde liegt, „daß die Monogamie älter ist als die Ehe"*), — wie wenn die Monogamie etwas Anderes wäre, als eine bestimmte Form der Ehe! Flüchtige Verhältnisse, formlos eingegangen und formlos von jedem Theile nach Belieben wieder gelöst, haben keinen Anspruch auf den Namen Ehe**). Ehe ist allein die gesellschaftlich geordnete Verbindung geschlechtsverschiedener Personen, und die Geschichte der Ehe beginnt nicht früher als mit den ersten gesellschaftlichen Bildungen. Wenn wir daher bei Ansammlungen von Menschen, die allein oder in kleinen Gruppen die Wälder nach Nahrungsmitteln durchsuchen, zufällig einmal auf paarweise zusammen hausende Männer und Weiber stoßen, so wäre es völlig verkehrt, hierin ein Urbild unserer Einehe erblicken zu wollen.

Als die Urform der Vergesellschaftung darf uns die Geschlechtsgenossenschaft gelten, d. i. der auf Blutsverwandtschaft beruhende Friedensverband, aus dessen Zusammenschluß mit andern Verbänden dann die Horde hervorgeht. Dieser Genossenverband und nicht sein einzelnes Glied, der Mensch, ist Träger des gesellschaftlichen Lebens. Schon körperlich „finden wir bei barbarischen Nationen eine eher dem Stamm oder der Horde als den einzelnen Individuen eigenthümliche Physiognomie"***). Und auch als geistiges Einzelwesen „zerstob das Individuum fast in nichts gegenüber dem natürlichen Verbande des Geschlechts; es war keine Person, es war nur eine Nummer in der Zahl der Geschlechtsgenossen"†). So ist „jedes individuelle Recht . . . erst ein Produkt einer unendlich langen Entwicklung"††), während auf niederer Stufe dem Verband allein Rechte und Pflichten zustehen. Auf

---

*) Heinrich Ernst Ziegler, Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie, S. 89.

**) Lebenslängliche Dauer gehört allerdings nicht zum Wesen der Ehe. Selbst bei Einzelehen finden sich Ehen auf Zeit und auf Probe. Zeitehe ist vor Allem die Mota-Ehe der Araber, deren Dauer von 1 Stunde bis zu 99 Jahren betragen kann, mitunter auch für so lange geschlossen wird, bis die Frau die Schürze abgetragen hat. Sie unterscheidet sich von der s. g. wilden Ehe dadurch, daß hier die Dauer von vornherein festgesetzt wird, daß die Ehe durch einen vor dem Priester geschlossenen Vertrag zu Stande kommt und daß die Kinder als rechtmäßig gelten. Anlaß zur Zeitehe ist besonders der vorübergehende Aufenthalt eines Mannes in einer fremden Stadt. Probeehen finden sich z. B. dergestalt, daß während der mehrtägigen Hochzeitsfeierlichkeiten das junge Paar allein in eine Hütte gesperrt und mit Trank und Speise versorgt wird; nach Beendigung des Festes hat jedes von Beiden das Recht, von der Ehe zurückzutreten. Oft bildet Schwangerschaft die Probe zur Ehe; so lebten früher in den schottischen Hochländern Mann und Frau 12 Monate und 1 Tag mit einander; war die Frau bis dahin Mutter oder hatte sie Hoffnung, es zu werden, so blieb die Ehe bestehen, andernfalls war sie gelöst.

***) Humboldt (nach Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. Aus dem Englischen von Katscher und Grazer. S. 263).

†) Lamprecht a. a. O. S. 83.

††) Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis, Bd. II, S. 232 f.

dem Boden der Geschlechtsgenossenschaft erwächst die Blutrache: verletzt irgend ein Genosse eines Geschlechts irgend einen Genossen eines andern Geschlechts, so stehen alle Genossen des einen allen Genossen des andern Geschlechts als Feinde gegenüber. Es giebt auch keine sittliche Schuld des Einzelnen, nur eine solche des Geschlechts; bestraft doch noch Jehova das Anbeten fremder Götter „an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht"*). Wenn später die Blutrache mit Wergeld abgelöst wird, so fällt dieses zunächst nicht dem Verletzten zu, sondern seiner ganzen Sippe. Vor Gericht wird der Eid nicht vom Einzelnen, sondern von der gesammten Genossenschaft geleistet; in den deutschen Eideshelfern haben wir einen Ueberrest dieser Sitte. Solchen Anschauungen entspricht es, daß auch das Eigenthum zuerst ein solches des Geschlechtsverbandes ist, neben welchem ein Sondervermögen des Einzelnen nicht oder nur beschränkt anerkannt wird. Die Gütergemeinschaft der Geschlechtsgenossen hat sich unter fortgeschrittenen Völkern bekanntlich am längsten beim unbeweglichen Vermögen erhalten. Die ursprünglichen Gemeinden der Hellenen und Römer, welche Geschlechterbezirke waren**), hatten Feld- und Vieh-Gemeinschaft***) und von den Germanen berichtet Caesar†), daß unter die einzelnen Stammes- und Blutgenossen††) das gemeinsame Ackerland alljährlich von Neuem vertheilt wurde.

Reste geschlechtsgenossenschaftlicher Bildungen haben sich bei den fortgeschrittenen Völkern in den über die ganze Erde verbreiteten Hausgenossenschaften erhalten. Es sind dies Gruppen von Blutsverwandten mehrerer Altersstufen mit gemeinsamem Haushalt†††), gemeinsamer Wirthschaft und gemeinsamem Vermögen. Ihnen begegnen wir besonders in China, bei den Südslaven und auch der Mir, die russische Dorfgemeinde mit ihrer gemeinschaftlichen Feldmark, ist aus der Blutsgemeinde hervorgegangen*†). Von vereinzelten, auf geschlechtsgenossenschaftlichen Anschauungen beruhenden Rechtsgebilden, die sich bis zu unsern Tagen erhalten haben, sei nur das Erstgeburtsrecht genannt, welches die Untheilbarkeit des Familienvermögens durch Anfall an den Aeltesten und Abschichtung der jüngeren Geschwister erstrebt, in voller Strenge sich noch in Japan erhalten hat und abgeschwächt im deutschen Privatfürstenrecht und den Familienfideikommissen erscheint.

Das Zurücktreten des Einzelnen hinter der Gruppe, dieses Kennzeichen geschlechterrechtlicher Verfassung, macht sich nun auch in der Eheform geltend. Wie es grundsätzlich kein Eigenthum, keine Schuld, keine Forderung des

*) 2. Mos. 20, 5.
**) Mommsen, Römische Geschichte (6. Aufl.), Bd. I, S. 35.
***) Mommsen a. a. O. S. 183 f.
†) de bell. Gall. 6, 22. Vgl. auch Tacitus, Germania, c. 26.
††) gentibus cognationibusque hominum qui una coierunt.
†††) Im Indischen heißen die Mitglieder „die gemeinsam Kochenden".
*†) Die neueste Uebersicht bei Cohn, Gemeinderschaft und Hausgenossenschaft (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. XIII) S. 1 ff.

Einzelnen giebt, sondern nur Rechte und Pflichten der Genossenschaft, so besteht auch kein eheliches Verhältniß zwischen Einem Mann und Einer Frau, sondern Gruppen von Männern sind verheirathet mit Gruppen von Frauen, ein Verhältniß, das man als Gruppenehe (Hordenehe) bezeichnet hat. Zwei Stammesgruppen pflegen sich wie zwei Einzelpersonen gegenüber zu stehen, und so erfolgt die Ehe nicht von Einzelperson zu Einzelperson, sondern von Stammesgruppe zu Stammesgruppe. Die Kinder haben mithin nicht Einen Vater und Eine Mutter, sondern eine bestimmte Klasse von Männern gelten als ihre Väter und eine bestimmte Klasse von Weibern als ihre Mütter, ohne daß auf die wirkliche Abstammung Rücksicht genommen würde. Die Folge ist Männer-, Weiber- und Kinder-Gemeinschaft. Der Unterschied zwischen Einzelehe und Gruppenehe besteht darin, daß sich jene auf eine bestimmte Handlung des Einzelnen gründet, wie Raub oder Vertrag, bei dieser aber jedes männliche Gruppenmitglied durch seine Geburt kraft seiner Angehörigkeit zur Gruppe zum ehelichen Verkehr mit den weiblichen Mitgliedern einer andern Gruppe vorbestimmt ist (und umgekehrt). Es ist daher den solchergestalt einander gegenüberstehenden Männer- und Weibergruppen ohne Weiteres der Verkehr mit einander gestattet. Deshalb braucht er selbstverständlich nicht zwischen allen Gruppenangehörigen thatsächlich zu erfolgen. Vielmehr ist es sehr wohl möglich, — z. B. wenn Mitglieder einer Stammesgruppe zerstreut wohnen, — daß Menschen, die in einem derartigen Verhältnisse zu einander stehen, sich niemals in ihrem Leben zu Gesicht bekommen. So läßt sich denn mit Recht sagen, daß hier keine Einzelpersonen mit einander verheirathet sind, sondern Personengruppen.

Erscheint uns nun schon aus allgemeinen Erwägungen die Gruppenehe mit Wahrscheinlichkeit als älteste Eheform, so wird diese Wahrscheinlichkeit erheblich verstärkt, wenn wir Reste der Gruppenehe bei drei großen einander völlig fremden uralten Völkern antreffen — den nordamerikanischen Indianern, den Australnegern und den Drawidas Indiens — und sie hier in Zusammenhang mit der gleichfalls uralten, vielleicht der ältesten geschlechtsgenossenschaftlichen Bildung, dem Totemismus, finden*).

Unter Totem**) wird das Thier***) verstanden, von welchem die Geschlechtsgenossenschaft nach ihrem eigenen geheiligten Glauben abstammt. Ihm wohnt eine geheimnißvolle Bedeutung bei; zuweilen wird es mit der ganzen Welt in Verbindung gebracht, z. B. die Krähe mit Donner, Blitz, Hagel, Wolken, der schwarze Kakadu mit Sternen, Mond u. s. w. Es ist dem Stamme heilig, darf nicht getödtet, ja nicht einmal berührt werden, und der Genuß seines Fleisches ist verboten. Geschieht seine Tödtung in

---

*) Vgl. Kohler, Zur Urgeschichte der Ehe (a. a. O.) S. 187 ff.

**) Dies ist die Bezeichnung der Indianer Nordamerikas.

***) Der Totem kann auch eine Pflanze sein, vereinzelt ein sonstiger Gegenstand, z. B. ein Planet oder eines der vier Elemente.

Gegenwart von Totemgenossen, so verhüllen diese ihr Haupt. Die Namen der Genossen sind dem Thiere oder Eigenschaften oder Thätigkeiten desselben entnommen, z. B. im Elchtotem das weiche, das gelbe, das verzweigte Horn, die vier Hörner, und wenn ein Stamm den Tiger den gestreiften Großvater nennt, so beruht dies zweifellos auf totemistischen Erinnerungen. Tracht und Schmuck werden von dem Thiere geborgt: ein Schildkrötentotem z. B. scheert sich das Haupt in einzelnen Haarbüscheln, welche Kopf, Füße und Schwanz der Schildkröte andeuten; ein Büffeltotem läßt sich in Nachahmung der Hörner zwei Haarlocken stehen. Das Bild des Thieres ist das Stammeswappen, es erscheint auf Häusern, Böten, Helmen, Gräbern und vor Allem in der Tättowirung, die wahrscheinlich eben dem Totemismus ihren Ursprung verdankt. Die Volkstänze ahmen die Bewegungen des Thieres nach und bei einem afrikanischen Stamme bedeutet die Frage: „Was tanzest Du?“ so viel als: „Zu welchem Stamme gehörst Du?“*) Nach dem Tode des Menschen aber kehrt seine Seele in die Gestalt des Totemthieres zurück, wie denn bei einem Buffalo-Stamm der Leichnam in eine Büffelhaut eingekleidet und mit den Worten besprochen wird: „Vom Büffel bist Du, dahin kehrst Du zurück!“

Dem mit dem Thierfetischismus zusammenhängenden Totemismus huldigte höchst wahrscheinlich dereinst die ganze Menschheit. Noch heute ist er nicht nur bei den verschiedensten Naturvölkern lebendig, sondern Reste in Namen, Wappen**), Sagen und Märchen sind auch auf höherer Entwicklungsstufe allenthalben erhalten. Götter treten, zumal bei Liebesabenteuern, in Thiergestalt auf und haben auch sonst thierische Abzeichen; Thiere erscheinen als Stammesführer oder abgeschwächt als Ernährer des Stammesgründers — eine Hündin säugte Kyros, eine Wölfin Romulus und Remus —; im südslavischen Märchen vom Grafensohn, der bei den Fischen aufwächst, laufen die Fische, die seinem Vater vorgesetzt sind, gebraten davon***) — Verbot des Genusses vom Totemthier! — und in den zahlreichen Thierverwandlungsmärchen weist das Auftauchen der ursprünglichen Thiergestalt oder auch nur das Erscheinen des Thieres (man denke an Lohengrins Schwan) auf das nahende Ende hin — Verwandlung des Todten in das Totemthier! —

Gerade dort, wo der uralte Totemismus noch lebendig ist, bei den oben genannten drei uralten Völkergruppen, finden wir nun folgende eigenthümliche Art der Verwandtschaftsbezeichnungen.

Vorauszuschicken ist, daß der Totemismus, der ja auf das Blutsband, auf gemeinsame Abstammung vom Totemthier, gegründet ist, die Heirath zwischen Personen desselben Totems verbietet; es stehen vielmehr die Männer des einen Totems den Frauen *eines andern* als Ehegatten gegenüber.

*) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika, Bd. I, S. 18.
**) Lippert, a. a. O. Bd. II, S. 421 ff.
***) Kohler, Der Ursprung der Melusinensage S. 38, Anm. 1.

Was wird nun die verwandtschaftliche Folge sein, wenn alle Männer des Totems A mit allen Frauen des Totems B in Gruppenehe leben? Sämmtliche Kinder dieser Personen werden sich Geschwister nennen; Geschwister sind also auch die Kinder meines Vaterbruders und meiner Mutterschwester, die bei uns Geschwisterkinder heißen. Sämmtliche Brüder des Vaters werde ich Vater nennen, sämmtliche Schwestern der Mutter Mutter. Anders aber verhält es sich mit dem Bruder meiner Mutter: dieser kann unmöglich — wie der Bruder meines Vaters — mein Vater sein, denn er entstammt dem Totem meiner Mutter und dieser ist ja ein anderer als der Totem meines Vaters; so führt der Mutterbruder denn auch in der That einen besonderen, unserm Onkel entsprechenden Verwandtschaftsnamen. Das Nämliche gilt dann wiederum für die Schwester meines Vaters: sie kann nicht — wie die Schwester meiner Mutter — meine Mutter sein, weil sie aus dem Totem des Vaters und nicht demjenigen der Mutter entstammt, folglich kommt auch ihr ein eigener Name (Tante) zu. Ein Mann nennt den Sohn seines Bruders Sohn, dagegen gebührt dem Sohn seiner Schwester ein besonderer (Neffen-) Name. Und umgekehrt nennt eine Frau den Sohn ihrer Schwester Sohn, denjenigen ihres Bruders aber Neffe. Naturgemäß heißen dann die Kinder der mit Onkel und Tante bezeichneten Personen Vetter und Base. Man spricht hier von Klassenverwandtschaft, weil die Verwandtschaftsnamen nicht, wie bei uns, ein verwandtschaftliches Verhältniß von Person zu Person anzeigen, sondern ein solches zwischen Personenklasse und Personenklasse; sie deuten nicht auf den Zusammenhang mit den Eltern, sondern mit dem Stamme hin. Zuerst hat hierüber der Amerikaner Lewis H. Morgan*) berichtet, der sich, um die einschlägigen Verhältnisse zu erforschen, in den Stamm der Irokesen aufnehmen ließ und lange Zeit unter diesen lebte. Die von ihm unter Verwerthung von 139 verschiedenen Sprachen aufgestellten Tafeln zeigen die Verwandtschaftsbezeichnungen bis ins Kleinste und Feinste ausgeführt. Es wird dort z. B. sofort klar, warum ein Mann den Sohnessohn seines Vaterbruders Sohn nennt. Auch ergiebt sich ohne Weiteres, daß für Ehemann, Bruder des Ehemanns und Ehemann der Schwester derselbe Name gilt. Sehr bezeichnend ist in dieser Richtung die Erzählung eines Reisenden**), der sich mit einem Schwarzen auf Neusüdwales verbrüdert hatte und nun dessen Weib mit den Worten ansprach: „Ich bin Johns Bruder, Du bist meine Schwester!" worauf die Frau ihm lachend entgegnete: „Nein, Du bist mein Ehemann!"

Werden uns also die bei den erwähnten drei Völkern heute noch vorhandenen Klassenverwandtschafts-Bezeichnungen durch die Annahme einer

---

*) Systems of consanguinity u. s. w. (s. o. S. 86 Anm. **), 1871; Ancient society, 1877.

**) Fison u. Howitt, Kamilaroi u. Kurnai S. 289 (nach Kohler, Recht der Australneger [Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. XII] S. 342 Anm. 33).

dereinstigen Gruppenehe vollkommen verständlich, so versagt dagegen jede andere Erklärung. Auf Armuth der Sprache darf man sie nicht zurückführen, denn die Naturvölker haben nicht weniger, sondern mehr Verwandtschaftsnamen als wir; man trifft z. B. häufig ein anderes Wort für den älteren Bruder als für den jüngeren oder der Verwandte wird anders bezeichnet, je nachdem ein Mann oder eine Frau spricht. Auch scheint es bei der Geistesstufe der Völker völlig ausgeschlossen, daß die Klassenverwandtschafts-Namen auf ausgeklügelten Berechnungen beruhten. Vielmehr müssen wir, wenn die Sprachen so verschiedenartiger Völker die gleichen Bezeichnungs-Grundsätze aufweisen, auf die gleiche thatsächliche Unterlage schließen, und ist dies die Gruppenehe, dann erklärt sich die auf den ersten Blick so verwickelt erscheinende Verwandtschaftsordnung in der einfachsten Weise.

Von heute noch nachweisbarer Gruppenehe seien folgende Beispiele aufgeführt. Die Stämme am Mount Gambier in Australien zerfallen in zwei Klassen: Kumite und Kroki; jeder Kumite hat das Recht auf Umgang mit jeder Kroki und umgekehrt; der Verkehr in der eigenen Klasse ist dagegen verboten. In Hawai haben die Brüder ihre aus anderem Verband stammenden Frauen gemeinsam und ebenso die Schwestern ihre Männer. Bei den Todas in Indien heirathet der älteste Bruder eine Frau; sobald die übrigen Brüder erwachsen sind, werden sie von dieser als Gatten betrachtet und, wenn die Frau Schwestern hat, werden diese Gattinnen der Brüder. Bei vielen Indianerstämmen fallen einem Manne, der ein Mädchen heirathet, damit auch dessen sämmtliche Schwestern zu, sobald sie mannbar werden, manchmal auch dessen Mutter oder Tante und Nichte. Bei den Tottiars in Indien haben Brüder, Onkel und Neffen gemeinsame Frauen.

(Schluß folgt.)

Bedeutung und Entstehung unseres Volksnamens.

Von

Generalmajor Wolf.

— Capri. —

Bis um das erste Drittel des 19. Jahrhunderts war es die herrschende Ansicht, daß der Volksname „deutsch" den Teutonen entstamme. Schon Pytheas von Massilia, welcher im 4. Jahrhundert v. Chr. zu Schiff eine Forschungsreise in das Nordmeer unternahm, erwähnt Teutonen als ein Volk an der Küste der Ostsee. Zwei Jahrhunderte später gelangen Teutonen zu einer großen Berühmtheit, denn mit diesem Namen erscheinen eine Anzahl verbundener Völker, jedes unter dem eigenen König, welche gleichzeitig mit den Kimbern nach Italien ziehen, um unter einer wärmeren Sonne neue Wohnsitze zu nehmen. Als Sieger zuerst der Schrecken der Römer, erlagen sie schließlich deren Kriegskunst.

Die neueren Geschichtsforscher verwerfen den Zusammenhang unseres Volsnamens mit den Teutonen, da er über 1000 Jahre nach dem Verschwinden zur Geltung komme, ohne daß die Ueberlieferung den geringsten Anhalt für eine Uebermittelung biete.

Man erklärt Deutsch aus Thiodisk, ein aus Thiod gebildetes Beiwort, als volksthümlich, welches zuerst für die Sprache gebraucht worden sei, um sie an der westlichen Grenze unseres Landes von dem Romanischen zu unterscheiden; erst später sei es in der Latinisirung teutiscus substantivisch gebraucht worden, um die Volksangehörigkeit zu kennzeichnen; die fernere Verbreitung gehe von Oberitalien aus, welches im 10. und 11. Jahrhundert als Bestandtheil des neuen deutschen Reiches der Tummelplatz seiner Kriege wurde; im Innern des Reiches habe der Name erst allmählich Verbreitung gefunden, nicht durch die Bewohner, sondern durch die Schriftgelehrten, noch im 10. Jahrhundert habe man damit nicht den politischen Verband des Reiches bezeichnet, immer noch habe man ein ostfränkisches Reich und ein Reich der Sachsen unterschieden; erst im 11. Jahrhundert

sei es geschehen, im Jahre 1080 sei zum ersten Male das Wort vom deutschen Vaterlande (teutonica patria) vernommen worden (Lamprechts deutsche Geschichte, Band I, S. 12).

Demgemäß wäre das Wort deutsch an den westlichen Grenzen unseres Landes lediglich als Sprachbezeichnung entstanden, und es wäre die fernere Entwickelung des Wortes zum Volksnamen durch die Schriftgelehrten erfolgt. Das erscheint wenig wahrscheinlich. Ich möchte unserem Volksnamen ein älteres, zugleich auch würdigeres Herkommen zusprechen. Ich knüpfe dabei an die durch römische Ueberlieferung uns bekannten Divitienses an, mit welchem Beinamen römische Truppentheile um die Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert Erwähnung finden. Auf Inschriften lesen wir: Leg II Italica Divitiensis und auch Numeri exploratorum Divitiensium; in den Notitia Dignitatum, dem römischen Staatshandbuche, werden unter den Legionen die dritte als Divitienses seniores, die zehnte als Divitienses Gallicani erwähnt. Besonders aber zu beachten ist die Erwähnung der Divitienses bei Ammianus Marcellinus gegen Ende des vierten Jahrhunderts in Gemeinschaft mit den Tungricani. Einmal (XXII, 6—9) werden Divitienses und Tungricani im Orient erwähnt, alsdann wird an anderer Stelle (XXIII, 1) berichtet, daß Charietto als comes per utramque Germaniam den Alamanen bei ihrem Einbruch in Gallien 367 mit kampflustigen Schaaren entgegenzog, denen sich zu Chalons an der Saone die Divitienses et Tungricani unter Comes Severianus anschlossen.

Die Zusammenstellung der Divitienses mit den Tungricani nimmt unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch; ich will die Erklärung versuchen.

Bei der Aufzählung der Provinzen des römischen Reiches nach der vom Kaiser Constantin vollzogenen neuen Eintheilung nennt Ammianus Marcellinus die Städte Agrippina und Tungris die angesehensten und reichsten der Provinz Germania secunda. Da wir nun wissen, daß die Provinzen des römischen Reiches in Regiones zerfielen, an deren Spitze größere Städte standen, so mögen wir dasselbe für Agrippina und Tungris annehmen, um so eher, da sie beide, jetzt Köln und Tungern, bei der Einführung des Christenthums Bischofsitze wurden, deren Diöcesen wahrscheinlich der alten römischen Bezirkseintheilung entsprachen.

Die Beziehung einer Regio tungricana zu der Stadt Tungris liegt nahe. Dieselbe war, wie dies auch durch die örtlichen Nachgrabungen erwiesen ist, an derselben Stelle, damals in dem Lande der Eburonen, entstanden, wo Cäsar im fünften Jahre des gallischen Krieges das Castell Aduatuca erbauen ließ, dessen 15 Cohorten starke Besatzung nach seiner Ueberlieferung dem Verrathe der Bewohner unter den Königen Ambirix und Catavulcus zum Opfer fiel. Die Aechtung und Vernichtung des Volkes durch Cäsar war die Folge; damit mußte nach römischem Gebrauche

auch der Name verschwinden. Andere Germanen traten als Tungri an ihre Stelle; die über dem Castell entstehende Stadt erscheint zuerst als Aduatuca Tungrorum, später bei Ammianus Marcellinus als Tungris. Es liegt nahe, davon die Benennung einer Regio tungricana herzuleiten, woraus Truppentheile mit dem gleichen Beinamen stammten. Schwieriger ist die Deutung einer Regio Divitiensis, aber auch dafür haben wir einen Anhalt.

Köln gegenüber an der Stelle von Deutz stand sonst ein römisches Castell. Wenngleich der lateinische Name Divitium oder Castellum Divitiense erst bei den Chronisten Karls des Großen Erwähnung findet, so geht dieselbe sicher auf römische Ueberlieferung zurück. Deshalb sind verschiedenerseits die Truppentheile der Divitienses mit dem Castell unter der Annahme in Verbindung gebracht, daß sie daselbst ihr Standquartier hatten. Dagegen spricht der geringe Umfang des Castells, welches nur 2 Hektar bedeckt, daher höchstens 4 Cohorten aufnehmen konnte, nicht ganze Legionen, wie sie die Notitia Dignitatum aufweist, welche nach dem überlieferten Beinamen Italica, Gallicana das Standquartier an verschiedenen Orten hatten. Dennoch aber stehen die Divitienses, wenngleich nicht zu dem Castell Deutz, so doch zu dessen Namen in naher Beziehung. Derselbe entspricht der Bedeutung der Stelle, wo es gegründet wurde. Um diese darzulegen, wollen wir bis in die Zeit des gallischen Krieges zurückgehen. Im 4. Jahre desselben hatten zwei deutsche Völker, Usipeter und Tenkterer, den Rhein überschritten und wollten in Gallien neue Wohnsitze suchen. Um es zu verhindern, zog ihnen Cäsar mit seinen Legionen entgegen. Vor dem Zusammenstoße kam es zu Unterhandlungen. Unter dem Angebot der Freundschaft forderten die deutschen Völker Land für ihre Niederlassung. Cäsar verweigerte es, erklärte aber, daß er sich bei den Ubiern, deren Sendboten gerade anwesend seien, dafür verwenden wolle, daß diese ihnen Wohnsitze auf ihrem Gebiete jenseits des Rheins einräumten. Die ubischen Sendboten erklärten, daß sie den Vorschlag Cäsars ihrem Senate vorlegen wollten. Welchen Begriff haben wir uns von einem Senate der Ubier zu machen?

In der Zeit unserer frühsten Vergangenheit war der Staat keine centralisirte Einheit, sondern ein Verband, zu welchem eine Anzahl kleinerer Völker für Schutz und Trutz zusammengetreten waren. Die inneren Angelegenheiten ordnete jedes Theilvolk für sich. Das Organ war die Versammlung aller freien Männer, das Thing, welches an der offenen Stelle eines Haines tagte. Daselbst war zugleich die Stelle ihrer Götterverehrung, das Heiligthum. Die vornehmsten und angesehensten Männer, welche die Versammlung leiteten, versahen auch den Opferdienst an einem Altare, wo eine bestimmte Gottheit unter dem ihr eigenen Zeichen verehrt wurde.

Das Interesse des Staates wahrte ein Landtag, den jedes Theilvolk durch eine Abordnung beschickte; damit verbunden war das Staatsheilig-

thum, als dessen Priester Abgeordnete des Landtags walteten. Es ist nahe gelegt und entspricht auch der Ueberlieferung, daß er an der Thingstätte eines der Theilvölker tagte, wahrscheinlich desjenigen, woraus das Kriegsoberhaupt gewählt war, weshalb dieses dem Staatsverbande auch den Namen gab. Daher kommt es, daß deutsche Völker bei den Geschichtsschreibern des Alterthums als minores und majores erscheinen, so liest man im 24. Capitel der Germania: „majoribus Frisiis vocabulum est ex modo virium“. Auch bei den Chauken und Brukterern ist die Unterscheidung als majores und minores durch Ueberlieferung belegt, wir mögen sie jedoch für alle deutschen Völker, welche gemeinsam einen Staat bildeten, annehmen, so auch für die Ubier, so daß wir berechtigt sind, ihren von Cäsar erwähnten Senat für den Staatslandtag zu halten. Vor der Uebersiedelung der Ubier tagte derselbe auf der rechten Rheinseite; wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir die Stelle von Deutz dafür in Anspruch nehmen und auch den Namen damit in Verbindung bringen. Deutz ist ebenso wie Deutsch aus Thiodisk entstanden, dem aus Thiod gebildeten Beiworte, welches substantivisch gebraucht unser Volksname wurde; tragen doch auch Ansichten der Stadt aus dem 16. und 17. Jahrhundert die Unterschrift Deutsch oder Teutsch. In der Bedeutung von volksthümlich konnte Thiodisk schwerlich Ortsname werden, dafür müssen wir eine andere Erklärung suchen. Thiod ist zwar heute noch in der isländischen Sprache, der altnordischen, worin die Edda geschrieben ist, ein Hauptwort weiblichen Geschlechts, welches Volk bedeutet, es scheint jedoch, daß Thiod mit dem lateinischen totus verwandt, ursprünglich den allgemeinen Begriff einer Gesammtheit hatte, weshalb es in der isländischen Sprache einer Anzahl von Worten als Steigerungspartikel vorgesetzt ist; so bedeutet Thiodar ein sehr fruchtbares Jahr, Thiodleid einen Hauptweg, Thiodgatr das Hauptthor, Thiodmanni sind berühmte Leute. Aber auch heute sind noch in unserer Sprache eine Anzahl Tauf- und Personennamen in Gebrauch, welche offenbar auf gleiche Weise gebildet sind, Ditmar, der sehr berühmte, Dietrich, der sehr reiche, Dittmann der besonders tüchtige Mann u. a.; in älterer Zeit waren dieselben noch zahlreicher, wie Theuderich, Theodat, Theudebald, Theutemund, Theutbert, Theudelinde u. a., war doch Teutebod schon der Name eines der teutonischen Könige.

In demselben Sinne finden wir auch mit Thiod gebildete Ortsnamen; die älteste Ueberlieferung haben wir durch Tacitus im Saltus teutoburgiensis, wo die Gebeine der varianischen Legionen bleichten. Zu den allgemein bekannten Ortsnamen gehören Duisburg, in ältester Form Thuidsberg, Diedenhofen (Thionville), Didenburg (Thiaumont); auch Deutz steht mit Thiod im Zusammenhang, wenn auch in anderer Weise.

Als Beiwort aus Thiod mit seinem Grundbegriff gebildet, könnte Thiodisk, sächlich substantivisch gebraucht, den Landtag des Staates und auch den Ort desselben bedeuten und daraus der Ortsname entstanden

sein. Die Römer latinisirten denselben mit Zuziehung von divus in Divitium, weil damit das Hauptheiligthum verbunden war.

Als nun die Ubier durch den römischen Feldherrn Aprippa veranlaßt wurden, auf das linke Rheinufer überzusiedeln, erfolgte die Verlegung des Landtags in die unmittelbare Nachbarschaft der neu gegründeten Stadt, woraus Köln hervorgegangen ist; in ihrer ältesten Benennung erscheint sie als Ara, wahrscheinlich die Uebertragung des in Thiodisk — Divitium liegenden Begriffes in die lateinische Sprache. Wir können jedoch nicht annehmen, daß dieser einer fremden Sprache entlehnte Name den Landesbewohnern geläufig war. Wahrscheinlich gebrauchten sie den alten Namen, bis die Stadt bei ihrer Erhebung zur Kolonie im Jahre 50 n. Chr. nach der Begründerin der Kolonie Agrippina genannt wurde. Die Bewohner der Kolonie erscheinen fortan als Agrippinenser, während für die übrige Bevölkerung des Ubierlandes der alte Name verblieb. Dafür, daß wenigstens bis zu der Erhebung der Stadt zur Kolonie ein Landtag mit einem nationalen Heiligthum bei derselben bestanden hat, haben wir eine Mittheilung des Tacitus (Hist. IV, 64) aus dem Bataverkriege. Während desselben erschien in der Kolonie eine Abordnung der rechtsrheinischen Tenkterer, welche für ihr Volk freien Eintritt in die Stadt und das Niederreißen ihrer Mauern forderte.

Der Sprecher eröffnete die Anrede mit den folgenden Worten: Wir danken unseren gemeinsamen Göttern, besonders dem obersten Mars, daß ihr zu dem Namen und der Gemeinschaft Germaniens — in corpus nomenque Germaniae — zurückgekehrt seid, beglückwünschen euch auch, daß ihr nun wieder Freie unter den Freien werdet. Bis auf diese Tage hielten die Römer Flüsse und Länder, gewissermaßen den Himmel selbst verschlossen, um unsere Berathungen — colloquia — und Zusammenkünfte — congressus — zu verhindern, ja sogar es wurde uns Männern, die wir in den Waffen geboren sind, die Schmach angethan, daß wir nur ohne Waffen, das heißt so gut wie nackt, überwacht und gegen Zahlung einer Abgabe herüberkommen durften."

Daraus erhellt, daß die Tenkterer, welche nach der Ueberführung der Ubier auf die linke Rheinseite deren alte Wohnsitze einnahmen, bis zu einem gewissen Zeitpunkte mit diesen politisch verbunden waren, eine gemeinsame Thingstätte hatten und dieselben Götter verehrten. Dafür könnte man die Erklärung finden, daß ein Theil der Ubier in ihren alten Wohnsitzen zurückgeblieben war, daß auch die Römer die Verbindung von rechtsrheinischen Germanen, um ihre Romanisirung zu fördern, mit den linksrheinischen Ubiern anfänglich gefördert haben.

Die Tenkterer waren von den rechtsgermanischen Völkern istävonischen Stammes die einzigen, welche nach der Varusniederlage unter römischer Herrschaft verblieben. — So lange vor dieser Katastrophe die Provinz Germania magna bestand, scheint die Thingstätte der Ubier auf dem linken

Rheinufer auch die Stelle gewesen zu sein, wohin Kaiser Augustus den Landtag der dazu gehörigen Völkerschaften berufen hat. Aus der Anrede des Tenkterers entnehmen wir, daß an derselben dem Kriegsgotte geopfert wurde; damals war es der unter dem Zeichen des Schwertes verehrte Tiu, zugleich auch Lichtgott. Zu ihm steht das Wort Thiod, woraus der Name für die Stätte seiner Verehrung entstand, offenbar in sprachlicher Verwandtschaft. Dem Heiligthum eines Volkes, welches die Römer besonders ehren wollten, pflegten sie einen römischen Tempel zur Seite zu setzen. Das scheint auch hier geschehen zu sein. Der Geschichtsschreiber Sueton erwähnt zu Köln ein Delubrum Martis, wo das Schwert Cäsars aufbewahrt wurde, wohl mit Rücksicht darauf, daß ein Schwert auch das Zeichen des deutschen Kriegsgottes war. Die Abgeordneten bei dem Landtage waren auch die Priester bei seinem Heiligthum und wurden in dieser Eigenschaft Sodales der römischen Priesterschaft bei dem Delubrum Martis. Vor der Varusniederlage beschickten auch die Cherusker den Landtag; als Sodalis der römischen Priesterschaft zerriß Segimundus seine Priesterbinde bei der Nachricht von Armins Siege und eilte zu ihm. — Noch sind nicht alle Erinnerungen erloschen, wo wir zu Köln das nationale und das römische Heiligthum zu suchen haben. In dem außerhalb der römischen Umringung entstandenen Vororte erscheint in alten Urkunden als Ortsbezeichnung der Name Tiedenhofen. Hof ist heute noch in der isländischen Sprache ein geweihter Ort oder Tempel mit seiner Umgebung. Die Bedeutung von Thiod als Präfix ist dargelegt. Danach mögen wir Thiedenhofen als Haupttheiligthum und die alte Stätte des Landtags erklären. Auf die genauere Stelle weist eine Urkunde in dem Werke „Quellen von Köln, gesammelt von Ennen und Eckartz, Band III, S. 401,“ worin Ländereien erwähnt werden, welche an dem Wege von der Ulrichpforte nach Tiedenhofen liegen — supra via procedente de Ulriportze versa Tiedenhofen. Dieser Weg, die heutige Ulrichsgasse, mündet jetzt in die Straße Perlengraben kurz vor ihrem Eintritt in die Severinstraße, früher vor Entstehung der Straße Perlengraben unmittelbar in diese. Dem alten Einmündungspunkte gegenüber liegt die Kirche von Johannis dem Täufer, welche man an die Stelle des heidnischen Heiligthums gesetzt haben mag, um symbolisch den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zu verherrlichen. Sie ist eine der ältesten Pfarrkirchen Kölns; wenngleich erst in einer Urkunde aus dem Jahre 945 erwähnt, reicht ihr Ursprung in eine weit ältere Zeit zurück. Auffallend ist die erhöhte Lage der Kirche auf einer anscheinend künstlich hergestellten Erdanschüttung, welche an einen germanischen Opferhügel erinnert. Da dessen altnordische Benennung Hörger, im Genitiv Hörgs, ist, so könnte damit der nach der ersten Erweiterung der Römerstadt entstandene alte Vorort Oursberg, ursprünglich Hörgsberg, im Zusammenhange stehen. Nach alter Sitte hätte sich hier die Opferstätte in einem Haine befunden, denn noch in mittelalterlichen Urkunden werden

in dem Vororte Oursberg Waldungen erwähnt. Hier hätte eine Versammlung 500 m vor dem Südthore der Stadt, aber auch nur $2^1/_2$ km von der durch Cäsar bei seinem Rheinübergange an der Stelle von Alteburg erbanten Festung getagt, so daß sie von dort überwacht werden konnte. — Die Festung und das Südthor der Stadt waren durch eine Straße verbunden, welche sonst die Burgstraße hieß und in der Richtung der heutigen Severinstraße lief; an derselben zwischen der Kirche des S. Johannis des Täufers und dem Thore liegt die Kirche des heiligen Georg, eine Basilika aus dem 11. Jahrhundert. Verschiedentlich ist der heilige Georg an die Stelle des römischen Kriegsgottes getreten, weshalb wir zu der Annahme berechtigt sind, daß hier das von Sueton erwähnte Delubrum Martis gestanden hat. Für die Abwaschungen bei dem Opfer mußte ein Delubrum mit fließendem Wasser vorhanden sein, das war auch hier der Fall, denn in unmittelbarer Nähe lief ein Bach, im Munde des Volkes Tuffesbach, verdreht aus Teufelsbach, vielleicht durch die fortgepflanzte Erinnerung, daß sein Wasser einstmals bei dem heidnischen Opfer diente. Sehr bezeichnend ist der Name des römischen Südthores Hochpfordten, in alten Urkunden Porta alta, denn aus demselben gelangte man auf dem Burgwege zu den beiden Heiligthümern.

Der Verband der rechtsrheinischen Tenkterer mit den linksrheinischen Ubiern mußte sich lösen, als die Stadt das römische Bürgerrecht erhielt, zu welcher Zeit auch die ubische Landbevölkerung in ein anderes staatsrechtliches Verhältniß, aus dem der unmittelbaren Unterthanenschaft in das der Socii getreten ist (Tac. Ann. 13, 57). Den Ausschluß der Tenkterer von der Thingstätte bewirkte man einfach durch das Verbot, mit den Waffen über den Rhein zu kommen. Wie hart die Tenkterer dadurch betroffen waren, verrathen die Worte des Sprechers. Durch Einführung von Zöllen hatten die Römer die Trennung verschärft; offenbar standen sie im Zusammenhang mit der veränderten römischen Politik. Kaiser Claudius hatte die Rückeroberung der Provinz Germania magna endgiltig aufgegeben und die römischen Legionen auf die linke Rheinseite zurückgezogen.

Aber auch die den alten Sitten und Gewohnheiten treu bleibende ubische Landbevölkerung konnte in dem Weichbilde der Stadt nicht mehr ihre Götter verehren, denn mit dem nationalen Cultus hatte es daselbst ein Ende, seitdem bei Einführung des jus italicum die Sacra der Gemeinde auch Sacra populi Romani geworden und unter die Verwaltung der römischen Pontifices gestellt waren. Für ihre staatspolitischen Versammlungen und für ihre Götterverehrung mußten sie sich einen anderen Ort suchen. Darauf, daß dieses um die Mitte des 1. Jahrhunderts geschehen sei, könnte eine Ueberlieferung des Aegidius Herigerus (Mon. Germ. 23, 16) bezogen werden. Sie besagt, daß um diese Zeit der heilige Maternus, als er von Mainz nach Köln kam, durch seine Predigt die Zerstörung eines Marsheiligthums vor dem Südthore von Köln

bewirkte. Diese Erzählung gehört nun freilich zu den nicht glaubhaften Sagen, indem ein Bischof Maternus erst im vierten und nicht ein Heidenapostel dieses Namens im ersten Jahrhundert geschichtlich nachgewiesen ist, auch kann in dieser Zeit ein heidnischer Tempel nicht auf christliche Veranlassung zerstört worden sein, denn noch bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts war zu Köln der heidnische Cultus der vorherrschende, was wir daraus ersehen, daß Ammianus Marcellinus ein christliches Gotteshaus, wohin der Gegenkaiser Silvanus vor seinen Mördern geflohen war, als ein Conventiculum Christianorum bezeichnet. Dennoch mag in dieser Sage ein Kern der Wahrheit stecken, insofern sie den Zeitpunkt angiebt, in welchem das Heiligthum des deutschen Kriegsgottes aus dem Weichbilde der Stadt Köln entfernt wurde.

Wir sind nicht ohne Anhalt dafür, wo die nationale Cultusstätte neu entstand. In einer alten Schenkungsurkunde (Lacomblet II, 84) wird eine Villa Tutenhofen in einem Pagus Tustensis, welche heute noch in den Deutzhöfen, unweit des Dorfes Heimerzheim, auf dem Kamme des Vorgebirges zwischen Köln und Bonn, fortbesteht, erwähnt. Unmittelbar dabei erhob sich ehedem ein den älteren Bewohnern noch bekannter, jetzt aber eingeebneter Erdhügel, dessen Maße zu 100 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe überliefert sind. In seiner Umgebung sind zahlreiche Hufeisen, große und kleine gefunden worden, was darauf weisen könnte, daß man hier Wodan verehrte. Wodan ist derjenige germanische Gott, welchen Tacitus als Mercur bezeichnet, als Kriegsgott erscheint er erst dann, nachdem Tiu mit dem Verluste der linken Hand als Schwertgott in die Reihe der Asen zurückgetreten war.

Von besonderer Wichtigkeit ist für uns die Opferstätte ihres Namens wegen, da nun auch auf der linken Rheinseite ein Deutz — Thiodisk erscheint, dem wir die politische Bedeutung einer Thingstätte, wo ein Landtag zusammentrat, beimessen können. Denselben beschickten nicht allein die Ubier, sondern auch andere linksrheinisch-germanische Völker, die nördlich von den Ubiern durch Kaiser Tiberius auf die linke Rheinseite überführten Sugambrer, welche als Gugerner erscheinen. Nun ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen, welche sich bei dem Nationalheiligthum versammelten, Thiodisk persönlich substantivisch für den gemeinsamen Namen gebrauchten, um ihren Gegensatz zu den romanisirten Nachbarn zu bekunden; wahrscheinlich geschah dieses schon im zweiten Jahrhundert, da in dieser Zeit der Ubiername verschwindet. Die den alten Sitten und Gewohnheiten treu gebliebenen Landbewohner mochten ihn um so lieber ablegen, da wir von Tacitus erfahren, daß derselbe bei den übrigen Germanen wegen der Zuneigung der Stadtbevölkerung zu den Römern verhaßt war.

Die neue Benennung Thiodisk, latinisirt in Divitiensis, mag zunächst nur ein Parteiname gewesen sein, um dem Gegensatz zu dem Römerthum Ausdruck zu geben, demnächst durch Kaiser Constantin gebraucht worden sein,

um damit die Regio zu bezeichnen, an deren Spitze Colonia Agrippina stand. Die Bedrohung der linken Rheinseite durch die Franken war stark im Zunehmen, wiederholt waren mit Erfolg Einfälle gemacht worden. Zwar hatte Kaiser Constantin dieselben siegreich zurückgewiesen und weitgehende Maßnahmen für die Behauptung der linken Rheinseite getroffen; dennoch mochte er die Unmöglichkeit derselben erkennen, wenn er sich nicht der Treue der linksrheinischen Germanen am Niederrhein versicherte und dieselben für das Reichsinteresse durch Concessionen gewann, welche man ihrem Nationalgefühl machte; dazu gehörte die öffentliche Anerkennung ihres dem Romanenthum gegenüber gebrauchten Parteinamens.

Schon vor dem Ende der Römerherrschaft mag die Romanisirung in der Colonia Agrippina den Höhepunkt erreicht und demnächst wieder zum Rückschritt gekommen sein. Eine Veranlassung dazu könnte die Ertheilung des römischen Bürgerrechts an die Unterthanen des Reiches durch Kaiser Caracalla gegeben haben, wodurch die umwohnende germanische Bevölkerung freien Eintritt in die Stadt erhielt. Das fällt nun gerade in die Zeit, wo die kaiserliche Regierung für alle Provinzialkolonien eine Beschränkung ihrer Gerechtsamkeiten hatte eintreten lassen. Die fast unumschränkte Selbstverwaltung hatte aufgehört, den Magistraten der Kolonien waren kaiserliche Curatoren zur Seite gestellt, welche die Beschlüsse der Curien zu bestätigen hatten. Auch die alte Steuer- und Lastenfreiheit war den Bewohnern genommen. Wenngleich dieselben schon völlig romanisirt waren, werden ihre Sympathien für das römische Reich durch den Verlust der alten Rechte allmählich sich verringert haben, auch werden sie durch germanisch-fränkischen Zuzug in die Minderheit gelangt sein. Daher kam es wohl auch, daß der römische Name der Stadt Agrippina bei ihrem Uebergang unter die Herrschaft der Franken, welcher sich an dem Schlusse des 4. Jahrhunderts vollzog, verloren ging; aber man kennzeichnete durch den seit dieser Zeit ausschließlich gebrauchten Namen Köln die alte eximirte Stellung, welche die Stadt den übrigen Landesbewohnern gegenüber seit ihrer Erhebung zur römischen Kolonie eingenommen hatte. — Gerade die Herrschaft der Franken mag die Veranlassung gewesen sein, daß der auf der linken Rheinseite in Gebrauch gekommene Name Deutsch, latinisirt durch Divitiensis, in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Bewohner von Stadt und Land erscheinen fortan als die ribuarischen Franken. Die Sprache derselben wird sowohl teutisca wie francisca bezeichnet.

Der Geschichtsschreiber Nithardus, welcher im Anfang des 9. Jahrhunderts schrieb, theilt mit, daß die zu leistenden Eide sowohl in der Romana wie Theutisca lingua abgefaßt waren. Der Mönch Ottfried, welcher nach dem Tode des Nithardus das Evangelienlied schrieb, nennt dessen Sprache im Gegensatz zu der romanischen sowohl Theotisca wie Francisa lingua. Zu der alleinigen Bezeichnung für unsere Sprache konnte Thiotisk — Deutsch erst gelangen, als Frankreich von dem Reiche Karls

des Großen abgesondert wurde und die nun aus dem Lateinischen entstandene Sprache als francisca oder francica erscheint; seit dieser Zeit kam das Wort, nachdem es zuerst als Bezeichnung einer Regio gedient hatte, als Volksname zur Geltung. Ganz vergessen war er niemals. Sowohl an der niederländisch-wallonischen wie an der deutsch-wallonischen Sprachgrenze findet man die Bezeichnung deutsch mit abweichenden Umformungen im Gebrauch, um verschiedensprachige Ortschaften gleichen Namens zu unterscheiden; südwestlich von Arl (Arlons) liegt Audin le tige — Deutsch-Odingen und Audin le Romain — Welsch-Odingen, zwischen Lüttich und Tongern Heur le tixhé, Deutsch-Hör, und Heur le Romain, Welsch-Hör; noch heute nennen die Wallonen ihre deutsch oder flämisch sprechenden Nachbaren dialektisch verschieden Tixois (gesp. Tixhr), Tixhons, Tihons, Bezeichnungen, welche auf einen uralten Gebrauch schließen lassen. Vielleicht ist schon der römische Name für Nordbrabant Texuandia bei Plinius, Toxandria bei Ammianus Marcellinus auf eine Ableitung von Thiodisk zurückzuführen.

In der Bedeutung als volksthümlich konnte Thiodisk — Deutsch schwerlich Ortsbezeichnung werden; das Wort bedeutet den Zusammenschluß verschiedener Völkerschaften zu einem Bunde und steht mit der ältesten Staats- und Cultuseinrichtung unserer Vorfahren in Zusammenhang, war mithin vollauf berechtigt, unser Volksname zu werden. Sollte nicht schon der Teutonenname, Teutonus aus Thiod in lateinischer Form gebildet, in demselben Sinne wie Thiodisk aufzufassen sein? Wir wissen, daß die Teutonen, welche mit den Kimbern nach Italien zogen, verbundene Völker unter verschiedenen Königen waren; dasselbe wird von den Teutonen gelten, welche bereits Pytheas im 4. Jahrhundert v. Chr. nennt.

Zur Kritik der Sprache.

Von

Hans Lindau.

— Konstantinopel. —

Als Beiträge zu einer Kritik der Sprache hat Fritz Mauthner eine Sammlung philosophischer Studien angekündigt, deren erster Band, die Psychologie behandelnd, bereits als stattliches Werk (bei Cotta 1901) erschienen ist. Zwei Gesichtspunkte drängen sich sogleich auf. Erstens, daß etwas Großartiges gewollt wird, nämlich eine Art Kritik der reinen Vernunft in moderner Beleuchtung, und zweitens, daß uns doch kein systematisches Kunstwerk von dem Verfasser in Aussicht gestellt wird. sondern nur ein Beitrag zu einer gewaltigen Sache. Der Verfasser verbeugt sich gleichsam vor Kant und läßt ihn, im Spiel der Möglichkeiten, als den erlesenen Meister erscheinen, der wohl im Stande gewesen wäre, eine Kritik der Sprache ohne Beitragscharakter: die Kritik der Sprache, zu liefern, nämlich wenn er im Besitze gewisser Anschauungen vorgestellt werden dürfte. Aber, Kant durfte nicht gewußt haben, was er nicht gewußt hat, und die Kritik der Sprache blieb ungeschrieben. Dafür ragt nun die Kritik der reinen Vernunft, als grandioses Meisterwerk himmelstürmender Denkgewalt und himmelaufbauender Architektonik in der Sprachkunst, wie ein gothischer Dom, unübertroffen in seiner Stileinheit, über die Jahrhunderte, und wenn man auch nicht mehr einen Stein auf dem anderen in diesem Bauwerk dulden mag, so zwingt noch die unerhörte Lebenskraft jenes menschlichen Bauwillens zur Begeisterung oder Rührung, und gleich tiefen Orgelklängen dringt aus dem Innern eine Gottessehnsucht in ergreifender Schönheit hervor, nicht unähnlich dem sehnsuchtsvollen, rastlosen und zäh beharrlichen Charakter Bach'scher Fugen.

Vermessenes Selbstbewußtsein, tollkühner Uebermuth kennzeichnet einige der denkenden Heerführer, andere wiederum, still und bescheiden, blicken in die

Ferne mit einer mehr friedlichen Hoheit. Die Temperamentsfrage entscheidet über den Stil des Vortrags, aber auch das Wesen der Sache wird durch den Stil nicht unberührt gelassen. Das inhaltliche Was ist aus dem formalen Wie schwer herauszulösen, und es kann geschehen, daß der Schnitt, welcher Form und Stoff scheiden soll, bald in einer Weise vorgenommen wird, die der Form einen weiteren Raum anweist und nur ein schmales Was übrig behält, bald so, daß der Inhalt nur von einer oberflächlichen Formkruste umhüllt erscheint. Dementsprechend werden dann die Vorurtheile über Was und Wie ausfallen, und ein müßiger Wortstreit kann über die größere Bedeutung der einen oder der anderen Seite sich erheben, wenn die Urtheilenden, ohne vorherige Verständigung über den Umfang ihrer Begriffe, miteinander hadern.

Wie es mit Stilform und Ausdrucksinhalt bestellt ist, so steht es mit dem Sprechen und Denken überhaupt. Es wäre eine nutzlose Arbeit, einen Denker, der die Sprache als bloße Schale verachtet, auf den Werth dieser Form aufmerksam zu machen; das, was wir als werthvoll empfinden, ist auch ihm bekannt, aber er hat es dem innewohnenden Gedanken zugeschrieben und kann sich nun nicht dazu bequemen, es noch einmal auf Rechnung der Form in Anschlag zu bringen. Ist die Unterscheidung einmal vollzogen, so hat man nur um Konsequenz in der Anwendung zu bitten.

Die eigenthümliche Bedeutung der Mauthner'schen Arbeit liegt nun in der radikalen Verlegung des uralten aristotelischen Schnittes zwischen Form und Stoff an die äußerste Grenze, mathematisch könnte man sagen in's Unendliche. Es giebt nicht mehr ein Hüben und Drüben zwischen Sprache und Denken, zwischen Wie und Was, sondern das Was wird zum Wie erklärt, das Denken mit der Sprache identifizirt. Mit andern Worten Mauthner enthält sich des Dualismus. Er legt das kritische Messer aus der Hand, ohne die sprachliche Form von dem gedanklichen Kern durch einen beliebigen Schnitt geschieden zu haben. — Ist alles Denken Sprache, so ist auch Mauthners eigne Gedankenarbeit eine sprachliche Leistung, die in ihrer Gesammtheit als Stiläußerung der Beurtheilung unterliegt. Die logischen Anforderungen, die wir zu stellen gezwungen sind, müssen selbstverständlich darum nicht weniger erfüllt sein, aber sie erscheinen nunmehr unter anderem Vorzeichen, und die Gewohnheit, welche mit dem Worte der Sprache, dem Worte Denken gegenüber, andere Werthgefühle zu verbinden antreibt, kann nicht plötzlich aus der Welt geschafft werden, weil hier eine neue Terminologie in's Leben springt. Wir sind geneigt, von der früheren Scheidung her der sprachlichen Form einen gelinden Beigeschmack des Unwesentlichen anzuheften. Die Mauthner'sche Hineinnahme des logischen Elements, insofern wir es uns so zum letzten Male noch als ein besonderes vorstellen, in das psychologische, wo es nun untertaucht und seine Selbstständigkeit aufgiebt, bringt es mit sich, daß wir auch an sein Werk mit einer Nuance in der Erwartung herantreten, die nun einmal durch unsere

früheren Denkgepflogenheiten bestimmt wird. Mauthner schwemmt das Denken durch die Bezeichnung Sprache hinweg. Er scheint dadurch geradezu die ganze Weltskala unserer Werthungen um eine Stufe herunterzudrücken. Was wir früher bewunderten, wird nun mit einem Worte genannt, das uns minder hehr und groß dünkt. — Schauen wir genauer hin, so ist dies aber eine Täuschung, die in unserer Sprachgewohnheit ihre Erklärung findet. Es ist ja vollständig unmöglich, das All mit relativer Werthung zu belegen. Die ganze Weltskala der Werthe kann weder erhöht noch degradirt werden. Dies ist nur ein Scheineffekt durch Worte. Ist Alles Sprache, so ist eben die Sprache nicht mehr die Magd des Gedankens, sondern Herrin und Magd zugleich, eine unübersehbare Totalität. Nur in der Beschränkung sind vergleichende Werthurtheile am Platze; sprechen wir von einer unvergleichlichen Größe, so dürfen wir ihr keine Eigenschaften, die in der Distinktion wurzeln, zuertheilen; dies hieße das Unendliche umgrenzen.

Die Frage liegt nahe: Welchen Zweck hat es dann überhaupt, zerfließende Begriffe zu erzeugen? Warum dehnt Mauthner den sinnvollen Ausdruck „Sprache" aus über ein Meer von Erscheinungen, in dem wir keine Schranken kennen?

Die Antwort auf diese Frage lautet, weil in dieser Bethätigung ein menschliches Drängen befriedigt wird. Was hier Mauthner an dem Begriff der Sprache vollführt, es ist nichts Anderes im Grunde als der zahllos wiederholte Versuch, sich mit gefühlsbetonten Worten dem Universum gegenüber auszutoben. Es ist eine Temperamentssache. — Als solche mag man ihn gelten lassen und nun als Kunstprodukt wie andere Kunstprodukte beurtheilen. Wir fragen nicht mehr: Was hast Du uns Neues zu lehren? Wir fragen: Hast Du Stil im Leibe? Ist Deine Aeußerung ein konzentrirter Ausdruck eigenen Lebens?

Die Willensrichtung, die sich in der Arbeit ausspricht, haben wir bereits als eine Tendenz nach Unten, eine herabdrückende Nivellirung aller Werthe kennen gelernt; denn der Verfasser steht ja doch in gleicher Weise wie wir unter dem Banne der gewohnheitsmäßigen Verbindungen von Werthgefühlen mit Worten, und wenn er es vorzieht, das geringer tönende Wort zum Vertreiber des heller klingenden Wortes zu machen, als etwa umgekehrt zu verfahren, darf aus dieser Handlungsweise auf eine melancholische Gemüthsstimmung geschlossen werden. Gewiß erreicht er damit in der Wirklichkeit keine Degradirung der Welt, wohl aber in unserer momentanen Meinung den Eindruck einer solchen. Er degradirt das Denken durch eine souveräne Willkür der Bezeichnung; das ist ein Kunststück, aber darum nicht minder etwas Wirkliches, eine Gefühlsregung, die sich durch Mittheilung zunächst fortpflanzt.

Zunächst, nicht für immer! Die Melancholie muß weichen, sobald sich

unser Auge an die neue Beleuchtung accomodirt hat. Nun sehen wir die ganze Welt des Geistes unter dem Zeichen der Sprache und all das Beengende, das zunächst in dieser Auffassung zu liegen schien, schwindet hin vor dem breiten Dasein der Wirklichkeiten; ja, wir können Mauthner folgen und die Dinge unseres Denkens einer Sprachkritik zu unterwerfen wünschen.

Es ist eine machtvolle Idee, mag die Ausführung nun ausfallen, wie sie wolle, die Problemstellung bleibt eine sehr hohe, vielleicht das Augenmaß eines Sterblichen weit überschreitende; denn von welchem Standpunkt aus soll Einer, der in der Sprache lebt, die Sprache aus den Angeln heben? Wo soll er stehen und zufassen?

* * *

Von vornherein scheint mir Mauthner sich noch die Aufgabe dadurch zu erschweren, daß er die Sprache lediglich als Abstraktion begreift. Gewiß ist sie eine Abstraktion, aber warum nicht auch Realität? Es kommt nur auf den Blick an. Denken wir uns z. B. die Sprache überhaupt als Summe aller Volkssprachen, jede Volkssprache als Summe aller Individualsprachen, jede Individualsprache als Summe aller Sprachäußerungen eines konkreten Individuums und jede einzelne Sprachäußerung als Summe aller in sie eingehenden realen Bewegungserscheinungen, so ist je nach unserer freien Wahl das Allgemeine jedesmal eine abstrakte Ueberschrift, oder die Sache selbst, die überschrieben wird, also ein umfassender Wirklichkeitskomplex. Somit ist die Sprache überhaupt der unüberblickbar große Umkreis unseres geistigen Regens und Strebens, und die Individualsprache, d. h. die Abstraktion des sprachlichen Horizontes eines Individuums, ist nicht konkreter wirklich als dieser gemeinsame Horizont aller Geistesgeschöpfe auf Erden, dessen kombinirter Fülle erst die einzelnen Bezirke ihre Sonderexistenz verdanken. Das Ganze ist vor dem Theile, lautete etwa die aristotelische Fassung dieses Phänomens. Wir setzten das Ganze soeben zwar mit Hilfe von Summirungen zusammen, weil wir doch die Wirklichkeit an irgend einer Stelle zu fassen beginnen müssen. Ebenso gut kann, statt dieser Rekonstruktion nach stillschweigend vorausgesetzter Zerlegung, in schematischer Darstellung die Analyse, nicht blos stillschweigend, sondern ausdrücklich, den Vortritt haben. Wir denken dann nicht bauend, die Sprache setzt sich zusammen aus . . ., sondern spaltend, die Sprache zerfällt in . . . Es kommt auf das Nämliche heraus.

Mauthner weist in seiner Vorrede auf die neueste Arbeit Wilhelm Wundts, die Völkerpsychologie hin. Er erklärt, daß er den letzten Band nicht mehr habe benutzen können. Dies Geständniß bezeugt die Meinung Mauthners von der Wichtigkeit des Wundt'schen Werkes, eine Aeußerung,

die für den Verfasser einnimmt. Wer die Bedeutung des großen Leipziger Psychologen so zu schätzen weiß, dürfte von ihm profitirt haben. Dieses günstige Vorurtheil bestätigte sich mir, als ich bei Mauthners Drachenkämpfen gegen die sogenannte Mythologie der Sprache an eine Uebertragung Wundt'scher Drachenkämpfe gegen mythische Seelengespenster auf dies Gebiet denken mußte. Dennoch möchte ich mich Mauthner nicht unbedingt anschließen, wenn er z. B. in der Sprache nicht ein Werkzeug des Denkens erblicken will, fürchtend die Metapher substanzialisire das Denken. Die Sprache nutzt sich nicht ab durch ihren Gebrauch, denn sie ist mit ihrem Gebrauch identisch. Stoffliche Werkzeuge aber sind von ihrem Gebrauch unterschieden und nutzen sich ab. So bewegen wir uns in Bildern, aber der Werth dieser Uebung ist darum vielleicht kein minder ephemerer, weil es sich hier nicht um ihre Anwendung, sondern um ihre geistreiche Zurückweisung handelt. Die Bilder werden, dünkt mich, von Mauthner zu tragisch ernst genommen. Sie verdienen nicht die Bekämpfung. Wundt zog, dünkt mich, gegen bösere Gespenster zu Felde.

Und im Allgemeinen verschmäht ja Mauthner das Bilderwesen keineswegs. Das ist gewiß kein Vorwurf. Durch die farbige Pracht seiner Gleichnißreden gewinnt die Darstellung oft an Liebreiz und Munterkeit. Das Bild wird in Mauthners Händen zur Waffe und zum Kunstmittel. Bisweilen scheint das poetische Moment zu überwiegen. Die Schönheit der Melodie verführt zum genießenden Verweilen. Es ist der Künstler in Mauthner, der gleichsam retardirend eingreift in den Vollzug des Gedankendramas. Dann zu anderen Zeiten ist es der scharfsinnige Kopf, der die Bilder ausspielt als Trümpfe nach Advokatenart, die den Gegner vielleicht kaum minder als den Sprechenden selber blenden. So wird die Lüge der moralischen Beurtheilung einfach dadurch entzogen, daß sie als Waffe erklärt wird. Waffen unterliegen nicht der ethischen Werthung, nur der Gebrauch, den man von ihnen macht. Es ist das ein bewundernswerther Einfall, denn nun kann glänzend gefolgert werden, die Lüge ist nicht an und für sich eine normwidrige Handlung. Es giebt Fälle, in denen man sich der Lüge in billigenswerther Weise bedienen kann, wenn etwa die Liebe es erfordert.

Von zwei Seiten kann nun aber doch die Berechtigung dieses Bildes angegriffen werden, von zwei Seiten wenigstens, soviel ich sehe. Erstens ist mir der Gedanke, daß es im Laufe der geistig sittlichen Entwicklung dermaleinst eine Zeit geben könne, in der jeder Waffengebrauch als unmoralisch empfunden wird, ein nothwendiger geworden. Man könnte die Lüge, welche mir vorläufig ganz unentbehrlich scheint, vorausgesetzt daß darunter eine schlechthin unwahre Behauptung, — ich sehe jetzt von ihrem Zusammenhange ab — verstanden wird, daher lieber mit einem Gifte als einer Waffe vergleichen; denn von Giften läßt sich, wie mir dünkt, in der Heilkunde

stets ein guter Gebrauch machen. Auch mit einem Werkzeug ließe sich die Lüge vergleichen. Zweitens kann ich nun den schärferen Mauthner hier gegen den gelinderen ausspielen, indem ich seine sozusagen esoterische Lehre von der Nichtigkeit der Werkzeugmethapher in Bezug auf die Sprache nunmehr auch auf die Lüge anwende. Auch die Lüge ist eine Handlung. Handlungen aber unterliegen der Moralaccentuirung. Das ist in unserem polarisirenden, werthgefühlsschwangeren Denken nun einmal nicht anders, auch n a ch Nietzsche. Wohl kann sich nämlich Jemand jenseits von Gut und Böse hinsichtlich einer bestimmten Moral glauben, überhaupt verjenseitigen kann er sich aber nicht, ebenso wenig wie über seinen Schatten springen.

Ich habe soeben den Namen des Mannes ausgesprochen, der wohl keinen geringen Einfluß auf Mauthner wie überhaupt viele Zeitgenossen ausgeübt hat und möchte nun gleich an diese mir vorübergehend scheinende Nietzschebewunderung andere Betrachtungen anknüpfen. So sehr ich nämlich selbst in dankbarer Ergriffenheit unter dem bezaubernden Einfluß dieses modernen Künstlers stehe, kann ich mich doch nicht enthalten, das Modische an der Sache als Verdächtiges zu beargwöhnen. Was heute in Mode ist, pflegt morgen unterschätzt zu werden. So hätte es sich für Schillers Ruhm vielleicht glücklicher getroffen, wenn die allgemeine Stimmung ihn nicht einmal allzu einseitig kultivirt hätte. Heute macht sich nun eine übertriebene Geringschätzung geltend. Von diesem letzteren Fehler darf vielleicht Mauthner nicht freigesprochen werden. Ich gestehe, daß ich hier einen unangenehmen Eindruck empfinde, und dies der subjektiv am stärksten gefühlte Vorwurf ist, den ich gegen den übrigens verehrten Autor richte. Um mich daher zu einem möglichst leidenschaftslosen Verfahren zu zwingen, will ich jetzt gar nicht von meiner eigenen Liebe zu Schiller sprechen, sondern gleichsam das Experiment in die Untersuchung einführen. Das mag wohl auch dem in der Psychologie so bewanderten Verfasser angebracht erscheinen. — Das Experiment ist freilich nicht willkürlich von mir angestellt, sondern ich lese es nur dem Gange der Dinge ab, die Natur hat es so eingerichtet. Drei völlig verschiedene Männer der Neuzeit, von denen jeder auf seinem Gebiete, ich möchte sagen: das Höchste geleistet hat, da sie auf weit auseinander liegenden Provinzen des Geisteslebens heimisch sind, stehen dem Phänomen Schiller gleichsam von drei verschiedenen Punkten aus gegenüber. Bemühen wir uns nun, wenn wir Vertrauen zu der Zuverlässigkeit ihrer Aussagen haben, uns ihre Gesichtsbilder anzueignen, so werden wir Schiller wie einen vielseitig betrachteten Körper uns plastisch vergegenwärtigen können. Es ist Autoritätsglaube im Spiele, aber kann Einer ohne ihn auskommen? Auch Mauthner hat nicht Alles nachgeprüft, was er benutzt. Er hätte sonst nicht dreimal neun Jahre, sondern mehr als dreißigmal neunhundert Jahre an seinem Werke gearbeitet.

Schiller war Dichter, Philosoph und Historiker. Ein Dichter, ein

Philosoph und ein Historiker sollen über ihn richten, jeder sein fachmännisches Urtheil abgeben. Vielleicht wäre es schwer, kompetentere Kräfte absichtlich auszusuchen, als sie mir hier die glückliche Fügung zuschiebt: Gottfried Keller, Friedrich Albert Lange und Heinrich von Treitschke. Diese drei doch gewiß sehr unähnlichen Naturen haben alle, wie es scheint, eine ganz besonders warme Vorliebe für Friedrich Schiller, die sich in prächtigen Aeußerungen lyrisch, gedankenvoll und pathetisch großartig ausspricht. Wie der Historiker Treitschke über Schiller dachte, ist an manchen Stellen seiner deutschen Geschichte des XIX. Jahrhunderts im Einleitungsbande zu lesen. Mit schäumender Lebhaftigkeit begrüßt hier der verwandte Geist den Schillerschen Genius. Er läßt es sich nicht nehmen, die großen Heldendramen im Fluge zu berühren, und stellt mit im Ganzen doch nur wenig Sätzen uns ein Bild von seiner Schillerauffassung vor die Seele, das gewiß geeignet ist, Begeisterung zu erwecken, ja warm in's Herz zu strömen. Aber es ist allerdings eine etwas laute Sprache, die geführt wird, ein derber Wirklichkeitssinn, der mit harten Fingern zupackt, und Schillers Wesen kann von Treitschke nicht in seiner Universalität gewürdigt werden. — Es ist mir daher werthvoll, neben diese so farbenreich volksthümliche Darstellung einige Urtheile des scharfen Denkers Lange setzen zu können, die dem Philosophen Schiller gewidmet sind. Sie finden sich unter Anderem in Langes vorzüglichem Werke über die Geschichte des Materialismus. Es ist gerade der Geschichtsschreiber des Materialismus, der mit unverkennbarem Tiefblick für die unergründliche Berechtigung alles Idealismus dem strahlenden Bilde Schillers sich in eigenartiger Feinfühligkeit zuwendet. Wie Lange hat Keiner über Schiller geschrieben. Ich glaube, träte Schiller heute noch einmal in's Leben zurück, was ja leider nicht geschehen kann, er müßte die Lange'schen Urtheile als die köstlichste Labsal seines anerkennungsstolzen Herzens empfinden. Wie Lange Keiner? Nun, so wohl allerdings nicht, aber doch auch gar herrlich und kräftiglich hat Meister Gottfried das Wort ergriffen, in Vers und Prosa hat er den großen Dichter gefeiert. Er sah, wenn ich nicht irre, in Goethen und ihm die einzigen Klassiker, und das mit Recht, denn die anderen sogenannten Klassiker gelangen nicht zu so reiner Höhe. Mittelmäßige Produkte haben auch Schiller und Goethe hervorgebracht, Schiller übrigens weniger. Man müßte, könnte man das Geistige graphisch fixiren, die beiden Weimaraner durch eine verschieden laufende Kurve darstellen, die Schiller'sche wäre von größerer Gleichmäßigkeit, hätte aber kleinere Grenzwerthe.

Aber lassen wir die ganze Spielerei beiseite, denn das Geistige läßt sich nun einmal nicht völlig in Bildern auftischen. Wo Männer wie Keller, Lange und Treitschke bewundern, da muß doch wohl ein Gegenstand vermuthet werden, der nicht fortgefegt werden darf von der Mode; sie, die sich einst darin gefiel, ihn über Gebühr zu verherrlichen, wirft heute ihr Püppchen weg; aber Männer sollen nicht Mode mitmachen.

Es würde wohl zu weit führen, über Schillers Bedeutung hier viel Worte zu verlieren. Die biographischen Würdigungen dieses Dichters von der durch Goethe eingeführten Arbeit Carlyles an bis auf die beiden vorliegenden Bände von Otto Brahm geben ein Bild davon. Formgewandte Künstler wie Geibel, neuerdings Fulda, haben sich zu Schiller hingezogen gefühlt, edle Weltbetrachter, wie sie Deutschland in so reicher Zahl hervorgebracht hat, haben ihre Dankbarkeit für die Schiller'schen Gaben bekannt; es hat sich der eine Grimm ihm besonders in Liebe zugewandt, und Wilhelm von Humboldt ist ja ganz in Schillers Ideenwelt aufgewachsen. Geistvolle Kenner der Litteratur wie Friedrich Theodor Vischer oder Wilhelm Scherer bringen Schillers Don Karlos mit dem allervollendetsten Erzeugniß Goethischer Poesie, der Iphigenie, in Verbindung. Der Abschnitt über Schiller in Scherers Litteraturgeschichte, der so rührend mit Versen aus der Achilleis eröffnet wird und abschließt, liest sich wie ein Hymnus. Und selbst Bölsche in seiner ganz modernen Hymne auf Goethe zeichnet sich durch eine ernste und besonnene Schillerwürdigung aus. Man braucht kein Schillerschwärmer zu sein, vielleicht sogar einer so zurückhaltenden Stellungnahme beipflichten, wie Hebbel sie einnimmt, und doch wird der Reflex Schiller'scher Schönheit nicht ganz ausbleiben. — Und Goethe, den ja Mauthner, wie ich finde, ein wenig zu einseitig bewundert, wußte wohl, was er an Schiller besessen und was er mit ihm für unendliche Kraft und Herrlichkeit verloren hatte; ganz unersetzlich ist ihm der Werth einer solchen Individualität gewesen. Wir besitzen ein kleines Gedicht von ihm in Terzinen, einem Versmaß, das Goethe sonst nicht anzuwenden liebte, und das ihm hier der Gegenstand im Verein mit Dante-Reminiscenzen zugeführt zu haben scheint. Goethe spricht seine Ergriffenheit aus, da ihm ein Zufall Schillers Schädel vor Augen bringt. Er gedenkt des Freundes, betrachtet mit unbeschreiblichen Gefühlen dieses leblose Gefäß seines Geistes, und der Anblick rückt ihm eine erhebende Gedankenreihe über die Entwicklung der Naturdinge vor die Seele. So steht er sinnend dem ahnungsreichen Symbol gegenüber. Eine zärtliche Regung und geistige Beleuchtung ist ihm zu Theil geworden. Nach seiner Art begnügte er sich mit tiefsinnig einfachen Worten, die über die Geheimnisse des Daseins schweifen, sodann aber auch das Herz mit Muth für unbegrenzte Steigerungen füllen.

* * *

Ich habe mir hier nicht die Aufgabe gestellt, das Mauthner'sche Werk im Einzelnen durchzusprechen, auf manche scharfsinnige Darstellungen, geschickte Definitionen und elegante Darlegungen hinzuweisen. Dies mag Berufenen in der Folgezeit vorbehalten bleiben. Je nach der kritischen Empfänglichkeit des Lesers, werden ihm anstößige oder erfreuliche Stellen genauer in's Gedächtniß eingehen. Vielleicht regt der andere richtende Denker

besonders dazu an, das Richten auch gegen ihn selbst zu kehren und ihm zum Beispiel eine zu einseitige Hervorkehrung der Subsumtionstechnik zur Last zu legen, dies ist ein Rückfall in scholastische Bestrebungen, der mit dem Fehler zusammenhängt, unsere subjektive Bequemlichkeitsforderung der Einfachheit in den objektiven Thatbestand hineinzuverlegen. In den thierpsychologischen Bemerkungen klingt mir die Sprache Mauthners bedenklich intellektualistisch im Stile der Philosophie des 18. Jahrhunderts. Wundts Vorlesungen über Menschen- und Thierseele sollten damit aufgeräumt haben.

Das sind so kritische Gesichtspunkte, die sich mir bei der Lektüre aufgedrängt haben. An Wilhelm Wundt erinnern könnte man den Verfasser auch wohl, wenn er an der Möglichkeit einer Wissenschaftslehre ohne Dilettismus zu verzweifeln scheint. Wundts Logik liefert den Gegenbeweis. — Merkwürdiger Weise ist Mauthner gelegentlich ganz nachlässig in der logischen Wendung. Bei ihm ist das verwunderlich. Fast schäme ich mich, es ihm vorzurücken, denn es scheint pedantisch, auf strenge Fassung zu halten, wo der Gedanke auch ohne das klar wird. Aber besser wäre es, auch die äußere Ordnung nicht vermissen zu lassen. Im Vorwort wirft Mauthner das Motiv, weshalb er sein Buch in unvollkommener Durchführung dennoch herausbringt, mit dem Motiv, weshalb er sich um Klarlegung des Motivs seiner Handlungsweise bemüht, durcheinander. Er vergißt scheinbar, daß er uns sagen will, weshalb er das Vorwort schreibt.

Ein anderes Mal handelt es sich um eine Erschleichung von Aussagen über eine Erscheinung durch vorherige Hineinsetzung der gewollten Aussagen in die Erscheinung. Mauthner verwechselt die Achtung vor dem Unergründlichen, in der alle Religion wurzelt, mit der Achtung vor unserer hypothetischen Welterklärung. So kommt es mir wenigstens vor. Ich denke, man könnte sehr gering von der eigenen Weltanschauung denken und doch Respekt haben vor dem Wirklichen, das die Anschauung unvollkommen faßt. Ich kann lachen über meinen Gottesbegriff als einen Anthropomorphismus und zugleich doch die tiefste Liebe zu der unvergleichlichen Schönheit in der Herzensbewegung nach dem Ewigen fühlen.

Ein Augenleiden hat den Verfasser an der letzten Feilung verhindert. Doch hat er wohl gethan, das Kind seiner Muse auch auf die Gefahr einer geringeren Ausrüstung für den Kampf ums Dasein in die Welt ausgesandt zu haben. Auf das Didaktische sollte es uns, wie wir oben sagten, hier nicht so ankommen wie auf die Stiläußerung, das Kunsterzeugniß eines von der Mannigfaltigkeit unserer gemeinsamen Geisteswelt beeinflußten Zeitgenossen. Er hat Gigantisches gewollt, und darin liegt seine Bedeutung. Es ruht ein hoher Ernst in seiner Absicht. Mit rührender Hingabe hat er seine Zeit stillem, selbstlosem Eifer gewidmet und einem fernen Sterne zugestrebt. Die feine Milde des gläubigen Herzens besitzt Mauthner nicht. Seine Individualität ist von schärferer Art, und er spricht mit den Allüren

eines selbstbewußten Mannes. Dafür hat er aber auch Humor, und die freie Beweglichkeit des Geistes ist nicht ohne frische, übermüthige Derbheit. Ein solcher Mann wird nicht den zum Herzen sprechenden Tiefsinn religiöser Gemüthsbeschaffenheit zeigen. Er wird in den Ideen mit genialer Unverzagtheit rühren und schaffen und den Eindruck lebhafter Kraft hinterlassen.

Nun steht sozusagen der erste Theil des Gebäudes. Möge es uns vergönnt sein, auch den weiteren Aufbau noch zu erblicken. Es ist kein Haus für immer. Nichts ist unwiderruflich. Menschensache ist es, Provisorisches zu leisten. Wer es mit Bewußtsein ausübt, den nennen wir ehrlich, er macht sich keine Illusionen. Wir Alle wohnen in der Schwebe zwischen unerkannten Tiefen. Tragen können wir ein wenig, schließlich trägt doch uns die Welt, die uns Vertrauen zum Fortbestand des jeweilig Edleren einflößt.

O tempora, o mores!

Von

* * *

Voriges Jahr verbrachte ich meine Sommerfrische in Thüringen. Lange, lange war es her, daß ich zum letzten Mal den Duft des Thüringer Waldes eingesogen hatte. Auf meinem Programm durfte ein Abstecher nach der Musenstadt Jena nicht fehlen, mochte auch in dem lieben „närrischen Nest" gegen die Zeit, als Pfefferkorn dort den großen Streich mit dem Flaschengelde verübte und danach seine sogenannte Perserreise*) ausführte, gar Vieles anders geworden sein. Die Dichter haben Recht: es ist wirklich eine wehmüthige Sache, so fremd durch die alten Gassen zu wandern, wo man einst so viel Fröhliches erlebt hat. Kein bekanntes Gesicht mehr, die alten Originale, wie der Dütchenkrämer Urian, schon unter dem grünen Rasen, und ehrwürdige Kneipen wie der Greif, in neumodische Häuser verwandelt. Die Lieder von der alten Burschenherrlichkeit klingen im Ohr, aber die Zech- und Fechtbrüder und die Mädchen, denen man gut war, wo sind sie geblieben?

Von Einem aber wußte ich, daß er in der Nähe eine behäbige Pfarre inne hatte. Das war der lange Hinschius. Mit der Gottesgelahrtheit hatte er es damals freilich nicht sehr genau genommeu. Das gab er selbst aber vornehmlich seiner Hauswirthin Schuld, der alten Frau Kantorin Wenzel, die ihn oft genug mit der Schnupftabakdose in der Hand und der Miene eines alten pensionirten Feldwebels ermahnte: „Herr Hinschius,

---

*) Die Perser. Eine übermüthige Geschichte aus dem alten Jena. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

genießen Se 's Läben, später kommt doch Alles ganz andersch; mer muß 'sLäben äben nähmen, wie's Läben äben is!"

Er war trotzdem nicht der Ausgelassenste unter uns, machte aber immer gern mit, zumal wenn es nicht viel kostete. Mit Leidenschaft fröhnte er dem Kartenspiel, und wenn er keinen Dritten zum Skat finden konnte, begnügte er sich selbst mit einem einfachen Schnorpse, wie das Spiel Sechsundsechzig in Thüringen heißt. Sonst hatte er eine gewisse Heimlichkeit in seinem Wesen, ja sogar die drolligen Einfälle, die er manchmal zum Besten gab, belachte er selbst nur im Stillen. Auch gegenüber dem weiblichen Geschlecht war er ein heimlicher Schwerenöther, und ich hatte ihn schon lang im Verdacht, daß er nicht ganz hasenrein sei, als die Geschichte mit meiner schwarzen Hose und dem Frack passirte. Da kam er auch erst ganz zuletzt, Abends um 7, und um 8 Uhr sollte der Ball im Deutschen Hause beginnen, mit der Sprache heraus und gestand, daß er Jettchen Gängelbach, der sanften Jette, wie wir sie wegen ihres hochblonden Milchgesichtes nannten, versprochen hatte, die Polonaise, den Walzer, die Polka, den Galopp und schließlich auch noch den Kotillon mit ihr zu tanzen. Gerade weil er sich um die volle Wahrheit herumzudrücken versucht hatte, hielt ich ihn mit der Gewährung seiner Bitte, ihm meine schwarze Hose nebst Frack zu leihen, so lange hin, und ich holte die seltenen Kleidungsstücke auch erst dann hervor, nachdem er mir einen Schein mit dem Versprechen ausgestellt hatte, an einem bestimmten Tag — dem nächsten Sonnabend — mir dienstbar und zu Willen zu sein. Berückend kann er in meinem Ballstaat nicht ausgesehen haben, da er viel schmächtiger und einen halben Kopf größer war als ich.

Was an dem verhängnißvollen Sonnabend Alles mit ihm aufgestellt wurde, war freilich ein Bischen stark, und er machte mehrmals den Versuch, unseren Vertrag mit dem Einwand, daß er contra bonos mores sei, anzufechten. Aber schließlich hielt er doch sein Wort und fügte sich, wenn auch widerwillig, den Diensten, die ihm auferlegt wurden. Am bittersten kam es ihm an, daß ich ihn als Packträger verkleidet mit einer Botschaft zu einer Dame schickte, für die ich damals in jugendlichem Feuer entbrannt war. Er machte die Sache so gut, daß ihm die Dame sogar ein Trinkgeld in die Hand drückte. Unter Murren und heftigen Verwünschungen seines Leichtsinns, sich mir für einen elenden Frackanzug auf einen Tag zu verschreiben, verrichtete er auch die letzte seiner Herkulesarbeiten, den Gang zum Thürmer von St. Johannis kurz vor Mitternacht, um mit ihm Schmollis zu trinken nnd bis Glock Zwölfe Schnorps zu spielen.

Die Erinnerung an diese und andere Narrheiten weckten in mir den Wunsch, den guten Hinschius in seiner Pfarre aufzusuchen. Kurz entschlossen fuhr ich bis zur nächsten Bahnstation und machte mich von da auf den Weg in die Berge. Ich stellte mir ein stilles, weiträumiges Pfarrhaus im Schatten hoher Linden vor, wo Hinschius beschaulich dahinlebe, und wo

ein sanftes Biederweib — denn ich hatte gehört, daß er verheirathet sei — dem alten Jugendfreunde mit einem kühlen Trunke den Willkommen bieten werde. Aber schon unterwegs hatte mir ein Bauer erzählt, daß die Frau Pastorin ein scharfes Regiment führe und oft mit dem Himmel und ihrem Manne wegen des vielen Kindersegens hadere.

Die Pfarre war ein einstöckiges altmodisches Haus mit Mansarden, an dessen Giebelseite ein alter, verwitterter Fliederbaum seine Blüthen fast über den First emporreckte. Oben auf einem Aste, mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt, saß ein Bursche mit langen, baumelnden Beinen und las; in dem Giebelfenster strähnte ein junges Mädchen ihr im grellen Sonnenschein leuchtendes Goldhaar. Aus dem Hofe scholl lautes Gekreisch.

Als ich in den Hausflur trat, sah ich durch die geöffnete Hofthür auf dem Treppenabsatz zum Hofe das scharfe Profil einer Frau, die in den Hof hinausschalt und dabei einen Besen schwang. Als ich näher trat, drängten sich drei Rangen mit verblüfften Gesichtern an ihre blaue Schürze, während ein kleiner Knirps von zwei oder drei Jahren mit lautem Halloh auf ein paar im Hofe frei herumlaufende Ferkel Jagd machte. Die Frau musterte den Eindringling mit Adlerblicken, und als ich meinen Namen und mein Verlangen nach dem alten Studiengenossen vorgebracht hatte erwiderte sie immer noch mit der Miene eines Landgensdarmen:

„Ha, Sie sind der Mann mit der schwarzen Hose, —“ unwillkürlich warf ich einen Blick auf meine karrirten Beinkleider, — „der Gewaltmensch, der Hinschiussen den Streich gespielt hat, als er mich auf dem Ball nicht sitzen lassen wollte.“

Ach, Du mein Saitenspiel! Jettchen Gängelbach, die sanfte Jette — sie hatte sich sehr verändert. Aber ich faßte mich schnell und betheuerte, daß ich heute noch stolz darauf sei, daß der Busen der Frau Pastorin einmal an meinem Frack geruht habe. Sie nahm denn auch den Scherz munter auf — es war ja doch Jenenser Blut in ihr — befahl den Kindern, alle Geschwister zum Appell antreten zu lassen, führte mich in Hinschius' Studirstube, klagte über seinen Unverstand, daß er schon sieben Kinder in die Welt gesetzt habe und ein Ende noch immer nicht abzusehen sei, und empfahl mir schließlich, den alten Kumpan bei seiner Arbeit aufzusuchen.

Es war nämlich Sonnabend, und da pflegte Hinschius, wenn es die Witterung irgend zuließ, in den Berg zu gehen, um seine Predigt vorzubereiten, da der Kinderspektakel zu Hause die nothwendige Sammlung erschwerte. Frau Hinschius steckte mir ein paar Gläser in die Rocktasche und rüstete mich mit einer Flasche Liebfrauenmilch, echte, kein Greo, wie sie versicherte, aus.

Im Hofe hatten sich mittlerweile sämmtliche Sprößlinge des Hauses in Parade aufgestellt, das Mädchen mit dem Goldhaar obenan, dann der

Junge vom Fliederbaum, dann die kleineren der Größe nach bis auf den Knirps von Schweinetreiber. Die Mutter nahm den Besen wieder zur Hand und auf Kommando sang die kleine Kompagnie das Lied von den sieben Zwergen. Es klappte ausgezeichnet, nur der linke Flügelknabe strampelte mit den Beinen und schrie in Einem weg: „Sieben kleine Zwerge! Sieben kleine Zwerge!“

Die Frau Pastorin führte mich dann durch eine schmale Hinterthür des Hofes und wies mir den Weg zum Berge, einem bewaldeten Hügelrücken hinter dem Dorfe: erst durch Obstgärten und Hecken hinab in eine Mulde, dann über den Bach an einer Pappelgruppe vorbei in einer Schleife hinauf zur Waldecke, gerade über den Pappeln, dort werde ich sicher „Hinschiussen“ auf der Bank zur schönen Aussicht oder in dem nahen, im Hochwald gelegenen Borkenhäuschen auffinden. Vor'm Abschied gab mir Frau Hinschius noch den Rath, ihn lieber nicht an die Geschichte von der schwarzen Hose und den Tag seiner Dienstbarkeit zu erinnern; denn er sei doch jetzt ein würdiger und gesetzter Mann. Ich fand das undankbar, da er doch ohne meinen Frackanzug wahrscheinlich um das Glück gekommen wäre, eine so resolute und thatkräftige Frau zu besitzen.

„Ach, hören Sie auf,“ erwiderte sie; „er ist ja der Schlimmste noch nicht; aber keiner meiner Jungen soll sich beikommen lassen, in Jena zu studiren.“

Ich fragte, ob er noch so leidenschaftlich gern Karten spiele.

„Na, das fehlte noch,“ sagte sie, „auf unserer früheren Stelle als Adjunkt hat er noch hin und wieder einmal mit dem Förster gespielt, aber jetzt leide ich es nicht mehr, und es paßt sich auch nicht für sein geistliches Amt. Und nun Glück auf den Weg!“

Darauf gab sie mir die Hand, und ich machte mich mit meiner Flasche Liebfrauenmilch davon.

Die Bank zur schönen Aussicht hielt, was ihr Name versprach; denn man hatte dort wirklich einen anmuthenden Blick. Es war Alles so lieblich im Scheine der Nachmittagssonne bei einander; gerade unter dem Absturz des Berges die Pappelgruppe, deren Kronen so nahe heraufreichten, daß das Säuseln in den Blättern vernehmbar war, dann die Thalmulde mit dem schlängelnden Bach im saftigen Wiesengrün, und drüben das hoch gelegene Dorf mit dem hohen Dach und dem dicken Glockenthurm der Kirche, um die sich enge die Wohnhäuser schmiegten wie die Kücken unter eine alte Glucke. So konnte es selbst einem Weltkinde ganz feierlich zu Muthe werden, wie viel mehr erst einem Diener des Herrn!

Aber wo war der, den ich suchte? Auch auf der anderen Seite der Waldecke war von Hinschius nichts zu sehen, wohl aber bemerkte ich drinnen zwischen den dichten Fichtenstämmen die Rückwand der Schalenhütte, von der mir die Frau Pastorin gesprochen hatte. Da drinnen wird also, dachte ich, der lange Hinschius in beschaulichen Betrachtungen sitzen. Die dicke

Nadelschicht des Waldbodens dämpfte meine Schritte. An die Schalenwand herangekommen, vernahm ich sonderbare Geräusche, erst ein Knittern und Schwirren, wie wenn Jemand dicke Blätter eines Buches recht schnell über den Daumen gleiten läßt, dann Klopftöne, wie in einer Geistersitzung, endlich eine dünne Stimme, die sagte: „Zwanzig,“ und nach einer Weile eine tiefe, die sagte: „Siebenundsechzig — Schneider!“

Wahrhaftig, der lange Hinschius saß drinnen mit einem kaum der Universität entwachsenen Amtsbruder und spielte Schnorps — trotz seiner ausgewachsenen Glatze, die ein dünner, hinten am Rockkragen aufliegender Kranz ergrauender Haare wie ein Heiligenschein umgab.

Nach der ersten Verblüffung über den Störenfried in der Thür, der wie eine Erscheinung aus der vierten Dimension vor ihm stand, erhob er sich in seiner ganzen Länge und sagte würdig:

„Mensch, Mensch, von wannen kommst Du? Wie steht's, wie geht's? O tempora, o mores!“

Es war mir lieb, daß sich der junge Kollege bald durch den Wald nach dem Nachbardorfe hinter dem Berge entfernte. Auf der Bank draußen am Waldrand wurde die Flasche entkorkt, und Hinschius, der nach dem ersten Anprall des Wiedersehens eine gewisse Scheuheit zeigte, thaute allmählich auf. Natürlich war sofort ausgemacht worden, daß die Mutter der sieben kleinen Zwerge nichts von dem heimlichen Schnorpse erfahren sollte.

Das Gespräch kam bald auf den verstorbenen alten Kirchenvater Zorn, einen Honorarprofessor der Theologie, zu dessen Schülern Hinschius zählte.

„Ja, ja,“ meinte dieser, „das war ein Gottesmann vom alten Schlag, dem alle die Wunder der modernen Zeit nichts anhaben konnten. Ich entsinne mich noch des Professorenballes in der Rose, als ich sein Gast war. So was giebt's ja nicht mehr! Du weißt doch noch, der Wirth stellte nur den Saal und Tische und Stühle, alles Andere, Geschirr, Tischdecken, Wein u. s. w. wurden aus den Professorenfamilien geliefert. Das war ein buntes Durcheinander. Jede Familie hatte ihren besonderen Platz und darunter ihre eigene Flaschenbatterie. Was sah man da für Bouillontassen, in allen Größen und Formen —“

„Mit und ohne Henkel,“ warf ich ein.

„Jawohl, die mit Henkel bekamen die Professoren und ihre Frauen, die ohne Henkel die Studiosi. Dann gab es Pasteten. Ich kannte ja dergleichen damals noch nicht. Die Pasteten wurden vom Bäcker über den Eichplatz geholt, und da es den Abend gerade schneite, hatten die Dinger eine weiße Haube auf. Von uns jungen Theologen wußte keiner, was das für eine Speise war, und wie sie ein gut erzogener Mensch ißt, mit dem Löffel oder mit Messer und Gabel. Ich schielte nach meinen Nachbarn hin, die eben so rathlos waren als ich, bis einer muthig seiner Pastete zu

Leibe ging und uns zuflüsterte: „Es ist Leberwurscht drin!“ Dann kam das Abenteuer mit dem Klapphut —“

„Der englische Gast mit den Lackschuhen —“

„Jawohl, und dem runden Ding unter dem Arm —“

„Sah aus wie eine schwarzseidene flache Schüssel.“

„Ich hielt’s für eine Attrape oder dergleichen, bis dann der Herr es einmal auf eine Bank legte und hinausging. Da standen wir mit dem alten Zorn neugierig davor, und Ried kam dazu und sagte, es sei ein Hut. Er nahm es in die Hand, ließ den Cylinder in die Höhe klappen, daß es ordentlich knallte. Da sprach der alte Zorn zu der Corona mit seiner tiefen, weihevollen Stimme: „Sie sehen meine jungen Freunde, die Technik hat die Theologie überflügelt. O tempora, o mores!“

Hinschius war bei seiner Schilderung ordentlich warm geworden. Als ich ihn jedoch an die Geschichte von der Kanone, seine eigenste Erfindung über die Triumphe der Technik, erinnerte, setzte er seine ehrbarste Miene auf und versicherte, nichts davon zu wissen. Ich rief ihm daher die Einzelheiten seines übermüthigen Scherzes in’s Gedächtniß zurück: Wie sich eines Tages in der Oelmühle der alte Zorn zu uns setzte und wir von den Erfolgen der Preußen bei Langensalza sprachen; wie er, Hinschius, dann das Wort nahm und berichtete, daß die preußischen Geschütze jetzt insgeheim mit einer neuen Vorrichtung versehen würden, vermöge der sie künftig gegen Wälle und Bastionen um die Ecke schießen könnten.

„Um die Ecke? Wie ist das möglich?“ fragte der alte gutgläubige Kirchenvater. Und da setztest Du, Windbeutel, ihm ernsthaft auseinander, daß die Flugbahn der Geschosse bekanntlich eine Parabel mit kürzeren Bogen am Ende beschreibe und man deshalb künftig mittelst der neuen Einrichtung die Kanonen auf die Seite legen und so ganz einfach um jede Ecke schießen könnte. ‚Das Ei des Kolumbus,‘ sagte der gute Zorn nach einigem Nachdenken. Und das weißt Du nicht mehr?“

Obgleich ich auf den mageren Wangen Hinschius unter den Augen ein verdächtiges Zucken bemerkte, blieb der Duckmäuser doch dabei, daß ich ihn mit einem Andern verwechseln müsse, da er sich niemals einen so unehrerbietigen Scherz erlaubt haben würde. Aber ein Irrthum war ausgeschlossen, er war es gewesen, der dieses Ei des Kolumbus gelegt hatte.

Mittlerweile hatten wir die Flasche Wein geleert, und die untergehende Sonne sandte ihre letzten Strahlen in die Wipfel der Pappeln zu unseren Füßen. Um noch rechtzeitig zur Bahnstation zu kommen, mußte ich den kürzeren Weg einschlagen, der das Dorf nicht berührte. Ein Gruß an die Frau Pastorin, ein kurzer Abschied, und Hinschius trat mit der Flasche unterm Arm, die er als sparsamer Hausvater nicht zurücklassen durfte, den Rückweg nach dem Dorfe an.

An der Waldecke blieb ich noch einmal stehen und sah ihm nach. Mit seinen langen Beinen war er bald über die Schleife hinaus und schlenderte mit fliegenden Rockschößen auf die Pappelgruppe unten am Abhang los. Die Flasche hatte er am Halse gepackt und schlug mit ihr einige Terzen und Quarten in die Luft. An der ersten Pappel blieb er stehen und nickte mit dem Kopfe immerzu, wie Jemand, der sich das Lachen verbeißt und still in sich hineinkichert. Aber das Ei des Kolumbus war stärker als er; überwälttgt schlug er mit der Hand an die Pappel und lachte, lachte laut heraus.

Und von allen Begebenheiten meiner Wanderfahrt in's Saalthal war wohl keine merkwürdiger als dieses Lachen. O tempora, o mores!

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges. Bilder und Skizzen nach eigenen Erlebnissen von Frederik Rompel, Parlamentsberichterstatter und Kriegskorrespondent der „Volksstimme" in Pretoria. — Mit einer Einleitung von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D., sowie mit 22 Porträts, 24 ganzseitigen und 73 Textbildern, einer Kriegschronik und einer Karte des Kriegsschauplatzes. — s'Gravenhage — Pretoria — Nierstrasz. Stuttgart, Anton Hoffmann (Thienemann). —

Eine alte Burenfarm im Innern von Transvaal.
Aus: Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges.
Stuttgart, Anton Hoffmann (Thienemann).

Wohl noch nie hat ein Krieg in solchem Maße die allseitigste Theilnahme, Bewunderung und Entrüstung hervorgerufen, wie der bereits $1^1/_2$ Jahre dauernde Kampf in Süd-Afrika zwischen den beiden südafrikanischen Staaten, die für ihre Unabhängigkeit kämpfen, und dem mächtigen Inselreiche England, das seine Ländergier um jeden Preis befriedigen will. Im vorliegenden Buche bezweckt der Verfasser, der als Landesgenosse ein gründlicher Kenner der Buren ist, ein unparteiisches Urtheil über die Sitten und den Charakter dieses Volkes im Allgemeinen, sowie über seine Staatsmänner und Generale im Speciellen abzugeben. Zur Vervollständigung dieses Gesammtbildes ist in einer recht klar und übersichtlich verfaßten, kurzen Einleitung die ganze Entwicklung Süd-Afrikas, von seiner Entdeckung im Jahre 1486 bis zu seiner allmählich sich ausbildenden weltgeschichtlichen Bedeutung dargestellt. Besondere Beachtung beanspruchen die seit der Londoner Konvention im Jahre 1884, namentlich aber seit der Entdeckung der reichen Goldfelder in Transvaal, sich feindlich zuspitzenden Beziehungen zwischen England und

Das Staatsgymnasium in Pretoria.
Aus: Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges.
Stuttgart, Anton Hoffmann (Thienemann).

Transvaal. Die Ereignisse seit dem mißglückten Einfall Jamesons dürfen noch frisch in der Erinnerung sein. Bekanntlich führte nicht nur die übertriebene englische Forderung bezgl. der Erlangung des Bürgerrechts für Ausländer, sondern namentlich die auf einmal seitens Englands beanspruchte Suzeränität, die in der vorgenannten Konvention beseitigt worden war, zum Kriege. Ungerechtere Gründe zur Heraufbeschwörung eines solchen und noch dazu obendrein nach dem kurz vorher beendeten Friedenskongreß konnte es nicht geben. England schien nur den günstigen Moment abgepaßt zu haben, um den Krieg vom Zaune zu brechen. — Nach dem Inhaltsverzeichniß behandelt der Verfasser nachstehende Kapitel: „Sitten und Charakter der Buren, Der Bur auf dem Kriegspfad, Ohm Paul und Tante Sanna, Präsident Steijn, Volmarans, Cornelis Wessels, Abraham Fischer, Dr. Leyds, Reitz, Kommandant General Joubert, die Generale Cronje, Louis Botha, de Wet, de la Rey, Kapitän Theron, Major Albrecht, General Ben Viljoen, Richter Hertzog, Süd-Afrikas Frauen und Töchter.“ Am Schluß ist eine kleine Chronik

des südafrikanischen Krieges nebst einer Karte des Kriegsschauplatzes beigefügt. — In humoristischer Weise beginnt der Verfasser die Schilderung der Buren und zeigt an einzelnen Beispielen, welche ganz unsinnigen Begriffe unter den Engländern über die afrikanischen Buren verbreitet sind. Man muß sich von dem Begriffe Boer oder Bur in Verbindung mit Bauer lossagen, denn in den Namen Bur ist das afrikanische Volk eingeschlossen, also auch derjenige Theil, der nicht zu den Landleuten gehört. Männer wie Botha, de la Rey, de Wet u. A. sind stolz darauf, sich Buren zu nennen. Der Verfasser bezeichnet die Buren als ein schönes, kräftiges Volk mit sympathischem Gesichtsausdruck. Ihr Leben in der Familie ist musterhaft. Für eine Frau hat der Bur die höchste Ehrerbietung und würde sich niemals roh oder beleidigend gegen sie benehmen. Frühzeitig mit dem Sonnenaufgang beginnt für ihn die Arbeit, an der es nie gebricht.

Drei Generationen im Kriege.
Aus: Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges
Stuttgart, Anton Hoffmann (Thienemann).

Die Farm ist, wenn man von der einfacheren reden will, geräumig und luftig. Gewöhnlich dient das Wohnzimmer zugleich als Eß- und Empfangszimmer. Die Ehrenplätze des Zimmers nehmen das englische Buffet und die mit einem Stoß von Noten beladene Seraphinorgel ein. (Siehe Abbildg.)

Viele Farmen, besonders im Freistaat, sind modern im europäischen Stil erbaut und demgemäß eingerichtet. Die Gastfreundschaft der Buren, über die der Verfasser Näheres berichtet, ist großartig. Vor allem hängt der Bur an der einfachen Tradition seiner Väter, so auch an der Familienbibel, die ihm heilig ist und aus deren Worten er in schweren Zeiten sich Trost holt und Muth schöpft. Im Allgemeinen ist der Bur optimistisch, und dies ist auch der Grund, daß er den Glauben an seinen endlichen Sieg nicht verliert. Dieser Optimismus war aber auch die Ursache, daß bald nach den ersten Siegen sich der Bur

zur Ruhe setzte und dem Feinde Zeit ließ seine Streitkräfte zu konzentriren. Der Transvaaler und der Freitstaatler hat so ziemlich denselben Charakter, vielleicht ist der Letztere etwa kosmopolitischer, jedenfalls aber kämpfen Beide mit gleichem Muth für ihre heilige Sache. — Hervorzuheben bleibt die Sorgfalt, die seitens der südafrikanischen Republik auf den Schulunterricht verwandt wird. Im Jahre 1898 hatte die Republik für Schulen $4^1/_2$ Mill. Mark ausgegeben, ein Beweis, wie hoch der Bur den Werth eines guten Schulunterrichts schätzt. Wenn aber in einem Staate die Schulen in blühendem Zustande sich befinden, so kann man wohl mit Recht auf seine Kulturbestrebungen hinweisen. Auch die Schulgebäude, namentlich das Staatsgymnasium (siehe Abbldg.) und die Staatsmädchenschule in Pretoria machen einen höchst vortheilhaften Eindruck.

Die Familie des Generals de Wet als Kriegsgefangene.
Aus: Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges.
Stuttgart, Anton Hoffmann (Thienemann).

In dem Kapitel: „Der Bur auf dem Kriegspfad" schildert der Verfasser in unparteiischer Weise das Verhalten der Buren im Gefecht und zwar in der Gegenüberstellung mit den Engländern. Vorsicht und List stellt der Bur höher als den Muth; namentlich die Art und Weise des Vertheidigungskrieges ist den Buren erblich geworden. Der gegenwärtige Krieg ließ Alles zu den Waffen greifen, und so befinden sich drei Generationen im Kriege: Großvater, Vater und Sohn. (Siehe Abbldg.)

Der Verfasser entwirft alsdann, wie er sagt, flüchtige, wie aber hinzugesetzt sein soll, hochinteressante und beachtenswerthe Zeichnungen von den Staatsmännern und Generalen, wie er sie gesehen und gekannt hat. Unter ihnen befindet sich auch ein Deutscher, Major Albrecht, der Typus eines echten deutschen Soldaten. Ihm verdankt die freistaatliche Artillerie ihre vortreffliche Ausbildung. Leider ist von dieser schönen Waffe nichts übrig geblieben, die Geschütze sind abgenützt oder unbrauchbar gemacht, die Munition ist verschossen, und die tapfern Bedienungsmannschaften sind todt, verwundet oder kriegsgefangen. Das letzte Kapitel: „Süd-Afrikas Frauen und Töchter" ist gleichfalls sehr interessant. An einzelnen Beispielen zeigt der Verfasser, welcher Geist unter den Burenfrauen geherrscht hat und wie groß ihr Antheil an dem energischen und standhaften Verhalten einzuschätzen

ist, mit dem Transvaaler und Freistaatler in diesem ungleichen Kampfe um Recht und Freiheit noch gegenwärtig streiten. Die nebenstehende Abbildung zeigt die Familie des freistaatlichen Generals de Wet als Kriegsgefangene in Johannesburg. Von de Wet weiß der Verfasser zu erzählen, daß er fest entschlossen ist, auf's Aeußerste Stand zu halten. „So lange ich noch eine Möglichkeit sehe, soll er geäußert haben, zu kämpfen, mich durchzuschlagen, zu flüchten und wieder zu kämpfen, ergebe ich mich nicht." — Vergessen sei nicht der beiden Volkslieder von Transvaal und dem Orangefreistaat, welche in Noten für Klavier und eine Singstimme gesetzt, dem Buche beigefügt sind und von denen namentlich die erstere recht ansprechend ist. Nach dem von den Verlegern beigegebenen „Vorwort" soll das Buch mit seinen Bildern und Skizzen, die zwar kein vollständiges Gemälde geben, jedoch dazu beitragen können, Klarheit über den Charakter dieses unseligen Angriffskrieges und diese opferreiche und opferwillige Vertheidigung zu verbreiten, allen denen gewidmet sein, die mit den beiden südafrikanischen Staaten im Gefühl der menschlichen Gerechtigkeit sympathisiren. Die ganze hochinteressante Darstellung des Verfassers ist anerkennenswerth, und so sei das vortrefflich ausgestattete Buch, dessen Verbreitung der billige Preis von 2½ Mark sehr fördern wird, hiermit auf's Wärmste empfohlen.

K.

Bibliographische Notizen.

Was ist die Kunst? Im Spiegel deutscher Kunstanschauung. Auf Grund einer Rundfrage zum Fest der Karlsruher Künstlerschaft (Drei Tage im Morgenlande 10.—12. März 1901) zusammengestellt von Albert Herzog, Karlsruhe i. B., 1901.

Was ist die Kunst? fragte Ramses, der König Aegyptens. Und als Antwort auf diese unbesonnene Frage des verschollenen Herrschers erschallt ein tausendstimmiger Chor. Das vorliegende Buch giebt uns einige der abweichenden Meinungen zum Besten. Der Eine singt, der Andere spricht in Prosa. Die Künstler sind sich durchaus nicht über das Wesen der Kunst einig. Man merkt nur, daß es sich um etwas ganz Großartiges handelt. Das Ganze ist auf wundervollem altägyptisch wirkenden Papier mit wundervollen Vignetten gedruckt. Unter den Künstlern sind natürlich die Karlsruher: Franz Hein, der Maler, und Albert Roffhack, der Dichter, — die wir jüngst vereint begrüßen konnten, als die schönen Gedichte Roffhacks das Licht der Welt zum ersten Mal erblickten, — stattlich vertreten. Musiker, Maler, Architekten, Kunstschriftsteller u. s. w. erheben ihre Stimme. Am lautesten treiben es natürlich die Dichter. Sie sind am zahlreichsten vertreten. — Es ist Niemandem anzurathen, der einen Begriff von der „Kunst" bekommen will, das Buch hinter einander durchzulesen. Aber ab und zu drin blättern, wieder zumachen, nachdenken und sich an den concentrirten Ausdrücken feiner und begabter Geister erfreuen, das kann man schon thun und wird aus dieser Sammlung Freude genug schöpfen, um dem König Ramses für seine Anfrage zu danken. H. L.

Die Probleme der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung der Sinnenwelt. Verlag von Baron C. v. Brockdorff. Hildesheim, 1901.

Baron Brockdorff hat am 1. März dieses Jahres in der Herzogl. techn. Hochschule zu Braunschweig einen gedankenreichen Vortrag über die Probleme des Raums und der Zeit gehalten und diesen Vortrag jetzt als Abhandlung, mit einigen Anmerkungen versehen, auch einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht. Auf diese Weise ist es möglich gemacht worden, den scharfsinnigen Erörterungen mit bequemerer Muße der Aufmerksamkeit zu folgen. Derartige Themata lassen sich schriftlich besser als mündlich wünschenswerth erledigen.

H. L.

Fackelzug durch Kunst und Kultur. Von Georg Keben. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Zu der Kunst: In drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden, gab Ludwig Börne folgende Anweisung: „Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was Euch durch den Kopf geht." Dieses probate Rezept scheint G. K. angewandt zu haben. Die reiche Gedanken-

zugabe, die seinen, bisher von der Kritik nicht nach Verdienst beachteten, zahlreichen Erzählungen und Romanen zuweilen zum Nachtheil gereicht, kommt dem vorliegenden Buch nur zu Gute. Schon die Ueberschrift seiner 32 Abtheilungen zeigt, welche Fülle verschiedenartigen Inhalts es bietet. Geistige Massenabfütterung und Journalistendichtung, die Ehre der Sprache und Fabeln des Aberglaubens, Bildungsreife und Kulturfortschritt, Schönheit und Verkünstelung, die Komödie des Vertrauens und automatisches Denken, der Ehrenpunkt des Krieges, die Kolonial-Arena, die Entrüstung im Zeitbewußtsein, die Romantik des Geldes und noch vieles Andere wird hier fesselnd freimüthig besprochen. Die geistreichen Leute zerfallen bekanntlich in zwei Klassen: solche, die an fremdem Geist, und solche, die an eigenem reich sind. K. gehört zu beiden; er läßt in treffenden Citaten nicht nur Andere für sich denken, sondern denkt meist selbst. Er ist zugleich geistiger Pflegevater und Vater. Leider gestattet der uns zur Verfügung stehende Raum nicht, dem werthvollen Buch annähernd gerecht zu werden. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe eines kurzen Abschnittes des vierten, die Kunst des Lachens behandelnden Kapitels: „Die feinsten Noten des Komischen spielt der Humor. Fälschlich wird er mit Witz verwechselt. Der Humor verhält sich zum Witz wie die Kunst zur bloßen Technik. Kunst ist ein Gestalten und Schaffen, Technik ist eine Fähigkeit, das Anwenden von Können. Der Humor braucht das Können des Witzes, aber der Witz kann humorlos und bloße Fertigkeit sein. Der Witz ist die Komik des Verstandes, der Humor die Komik der Phantasie. Der echte große Humor führt in die Höhe, sein befreiendes Lachen versöhnt mit dem Unvollkommenen. Der halbe Humor verdirbt leicht und gleitet die Skala des Heiteren abwärts bis zum Grinsen der Schadenfreude und dem Seufzer des Galgenhumors. Je dümmer das Sichbesserdünken von Menschen und je armseliger ihre Herzensbildung, desto roher wird ihre Heiterkeit sein. Das gilt auch von den Humoristen. Nur der Höhenhumor versöhnt mit dem Unvollkommenen. Keine oberflächliche gute Laune wird dem kühlen Machtwort: Ich bin! die gesellige Vorsicht empfehlen: Ich bin nicht allein. Es ist der versöhnende, feine Humor, der seine Fabulirfreude vom Vertrauen an das Gute nährt. Eine so gesättigte Heiterkeit darf sich getrost an das Höchste wagen, sie wird es niemals verzerren.

Der Humor ist sich selbst nicht heilig. Er ist immer bereit, sich über sich selber lustig zu machen. Deshalb entschließt er sich gerne, die Schwächen Anderer zu lieben. Er hat das wohlwollende Lachen der Gutmüthigen. Humor ist fröhliche Selbsterkenntniß. Diese sonnige Aufrichtigkeit, die jede Verbitterung lachend überwindet, wirft alle Sorge des Denkens weg. Der Humorist hat verzichtet, sich außerhalb des eigenen Selbst in den Widersprüchen des Daseins zurechtzufinden. Ein fast unbewußter Verzicht, den bei ideal gearteten Geistern allein die Naturanlage entscheidet. Der pathetisch Befähigte kämpft zornig gegen die Mängel des Daseins, der Humorist fügt sich ergeben in das Unabänderliche und schattirt lustig das Vielgestaltige, welches in grellen Kontrasten unser Leben beherrscht. Er spielt mit der Möglichkeit und am liebsten mit Möglichkeiten, die wenig wahrscheinlich sind. Die heiterste Komik reißt alle Verknüpfungsfäden entzwei, bis der bloße Zufall noch da ist. Möglich ist ja Alles. So wird die Gemüthsstimmung des Humoristen erst dann eine künstlerische, wenn er die Welt nicht sieht, wie sie wirklich ist, sondern wie sie sich in ihm abspiegelt. Um diese Täuschung auch Anderen glaubhaft zu machen, ist eine schöpferische Phantasiegabe nöthig, ein plastisches und lebhaftes Vorstellen, eine Kraft der Individualität, die auch im kleinsten Einzelnen charakteristisch wirkt." —

Obgleich K., wie fast in all seinen Schriften, als sein Ideal die edelste Menschlichkeit verkündet und erstrebt, so ist er doch kein unklarer Schwärmer und verschließt sich auf S. 107 nicht der Einsicht: „Noch konnte der Humanitätsgedanke nicht die Humanitätsnothwendigkeit sichern. Noch ist der Krieg der eiserne Fels in der Brandung des Völkerschicksals . . . Und die frische Größe Deutschlands kann nicht entwaffnet warten, bis der Krieg nicht mehr die rohe Weltchronik ist. Jeder Deutsche, der im Ausland lebte, weiß, wie kräftig dort das Reich gehaßt wird. Vielmehr aus ungerechten als aus rechten Gründen. Wir müssen bewaffnet sein bis an die Stirn, so schwer es ist, auch bei der Arbeit eine Rüstung zu tragen. Aber um so weniger mögen wir veraltete Laster in uns leiden." Und auf S. 113 sagt er: „Wir brauchen eine Kolonialpolitik mit vorbereiteten Mitteln, die zum Weltbürgerthum führt. Im Fortschritt der Humanität strebt der Patriotismus zum Kosmopolitismus hin. Letzterer bedeutet die Anerkennung fremden

Wesens mit dem Bewußtsein des eigenen Werths. . ." Hoffentlich genügen diese Proben zu guter Empfehlung des ebenso lesens- wie liebenswürdigen Verfassers.

N.

Laterna Magica. (Ein Anti-Phantasus.) Von Max Bruns. Minden in Westf., J. C. C. Bruns, 1901.

In einer an die 50 Seiten langen Einleitung setzt sich Bruns mit Arno Holz, dem Phantasus-Erfinder auseinander. Ueber Holz sind die Meinungen wohl geklärt. Er ist der Ahasver der modernen Litteratur, den zu erlösen eine große fruchtbare „Erfindung" verheißen sein soll. Er hat den Naturalismus erfunden, mit dem glücklichere und wohl auch begabtere Schüler glänzende Geschäfte machten. Er erfand neben einer Unzahl sinnreicher Mechanismen auf dem Gebiete des Weihnachtsspielzeugs, die — auf den Straßen Berlins ausgeboten — ihm das bescheidene Leben sichern, die reim- und rhythmenlose Lyrik. In diesem Holz'schen Beginnen steckt ein gut Theil Tragik. Er ist trotz Allem zwar kein großer, aber ein ganzer Kerl. Hängt lieber an seinen Phantasmen und hungert dabei. Er ist der deutsche Ideologe par excellence. Bleibt trotzig verrannt und weicht nicht um Fingerbreite davon ab. Ob aber nicht ein wenig Märtyrerpose dabei mithilft? — Man sollte aber nicht übersehen, daß für die ganz persönliche Art des Holz'schen Impressionismus seine ausgeklügelte Schreibart, wie wir sie aus dem „Phantasus" kennen, ausgezeichnet ist. Er erzielt häufig ganz entzückende Wirkungen. Eine andere Frage, auf die ich hier nicht eingehen möchte, ist, ob er die gleichen Wirkungen, in der gleichen Intensität, nicht auch mit dem offenen jambischen Vers und Reim erzielen könnte. Bruns weist ihm versteckte Jamben und Reime sogar nach.

Bruns ist auch Impressionist. Aber nicht nur dies. Er hält nicht nur das Einzelbild, das in Farbe und Musik ihm vor Auge und Ohr zittert. Er malt breiter und glühender; balladeske Töne kommen oft hinein. Manchmal klingt seine Lyrik liedhaft. Er scheint sich nur oft mit sanfter Gewalt zu zwingen, alle seine Töne in das unmittelbare, impressionable Bild zu wirken. Davon muß er sich befreien. Man schreibt nicht ohne Absicht ein Gedichtbuch, das so reich wie das vorliegende ist, ausschließlich in Achtzeilern, deren Jamben fast regelmäßig 1 zu 4 und 2 zu 3 reimen. Bruns ist im Grunde viel zu sehr Aesthet, um nicht die Eigenthümlichkeit der Formen zu kennen. Darum sollte er die unfruchtbaren Liebhabereien für die Tendenz lassen und freier schaffen. Denn Bruns ist ohne Zweifel einer unserer hervorragendsten Stimmungskünstler, ein Maler von außerordentlichen Fähigkeiten, mit einem innigen und zugleich kräftigen Temperament. Einen wahren Triumph feiert er als Maler der Kleinkunst in den Gedichtserien „Tapeten" und „Edelsteine", die in wundervoller Lebendigkeit zu dem Besten moderner Lyrik gehören. Wer ein Gedicht endlich von der edlen und feinen Plastik und Pracht der „Brosche":

„Aus glanzlos mattem Dunkelgold gehämmert
Fünf Callablätter, weich und sanft gewunden
Mit zartem, leichten Stengelwerk verbunden
Ein Blüthenkelch, darin es seltsam hämmert,
Denn aus dem Kelche streben, fein und schlank
Fünf goldne Fäden, die bescheiden ragen
Und halb verblichne Muschelperlen tragen,
Wie Deine Blicke schimmernd: blaß und krank,"

wer ein Stimmungsbild von der rührenden Innigkeit der „Dämmerung" und der halb balladesken schwülen Schmerzesfülle der „Novize" schaffen kann, neben denen ich als besonders gelungen und reizvoll den „Schwan", „Leda", „Orientalisch" (ganz prachtvoll durchgluthet), „Verschollenes" nennen möchte, der sollte vollends sich durch die tendenziös gefärbte Form nicht bändigen lassen, ganz besonders, wenn er Vers und Reim so virtuos behandeln und die Sprache so meisterlich beherrschen kann wie Bruns. Er ist jedenfalls eines unserer kräftigsten Talente, von dem man noch eine Fülle erfreulicher Gaben erwarten darf.

J. Th—r.

Der Befreiungskampf der Buren 1900—1901, dargestellt von A. von Müller, Oberleutnant im 1. hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 75. Zugleich als Fortsetzung von „Der Krieg in Süd-Afrika 1899/1900". — I. Theil; mit 2 Skizzen im Text. — Berlin, Liebel.

Es ist sehr anerkennenswerth, daß der Verfasser seinem Werke über den „Krieg in Süd-Afrika", das bereits allgemeine Anerkennung gefunden hat, jetzt als Fortsetzung die Darstellung des Befreiungskampfes der Buren folgen läßt. Der vorliegende I. Theil dieser Fortsetzung schildert die wachsenden Erfolge der Buren bis zum Schluß des Jahres 1900 und zwar in nachstehenden Kapiteln: „Uebersicht über die beiderseitigen Streitkräfte und über die Kriegslage bei

Beginn des Befreiungskampfes, die kriegerischen Ereignisse im Oktober und November 1900, De Wets mißlungenen Versuch, in die Kapkolonie einzudringen, alsdann wichtige Fortschritte und Erfolge der Buren im Monat Dezember 1900, Verschiebungen in der Kriegsgliederung der englischen Armee, der Einfall der Buren in die Kapkolonie, sowie schließlich neue Rüstungen der Engländer. 2 Skizzen über De Wets Versuche und den schließlichen Einfall der Buren in die Kapkolonie dienen zur Erläuterung des Textes. — Wie die früheren Darstellungen des Verfassers, so zeichnen sich auch diese durch Uebersichtlichkeit und Klarheit vortheilhaft aus und bieten durch Benutzung besten Quellenmaterials interessante Details über den Befreiungskampf des tapferen Burenvolkes, der durch die von den Engländern angewandten harten Unterdrückungsmaßregeln mit elementarer Kraft als Flamme der Empörung auflodern mußte. In rücksichtslosester Weise verschärfte Lord Kitchener die von seinem Vorgänger gegebenen Bestimmungen. Eine dieser geheim erlassenen Instruktionen ist der Verfasser in der Lage mittheilen zu können, aus der zweifellos die verwerfliche Absicht hervorgeht, eine Verödung und Entvölkerung des Landes herbeizuführen. Leider mußten die tapferen Buren insofern eine bittere Enttäuschung erfahren, als die von ihnen erhoffte rasche Erhebung der Kapländer aus Mangel an Vertrauen zur Burensache, hauptsächlich wohl aber aus Furcht vor Repressalien seitens der Engländer sich nicht verwirklichte. Die Buren waren also auch fernerhin auf ihre eigene Kraft angewiesen, die sich trotz harter Rückschläge ungebrochen zeigte. Zeit, Raum und Klima blieben ihre besten Bundesgenossen. Unterlag doch diesen mächtigen Kriegsfaktoren selbst ein Napoleon I. bei seinem unglücklichen Feldzuge 1812 in Rußland. Das Weltreich England bot dem Verhalten des tapferen Burenvolkes gegenüber ein trauriges Bild seiner militärischen Schwäche. — Das vorliegende interessante Heft sei hiermit bestens empfohlen. K.

Ein Sommer in China. Reisebilder von Paul Goldmann. Zwei Bände. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage, 1900. Frankfurt a. M.

Paul Goldmann hat seine Reiseeindrücke, die er während des Sommers 1898 in Ostasien sammelte, in einem schönen Buche zusammengefaßt, wiedergegeben. Goldmann pflegt sich sonst in großen Tageszeitungen vernehmen zu lassen, er ist den Lesern der „Neuen freien Presse" und der „Frankfurter Zeitung" wohl bekannt. Sorgfältige Arbeiten, in der anspruchslosen Form des Feuilletons, sind eine willkommene Gabe. Warum schreibt Goldmann keine schweren Bücher?

Er ist Philosoph und schätzt die Dinge nach einem anderen Maßstabe, als einige Philologen. Er glaubt, eine gute Operette sei unbedingt etwas Gutes, aber eine große Oper brauche darum, weil sie im Stile groß gewollt sei, noch nicht gut zu sein. Die Franzosen sagen, gute Kochtöpfe sind selten groß. So ist es. Groß und klein sind in der Kunst nicht die entscheidenden Gegensätze. Das ist eigentlich recht selbstverständlich, aber wenige nehmen diese Wahrheit in ihr Leben auf und erstreben das Vollkommene in der Begrenztheit. Theodor Fontane hat's gewußt. Noch viele Andere. Alle diese reifen feinen Geister sind eigentlich wahrhafte Lustbereiter der Menschheit. Es giebt nichts Wüstes, Lügenhaftes und Unkultivirtes auf ihrem Geistesacker. Durchorganisirt ist der Bezirk, die Ordnung und Schönheit macht sich ganz von selber geltend, und in der Schaar der tüchtigen Meister hat Jeder vor dem Anderen eine aufrichtige Hochachtung. Johann Strauß wurde von Johannes Brahms verehrt und geliebt. —

Was Goldmann in seinem Chinabuche uns anbietet, ist im Walzertempo gehalten. Es ist vollständig ohne Prätension und voller Liebreiz. Wenn man sich a priori fragt: Wie kann eine Reisebeschreibung geschrieben werden? so wird die Antwort wohl nicht gerade in einer Form ausfallen, die sich mit Goldmanns Arbeit in Einklang bringen läßt. Es giebt so viele Arten, eine Reise zu beschreiben. Welche von ihnen soll die berechtigte sein? — Aber hier wie überall ist die rechte Weisheit erst aus der immer neu zufließenden Erfahrung zu schöpfen, sie lehrt uns heute, daß Goldmanns Art eine berechtigte ist, gewiß nicht die einzig berechtigte, aber sicherlich so gut wie jede andere, sie ist sehr amüsant, und die langweilige Gattung ist bekanntlich am strengsten verboten.

Goldmanns Schrift ist amüsant und witzig, aber sie ist doch auch bei Weitem mehr als das. Mit amüsanten und witzigen Büchern läßt sich nicht lange leben. Die werden auf die Dauer gar nicht angenehm, denn ein sprunghafter und kalter Geist wohnt ihnen inne. Wohl hat es Meisterwerke auch dieses Schlages gegeben, und gern kehrt

man wohl hie und da bei ihnen ein, jedoch wird ihnen selten, wenn es eben schöne Dinge sind, eine Dosis von dem fehlen, was über den Witz hinausgeht.

„Innerlich voller Figur", so wollte Dürer den Künstler. „Innerlich voller Humor", so erscheint mir wenigstens Goldmann. Er ist bei goldig guter Laune, und das macht alle seine Scherze so menschlich zusammenhängend; die Poesie des Zustands theilt sich mit in ununterbrochener Stimmungsfolge. Seine witzigen Bemerkungen sind nicht vereinzelten Perlen auf einer gleichgiltigen Schnur zu vergleichen, sondern es sind Perlen, die in ihrer Naturumgebung sitzen, und da sind sie sehr hübsch am Platz. Ein guter Witz ist ja auch etwas sehr Schönes.

Schließlich möchte ich auch noch das Beste nicht verschweigen. Humor und Anmuth würzen diese Reisebeschreibung, sie bilden jedoch nicht ihr innerstes Wesen. Das Wesen ist eine eigene, rein abgestimmte Poesie. Prägnant im Ausdruck, ausgerüstet mit einem über das Gewöhnliche weit hinausgehenden Mutterwitz, ist unser Reisender auch noch so glücklich, ein reiches Herz, das Köstlichste auf Erden, zu besitzen. Das tritt in ungewollt feinen Wendungen recht lieblich zu Tage und verleiht all' seinen Schriften eine Bedeutung, die mit dem leichten Spiel der Rede nicht hinweggleitet. H. L.

Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande von F. A. Feddersen. Verlag von Clauß & Feddersen, Hanau.

Wie das Vorwort sagt, sind diese Schilderungen von der Liebe zum Landleben eingegeben und wollen Andern durch Hervorhebung des Frischen, Ursprünglichen und Herzerfreuenden auch Liebe zum Lande, zur Natur mittheilen. Sicher werden sie bei anspruchslosen Lesern ihren löblichen Zweck erreichen. Bedarf auch die eingestreute Lyrik noch einer strengeren Auswahl, so entsprechen doch die kurz und schlicht erzählten Dorfgeschichten in der That dem vorangestellten Motto: „Es ist eine alte Erfahrung: wollt Ihr Leute finden, die einen eigenen Kopf zwischen den Schultern und eine eigene Welt im Kopfe haben, müßt Ihr auf's Land gehen."

N.

Pariser Lebewelt. Roman von Georges Ohnet. Autorisirte Uebersetzung von Max Henning. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Georges Ohnet als Konkurrent Zolas, das ist ein Ereigniß, das sich mit der landläufigen Vorstellung, die sich bei uns, wo noch der „Hüttenbesitzer" in der entzückten Erinnerung der Backfische oder gewesener Backfische lebt, von dem als familienblattrein erachteten Autor eingebürgert hat, wenig deckt. Ein Glück nur, daß er in dem Titel ein Aushängeschild gewählt hat, das zur Genüge orientirt und durch das sich Jeder — nach seinem Belieben — abschrecken oder anlocken lassen kann. Die gesellschaftlichen Verhältnisse, das frivole, äußerlich überfirnißte, innen so öde Leben jener Drohnen, die den Segen der Arbeit zu schätzen unfähig, ja sie als entwürdigend zu betrachten gewöhnt sind, und das Gefühl der Leere durch eine nimmermüde entnervende und entsittlichende Jagd nach neuen Vergnügungen und immer raffinirteren Genüssen zu betäuben suchen, die schließlich die stumpfen Sinne durch das Verbotene und Krankhafte aufzustacheln genöthigt sind, — schildert Ohnet, wie Zola, als beredter Ankläger, der freilich nicht mit des Letzteren wuchtigem sittlichen Pathos auftritt, sondern mit der sicheren Logik und gewandten Dialektik eines geschulten Advokaten, dem es gefällt, die bedrohte Moral und Tugend zu vertheidigen, indem er ihre Verächter und Schänder bloßstellt. Nicht ohne Feinheit und treffende Ironie weist Ohnet die Verkehrtheit und Heuchelei der Gesellschaftsmoral nach, die wie eine Parodie des wahren sittlichen gesunden Empfindens erscheint. Leider fehlt es Ohnet an jenem starken Muth, der die letzten Folgerungen zieht. Nachdem er vorher recht tendenziös den braven arbeitsamen, genügsamen Bourgeois der sogenannten guten Gesellschaft gegenübergestellt, fühlt er zum Schlusse das Bedürfniß, auch dieser nach all den beißend satirischen Anklagen eine verbindlich versöhnliche Haltung zu zeigen. Dabei gehen dann auch einige Charaktere in die Brüche. Am Compromiß und Widerspruch krankt das Werk, das jedoch immerhin sehr lesbar ist und fesselnde Partien enthält, die verrathen, daß neben einem scharf zerlegenden Verstande auch ein Fonds starker Empfindung, die den Leser mit Wärme für das Geschick des durch eine verbotene, aber auf Seiten der Frau wenigstens echte Neigung verknüpften Liebespaares erfüllt, in Ohnet lebendig ist. Jedenfalls gehört der Roman zu seinen besseren und interessantesten Schöpfungen.

O. W.

Ein Meteor. Eine Künstlergeschichte. Von Max Halbe. Berlin, Georg Bondi.

Der Erzähler Halbe arbeitet hier mit ziemlich verbrauchten Mitteln und überläßt es dem Lyriker, die litterarische Ehre des Autors einigermaßen zu retten. Die müde, weiche Herbst- und Sterbestimmung, die aus dem hinterlassenen, von dem Freunde veröffentlichten autobiographischen Manuskripte des „verkrachten Genies" Fritz Johst uns entgegenweht, ist das dichterisch Anziehende in diesem Werke, das im Uebrigen von dem meteorgleichen Aufstiege und jähen Niedergange eines Genies, das sich mit einem erfolgreichen Werke völlig verausgabt und, in seiner menschlichen und dichterischen Lebenskraft vorzeitig erschöpft, durch Selbstmord endet, nur berichtet, ohne das Alles in kraftvoll lebendiger Gestaltung vorzuführen. O. W.

Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter von Paul Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Wenn man dem reizvollen Problem der Kunstentstehung nachspürt, dann findet man immer noch das Nachschaffungsbedürfniß des Menschen als eigentlichste Ursache für jede künstlerische Bethätigung. Und selten ist dieses Bedürfniß drängender, als nach neuen, großen Eindrücken. Dann möchte der schöpferische Mensch, um den das Leben in tausend neuen Farben braut, es bändigen, indem er es durch seine Kunst neu zu schaffen versucht. — Das etwa mag im Grunde die Aesthetik der künstlerischen Reisebilder sein, die meist ein Kunstwerk in nuce sind, wenn ein Künstler sie geschrieben hat. Die vorliegenden Tagebuchblätter Lindaus sind ein derartiges Kunstwerk, noch dazu von einer besonderen Art. In einem glänzenden und lebendigen Stil geschrieben, voll Anschaulichkeit und vor Allem voll historischem Blick. Wer Griechenland und die Türkei vor uns aufleben lassen will, der muß vor Allem geschichtlichen Blick haben. In ganz überraschender Weise opfert Lindau darum manchmal den alten Weg und versenkt sich in die Historie. Glänzend vor Allem ist die Darstellung der türkischen Sitten und des Kapitels „Muhammed und die Frauen". Er vermenschlicht uns das arg sagenumwobene Haupt der großen Religion des Orients in einfachster und bestechendster Weise. Prächtig sind die Schilderungen der Khalifenkämpfe und der religiösen Gebräuche. In einzelnen Kapiteln sprüht uns das warme Leben entgegen, so unmittelbar ist die Darstellung. — Das Alles aber mit unnachahmlicher Nonchalance, in der Lindau von jeher Meister war. Von dem Postament des Kultureuropäers, der bald mit überlegenem Spottlächeln, bald mit schauderndem Entsetzen und selten nur mit Ehrfurcht in die brodelnden Hexenkessel der orientalischen Auch-Kultur herabblickt. — Das Buch wird viele Freunde finden; man wird es nie übersehen dürfen, wenn man dem Morgenland Interesse entgegenbringt.
J. Th—r.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **T.** = Türmer. **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

Amerika (Deutsch-). Von H. F. Urban. Z. IX. 28.

Astronomie. Probleme der modernen A. Von Bruhns. D. Re. 1901. Mai.

Bahrs, Hermann, Heimkehr. Von K. Bienenstein. I. L. VIII. 11.

Bismarck, Fürst, und Victor von Scheffel. Von H. v. Poschinger. D. Re. 1901. Mai.

Björnson's neues Drama „Laboremus." Von E. Brausewetter. I. L. 1901. 11.

Buchtitel, Die Mode im. Von R. Fürst. L. E. III. 16.

Buddhismus, Dialog über den esoterischen. Von K. Bleibtreu. W. Ru. V. 10.

Byron, Leopardi, Lorm. (Dichter des Pessimismus.) Von S. Rubinstein. Kr. 200.

Chamberlains Richter. Von S. Saenger. Z. IX. 29.

Christenthum. Japanische und chinesische Aeusserungen über das Chr. Von H. Ritter. Kr. 200.

Drama und Theater in Polen. Von J. Flach. B. u. W. III. 16.

Egmont. Das dramatische Problem Egmont bei Goethe und Schiller. Von S. Lublinski. B. u. W. III. 16.

Ehe, Ueber die Entwicklung der. Von Jul. Burghold. N. u. S. 1901. Juli.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft II. III. München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G.

Amateur-Photograph, Der, Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Band XV. Heft V. Mai 1901. Düsseldorf, Verlag des Amateur-Photograph.

Atram, E., Lyrische Blätter aus meinem Tagebuche. Dresden, E. Piersons Verlag.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang. 1901. Heft 9—10. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Blätter für Haus- und Kirchenmusik, herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Fünfter Jahrgang. Heft I—IV (Januar—April).

Böttger, Dr. Hugo, Vom alten und neuen Mittelstand. (Burschenschaftliche Bücherei. Bd. I. Heft 8. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Capus, Alfred, Wer zuletzt lacht . . . Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen v. H. Mann. München, Albert Langen.

Case, Jules, Maximilienne. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.

Das Entwicklungsgesetz und das Kirchendogma nebst kritischem Ausblick in die Zukunft. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Duc Aimée, Sind es Frauen? Roman über das dritte Geschlecht. 1. bis 10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek Nr. 4.) Berlin. Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger.)

Falkenberg, Otto, Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht. München, Deutsch-französische Rundschau.

Georgy, Ernst, Diesseits und jenseits der Liebe. Moderne Geschichten über die Liebe. 1. bis 10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek N. 1.) Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Graf, Franz, Das Weib, die Liebe und dergleichen. Klänge aus der Liederleier des alten Gottlieb Biedermeier. Illustrirt von I. G. Mohr. Dresden, E. Piersons Verlag.

Grimm, Richard, Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Gumppenberg, Hanns von, Das deutsche Dichterross in allen Gangarten vorgeritten. Mit einem Titelbild von Victor Frisch. München, Deutsch-französische Rundschau.

Hartl-Mitius, Bühnengeschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hase, Karl von, Die psychologische Begründung der religiösen Weltanschauung im 19. Jahrhundert. Vorgetragen am 7. Mai 1900. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für pädag. Psychologie und Pathologie. III. Jahrgang. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Horneffer, Ernst, Zu Nietzsches Gedächtniss. I. Rede gehalten am Sarge Nietzsches bei der Trauerfeier im Nietzsche-Archiv zu Weimar. II. Nach Nietzsches Tode. Vortrag. Göttingen, Franz Wunder.

Jacobsen, Friedrich, Die Pflicht, Roman. Leipzig, Georg Wigand.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausg. von Karl Werckmeister. Lfg. 61—75. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Keben, Georg, Fackelzug durch Kunst und Kultur. Berlin, Ernst Hoffmann & Co.

Kemény, Franz, Entwurf einer internationalen Gesammt-Akademie: Weltakademie nebst einem französischen Anhang. Dresden, E. Piersons Verlag.

Komorzynski, Dr. Egon v., Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische, Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. Schlussband, 1. Lieferung. Wien, Garl Fromme.

Mauke, Wilhelm, Das neue Lied. Zur Aesthetik der modernen musikalischen Lyrik. (Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften. Hrsg. von Dr. L. Jacobowski.) Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Meyer, Heinrich, Dr. phil., Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen, Franz Wunder.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 22. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Oeser, Max, Aus der Kunststadt Karl Theodors. Heimatliche Studien über das Kunstleben Mannheims. Mannheim, J. Bensheimers Verlag.

Ompteda, Georg Freiherr von, Monte Carlo. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Perfall, A. von, Aus der Geschichte der Ehen. 1.—10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek Nr. 2.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Perkins-Stetson, Charlotte, Mann und Frau. Die wirthschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der socialen Entwicklung. Eine berechtigte Uebersetzung von Marie Stritt. Dresden, Heinrich Minden.

Polenz, Wilhelm von, Luginsland. Dorfgeschichten. Berlin, Fontane & Co.

Possart, Ernst von, Die Separat-Vorstellungen vor König Ludwig II. Erinnerungen. München, C.H. Beck'sche Verlagsbuchh. (O. Beck.)

Predigten ausserhalb der Kirche von der Verfasserin von „John Halifax" etc. Uebersetzt von v. V. Dresden, E. Piersons Verlag.

Reade, Charles, Kloster und Herd. Eine Geschichte aus dem Mittelalter. Autoris. deutsche Bearbeitung von Margarethe Jacobi. 2 Bde. Stuttgart, Robert Lutz.

Romocki, Ludwig von, Distinguirt. Geschichten. 1.—10. Tausend. (Eckstein's Moderne Bibliothek Nr. 3.) Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Rosebery, Lord, Napoleon I. am Schluss seines Lebens. Uebertragen von Oskar Marschall von Biberstein. Mit 97 Illustrationen. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Rosenberg, Maximilian von, Vizefeldwebel Starke. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Saenger, Carl, Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. I. Jahrgang Nr. 3. 4. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Schieler, Dr. theol. C., Giordano Bruno, der Dichter-Philosoph und Märtyrer der Geistesfreiheit. Seine Lebensschicksale und seine Bedeutung nach den Resultaten der neuesten Forschung. Mit Brunos Bildniss. (Flugschriften des neuen Frankfurter Verlags VI.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Schlaf, Johannes, Frühjahrsblumen und Andres. Novellen. F. Fontane & Co.

Schneider, Ida, Am Lebenswege. Neue Aufzeichnungen. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.

Schultze, Th., Die Religion der Zukunft. Zweiter Theil: Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Dritte stark vermehrte Auflage. (Im Nachlass des Verfassers vorgefundenes Manuskript.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.

Schwartzkoppen, Clotilde von, Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Vogel, Emil, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1900. Siebenter Jahrgang. Leipzig, C. F. Peters.

Wachler, E., Deutsche Zeitschrift. XIV. Jahrgang des deutschen Wochenblattes. Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst. XIV. Jahrgang. Mai 1901. Heft 15. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Weitbrecht, Carl, Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Erster und zweiter Theil. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrg. Heft 537. Juni 1901. Braunschweig, George Westermann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Arne Garborg

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Thorheiten der Halbgötter.

Historisch-humoristischer Roman

von

Maurus Jókai.

Deutsch von **Ludwig Wechsler.**

(Schluß.)

III. Aufzug.

Ciceros Zimmer.

In der Mitte ein dreibeiniger Tisch. Im Vordergrunde die Statue der Minerva.

1. Auftritt.

Cicero, nachher Terentia.

Cicero (allein. Steht vor dem Spiegel, den der Negerknabe aus Bronze ihm mit beiden Armen entgegenhält, und übt sich im Gestikuliren. Probirt den ersten Satz seiner Rede mit verschiedenen Geberden und Mienenspiel). Credo ego vos judices mirari! (Ich glaube selbst, Ihr Richter, daß Ihr staunet!) Nein, so ist es auch nicht gut . . .

Terentia (tritt ein mit einem kupfernen Kästchen unter dem Arm, das sie mit einem Zipfel ihres Paludamentum verdeckt hält).

Cicero. Komm und hilf mir. Ich kann die entsprechende Geberde für meine Oratio nicht finden.

Terentia. Ich soll Dir helfen? Die einfache Frau, die zu ihrem Gemahl sagt, wenn er ihr entgegentritt: „Wenn Du Cajus bist, so bin ich Caja?"

Cicero. Es ist keine Schande, zu lernen. Wenn es den großen Schauspielern nicht widerstrebte, bei Hortensius Unterricht zu nehmen, um sich im Gestikuliren zu üben, so braucht es auch Cicero nicht zu widerstreben, von Terentia zu lernen. Das Auge der Frau ist ein Vergrößerungsspiegel, der die erspähten Fehler vervielfacht; das Herz der Frau ist eine Aeolsharfe, die den richtigen Ton wiedergiebt; der Geschmack der Frau ist die Wasserwaage des Archimedes, die das Gewicht des Goldes von dem des Silbers

scheidet. Darum auch geht mein Rath dahin, es möge ein jeder Orator seine Rede erst vor seiner Frau halten, und erst, wenn er deren Rathschläge beherzigt hat, möge er sich auf das Forum hinausstellen, um zu sprechen.

Terentia (lacht).

Cicero. Darüber brauchst Du nicht zu lachen. Der große Magier, Heortocrates, weissagte mir aus seinem Zauberspiegel, daß nach zweitausend Jahren ein ebensolch berühmter Redner erstehen wird, wie es Cicero war. Er wird der Nation der Scythen, die von uns Römern jetzt „Bärenvolk" genannt wird, entstammen und in der Hauptstadt Lutetia der gallischen Barbaren, die man damals nach dem Geliebten der Helena, Paris nennen wird, die Rede, die er in der Berathung über den ewigen Frieden zu halten gedenkt, erst vor seiner Frau halten.

Terentia. Du sprichst unmögliche Dinge! Die Scythen sollten den ewigen Frieden verkünden?

Cicero. Der Magier prophezeite mir noch mehr aus seinem Zauberspiegel. Er sagte mir, daß nach zweitausend Jahren die Menschen sich aus einem Lande ins andere mittelst der Blitze Briefe schreiben werden, daß sie sich auf Tausende von Meilen hin gegenseitig ins Ohr schreien, mit Donnerkeilen schießen, die Wolken in ihre Wagen und Schiffe einspannen, um zu Wasser und zu Lande damit dahinzufliegen, und durch die Sonnenstrahlen die Arbeit des Apelles verrichten werden.

Terentia. Und die Ansichtskarten prophezeite der große Heortocrates nicht?

Cicero. Sicherlich hätte er auch die prophezeit, wenn er der Sprache der Teutonen mächtig gewesen wäre. Doch bildet diese jetzt noch keinen obligatorischen Unterrichtsgegenstand in Italien.

Terentia. Ich glaube, daß Dir der gegenwärtige Augenblick eine weit angenehmere Kunde bringt, denn die ferne Zukunft. Weil wir gegen Clodius und Pompeia den unwiderleglichen Beweis des Ehebruches erbracht haben, schickt uns Julius Cäsar die Hälfte des versprochenen Salariums. Hier, in diesem Kästchen sind fünfzigtausend Sesterzien in Gold enthalten.

Cicero. Das lasse ich mir gefallen! Nun wollen wir die Rede für heute bei Seite legen. (Nimmt von Terentia das Kästchen entgegen und stellt es auf den Tisch.) Dat Justininus honores. Es giebt keinen schöneren Beruf, als den des Advokaten. Wenn wir nur nicht so viele an der Zahl wären! In Rom allein sind wir unser schon ein volles Dutzend, so daß wir uns gegenseitig fast nicht mehr leben lassen!

Terentia. Und ich bekomme gar nichts für meine Geschicklichkeit, mit der ich Clodius in die Falle lockte?

Cicero (zerstreut um sich blickend). Was könnte ich Terentien geben? Es will mir nichts einfallen . . . Doch etwas! . . . Ecce! — Einen Kuß für die Frau! (Küßt Terentia und wischt sich hernach den Mund mit dem Zipfel seiner Toga ab.)

Terentia (im Abgehen). Seit zwei Wochen erinnert er sich zum ersten

Male daran, daß er eine Frau hat. Ja, der Gattin eines Gelehrten fallen gar viele Obliegenheiten zu; doch eine derselben ist gewöhnlich — vacat. (Ab.)

2. Auftritt.

Cicero, Libertindiener.

Libertin (meldend). Publius Clodius verlangt vorgelassen zu werden.

Cicero. Ich habe keine Zeit, um zu debattiren.

Libertin. Er kommt nicht, um zu debattiren, sondern um ein Glas Wein zu trinken.

Cicero. Hat er Wein mit sich gebracht?

Libertin. Er brachte eine Amphora guten Vernanceer mit sich.

Cicero. Dann ist's gut. Es ist die Sache des Gastes, Wein zu bringen, wenn er trinken will.

Libertin (geht hinaus, öffnet die Thür).

3. Auftritt.

Cicero, Clodia, Clodius.

Clodius (in der latiklaven Toga der Patrizier, den Kopf mit Epheu bekränzt, mit gestickten Calceen, die an der Ferse mit goldenen Halbmonden geziert sind).

Clodia (als Knabe gekleidet, in rosenrother Clamys, die bis zum Knie reicht, um den Leib ein mit Edelsteinen besetztes Cingulum, das Haar frei auf die Schulter herabhängend, das Haupt mit einem Kranz von Rosen geschmückt, auf der Schulter eine Amphora tragend).

Clodius. Salve Marce Tulli Cicero.

Cicero. Salve Publi Clodi. Welcher Gott führt Dich in mein Heim?

Clodius. Bacchus, der Gott der Lustigkeit.

Cicero. Es ist mir lieb zu hören, daß Dich weder Themis, die Göttin der Gesetze, noch Eris, die Göttin des Streitens und Zankens, in mein Haus geführt haben.

Clodius. Und doch sind das Deine Schutzpatroninnen, Cicero!

Cicero. Aergere mich nicht, das sag ich Dir!

Clodius. Ich befolge den Befehl des Martialis, der uns vorschreibt, so viele Glas Wein zu leeren, als der Name unserer Geliebten Buchstaben enthält: Naevia sex cyathis, septem Justina bibatur! Auf Naevias Wohl leere sechs Becher, auf das Justinas deren sieben!

Cicero. Mit den Bechern kann ich dienen. (Winkt dem Libertin.)

Libertin (stellt zwei Becher auf den Tisch).

Cicero (winkt ihm, er könne gehen).

Libertin. Soll ich die Becher nicht zählen?

Cicero. Ungezählt schmecken sie besser.

Libertin (geht durch die Mittelthür ab).

Clodius (tritt zu der im Hintergrunde stehenden Clodia). Halte den Kopf gerade, so wie ich es Dir schon sagte; das Gesicht hoch empor, die Knie nach aus=

wärts und feste Schritte gemacht, sonst erkennt Cicero, daß Du ein Mädchen bist.

Clodia. Das wäre nur für ihn allein von Unheil.

Cicero (weist dem Clodius einen Platz an und setzt sich ihm gegenüber nieder).

Clodius (läßt sich gleichfalls nieder).

Cicero. Ich muß Dich im vorhinein darauf aufmerksam machen, Clodius, daß Du mir ja nicht über Prozeßangelegenheiten zu sprechen beginnst, am allerwenigsten aber über die zwischen Cäsar und Dir obschwebende Sache! Ich bin festen Charakters! (Schlägt mit der flachen Hand auf das Kästchen, das auf dem Tische steht.) Meine Argumente sind sehr gewichtige! (Hebt das Kästchen prüfend empor.) Meine Ueberzeugung ist unerschütterlich! Mir kannst Du Dich nicht nahen, denn ich wohne in einer festen, uneinnehmbaren Burg!

Clodius. Eine so starke Burg giebt es nicht, daß sie nicht eingenommen werden könnte.

Cicero. Ja, Seneca hat gesagt, keine Burgmauer sei hoch und unzugänglich genug, auf daß ein mit Gold beladener Esel nicht hinaufzuklettern vermöchte.

Clodius. Solch ein Esel bin ich nun nicht. Wer würde es überhaupt wagen, oh Cicero, sich Dir mit der Absicht zu nähern, Dich zu bestechen?

Cicero. Noch weniger aber mit der Absicht, mich einzuschüchtern!

Clodius (winkt Clodia, dem Cicero Wein in den Becher zu gießen).

Clodia (füllt aus der auf ihrem linken Arm ruhenden Amphora den Kelch des Cicero mit Wein).

Cicero. Eheu, Clodius! Hast Du da aber einen niedlichen Sklaven! Wo hast Du den her? (Trinkt.)

Clodius. Ich erhielt ihn von meiner Mutter.

Cicero. Und woher hat die ihn?

Clodius. Wenn es Gerechtigkeit auf Erden giebt, so hat sie ihn von meinem Vater.

Cicero. Was sprichst Du da? Du hast doch nicht Deine Schwester mit Dir gebracht?

Clodius. Doch, doch, Cicero; dies ist Clodia.

Cicero (springt vom Tisch auf). Me Hercule!

Clodius. Springe doch nicht auf, als hätte Dich eine Tarantel gestochen. Ihr Name hat ja sechs Buchstaben, und Du hast erst auf einen getrunken.

Cicero (setzt sich). Doch wie kamst Du auf diesen Gedanken?

Clodius. Clodia wollte es so; sie wünschte Dich kennen zu lernen, da sie Dich schon seit Langem bewundert.

Cicero. Hat mich denn Clodia schon jemals deklamiren gehört?

Clodius. Nein, noch niemals.

Cicero. War Clodia schon einmal auf dem Forum?

Clodius. Auch das nicht.

Cicero. Oder im Senat?

Clodius. Ebensowenig.

Cicero. Oder im Tempel des Jupiter Stator?

Clodius. Auch dort nicht; an solchen Orten erhalten ja Frauen überhaupt keinen Zutritt.

Cicero. Oder sah sie mich auf meinem Triumphzuge, als ich, mit Eichenlaub bekränzt, von der Schaar der jauchzenden Quiriten durch die Straßen geführt wurde?

Clodius. Damals lag Clodia noch in der Wiege. Sie bewundert Cicero nicht als Orator, sondern als Poeten.

Cicero (betroffen). Mich als Poeten? Was schwatzest Du da, Clodius?

Clodius (lachend). Du verheimlichst es ganz vergebens! Wir kennen Dich! Umsonst trachtest Du eine zürnende Miene anzunehmen. Im Geheimen dichtest Du Verse. Noch dazu was für Verse! Erotische Verse, Fescenninen, natürlich nur, wenn Dich der Uebermuth plagt.

Cicero. Verleumde mich nicht, Clodius!

Clodius. Ich verleumde Dich nicht, sondern preise Dich im Gegentheil! Deine Gedichte sind strahlender als die Nasos, schöner als die Martials.

Cicero. Du treibst mir die Schamröthe ins Gesicht!

Clodius. Ach, laß doch den erheuchelten Unmuth! Du bist ja ein gar munterer Gesell, wenn Du in lustige Gesellschaft geräthst und wenn das Feuer aus den Augen schöner Mädchen Dein Herz in Flammen setzt! Erinnere Dich nur an die schöne Publilia!

Cicero (beginnt zu lachen). Clodius, bringe mich nicht zum Lachen!

Clodia (gießt ein).

Clodius (mit Cicero anstoßend). An das schöne Judenmädchen mit den Pantheraugen. Es lebe die bezaubernde Pantomimin aus Palästina, an die Du diese flammende Ode gedichtet. Erinnere ihn nur, Clodia; Du weißt sie ja auswendig. (Nimmt eine Laute zur Hand und greift leise in deren Saiten, um die Verse Clodias zu begleiten.)

Clodia (an die Schulter Ciceros gelehnt).

Sarons schönste Rose, bezaubernde Sulamith,
Durch das Lied aller Lieder unsterblich gemacht,
Auferstehst Du in neuer überwältigender Schönheit,
Weshalb verbliebst Du nicht oben im Himmel?

Stiegst Du nur hernieder, um mich zu berücken?
Mich mit dem Feuer Deiner Augen zu durchstrahlen?
Und mich glauben zu machen, es sei hienieden ein Eden,
Und ich selbst der Beglückte in dessen Mitte?

Ach, wenn Du meine Worte verstündest,
Mit Deinem Aug aus dem meinigen lesen könntest,
Was ein Mund sagt dem anderen,
Ohne zu sprechen, nur mit den Blicken antwortend!

Dann würdest Du wissen, daß Du bist meine Göttin,
Der ich das Opfer meines Herzens darbringe,
Dessen Flamme niemals erstirbt,
Sondern stets neu aufloht, ohne zu versengen.

(Gießt nach jeder Strophe Wein in den Kelch Ciceros.)

Cicero (leert nach jeder Strophe seinen Kelch).

Clodius (voll scheinbarer Bewunderung). Das nenne ich eine Dithyrambe! Du übertrifft ja sogar Anakreon! Ueberflügelst den königlichen Sänger David, Salomon, den Weisen, den Frauenanbeter!

Cicero. Ich leugne, daß ich dieses Gedicht geschrieben habe.

Clodius. Dein Leugnen hilft nichts, denn Publilia selbst übergab Clodien dieses Gedicht.

Cicero. Und wie kam Clodia zu Publilia?

Clodius. Die schöne Pantomimin unterweist meine Schwester in der Kunst des Gesanges und des Tanzes. Heutzutage muß ein wohlerzogenes römisches Mädchen in diesen Künsten wohlbewandert sein.

Cicero. Muß? Das sehe ich gerade nicht ein.

Clodius. Und doch ist die Sache klar. Wenn beim heiteren Gelage die schönen Tänzerinnen Terpsychorens Reigen aufführen, um der Gäste Schaar in helles Entzücken zu versetzen, und mit einem Male die wohlgestaltete junge Tochter des Hauses dahergeschwebt kommt, um mit ihnen zu wetteifern und durch die zündende Gluth ihres Gesanges, durch die Anmuth ihrer Bewegungen und das verführerische Lächeln ihres Antlitzes den gewerbsmäßigen Tänzerinnen den Lorbeer entreißt, ist das nicht der denkbar größte Triumph, oh Marce Tulli?

Cicero. Und Clodia versteht so zu singen und zu tanzen?

Clodius. Clodia, singe Cicero die Antwort Publilias auf sein Liebesgedicht vor.

Clodia (nimmt Clodius die Laute aus der Hand; mit Tanzbewegungen).

Mein lieber Kahlkopf, dessen Stirne
Von krausen Locken nicht mehr verunziert wird,
Statt deren Eichenlaub sie schmückt,
Eichenlaub mit Rosenblättern vergleichbar . . .

Cicero. Sagen wir lieber mit Dornen vergleichbar . . .

Clodia. Sieh, glattes Eis bedeckt des Aetna alten Kopf,
Wolken krönen seine entlaubte Spitze;
Doch in seinem Busen loht des ewigen Feuers Flamme,
Das seine Funken gen Himmel entsendet.
Und bist Du der Feuerspeiende, laß mich das Meer sein,
In dessen Fluthen Deine glühende Lava erlischt.
Die Gluth der Lava durchdringt selbst das Meer,
An seinem Busen die Lava Ruhe findet.

Cicero (zu Clodius). Darauf laß uns anstoßen! (Stößt mit Clodius an.)

Clodius. Nun vernimm die letzte Strophe!

Clodia. Der Sonne heiße Strahlen bedeuten für Flora den Frühling;
Allein die Liebe vollbringt ein weit größeres Wunder,
Wenn sie aus dem Schnee neue Blumen ersprießen macht
Und für den Herbst einen zweiten Frühling bringt!

Cicero. Me Hercule! Dieses Gedicht hat nicht Publilia geschrieben, denn die versteht nur jüdisch und griechisch!

Clodius. Das hast Du errathen! Dieses Gedicht schrieb Clodia für Dich!

Cicero. Für mich? Das nimmt sich ja gerade so aus, als wollte der Schwan den Behemoth besingen!

Clodius. Giebt es denn keine Methamorphose? Haben nicht die Götter selbst das Beispiel dazu gegeben?

Cicero (den Besonnenen heuchelnd). Du, Clodius! In Gegenwart eines Mädchens soll man nicht von den Thorheiten der Götter sprechen!

Clodius. Dem ist leicht abgeholfen. Mach sie zur Frau.

Cicero. Ich? Clodia?

Clodius. Ich geb sie Dir zur Frau. Ich brachte sie ja nur hierher, damit Du sie kennen und lieben lernst.

Cicero. Es will mich bedünken, als flöhe mein Verstand mit den beflügelten Sandalen Mercurs vor mir einher, und als hinkte ich ihm mit gefesselten Beinen nach.

Clodius. Ich aber wende mich gerade an Deinen Verstand. Mit Deinem Herzen trachte allein fertig zu werden. Clodia erhält von mir eine reiche Mitgift, und zwar zweihunderttausend Talente in Gold, meinen Palast auf der Spitze des Palatin-Berges, mein Tuskulanum auf der Via Appia, mein Lustschloß in Bejae, ferner korynthische Vasen, Tische aus Syrakus, Arm- und Fußspangen mit Edelsteinen besetzt, feinstes Linnen aus Carbas, Purpurgewebe aus Melite und eine Quadriga aus reinem Gold. In meinem Teiche kannst Du fischen, in meinen Booten nach Belieben umherfahren. Brauchst Dich nicht mehr mit Fascikeln abzumühen, Deinen Kopf zerbrechen und Deine Zunge anzustrengen; Du wirst mit einem Male zum vornehmen Herrn, der nur zu winken braucht, damit er aller irdischen Freuden theilhaftig werde. Dann brauchst Du nicht mehr ewig davor zu zittern, daß Dich Deine Feinde, die Du durch Deine Reden mit Wuth und Groll erfüllst, Dich meuchlings aus dem Wege räumen könnten. Und was die Hauptsache: Du brauchst dann nicht mehr unablässig dieser Hydra mit den hunderttausend Köpfen zu schmeicheln, das heißt dem ewig unbeständigen Volke, das Dich heute in den Himmel erhebt, um Dich morgen in den Staub zu zerren. Bedenke wohl, was ich Dir jetzt gesagt! Eine neue Welt voll Freuden erschließt sich vor Dir; Du brauchst nur in sie hineinzutreten.

Cicero. Und was verlangst Du dafür von mir?

Clodius. Eine Kleinigkeit, nicht der Rede werth! Nichts Anderes

als daß Du mit Deiner Kraft zurückhältst! In dem Prozeß, den Du für Cäsar gegen mich führst, sollst Du nicht mehr der alte Cicero sein. Auch die Redner können ihre schlechten Tage haben. Sie werden heiser, bekommen Schwindel, Herzklopfen, vergessen ihre stärksten Argumente zu Hause, machen die ernstesten Phrasen unwirksam und lächerlich durch falsche Geberden, gerathen durch einen spöttischen Zwischenruf in Verlegenheit, ereifern sich, beleidigen die Richter, geben sich dem Gegner gegenüber unerwartete Blößen, schießen über das Ziel hinaus und bringen Unwahrheiten vor, die mit leichter Mühe zu widerlegen sind. Du weißt ja sehr gut, wie leicht ein gewiegter Advokat einen Prozeß verlieren kann, — wenn er will!

Cicero. Das Schwere ist eben an der Sache, daß sie so leicht ist.

Clodius. Ueberlege Dir die Sache!

Cicero. Und mein Gewissen?

Clodius. Wessen kann Dich Dein Gewissen anklagen? Habe ich mich etwa einer so großen Missethat schuldig gemacht? Habe ich etwa das Vaterland verrathen? oder Länder ausgeraubt? Verschwörungen gegen die Republik angezettelt? an römischen Bürgern einen Vatermord begangen? oder vestalische Jungfrauen aus dem Tempel entführt? Was habe ich so Großes gesündigt, daß Du mich vom tarpejischen Felsen in die Tiefe stürzen willst? Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich eine Rose pflückte, die sich lächelnd über den Zaun neigte. Weshalb achtete denn ihr Gärtner nicht darauf, daß sie sich nicht hinausneige? Ist das ein Grund, um eines schimpflichen Todes zu sterben?

Cicero. Das sage ich nicht gerade.

Clodius. Oder habe ich die Götter verhöhnt?

Cicero. Ja, das hast Du gethan! Du schlichest Dich in den Tempel der Venus von Erythreia, um dort Deine Geliebte zu umarmen.

Clodius. Wo in Plutos Namen soll man denn der Liebe leben, wenn nicht im Tempel der Venus?

Cicero. Im Tempel der schwarzen Venus darf sich Jedermann nur mit dem ihm zugetheilten Gefährten ergötzen.

Clodius. Mir war eben Pompeia als Gefährtin zugetheilt worden.

Cicero. Pompeia hat ihren Gefährten schon früher gefunden: Julius Cäsar. Und nach der tabula Cebetis bilden Drei kein Paar.

Clodius. Sag einmal an, Marce Tulli, liebst Du Cäsar?

Cicero. Beim Styx, das will ich meinen!

Clodius. Hältst Du Cäsar für einen vollkommenen Menschen?

Cicero. Ja, beim Acheron!

Clodius. Hast Du Cäsar als Freund bereits erprobt?

Cicero. Gewiß, beim Phlegeton!

Clodius. Erinnere Dich doch nur, daß, als Du Konsul warst, Cäsar sich unter den Verschwörern befand, die Catilina angeworben hatte, um Dich und den ganzen Senat ermorden zu lassen.

Cicero (zornig emporspringend). Ja, das ist wahr. Er vertheidigte sogar den Catilina im Senat!

Clodius (sich an die Schulter Ciceros lehnend). Wohlan, für den kalten Freund wird die laue Vertheidigung gerade recht sein.

Cicero. Ich sehe feurige Ringe vor meinen Augen tanzen.

Clodius. Marce Tulli! An dem Tage, da mich der Senat von der schimpflichen Anklage freispricht, ist Clodia Dein!

Cicero (schlägt sich vor die Stirne). Und Terentia?

Clodius. Was ist's mit ihr?

Cicero. Nichts weiter, als daß sie meine Frau ist! Ich habe also schon eine Frau, und so lange ich die habe, kann ich eine andere nicht heirathen.

Clodius. Die Lösung ist sehr einfach. Du scheidest Dich von ihr.

Cicero. Doch aus welchem Grunde?

Clodius. Dazu bist Du ja ein Advokat, ein Rechtsgelehrter, um Gründe zu finden, die vor dem Gesetz stichhältig sind.

Cicero. Wir wollen mal sehen, welche Gründe es nach dem jus romanum zu einer Scheidung giebt. Primo: wenn die Frau gegen das Leben des Mannes ein Attentat verübt. Wohl zankt und streitet sie immer und verkürzt dadurch mein Leben; allein ein genügender, stichhältiger Grund ist das noch nicht. Secundo: wenn der Mann die Frau prügelt — aber in Gegenwart von einem Zeugen wenigstens.

Clodius. Nun siehst Du, der Zeuge werde ich sein.

Cicero. Das schon; allein die Sache hat auch eine Kehrseite. Wie wenn Terentia mich prügelt, statt ich sie? Tertio: wenn die Frau einen Ehebruch begeht und mit einem fremden Manne aus dem Hause ihres Gatten entflieht, das heißt, ihn treulos im Stiche läßt.

Clodius. Laß das meine Sorge sein; ich werde sie entführen.

Cicero. Nein, ein solches Opfer darf man nicht einmal von seinem besten Freunde verlangen.

Clodia (zwischen die beiden Männer tretend). Oh, Ihr Männer, zerbrechet Euch die dicken Köpfe nicht! Wir Frauen haben dieses Problem schon längst gelöst. An jenem Venus-Feste haben die gesammten, römischen Matronen den Beschluß ausgesprochen, daß diejenige, die die Würde einer Oberpriesterin der Venus von Erythreia angenommen hat, gleichzeitig aufgehört hat, die Gefährtin ihres Gatten zu sein. Terentia hatte die Würde einer Oberpriesterin angenommen; sie ist demzufolge nicht mehr Ciceros Gattin.

Cicero. Ecce die Lösung des Sphinx-Räthsels!

Clodia. Da wollen wir doch wieder einen Becher leeren, Jo, Venus von Erythreia!

Clodia (füllt aus der Amphora den Becher Ciceros und des Clodius).

Cicero und Clodius (trinken).

Cicero (seinen Becher gegen Clodia erhebend). Io bellissima nupta! Auf Dein Wohl, Schönste aller Bräute!

Clodia (nimmt den Kranz von der Stirne und drückt ihn Cicero auf den Kopf). Heil Dir, Bräutigam!

4. Auftritt.

Vorige. Terentia.

Terentia (kommt durch die Thüre rechts hereingestürmt; in höchster Wuth). Ihr Verräther! Ihr Diebe! Ihr Verschwörer! Alles weiß ich! Alles habe ich durch das Ohr des Dyonisius vernommen und besitze Kenntniß von Eurem schändlichen Komplott! Daß Euch der Fluch des Thyestes und des Atreus treffe! Der Höllenschlund des Acheron möge Euch verschlingen! Die Erinyen mögen mir ihre Schlangengeißel leihen, auf daß ich Euch mit ihr zu Tode peitschen könne, Ihr Ausgeburten der Unterwelt!

Cicero (sinkt entsetzt in seinen Armstuhl).

Terentia (zu Cicero). Eine neue Frau willst Du in's Haus bringen, alter geiler Ziegenbock? Deinem Spiegel glaubst Du wohl nicht, wenn er Dir Deine faltigen Wangen, Deine kahle Stirne, Deine kupferrothe Nase zeigt? Meinst, Du seiest ein Antonius? Meinst, eine Trauerweide sei eine Pappel? Schickst Dich an, mit gichtbrüchigen Knieen zu tanzen? Schäme Dich!

Cicero (breitet eine Schriftrolle aus und hält sich sie von Entsetzen erfüllt vor das Gesicht).

Terentia (zu Clodius). Und Du Friedensstörer, Du Frauenverderber, Du Beispiel aller Bösewichter, Muster aller Missethäter, Du Held der Gelage, Löwe der Trunkenbolde, der Du selbst Deine Hausgötter verschachert hast, jetzt kommst Du daher und willst die leibliche Schwester verschachern? Zu feige, um der Gefahr gegenüberzutreten, schiebst Du ein Mädchen als Rettungsmittel vor Dich hin? Auf daß Du vor meinen Augen zu nichte werdest!

Clodius (flüchtet sich hinter den Spiegel).

Terentia (zu Clodia). Und Du schamloses Geschöpf, das des eigenen Geschlechtes vergißt! Du Schlange mit weiblichem Gesicht! Die Du einen Familienvater verführen willst, keinerlei Scham mehr kennst, wage es nunmehr, Dich mir hier entgegenzustellen!

Clodia (muthig hervortretend). Ja, das thue ich!

Terentia. Das wagst Du? Ich zerreiße Dich!

Clodia. Mit nichten, domina! Siehst Du diese Arme hier? Siehst Du diese zehn Nägel? Ich bin eine Akrobatin. Doch würde es sich nicht schicken, wenn zwei vornehme Frauen gleich den Fischweibern auf dem Markte sich mit Fäusten und Nägeln bearbeiten wollten, daß sie einander mit Kratzwunden bedeckten und sich die Haut vom Gesichte, oder sich beiderseitig die Haare vom Kopfe rissen. Doch wenn es Dir beliebt, mit mir um den Kranz zu kämpfen, den ich Deinem Tullius auf die Stirne gedrückt, so komm und miß Dich nach edler Art mit mir in der Arena des Pompeius,

wo wir mit scharfem Stahlschwert mit einander kämpfen wollen, wie es Lollia und Atalanta gethan, in Gegenwart der Konsuln, der sechsundzwanzig Reihen des Adels und angesichts des ganzen Volkes. Dort wird es sich zeigen, welche von uns Beiden vor dem Blute erschrickt, das der klaffenden Wunde entquillt, welche von uns unter dem tödtlichen Stoß einen Schrei ausstößt. Ich bin bereit dazu!

Cicero (zu Clodius). Du, daraus entsteht ein Duell! Das müssen wir dem Quästor melden.

Terentia (ihre Ruhe zurückgewinnend; würdevoll). Mit Dir habe ich nichts zu schaffen; Dich sehe ich nicht, Du bist Luft für mich. Zudem pflege ich nur mit dem Küchenmesser Gänse abzuschlachten; sonst vergieße ich kein Blut.

Clodia. Nur sachte! Auch das Kapitol haben die Gänse gerettet.

Terentia. Ich habe nur mit Marcus Tullius zu thun; meine Waffe ist das gesprochene Wort. Und habe ich zu Ende gesprochen, so magst auch Du sprechen. Wer überzeugender zu sprechen vermag, hat den Sieg errungen.

Clodia. Auch damit bin ich einverstanden.

Terentia (zu Cicero). Du alter Narr, wo hast Du den Verstand? Nach einer neuen Ehe sehnst Du Dich? Und bildest Dir noch ein, daß Du verliebt bist! Vor mir klagst Du immer, der Schlag Deines Herzens erschlaffe, und jetzt meinst Du mit einem Male, es poche mit jugendlichem Ungestüm. Fröstelnd und frierend sagst Du, die Sonne kühle aus, sie wärme nicht mehr so wie früher, und meinst Du, es zöge eine neue Sonne für Dich am Horizont empor? Für die Jugend bedeutet die Liebe das Leben, für das Alter den Tod. Du verwechselst die Abenddämmerung mit der Morgenröthe. Du hast bis zum anbrechenden Abend geschlafen, hast geträumt und glaubst jetzt, es sei Morgen. Du verlangst Unmögliches von den Göttern, die die Jahreszeiten nach unvergleichbarer Ordnung eingetheilt haben. Dem Herbst folgt nicht der Frühling, sondern der Winter, und wenn ein Baum zum zweiten Male in demselben Jahre Früchte trägt, so stirbt er rettungslos ab.

Cicero (läßt den Kopf sinken).

Clodia. Glaube ja nicht, Cicero, daß den drohenden Worten der eifersüchtigen Frau Wahrheit innewohnt! Du bist ein stattlicher Mann in den besten Jahren. Wer gleich Dir seine Feinde zu besiegen weiß, wer die Kraft der Mächtigen bricht, wer mit donnerndem Wort das Forum beherrscht, der hat jugendliche Kraft in den Adern rollen, dem erfüllen heiße Flammen das Herz! Wenn diese Frau von dieser Kraft, diesen Flammen keine Kenntniß besitzt, so trägt sie selbst die Schuld daran. Noch niemals hat man auf dem Altar mit Eis Feuer anmachen können. Es bedarf nur eines Funkens, um die Gluth zum hellen Brand anzufachen. Die Palme beginnt erst mit fünfzig Jahren zu blühen, edle Früchte zu reifen. Und Du bist eine stolze Palme. Deine Wangen sind roth, Deine Augen leuchten.

Clodius (dreht den Spiegel dem Cicero zu).

Cicero (reckt die Brust hervor und blickt verstohlen in den Spiegel).

Terentia (bittend und sanft). Erinnere Dich nur, wie glücklich wir volle vierundzwanzig Jahre, ein ganzes Leben hindurch waren! Ich war Dir so treu, wie eine Frau ihrem Gatten noch niemals! Nicht einmal anblicken ließ ich mich von einem fremden Manne. Ich behütete Dein Haus, hielt es in Ordnung. Ich war sparsam und sorgte für die Mehrung Deiner Habe. Ich enthüllte die boshaften Pläne Deiner Feinde, fing den Dolch der Meuchelmörder mit eigner Hand auf. Alles, was Du aßest, bereitete ich selbst, damit Dich Deine Widersacher nicht vergiften könnten. Deine Reden hieltest Du erst vor mir, bevor Du auf das Forum hinaustratest, und was ich Dir dabei empfahl, das befolgtest Du getreulich. Du befolgtest meinen Rathschlag, beherzigtest meine Worte und hattest niemals zu bereuen, daß Du also verfahren. Wie könntest Du mich fortan entbehren?

Clodia (zu Cicero). Daß Du vierundzwanzig Jahre lang mit ihr gelebt, spricht Dich für das übrige Leben frei. Du warst ein Sklave, Dein eigenes Haus bedeutete ein Gefängniß für Dich. Schweigend, in Dein Schicksal ergeben, vernahmst Du ihr Streiten und Schelten, schlangest dabei mit Müh' und Noth hinab, was sie in der Küche zusammenbraute und Dir dann vorsetzte. Ich aber will Dir ein neues Leben erschließen, das Dir bei Tag und Nacht Freude und Wonne gewähren soll. Von mir wirst Du nichts Anderes als Liebesworte vernehmen; mein zärtliches Geplauder wird Dich an die düsteren Alltagssorgen vergessen lassen. Ich verwandle Dir die ganze Welt in ein Elysium, in dem wir nichts von Reden und Debatten wissen wollen; dort wird es für uns nur Küsse und Lieder geben.

Terentia. Oh über die falsche Schlange, wie sie zu schmeicheln versteht! Und doch wird sie Dich täglich dreimal betrügen! Dein kahler Schädel wird zum Gespött der Welt werden. Sie will nur Deine Frau sein, um ein Aushängeschild zu haben, unter dem sie ihre wohlfeile Liebe verschachern kann!

Clodia. Urtheilst wohl nach Dir selbst?

Terentia. Mein lebendiger Zeuge ist mein Sohn, der das leibhafte Ebenbild seines Vaters ist.

Clodia. Du magst Dich mit Recht Deines Sohnes rühmen, den in Rom Jedermann nur „bicongius“ nennt, das heißt, ein Held, der zwei Amphoren zu leeren vermag.

Cicero (zu Clodius). Was wahr ist, kann man nicht leugnen. Der Junge leert zwei volle Krüge auf einen Zug!

Terentia. Also gut, ich bin einverstanden, wir scheiden uns von einander. Du magst Deine Gattin verstoßen. Doch erinnere Dich, daß dieses Haus das meinige ist; Du erbautest es für mein Geld, und so mußt Du es mir zurückgeben.

Clodia. Ich werde mit einer zehnmal größeren Mitgift meinen Einzug in Deinen eigenen Palast halten, mache Dich mit meiner Hand reich

und zum vornehmen Herrn. Herz und Hand sind von Gold bei mir, und ich lege Dir Beides zu Füßen.

Terentia. Auch das mit goldenen Sesterzien gefüllte Kästchen mußt Du dem Cäsar zurückgeben und ihm dabei berichten lassen, daß Du seine Angelegenheit nicht übernimmst. Von seiner Frau kann sich Cicero trennen, aber von seiner Ehre nicht.

Cicero (steht auf und beginnt unruhig auf- und abzuschreiten).

Terentia. Aber auch sonst wird sich die Kunde dieses Ereignisses verbreiten. Jedermann wird wissen, daß sich Cicero von Terentia geschieden und Clodius' Clodia geheirathet hat. Ihr Götter, wird das einen Lärm abgeben! Wer Dich bisher geachtet, wird sich voll Verachtung von Dir abwenden, Deinen Namen wird man aus der Liste der Oratoren streichen. Dein Standbild auf dem Forum wird man in den Staub werfen, von Deiner Gedenktafel die Inschrift abschleifen. Und in Deine Biographie wird der Passus aufgenommen werden: „Er war ein weiser Mann; doch als er alt wurde, büßte er den Verstand und damit Alles ein, was er sich im Leben erworben!"

Clodia. Schenke ihr keinen Glauben! Im Gegentheil, Lobeshymnen wird man über Dich anstimmen und Dein Standbild mit Rosengewinden schmücken. Und die Nachwelt wird die Frage aufwerfen und verfechten: als was war Marcus Tullius Cicero größer und ruhmreicher: als Orator, als Poet oder als Mensch?

Cicero (bleibt in der Mitte der Bühne stehen und kreuzt nachdenklich die Arme über die Brust)

Terentia (kniet vor Cicero nieder und umschlingt seine Füße). Mein Gatte! Mein Halbgott! Götze meines Lebens! Denke also nicht an mich, auch nicht an Dich selbst. Doch bedenke, daß Du eine Tochter hast. Tullia ist stets Dein Liebling gewesen, stets hingst Du mit größter Liebe an ihr. Wie oft machte sie durch ihr munteres, unschuldiges Geplauder Dich Deine Sorgen vergessen! Was soll nun aus ihr werden? Das unschuldige Kind hat noch nichts gesündigt, und doch soll es schon büßen! Mit dem Finger werden die Menschen auf sie deuten und sagen, dies ist die Tochter der verstoßenen Terentia, deren Mutter ihr Vater von sich stieß. Statt des Schleiers wird die Schmach der Eltern ihr Gesicht verhüllen, und die wird dem Nessusgewande gleich an ihr haften, so lange sie lebt. Vergegenwärtige Dir noch einmal das Gesicht dieses süßen Kindes, und dann sprich Dein Urtheil über mich!

Cicero (überläßt seine Hand voll Rührung Terentien).

Clodius (zu Clodia). Hierauf antworte nunmehr!

Clodia. Hierauf habe ich keine Replik. So vermag nur eine große Künstlerin zu declamiren.

Cicero (nimmt den Rosenkranz vom Kopf und legt ihn wieder Clodien auf's Haar). Ziehe in Frieden!

Terentia (voll Freude aufschreiend). Mein Tullius!

Cicero (richtet Terentia empor und drückt sie an sich). Ich bleibe bei meiner Alten!

Terentia (schluchzt vor Freude).

Clodius (zu Clodia). Hier sind wir durchgefallen. Es ist uns nicht gelungen, den Advokaten zu bestechen; wir wollen also die Richter bestechen, und das wird uns sicherlich gelingen.

Der Vorhang fällt.

IV. Aufzug.

Schauplatz: Das Innere des Tempels des Jupiter Stator. Auf beiden Seiten römische Säulen mit Adlern. Rechts und links je ein Rostrum für die Redner. Vordertheil des Schiffes. Im Hintergrunde die Statue Jupiters. Auf einem Altar zu seinen Füßen ein Adler mit einem Bündel Blitze zwischen den Krallen. In der Mitte ein langer Tisch für die Richter mit sechs Stühlen ohne Lehne und ohne Füße. Zu oberst ein auf einer Erhöhung stehender Armstuhl für den Präsidenten. Rechts und links eine niedrige Galerie mit einer Brüstung für die Frauen und sonstigen Zuhörer. Im Vordergrunde ein Cancellum für die Zeugen. Auf dem Tische steht die Urne mit den Namen der Senatoren, Eques und Tribunen. Neben der Urne eine Amphore.

1. Auftritt.

Präsident, Metellus, Cäsar, Cicero, Clodius, Cato, Terentia, Aurelia, Servilia, Pompeia, Clodia, Brutus, Frauen, Senatoren, Eques, Tribunen, Lictoren.

Einzug:

Senatoren, Eques, Tribunen (stellen sich auf die rückwärtige Galerie).

Erster und zweiter Lictor (kommen mit dem Stabbündel und dem hervorragenden Beil in der Mitte voran und stellen sich rechts und links vom Tische auf).

Metellus (in Toga laticlava, folgt den Lictoren und bleibt vor dem Tische stehen).

Cäsar und Cicero (treten durch die Thüre links ein).

Clodius und Cato (treten durch die Thüre rechts ein).

Terentia und Aurelia (stellen sich vor die Brüstung links hin. Desgleichen) Servilia und Brutus.

Pompeia und Clodia (erscheinen vor der Brüstung rechts).

Erster und zweiter Hornbläser (kommen zuletzt).

Metellus (zu den Hornbläsern). Tibicis, lasset das erste Signal erschallen.

Erster und zweiter Hornbläser (stoßen einmal in's Horn).

Metellus. Quirites! Bürger von Rom! Der Gerichtshof beginnt seine Thätigkeit. Erflehet dazu Beistand Gottvaters.

Alle. Fave Divus Pater!

Metellus. Caius Julius Cäsar, Kläger, und Publius Clodius, Beklagter, erwählet Eure Richter mit einander abwechselnd, so wie ich deren Namen aus der Urne ziehen werde. (Zieht eine Tessera aus dem Gefäß.) „Quintus Cimber!“

Terentia (flüstert dem Cäsar zu). Ist unser guter Freund.

Clodia (flüstert Clodius zu). Unser Feind.

Cäsar. Nehme an.

Clodius. Weise ich zurück.

Metellus (legt die Tessera auf den Tisch und zieht eine andere). „Septimius Labio.“

Clodia (dem Clodius zuflüsternd). Gut Freund!

Terentia (Cäsar in's Ohr raunend). Uns feindlich gesinnt.
Clodius. Angenommen.
Cäsar. Von mir zurückgewiesen.
Metellus (zieht einen neuen Namen). Ancus Bicornis.
Terentia (Cäsar zuflüsternd). Das ist der unserige.
Clodia (dem Clodius zuflüsternd). Ist unser Widersacher.
Cäsar. Nehme ich an.
Clodius. Ich weise ihn zurück.
Metellus (zieht einen neuen Namen heraus). Marcus Bucephalus.
Clodia (zu Clodius). Das ist unser Mann.
Terentia (zu Cäsär). Nichts für uns.
Clodius. Angenommen.
Cäsar. Paßt mir nicht.
Metellus (einen neuen Namen herausziehend). Pontius Pilatus.
Terentia (zu Cäsar). Nimm ihn Dir.
Clodia (zu Clodius). Spei ihn aus.
Cäsar. Ich nehme an.
Clodius. Ich weise ihn ab.
Metellus (zieht einen neuen Namen). Herodes Antediluvianus.
Clodia (zu Clodius). Wie geschaffen für Dich.
Terentia (zu Cäsar). Für uns das reine Verderben.
Clodius. Angenommen.
Cäsar. Nicht angenommen.

Metellus. Nachdem beide Parteien von ihrem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht und von den zwölf Richtern sechs zurückgewiesen haben, so werden die Träger der zurückgebliebenen sechs Namen die Richter sein. Steiget hernieder und nehmet den Richterstuhl ein.

Erster und zweiter Senator, erster und zweiter Eques, erster und zweiter Tribunus plebis (steigen von der Galerie herab und lassen sich auf den sechs Stühlen nieder, die um den Tisch stehen).

Metellus. Senatoren, Eques, Tribunen, Richter! Erinnert Euch, daß den Mitgliedern dieses Gerichtshofes nur deshalb solche Stühle gegeben wurden, die weder Lehnen, noch Füße haben, damit Ihr Euch derselben unter einander nicht als Kampfwaffe bedienen könnt. Habt Ihr Eure Wachstafeln mitgebracht? Da der Geist der Richter nicht unfehlbar ist, so will ich Euch daran erinnern, daß der auf die Wachstafel geschriebene Buchstabe A gleichbedeutend ist mit „absolvo", ich spreche Dich frei, der Buchstabe C gleichbedeutend ist mit „condamno", ich verurtheile Dich, und die Buchstaben NL soviel bedeuten wie „non liquet", das heißt ich sehe nicht klar.

Richter (flüstern untereinander).

Metellus (begiebt sich auf die Erhöhung des Vorsitzenden, verbeugt sich tief vor der Statue des Jupiter und läßt sich dann in seinem Armstuhl nieder). Richter! Senatoren! Eques! Tribunen! Die römischen Gesetze und alter Brauch machen es uns zur

Pflicht, vor Beginn der richterlichen Funktionen den anticyrischen Kelch zu leeren, um dadurch jedweden Zaubertrunk wirkungslos zu machen und den Geist zu erleuchten, auf daß keiner der Richter infolge der verflossenen Nacht genossenen Weines die Worte mißverstehe oder gar während der Reden einschlafe. Und zum Kredenzen und Eingießen des heiligen Trunkes von Anticyra fordere ich hiermit die keuscheste und unschuldigste aller römischen Jungfrauen auf: Clodia!

Terentia, Aurelia, Servilia (auf einmal). Unerhört! Schmach! Schande!

Clodia (tritt hervor, greift nach der auf dem Tisch stehenden Amphora, schreitet auf den 1. Senator zu, gießt seinen Becher voll). Aufgepaßt! Es ist ein Karfunkelstein darin! Daß Du ihn nicht etwa mitschluckst!

1. Senator (nimmt den Edelstein aus seinem Becher und birgt ihn in seinem Gürtel). Ein Karfunkelstein.

Clodia (tritt zu dem 1. Eques, gießt seinen Becher voll). Ich ließ einen Rubin in Deinen Becher fallen.

1. Eques (nimmt einen Rubin aus dem Becher und verbirgt ihn). Ein prächtiger Rubin fürwahr!

Clodia (tritt zu dem 1. Tribun, füllt seinen Kelch). In Deinen Cyathus ließ ich einen Saphir gleiten.

1. Tribunus (holt sich den Saphir hervor). Ein großartiger Saphir!

Clodia (tritt zu dem 2. Tribun und füllt seinen Becher). Dir fiel ein Chrysopras zu.

2. Tribunus (nimmt den Edelstein an sich). Wackerer Chrysopras du!

Clodia (gießt dem 2. Eques ein). Verliere Deinen Smaragd nicht!

2. Eques (verbirgt den Smaragd). Ist's ein Smaragd, so ist er wohlverwahrt!

Clodia (dem 2. Senator eingießend). Nimm hurtig die echte Perle heraus, auf daß sie nicht in dem Essig aufgelöst wird!

2. Senator. Eine echte Perle (Verbirgt sie.) Ich bin nicht Cleopatra, die in Essig aufgelöste Perlen trank!

Clodia (tritt zu Metellus, gießt seinen Becher voll).

Metellus. Und mir hast Du gar nichts mitgebracht?

Clodia. Dein wird die Canephora selbst sein. (Stellt die Amphora auf den Tisch und kehrt an die Schranke zurück).

Metellus. Die Verhandlung nimmt ihren Anfang. (Winkt den Hornbläsern.)

1. und 2. Hornbläser (stoßen zweimal in's Horn).

Metellus. Cäsar als Kläger hat zuerst einen Redner zu wählen.

Cäsar. Ich wähle mir Marcus Tullius Cicero.

Metellus. Clodius, Angeklagter, wähle Dir einen Vertheidiger.

Clodius. Ich wähle mir Cato, den Censor.

Metellus. Die beiden Vertheidiger haben das Rostrum einzunehmen.

Cicero (ersteigt das Rostrum links).

Cato (nimmt das Rostrum rechts ein).

Metellus. Cicero, Du hast zuerst das Wort.

Cicero (beginnt mit Pathos). Wahrlich, es erfaßt mich Staunen . . .

Clodia (dazwischenrufend). Wie das Kalb beim Anblick der neuen Stallthür.

Cicero (ärgerlich). Und Entsetzen auch . . .

Clodia (dazwischenrufend). Wahrscheinlich hat er in den Spiegel geblickt.

Cicero (zornig). Da ich sehe, daß der angeklagte Clodius vor dem Gerichtshof in rothgeränderter Toga und goldgestickten Calceen erscheint, statt daß er das graue Paludament trüge, das für den Angeklagten vorgeschrieben ist.

Clodia. Du hast sicherlich von Terentia die Regeln gelernt, nach denen man seinen Anzug zu wählen hat.

Cicero. Ich bitte den Präsidenten, nicht zu gestatten, daß man mich in meiner Rede fortwährend durch Zwischenrufe unterbricht.

Clodia. Dazu sind die römischen Bürger berechtigt.

Cicero. Aber nicht Frauen! Schon das Gesetz besagt: Mulier taceat in ecclesia! Das Langhaarige hat im Tempel zu schweigen.

Clodia. Wir befinden uns hier nicht in einem Tempel, sondern in einem Gerichtssaal. Und ich bin als Zeugin hierher berufen worden.

Cicero. Nun so schweige, bis die Reihe an Dich kommt.

Clodia. Schweigen soll ich? Das ist unmöglich! Ich apellire an Euch, Ihr Richter! Ihr sollt erklären, ob es einer Frau möglich ist zu schweigen, da die Worte ihr fast von selbst aus dem Munde hüpfen? Ich frage Dich, Präsident, ob es einer Römerin gestattet ist, durch Zwischenrufe kundzugeben, daß ihr eine Rede nicht gefällt!

Metellus (schlägt mit einem Hammer auf den Tisch). Ihr Richter! Vor der Tagesordnung noch lege ich Euch die Frage vor, ob es einer Römerin gestattet ist, die Rede eines Orators durch Zwischenrufe zu unterbrechen? Stimmet mit einem bloßen Ja oder Nein ab.

1. Senator. Ja.

2. Senator. Nein.

1. Eques. Ja.

2. Eques. Nein.

1. Tribunus. Ja.

2. Tribunus. Nein.

Metellus. Drei Richter haben mit ja, drei mit nein abgestimmt. Bei solcher Stimmengleichheit entscheidet die Stimme Minervae. Und da Minerva selbst auch zum weiblichen Geschlecht gehört, so kann ich die Erklärung abgeben, daß im Senat auch die Frauen das Recht haben, durch Zwischenrufe ihrem Gefallen oder Mißfallen Ausdruck zu geben.

Clodia (klatscht in die Hände). Es lebe der gerechte Präsident.

Terentia. Dann werden auch wir dazwischenrufen.

Metellus. Der Vertheidiger fahre in seiner Rede fort.

Cicero. Weiß ich denn gar mehr, wo ich unterbrochen wurde?

Clodia. Du hieltest bei den Sandalen des Clodius.

Cicero. Ja, bei den Sandalen des Clodius, die er in den Thermen zurückließ, als er sich als Mädchen verkleidete und die Fußbekleidung der Frauen anlegte, um sich in den Tempel der Venus von Erythreia zu schleichen, allwo die ehrwürdigen Matronen Roms versammelt waren. Aurelia . . .

Clodia (dazwischenrufend). Aurelia, die Mutter Cäsars, wollte Clodius verführen! Hört Ihr, Richter? Wer hätte das von Aurelia gedacht?

Aurelia (wüthend). Du Harpie! Mich sollst Du nicht verleumden.

Clodia. Cicero hat es ja selbst gesagt!

Cicero. Das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, daß Aurelia auch dort war.

Terentia (zu Cicero). Streite doch nicht mit den Weibern, sondern fahre in Deiner Rede fort.

Cicero. Wie ist das möglich, wenn man bei jeder Periode unterbrochen und aus dem Kontext gebracht wird? Nun denn, Ihr Richter! Clodius stahl sich als Mädchen verkleidet in den Tempel der Venus, den doch keinerlei Wesen männlichen Geschlechts betreten darf. Nicht einmal die Männchen der Vögel dürfen sich dort blicken lassen . . .

Clodia. Das ist auch nicht wahr, denn die zum Opfer bestimmten Tauben werden paarweise, Männchen und Weibchen, dahin gebracht.

Terentia (zu Cicero). Fahre doch in Deiner Rede fort.

Cicero. Ja, so ist es, Ihr Richter! Publius Clodius schlich sich in sündiger Absicht in den Tempel der Venus Abyssinica ein, wo er mit gottloser Hand die Rosen aus Cytherens Garten brach, indem er Pompeia, die Gattin des Cäsar, küßte und umarmte. Kann es eine größere Sünde, ein strafwürdigeres Vergehen geben, als wenn ein unverheiratheter Mann mit einer verheiratheten Frau Küsse tauscht?

Clodia (dazwischenrufend). „Sarons schönste Rose, bezaubernde Sulamith!"

Cicero. . . . gotteslästerlichere Worte, als jene, die dort gewechselt werden?

Clodia. „Was ein Mund sagt dem anderen . . ."

Cicero (ingrimmig). Ich kann nicht weiter sprechen, wenn diese Furie mich immer wieder unterbricht.

Terentia (reißt Cicero die Rolle mit seiner Rede aus der Hand). So werde ich weiter sprechen, nachdem auch den Frauen das Recht verliehen worden, in öffentlicher Gerichtsverhandlung das Wort zu ergreifen. (Oeffnet die Rolle und liest.) Ich klage den Publius Clodius und dessen Schuldgenossin, Pompeia Tertia, des flagranten Ehebruchs an, verschärft durch die im Tempel der Venus von Erythreia verübte Heiligthumsschändung, und stelle das Ansuchen, den Urheber des Verbrechens, Clodius, vom tarpejischen Felsen in die Tiefe zu stürzen, seine Schuldgenossin Pompeia aber gleich den ehrvergessenen vestalischen Jungfrauen lebendig zu begraben.

Metellus. Wir haben die Rede des Anklägers vernommen; nun ist es an Dir, Cato Censor, die Vertheidigungsrede zu halten.

Cato (auf dem Rostrum stehend). Ich werde keine Vertheidigungsrede, sondern eine gegenklägerische Rede halten. Wer tritt hier als Ankläger auf? Nicht Cajus Julius Cäsar? Er klagt seine Gattin, Pompeia Tertia, an. Wer eine Anklage erhebt, soll von derselben Anklage sich frei wissen. Du, Cäsar, klagst Deine Frau, Pompeia Tertia, eines Liebesfehltrittes an? Welcher Art ist wohl die Treue, die Du Deiner Lebensgefährtin gegenüber beweisest? So viele Länder Du durchzogen, ebenso viele Geliebten hattest Du. Du hast Postumia, die Gemahlin Sulpitius', verführt, hast dem Gabinius Lollia, dem Crassus Tertullia, dem Pompejus Mucia entführt, saßest auf einem Throne mit Eunoe, der Königin von Maritanien und warst der tausend-undeinte Gatte der Cleopatra, der Gemahlin der ganzen Welt!

Cäsar. Das sind lauter Erfindungen und nichts sonst.

Cato. Amtlich sind diese Erfindungen, wie Du sie nennst, nicht widerlegt worden. Doch wozu in die Ferne schweifen? Brauche ich doch nur mit dem Finger auf die lebende, unwiderlegbare Zeugin zu deuten! Hier sehet, Ihr Richter, und dann urtheilet! Dort stehet neben seiner Mutter der junge Brutus. Ist er nicht das leibhaftige Ebenbild Julius Cäsars? der Zeuge seiner unleugbaren Schuld?

Brutus (zu Cato). Trägt vielleicht das Rhinoceros die Schuld daran, daß Du ihm ähnlich bist?

Cato. Doch Cäsar trägt die Schuld daran, daß Du ihm ähnlich bist!

Cäsar. Das ist eine Unritterlichkeit! Ich sende noch heute meine Zeugen zu Dir!

Cato. Meine philosophischen Grundsätze gestatten mir nicht, mich zu duelliren.

Cäsar. Cato ist ein altes Weib!

Cato. Und Cäsar ein alter Schürzenjäger!

Cäsar. Cato ist feige!

Cato. Ich habe dem Feinde mehr Städte abgenommen, als Julius Cäsar schönen Frauen Myrtenkränze.

Metellus. Seid der Würde des Senats eingedenk! Angeklagte, Pompeia Tertia, Gemahlin Julius Cäsars, laß Deine Vertheidigung vernehmen.

Pompeia. Meine Vertheidigung ist, daß Cäsar eine Andere liebt. Als Beweis diene der junge Brutus dafür, daß hier nicht ich, sondern Servilia die Angeklagte ist.

Servilia. Die Aehnlichkeit der Gesichtszüge beweist blos, daß Cäsar, der tapfere Held, mein Ideal bildet. Welche Römerin kann von sich behaupten, daß dies bei ihr nicht zutrifft? Sein Losungswort lautet: „Veni, vidi, vici!“ Er kommt, sieht und siegt. Der Mann, der Länder eroberte, sollte Frauen nicht erobern? Habe ich gesündigt, so habe ich blos mit den

Augen gesündigt, die sein Bild in sich aufnahmen. Befraget diesbezüglich Galenus, den großen Specialisten.

Pompeia. Ich beschwöre, daß ich mit dem Auge nicht gesündigt habe, soweit es sich um Clodius handelt.

Servilia. Mit dem Auge gewiß nicht!

Metellus. Ruhe, Matronen! Dies ist hier kein Cirkus.

Pompeia. So laßt uns in den Cirkus gehen! Dort soll der Dreizack entscheiden, welche von uns sich im Recht befindet!

Metellus. Hier entscheidet nicht der Dreizack, sondern der Speer, die hasta.

Terentia. Präsident, Du sollst nicht aus Juvenal citiren!

Metellus. Nun mögen die Zeugen hervortreten. Zuerst die Matronen. Welche von ihnen ist die älteste?

Aurelia
Terentia
Servilia } (fordern sich durch Geberden gegenseitig auf, vorzutreten).

Aurelia (tritt hervor).

Metellus. Ich mache die Zeuginnen aufmerksam, daß sie ihre Aussagen durch einen auf Juno geleisteten Eid bestärken müssen.

Aurelia. Ich schwöre bei Juno.

Metellus. Dein Name, Zeugin?

Aurelia. Aurelia Fulgentia, Wittwe Sextus Cäsars, Mutter Cajus Julius Cäsars.

Metellus. Alter?

Aurelia. Fünfunddreißig Jahre.

Cäsar. Dann ward ich früher als meine Mutter noch geboren.

Pompeia. Ich beanstande die Zeugin wegen falscher Aussage. Sie möge ihr wirkliches Alter angeben.

Aurelia. Dann schweige ich lieber. (Tritt zurück.)

Metellus. Zweite Zeugin.

Terentia (tritt vor). Ich schwöre nicht, denn ich bin Oberpriesterin; doch werde ich der Wahrheit gemäß berichten.

Metellus. So laß denn hören.

Terentia. Ich heiße Terentia und bin die Gattin des Marcus Tullius Cicero. Ich bin alt, häßlich und unausstehlich. Ich bin streng gegen Jedermann und gegen mich selbst am meisten. Ich nähre mich von Haß und Wuth, Nachsicht und Verzeihung kenne ich nicht. Ich, die Oberpriesterin der Venus Abyssinica, bezeuge, daß dieser Clodius hier sich als Mädchen verkleidet beim Einweihungsfest der Göttin in den Tempel einschlich, dort in einer der Lorbeerlauben mit Pompeia, der Gemahlin des Cäsar, zusammentraf, und als er die Probe bestehen, das heißt, die Statue der Göttin küssen sollte, was den Geboten des Mysteriums entsprechend, sämmtliche Jungfrauen zu thun hatten, die denn auch alle mit geschwärzter Ober-

lippe zum Vorschein kamen, da die Statue mit Ruß überzogen worden, mit reiner, unbefleckter Lippe hervorkam, wodurch er verrieth, daß er es nicht gewagt habe, die Statue der Göttin zu küssen. Dieserhalb wurde er von den Matronen durch körperliche Züchtigung mit dem Cingulum aus dem Tempel vertrieben. Für dieses doppelte Verbrechen, Heiligthumsschändung und Ehebruch, soll er nicht die für Patricier bestimmte Strafe erleiden, das heißt, er soll nicht vom tarpejischen Felsen in die Tiefe gestürzt werden, sondern wie es sich für die Urheber so unerhörter Missethaten gebührt, vor der Columna Maenia am unglücklichen Baum gekreuzigt werden. Lictoren, bemächtigt Euch seiner und fort mit ihm!

Metellus. Nur sachte, ehrwürdige Oberpriesterin! Die Lictoren haben mir und niemand anderem zu gehorchen. Vorerst müssen wir auch die Vertheidigung des Hauptangeklagten, Clodius, vernehmen! Publius Clodius tritt vor, und laß hören, was Du auf die gegen Dich erhobenen schrecklichen Anklagen zu Deiner Rechtfertigung vorzubringen hast. Halte dabei wohl vor Augen, daß, was hier vor sich geht, keine Komödie, keine Nuga und auch keine Fabula, sondern eine hochernste Gerichtsverhandlung ist, deren ungünstiger Ausgang Dich auf den Richtplatz und Pompeia in's Grab bringen kann. Denke also nach und sprich nur nach reiflicher Ueberlegung.

Clodius (kommt mit stolzen, elastischen Schritten daher, winkt den Richtern mit der Hand zu, verbeugt sich höflich vor Servilia, kneift Brutus in die Wange, schüttelt sich vor Grauen, als er an Aurelia vorüberkommt, bleibt vor Terentia stehen und mißt sie verächtlichen Blickes, lacht dann laut auf, wirft Pompeia eine Kußhand zu, küßt Clodia auf die Wange, tritt an den Tisch und stützt sich mit den Händen darauf). Ihr Richter! Herr Präsident! Senatoren, Eques und Tribunen! Ich habe weder von Aristarchus deklamiren, noch in Athen griechisch sprechen gelernt, werde mich daher lakonischer Kürze befleißigen. Auf die gegen mich erhobenen Anklagen werde ich kurz und bündig antworten. Hier der Beweis meines Alibi. (Zieht eine Pergamentrolle aus dem Gürtel.) Ersehet denn aus dieser Pergamentrolle, daß ich an demselben Tage, da das Einweihungsfest der Venus Abyssinica stattfand, in Sicilien, und zwar in Syrakus, weilte. Das Schriftstück ist vom Dux Timarchus, dem Aedilen und zehn Senatoren und mit zwölf Siegeln beglaubigt. (Ueberreicht die geöffnete Pergamentrolle dem ihm zunächst sitzenden Tribunen, der sie von Hand zu Hand giebt.)

Terentia (stößt mit ihrem silbernen Stab gegen den Fußboden). Unerhörte Korruption! Nun hat er den ganzen Senat von Syrakus bestochen! hat er sich von Timarchus ein falsches Zeugniß ausstellen lassen!

Metellus, Richter (murmelnd). Der Beweis ist nicht anzufechten!

Terentia. Nun so tritt doch Du hervor, Clodia, und sage uns, wer es war, den Du zum Feste der Venus Erythreia mit Dir in den Tempel brachtest und den Matronen daselbst als Deine Schwester vorstelltest? Nun antworte mir doch, wenn Du kannst!

Clodia. Wenn ich will, so kann ich auch!

Terentia. Ich fordere es! Ich, die Oberpriesterin der Venus, der das Amt zufällt, die Namen der dort Anwesenden zu verzeichnen.

Clodia. Da Du es denn durchaus wissen willst, so sollst Du es erfahren. Das Mädchen, das mich zu dem Venus-Fest begleitete, war wirklich ein Mädchen und meine Begleiterin. Sie heißt Publilia und ist eine Pantomimin aus Palästina, die mich im Gesang und Tanz unterrichtet. Sie küßte die Statue der schwarzen Göttin nur deshalb nicht, weil ihr Prophet Moses ihr und ihrem Volke verboten hat, fremde Gottheiten anzubeten. Sie war es also, Publilia, und nicht Clodius, die von den Matronen aus dem Tempel vertrieben wurde.

Cicero (schlägt die Hände über dem Kopf zusammen).

Clodia (zu Cicero). Nun, Cicero, weise Deiner Publilia ein Alibi nach.

Terentia (hebt mit drohender Geberde ihren silbernen Stab empor).

Cicero (insgeheim zu Cäsar). Ich könnte von Publilia allerdings ein Alibi nachweisen, wonach sie zu jener Zeit „anderweitig" weilte; doch möchte ich alsdann selbst auch anderweitig sein! (Blickt furchtsam auf Terentia und deren erhobenen Stab.)

Cäsar (fährt sich an die Nase).

Metellus. Richter, Senatoren, Eques, Tribunen! Nachdem die Vertheidigungsrede auch gehalten worden, sollt Ihr die Wachstafeln mit Eurem Votum an mich abgeben.

Richter (reichen Metellus nach einander ihre Tafeln).

Terentia (zu Cicero). Was flüstertest Du vorhin dem Cäsar zu, daß er sich darauf an die Nase fuhr?

Cicero (sucht sich zu entschuldigen).

Terentia (zu Cäsar). Was flüsterte Dir Cicero soeben zu, als Du Dir mit einem Male die Nase zuhieltest?

Cäsar. Hört den Präsidenten!

Metellus. Die Stimmen sind abgegeben worden und werden jetzt kundgegeben werden. (Oeffnet nach einander die Wachstafeln.) Erste Stimme A, zweite Stimme A, dritte Stimme A, vierte Stimme A, fünfte Stimme A, sechste Stimme A.

Alle (wiederholen). A, A, A, A, A, A.

Metellus (winkt den Hornbläsern).

1. und 2. Hornbläser (stoßen dreimal in's Horn).

Metellus (erhebt sich).

Richter (erheben sich alle).

Metellus. Quirites, Patres conscripti und so weiter! Im Namen des Senats und römischen Volkes verkünde ich vor dem Altar des Jupiter Stator das gefällte Urtheil. Der einer vornehmen Patrizierfamilie entstammende Publius Clodius wird von der gegen ihn erhobenen Anklage des Ehebruchs und der Heiligthumsschändung einstimmig „absolvitur", das heißt, freigesprochen. Quod fuit demonstrandum.

Volk (auf den Galerien). Es lebe Clodius!

Metellus. Cajus Julius Cäsar wird mit seinem Ansuchen auf den Civilrechtsweg verwiesen.

Terentia (zu Cäsar). Nun, hattest Du das nöthig?
Cicero. Hatte ich das nöthig?
Cäsar. Hatten wir das nöthig.
(Von draußen vernimmt man das Geräusch der Messingbecken und die Klänge der Triangel.)

Metellus (schlägt mit dem Hammer auf den Tisch). Ruhe! Ein Jeder nehme seinen Platz ein; es naht das Flamen Dialis mit dem Urtheil des Orakels zu Dodona!

Terentia. Nun kann die Phrophezeiung des delphischen Orakels aus der Zeit des Romulus thatsächlich in Erfüllung gehen: „Regnum Romae ruet ferro, flamma, fame, frigore". Das römische Reich wird durch Feuer, Eisen, Hunger und Frost zu Grunde gehen*).

2. Auftritt.

Vorige, Flamen Dialis, Rollstuhlschieber, Korybanten.

Flamen (sitzt in einem Rollstuhl, die Kleidung besteht aus der toga praetexta mit einem Purpurgürtel, einer spitzigen Kopfbedeckung, von der Bänder herabwallen, in der Hand ein langer Stab, der in eine Flamme ausläuft. Sitzt in einem Rollstuhl, den zwei Liktoren vor sich hinschieben. Trägt einen langen grauen Bart).

Korybanten (mit dem Pantherfell auf dem Rücken, halten Messingbecken in den Händen, die sie schallend zusammenschlagen, schütteln Schellentrommeln, tragen Holzpantoffel an den Füßen und führen vor dem Rollstuhl des Flamen einen wilden Tanz auf).

Flamen (erhebt sich, in der Mitte angelangt, aus dem Rollstuhle). Patres conscripti! Quirites! Bürger von Rom! Hört mich an! Nach der Kundgebung des heiligen Orakels zu Dodona spricht das Tribunal der Flamen das untrügliche Urtheil aus. Nachdem die Würde der Oberpriesterschaft sich mit den Obliegenheiten des ehelichen Standes nicht verträgt, wird Terentia, die Gattin Ciceros, durch ihre Erhebung zur Oberpriesterin der Venus Abyssinica ihrer ehelichen Pflichten enthoben und Cajus Julius Cäsar durch die Annahme seiner Wahl zum Pontifex maximus gleichfalls seiner Eigenschaft als Gatte entbunden. Also verfügt es das Orakel. Nec secus facturi! Anders sollt Ihr nicht handeln!

Pompeia (zu Clodius). So bin ich denn frei und kann Dir angehören.

Clodius (umarmt Pompeia).

Servilia. Ich danke schönstens für einen solchen Urtheilsspruch. Nun kann ich ja doch nicht Cäsars Gattin werden!

Terentia. Und was soll ich mit meiner Würde als Oberpriesterin anfangen?

Metellus (zu Clodia). Du bleibst indessen als Honorar für meinen richterlichen Urtheilsspruch, Du theurer Schatz!

Clodia. Du sollst diesen theuren Schatz nur behüten können!

---

*) Die in den Marmor geschnittenen Buchstaben: R. R. R. R. D. D. R. R. R. F. F. F. F. deuteten die Sibyllen folgendermaßen: „Romulo regnante, Roma roborante delphica dixit: regnum Romae ruet: Ferro flamma, fama, frigore."

Cicero (zu Cäsar). Uns ist es am besten ergangen. Auf ein Haar hätten wir zwei Frauen gehabt, und jetzt haben wir gar keine.

Cäsar. Me Hercule! Laß uns eine dritte suchen!

(Der Vorhang fällt.)

Cicero.

Bis hierher währte die Komödie Ciceros und Clodius', deren Grundfabel die Liebesabenteuer Cäsars und Pompeias bildeten.

Die Komödie hatte mit dem denkwürdigen Scheidungsproceß ein Ende; doch ihre Fortsetzung bildete die düsterste Tragödie.

Cicero und Clodius wurden nie müde, sich mich erbitterter Feindschaft zu befehden.

Den Vorwurf für die Komödie fand ich fertig in einem französischen Werke, das den Titel führt: „Wörterbuch der Liebe" und aus historischen Anekdoten seit der Erschaffung der Welt bis auf den heutigen Tag besteht. Ein Verfasser ist nicht genannt. Das sich auf fünf dicke Bände erstreckende Werk ist 1811 im Verlage Gobelet zu Troyes erschienen und setzt wirklich mit der Erschaffung der Welt, mit den muthwilligen Abenteuern unserer Stammeltern Adam und Eva ein; dann nimmt es durch den mythologischen Volksglauben seinen Weg durch die ganze Weltgeschichte, wobei es Alles sammelt und verzeichnet, was die Liebe Ruhmreiches und Fluchwürdiges geschaffen. Auch der Ungarn ist Erwähnung gethan. Gleich der erste Artikel ist ihnen gewidmet, in dem berichtet wird, daß Apafi, Fürst von Siebenbürgen, seine Fürstenwürde für die Liebe opferte. Griechen, Römer, Aegypter, Assyrer und Juden kommen darin vor; die meiste Abwechslung unter den modernen Nationen weisen natürlich die Franzosen auf. Bei den Letzteren ist die Quelle benannt, aus der geschöpft wurde, und zwar Brantome, der Verfasser der berüchtigten Skandalchroniken, von dem behauptet wird, daß er überhaupt keinen Begriff von dem Unterschied zwischen Tugend und Laster hatte, und der demzufolge jede seiner Geschichten in deren vollen Unverhülltheit darstellte.

In diesem Werke fand ich bei der Schilderung der Abenteuer Julius Cäsars jene Anekdoten, die meiner Erzählung zu Grunde liegen.

Die beiden Cato.

Ich schicke voraus, daß ich einen Roman, und keine Geschichte schreibe, und demzufolge nicht davor zurückscheue, das Vorrecht der Dichter — cuncta licent . . . poetis, das heißt den Dichtern ist Alles erlaubt — in Anspruch zu nehmen. Von dieser Freiheit machte ich Gebrauch, als ich die sehr ähnlichen Charakterzüge der beiden Cato — des Censors und des aus Utica — in einer einzigen Person vereinte. Beide waren berühmt von ihrer hohen moralischen Strenge — in der Theorie und Anderen gegenüber, während sie in Wirklichkeit, in der Praxis, ebenso pervers waren wie die übrigen vornehmen Römer.

Der Eine — der Censor — hielt sich zahlreiche Sklaven und Sklavinnen, junge und schöne beiderlei Geschlechtes. Die Mädchen hielt er an einem abgesonderten Ort und wohl verschlossen; sie durften nur von seinen eigenen Sklaven besucht werden, aber auch von diesen nur gegen Bezahlung. Cato ließ sich für das Aufschließen der eisernen Thür eine gewisse Gebühr bezahlen.

Als er in vorgerücktem Alter Wittwer wurde, hatte er bereits einen verheiratheten Sohn, der mit seiner Gattin im väterlichen Hause wohnte.

Der alte Censor hatte das Bedürfniß, jeden Morgen zum Frühstück eine Tasse heißen, gewürzten Weines zu trinken, und dieses Frühstück ließ er sich gewöhnlich von einer schönen, jungen Sklavin kredenzen.

Sein Sohn, namentlich aber seine Schwiegertochter, nahmen hieran großes Aergerniß.

„Hör' 'mal, lieber Alter," ließ sich sein Sohn einmal hinreißen zu sagen; „Du ließest den Namen des Manilius aus der Liste der Senatoren streichen, weil er die eigene Gattin in Gegenwart seiner Tochter küßte; welches Urtheil würdest Du über einen Vater fällen, der in Gegenwart der Schwiegertochter seine Sklavin küßt?"

Cato gab keine Antwort auf diesen Hieb, der in's Lebende getroffen; er antwortete mit der That.

Zur Mittagsstunde des nächsten Tages begab sich Cato wie immer in Begleitung seiner zahlreichen Klienten auf das Forum hinaus. Er schritt voraus, hinter ihm kam sein Schriftführer Salonius, der die Aufgabe hatte, die Ausführungen des Censors niederzuschreiben. Cato wendete sich zurück zu ihm und sprach:

„Heda, Salonius, hast Du Deine Tochter noch nicht verheirathet?"

„Mit Sehnsucht harre ich des Nebulos, der sie heimführen soll; allein, es will sich keiner fangen lassen."

„Ich wüßte ihr einen guten Ehemann."

„Es fragt sich nur, ob er reich ist."

„Ebenso reich wie ich selbst."

„Wo ist er also?"

„Er hat nur den Fehler, daß er ein wenig alt ist."

„Das bildet nur sein Unglück allein."

„Häßlich ist er aber auch."

„Mir liegt nichts daran, selbst wenn er so rothes Haar und so grüne Augen hat wie Du!" (Nach einstigen Aufzeichnungen).

„Nun denn, ich selbst, der alte Cato, bin der betreffende Freier."

Salonius willigte auf der Stelle ein, und auf dem Rückwege vom Forum schritten Beide bereits neben einander, Arm in Arm dahin: Schwiegersohn und Schwiegervater, worüber die vornehme Gesellschaft von Rom nicht wenig aufgebracht war. Nicht das Alter bildete den Grund des Aergernisses, sondern der gesellschaftliche Rangunterschied: ein Censor und die Tochter eines Schreibers!

Als Cato hernach von seinem Sohne darüber zur Rede gestellt wurde, weshalb er das gethan, gab er ihm zur Antwort: „Weißt Du, mein Junge, ich bin so entzückt von Dir, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen kann, noch mehr solcher Söhne in die Welt zu setzen, wie Du bist!"

Plutarch erklärte diese Erwiderung für schamlos und knüpfte die sehr berechtigte Bemerkung daran, daß, wenn Cato thatsächlich diesen Beweggrund vor Augen gehalten habe, so hätte er doch die Tochter eines Patriciers, nicht aber die eines Schreibers heirathen sollen.

Und das Attentat des Alten trug die gewünschten Früchte.

Die junge Frau war einer eigenthümlichen Schwäche unterworfen. Sie fürchtete sich ungeheuer vor dem Donner. Sobald sich in der Ferne ein verdächtiges Rollen vernehmen ließ, floh sie schreiend in's Haus und schnurstracks in die Arme ihres Gatten, den sie mit allen Kundgebungen der zärtlichsten Liebe überhäufte, so lange das Donnern und Blitzen anhielt. Cato berichtete seinen Freunden diese seltsame Schwäche, und wenn dauernd schönes Wetter war, so seufzte er mit gen Himmel gekehrtem Blick:

„Ich wünschte, Jupiter möchte doch wieder ein wenig zürnen."

So gelangte man denn mit Jupiters Hilfe glücklich zu Juno.

Dazumal hieß nämlich Juno das, was man heute mit dem Namen „Storch" bezeichnet.

Der andere Cato huldigte derselben hohen Moral, wie sein Namensvetter. Bevor er heirathete, hatte er mit keinem weiblichen Wesen Verkehr gepflogen. Erst verlobte er sich mit Lepidia; doch erfuhr er in der Zwischenzeit, daß diese schon einen Liebsten habe, Scipio Metellus. Darauf kehrte er seiner Braut den Rücken, forderte aber seinen Nebenbuhler Scipio nicht zum Duell, denn Derartiges verboten ihm seine Grundsätze, sondern überhäufte ihn mit Spottversen. Darauf heirathete er aus Aerger, wie das schon der Fall zu sein pflegt, die schöne Attilia. Diese hatte aber nicht einen, sondern viele Liebsten. Als es Cato bereits satt hatte, deren Namen in Evidenz zu halten, verstieß er Attilia, worauf er, noch nicht gewitzigt genug, eine neue Ehe einging. Und zwar mit Martia. Diese war eine sehr charakterfeste Dame, die sich nur einen Liebsten hielt, Hortensius mit Namen. Als Cato als weiser Gatte hiervon Kenntniß erhielt, überließ er seine Gemahlin dem Hortensius, der ein eifriger Konkurrent Ciceros und sehr bekannter Redner war. Bald darauf starb Hortensius, worauf Cato seine Frau wieder in Gnaden aufnahm. Dies veranlaßte Julius Cäsar zu dem Ausspruche: „Entweder benöthigt Cato eine Frau, oder er benöthigt keine. Benöthigt er eine, wozu ließ er sie von sich gehen? Benöthigt er keine, wozu nahm er sie wieder zurück?"

Dieser Cato war der Zwillingsbruder der Servilia. Ich machte Gebrauch von der dichterischen Freiheit, indem ich — im Lustspiel — ihn auch die Ringe seines Vorgängers anstecken ließ.

Clodius und Pompeia.

Die Episode Clodius' ist in dem „Wörterbuch der Liebe", aus dem ich die Fabel meiner Komödie entlehnte, folgendermaßen geschildert:

In dritter Ehe heirathete Cäsar die Pompeia, die Tochter des Quintus Pompeius Rufus. Pompeia ließ sich vor oder nach ihrer Verheirathung durch den berüchtigen Publius Clodius verführen; allein Cäsar und dessen Mutter Aurelia bewachten sie so streng, daß sie nur sehr selten und sehr schwer Gelegenheit fand, mit ihrem Liebsten zusammenzutreffen. Eine solche bot sich ihr bei dem Feste der Venus, die man auch bona dea (gute Göttin) nennt. Nach Anderen wird die gute Göttin Cybele und Gea genannt.

Diesem heiligen Feste durfte kein Mann beiwohnen; selbst die Thiere männlichen Geschlechtes wurden aus dem Tempel verbannt, und die Statuen der männlichen Gottheiten verhängt.

Der junge, schöne, bartlose Clodius verkleidete sich als Mädchen, gab sich als Sängerin aus und gelangte mit Hilfe der Dienerinnen Pompeias in den Tempel. Dort erkannte ihn Aurelia an seiner Stimme, worauf die erzürnten Matronen die Statue der Göttin schleunigst verhüllten und den gottlosen Clodius unter Scheltworten und Schlägen aus dem Heiligthum vertrieben.

Infolge dieses Aergernisses verstieß Cäsar seine Frau und that dabei den denkwürdig gewordenen Ausspruch, daß es für die Frau Cäsars nicht genüge, unschuldig zu sein; an sie dürfe sich der Verdacht nicht einmal heranwagen! Svetonius, der Geschichtsschreiber, aber behauptet, daß Pompeia an jenem Venus-Feste ganz zweifellos mit Clodius zusammengetroffen sei.

Cäsar begnügte sich nicht damit, Pompeia von sich zu stoßen; er wollte sich an Clodius rächen und strengte einen Proceß gegen ihn an. Dieser Proceß erlitt aber einen Aufschub durch den Einzug des Triumphators Cn. Pompejus, der zu jener Zeit siegreich von seinem asiatischen Feldzuge heimkehrte. Dann aber drang Cäsar um so energischer darauf, daß Clodius der Proceß gemacht werde. Zum Glücke für diesen war in Rom Alles käuflich; Geld und Liebe machten einen großen Theil der Richter dem Beklagten geneigt, und wer sich dem Gelde gegenüber unzugänglich erwies, wurde durch schöne Weiber zu Falle gebracht. Unter denjenigen, die gegen Clodius Zeugenschaft ablegten, fiel am meisten Cicero auf; es überraschte das einen Jeden, am meisten aber den Angeklagten selbst, dem Cicero zu großem Dank verpflichtet war. (Die Quelle, aus der ich citire, nennt dieses Vorgehen ein des großen Mannes unwürdiges.)

Clodius hatte eine sehr schöne Schwester, Namens Clodia, die dem Cicero Herz und Hand bot, um ihn für ihren Bruder zu gewinnen. Cicero zeigte sich bereits geneigt dazu und war auch bereit, sich von seiner Gattin Terentia scheiden zu lassen. Doch Terentia war nicht die Frau dazu, um die Untreue des Gatten stillschweigend hinzunehmen; sie fiel voll Ingrimm

über ihn her und machte einen unerhörten Lärm im Hause. Niemals war die Tugend und Geduld Ciceros auf eine härtere Probe gestellt, niemals seine Weisheit härter herausgefordert worden, wie bei diesem Anlasse. Terentia zwang ihren Gatten, gegen Clodius zu sprechen, und er mußte der herrschsüchtigen Frau gehorchen, wenn er wieder Ruhe im Hause haben wollte.

Clodius wurde dadurch zum Todfeinde des großen Redners gemacht.

Dabei waren alle Anstrengungen vergebens; die bestochenen Richter sprachen Clodius von der Anklage frei.

Soweit die citirte Quelle.

Unter einem Stern befindet sich sodann eine Fußnote, die sich auf das Familienleben Ciceros bezieht und besagt:

Diese Terentia wies Cicero unter verschiedenen Vorwänden, die er an die Oeffentlichkeit brachte, aus dem Hause. Es ist nicht schwer, den wahren Grund der Scheidung zu errathen, wenn man sieht, daß der große Redner später eine junge Frauensperson heirathete, in die er sehr verliebt war, und die Publilia hieß. Seine Biographen behaupten, er habe sie nur ihres Reichthums wegen geheirathet; doch bleibt es unverständlich, weshalb Publilia, die schön, jung und reich gewesen sein soll, Ciceros Gattin wurde, der weder schön, noch jung, noch reich war. Besaß vielleicht der Ruhm, die Verehrung, die der große Mann genoß, eine solche Anziehungskraft für sie? Cicero zählte damals zweiundsechzig Jahre. Später ließ er sich auch von dieser Publilia aus dem Grunde scheiden, weil sie über den Tod seiner Tochter Tullia, die der Liebling ihres Vaters gewesen, keine genügend große Trauer bekundet hatte.

Marcus Tullius.

Im großen Ganzen ist Cicero an sich selbst die interessanteste Romangestalt. Mit seiner unvergleichlichen Rednergabe, seinem klassischen Stil und seinen weisen Aussprüchen bezaubert und überzeugt er den Leser: wen oder was er vertheidigt, muß unschuldig sein, wenn es sich um einen Menschen, gerecht, wenn es sich um ein Gesetz handelt. Wen er angreift, ist schuldig, gleichviel, ob er von den Richtern verurtheilt wird oder nicht. Die Kühnheit und Unabhängigkeit, mit der er gegen die damals Mächtigen auftritt und die Vertreter der beliebten Laster angreift und in den Staub wirft, ist im höchsten Grade überraschend. Aus Ciceros Reden lernen wir die halbjahrhundertalte Epoche der römischen Republik in packend geschilderten Einzelheiten und in wahrer, unverfälschter Darstellung kennen. Im Glanze dieser Epoche gleicht Cicero dem sommerlichen Abendhimmel, der mit seinem blendenden Gold und Purpur alle anderen Sterne erblassen macht; nur ein Stern leuchtet inmitten des Lichtmeeres: der Abendstern!

Und trotzdem sagt eine Philosophin der Neuzeit, George Sand, von ihm: „Ich bewundere Cicero als Redner; als Mensch ist er mir nicht sympathisch.“

Ich sage dagegen, daß mir Cicero trotz seiner menschlichen Schwächen und trotz meiner Bewunderung auch sympathisch ist. Hätten die Großen keine Schwächen, so wären sie ja keine Menschen, sondern Engel. Und das Kriterium der menschlichen Größe ist es eben, daß sie ihre größte Kraft dort entfaltet, wo sie auf den größten Widerstand stößt.

Zwei große, bedeutende Werke haben mir vornehmlich als Quelle gedient: das in 1754 in Steinamanger mit den Lettern des Jesuitenordens gedruckte, drei starke Bände umfassende und mit den Kommentaren des Jesuitenpaters Christoph Wahl versehene, und zweitens die aus dem Jahre 1772 stammende und in Venedig erschienene Sammlung des Joseph Olivetus. Der Letzteren ist die Lebensbeschreibung Ciceros von Franz Fabricius beigefügt, die sich von seinem Geburtsjahr bis zu seinen Aufzeichnungen der jährlichen Konsulen erstreckt.

Alle seine Vorfahren führten den Namen Tullius und sind dieselben bis zu den volskischen Königen zurückzuführen; aber schon der Vater des großen Redners nahm eine recht unscheinbare Stellung unter den Regierenden ein: er war Walker (fullo) in Arpinatum und beschäftigte sich mit Weinbau und Oelbaumzucht.

Im Alter von fünf Jahren begann Cicero zu lernen. Sein Lehrer war der griechische Poet Archia, dessen er später dankbar gedenkt. In Rom war das Griechische die Sprache der gebildeten Kreise, gleichwie bei uns in Ungarn lange Zeit hindurch das Lateinische. In seinen jungen Jahren schrieb Cicero griechische Verse und lernte griechisch deklamiren. Mit sechzehn Jahren überragte er bereits seine sämmtlichen Schulkameraden mit seinem Wissen und poetischem Schaffen, so daß jene ihn zum Ersten unter sich ausriefen. Im nächsten Jahr übersetzt er schon vor seinen Studiengenossen die griechischen Autoren, und übt sich in der Kunst, die Aufgaben, die er einmal überlesen, mit anderen Worten und nach eigener Auffassung wiederzugeben. Später, als heranreifender Jüngling, studirt er bei dem aus Griechenland nach Rom geflüchteten Philo die nach diesem benannte Philosophie, sodann bei dem Stoiker Diodorus, mit dem er eine gemeinschaftliche Wohnung inne hatte.

Seine erste große Rede hielt er für Roscius und erzielte schon mit dieser einen vollen Erfolg.

Im großen Römerreich wütheten Bürgerkriege. Der Feldherr Sulla war zu der Gewalt eines Diktators gelangt. Seine Anhänger tödteten einen reichen römischen Patricier, Namens Roscius und beschuldigten sodann dessen Sohn, den jungen Roscius, des Mordes, um dessen Erbe konfisciren zu können, nachdem diese Strafe auf das Verbrechen des Vatermordes gesetzt war. Keiner der berühmten Senatoren wagte die Vertheidigung des entflohenen und verfolgten jungen Roscius zu übernehmen, denn sie fürchteten sich vor Sulla, dem Tyrannen, bei dem alle Räuber und Mörder Schutz fanden. Roscius wendete sich an Cicero mit der Bitte, ihn zu schützen,

und der junge Redner besaß den Muth, sich den am Ruder befindlichen Verfolgern entgegenzustellen, gleichzeitig aber auch die Weisheit, die Missethäter zu geißeln, doch ohne deren hohen Gönner, Sulla, auch nur mit einem Worte zu beleidigen. Diese seine Jungfernrede war schon ein Meisterwerk der Rhetorik und ihr glänzender Erfolg der Begründer des großen Ruhmes, dessen sich Cicero Zeit seines Lebens erfreute.

Als Cicero seinen ersten großen Triumph als Redner feierte, war er ein schmächtiger, unscheinbarer Jüngling mit langem, mageren Hals, schmalen Schultern und bleichen Hohlwangen. Wenn er sprach, begleitete er seine Worte mit den heftigsten Geberden, und dabei schrie er förmlich, doch war jeder Satz von innerster Ueberzeugung durchdrungen. Seine guten Freunde und die Aerzte ängstigten sich um ihn, denn Reden solcher Art mußten selbst einen Riesen umbringen; sie überredeten ihn daher, sich nach Griechenland zu begeben, wo er von den Hellenen die große Kunst erlernen sollte, mit ruhigen Geberden, weise eingetheilter Betonung und wohl angebrachtem Pathos eine öffentliche Rede zu halten.

Cicero befolgte den Rath seiner Freunde, verließ Rom und verbrachte drei Jahre in Hellas, Kleinasien und Rhodus. Ueberall studirte er die berühmtesten Redner, nahm Unterricht in der Philosophie und verkehrte in regem Gedankenaustausch mit Akademikern, Stoikern und Epikuräern. Von Allen lernte er etwas, und drei Jahre später kehrte er körperlich gestärkt und geistig verfeinert nach Rom zurück.

Auch seine Stimme hatte sich dermaßen veredelt, daß sie jedwede Gefühlsregung widergeben konnte; eine gleich wohlklingende, überzeugende Stimme hatte die Welt noch niemals vernommen.

Der Tod Sullas erleichterte ihm die Rückkehr nach Rom.

Der mächtige Tyrann war der Erste, der in seinem Testament verfügt hatte, daß man seinen Leichnam auf offenem Marktplatz zu Asche verbrenne.

Cicero hatte um diese Zeit sein dreißigstes Lebensjahr vollendet.

Im Sinne der römischen Gesetze war die Befähigung zu den verschiedenen Aemtern an ein gewisses Lebensalter geknüpft. Um Quästor werden zu können, mußte man dreißig Jahre alt sein. Ein von Sulla geschaffenes Gesetz erschwerte dies noch mehr. Der Kandidat mußte erst die Senatorsprüfung aus den römischen Gesetzen ablegen. Cicero stand seinen Examinatoren glänzend Rede, worauf er durch Volksabstimmung zum Quästor gewählt wurde. Als solchen schickte man ihn nach Sicilien.

Was man auch von der Habgier munkeln mag, der Cicero insgeheim huldigen sollte, während der ganzen Dauer seiner Quästorschaft in Sicilien widerlegte er diese Beschuldigung auf das Glänzendste. Auf dieser von Gott gesegneten Insel, die durch die Scylla und Charybdis vom Mutterlande getrennt wird, hatte seit Menschengedenken jeder Regent nur den einen Zweck verfolgt, sich je schneller zu bereichern. Cicero dagegen ließ in der Erinnerung der von ihm regierten Provinz nur das Andenken unerschütterlicher Gerech-

tigkeit allen Unterthanen gegenüber, ohne Rangunterschied zurück. In Sicilien hatte man eine reiche Ernte, während zur selben Zeit in Rom eine Hungersnoth wüthete. In ganzen Schiffsladungen ließ Cicero das Getreide aus Sicilien nach der Hauptstadt schaffen und es dort unentgeltlich unter dem Volke vertheilen. Gleichzeitig lernte er die zahllosen und schwerwiegenden Klagen kennen, die die Sicilianer gegen die übrigen Regenten, namentlich aber gegen Verres, den Prätor, zu erheben hatten.

Als das empörte Volk den mit unerträglicher Grausamkeit wüthenden Tyrannen vertrieben und der Senat den nach Rom Geflüchteten unter Anklage gestellt hatte, wurde auf besonderen Wunsch der Sicilianer Cicero seitens der Konsuln mit der Anklagerede gegen Verres betraut.

Die Geschichte Verres' kennen wir schon.

Doch was in seiner Anklagerede nicht blos rhetorische Schönheit war, sondern was auch einer männlichen „That“ gleichkam, war der unerschrockene, edle Muth, mit dem der Verfechter der Gerechtigkeit dem römischen Volksrecht selbst die Stirne zu bieten wagte! Das Gesetz des römischen Volksrechtes lautete: „Vae victis!“ (Wehe den Besiegten!) Wenn Rom eine neue Provinz erobert hatte, so war es dort mit jedem Recht zu Ende; dort ward Eigenthum und Vermögen der Besiegten zur allgemeinen Beute; dort wurden weder die Altäre der Götter, noch die Tugend der Frauen in Ehren gehalten. Verres hatte somit blos vollbracht, was das Volksrecht besagt: „Wehe den Besiegten!“

Und diesem furchtbaren, diesem so volksthümlichen Gesetz bot Cicero unerschrocken die Stirne. Er sprach nicht zu den Patriciern, sondern zum Volke. Die vornehmen Herren hätten ihn vielleicht gesteinigt; aber das Volk stellte sich auf seine Seite, und Verres mußte schleunigst die Flucht ergreifen, um dem Gesteinigtwerden zu entgehen.

Verres verschwand; allein die ganze verderbte goldene Jugend der Siebenhügelstadt blieb zurück, und noch mehr als den Sturz des schuldigen Kameraden, verübelte sie dem großen Redner die Anmaßung, das Volk in der Ausübung des freien Raub- und Plünderungsrechtes zu behindern.

Um so fester hielt aber das Volk selbst zu ihm. Als man ihn zum Aedilen wählte, veranstaltete man aus diesem Anlaß große Festlichkeiten. Unter glänzenden Zeremonien weihte man die Tempel der Gottheiten Ceres und Flora, Liber und Liberia — wie man bei den Römern die Ehegenossen Bacchus und Ariadne nannte — ein, wobei man Brod, Wein und Blumen opferte. Man führte die alten römischen Spiele zu Ehren Jupiters, Junos und Minervas wieder auf und opferte ihnen Schweine, Schafe und Stiere. Man schenkte Cicero die toga praetexta, den sella curulis, und errichtete ihm ein Standbild. Die Kosten derartiger Volksbelustigungen wurden gewöhnlich von anderen Aedilen bestrittten; allein bei Cicero schafften die geehrten Wähler die Gelder herbei, da Cicero selbst nicht reich war. Sein

ganzes Vermögen bestand aus der Mitgift seiner Frau Terentia; er besaß nichts weiter, als was er als Rechtsanwalt erwarb.

Jede Rede Ciceros bildete ein interessantes Romanthema; nur daß sich die Handlung desselben in einer Epoche abspielt, deren Sitten, Gesetze, Gebräuche und gesellschaftlichen Verhältnisse heute bereits unauffindbar und unverständlich sind.

Derart war es auch um den Proceß des Komödianten Roscius bestellt.

Roscius war ein — selbst heutzutage oft genannter — berühmter Schauspieler in Rom, und Jannius Chaerea besaß einen Sklaven, Panurgus, in dem sein Gebieter besonderes Talent zum Histrionen entdeckte. Er einigte sich mit Roscius dahin, dieser möge den jungen Menschen in der Schauspielkunst unterweisen, und ist aus dem Sklaven einmal ein fertiger Künstler geworden, so wird ihn sein Besitzer zu hohem Preise an das Theater verkaufen. In dem Proceß war von hunderttausend Sesterzien — etwa zehntausend Gulden in unserem Gelde — die Rede. Welch' ein Theater, welch' ein zahlungsfähiges Publikum (oder aber welch' eine Subvention zahlende Regierung!) mußte das sein, wenn man für einen jungen Menschen, der die Schauspielerakademie erst beendet hat, hunderttausend Sesterzien zu verlangen wagt! Schon seit mehreren Jahren unterrichtete Roscius den jungen Panurgus, den er zu sich genommen, der die letzte Prüfung auch bereits abgelegt hatte, als ein junger Adeliger, Flavius Tarquinianus mit Namen, im Wirthshause Streit mit ihm bekommt und den jungen Schauspieler kurzer Hand erschlägt. Hieraus entstand nun ein gewaltiger Proceß. Aber nicht etwa gegen den Mörder Tarquinianus, sondern zwischen den zwei vertragschließenden Parteien, Chaerea und Roscius, denn Jeder wollte von dem Anderen Schadenersatz für den erschlagenen Kunstnovizen fordern. Eine auf eine Tragödie aufgebaute Operette, die vor den Richtern zu ernsthaftester Verhandlung gelangt. Nach den heutigen Begriffen wäre der Stoff nicht einmal zu einer Parodie mehr zu verwenden. Und dieser Prozeß um den erschlagenen Komödianten verhalf Cicero zu einem seiner glänzendsten Erfolge.

Die Phantasie reicht nicht hin, um uns eine Epoche zu vergegenwärtigen, in welcher Zehntausende von Sklaven eine unterdrückte, verachtete Volksschichte in Rom bildeten, Sklaven, die man aus allen Weltgegenden nach Rom brachte und die eines Tages, als sie ihre Ketten gesprengt und das Gladiatorenschwert gegen das beifallklatschende Publikum kehrten, unter ihrem Anführer Spartacus eine ganze Armee mobilisirten, mit der sie drei volle Jahre hindurch blutige Kämpfe gegen die römischen Legionen führten, bis sie, von Pompejus besiegt und bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Ebenso zu Ciceros Zeiten.

Bei den Römern bestimmte das Lebensalter die Leiterstufen, die man in der Amtsführung erklimmen konnte. Nach der Quästorswürde kam die des Aedilen, dann die des Prätors. Die letztere hatte eine dreijährige

Dauer; war diese abgelaufen, so konnte der Zurücktretende zwischen zwei „guten Dingen" wählen. Er konnte seine Schritte nach aufwärts oder nach abwärts lenken. Vom Prätor konnte er es zum Proprätor bringen, das heißt zum Regenten einer der eroberten Provinzen. Dies war das einträglichere Amt, denn, wenn sich der Proprätor auf seine Sache verstand, so konnte er als reicher Mann in die Heimat zurückkehren. Nach aufwärts führte der Weg, wenn man Amt und Würde eines Konsuls erwählte. Cicero entschied sich für das Letztere. Nachdem er Prätor gewesen, wollte er Konsul werden, trotzdem dieser Weg für ihn ein sehr dornenreicher war. Auf dasselbe Amt hatte es auch der Anführer und Leithammel der jungen römischen Patrizier, Lucius Catilina, abgesehen. Cicero siegte indessen. Das römische Volk stimmte nicht einmal ab, sondern entschied sich einstimmig für Cicero. Natürlich trug ihm dafür Catilina tödtlichen Haß nach.

Vor ihm war Julius Cäsar Konsul gewesen. Unter seiner Regierung kam das Agrargesetz zu Stande, das Servilius Rulius im Senat durchpeitschte. Die Bedeutung dieses landwirthschaftlichen Gesetzes verkürzte die Konsulshoheit ganz gewaltig. Im Sinne des neuen Gesetzes wurde die Herrschaft über ganz Italien und Syrien auf zehn Männer — decemviri — übertragen; sie durften Alles verkaufen, was dem Lande gehörte: Boden, Häuser und Schiffe; durften in Prozeßangelegenheiten ein Urtheil fällen, in die Verbannung schicken, Ansiedelungen vornehmen, mit vollen Händen aus dem Staatsschatz schöpfen, um Soldaten auszuheben und zu verpflegen. Und trotz dieses erdrückend schweren Gesetzes wagte Cicero in Gemeinschaft mit seinem Gefährten Caius Antonius die Konsulswürde zu übernehmen.

Damit war Cicero in die glanzvollste Epoche seines Lebens eingetreten, die die großartigsten Kundgebungen seiner geistigen Ueberlegenheit mit sich brachte. Selbst sein Mitkonsul Antonius war sein Gegner, denn er war der beste Freund Catilinas und Förderer der Agrarier.

Als Konsul bildete es die erste Sorge Ciceros, von der Rednertribüne aus das Agrargesetz als die schlimmste Art tyrannischer Alleinherrschaft anzugreifen, und dank der überwältigenden Kraft seiner Rhetorik setzte er es denn auch durch, daß derselbe Senat, der unter Julius Cäsar die Agrargesetze genehmigt hatte, diese schon nach einem Jahr für veraltet — antiquata — erklärte.

Seinen zweiten großen Erfolg erntete Cicero im Theater.

Das römische Volk hatte zwei unersättliche, nie vergehende Wünsche: „Brod und Theater!" (Panem et circenses!) Das Losungswort ist gar nicht übel gewählt: sich satt essen und gut amüsiren; zwischen Beidem ausruhen.

Anläßlich des Falles Roscius und des erschlagenen Panurgus erwähnte ich, daß Rom damals ein sehr gut zahlendes Theaterpublikum gehabt haben dürfte. Ich muß gestehen, daß dies ein Anachronismus, ein ganz moderner Begriff ist, denn das römische Theaterpublikum bezahlte keine Eintrittspreise;

wer früher kam, durfte sich den besten Platz aussuchen. Die Komödianten wurden vom Staat besoldet, der den studirten Histrionen gerne anstellte. Das System war ein recht weises, denn da der Staat auch die Höhe der Bezüge bestimmte, so konnten die Schauspieler ihrem Direktor nicht kündigen, so wenig wie ihn auf andere Weise ärgern. Dieses souveräne Recht des Volkes beeinträchtigte Roscius Otho — nicht der Schauspieler, sondern der Tribun — unter dem Konsul Piso durch das Gesetz, wonach die ersten vierzehn Bankreihen im Theater für die zu Pferde anlangenden Besucher reservirt zu bleiben hätten.

Dieses gefährliche Gesetz wagten weder Piso, noch dessen Nachfolger Lepidus, so wenig wie Manlius Torquatus oder Julius Cäsar in's Leben treten zu lassen. Unter Cicero veranlaßte der durch Catilina aufgestachelte Adel den Roscius Otho, der es damals bereits zum Prätor gebracht hatte, die neue Verordnung anzuwenden. Eines Tages fand das Volk, das in das Theater Zutritt erhalten hatte, daß die ersten vierzehn Bankreihen von den Laticlavisten bereits besetzt worden seien. Darob entstand allgemeines Murren, und als der Prätor Roscius in seiner Loge erschien, äußerte sich der Unmuth des Volkes in gellendem Pfeifen. Das Pfeifen erwiderten die vornehmen Herren durch Applaudiren; doch je lauter der Applaus war, je beängstigender mehrte sich das Pfeifen und Johlen. Als die beiderseitige Erbitterung schon so hoch gestiegen war, daß es jeden Augenblick zu Thätlichkeiten kommen konnte, tauchte in der Loge des Konsuls die Gestalt Ciceros auf. Sein bloßer Anblick genügte, um in den unteren und oberen Regionen die Ruhe herzustellen.

„Ist dies ein Theater oder ein Marktplatz zur Erbringung von Gesetzen?" hub der große Redner an. „Wenn Ihr Gesetze umstoßen wollt, so folget mir in den Tempel der Bellona."

Bellona war die Göttin des Krieges.

Und das aufgeregte Volk begleitete den Orator in den Tempel der Bellona, wo der Konsul dem Plebs eine so machtvolle Strafpredigt hielt, daß das zehntausendköpfige Ungeheuer ganz zerknirscht davonschlich. Nachdem er seine Rede beendet, kehrte die Menge mit Cicero in das Theater zurück und applaudirte dort voll Begeisterung — zuerst dem Prätor Roscius Otho, dann den adeligen Herren und schließlich den Komödianten.

Auch als Konsul übte er seinen Beruf als Rechtsanwalt aus. Unter den sechs machtvollen Reden, die er während dieser Zeit hielt, ragt namentlich eine durch besonders edlen Schwung hervor, in der Cicero die Bürgerrechte der Söhne der Verbannten gegen das unmenschliche Gesetz Sullas vertheidigte, welches bestimmt, daß nach den Verbrechen der Väter auch deren Familien mit Schmach und Schande zu bedecken seien.

Ihren Gipfelpunkt erreichte Ciceros Redekunst in seinen großen Ausfällen — vier an der Zahl — gegen Catilina. Unter der Ueberschrift „Catilina" haben wir die Geschichte der Verschwörung bereits skizzirt.

Auf welche Weise Cicero von der Verschwörung des Catilina Kenntniß erhielt, davon wissen in aller Kürze auch die Geschichtsschreiber zu berichten; ausführlicher finden wir den Hergang aber in der mehrfach erwähnten Anekdotensammlung „Wörterbuch der Liebe“ beschrieben. Rom wurde bei diesem Anlasse durch die Liebschaft eines leichtfertigen Frauenzimmers vom Verderben gerettet. Das Mädchen hieß Fulvia und hatte einen jungen Liebhaber Namens Quintus Curius, ein wackerer Kämpe, übrigens von Adel, den man unterschiedlicher niedriger Umtriebe wegen aus den Listen der Senatoren gestrichen hatte. Der junge Patrizier hatte sein ganzes väterliches Erbtheil bereits mit seiner leichtfertigen Geliebten verjubelt. Als er sein ganzes Geld verausgabt hatte, begann auch Fulvias Liebe zu schwinden; der leidenschaftliche Verehrer tröstete seine Geliebte nun damit, daß die schönen Tage, die man in eitel Wonne und Reichthum geschwelgt, binnen Kurzem zurückkehren würden. Ein wahrer Goldstrom werde sich vor ihm erschließen, aus dem er nur zu schöpfen brauchte. Doch die Dame wollte nicht kreditiren. Darauf begann der Tollkopf von Liebhaber seine Sache mit greifbareren Argumenten zu verfechten, indem er Fulvia verrieth, welchen Plan Catilina mit seinen würdigen Kameraden ausgeheckt habe. Es wird ein unbeschreibliches Chaos entstehen, in dem man unbehindert wird rauben, morden, plündern und brandschatzen können. Das gefiel Fulvia schon besser, als jene unzuverlässigen, unbestimmten Angaben; allein als kluge und verständige Dame vermochte sie sehr wohl zu berechnen, daß sie einen viel größeren Vortheil von der Sache haben werde, wenn sie die ganze Verschwörung dem Konsul verräth. Und wie gesagt, so gethan. Sie begab sich zu Cicero und berichtete ihm Alles, was sie selbst durch ihren Geliebten von der geplanten Verschwörung erfahren hatte. Cicero empfing die schöne Hetäre sehr liebenswürdig, beschenkte sie auch nach Gebühr und schickte sie dann zu ihrem Geliebten zurück, damit sie von ihm noch mehr Einzelheiten über den geplanten Aufstand in Erfahrung bringe. Auf diese Weise erhielt Cicero genaue Kenntniß von dem ganzen Komplott durch Fulvia und Curius und konnte in aller Gemächlichkeit die entsprechenden Maßregeln zur Vereitelung desselben treffen.

Das gewaltigste Strategem war seine blendende Redekunst: seine erste Catilinaria, deren Wirkung sich auf geradezu überwältigende Art in der Senatssitzung im Tempel des Jupiter Stator äußerte. Der Anführer und Leiter der ganzen Verschwörung, Catilina, fand sich auch zu dieser Sitzung ein, mit dem für Cicero bestimmten geweihten Dolch unter der Toga; doch als Cicero seine Rede begann, gewahrte er, daß sich sämmtliche Senatoren aus jener Bank, in der er saß, entfernten, so daß er ganz allein zurückblieb, während Cicero von seinen Getreuen umringt wurde. Unter der lähmenden Wirkung dieser Wahrnehmung unterläßt es Cäsar, das verabredete Zeichen zum Beginn des Gemetzels zu geben; Catilina entflieht aus dem Senat, verläßt in fliegender Hast die Stadt mit der Schaar seiner

Spießgesellen und harrt vor den Thoren der Stadt, auf freiem Felde, der Entscheidung über sein Schicksal. Inzwischen hält Cicero seine zweite Catilinaria an das Volk, unter deren Einwirkung der Konsul Antonius ausgesendet wird, um Catilina und Manlius, deren Freund er ist, zu besiegen, während man Cicero mit der Vertheidigung der Stadt betraut. Den Beginn dazu macht er damit, daß er die Häupter der Verschwörer, die in der Stadt einen Aufruhr hätten entfesseln sollen, in den Senat beruft und dort festnehmen läßt, bei welchem Anlaß er seine dritte Catilinaria hält. Die Sitzung endet spät Nachts. Terentia, die starke, muthige Frau, war bei der Rede ihres Gatten gleichfalls zugegen.

Von hier zog man in den Tempel der Vesta, um der guten Göttin ein Brandopfer darzubringen. Als das Feuer auf dem Altar schon ganz erloschen war, schlug aus der glühenden Asche mit einem Male eine hohe Feuersäule bis zur runden Oeffnung der Kuppel empor, was nach Ausspruch der Auguren für ein Warnungszeichen der Göttin anzusehen war. Noch sei das Feuer nicht erloschen, sondern harre des Augenblicks, da es von Neuem zum Ausbruch kommen könne; die Vestalinnen und Haruspexe forderten stürmisch den Tod der gefangenen Anführer und Empörer. Im Senat entstand eine lebhafte Debatte darob, ob die gefangenen Verschwörer zum Tode oder lebenslänglichem Kerker verurtheilt werden sollten. Ciceros vierte Catilinaria entschied: auf sein Geheiß wurden fünf vornehme Römer, lauter Adelige, im Gefängniß enthauptet.

Und damit hatte Cicero Rom gerettet, Italien vor dem Umsturz bewahrt. Nach seiner letzten Rede begleitete ihn die vor Freuden jauchzende Menge spät Nachts bei Fackel- und Lampenschein bis zu seinem Hause.

Das vergossene Blut jener fünf römischen Bürger wurde indessen verhängnißvoll für Cicero.

Schon im nächsten Jahre war Cicero kein Konsul mehr. Sein Mitkonsul Antonius ging als Regent nach Mazedonien, wo er sich seines Triumphes wegen, den er über Catilina errungen, Imperator nennen ließ, trotzdem laut römischem Recht den Titel „Imperator“ nur derjenige Heerführer annehmen darf, der wenigstens dreitausend Feinden den Garaus gemacht. Catilinas Schaar aber hatte sich auf kaum dreihundert Köpfe belaufen.

In diesem Jahre trug sich auch das Attentat im Heiligthum der Venus Abyssinica zu, dessen Held Publius Clodius war und wovon unsere Komödie handelt. Plutarchus verzeichnet den Vorfall; er muß somit auf Wahrheit beruhen. Man faßte Clodius als Mädchen verkleidet bei dem Feste ab. Die Frage war nur, ob er und Pompeia thatsächlich einen Ehebruch begangen hatten? Dies mußte Cicero nachweisen; seine Frau zwang ihn dazu. Es kann nicht geleugnet werden, daß Cicero in dieser Sache eine seiner unwürdige Rolle spielte. Es vertrug sich durchaus nicht mit dem Charakter einer großen historischen Gestalt, des mit Eichenlaub bekränzten „Vaters des

Vaterlandes, des mit der Konsulswürde bekleideten hohen Staatsbeamten, sich als Verräther in das Liebesabenteuer eines vornehmen Standesgenossen zu mengen und den anklägerischen Anwalt abzugeben. Er hätte zu Cäsar sagen müssen: „Wenn Dich Deine Frau mit Clodius hintergangen hat, so gehe hin, ziehe Dein Schwert und schlage den Verräther nieder; Du bist ja Soldat!“ Dadurch, daß sich Cicero auf Zureden seiner Frau verleiten ließ, diese lächerliche Rolle zu spielen, hat er sich des Schicksals verdient gemacht, daß man ein Lustspiel über ihn schreibe.

Die verhängnißvolle Angelegenheit endete aber nicht als Lustspiel. Auf Grund des vorgelegten falschen „Alibi“ sprach der Senat den Clodius von der gegen ihn erhobenen Anklage frei. Julius Cäsar und Cicero wurden verhöhnt, ausgelacht, und Clodius blieb fortan ein Todfeind des großen Redners. Um sich an ihm rächen zu können, ersann er eine weit ausgeholte Intrigue. Seiner großen Jugend wegen konnte er keines der von den Patriziern versehenen Aemter erlangen; dagegen konnte er Tribunus Plebis werden, denn diese Würde war an kein Lebensalter gebunden.

Um Volkstribun werden zu können, mußte er erst aus dem Patrizierstand treten und sich durch einen Plebejer adoptiren lassen. Fontejus hieß der wackere Schuster, der den vornehmen jungen Herrn an Sohnesstatt adoptirte. Solch' ein Fall war in Rom noch nicht erlebt worden! Ein uradeliger Patrizier warf die purpurgeränderte Toga von sich, um statt ihrer das kurze „Sagum“, die Volkstracht, anzulegen, und er, der sich bisher von Tibicenen und Liktoren begleitet, in einer Sänfte durch die Straßen tragen ließ, die auf den Schultern von acht Sklaven ruhte, sollte fortan zu Fuße auf dem Forum erscheinen, sollte statt des diamantbesetzten goldenen Ringes den eisernen Reifen an den Daumen stecken! Mit diesem heroischen Entschluß hatte sich Clodius mit einem Male zum Liebling des Volkes gemacht. Ein zum Bauern gewordener Graf! Seine Popularität hob ihn thatsächlich auf die Machtstufe empor, nach der er Verlangen getragen: er wurde tribunus plebis. Und hinter ihm stand das ganze Volk.

Wieder kamen neue Konsuln an's Ruder: Calpurnius Piso und Gabinius. Von diesen Beiden verzeichnen die Geschichtsschreiber einstimmig, daß sie nicht so sehr Konsuln, als Räuber waren und in der Republik Alles von oberst nach unterst kehrten.

Unter den schützenden Fittichen dieser Männer konnte Clodius dreist seine auf das Verderben Ciceros abzielenden Umtriebe in's Werk setzen.

In seiner Eigenschaft als Volkstribun besaß er die Macht, in den Volksversammlungen Gesetze einzubringen, Gesetze, die den allgemeinen Wünschen entsprachen. Zum Beispiel, daß man unter dem römischen Volk Getreide unentgeltlich vertheilen solle. Dies ist schließlich ganz einleuchtend. Dagegen bedarf das zweite Gesetz, das Clodius einbrachte, einer kleinen Erklärung, denn in diesem Gesetz war besagt, daß an solchen Tagen, da Volksversammlungen stattfinden, den Haruspexen nicht gestattet sein dürfe, himm-

ische Zeichen zu deuten. Diese Verfügung ist darauf zurückzuführen, daß eines Tages, als das Volk das Gesetz bereits bewilligt hatte, man mit einem Male lautes Krächzen in den Lüften vernahm. Zwei Raben hatten sich in der Luft in einander verbissen; sie schlugen sich gegenseitig mit den Flügeln und rissen sich die Federn aus, daß diese wild umherflogen. Die Haruspexe waren sofort zur Stelle und erklärten, daß dies ein „schlimmes Vorzeichen“ (malum omen) sei. Die Götter seien mit dem neu erbrachten Gesetz nicht einverstanden, und damit wurde der Volksbeschluß außer Kraft gesetzt. Somit erscheint es ganz verständlich, daß Clodius den alsbald volksthümlich gewordenen Beschluß fassen ließ, um zu verhindern, daß Krähen oder Raben in Zukunft die Beschlüsse der Volksversammlung beeinflussen könnten.

Nachdem sich Clodius schon genügend fest in die Gunst des Volkes eingenistet wähnte, ging er daran, die Konsuln zu bestechen. Der Volkswille diktirte den Konsuln für die Zeit ihrer Proprätorschaft die Herrschaft für diese oder jene Provinz zu. Dem Gabinius stellte Clodius die asiatischen Provinzen, dem Piso die griechischen in Aussicht, und so wurden Beide seine Spießgesellen.

Nun konnte er den längst geplanten Schlag gegen Cicero führen. Er brachte ein Gesetz ein, wonach All' und Jeder, der römische Bürger ohne Urtheilsspruch des Senats hinrichten ließ, für vogelfrei erklärt wurde. Und das Gesetz wurde angenommen.

Cicero war es sofort klar, daß dieser Schlag ausschließlich gegen ihn gerichtet sei, da er in der Nacht der Empörung die Häupter der Verschwörung des Catilina hinrichten ließ. Damals hatte man das „Rettung des Vaterlandes“ genannt; heute nannte man es und brandmarkte man es als „Landesverrath“.

Cicero suchte sich zu rechtfertigen. Dazu diente die supplicatio. Der Angeklagte hüllt sich in einen schmutzigen Mantel und begiebt sich auf das Forum, unter das Volk hinaus, um sich in das Wohlwollen der geliebten Mitbürger zu empfehlen.

So that auch Cicero. Doch Clodius ließ ihn nicht zum Volke sprechen, sondern stachelte den niedrigsten Pöbel gegen ihn auf. Der große Patriot, der sich mit Ruhm bedeckt hatte, wurde mit Koth und Steinen beworfen; man ließ ihn nicht zu Worte kommen, und er konnte sich vor dem Volke nicht rechtfertigen.

„Die Gunst des Volkes gleicht einem irdenen Gefäß!“ hatte Cicero gesagt und damit das Richtige getroffen.

Das unwürdige Vorgehen versetzte den ganzen Ritterstand in Rom in die größte Aufregung. Junge Eques und ernste Senatoren legten die Festtoga ab und dafür das schmutzige, graue Paludamentum an, das die Tracht der Angeklagten bildet. Das Bild der Weltstadt hatte sich mit einem Mal in erschreckender Weise geändert. Zwanzigtausend junge Ritter hatten die

sordida angelegt. Rom glich wie durch Zauberei einem Bettlerheim, und die in schmutzstarrende Kleider gehüllten Männer umringten das Senatsgebäude und forderten durch Abgesandte die Konsuln und Senatoren auf, gleichfalls die schmutzige Gewandung anzulegen. Dem schmutzigen Gesetz möge die schäbige Tracht entsprechen.

Die beiden Konsuln beharrten hartnäckig dabei, das schändliche Gesetz zu Kraft bestehen zu lassen. Die zwanzigtausend Edelleute aber waren bereit, die Schaar des Pöbels anzugreifen, der das Forum drohend besetzt hielt. Wieder einmal stand ein Bürgerkrieg auf der Schwelle.

Nun brachte Cicero mit edelmüthigem Entschluß sich selbst zum Opfer, um sein Vaterland vor den Schrecken eines Bürgerkrieges zu bewahren. Er begab sich nach Hause, wo er eine Schutzgöttin hatte: die Statue der Minerva. Diese ließ er nach dem Kapitol bringen, dort aufstellen und die Worte in ihren Sockel eingraviren: „Minervae, custodi urbis“, das heißt. „Der Göttin Minerva, der Schutzherrin der Stadt!“ Darauf begab er sich in die freiwillige Verbannung; die große Schaar seiner treuen Freunde begleitete ihn bis zu den Thoren der Stadt.

Ihm schallte das Donnerwort des Volkes nach: „Ihm sei Feuer und Wasser verboten, und wer ihm Obdach gewährt, sei auch dem Tode verfallen!“

Und das schrie dasselbe Volk, das ihn vor wenigen Jahren „Pater Patriae“ genannt und ihm Blumen auf den Weg gestreut hatte.

Die Gunst des Volkes ist ein aus Eis erbauter Palast!

Zu Fuß durchwanderte Cicero nunmehr ganz Italien. Seine alten Freunde und Klienten, bei denen er anklopfte, verschlossen die Thür vor ihm; sie gewährten ihm nicht Eintritt in ihre Stadthäuser, und er mußte sich in dem Dunkel ihrer Weingärten vor Wind und Wetter zu schützen suchen. Bei Brundusia stach er in die See und segelte nach Dyrrhachium in Illyrien hinüber. Als er an's Land stieg, entstand ein Erdbeben, woraus die Haruspexe die Prophezeiung herleiteten, daß seine Verbannung nicht lange währen werde. Sie währte lang genug: volle sechzehn Monate.

In der Zwischenzeit übte Clodius unerhört grausame Rache an Cicero. Er steckte sein Tusculanum, sein Haus auf der Spitze des Palatinsberges in Brand, zerstörte seine Statuen und Möbel, und damit der Verbannte nicht einmal die Hoffnung hegen könne, daß er sein Besitzthum jemals wieder zurückerlangen werde, weihte er sein Stadthaus zum Tempel der Göttin der Freiheit, deren nackte Statue er im Innern desselben auf dem Altar aufstellen ließ. Seine Familie wurde gleichfalls vertrieben.

Dann kamen andere Konsuln, die das gegen Cicero eingebrachte Gesetz außer Kraft setzten, so daß er heimkehren konnte.

Vor dem Stadtthor wurde er vom ganzen Senat erwartet.

Doch Clodius widersetzte sich der Rückberufung Ciceros und verursachte vor seiner Ankunft einen großen Tumult auf dem Forum durch gemiethete

Gladiatoren, die mehrere Anhänger Ciceros tödteten und sogar seinen Bruder, den Propätor Quintus Cicero, verwundeten.

Die Ehre des großen Redners war wieder hergestellt, aber sein Haus konfiszirt worden.

Und nun hielt er vor dem Gerichtshof der Haruspexe seine denkwürdige Rede: „Pro domo sua“ (für das eigene Haus), in der er den Nachweis erbrachte, daß Clodius aus demselben keinen Tempel gemacht habe, denn die Statue, die er als das Symbol der Libertas auf einen Altar erhoben, sei nichts Anderes, als die Grabstatue einer berühmten Hetäre aus Tanagra, die deren Liebhaber an ihrem Grabe errichten ließ. Von dort habe Clodius das Denkmal rauben lassen.

Die Rückkehr Ciceros aus der Verbannung glich einem wahren Triumphzug. In jeder Stadt, in jedem Dorf, wo er sich blicken ließ, empfingen ihn Huldigungsabordnungen. Es währte vierundzwanzig Tage, bis er aus Brundusium nach Rom zurückgelangte. Heute wird diese Entfernung mittelst Bahn in zwölf Stunden zurückgelegt.

Der Senat brachte ein Gesetz ein, wonach die Villa und das Haus Ciceros auf Kosten des Staates neu erbaut, die Zerstörer desselben aber eine exemplarische Strafe erleiden sollten. Mit Ausnahme einer Stimme bewilligte der Senat dieses Gesetz einstimmig, und die einzige Stimme, die Einspruch erhob, war die des Clodius.

Aber nicht nur Clodius erhob Einspruch, sondern auch die überirdischen Mächte ließen ihre Stimme erschallen. Die gen Osten gekehrte Fackel, die die auf dem Albanumberge aufgestellte Statue der Juno in der Hand hielt, wendete sich mit einem Male gegen Norden; am Himmel stob ein Meteor zischend und funkensprühend dahin; eine Wölfin kam in die Stadt gerannt, um dort ihre Jungen zu werfen; ein Erdbeben entstand, der Blitz erschlug einige Bürger, und auf dem Felde von Latium vernahm man ein unterirdisches Rollen; — mit einem Wort, es war nicht zu verkennen, daß die Götter zürnten. Dessenungeachtet gab der Senat die konfiszirten Häuser Ciceros ihrem Eigenthümer zurück, während er selbst auf den Schultern seiner Mitbürger in die Stadt zurückkehrte.

Hier wurde er mit einem neuen Amt betraut: Pompeius ernannte ihn zum Auguren. Wahrlich, für einen großen Römer eine sehr abwechslungsreiche Laufbahn. Die verschiedensten Aemter hatte er schon bekleidet; er war Quästor, Aedil, Prätor und Konsul gewesen, nun wurde er Proprätor in den Provinzen und auch Imperator, wenn er Legionen erhielt und auf einen Feind stieß, den er besiegen konnte. War das zu Ende, so kam die Würde des Censors, dann die des Augurs, die schon ein Priesteramt ist, und selbst das des Pontifex maximus harrte schon seiner. Und zu allen diesen Aemtern mußte er auch den entsprechenden Verstand besitzen.

Die Tragödie des Clodius.

Clodius hatte einen Nebenbuhler in seiner Thätigkeit als Volkstribun und in dem Aufwand, den er trieb. Milo hieß der Mann, der sich gleichfalls zum Tribun ernennen ließ, trotzdem er Senator war.

Wenn sie vom Forum nach Hause kamen, warfen sie die einfache Kleidung der Plebejer von sich, wuschen sich die Spuren der Berührung mit dem Volke von den Händen, badeten sich den Geruch vom Leibe, der aus dem Verkehr mit der armen Volksklasse an ihnen haftete, und nachdem sie in ihre schönen, feinen Kleider geschlüpft waren, warfen sie sich auf ihre weichen Ruhebetten nieder und ließen sich in ihre Lustschlösser hinaustragen, die sich auf beiden Seiten der langen Via Appia inmitten prächtiger Gärten erhoben. Sie hatten dabei zahlreiche Begleiter, so daß ihr Erscheinen einem förmlichen Triumphzug glich. Pfeifer und Trommler, Tänzerinnen, Sklaven und bewaffnete Gladiatoren trieben sich in buntem Gemenge um die von acht Dienern geschleppte Sänfte umher.

Clodius erfreute sich überdies des Rufes, daß er sich bei solchen Ausflügen von den schönsten Mädchen umgeben ließ und sein Nahen durch Musik und Gesang ankündigte. Weil er zum Adoptivsohn eines Schusters geworden, brauchte er seine vornehme Lebensweise noch nicht zu ändern.

Eines Tages, nachdem Clodius im Laufe des Vormittags mit Milo auf dem Forum wieder einen heftigen Streit gehabt, zog Milo gegen Abend mit seiner ganzen Familie wieder in seine Villa hinaus, die außerhalb der Stadt lag. Er hatte auch seine Gattin und deren zahlreiche Dienerinnen bei sich, und Beide wurden in Sänften getragen. Doch führte Milo auch einige Bewaffnete mit sich, unter denen sich zwei gewandte Gladiatoren, Eudamus und Byrrhia, befanden.

An jenem Punkte der Via Appia, wo sich das Grabmal des Basilius erhob, lag Clodius im Hinterhalt, um seinen verhaßten Gegner zu überfallen. Er hatte zu diesem Behufe ein Pferd bestiegen und sich nicht wie sonst, mit Tänzerinnen, sondern mit bewaffneten Miethlingen aus dem Stamme der Sicarier umgeben, welche die alten Römer „Leute des Circus maximus“ nannten.

Die Söldlinge Clodius' brachen aus ihrem Versteck hervor und griffen Milos Dienerschaft mit bewaffneter Hand an. Hoch zu Roß sitzend, eiferte Clodius seine Leute selbst an.

Nun griff Byrrhia, einer der Gladiatoren, die Milo begleiteten, zu seinem Bogen und schoß einen Pfeil auf Clodius ab; der Pfeil traf und drang dem Tribun in die Brust.

Als die Leute Clodius' ihren Gebieter vom Pferde fallen sahen, verloren sie jegliche Besinnung. Sie ergriffen die Flucht, die gemietheten Sicarier versteckten sich wieder hinter dem Grabmal, und nur einige treue Diener brachten den Verwundeten in die Vorhalle desselben. Nun gingen

Milos Leute zum Angriff über; sie zerrten Clodius aus seinem Zufluchtsort hervor, erschlugen und ließen ihn todt inmitten des Weges liegen.

Das war eine unerhörte Greuelthat! Es bildete schon ein todwürdiges Verbrechen, einen römischen Bürger zu tödten; allein seinen Leichnam auf die offene Landstraße zu schleppen und dort liegen zu lassen, ist mehr noch als ein Vatermord, bildet ein Attentat gegen die Republik selbst!

Die Dienstleute des Ermordeten wiegelten das Volk auf. Man hatte das Volk beleidigt, hatte einen tribunus plebis ermordet, dessen Person heilig und unverletzlich ist. In hellen Schaaren drängte sich das Volk auf den Schauplatz der unerhörten That, hob den Leichnam auf eine Sänfte und trug ihn unter zornigem Geschrei bis zum Kapitolium. Hier wollte ihm das Volk die höchste Ehre erweisen, indem es ihn zu Asche verbrannte. Da es aber kein Holz bei der Hand hatte, schleppte es aus dem Sitzungssaal des Senats die Eichenbänke herbei, thürmte aus denselben im Hofe des Kapitoliums den Scheiterhaufen empor und machte mit Hilfe der Fascikel, die im Archiv verwahrt wurden und jetzt zu diesem Zwecke dienen mußten, ein so schönes Feuer an, daß das Kapitolium selbst in Brand gesteckt wurde und nebst dem anstoßenden Tempel ein Raub der Flammen wurde. Statt zu löschen, stob die großmäulige Menge beim Anblick der Gefahr auseinander und ließ Alles verbrennen; nur der Leichnam Clodius verbrannte nicht, sondern fiel den Hunden als Beute anheim.

Also endete Ciceros unerbittlicher Feind.

Doch die Ermordung eines Volkstribunen und Brandlegung im Kapitolium konnten nicht ungeahndet bleiben. Die Anhänger des Clodius forderten die Bestrafung Milos.

Cicero selbst übernahm die Vertheidigung Milos. Es war das nicht nur Pflicht dem treuen Freunde gegenüber, der ihm Milo war, sondern auch die Befriedigung des Verlangens nach Genugthuung, ein Schwelgen im Genusse des Hasses. Wenn wir die Vertheidigungsrede Ciceros lesen, sehen wir die verderbten römischen Sitten und deren Ausgeburt, Clodius, so lebhaft und wahr vor uns, finden wir in ihr eine so eingehende Schilderung des von Clodius gegen Milo geplanten meuchlerischen Ueberfalls, der einen ahnungslosen Menschen vernichten wollte, der mit Frau und Kind in seine Villa hinauszieht, während Clodius hoch zu Roß und von Gladiatoren umgeben des verhaßten Nebenbuhlers harrt, daß wir uns der überzeugenden Wahrheit keinen Augenblick verschließen können.

Cicero trägt in seiner Rede alle Daten zusammen, die ihm die Geschichte zu dem Behufe zur Verfügung stellt, den unwiderleglichen Beweis dafür zu erbringen, daß es Fälle giebt, in denen der Menschenmord gerechtfertigt erscheint, Fälle, in denen der oder die Ermordete in moralischem Sinne den Tod verdient hat. Er führte die Fälle an, in denen die Richter den Mörder freisprachen. So wurde Horatius, der die eigene Schwester erschlug, weil sie Thränen ob der besiegten Feinde vergoß, für unschuldig

erklärt; so sprach man die Mörder der aufrührerischen Gracchen frei, so fand der Areopag unter Berufung auf die Entscheidung Minervas, daß Orestes unschuldig sei, trotzdem er seine Mutter ermordete, um den Tod seines von ihr erschlagenen Vaters zu rächen. Unter all' diesen Umständen erscheint es uns ganz unmöglich, daß Milo verurtheilt werden konnte.

Allein Cicero hatte diese Rede nur geschrieben, aber nicht gehalten. Die lärmende Gegenpartei, die Anhänger Clodius', ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern lärmte unabläßig, schrie und drohte, so daß Cicero den Faden seiner Rede und damit seine gewohnte Ruhe verlor; er verstrickte sich in seine eigenen Perioden und vermochte gegen die lärmende Menge nicht anzukämpfen.

Ferner verdarb Milo selbst seine Sache damit, daß er vor dem Gerichtshofe nicht, wie es sich für einen eines todeswürdigen Verbrechens Angeklagten geziemt hätte, in grauer, schmutziger Kleidung, sondern in dem vollen Ornat seiner Würde als tribunus plebis erschien. Für diesen Hochmuth mußte er büßen. Der Senat verurtheilte ihn mit großer Stimmenmehrheit zur Verbannung, und er konnte seinem Schöpfer danken, daß man ihn mit einem blauen Auge nach Massilia entkommen ließ. Der Verbannte ist frei, wie der Vogel in der Luft; ihn kann ungestraft niederschlagen, wer Lust dazu verspürt.

Cicero als Heerführer.

Auch militärischen Ruhm mußte sich der große Orator erwerben . . . Er wurde Prokonsul über mehrere europäische und asiatische Provinzen, und wurden ihm behufs Aufrechterhaltung der Ordnung regelrechte Legionen, aus Reitern und Fußtruppen bestehend, zur Verfügung gestellt.

Der große Philosoph, der ein wenig auch Poet, als Redner aber ein Riese war, mußte sich nunmehr als Heerführer in fremden Landen bewähren. Das Kriegsglück war ihm hold. Er bekam einen Feind, der sich besiegen ließ. Die Parther waren über den Fluß Euphrates gekommen und in seine Provinz eingedrungen. Cicero zog ihnen entgegen und schlug sie am Fuße des Amanus-Berges auf's Haupt. Damit begnügte er sich aber nicht, sondern belagerte die Hauptstadt der Feinde, Pindenissus, und nachdem er sie siebenundfünfzig Tage lang mit Katapulten und Heliopoliten beschossen, nahm er die dicken Schanzmauern im Sturm ein. Sodann einverleibte er das eroberte Land dem römischen Reich und ernannte seinen Bruder Quintus zum Regenten der neuen Provinz.

Nach diesem Siege erhielt er den Beinamen „Imperator"; darunter war noch nicht Kaiser, sondern Heerführer zu verstehen.

An Stelle des Eichenkranzes, den er bisher getragen, hatte er sich nunmehr auch die „corona muralis" (Mauerkrone) erworben.

Er mußte aber schon in Kürze die Wahrnehmung machen, daß die Mauerkrone eine gar schwere Last und nicht für die Stirne eines Philo-

sophen geschaffen sei; es ist das ein gar schlechter Tausch für den kühlenden Kranz aus Eichenlaub.

Als er nach Rom zurückkehrte, kam es zum Bürgerkriege.

Schon seit Langem befand sich die Republik in einem Zustande der Auflösung; die Konsuln glichen blos gemalten Gestalten, denn die wahre Gewalt vereinigten die drei Feldherren Cäsar, Pompejus und Crassus, die das berühmte „Triumvirat" bildeten, in ihren Händen.

Pompejus war mit den stärksten Ketten an Cäsar geschmiedet: mit den Rosenketten der Liebe. Er hatte die Lieblingstochter Cäsars, Tullia, das Musterbild der Schönheit und Tugend, geheirathet und war sehr glücklich an ihrer Seite. Was Tullia wünschte, war für Pompejus ein Befehl, und Tullia betete ihren Vater an. Ein Unglücksfall zerstörte diese Kette: Tullia erlag einem plötzlichen Tode, und zwischen Cäsar und Pompejus bildete sich ein unüberbrückbarer Abgrund.

Ueber das Weitere berichtet die Weltgeschichte. Cäsars Widersetzlichkeit gegen den Senat, sein Uebergang sammt seinen Truppen über den Rubicon, die Flucht Pompejus' und des Senats aus Rom, sind weltbekannte Ereignisse, bis zu der verhängnißvollen Schlacht bei Pharsala, wo die siegreichen gallischen Veteranen mit den Schaaren der römischen Eques um die Weltherrschaft mit einander rangen. „Miles, faciem feri!" (Soldat, in's Gesicht sollst Du ihm schlagen!) rief Cäsar seinen Legionären zu, denn die römischen Stutzer fürchteten sich am meisten davor, daß man ihnen das sorgfältig gepflegte Gesicht verunstalten könnte. Pompejus unterlag in dem blutigen Kampfe.

Cicero benahm sich in diesem Feldzuge thatsächlich wie ein Professor, den der Harnisch und Helm, den er angelegt, an jeder freien Bewegung behindert. Auch er sollte der Anführer einer Abtheilung sein; doch rührte er sich während des ganzen Kampfes nicht einmal aus seinem Zelt hervor. Auch sein Gefährte Cato eilte Pompejus nicht zu Hilfe. Der Geschichtsschreiber sucht Cicero durch den Hinweis auf seine körperliche Schwäche zu entschuldigen. Er selbst führt Klage darüber, daß ihn die Krankheit seiner Lieblingstochter Tullia sehr niedergeschlagen habe; jedenfalls ein ausreichender Grund, um einen Heerführer vom Schlachtfelde fern zu halten.

Der siegreiche Cäsar verzieh Cicero sodann und nahm ihn sogar in Gnaden dafür auf, daß er unthätig verharrt war.

Als Cicero die schwere Rüstung ablegen konnte, war er wieder der Alte: Redner und Vertheidiger der Verfolgten. Quintus Ligarius, einer der Heerführer unter Pompejus, war nach der verlorenen Schlacht entflohen, weit hinaus über die Grenzen des römischen Reiches. Cäsar ließ eifrig nach ihm forschen. Die Geschwister Ligarius' flehten Cicero an, er möge Cäsar versöhnlicher für ihren Bruder stimmen. Cicero nahm sich der Sache an und begab sich mit den Brüdern des Entflohenen zu Cäsar, wo er den Muth hatte, vor dem Diktator zu Gunsten seines verbannten Feindes zu

sprechen. Nach dem Bericht des Geschichtsschreibers veränderte Cäsar während der wundersam wirkenden Rede Ciceros fortwährend die Farbe; bald erbleichte er, bald wurde er wieder roth, und als der Redner den Verlauf der Schlacht bei Pharsala vor ihm beschrieb, begann Cäsar an allen Gliedern zu zittern, bis er das Todesurtheil, das er in der Hand hielt, von sich warf und dem Ligarius verzieh.

Dieses Jahr — das 708. nach der Gründung Roms — machte Cäsar noch damit zu einem denkwürdigen, daß er die fehlerhafte Zeitrechnung ausmerzte und den julianischen Kalender mit den sich in vierjährigen Pausen wiederholenden Schalttagen einführte.

Cicero aber krönte seine Lebensgeschichte mit der Heldenthat, daß er sich im Laufe dieses selben Jahres von seiner Gattin Terentia scheiden ließ und Publilia heimführte, ihrer Schönheit wegen, wie Terentia behauptete, weil sie reich war, wie Tiro berichtet. Eines kann so wahr sein, wie das Andere. Quintilianus, der Geschichtsschreiber, aber berichtet, daß Cicero auf die Vorstellungen seiner Freunde, wozu er in seinem Alter ein junges Mädchen heirathe, zur Antwort gegeben habe: „Hört doch auf; morgen ist sie ohnehin schon Frau.“

Sicherlich widerstrebte auch seine Tochter Tullia dieser neuen Ehe. Dies lassen wenigstens Plutarchs Aufzeichnungen vermuthen. Ein Jahr später starb Tullia, und als Cicero seine zweite Gattin davon in Kenntniß setzen ließ, soll Publilia seinem Boten gegenüber aus ihrer Freude ob dieser Kunde gar kein Hehl gemacht haben. Darob faßte Cicero einen solchen Haß gegen seine junge Gemahlin, daß er sich auch von ihr scheiden ließ.

Auch Terentia ging eine zweite Ehe ein: sie wurde die Frau Vicius Rufus', an dessen Seite sie ein Alter von hundertdrei Jahren erreichte, so daß sie in ihrer neuen Ehe sogar die goldene Hochzeit feiern konnte, was in der Geschichte der Ehen vielleicht als einzelner Fall dasteht.

Halbgötter und Thorheiten.

Ich habe sie mit Recht Halbgötter genannt. Geistesheroen wie Julius Cäsar und Cicero, und deren epochemachende Zeitgenossen Pompejus, Cato und Brutus, kann nur eine Epoche aufweisen, die Halbgötter zu zeugen vermochte. Um sie zu zeugen, bedurfte es jener von Wundern erfüllten Welt, zu deren richtiger Beurtheilung es den Begriffen der heutigen Welt an dem entsprechenden Maßstab mangelt.

Cicero selbst ist die Verkörperung der übermenschlichen Seelenstärke . . Wenn wir die Riesenmasse seiner Werke durchlesen, so fühlen wir die Bewunderung über eine solche Fülle des Wissens, eine solche Urtheilsfähigkeit und einen so unerreicht schönen und vollkommenen Stil gleich einer Last auf unserer Seele ruhen; wir sind unfähig, so viele Talente in ihrem vollen Umfange aufzufassen. In uns bleibt blos das Bewußtsein dessen zurück, daß er auch all' das wirklich empfunden hat, daß ihn thatsächlich der Hauch

der Gerechtigkeitsliebe leitete und sein Herz von leidenschaftlicher Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit erfüllt war. Und da wir diese große Gestalt fallen sehen, fühlen wir, daß mit ihr auch die Freiheit zu Falle gekommen, — zu Falle auf der ganzen Welt.

Und dieser Halbgott war in jener Hälfte, die Mensch geblieben, ebenso schwach und widerstandsunfähig, wie ein beliebiger — sagen wir großer — Mann der Gegenwart. Er stand unter dem Pantoffel; auf Betreiben seiner Frau machte er sich Clodius, seinen guten Freund und Wohlthäter, zum Todfeinde und Zerstörer seines Lebensglückes. Dabei huldigte er insgeheim verbotenen Genüssen, und wenn er Poet wurde, vergaß er den Philosophen. Seine Kinder verzog er; sein Sohn war schon in jungen Jahren ein Schlemmer und Prasser, und seine Tochter betete er förmlich an, so daß er sie lange nicht verheirathen wollte. Während ihrer Krankheit vergaß er, daß er sich inmitten einer entscheidenden Schlacht befinde, in der er als Heerführer selbst handelnd hätte eingreifen müssen. Und trotzdem brachte er es über sich, die mit seinem Leben verwachsene Gefährtin und die heißgeliebte Tochter, die ihn Beide als Menschen und Vater liebten, zu verstoßen, nur um ein Weib ehelichen zu können, das in ihm nur den Halbgott liebte. Und als dieses Weib das väterliche Gefühl in ihm beleidigte, verstieß er auch dieses Weib, um fortan in furchtbarer Einsamkeit seine Tage zu verbringen, ohne einen anderen Verkehr als mit dem eigenen großen Geiste zu pflegen, der ihn mit großen Schritten dem Verhängniß, dem ruhmreichen Verhängniß des für die Freiheit fallenden Märtyrers entgegenführte.

Wäre ein letzter Rest des Menschlichen, der menschlichen Thorheiten in ihm zurückgeblieben, hätte er eine herrschsüchtige Terentia, eine zärtliche Tullia, eine schmeichelnde Publilia an seiner Seite gehabt, so würde er jene vierzehn großen Schritte, die zu der Grabgruft des Mausoleums führen, nicht zurückgelegt haben. Doch in ihm war nur mehr der Halbgott vorhanden und das Leben für das Vaterland, für die Freiheit zu opfern, ist eine Thorheit, deren nur ein Halbgott fähig ist!

Cäsar tödtete den Pompejus, Cäsar wurde von Brutus vor dem Standbilde Pompejus', und Brutus von Octavianus getödtet.

Ganze Ereignisse werden von der Tradition in einzelnen Aussprüchen der Halbgötter verewigt:

„Ich mag die Krone nicht!“

„Der Idus des März ist gekommen! — Aber noch nicht zu Ende gegangen!“

„Auch Du, mein Sohn Brutus?“

Und „bei Philippi sehen wir uns wieder!“

Jeder dieser Sätze bedeutet einen Obelisk, der über und über mit Geschichte beschrieben ist.

Sämmtliche Halbgötter sind dahingegangen; ein jeder zog in die Ewigkeit ein.

Auf die Halbgötter folgten die Drittelmenschen, von denen drei auf einen ganzen Menschen gingen: Octavianus, Antonius, Lepidus. Octavianus war noch jung, und die Schwärmer der Freiheit glaubten, er werde das ruhmreiche Rom von einstens wieder herstellen; war doch sein Herz noch unverdorben.

Cicero glaubte es auch.

Jeder der drei Triumviren hatte sein eigenes Heer.

Antonius verrieth Geneigtheit, mit Hilfe der ihm ergebenen Truppen seine zwei Gefährten, welche die Macht mit ihm theilten, aus dem Wege zu räumen. Gegen ihn hielt Cicero die Reihe seiner machtvollsten Reden, der vierzehn Philippica, in denen er Octavianus vertheidigte und Antonius für den Feind des Vaterlandes erklärte.

Daraufhin vereinigten sich die drei Triumviren hübsch unter einander.

Statt sich mit ihren drei Armeen gegenseitig zu bekriegen, reichten sie sich die Hände und theilten das schöne römische Reich unter einander. Länder gaben ihnen Europa, Asien und Afrika genug dazu.

Und wenn sie es sich daran hätten genügen lassen!

Doch die drei Herrscher verlangten von einander noch eine Zugabe dazu. Eine Kleinigkeit. Je einen Menschenkopf. Jeder für sich das Haupt desjenigen Mannes, der dem anderen am meisten an's Herz gewachsen, ihm am treuesten ergeben war. Und ein Jeder überließ dem verbündeten Gegner seinen besten Freund: Lepidus seinen Bruder, Lucius Paulus, dem Octavianus; Antonius seinen Onkel, Lucius Cäsar, dem Lepidus, und Octavianus den Cicero dem Antonius.

Selbst unter Seeräubern und Banditenführern war noch niemals ein gleich schmachvoller Handel geschlossen worden.

Paterculus, der große Geschichtsschreiber, sagt darüber: „Doch war in dieser ganzen Epoche keine solche Unwürdigkeit verübt worden, als es die war, daß Cäsar (Octavianus) gezwungen wurde, einen seiner Getreuen zu verbannen und dies gerade Cicero war!"

Die Verbannung war gleichbedeutend mit dem Tode. Wohl war dem Verbannten, wenn er rechtzeitig genug von dem gegen ihn gefällten Urtheil Kenntniß erhielt, die Möglichkeit geboten, zu fliehen, denn das Meer war nicht weit, und dort konnte er auf ein Schiff flüchten; doch wenn man so mächtige Verfolger hatte, wie es die Triumviren waren, so wurde unzweifelhaft eine Treibjagd veranstaltet, und holte man den Verfolgten ein, noch bevor er die Küste erreichte, so wurde er zum todten Mann gemacht.

Cicero erhielt selbst von den Himmlischen eine Warnung vor der drohenden Gefahr. In der Nacht, da seine Verbannung beschlossen ward, tobte ein fürchterlicher Sturm durch ganz Rom, so daß die Statue der Minerva (der Schutzherrin der Stadt), die Cicero der Hauptstadt geschenkt

hatte, von ihrem Sockel geschleudert wurde und in Trümmer ging. Noch rechtzeitig aber erhielt der große Mann die verhängnißvolle Kunde durch seinen Bruder Quintus, der mit seinem Sohne zu ihm gestürmt kam. Eilends flüchtete Cicero in sein Tusculanum und von dort in Begleitung seiner Diener an die Meeresküste. Bei Gaeta erreichte er glücklich den Hafen, und dort bestieg er ein Schiff. Seine Flucht deckte sein Bruder und dessen Sohn; Beide wurden von den Söldnern Antonius' getödtet.

Der Anführer der Söldner war der Leutenant Popilius, ein Mann, den Cicero einst davor bewahrt hatte, an's Kreuz geschlagen zu werden. Er war des Vatermordes angeklagt worden. Der glänzenden Beredsamkeit Ciceros war es gelungen, ihn von der Anklage zu rechtfertigen; ihm hatte er Leben und Ehre zu danken. Dieser Mann hatte sich erbötig gemacht, Marcus Tullius Cicero auf der Flucht einzuholen und zu tödten. (Auch eine überzeugende Stichprobe aus der Welt der römischen Sitten.) Sein Unternehmen wäre aber nicht gelungen, wenn sich nicht auch die Götter gegen den gefallenen Riesen verschworen hätten. Aeolus und Neptun wühlten das Meer von Grund auf, und mit Gegenwind konnte man nicht aus dem Hafen segeln. Cicero vertrug das fürchterliche Rollen und Kollern des Schiffes nicht und kehrte an das Ufer zurück, trotzdem ihn neuerliche Vorzeichen vor der drohenden Gefahr warnten.

Am Meeresufer erhebt sich der Thurm des Apollo, von wo die dort nistenden Krähen unter lautem Krächzen auf das Schiff geflogen kamen, auf dem sich Cicero befand, und dort alle Segelstangen besetzten. Selbst als Cicero an die Küste zurückgekehrt war und sich in einer etwa tausend Schritte weit davon entfernten Villa niedergelassen hatte, um dort die Nacht zu verbringen, besetzten die Krähen und Raben auch dort sein Fenster; ja, ein Rabe kam sogar zu ihm in's Zimmer geflogen und zerrte mit dem Schnabel gewaltsam an dem Saum seiner Toga, als wollte er ihn zur Flucht veranlassen. Auch seine Diener flehten ihn an, er möge fliehen.

Er aber gab ihnen zur Antwort: „Hier will ich sterben, in meinem Vaterlande, das ich so oft gerettet habe.“

Als der Morgen anbrach, ließ er sich von seinen Getreuen dennoch bewegen, sich wieder auf das Schiff zu flüchten, da sich das Meer einigermaßen beruhigt hatte. Seine Diener hoben die Sänfte auf die Schultern und eilten mit ihr dem Ufer zu.

In einem gegebenen Augenblick blickte Cicero zurück, und da sah er, daß seine Verfolger nahe seien. Er erkannte in deren Anführer Popilius, dem er das Leben gerettet hatte, und in diesem Augenblick wurde sein Lebensüberdruß noch größer. Er befahl seinen Dienern, die Sänfte niederzustellen, und sagte zu ihnen, wie ein Augenzeuge, Aufidius Bassus, berichtet:

„Ich will hier meine Verfolger erwarten.“ Und als jene ganz nahe gekommen waren, sprach er Popilius mit den Worten an: „So komm doch her, Veteran, und schlage mir den Kopf ab, wenn Du willst.“

Doch als Cicero dem Meuchelmörder dabei in's Auge blickte, begann jener am ganzen Körper zu zittern, und das Schwert drohte seiner Hand zu entgleiten.

„Weshalb zitterst Du?“ fragte Cicero darauf. „Schlag zu, da ich mich nicht fürchte!“

Damit steckte er den Kopf zum Fenster der Sänfte hinaus und neigte ihn tief, daß der Hals frei wurde.

Da sprang Herennius, ein muthiger Krieger, hinzu und schlug ihm mit einem wuchtigen Hieb den Kopf ab. Popilius aber nahm auch die rechte Hand des ruhmreichen Mannes mit sich.

Mit dem abgeschlagenen Kopf und der Hand eilten die Helden nun zu ihrem Gebieter, Antonius, von dem sie die versprochene Belohnung erhielten. Antonius wies ihnen aus dem Staatsschatze für ihre Heldenthat eine Million Sesterzien an.

Doch Antonius hatte auch eine Frau; Fulvia hieß die Edle, wie die Chronik besagt. Antonius war schon ihr dritter Gatte; der erste war Publius Clodius gewesen. Sie nahm den abgeschnittenen Kopf Ciceros zur Hand, gab ihm allerlei Schimpfnamen und durchstach ihm mit einer Haarnadel zweimal die Zunge. Einmal für Antonius, zum zweiten Mal für Clodius. Den Kopf und die Hand ließ dann Antonius auf dem Forum zur allgemeinen Besichtigung ausstellen, denselben Kopf und dieselbe Hand, die für Rom so vielen Ruhm bedeutet hatten.

* * *

Mit Cicero war der letzte Kämpe der Freiheit dahingegangen. Nach ihm verzeichnet die Geschichte nur mehr die Thaten der Tyrannen.

Auch nachher gab es in Rom große Männer, die das Volk zu Göttern erhob. (divus.) Auch diese verübten große Thorheiten; doch Halbgötter solcher Art, die thöricht genug waren, um sich für die Freiheit zu opfern, das Genie ihres Geistes dem Vaterlande und der Freiheit zu weihen, solche Halbgötter waren den Römern nicht mehr beschieden.

Arne Garborg.

Von

Karl Naerup*).

— Kopenhagen. —

Der norwegische Dichter Garborg, der kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag und sein dreißigjähriges Schriftstellerjubiläum beging, ist einer der eifrigsten Vorkämpfer der altnordischen Sprache und hat ohne Zweifel großen Einfluß auf die nordische Dichtung gehabt.

Arne Garborg wurde am 25. Januar 1851 im Kirchspiel Time in der öden Küstenlandschaft Jaederen, im äußersten Südwesten Norwegens geboren.

In dem großen Bauernroman „Fred" (Frieden) hat er eine Schilderung seiner Heimatsgegend gegeben. Ein armes, kahles, baumloses Küstenland mit niedrigen, mit Haide bewachsenen Hügeln und Sumpfmooren, das im Osten von einem ausgedehnten niedrigen Gebirgszug begrenzt wird. Nur hier und da wird das eintönige Grau durch einen blauschimmernden, kleinen See oder durch ein ruhigfließendes Gewässer unterbrochen. Tag und Nacht pfeift der Wind, und graue Wetterwolken ziehen tief über die endlosscheinende, öde Fläche dahin. Das einzige Helle ist der Himmel, und den hat man wohl vor Augen, wo man geht, aber er hängt immer voll Wolken, und es regnet fast ununterbrochen.

Ueber das flache, öde Land zerstreut liegen die Häuser wie Behausungen lichtscheuer, geheimnißvoller Kobolde. Darinnen wohnt ein starkes, zähes Volk, das sich kümmerlich durch's Leben kämpft, arbeitet und plagt, äußerst sparsam ist und Trost aus der Bibel schöpft.

In Garborgs Werken merkt man, daß er aus einem solchen Lande stammt. Düstere Stimmung herrscht in ihnen vor, tief und drohend hängen die Wetterwolken über eine begrenzte, kahle, öde Welt. Aber ist die Natur düster und das Milieu trist, so ist dagegen um so viel mehr Poesie, Farbenspiel und Veränderung bei den Menschen, die er zumeist schildert. Sie haben die ganze Unruhe und Beweglichkeit, die ihm selbst eigen ist —

*) Autorisirte Uebersetzung von A. Voigt. Die Anmerkungen rühren vom Uebersetzer her.

sind Zweifler und Glaubende wie er. Sie werden von dem Winde aller denkbaren Lehren hin und hergeworfen. Fanatismus ist ihr deutlichstes Kennzeichen, blinde Liebe und blinder Haß ist ihre Lebensluft.

I.

Schon in Garborgs erster Erzählung begegnen wir dieser düsteren Erscheinung und der abstrakten, fanatischen Menschenauffassung in völlig entwickelter Form. Das Buch beschäftigt sich mit dem alten Thema: Kampf des Einzelnen gegen die Gesellschaft. Das selbstständige, unabhängige Individuum, das sich gegen die übermächtige Menge erhebt, wird hier einzig und allein als Freidenker charakterisirt, das heißt als Gegner der kirchlichen Dogmen und des angestammten Glaubens. Alle Menschen werden in diesem Werke vom theologisch-religiösen Standpunkte aus betrachtet und als Gläubige, Ungläubige oder Heuchler personifizirt. Und Leben und Tod, Glauben, Glück und Unglück, Alles beruht auf — der Taufe.

Diese erste dichterische Arbeit Garborgs ist eine Erzählung von den Leiden eines Menschen, der mit seinen Zweifeln — oder neuem Glauben — einsam einer gewohnheitsmäßig am Alten hängenden Menge gegenübersteht. Es ist eine in Schmerz und Verzweiflung ausgestoßene Klage über die Kirche, „die große Todtenwelt", wo „Schrift- und Zeichendeuter" die Herren spielen unter Zuhilfenahme von Androhung der Hölle und anderer heiliger Schreckmittel. Die Hauptperson des Buches stellt es sich zur Lebensaufgabe, „etwas Licht in diese verhexte Welt zu bringen, damit die Zauberer zu Grunde gehen, und die Menschen frei werden." Er setzt seine ganzen Kräfte ein, um dieses Ziel zu erreichen — aber die Anderen sind stärker als er. Sie nehmen das Liebste von ihm, was er auf dieser Welt hat, machen ihn zum Fremden in seinem eigenen Haus, jagen ihn aus dem Lande und siegen endlich ganz, in dem Augenblick, als sein einzigstes Kind ihn an seinem Grabe verflucht.

Es liegt in dieser naiven, orthodox-frommen Novelle vom Martyrium eines Freidenkers in einem kleinen Lande nicht viel Kunst — und noch weniger Wirklichkeit. Das Beste darin sind die poesievollen Leidenschaftsergüsse und eines jungen Ideenfanatikers zündender Glaube und stolzes Einsamkeitsgefühl.

Ganz anders ist es mit Garborgs neuestem Buch, der Roman „Der Bauernstudent"*). Hier ist keine düstergraue, fanatische Unwahrscheinlichkeit. Wir befinden uns da mitten im buntfarbigen, lärmvollen Leben. Kein Thema hat Garborg persönlich so nahe gelegen. Die Erzählung ist von Anfang bis zu Ende auf klare, lebendige Erinnerungen aufgebaut.

Wenn wir es nicht vorher wußten, so wissen wir es, nachdem wir diesen Roman gelesen haben, daß es im Lande zweierlei Leute giebt. Die Einen,

---

*) Deutsch von Brausewetter bei Grimm, Pest.

etwa ein Viertel der Bevölkerung, wohnen in den Städten und sind Beamte, Kaufleute u. s. w., eine eingewanderte Rasse mit „großen plattdeutschen Namen und eigenen feinen Manieren" — eine Herrenkaste, die im Besitz der Bildung und finanziellen Macht ist. Die anderen drei Viertel sind Bauern, die Sklavenkaste, die echten Ureinwohner des Landes, die noch unverfälscht ihre alte Sprache sprechen, die aber jetzt in sklavischer Unabhängigkeit unter dem fremden Joch gehalten werden. „Der Bauernstudent" schildert die Kämpfe zwischen den beiden Rassen. Wir sehen die fremde Kultur wie einen schädlichen Giftpilz in einen Bauernhof im Westen Norwegens eindringen, emporschießen, sich ausbreiten und wachsen, bis Alles aufgezehrt ist — Hof und Land, die Zukunft und Existenzmöglichkeit. Und der Ersatz für das geopferte Lebensglück, die Folge des unendlichen Strebens, ist, daß in Christiania ein armer, bedauernswürdiger, halbcivilisirter, hungerleidender Kandidat umherläuft, der darüber nachgrübelt, wie er sein Gewissen mit größtmöglichem Nutzen verkaufen kann, wenn er endlich die „Beamtenlivrée" erlangt hat und damit einen ruhigen „Stand im Viehstalle des Reichen".

Und so konnte aus diesem, mit Hilfe guter Menschen hervorgebrachten Bildungsbarbaren ein vortrefflicher und respektabler Mensch werden. Denn Daniel Braut ist, wie schlichte Leute meist, weder schlechter noch besser als Andere, eher vielleicht etwas zu gut, da er ungemein treuherzig und gerade für einen gleichmäßigen Trott, abseits der breiten Heerstraße des Lebens veranlagt ist. Aber die Gutmüthigkeit und Arglosigkeit wurden das Unglück des Jungen. Ein menschenfreundlicher, aber ziemlich schwachköpfiger Kapellan predigte so lange in Daniels Vater ein, bis dieser es endlich wagte, den Sohn studiren zu lassen. — Für den Bauer ist es ja das Größte auf der Welt, den Sohn Geistlichen werden zu lassen. Und so geht es denn los mit der Unterweisung in dem geheimen Wissen, das ihn hinaufführen soll in dem „Thurm der Macht und des Glanzes, der sich im Lande aufbaut vom Schulzen und Schullehrer zum Pfarrer und Amtmann . . . hinauf bis zum König, der oben auf der Höhe steht und mit purem Gold bekleidet ist".

Im Anfang geht der Unterricht mit Lust und Liebe lebhaft voran. Der Kapellan ist Grundvigianer. Er erzählt seinem Schüler von den glänzenden Thaten der großen Ahnen im heidnischen Alterthum und daß man sich im Norden erhebt, um die Volkssache zum Siege zu führen. Daniel erhielt eine gründliche Einweihung in Alles, was in den Tagen der Heldensagen und Abenteuerromantik geträumt und gedichtet ward, wobei er den Lehrer verwundert mit seinen sanften, treuherzigen Augen anblickte.

Bald erhielt der Knabe aber einen neuen Lehrer, und da war es vorbei mit den Phantasien über die nordischen Götter und die Zukunft des Nordens. Er mußte Grammatik, Wörter und Regeln lernen. Und bei jedem Schritt, den er weiterkam, wurde der Unterricht für ihn immer langweiliger. Dazu

kommt, daß die „Kultur“ ernstlich beginnt, ihre auflösende und verheerende Tendenz zu zeigen. Er sieht jetzt Alles mit anderen Augen an. Das Leben daheim bei seinen Eltern erscheint ihm roh und unangenehm. Auf der Schule leidet er unter dem Spott und der Verachtung der Stadtjungen. Er findet bald, daß die höhere Bildung heutigestages sich oft in Frechheiten und Falschheiten äußert und daß die feinen Stadtjungen sich nicht viel um's Lernen kümmern, so lange kein Examen vor der Thür steht. Und der Unterricht ist theuer, der bringt den armen Vater immer tiefer in Geldnoth und demoralisirt ihn auf andere Weise. Eines schönen Tages stirbt Daniels Vater, und da zeigt es sich, daß sein Studium beinahe Alles aufgezehrt hat, was die armen Leute besaßen. Daniel wurde jetzt von Anderen weiter geholfen, und er erreichte es endlich, die Universität beziehen zu können. Da war er nun auf der Höhe und verbrachte seine Zeit mit Hungern, Träumen und Schuldenmachen, bis er auf's Neue Hilfe erhielt. Aber schließlich sieht er keinen anderen Ausweg aus dem Elend, als seine Träume über Bord zu werfen und sich durch eine Heirath Geld zu verschaffen. Wenn wir von ihm scheiden, ist seine Ausbildung beinahe zu Ende. Er ist verlobt. In einigen Jahren wird er in die Pyramide von Hoheit und Glanz, von der er immer geträumt hat, gekommen sein, und dann konnte er mit Recht sagen, daß er sein Ideal erreicht hatte. Er kannte nichts Schöneres, als auf einem alten Pfarrhofe zu sitzen und über die Bauern zu herrschen. Und der zukünftige Bureaukrat hatte ein mitleidiges Lächeln für die Jugend, die kühnen Ideen nachjagt, die ihnen kaum einen alten Winterrock verschaffen.

Das Packende, Große an diesem eigenartigen Roman ist der Muth, unbarmherzig die Wahrheit zu sagen, von Anfang bis zu Ende. Man denkt kaum einen einzigen Augenblick daran, zu prüfen, ob es gut oder schlecht erzählt ist, man weiß so gewiß, daß es lebendige Wirklichkeit ist. Die Schilderung des Hungers ist so herzergreifend und getreu, daß wir wirklich physische Schmerzen mitzuempfinden glauben, es krümmt sich Alles in uns. Auch die gesammte Beschreibung der zerstörten Hoffnungen der „Studentenfabrik“ ist so erschütternd trist, jedes Wort ist eine Anklage und doch so überzeugend wahr, daß sie sich für immer dem Gewissen der Gesellschaft einprägen und bei allen Lesern etwas Nächstenliebe und gerechte Entrüstung erregen wird.

II.

Der „Bauernstudent“ erschien im Herbst 1883. Außer dem „Freidenker“ hatte Garborg bis dahin nur eine polemische Rechtfertigung der „nordischen Sprach- und Nationalitätsbewegung“, einige kleine Bauernnovellen und eine Menge Zeitungsartikel und kritische Abhandlungen veröffentlicht. Als Zeitungsschreiber und Essayist galt Garborg schon von seiner frühesten Jugend an als einer der Ersten. Es sind jetzt dreißig Jahre, seitdem er seine Thätigkeit als Schriftsteller begann — einmal sogar in

eigenem Blatte — und in der langen Zeit hat er fast über Alles geschrieben, was es zwischen Himmel und Erde giebt, aber stets mit derselben streitlustigen Energie und felsenfesten Ueberzeugung. Er ist ein glänzender Polemiker, ein herber Spötter und Umstürzer, aber er besitzt auch das Talent, alle heftigen Angriffe in die Form zarter Ironie zu kleiden.

Garborgs früheste Bauernnovellen sind in hochromantischem Stil gehalten, und die Erzählungen haben meist einen herben, düsteren Charakter. Nur eine einzige: „Ungdom“ (Jugend) hat ein völlig anderes Gepräge. Hier findet sich nichts von Ernst, Sorge, Haß und Verzweiflung ..... wir sehen einen geschwätzigen Schalk vor uns, einen lachenden Satyr, der uns ganz ungenirt eine Liebesgeschichte erzählt ohne Rücksicht auf dergleichen Dinge wie Gesellschaft, Moral, Sünde, Angst und Sorge. Die späteren Arbeiten Garborgs, worin er die Macht und das Wesen der Liebe und damit zusammenhängende Fragen behandelt, erinnern nicht im Geringsten an „Ungdom“. Es sind Alles von gründlicher Kenntniß zeigende, ernste Romane; ihre Titel heißen: „Mannfolk“, „Hjaa ho Mor“, „Traette Maend“ („Aus der Männerwelt“, „Meine Mama“, „Müde Seelen“).

„Mannfolk“*) erzählt von den traurigen Freuden und elenden Sorgen der Künstler-Bohème. Es ist eine merkwürdige Gesellschaft, diese unversöhnlichen Bildungsproletarier, eine dickköpfige Gattung sehr junger Leute, bei denen das Blut schneller durch die Adern rollt als bei ernsten, wohlgenährten, seßhaften Bürgern. Ihre einzige Zuflucht ist das Café, aber da ist es naßkalt und ungemüthlich, der Cognac ist schwach, kurz sie haben es in jeder Weise schlecht und unangenehm. Sie sehnen sich bitter wieder nach der Gesellschaft, von der sie geflohen sind, nach Familienleben, Ehe und Freunden. Das Leben kommt ihnen hoffnungslos und ohne Gehalt vor. Das Land ist arm, und die einzige große Stadt ist ein Hafenplatz mit einer Straße und ein paar Wirthschaften, ein erbärmlicher Weltwinkel ohne Kultur und Kunstverständniß. Ihre einzige Freude wird es, sich beim Schoppen zu versammeln und über diese Gesellschaftsthiere, die Menschen, zu schimpfen, die ihre Bilder nicht kaufen und ihre Bücher nicht verstehen wollen. Am schlimmsten geht es über die Frauen her. Sie werden mit einem brutalen Cynismus, der keine Scheu und Scham kennt, angeklagt und verspottet.

Dieses absprechende Urtheil über die Frauen erklärt sich damit, daß der ganze Roman ein heftiger Angriff auf die konventionelle Ehe ist. Ueber diese sagt der Held des Romans: „Die Ehe gleicht den Fluthen des Ganges. Der Hindu hält den Ganges für heilig, ebenso wie wir von dem heiligen Ehestand sprechen. Aber der Ganges ist voll von Leichen und anderen ekelhaften Dingen und war die Ursache der Pest in Indien.“ Und dennoch ist er froh, daß er selbst verheirathet ist, „es war so leicht, die Gesellschaft auf seiner Seite zu haben“.

*) Aus der Männerwelt (übers. v. Brausewetter) bei Grimm, Pest.

„Mannfolk“ erregte seiner Zeit ungeheures Aergerniß als ein unsittliches Buch. Jetzt macht es beinahe den Eindruck einer moralischen Erbauungsschrift. Man findet jedenfalls keine Freude über die Sünde darin. Ich kenne wenige Bücher, die über die unvermeidliche Traurigkeit und Häßlichkeit des modernen Lebens ein so nachhaltiges, bedrückendes Gefühl hinterlassen. Man hört die ganze Zeit „den Lärm einer todten Stadt, die sich wieder bewegt.“ Die Moral der Geschichte lautet sonach: „Der Tod ist häßlich, und das Leben können wir eben so wenig anders machen, wie ein kleines Kind.“

„Hjaa ho Mor“*) ist durchweg eben so düster gehalten wie „Mannfolk.“ Es ist die Erzählung von der Jugend und Kindheit eines Mädchens, das zu einer Vernunftheirath mit einem ihm widerwärtigen älteren Herrn getrieben wird. Man wird von diesem groß angelegten Buche imponirt, so unendlich reich ist es an werthvollen Beobachtungen und scharf aufgefaßten psychologischen Thatsachen. Aber man fühlt sich nicht völlig überzeugt, daß die Entwickelung so vor sich gehen mußte. Der mannigfaltige Stoff hat den Dichter überwältigt. Das Buch macht an einigen Stellen eher den Eindruck einer Reihe lose zusammengefügter Aufzeichnungen als eines künstlerisch durchgearbeiteten Romans. Auch ist die Hauptperson nicht von der Bedeutung, daß wir immer Interesse für die Unmasse von Kleinigkeiten behalten, die ihr Schicksal bestimmen.

Und dennoch packt die Gewalt der Wirklichkeit dieser weitläufigen Schilderung, wie ein junges, hübsches Mädchen ununterbrochen gequält und gemartert wird, nur weil es arm und allein ist und kein Heim hat. Entsetzlich traurig wirkt die Erzählung seiner täglichen Leiden zur Zeit, wo es Ladenfräulein ist. „Die Tage schleichen hin wie Schnecken auf der Landstraße; Stunden werden zu Ewigkeiten, die Minuten fließen eine nach der andern langsam und schmerzvoll dahin wie Thränen aus müden Augen.“ Für sie giebt es nur einen Weg aus dem Elend heraus: die Ehe mit dem verhaßten Freier. Und so bleibt sie da stehen in dem Kramladen. „Auf derselben Stelle, in derselben Verzweiflung, bedient dieselben Kunden in derselben Weise, sagt jeden Tag dieselben Phrasen mit derselben süßlichen Stimme, demselben erkünstelten Lächeln. Jeden Abend schleppt sie sich auf demselben Wege heim, am Zuchthause, Armenhause, Leichenhause vorbei, nach derselben elenden Dachkammer, zu demselben alten Weibe, das sie mit demselben grinsenden Lächeln und demselben Geschwätz empfängt, und blickt herab auf das kleine zerbrechliche Feldbett — das Einzige, was gut in der Welt war — um morgen wieder von vorn zu beginnen . . . . Und so sollte es weiter gehen, Jahr für Jahr, Stunde für Stunde. Die Langeweile ergriff sie wie eine Krankheit, schnürte ihr die Brust zusammen, wie ein Korsett, bedrückte und quälte sie mit einem Druck von hundert Atmosphären.“

*) **Meine Mama** (Fischer, Berlin).

„Traette Maend"*), welcher Roman „Hjaa ho Mor" nach einem Jahre folgte, war Garborgs erster größerer Erfolg. Dieser Roman war sowohl in der Form wie Inhalt etwas ganz Neues in der nordischen Litteratur. In der französischen findet sich in Paul Bourgets „Psychologie der Liebe" ein Vorbild, womit ich indeß nicht gesagt haben will, daß der französische Roman möglicherweise Einfluß auf Garborg gehabt hat: Allerdings hat „Traette Maend" einen sichtlich französischen Zuschnitt, er ist das Resultat von Garborgs nach auswärts gerichtetem Streben in jener Zeit (1890/91), seinem Studium französischer Dekadenten und des Dichterphilosophen Nietzsche. In Form von Tagebuchaufzeichnungen, geistreichen Aphorismen und Stimmungsausbrüchen wird der seelische Zersetzungsprozeß eines von Lebensangst und Todesfurcht gepeinigten Unglücklichen geschildert.

Recht natürlich ist diese Gestalt nicht. Es ist auch schwierig, einen norwegischen Dekadententypus zu schaffen. Die größte Schwäche des Buches liegt darin, daß die Hauptperson Gabriel Gram auf einem gar zu niedrigen menschlichen Niveau gehalten ist. Er ist der halbgebildete Barbar unserer Tage und der kleinen nordischen traditionslosen Gesellschaft. Er besitzt alle rohen Laster und Begierden eines Wilden, fühlt und empfindet ohne jedes Mittelglied und Nuance. Und dieser Mensch, der durch Umhertreiben verroht, durch Ausschweifungen verhärtet ist, mit seinem Kaffeehaus-Jargon und so weiter, ist soweit nichts Neues — er ist nur eine Wiederholung eines „Bohémien" der achtziger Jahre.

Aber der eigentliche Reiz dieses Buches ist, daß unter der Oberfläche ein unsichtbarer Bekannter und Erzähler verborgen ist, „ein Ich", das wirklich etwas Eigenes und Echtes in sich hat. Wir begegnen hier dem wahren „traette Maend" (müden Mann), der verbitterten einsamen Seele, die aus Kummer und Ekel aus der lärmvollen Menschenwelt geflüchtet ist. Er ist müde ihrer großen Worte, goldenen Lügen und unfruchtbaren Ideale: „Slegten setzt sich an einen Wegrand und läßt die Arme herabsinken, sein Blick ist starr und ausdruckslos wie bei einem Geisteskranken. Vor und hinter ihm ist Dunkel. Nichtssagende, unvollkommene, elende Irrlichter der Wissenschaft auf einem endlosen Sumpf.

Aber in der Luft heult der aufkommende Wirbelsturm, und Alles füllt sich mit fallendem Laub".

III.

„Traette Maend" erregte bei seinem Erscheinen ungeheuere Sensation. Es ist bei Weitem nicht Garborgs bedeutendstes Buch, aber gewiß das glänzendste. Er hat hier Spielraum für sein Talent als Kritiker und experimentirender Psychologe gefunden. Man kann sich für seine Schreibweise und Talent zum Analysiren kaum einen passenderen Stoff denken. Aber „Der Bauernstudent" und „Mannfolk" sind nichts destoweniger gehaltvoller,

*) Müde Seelen (Fischer, Berlin).

und sie werden wieder vom „Frieden“ übertroffen, dem unstreitig werthvollsten und tiefstempfundenen Roman Garborgs.

. . . . . Enok Haave ist einer dieser schwerfälligen, unselbstständigen, von einem rauhen Klima und fortwährend angestrengten Arbeiten niedergedrückten Wesen, wie man sie häufig unter norwegischen Bauern findet. Von Temperament ist er scheu und unentschlossen, Eigenschaften, die seine Umgebung allmählich bis zur barbarischen Unempfindlichkeit entwickelt hat. Und das Christenthum — in Form des westländischen Pietismus — ist es allein, worum sich seine Gedanken Tag und Nacht drehen. Die Religion der Liebe wird für diesen ursprünglich so braven und wohlmeinenden Mann ein grausamer, unersättlicher Moloch, der ihm allmählich Alles raubt, was er geliebt hat, worauf er vertraute und womit er sich tröstete; so wird die Gottheit zuletzt sein größter Feind, und er ruft in Verzweiflung aus: „Könnte mich doch etwas glauben lassen, daß es keinen Gott giebt!“ Er endet in Wahnsinn und nimmt sich das Leben, das ihm eine unerträgliche Last geworden ist.

„Frieden“*) ist abermals ein Blatt aus der Leidensgeschichte der norwegischen Bauern. Garborg ist als Seelenschilderer nie besser gewesen als in der meisterhaften Ausmalung von Enok Haaves religiösen Anfechtungen und Phantasien. Auch hier ist die Naturschilderung so treu und stimmungsvoll wie die beste in der nordischen Litteratur. Daß Garborg ein großes Talent zu Naturschilderungen besitzt, hat er schon früher in seinem frischen und munteren „Kolbotnbreve“ bewiesen.

Garborgs nächstes dichterisches Werk — in der Zwischenzeit hat er eine vortreffliche Biographie von Jonas Lie und eine politische Broschüre „Unser Unabhängigkeitskampf“ herausgegeben — ist der Romanzen-Cyklus „Haugtussa“ (1895). Eine Erzählung hat er diese Gedichtsammlung genannt; aber das ist eine ganz unzutreffende Benennung, Haugtussa ist vollkommen lyrisch; rein formell betrachtet ist es eine rhythmische Schilderung der Stimmungen und Gefühle eines Bauernmädchens im Westen Norwegens. Aber in Wirklichkeit ist Haugtussa persönliche Lyrik. Als sprachliche Leistung ist es unbedingt das Vollkommenste, was in Dialekt-Dichtung bisher in Skandinavien geschaffen wurde. Als Beispiel nenne ich nur „Mot Solegla“ (Im Sonnenschein).

Das Schauspiel „Laeraren“ (Der Lehrer)**), das im folgenden Jahr erschien, ist gewissermaßen eine Fortsetzung von „Friede“. Die Hauptperson ist der Sohn von Enok Haave, Namens Paulus. An Gemüthsart ist er der vollständige Gegensatz vom Vater, aufgeklärt, leicht in seiner Bewegung, ein durchaus nicht verschlossener Charakter, und in seiner Jugend hat er sicher nicht zu Gottes besten Kindern gehört. Aber als wir ihn kennen

*) Friede (Fischer, Berlin).

**) Deutsch „Paulus“ (Reclam jr., Leipzig).

lernen, ist er schon lange ein gläubiger Christ geworden, wie man deren so häufig da draußen auf dem düsteren Küstenstrich im Westen antrifft, ein Bibelleser und Pietist von dem unversöhnlichen Typus, eifrig, seinen Nächsten zu richten und ihn zu verdammen und zur Zeit und Unzeit Moral zu predigen. Dieser kommt nun eines Tages zur Ueberzeugung, daß sein Christenthum keinen Schutz gegen Anfechtungen gewährt. Er hat Reue und Buße gepredigt und den armen Sündern mit Tod und Verdammniß gedroht, und dennoch muß er sich eingestehen, daß er leicht ebenso tief hätte fallen können, wie das leichtsinnigste Weltkind, wenn die Versuchung sich in Gestalt eines Weibes zeigt. „Der alte Adam saß leibhaftig in ihm."

Er gab plötzlich die „Pietisterei" auf und hielt eine große Rede, worin er seinen alten Anhängern und seinem alten Ich den Fehdehandschuh hinwarf. Darauf läßt er seinen Worten die That folgen. Er verkauft seinen Hof, giebt sein ganzes Vermögen den Armen, „opfert" seine Frau und das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, giebt seine leitende Stellung in der Gemeinde auf, verläßt die Gesellschaft der Menschen ganz und siedelt sich in völliger Einsamkeit in einer elenden Hütte weit draußen in der Oede an. Hier will er wie ein ehrlicher Arbeiter leben, den Elenden und Verlassenen helfen, die, welche nach der Gerechtigkeit suchen, auf den rechten Weg weisen, auf das Kommen von Gottes Reich warten und in der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit seinen Lieben leben.

Bald soll er fühlen, daß er von Feinden umgeben ist. Seine Gattin, die, wie erklärlich, das Benehmen ihres Mannes nicht verstehen kann, glaubt, daß hinter dem Ganzen irgendwelche Untreue steckt. Ihre Umgebung schürt ihren Verdacht an, und als sie in einem unglücklichen Augenblick glaubt eine Bestätigung ihrer schlimmen Vermuthungen gefunden zu haben, trinkt sie vor seinen Augen eine ganze Flasche Opium und stirbt.

So kommt Paulus Haave vor den Stuhl der weltlichen Richter, welche durch drei etwas karikirte Autoritäten repräsentirt werden: den Schulzen, Anwalt und Doktor. In deren Augen ist er weiter nichts wie ein gefährlicher Anarchist, der Aufruhr predigt gegen „die Gesellschaftsordnung, Eigenthum und Ehe, kurz gegen Alles, was uns heilig und theuer ist". Als der Vorhang zum letzten Mal herunter geht, ist das Schicksal des Lehrers entschieden. Er wird den Händen der Obrigkeit überantwortet.

Garborgs letzte dichterische Arbeit „Den burtkomne Faderen"*) ist im besten Sinne ein frommes Buch. Von Anfang bis zu Ende ist sie auf Frömmigkeit aufgebaut, durchhaucht von demüthigfrommen, schlichten Betrachtungen eines auf das unruhige Leben zurückblickenden älteren Mannes. Die Erzählung beginnt mit einer alttestamentlichen Parabel und schließt mit einem Psalm. —

---

*) Der verlorene Vater (Fischer, Berlin).

Auch diese Bekehrungsgeschichte ist lose mit Frieden verknüpft. Der müde, fromme Mann in „Den burtkomne Faderen“ ist der Sohn von Enok Haave und der ältere Bruder von Paulus in dem „Lehrer“. Er ist ein alter, kranker Mann geworden, der, nachdem er sich in einem fremden Welttheil umhergetrieben hat, wieder nach seiner Heimat zurückgekehrt ist, nach Jaederen, dem armen Lande mit seinen Sümpfen und haidebewachsenen Hügeln, umrahmt von See, Bergen und Himmel. „Ich war der Sohn einer Zeit, die vergessen hat, was Heim und Ruhe ist, sagt er, aber wenn ich überall ein Fremder bin, will ich es wenigstens daheim sein“.

Warm und gemüthvoll wird das stille Leben des Kirchspiels geschildert — dieser Oase der Einfalt und Unschuld in der Wüste der Welt, wo noch die Kirchenglocken alle zu gemeinsamer Freude und Trauer versammeln. Hier, wo seine Erinnerungen bei dem verlorenen Paradies der Kindheit weilen, denkt er nochmals die alten Gedanken über Gott, Jesus Christus, Sünde und Erlösung, Leben und Tod.

In herben, schwer wiegenden Worten und Versen klagt die kranke Seele ihre Noth und ihren Kummer. Einsam und verbittert ist er da drüben geworden in dem Lande des allmächtigen Dollars. „Schwer war's auf der Erde zu leben. Ein Kieselherz möchte man haben und Knochen aus Stahl, um sich oben zu halten. Sie zertreten und zertrampeln Alles auf ihrer Jagd nach dem Glück. — Ich ward hart“.

Darauf beginnt er widerstrebend auf seinen Bruder zu hören, der von dem Meister gelernt hat, daß der Weg zum Leben durch den Tod geht. Bis jetzt herrscht das blinde Naturgesetz, welches zuläßt, daß der Starke den Schwachen auffrißt und das den Menschen zum schlimmsten und grausamsten Raubthier gemacht hat. — Aber einmal vor vielen hundert Jahren erstand in einem Krähwinkel der Welt ein jüdischer Rabbi, der den Menschen ein anderes Gesetz gab, ein Gesetz des Geistes und der Freiheit, das sagte, daß in uns das Reich und die Macht und die Herrlichkeit ist, daß die, welche Gott erkennen und dem Gesetz gehorchen, das er in unser Herz geschrieben hat, Gott gleich werden — und leben ewiglich. Aber der Rabbi wurde von den juristischen, geistlichen und philosophischen Größen seiner Zeit gekreuzigt, seine Lehre gefälscht, und seitdem „schaffen sich Priester und Schriftgelehrten ihren Lebensunterhalt aus seinen Tugenden“.

Dieses Gesetz ist gar zu erhaben für die große Menge, aber wer den tieferen Sinn verstehen lernt, wird auch an sich erfahren, daß dessen Erfüllung alle Zweifel löst und für immer Frieden bringt. Auf diesen Hinweis läuft Gunnar Haaves Bekehrungsgeschichte hinaus und — auf eine Lobpreisung der echten christlichen Tugenden: Milde, Demuth, Güte, Einfalt und Reinheit des Herzens.

Das ist Garborgs schönste Dichtung über menschliches Leiden und Wiederaufrichtung.

Ueber die Entwicklung der Ehe.

Von

Julius Burghold.

— Frankfurt a. M. —

(Schluß.)

Die Vielmännerei (Polyandrie), die übrigens keineswegs eine allgemeine Verbreitung aufweist, ist vermuthlich nichts anderes als ein Ausfluß der Gruppenehe; denn die mehreren Männer sind in den weitaus meisten Fällen Brüder. Diese Eheform tritt hauptsächlich bei ärmeren Völkern auf, welche ihre wirthschaftliche Nothlage durch Mädchenmord zu heben suchen. Jede Familie läßt von allen Mädchen, die geboren werden, nur eins am Leben, so daß die Zahl der Familien im Stamme nicht zunehmen kann. Die Folge hiervon ist, daß dem Einen Mädchen mehrere Brüder gegenüberstehen. In Tibet, Bokhara, am ganzen Himalaya, in Kaschmir, bei mehreren Drawidastämmen, auf Ceylon, Neuseeland, den Aleuten haben so alle Brüder dieselbe Frau. Hierzu als Beispiele aus älterer Zeit: in dem altindischen Heldengedicht Mahâbhârata*) — welches für Vater und Vatersbruder dasselbe Wort hat — heirathen fünf Brüder die Königstochter Draupadî, allerdings nicht ohne Einspruch der neueren Sitte, und Caesar**) berichtet von den Britanniern, daß je zehn bis zwölf Männer ihre Frauen gemeinsam hatten und zwar namentlich Brüder mit Brüdern und Väter mit Söhnen.***)

---

*) Vgl. auch Manu 9, 182, ferner das Märchen Katha sarit-sagara 3, 4 ff. und überhaupt Bernhöft, Altindische Familienorganisation (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. IX) S. 41.

**) de bell. Gall. 5, 14.

***) Weitere Nachweise für ursprüngliche Gruppenehe der Schotten und übrigen Inselkelten versucht Conrady, Geschichte der Clanverfassung in den schottischen Hochlanden.

Mehrfach wechselt das Zusammenleben der Männer mit dem Weibe in bestimmten Zeiträumen. Wo dies nicht der Fall ist, wird der zeitweilige Besuch der Frau durch gewisse Zeichen bemerkbar gemacht: wie Herodot*) von alten Völkern erzählt, daß der Besucher vor der Thüre seinen Stab in die Erde steckte oder seinen Köcher an den Wagen hing, so werden anderwärts die Schuhe vor die Thüre gestellt, oder es wird eine Flagge an derselben befestigt. Die in Vielmännerei erzeugten Kinder gelten unter Vaterrecht entweder als Kinder sämmtlicher Brüder oder als diejenigen des ältesten — bei den Britanniern nach Caesar**) als desjenigen, der die Frau zuerst heimgeführt hatte — oder sie werden unter die verschiedenen Männer vertheilt, sei es nach der Bestimmung der Mutter, sei es nach ihrer durch Sachverständige festgestellten Aehnlichkeit.

Als Abart der Vielmännerei läßt sich die weitverbreitete Sitte der Nebenmänner betrachten. Der Nebenmann, ebenfalls meist ein Bruder oder sonstiger Verwandter des Mannes, tritt entweder als anerkannter Liebhaber neben den Hauptgatten — zuweilen als der Schönere, doch Aermere —, oder ersetzt den Ehemann während dessen Abwesenheit auf Reisen und im Krieg. Häufig hat er die Kosten des ehelichen Haushalts mit zu bestreiten, so daß Genuß und Last sich ausgleichen, und ein Verwandter des Mannes, der sich mit der Frau vergeht, folgerichtig zum Nebenmann erklärt und — zu den Ehelasten herangezogen wird.

Ein Ausläufer der Gruppenehe ist auch die weitverbreitete Schwagerehe (das Levirat***): der Bruder heirathet die Wittwe seines verstorbenen Bruders. Hier liegt also ebenfalls die Ehe einer Frau mit zwei Brüdern vor, nur daß sie mit denselben nicht gleichzeitig, sondern nach einander verheirathet ist. Diese Form ist die häufigste; daneben finden sich ähnliche, gleichfalls auf gruppenehelichen Ursprung deutende, z. B. der umgekehrte Fall: die Frau stirbt, der Wittwer heirathet ihre Schwester, wobei es vorkommt, daß er diese selbst dann verlangen kann, wenn sie schon mit einem andern Mann verheirathet ist. Die Schwagerehe erscheint manchmal — wie bei den Hebräern†) — als Pflicht des Schwagers, von welcher er sich allenfalls durch eine Abfindungssumme loszukaufen vermag; manchmal ist sie sein Recht, das er entweder unmittelbar erzwingen kann oder dessen Verletzung die Schwägerin mit einer Vermögensstrafe büßen muß.

Die oben erörterten totemistischen Gruppenehen waren Außenehen (exogam): die Männer- und Weibergruppen gehörten verschiedenen Stämmen an; die Heirath innerhalb desselben Stammes war verboten. Man hat

---

*) IV, 172. I, 216.

**) a. a. O.

***) lat. levir = Schwager.

†) 5. Mos. 25, 5—10.

jedoch die Ansicht aufgestellt, daß dieser Art von Gruppenehen solche innerhalb des Stammes (endogame) vorhergingen. Insofern hierbei alle Männer des Stammes ganz unterschiedslos mit allen Weibern des Stammes in Verkehr traten, liefe dies auf völlige Geschlechtsfreiheit (Promiskuität, Hetärismus) hinaus, einen Zustand, wie ihn Herodot*) bei einem äthiopischen Volke (den Auseern) beschreibt: „Der Verkehr mit ihren Weibern ist unter ihnen allgemein, kein gemeinsames Hausen, vielmehr eine Vermischung wie beim Vieh.“ Eine solche völlig schrankenlose Freiheit läßt sich heute wohl nirgends nachweisen. Hingegen stoßen wir auf Spuren von Gruppenehen innerhalb des Stammes mit der Begrenzung auf gleiche Altersstufen, woraus ein Verbot der Heirath zwischen Eltern und Kindern erwächst. Eine derartige Eheform scheinen die Verwandschaftsnamen im Hawaischen anzudeuten, deren es fünf giebt: Großeltern, Eltern, Geschwister, Kinder, Enkel. Hier gilt also die gleiche Bezeichnung nicht nur (wie bei den totemistischen Außenehen) für den Vater und Vaterbruder, sondern auch für den Mutterbruder, und daraus hat man geschlossen, daß Vater und Mutter nicht (wie dort) aus verschiedenen Verbänden stammten, sondern aus demselben Verband. Es ist jedoch zweifelhaft, ob das, was man hier für Abstammungs-Bezeichnung hielt, nicht einfach Anrede-Bezeichnung für die verschiedenen Altersklassen ist, womit natürlich die ganze Annahme zusammenfiele. Nicht würde der Annahme einer solchen Binnenehe freilich das Bedenken entgegenstehen, daß sie zur Geschwisterheirath führen müßte; denn unser Abscheu gegen solche Verbindungen wird keineswegs immer und überall empfunden**). Vielmehr gilt gerade umgekehrt die Heirath von Geschwistern und sonstigen nahen Verwandten oft als das eigentlich Naturgemäße; sie ziemt Göttern und Helden, und sie allein ermöglicht den von den Nachbarn abgeschlossenen Fürsten***) eine ebenbürtige, das Blut rein haltende Verbindung. Reine Ehe hieß bei den Persern diejenige zwischen Geschwistern und zwischen Eltern und Kindern. Wie es nun kam, daß die Ehen innerhalb des Geschlechts — welche ja überdies das Stammesvermögen zusammenhielten†) — später unter so strenges Verbot fielen, erscheint durch die Forschung noch nicht recht aufgeklärt. Die unserer heutigen Anschauung nahe liegende Vermuthung, der

---

*) IV, 180.

**) Noch die heidnischen Germanen kannten Geschwisterehen: Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter (1. Auflage), S. 238.

***) Ueber den durch Verwandtschaft entstehenden Ahnenverlust vgl. Ottokar Lenz, Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Danach hat Kaiser Wilhelm II. an Stelle von 4096 nur 275 Ahnen.

†) 4. Mos. 36, 6. 7: Laß sie freien, wie es ihnen gefällt; allein daß sie freien unter dem Geschlecht des Stamms ihres Vaters, auf daß nicht die Erbtheile der Kinder Israels fallen von einem Stamm zum andern.

Grund sei Furcht vor schwächlicher Nachkommenschaft gewesen, dürfte kaum zutreffen; derartige Beobachtungen erfordern einen hohen Grad geistiger Reife, und sie würden einen Naturmenschen auch gewiß noch seltener vom Heirathen abgehalten haben, wie bei uns einen mit einer Krankheitsanlage Behafteten*). Vielleicht hat die natürliche Auslese, welche die in Außenehe lebenden Völker diejenigen mit Binnenehen verdrängen ließ, den Trieb zur Außenehe entwickelt. Jedenfalls sehen wir den Totemismus allgemein unter dem Verbot der Binnenehe stehen, und dieses Verbot wird dann leicht mit seinen Grundlagen in religiösen Zusammenhang gebracht. So geschah nach einer australischen Legende die Totem-Eintheilung auf Rath des guten Geistes eben zu dem Zweck, um die Heirath zwischen den Genossen fortan zu unterdrücken**). Von Völkern, bei denen sich die Totem-Angehörigen bereits über verschiedene Stämme zerstreut haben, wird das Verbot selbst gegenüber dem Totemgenossen eines meilenweit entfernten anderen Stammes beobachtet, und auch nur ein vorübergehender Verkehr mit einem solchen ist streng untersagt, so daß z. B. die unten zu besprechende weitverbreitete Sitte, dem Gast seine Frau zu überlassen, an einer etwaigen Totemgemeinschaft von Gast und Frau ihre Schranke findet. Welchen Umfang das Verbot der Binnenehen annehmen kann, sehen wir in China: dort darf noch heute Niemand eine Person gleichen Familiennamens heirathen, obgleich es nur 468 Namen giebt.

Mag es nach alledem dahin gestellt bleiben, wie weit die ursprüngliche Geschlechtsfreiheit ging, ob wir vor den Ehen zweier Gruppen aus verschiedenen Totems Gruppenehen innerhalb desselben Totems oder ganz unbeschränkten Verkehr annehmen dürfen: das Eine sollte nicht mehr bestritten werden, daß die Urehe keine Verbindung zweier Einzelpersonen war. Sagen der verschiedensten Völker wissen von ehemaliger Geschlechtsfreiheit zu melden und zu berichten, wie erst ein großer Herrscher kommen mußte, um die Sonderehe einzusetzen. Und zahlreich sind die Ueberbleibsel aus jenen Zeiten des freien Verkehrs.

Zunächst wird vielfach die Sonderehe als etwas Sündhaftes, der Natur und Sitte Zuwiderlaufendes angesehen. Um daher die unheilvollen Folgen der Sünde auf einen leblosen Gegenstand abzuleiten, verheirathet man sich vorher mit einem Baum, — wie dies zu gleichem Zweck anderwärts vor Eingehung einer zweiten Ehe, die nicht selten als anstößig gilt, geschieht, oder wie die ältere Schwester, wenn die jüngere vor ihr heirathen will, mit einem Baumzweig vermählt wird. Vielfach müssen die Gatten von einander getrennt leben oder dürfen wenigstens nicht zusammen essen und trinken; Trennung von Tisch und Bett ist heute noch der Grundgedanke der chinesischen Ehe.

---

*) Westermarck a. a. O. S. 319.

**) Fison und Howitt a. a. O. S. 4 (nach Starcke, Die primitive Familie, S. 240).

Dieser Anrüchigkeit der geordneten Ehe entspricht andrerseits die hohe Stellung, welche so oft die gewerbsmäßigen Buhlerinnen einnehmen, die der alten Sitte des freien Verkehrs treu Gebliebenen: so in Indien — man vergegenwärtige sich Vasantasena's glänzendes Leben in Çûdraka's Schauspiel „Thonwägelchen“ und daß heute noch in manchen Theilen des Landes der Eintritt eines Mädchens in den Dienst der freien Liebe feierlich der Kaste verkündet wird —, in Java, in Theilen von Afrika — wo die Buhlerinnen hohen Rang am Hofe bekleideten und sogar mit der Beherrschung einer Stadt oder Provinz betraut wurden —, im alten Athen. Bildeten doch noch im Mittelalter die Mädchen der öffentlichen Häuser in Nürnberg „eine ehrbare Zunft mit besonderen Rechten und Gebräuchen“*). In Athen wurden Gelübde abgelegt, der Aphrodite die Töchter als Hetären zu weihen; ein solches Gelübde für den Sieg in Olympia hat Pindar in einer Ode verherrlicht. Ueberhaupt galt die Preisgebung vielfach als ein der Gottheit wohlgefälliges Werk; hierauf beruht der Mylittadienst in Babylon, der Aphroditedienst in Abydos, Ephesos und anderwärts, der Anaitisdienst in Armenien und die mannigfachen ähnlichen Erscheinungen, die noch heute bei manchen Naturvölkern in Blüthe stehen. Diese Preisgebung im Tempel, welche jedes Mädchen zwang, sich vor der Ehe einem Fremden zu widmen und den dafür erhaltenen Lohn der Göttin zu spenden, sollte Letztere damit versöhnen, daß fortan die Frau sich nur dem Einen Gatten gab und allen andern Männern versagte**). Mose verbot, diesen Lohn „in das Haus Gottes, Deines Herrn (zu) bringen, aus irgend einem Gelübde“***). Aber noch in einer bis vor Kurzem unter siebenbürgischen Rumänen bestehenden Sitte hat man†) einen Nachklang der alten Anschauung finden wollen: dort kamen an einem bestimmten Tage im Jahr die Mädchen zusammen, standen oder saßen auf ihrer Mitgift, die Männer verhandelten mit den Eltern, und dabei herrschte — Kußfreiheit für Jedermann.

Der religiöse Charakter der Geschlechtsfreiheit tritt auch sonst hervor. Häufig steht dem Priester oder dem Häuptling — Beide ursprünglich ein und dieselbe Person — ein Recht auf die Brautnacht (jus primae noctis) zu, und die Ausübung dieses Rechts gilt als eine besondere Weihe des Schoßes, für die der Bräutigam den Priester wohl gar noch bezahlt. Bei bestimmten Jahresfesten, wo das Volk nach dem eigenen Ausdruck eines

---

*) Hügel, Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution, S. 45 (nach Kulischer, Ueberreste der communalen Ehe: Frauenhäuser und Nonnenklöster [Kosmos Bd. XII] S. 380.)

**) Vgl. Herodot I, 199.

***) 5. Mos. 23, 18.

†) Kohler, Der Mädchenmarkt auf dem Gainaberg (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. VI) S. 398 f.

indischen Stammes voller Teufelei steckt*), findet allgemeine Ungebundenheit im Verkehr statt, und auch bei Seuchen und sonstigen Unglücksfällen wird sie vorübergehend geboten. So ging in Hawai nach dem Tode des Königs die Bevölkerung beiderlei Geschlechts einen Monat lang nackt umher, und während dieser Zeit herrschte volle Freiheit im Umgang.

Eine andere Gestaltung des Brautnachtsrechts weist auf die freien Verhältnisse gerade der ehemaligen Gruppenehe hin: danach muß sich die Braut zuerst den Verwandten des Bräutigams, besonders seinem Vater, oder auch den Hochzeitsgästen preisgeben. Die einmalige Hingabe erscheint hier als Abfindung für das durch die Sonderehe den Stammesgenossen des Mannes entzogene Recht, welches ihnen dereinst die Gruppenehe gewährt hatte. Ein Rest dieses Brauchs findet sich noch bei den heutigen Serben im Banat: die Hochzeit dauert mehrere Tage; während dieser Zeit theilt der Brautführer das Bett der Braut, und erst am letzten Tage tritt er seinen Platz dem Bräutigam ab; zum Brautführer wird heute freilich stets ein unreifer Knabe gewählt, wodurch der alte Brauch seiner den jetzigen Anschauungen widerstreitenden Bedeutung völlig entkleidet wird.

Vielfach stehen neben einander die Pflicht der Frau zu strengster Treue in der Ehe und ihre volle Freiheit zu ungebundenem Verkehr vor der Ehe: eine in unseren Augen seltsame Verbindung, die indeß im Folgenden ihre Erklärung finden wird. Der voreheliche Geschlechtsverkehr auf weiblicher Seite ist bei den Naturvölkern heute noch außerordentlich verbreitet. Es kommt vor, daß die Mädchen schaarenweise in die gemeinsamen Häuser der jungen Männer oder selbst in ein fremdes Dorf einbrechen, um sich anzubieten. Und zwar ist der Zweck solcher Preisgabe häufig lediglich Gelderwerb; die Mädchen verdienen sich auf diese Weise ihre Aussteuer; oft werden sie auch vom Vater dazu angehalten und müssen den Lohn an ihn abgeben, um so die Kosten ihrer Erziehung zu erstatten. Weit davon entfernt, anstößig zu sein, gereichen voreheliche Verhältnisse dem Mädchen vielfach zur Ehre. Von den Slaven erzählt ein arabischer Geograph des elften Jahrhunderts, daß der junge Ehemann seine Frau fortjagte, wenn er sie noch unschuldig fand; denn darin liege der Beweis, daß an ihr nichts Gutes sei. Mädchen mit einem Kind werden vielfach besonders geschätzt; haben sie doch ein Zeugniß für ihre Fruchtbarkeit abgelegt. Der eigenthümliche Kopfputz der unehelichen Mutter z. B. bei den Grönländern ist kein Schandmal, sondern ein Ehrenzeichen. Derlei Anschauungen sind uralt. Schon Herodot**) berichtet von einem libyschen Stamm, dessen Frauen die Zahl ihrer Liebhaber durch Fußringe kenntlich machten, „und diejenige, welche die meisten

*) Ueberbleibsel einer menschlichen Brunstzeit? S. Westermarck a. a. O. S. 19 ff. Havelock Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl (Deutsch von Kötscher). S. 126 ff.

**) IV, 176.

Ringe hat, gilt für die beste, weil sie von den meisten Männern geliebt worden ist". Auch in der bekannten ägyptischen Erzählung vom Schatz des Rhampsinit tritt eine sehr ungezwungene Auffassung zu Tage: der König schickt seine Tochter in ein öffentliches Haus, damit sie jeden Mann annehme, ausfrage und so den Schatzdieb herausfinde*) — ein Weg, dem auch unsere heutige Polizei manche Entdeckung verdankt. Jener Zwischenfall aus dem messenischen Kriege, in dem nach zehnjähriger Dauer die Spartaner ihre jungen Krieger nach Hause sandten, damit sie unterschiedslos mit allen Mädchen für Nachwuchs (in der Folge Parthenier, Jungfernkinder, genannt) sorgten, zeigt, daß damals die alten Anschauungen noch nicht ganz verblaßt waren.

Ein merkwürdiges Beispiel äußerlicher Einehe bei thatsächlicher Geschlechtsfreiheit bieten die Nairs, die Adelskaste an der Malabarküste Vorderindiens. Nach feierlicher Vermählung, bei welcher um den Nacken der Brautleute eine Schnur mit Münzen gebunden wird, die der Mann dann dem Mädchen umhängt, leben Beide einige Tage zusammen. Ist diese Zeit jedoch verstrichen, so trennen sie sich und müssen sich von da ab ihr ganzes Leben lang von einander fern halten; die Frau kann mit beliebig vielen Männern verkehren, der Mann mit beliebig vielen Frauen; aber ein weiteres Verhältniß zwischen den Ehegatten wäre im höchsten Grade anstößig.

Wie langsam sich die Sonderehen Eingang verschafft haben mögen, das scheinen uns die Dreiviertel-Ehen im nubischen Afrika lehren zu wollen. Hier braucht die Frau sich nur an einigen Tagen der Woche ihrem Gatten zu widmen, an den übrigen hat sie volle Freiheit; die Anzahl der Treuetage wird vor der Heirath, oft unter lebhaftem Feilschen, von den beiderseitigen Verwandten festgesetzt und ist umso größer, je höher der vom Manne für die Frau gezahlte Kaufpreis ist. Und wenn bisher nur von der vorehelichen Geschlechtsfreiheit des Weibes die Rede war: — zeigt nicht vor Allem die heute noch bei den höchstgesitteten Völkern herrschende voreheliche Geschlechtsfreiheit des Mannes, wie tief die alten Vorstellungen in uns wurzeln, — Vorstellungen, welche die französische Revolution nicht minder wie eine Richtung unserer Socialdemokratie als die einzig natürlichen zu neuer Gesetzmäßigkeit zu erheben trachtete?

Einer der bedeutendsten Marksteine in der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesittung steht dort, wo die gemeinschaftlichen Geschlechtsverhältnisse in die Einzelehen übergehen. Nicht minder weittragend ist diese Entwicklung, als der Uebergang von Gemein-Eigenthum zum Sonder-Eigenthum. Und es ist anzunehmen, daß sich hier wie dort der Uebergang in derselben Weise vollzog: durch Gewalt. Der Starke, der Mächtige, der Fürst war es, der die Beute des Krieges oder der Jagd zu-

*) Herodot II, 121.

erst für sich allein in Anspruch nahm. Und wie er im Gefühle seiner Kraft sich weigerte, das eroberte Land als Eigenthum mit den Stammesgenossen zu theilen, so heischte er das dem Feinde entrissene Weib für sich allein, als Gegenstand seines Genusses, als Hilfskraft bei seiner Arbeit. An die geraubte Frau durften die Genossen keine Ansprüche mehr erheben; ebenso wenig war aber ihre eigene Familie, aus der sie vom Räuber gewaltsam losgelöst war, im Stande, fürder Rechte auf sie geltend zu machen. So ihres alten, starken Rückhalts entäußert, fällt sie ganz in die Gewalt des Mannes, sinkt zur Sache in den Händen des Gatten herab, der nun seinerseits die Oberherrschaft in der von ihm begründeten Familie übernimmt: das Mutterrecht weicht dem Vaterrecht.

Wenn das Gefühl des gesitteten Gegenwartsmenschen durch dieses Recht des Stärkeren verletzt werden mag, so darf — ohne daß man noch einen Blick in die Thierwelt zu werfen brauchte — nur daran erinnert werden, wie häufig in Sitte (Turniere) und Sage (Wettkampf der Freier in der Odyssee) der körperlich Ueberlegene die Braut heimführt und wie ganze Stämme durch Gewalt und List zu Weibern kommen (Raub der Sabinerinnen durch die Römer, der Töchter Silo's durch die Benjaminiter*). Jene Loslösung der Frau aus der Mutterfamilie erklärt uns übrigens, weshalb die arische Ursprache Bezeichnungen nur für diejenigen Schwägerschaftsverhältnisse aufweist, welche die Beziehungen der Frau zu den Verwandten des Mannes betreffen, — in dessen Familie sie ja eintrat! — nicht aber auch für die Beziehungen des Mannes zu den Verwandten der Frau. In manchen Gegenden Amerikas reden die Frauen eine andere Sprache als die Männer, nämlich diejenige des Nachbarstammes: auch dies ist auf ehemaligen Weiberraub zurückzuführen.

Die **Raubehe** ist oder war wohl bei allen Völkern verbreitet. Der Name ist indeß ein wenig irreführend: begründende Thatsache ist nicht eigentlich die Handlung des Raubes, sondern vielmehr das thatsächliche Zusammenleben des Räubers mit der Geraubten. Ist doch einer älteren Zeit die Scheidung von Rechtsverhältniß und thatsächlichem Verhältniß fremd; so kennt sie keinen Unterschied von Besitz und Eigenthum**); Wallensteins Wort gilt: „Sei im Besitze, und du wohnst im Recht." Wie das fränkische rauba für bewegliche Sache auf den gewaltsamen Ursprung des Sondereigenthums an solchen hinweist (daraus das französische robe), so bedeutet das griechische Wort für Gattin δάμαρ eigentlich die Gebändigte***) und das deutsche Braut wohl die Geraubte†). Bryllup heißt im Norwegischen

---

*) Richter 21, 20—23.

) **Bernhöft, Die Principien des europäischen Familienrechts (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. IX,) S. 393.

***) Von δαμάω, vgl. δμῶς = der im Kriege Gebändigte, der Sklave.

†) **Grimm**, Wörterbuch unter: Braut.

so viel wie Hochzeit, und das entsprechende deutsche Brautlauf bezeichnet noch heute in Altbaiern ein Hochzeitsspiel, bei welchem die Braut davonläuft.

Denn der alte Frauenraub hat sich bei gesitteten Zuständen in Sinnbilder, Spiele und Hochzeitsscherze verflüchtigt, wogegen wir der echten Urform bei zahlreichen Naturvölkern begegnen. Das indische Gesetzbuch des Manu*) zählt unter den verschiedenen Arten der Ehe die Râkschasa-Ehe auf, d. i. die Hinwegnahme eines Mädchens unter Verwundung und Einbruch und Fortführung der Klagenden und Weinenden aus dem Hause. Von den griechischen Stämmen hatten bekanntlich die Spartaner Urväter-Sitte am längsten bewahrt: und so wurde denn hier auch die Braut geraubt, der junge Gatte durfte sie nur Nachts verstohlen besuchen, und die Beiden sahen sich vielleicht das erste Mal bei Tageslicht, nachdem ihnen schon Kinder geboren waren**). Bei den Römern waren Hochzeiten an Festtagen verboten, weil an solchen jede Gewaltthat Sünde war***). Wie tief die alte Uebung bei den Germanen Wurzel geschlagen, zeigen — abgesehen von Spuren in den Gedichten Nibelungenlied und Gudrun — die Volksrechte, in welchen sie zwar durch Androhung von Bußen bekämpft wird, aber doch als rechtsgültig anerkannt werden muß: die Entführung löst ein anderweitiges Verlöbniß, nach alemannischem und angelsächsischem Recht sogar eine schon bestehende Ehe. Und ein Rest der Anschauung, daß das Thatsächliche des Zusammenlebens für die rechtlichen Wirkungen der Ehe entscheidend ist, zeigt sich in der bis vor Kurzem noch geltenden Bestimmung deutscher Sonderrechte, wonach das eheliche Vermögensrecht†) nicht mit der Trauung, sondern mit dem Beilager in Kraft tritt. Mannigfache Sprichwörter bringen dies in lebhafter Anschaulichkeit zum Ausdruck: „Ist das Bett beschritten, ist das Recht erstritten;“ „ist die Decke über den Kopf, so sind die Eheleute gleich reich“††).

Wenn der Frauenraub längst als Strafthat gebüßt wird, gemahnen, wie erwähnt, noch zahlreiche Hochzeitsspiele an die alte wilde Zeit. Dabei hat sich die Bildkraft der Völker in reichem Maße entfaltet. Hier begiebt sich die Frau zum Schein auf die Flucht und muß vom Bräutigam ein-

---

*) 3, 32.

**) Plutarch, Lykurg c. 15.

***) Macrob. sat. 1,15. Vgl. Festus s. v. rapi.

†) Auch die Standesgemeinschaft: Sohm, Das Recht der Eheschließung, S. 96.

††) Der entscheidende Zeitpunkt ist sehr verschieden. Stobbe, Handbuch des deutschen Privatrechts Bd. IV, S. 38 f. giebt nach den Quellen u. a. an: wenn die Frau in des Mannes Bett geht, — wenn die beiden Personen das Ehebett beschritten haben, — wenn der Eine des Andern Bett beschritten hat, — wenn die Decke über ihnen zusammenschlägt, — wenn sie bei einander gelegen oder geschlafen haben, — wenn die Frau an des Mannes Bett tritt, — wenn sie zu seinem Bett und Leib kommt, — wenn die Frau an sein Bett tritt und sich entschuht, — wenn die Frau sich vor des Mannes Bette entgürtet, — wenn sich Beide entgürten, — wenn der Mann sich entgürtet, — wenn die Frau das Schlafgemach betritt, — wenn sie überhaupt zusammen wohnen.

geholt werden; dort wird sie von diesem gewaltsam aus ihrem Hause geschleppt, z. B. mit Riemen auf seinen Rücken geschnallt; bei der römischen rechten Ehe — wie heute noch in China — mußte sie am Eingang zum Hause des Mannes zurückscheuen und sich gewaltsam über die Schwelle heben lassen; wieder anderswo fordert es der Anstand, daß die Neuvermählten sich gegenseitig schimpfen und blutig kratzen. Besonders häufig ist es leicht erklärlicher Weise nicht die Braut selbst, sondern deren Familie, die dem Bräutigam einen scheinbaren Widerstand entgegensetzt: das Mädchen wird verleugnet und versteckt; oder man verschließt die Thüren, der Bräutigam und seine Genossen poltern dagegen und es wird ihnen nur gegen Geschenke aufgethan; bei der Fahrt zur Kirche, auch bei der Heimführung, versperren gekreuzte Waffen den Weg und geben nur gegen Loskaufgeld freie Bahn; vollständige Scheingefechte zwischen den Verwandten der Braut und dem Gefolge des Bräutigams finden statt, — ein Kampfspiel vor der Kirche während des Ringwechsels kannten die Germanen; — am Vorabend der Hochzeit werden Flinten- oder Pistolenschüsse abgefeuert u. s. w. Zahlreiche Hochzeitsgesänge weisen Anklänge an die alte Zeit auf; so singt in einem russischen Liede die Braut am Hochzeitstage: „Am Ende des heutigen Tages wird der Garten eingefangen sein, das ganze Volk besiegt und die Freiheit zur Unfreiheit werden“ *).

Aus der Raubehe entwickelt sich die — ebenfalls über die ganze Erde verbreitete — Kaufehe. Der Frauenraub führt nämlich leicht zu Fehden zwischen den beiden Stämmen des Räubers und der Braut; auf höherer Stufe werden diese Fehden durch Buße beigelegt und schließlich gelangt man dahin, schon vor der Heimführung einen Preis für die Braut gütlich zu vereinbaren. So bildet sich häufig ein ausdrückliches Gebot heraus, daß die Frauen nur nach vorgängigem Kaufe geheirathet werden dürfen, und der Kauf wird die gesetzlich vorgeschriebene Eheform. In der That kommt die Kaufehe auf ganz tiefer Stufe nicht vor.

Der Frauenkauf ist, rechtlich betrachtet, ein wirklicher Kauf. Die Frau tritt dabei nicht als vertragschließender Theil auf, sondern sie ist der Kaufgegenstand, die Waare, welche den Grundsätzen des Waarenkaufs unterliegt. Bei Mängeln der Waare — der Frau — kann der Käufer — der Mann — Rückgabe des Kaufpreises fordern, so beim Mangel der Jungfräulichkeit, bei Unfruchtbarkeit, bei Ehebruch, und zwar in den beiden ersten Fällen gegen Rückgabe der mangelhaften Sache — der Frau —. Von einem derartigen Recht macht Hephästos Gebrauch, wenn er die Fesseln von Ares und Aphrodite nicht früher lösen will, als „bis mir zurück sie alle der Vater gereicht, die Geschenke“ **) (d. h. den Brautpreis). Kauf-

*) Kulischer, Intercommunale Ehe durch Raub und Kauf (Zeitschrift für Ethnologie, Bd. X) S. 206 f.

**) Odyssee 8, 318.

preis ist das landesübliche Tauschmittel: meistens (so bei Homer) Rinder, weil die Kaufehe in der Regel auf der Stufe der Viehzucht auftritt; bei Indianern Muschelschnüre, Wolldecken, Pferde u. s. w. Die Höhe des Kaufpreises ist verschieden nach der Güte der Waare. Hierbei kommt in Betracht: Schönheit, die in den Augen niedriger Völker meist mit Wohlbeleibtheit zusammenfällt*), Alter, Rang, Vermögen, Personenstand. Jungfrauen werden in der Regel höher bezahlt, geschiedene Frauen niedriger, Wittwen ebenfalls niedriger, manchmal jedoch, wenn sie schon geboren und dadurch ihre Fruchtbarkeit bewiesen haben, höher. Die Festsetzung des Preises unterliegt zum Theil freier Vereinbarung, zum Theil entscheidet die Uebung; es kommt auch vor, daß die Obrigkeit eine Höchstgrenze setzt, damit nicht durch unmäßiges Hinauftreiben der Preise den Aermeren das Heirathen unmöglich gemacht werde. Empfänger des Kaufpreises ist ursprünglich die Familie der Braut: war dieser Preis doch zunächst nichts Anderes als eine Abfindung ihres Stammes, dessen Angelegenheit — wie alle anderen Rechtsverhältnisse — auch die Ehe war. So ertheilt Homer den Jungfrauen das Beiwort: „viele Rinder einbringend"**) (nämlich dem Vater einbringend). Gleiches galt ursprünglich im deutschen Recht; später legte der Mundwalt den erhaltenen Kaufpreis in die Hände der Braut und schließlich bekommt ihn diese sofort selbst.***)

Es wurde bereits darauf hingewiesen, in welchem Maße das Aufkommen des Vaterrechts, die Vorherrschaft des Mannes in der Ehe und Familie, durch die Raubehe begünstigt wurde. Andererseits erkannten wir in der Kaufehe nichts Anderes als die gesetzliche Form, der die Raubehe zustrebte. Die Kaufehe bildet also die Grundlage des gesetzmäßigen Vaterrechts. Mit Zahlung des Kaufpreises erwirbt der Mann an der Frau und den Kindern derselben diejenigen Familienrechte, welche vordem der Familie der Frau zustanden: eben diese Rechte sind es, die er — neben der Arbeitskraft der Frau — ihrer Familie abkauft. Ist daher der Mann nicht im Stande, den Preis hierfür zu zahlen, so behält die Frauenfamilie ihre Rechte auch nach der Ehe weiter; mit andern Worten: der Mann wird hier eine vaterrechtliche Familie nicht gründen können und die Verwandtschaftsordnung bleibt mutterrechtlich. Diesen Zustand finden wir in der That vielfach bei Völkern, die Vater- und Mutterrecht nebeneinander haben. Auch bei den Germanen kam, wenn die Frau nicht gekauft wurde, wohl eine Ehe zu Stande; aber die Frau blieb in ihrer Familie, die Kinder unterstanden der Gewalt ihres (der Frau) Vaters und erbten in deren Familie, nicht vom

---

*) So wird bei dem finnischen Stamme der Wogulen für eine Magere 5 Rubel, für eine recht Feiste aber 25 Rubel gezahlt: Mayer von Waldeck, Rußland, Bd. I, S. 250.

**) ἀλφεσίβοιαι: Ilias 18, 593.

***) Die Morgengabe, welche die junge Frau am Morgen nach der Hochzeit vom Manne empfing, ist wahrscheinlich ein Rest des Kaufpreises.

eigenen Vater; starb die Frau beim Manne, so mußte dieser für sie Wergeld an ihre Angehörigen zahlen. Gemäß den Grundsätzen des Sachenrechts kommt auch eine Abzahlung des Brautpreises mit vorbehaltenem Eigenthum an der Braut vor: dann führt sie der Mann erst nach voller Bezahlung des Preises heim und muß bis dahin bei ihr wohnen oder darf sie nur zum vertrauten Umgang besuchen (s. g. Busenrecht). Anderswo wird der Kaufpreis gestundet und erst mit dem Preise bezahlt, den die in der Ehe erzeugten Töchter erzielen.

Wie lange die Kaufehe sich bei fortgeschrittenen Völkern erhalten hat, erwiesen schon die Beispiele der Griechen, deren regelmäßige Eheform sie in den Tagen Homers war, und der Germanen. Von älteren geschichtlichen Völkern sind insbesondere die Hebräer*) und die Römer hinzuzufügen. Die Hauptart der römischen bürgerlichen Ehe zur Zeit Papinians**) war noch in einen Scheinkauf mit Besitzesübergabe gekleidet: wie jedes andere Kaufgeschäft erfolgte sie vor fünf Zeugen und einem Wagehalter; der Bräutigam schlug mit einem Geldstück (As) an die Wage und sprach, indem er die Braut anfaßte, die Kaufformel aus. (Daneben bestand die ebenfalls dem Sachenrecht entlehnte Ersitzung der Frau***), wenn diese sich ein Jahr lang im ununterbrochenen thatsächlichen Besitz des Mannes befand; die Ersitzung wurde dadurch unterbrochen, daß die Frau drei Nächte hinter einander aus dem Hause des Mannes fortblieb.) Die germanische Kaufehe tritt als die gewöhnliche Eheform nicht nur in der Edda†), sondern auch in den deutschen Volksrechten auf, — so lautet im Volksrecht der salischen Franken der Ausdruck für „heirathen“: „ein Weib kaufen“ und für „verloben“ (= zur Frau geben): „ein Weib verkaufen“, — ja selbst Urkunden und Schöffensprüche des Mittelalters reden vom „Kauffen der Frauen“ und in Niedersachsen bedeutet „Brudkop“ (Brautkauf) heute noch so viel wie Verlobung. Tacitus††) irrt daher gewiß, wenn er die von ihm als Brautpreis aufgeführten Gegenstände (Rinder, ein aufgezäumtes Roß und Waffen) nur als Sinnbild der ungetheilten Lebensgemeinschaft in Krieg und Frieden erklärt; haben jene Gegenstände doch für die männlichen Verwandten der Frau einen sehr erheblichen thatsächlichen Werth. Heute findet sich wirkliche Kaufehe außer bei zahlreichen Naturvölkern insbesondere bei den niederen und mittleren Ständen des Islam. Bei uns hat sie ihre letzte Spur hinterlassen im Trauring, dem vom Bräutigam der Braut gegebenen Handgeld. Als Hochzeitsscherz ist sie auch sonst noch lebendig, z. B. in dem klein-

---

*) Z. B. 1. Mos. 34, 12; 2. Mos. 22, 16 f. Vgl. unten über die Dienstehe.

**) Die coemptio.

***) Die Usus-Ehe.

†) Gripispa V. 30, Fafnismal V. 41.

††) Germania c. 18.

russischen Brauche, wonach der jüngste Bruder die Braut um ein paar Dukaten verkauft*).

Meist als Abarten der Kaufehe erscheinen die Tausch- und die Dienst-Ehe. Die Tauschehe ist nämlich häufig nichts Anderes als der gegenseitige Verkauf von Frauen, bei dem die Kaufpreise gegen einander aufgerechnet werden. Daneben begegnet sie uns freilich auch als selbständige Bildung, als wirklicher Weiberaustausch zwischen mehreren Geschlechtern**), wo sie dann wohl aus der Raubehe in gleicher Weise hervorgegangen sein wird, wie der Tauschhandel aus dem Sachenraub. Man vergleiche die Nebeneinanderstellung im Faust II, 8783 (Phorkyas zu Helena und ihren Frauen): „Erobert', marktverkauft', vertauschte Waare Du!" Bei der Dienstehe, einer allgemeinen Erscheinung, leistet der Mann im Hause des Schwiegervaters Dienste und zwar in der Regel als Ersatz für den Kaufpreis: mit den Dienstleistungen wird die Frau bezahlt. Diese Bedeutung hat Jakobs Dienst um Lea und Rahel bei deren Vater Laban***). Besonders häufig dienen arme Freier, die den Kaufpreis für eine Frau nicht erlegen und sich eine solche daher nur durch ihrer Hände Arbeit gewinnen können.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß die Verdrängung des Mutterrechts durch das Vaterrecht nur im Laufe sehr allmählicher und nicht allerwärts gleichmäßiger Entwicklung erfolgt ist. Wäre es doch überhaupt völlig verfehlt, anzunehmen, daß die Völker nach einer Schablone in genau abgegrenzten Stufen vorwärts gingen. Die eine niedere Gesellschaftsform kann längst einer höheren Platz gemacht haben, während die Reste einer andern sich noch beharrlich behaupten. So findet sich z. B. nicht selten Mutterverwandtschaft (mit Wirkung im Erbrecht u. s. w.) neben Raubehe und Vaterherrschaft†).

Eine seltsame Nachwirkung hat das zurückgedrängte Mutterrecht in der Scheu vor der Schwiegermutter hinterlassen. Bei den verschiedensten einander stammfremden Völkern besteht die Sitte, daß Schwieger-Mutter und Schwieger-Sohn sich nach der Hochzeit nicht mehr sehen dürfen. Begegnen sie sich, so versteckt sich die Schwiegermutter im Busch oder Gras, oder der Schwiegersohn hält den Schild vor das Gesicht. Hier und da darf nicht einmal der Name des Schwiegersohnes genannt werden, ja es kommt vor, daß es verboten ist, dessen Silben sogar dann auszusprechen, wenn sie sich in andern Wörtern finden: an ihre Stelle muß die Familie der Schwiegermutter bestimmte andere Silben setzen, über welche sie sich vorher verständigt hat. Ueberhaupt erstreckt sich diese zur Schau getragene

*) Weinhold, a. a. O., S. 211, Anm. 4.

**) Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, Bd. I. S. 317.

***) 1. Mos. 29, 18. 27. Vgl. 31, 15: „Denn er (Laban) hat uns (Lea und Rahel) verkauft.

†) Dies im Einzelnen nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst von Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht.

Feindschaft zuweilen auf alle Angehörigen der beiderseitigen Familien. Es ist eben der Kampf der alten Macht des Mutterrechts mit der neuen Gewalt des Vaterrechts, der darin nachhallt; die Schwiegermutter, verdrängt aus ihrer dereinstigen Stellung im Mittelpunkt der Familie, bildet „einen lebendigen Protest gegen die neue Ordnung“ *).

Die Grundlage des Vaterrechts ist wesentlich verschieden von derjenigen des Mutterrechts: ein Blutsband hält die mutterrechtliche Familie zusammen, ein Rechtsband die Familie des Vaterrechts. Es mag ja sein, daß das Aufkommen des Vaterrechts begünstigt wurde durch einen Umschwung der Anschauungen über des Vaters Antheil an dem Entstehen des Kindes, wie er in Apolls Worten aus den Eumeniden und auch anderwärts bemerkbar ist. Aber dieser Gesichtspunkt ist nebensächlich. Denn das Vaterrecht geht gar nicht, wie das Mutterrecht, von den Beziehungen der Eltern zu den Kindern aus; seine Grundlage bildet vielmehr das Verhältniß des Mannes zur Frau. Und wie letzteres auf der Besitzergreifung der Frau durch den Mann beruht — sei es kraft Raubes (bei der Raubehe), sei es kraft Vertrags (bei der Kaufehe und ihren Abarten, der Tausch- und Dienstehe), — so ist der eigentliche Inhalt des Vaterrechts die Herrschaft des Mannes. Und zwar zunächst seine Herrschaft über die (geraubte, gekaufte, ertauschte, erdiente) Frau, sodann folgeweise über deren Erzeugnisse: die Kinder. Mit dem Zerfall der alten Geschlechtsgenossenschaft gehen dann zum Theil diejenigen Rechte und diejenige Schutzpflicht, welche der Genossenschaft gegen das einzelne Mitglied zustanden, auf den Vater als Oberhaupt der Familie über. Und eine weitere Verstärkung erfährt die Machtstellung des Familienvaters und die ihm zu bezeigende Ehrerbietung durch seine unantastbare Priesterwürde: in seinen Händen ruht der Hausgottesdienst; er bringt die Todtenopfer den Ahnen, welche dafür der Familie ihren Beistand verleihen, und dereinst werden Kinder und Enkel ihn selbst als Ahnherrn um Schutz anflehen **). So hat das Vaterrecht den einfach-natürlichen Ausgangspunkt des Mutterrechts verlassen und ist auf den Rechtsboden fortgeschrittener Gesittungsverhältnisse getreten.

Der Vater ist nicht sowohl der Erzeuger, als vielmehr der Herr, der „Patriarch“; die Familie ist nicht die Blutsgenossenschaft, sondern die „Hausgenossenschaft der unter der Hausherrschaft des pater familias (= Familienvaters) vereinigten Personen“ ***). Das Wort „Familie“ selbst stammt von dem oskischen femel (lat. famulus) = Knecht ab und bezeichnet die Gesammtheit der dem Vater als Herrn dienenden Personen: die Frau, deren Kinder, die an Kindesstatt Angenommenen, aber auch die Sklaven. Nannte der

*) Lippert, a. a. O., Bd. II, S. 93.

**) Die Bedeutung der Hauspriesterschaft für die Entstehung der väterlichen Gewalt hat besonders hervorgehoben Fustel de Coulanges, La cité antique. S. 102 ff. 107 f.

***) Heusler, Institutionen des Deutschen Privatrechts, Bd. II, S. 271.

Römer die Kinder doch einfach „Freie“*), um sie damit von den Sklaven zu unterscheiden, die im Uebrigen als Gewaltunterworfene mit ihnen auf gleicher Stufe standen. Auch auf die Verwandtschaft der deutschen Worte „Knabe“ und „Knappe“ (vgl. „Rabe“ und „Rappe“), welche nach Grimm ursprünglich die Bedeutung von „Knecht“ hatten, und auf die Ableitung des Wortes „Mädchen“ von „Magd“ darf verwiesen werden.

„Die Herrschaft des Vaterrechts legalisirt die Unterdrückung der Frau“**). Die Frau kommt als Erste in die Gewalt des jungen Familienoberhauptes. Das Bibelwort***) der Hebräer: „Er soll dein Herr sein!“ tönt uns nicht minder scharf aus den Geboten anderer vaterrechtlicher Völker entgegen. Nach altindischem Recht soll die Frau dem Manne alle Beleidigungen verzeihen und ihn wie einen Gott verehren†). Der Koran††) nennt die Weiber „ein Geschenk, welches Gott den Männern gegeben hat“. Bei reinem Vaterrecht herrscht jener Zustand, wie ihn die Odyssee†††) bei den Kyklopen darstellt und den Aristoteles*†) irrthümlich als Ausgangspunkt des gesellschaftlichen Lebens überhaupt angesehen hat:

Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein.

Geräth dergestalt die Frau durch die Ehe leicht in eine sklavenartige Abhängigkeit vom Manne, so wird damit ihr Ansehen überhaupt herabgedrückt und sie sinkt immer mehr von der Stufe, die sie unter Mutterrecht eingenommen hatte. Bezeichnend sind hierfür die Verhältnisse in China, wo sie erst, nachdem sie Mann und Söhne bedient hatte, essen durfte*††), und zwar allein in einer Ecke. Eine chinesische Schriftstellerin*†††) schreibt: „Die Frauen sollten fortwährend an die niedrige Stellung erinnert werden, die sie in der Schöpfung einnehmen. Wenn ein Sohn geboren wird, so darf er im Bett schlafen, wird in schöne Gewänder gekleidet und spielt mit Perlen; Jedermann gehorcht ihm. Wird aber ein Mädchen geboren, so schläft es auf der Erde, wird in bloßes Tuch gehüllt und darf nur mit Ziegeln spiegeln. Ein Mädchen kann weder Tugenden noch Laster haben; es darf nur daran denken, Wein und Speisen zu bereiten und seine Eltern nicht zu ärgern“. Im älteren deutschen Recht stand die Frau lebenslänglich unter der Vormundschaft ihres ältesten männlichen Verwandten oder ihres Mannes; in Korea besitzt sie nicht einmal einen eigenen Namen,

---

*) Liberi.
**) Grosse, a. a. O. S. 181.
***) 1. Mos. 3, 16.
†) Manu 5, 158. 154.
††) Sure 16, 74.
†††) 9, 114 f.
*†) Politik I, 2.
*††) Aehnliche Sitten bei zahlreichen anderen Völkern: s. Haberland, Gebräuche und Aberglauben beim Essen (Zeitschrift für Völkerpsychologie XVIII) S. 133 ff.
*†††) Pan-Hui Pan nach Katscher a. a. O. S. 59 f.

sondern heißt nur die Tochter, Schwester, Mutter des X. Mannigfache sinnbildliche Handlungen bei der Heirath bringen die Besitzergreifung der Frau durch den Mann und damit den Beginn seiner Herrschaft zum Ausdruck: er setzt ihr den Fuß auf den Kopf, legt seine Kniee über die ihrigen, giebt ihr einige leichte Schläge u. dgl. In China besteigt er einen hohen Sessel, vor dem sie sich zur Erde wirft; der russische Bräutigam erhielt ehedem eine Peitsche vom Vater der Braut, nachdem dieser seine Tochter zum letzten Male damit geschlagen hatte; der germanische Bräutigam empfing vom bisherigen Mundwalt ein Schwert: beides als Zeichen der Gewalt-Uebertragung. Bei der Verlobung, welche das deutsche mittelalterliche Gedicht Meier Helmbrecht schildert, tritt der Bräutigam die Braut auf den Fuß*), und noch heute ist bekanntlich vielfach der Glaube verbreitet, daß umgekehrt die Frau die Herrschaft in der Ehe erlange, wenn sie gleich nach der Trauung ihren Fuß auf denjenigen des Bräutigams setzt und der Mann so „unter den Pantoffel kommt“.

Die untergeordnete Stellung der verheiratheten Frau zeigt sich zunächst äußerlich in der Abgeschlossenheit, zu welcher der Mann sie verurtheilt. Wie der Grieche sein Weib im Frauengemach, der Gynäkonitis, hielt, so verbirgt der Mohammedaner das seine vor der Welt im Harem. Häufig müssen die Ehefrauen ihren Leib oder einen Theil desselben verhüllen, während die Mädchen ganz oder halb nackt gehen; sahen wir ja auch das Keuschheitsgebot vielfach nur für verheirathete Frauen in Geltung. Man**) hat hiermit die Vorschrift der olympischen Spiele in Verbindung gebracht, wonach den nackt laufenden Wettkämpfern die Mädchen zusehen durften, während die Anwesenheit von Frauen bei Todesstrafe verboten war. Vielfach muß die Verheirathete wenigstens ihr Haupt verhüllt tragen — so bei Hebräern, Athenern, Römern, Mohammedanern — oder ihren Haarschmuck ablegen oder verbergen. Die verheirathete Römerin trug ständig ein Kopftuch, welches sie bei ihrer Hochzeit umzulegen hatte — daher das lateinische Wort***) für „heirathen“ (vom Weibe gesagt) eigentlich „verhüllen“ bedeutet — und es wird uns von der Verstoßung einer Frau berichtet, die unbedeckten Hauptes über die Straße ging†). Die Germanen schnitten der Braut die Haare ab; die verheirathete Frau mußte eine Haube tragen und der Angriff auf diese Haube ward besonders streng bestraft††). Anderswo entstellen die Frauen nach der Hochzeit ihren Körper; in Japan z. B. rasirten sie früher die Augenbrauen ab und färbten ihre Haare schwarz.

Wie bei strengem Vaterrecht die Frau völlig aufhört, Persönlichkeit zu sein, das wird nur verständlich, wenn man festhält, daß sie als Eigenthum

*) V. 1534.
**) Kautsky, Die Entstehung der Ehe und Familie (Kosmos, Bd. XII) S. 333.
***) nubere.
†) Valerius Maximus 6, 3, 10.
††) Lex Salica LXXV.

des Mannes gilt und den Grundsätzen des Sachenrechts unterliegt. Der alte Cato that den Ausspruch: „Der Mann . . . ist der Richter seiner Frau; er übt die Herrschaft, wie er will. Wenn sie etwas Verkehrtes begangen hat, so züchtigt er sie; wenn sie Wein getrunken oder sich mit einem andern Manne vergangen hat, so richtet er sie“*). Der Ehemann des Vaterrechts verkauft und verpfändet sein Weib; insbesondere giebt er sie seinem Schuldner in Schuldknechtschaft, und sie bleibt dann so lange dessen Nebenfrau, bis die Schuld abgearbeitet ist; aber auch als wirkliche Sklavin kann er sie verkaufen, wobei wohl ihrer Familie ein Vorkaufsrecht zusteht. Von Verkäufen der Frau durch den Mann hört man bei europäischen Völkern ab und zu bis in die neueste Zeit. Noch 1881 hatte sich das britische Unterhaus mit einem Falle zu beschäftigen, in dem ein Ehemann seine Frau einem andern Ehemann für eine Quart Bier verkauft hatte, und dieser Fall steht in England nicht allein. Im Jahre 1887 kamen zwei Rumänen mit einem jungen Weibe zu einem ungarischen Notar und verlangten die Errichtung eines Vertrags über den Verkauf desselben; das Kaufgeld war theilweise schon gezahlt**). Gewiß stehen solche Fälle ganz vereinzelt da, aber wenn ihnen nicht ein einziges Beispiel an die Seite gesetzt werden kann, wonach eine Frau ihren Mann verkauft, offenbaren sie uns dann nicht Ueberreste der strengen vaterrechtlichen Anschauung, welche im Volke noch nicht ganz verloren ist? Wird doch unter Vaterrecht die Frau vom Manne verspielt, verschenkt, letztwillig vermacht, mit einer andern vertauscht, gegen Entgelt — der in die Tasche des Gatten fließt — fremden Männern vermiethet oder auch Freunden umsonst verliehen. So soll Sokrates sein Weib Xanthippe dem Alkibiades ausgeborgt haben, und Plutarch***) erzählt, daß sowohl Lakedämonier wie Römer ihre Weiber Andern überließen, nur mit dem Unterschied, daß die Ersteren bei Fortdauer der Ehe den Verkehr im eigenen Hause gestatteten, während von Letzteren die Frau weggegeben wurde mit dem Recht, sie zurückzufordern; Plutarch knüpft hieran die pharisäische Betrachtung, die lakedämonische Sitte beweise den entschiedensten Mangel an Gefühl für die Gattin, die römische dagegen ziehe in schamhafter Züchtigkeit den Schleier vor das Auge.

Besonders häufig ist es der Gastfreund, dem der Wirth seine Frau zur Verfügung stellt, „um dem Gaste das Bett zu wärmen“, wie die Kaffern sagen†). Es ist dies eine außerordentlich weit verbreitete Sitte, den Gast zu ehren, und dessen Ablehnung gälte als Beleidigung des Wirthes. Den Germanen, welche bei all ihrer gepriesenen Frauenverehrung das Recht des Mannes, sein Weib zu züchtigen, zu verkaufen, zu verschenken, letztwillig

*) Aulus Gellius, noctes Attic. 10, 23.

**) Hellwald a. a. O. S. 317 ff.

***) Vergleich zw. Lykurg u. Numa c. 3.

†) E. von Weber, Vier Jahre in Afrika, Bd. II, S. 218.

zu vermachen, sehr wohl anerkannten, war auch diese Sitte nicht fremd. In der Edda*) kehrt Heimdall nach einander bei drei verschiedenen Ehepaaren ein,

legte zu Beiden ins Bett sich mitten
die Eheleute zur Linken und Rechten,

und zeugte so die Stammväter der Knechte, Bauern und Adligen. Noch im Mittelalter begegnen wir Spuren des Brauchs: der Wirth legt dem Gast seine Frau „auf guten Glauben" zu**).

Stirbt der Ehemann, so geht die Frau mit seinem übrigen Vermögen auf seine Erben über. Diese haben das Recht, sie zu verheirathen und den Kaufpreis für sich einzuziehen. Auch können sie die Wittwe wohl selbst ehelichen, und die oben besprochene Schwagerehe erscheint bei Vaterrecht unter dem Gesichtspunkt, daß die Frau als ein Erbstück an den Bruder des Verstorbenen fällt. Hiermit hängt die untergeordnete Stellung zusammen, in welcher sie sich ihrem Sohne gegenüber befindet. Ueberhaupt schlägt die Verehrung, welche der Frau von den Kindern unter Mutterrecht gezollt wurde, bei Vaterrecht nicht selten in eine zur Schau getragene Verachtung um. Die Japanerin hat drei große Pflichten: Gehorsam gegen den Vater, den Mann und — den ältesten Sohn***).

Die sein Leben überdauernde Gewalt des Mannes über die Frau kann noch härtere Formen annehmen. Wie ihm das Leibroß, Sklaven und sonstiges Eigenthum in den Tod mitgegeben werden, so findet sich auch als Pflicht der Frau, dem verstorbenen Gatten zu folgen: eine alte indogermanische Sitte, die indeß auch bei einer Anzahl heutiger Naturvölker vorkommt. Bekannt ist die Wittwenverbrennung der Inder, ebenso aus der germanischen Sage Brynhild's Selbstmord und Verbrennung an Sigurd's Seite†). In einer skandinavischen Erzählung weigert sich ein junges Mädchen, einen alten Mann zu heirathen, um nicht schon so bald jener Sitte zum Opfer zu fallen††). Abgeschwächte Reste des alten Brauches sind es, wenn die Wittwe den Scheiterhaufen des Mannes besteigt, ihn aber wieder verläßt, sobald sie angesengt ist†††), oder wenn sie Monate lang in oder an dem Grabe des Mannes eingesperrt wird. Häufig reicht die Einwirkung des Verstorbenen nur noch so weit, daß die Wiederverheirathung der Wittwe bei Strafe verboten ist oder doch nicht gerne gesehen wird.

Die verschiedene Stellung, welche Mann und Frau in der Ehe einnehmen, tritt auch im Ehescheidungsrecht hervor. Durch die Heirath hat

*) Rîgsmal.
**) Weinhold a. a. O. S. 393, Anm. 4.
***) Rein, Japan, Bd. I, S. 492.
†) Edda, Sigurdarkwida III, V. 46, 63—67.
††) Weinhold a. a. O. (2. Aufl.) Bd. II, S. 10.
†††) Kohler, Die Rechte der Urvölker Nordamerikas (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. XII) S. 399.

der Mann die Frau zu Eigenthum erworben; dieses Eigenthum kann er durch einseitige Willenserklärung aufgeben, er kann — um einen Ausdruck der römischen Rechtssprache zu gebrauchen — die Frau derelinquiren, gleichwie der Eigenthümer einer Sache diese derelinquirt, auf sie verzichtet. Hierauf beruht das weitverbreitete Verstoßungsrecht des Mannes; manchmal genügt das Aussprechen eines einzigen Wortes, und die Frau hat aufgehört, Gattin zu sein. Der Gedanke, daß damit einem schuldlosen Weibe Unrecht geschehe, ist solcher Auffassung fremd. Aber auch dort, wo eine grundlose Verstoßung ausgeschlossen ist, stehen dem Manne viele und leichte Scheidungsgründe zu Gebote, während die Frau ihrerseits oft überhaupt keine Möglichkeit hat, sich von ihrem Gatten ohne dessen Willen zu trennen. In China und Japan bildet schon Schwatzhaftigkeit der Frau einen Scheidungsgrund. Besonders häufig liegt ein solcher in ihrer Unfruchtbarkeit (noch im späteren römischen Recht und bei den Germanen), denn der Mann heirathet, um rechtmäßige Kinder zu bekommen, die ihm nach dem Tode die zu seiner Seelenruhe nöthigen Opfer sichern. Verschiedenartig behandelt wird besonders der Ehebruch bei Mann und Weib. Oft ist die Untreue des Mannes straflos und nur diejenige des Weibes strafbar; denn das Weib verletzt in sich das Eigenthum des Mannes; nur hierin und nicht sowohl in einem Verstoß gegen ein allgemeines Keuschheitsgebot wird ihr Unrecht gefunden. Dies zeigt auf Deutlichste die schon hervorgehobene häufige Gleichzeitigkeit von Geschlechtsfreiheit der Frau vor der Ehe und Treuepflicht in der Ehe: jene Freiheit wird eben durch nichts Anderes eingeschränkt als durch das Herrschaftsrecht des Mannes. Folgerichtig tritt denn die Wittwe vielfach wieder in den Genuß ihrer ungehemmten Geschlechtsfreiheit. Mit Willen des Ehemannes ist auch der Verheiratheten anderweitiger Verkehr erlaubt; bringt ja doch das Verpfänden, Vermiethen, Verleihen der Frau und die noch zu besprechende Ersatzzeugung solchen Verkehr mit sich. Die Strafe für den Ehebruch der Frau pflegt, zumal beim Ertappen auf frischer That, eine sehr schwere zu sein. Neben der Ehebrecherin wird ihr schuldiger Genosse bestraft. Bezeichnend ist die sich verschiedentlich findende Strafe, wonach demselben die Hände abgehauen werden; Abhauen der Hände gilt nämlich als Strafe des Diebstahls: es wird eben so angesehen, als sei ein Angriff auf das Eigenthum des Mannes erfolgt. In den zehn Geboten tritt die gleiche Auffassung hervor, wenn neben einander verboten wird, sich gelüsten zu lassen des Nächsten Hauses, Weibes, Knechts, Magd, Ochsen, Esels „noch Alles, was dein Nächster hat“*). Oft hat der Schuldige nur eine Vermögensbuße zu erlegen, z. B. bei den Mingreliern ein Schwein, welches dann von allen drei Betheiligten gemeinsam verzehrt wird. Oder er muß dem verletzten Gatten dadurch Schadensersatz leisten, daß er ihm eine andere Frau kauft oder seine eigene zur Verfügung stellt. Am häufigsten

*) 2. Mos. 20, 17.

hat der Mann ein Tödtungs- oder Verstümmelungsrecht (Abschneiden der Nase, Ohren, Haare); man denke an die berühmte Stelle des Tacitus*) über das Loos der Ehebrecherin bei den Germanen: „Mit abgeschnittenem Haar, nackt, vor den Verwandten wird sie vom Mann aus dem Hause gejagt und mit Schlägen durch den ganzen Ort getrieben. Giebt es doch keine Verzeihung für das Preisgeben der Keuschheit: nicht Schönheit noch Jugend noch Reichthum hilft der Gefallenen zu einem Manne. Denn dort lacht Niemand des Lasters, und Unsittlichkeit heißt nicht Zeitgeist". Die ungleiche Forderung an die eheliche Treue von Mann und Weib — welche vielleicht ihren unbefangensten Ausdruck bei den deutschen Minnesängern gefunden hat, die ihre Liebesgluth grundsätzlich für die Frau eines Andern aufhoben, — tritt noch im Code civil hervor, wo der Ehebruch des Mannes nur dann als Scheidungsgrund gilt, „lorsqu' il aura tenu sa concubine dans la maison commune"**). Keuschheit vor der Ehe aber verlangen auch heute selbst die vorgeschrittensten Völker nur vom Weibe, nicht vom Mann, und das Gefühl der hierin liegenden Ungerechtigkeit bricht sich erst in der allerjüngsten Litteratur vereinzelt Bahn.

Auf dem Verfügungsrecht des Mannes über die Frau einerseits und seinem Streben nach männlichen Nachkommen andererseits beruht die Ersatzzeugung, wie sie besonders in der indischen Einrichtung des Niyoga ausgebildet ist: der Mann, der keinen Sohn hat, kann seinen Bruder oder einen sonstigen Verwandten beauftragen, seiner Frau einen solchen zu zeugen und auch nach dem Tode des sohnlosen Mannes durfte dessen Bruder zu Gunsten des Verstorbenen die Zeugung vornehmen, — also eine sich mit der Schwagerehe berührende Sitte. Hierbei war es dem Stellvertreter ausdrücklich verboten, sich durch Sinnlichkeit hinreißen zu lassen. In ähnlicher Weise hatte zu Athen die Erbtochter, falls der nächste Verwandte, der sie heirathen mußte, die eheliche Pflicht nicht erfüllen konnte, das Recht, sich einem andern Verwandten hinzugeben***). Von Sparta erzählt Plutarch†): „Wenn . . . der bejahrte Gatte einer jungen Gattin an einem wohlgebildeten und braven jungen Manne Wohlgefallen fand und denselben für tüchtig hielt, so durfte er ihn zu seiner Frau führen und das Kind, das aus so edlem Geblüt entstand, sich zueignen. Hinwiederum war es erlaubt, daß ein braver Mann, der die fruchtbare und tugendhafte Frau eines Andern bewunderte, bei dem Gatten die Erlaubniß einholte, ihr beizuwohnen." Auch im deutschen Recht finden sich verwandte Sitten. So verlangt das Benker Heidenrecht††) von dem unfähigen Manne, derselbe solle den nächsten

*) Germania c. 19.
**) Art. 230.
***) Meier und Schömann, Attischer Prozeß, S. 290.
†) Lykurg c. 15.
††) Grimm, Weisthümer, Bd. III. S. 40.

Nachbarn bitten, seiner Frau zu helfen; wenn ihr aber geholfen ist, soll er sie wieder aufnehmen, nach Hause tragen, sachte niedersetzen und ihr ein gebraten Huhn und eine Kanne Wein vorsetzen — Huhn und Wein wurden vielfach der jungen Frau am Morgen nach der Hochzeit gebracht*) —; nöthigenfalls soll der Mann, wie es in andern Weisthümern heißt, seine Frau auf die nächste Kirmeß schicken, „und wenn ihr auch da nicht geholfen wird, so helfen ihr tausend Teufel". Auch Fürsten werden vom Manne herzugebeten; der Sitte scheint jedoch in Deutschland mehr die Rücksicht auf die Frau zu Grunde zu liegen.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß unter Vaterrecht das Verhältniß des Vaters zu seinen Kindern zunächst nicht auf dem natürlichen Bande beruht. „Die Ehe wird . . . als ein agrarisches Verhältniß aufgefaßt, die ganze eherechtliche Terminologie von dem Ackerbauverhältnisse entlehnt**)". Gemäß dieser Auffassung gehören die Kinder dem Manne wie die Frucht dem Eigenthümer des Feldes, und es bringt, wie es in dem indischen Gesetzbuche des Manu***) heißt, „derjenige, welcher selbst den Acker nicht besitzt und doch seinen Samen auf fremden Acker säet, nur dem Eigenthümer Gewinn; der Besitzer des Samens hat keinen Nutzen davon". Ihrer rechtlichen Natur gemäß wird auch für die Entstehung der väterlichen Gewalt eine Besitzergreifung vorgeschrieben, gleichwie eine solche bei Sachen der regelmäßige Eigenthumserwerbsgrund ist: der Vater muß das Kind, das nach der Geburt auf den Boden gelegt wird, „aufnehmen", sonst wird es ausgesetzt oder getödtet, — ein Brauch, dem, abgesehen von mehreren Naturvölkern, in gleicher Weise Römer wie Germanen anhingen. Uns ist durch die römische Rechtsgeschichte am geläufigsten die väterliche Gewalt der Römer geworden, die allerdings zur Zeit der klassischen Rechtsgelehrten bereits erheblich abgeschwächt war. Sie ist, gleich der ehemännlichen Gewalt, „ein wahres Eigenthumsrecht†)". Während sie bei den Hellenen mit der Großjährigkeit des Sohnes, im deutschen Recht mit dessen wirthschaftlicher Selbständigkeit endet, bleibt ihr der Römer zeitlebens unterthan. Ja, der römische Haussohn ist noch enger an das Familienhaupt gefesselt als der Sklave: denn „wenn der Herr den Sklaven und der Vater den Sohn verkauft und der Käufer Beide freigiebt, so erlangt der Knecht die Freiheit, der Sohn aber fällt . . . zurück in die frühere väterliche Gewalt††)". Was der Sohn erwirbt, wird von selbst Vermögen seines Vaters, und hiervon giebt es nur wenige Ausnahmen. Bedeutungsvoll ist, daß diese Ausnahmen zuerst denjenigen Erwerb betrafen, der auch unter der alten Geschlechtsgenossenschaft dem Einzelnen und nicht der Genossenschaft zuzustehen pflegt.

---

*) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 441.
**) Bachofen, a. a. O. S. 142.
***) 9, 51.
†) Mommsen a. a. O., Bd. I, S. 58.
††) Mommsen a. a. O.

Gehen doch mit dem Zerfallen der letzteren vielfach deren ehemalige Rechte auf das Oberhaupt der neuen Sonderfamilie über: auch die Befugnisse des Ehemanns, die Frau zu verkaufen und zu verpfänden, waren Befugnisse der Geschlechtsgenossenschaft. Der Gegenstand nun, an welchem zuerst ein Sondereigenthum des Einzelnen bei der Geschlechtsgenossenschaft, des Sohnes unter der Herrschaft des Vaterrechts anerkannt wurde, war die Kriegsbeute. Dies weist uns abermals auf die Gewalt als Quelle der Rechte des Einzelnen hin. Die Erinnerung hieran war bei den Römern so lebendig, daß sie diejenigen Sachen, an welchen im Laufe der Zeit außerdem eine Erwerbsmöglichkeit des Sohnes zugelassen wurde, mit dem Worte Quasi-Soldatenvermögen*) umfaßten, obgleich hierunter z. B. das Gehalt der Beamten und Geistlichen fiel, das mit kriegerischem Gewinn doch nicht das Mindeste zu thun hatte.

Das reine Vaterrecht „ist das herrschende System bei allen indogermanischen, mongolischen, tatarischen, semitischen Völkern, sowie bei den Chinesen, Japanern und Koreanern"**), also insbesondere bei denjenigen Völkern, welche die Träger der höchsten Bildung geworden sind. Mit ihm ist häufig Vielweiberei (Polygamie) verbunden. Diese, die „weitaus gewöhnlichste Eheform"***) findet man meistens auf höherer Stufe, „nachdem eine sociale Differenzirung entstanden ist"†). Sie wird nämlich fast niemals von allen Angehörigen eines Volkes geübt; vielmehr sind es in der Regel nur die Reichen, die sich den Luxus mehrerer Frauen zum Genusse oder zur Arbeit erlauben können, wie denn auch Tacitus††) über die Germanen berichtet: „Von allen Barbaren begnügen sie sich fast allein mit einem Weibe, einige wenige ausgenommen, die nicht aus Sinnlichkeit, sondern infolge ihrer höheren Stellung mehrere Ehen eingehen." Salomo hatte 700 Weiber und 300 Kebsweiber†††); der König von Loango soll 7000 Frauen haben. Häufig veranlaßt das Altern der ersten Frau den Mann, daneben noch eine jüngere zu heirathen, häufiger ihre Unfruchtbarkeit. Die Unfruchtbare treibt ihn wohl selbst dazu an, sich ein Nebenweib zuzulegen, und — als eine Art Gegenstück zu der oben besprochenen Ersatzzeugung — werden dann die Kinder der Nebenfrau als Kinder der Hauptfrau angesehen*†). Eine derartige Verschiedenheit in der Stellung der mehreren Frauen, wobei die Haupt- oder Oberfrau den Nebenfrauen gegenüber einen höheren Rang einnimmt und diese ihren Befehlen gehorchen müssen, findet sich nicht selten — z. B.

---

*) peculium quasi castrense. Der Soldatenerwerb hieß peculium castrense.

**) Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, Bd. I, S. 79.

***) Post a. a. O. Bd. I, S. 60.

†) Brentano, Die Volkswirthschaft und ihre konkreten Grundbedingungen. (Zietschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte Bd. I) S. 147.

††) Germania c. 17.

†††) 1. Könige 11, 3.

*†) Z. B. 1. Mose 16, 2 (Sarah); 30, 3 (Rahel).

stets in China — und bildet wohl auch einen Uebergang zur Einehe. Bei den Deutschen war zu Tacitus' Zeiten die Vielweiberei jedenfalls etwas häufiger, als dieser Schriftsteller annahm*). Aus der späteren Geschichte ist besonders bekannt die von Luther und Melanchthon gebilligte Doppelehe Philipps des Großmüthigen von Hessen. Die Wiedertäufer predigten Vielweiberei — Jan von Leyden hatte 16 Frauen — und nach der Entvölkerung des dreißigjährigen Krieges beschloß der fränkische Kreistag: „Es soll hinfüro jedem Mannespersonen 2 Weyber zu heyrathen erlaubt seyn." In neuester Zeit hat Schopenhauer**) aus allgemeinen Gründen die Vielweiberei lebhaft vertheidigt. Gemeinhin wird geglaubt, die Vielweiberei im Gegensatz zur Einehe drücke die Frau zur Sklavin herab. Allein noch der neueste Reisende zu den Beduinen am Sinai hat — und nicht zum ersten Mal — recht anschaulich geschildert, wie gar wohl die dortigen Weiber vom Gatten Alles, was sie wollen, zu erlangen wissen und „wie die Idee von der gehorsamen Sklavin des Mannes . . . in Wirklichkeit meist eine bittere Ironie ist"***). Dort aber, wo die Frau wirklich zur Sache herabgesunken ist, hat nicht sowohl die Vielweiberei sie erniedrigt, als vielmehr die schroffe Ausbildung des Vaterrechts. Nicht die Frage, ob Einehe oder Vielweiberei, ist für ihre höhere oder niedere Stellung entscheidend; nein: wirklich emporgehoben wurde die Frau erst durch die das Vaterrecht verdrängende Familie des Elternrechts.

Diese Familie des Elternrechts — im Gegensatz zu derjenigen des Mutter- und Vaterrechts als zweiseitige Familie zu bezeichnen — kennzeichnet sich wirthschaftlich als die Familie des Güterverbrauchs im Gegensatz zu derjenigen der Gütererzeugung†) und findet sich daher wesentltch nur auf höherer Gesittungsstufe. Der Vater ist nun nicht mehr der Herr, sondern der Erzeuger, und die Vaterschaft setzt wirkliche Abstammung voraus††). Die Frau ihrerseits steigt mehr und mehr zu des Mannes gleichberechtigter Lebensgefährtin empor. Diese Entwicklung geht Hand in Hand mit der Stärkung der Staatsgewalt, welche immer mehr von den Herrschaftsrechten des Vaters und Ehemannes an sich zieht. Liegt es doch im Zuge staatlicher Machtentwicklung, die Ueberbleibsel absterbender Herrschaftskreise immer mehr abzuschwächen und damit den einzelnen Gliedern eine immer größere Selbstständigkeit zu gewähren; denn je weiter der Kreis ist, der den Einzelnen umschließt, desto mehr Freiheit läßt er ihm. Dies kommt vor Allem den Frauen zu Gute. Das Christenthum, welches sich anfangs

---

*) Weinhold a. a. O. (2. Aufl.) Bd. II, S. 13 ff.

**) Parerga und Paralipomena: Ueber das Weib. §. 383.

***) Verworn, Wüstenwanderungen am Sinai (Neue deutsche Rundschau 1878) S. 738 ff.

†) Vgl. die schöne — allzu schöne! — Darstellung bei Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftslehre 1. Thl. S. 244 ff.

††) Bürgerliches Gesetzbuch § 1591.

„vorzugsweise im Bereiche der Armuth ausbreitete“ *), wo die Einehe thatsächlich immer zu Hause war, hat diese zur allein anerkannten Eheform gestempelt und gleichzeitig durch den Mariendienst das Ansehen des Weibes zweifellos erhöht. Gegenüber den uns durch diese Entwicklung in Fleisch und Blut übergegangenen Anschauungen muß jedoch betont werden, daß die strenge Einehe noch heute eine „ziemlich seltene Erscheinung“, ja, wenn man von dem Völkergebiete der europäischen Kultur absieht, eine „Rarität“ **) ist.

Das am 1. Januar 1900 in Kraft getretene deutsche bürgerliche Gesetzbuch bringt jene Entwicklung freilich wieder einen Schritt vorwärts. Das Weib ist hier grundsätzlich dem Manne gleichgestellt und befreit von den letzten Fesseln des früheren bürgerlichen Rechts, z. B. der Unfähigkeit, als Testamentszeuge zu dienen. Sobald es aber in die Ehe tritt, beginnt wieder in zahlreichen Punkten das Bestimmungsrecht des Ehemannes. Die Frau erhält den Familiennamen desselben ***) — gleichwie das eheliche Kind denjenigen des Vaters †) — sie theilt seinen Wohnsitz ††), der Mann bestimmt Wohnort und Wohnung †††) und ihm steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu *†). Vor Allem ergeben sich eine Reihe von Vermögensbeschränkungen für die verheirathete Frau kraft des ehelichen Güterrechts. Daneben zeigt sich noch auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Rechts die vorherrschende Stellung des Familienvaters. Frau und Kinder folgen seinem Gerichtsstand *††); er kann Beleidigungen, die seiner Frau oder seinen Kindern zugefügt sind, ohne, selbst gegen deren Willen verfolgen *†††); er allein hat ein Einspruchsrecht bei der Heirath der Kinder †*) usw. usw. Hingegen sind seine Strafbefugnisse fast durchweg auf den Staat übergegangen. Weder seine ihm untreu gewordene Frau noch ihr Mitschuldiger unterliegt seiner Strafgewalt, sondern der Staat heischt die Sühne, und er heischt sie nicht für die Verletzung der eheherrlichen Rechte, sondern für die Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit. Und der gleichen Strafe wie die treulose Frau unterliegt der treulose Gatte. Frauenraub ist eine strafbare Handlung; dem Frauenkaufe würde als einem unsittlichen Rechtsgeschäft jedwede Rechtswirkung abgesprochen werden. Die Ehe ist vielmehr auf den freien Willen der beiden Eheschließenden begründet und ein Mangel dieses freien Willens macht sie ungültig. Das alte Recht der Geschlechtsgenossen, ihre Glieder ohne eigene Zustimmung zu verheirathen, ist

*) Lippert a. a. O. Bd. II, S. 509.

**) Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. S. 73.

***) Bürgerliches Gesetzbuch § 1355.

†) A. a. O. § 1616.

††) A. a. O. § 10.

†††) A. a. O. § 1354.

*†) A. a. O. § 1354.

*††) Civilproceßordnung § 17.

*†††) Strafgesetzbuch für das deutsche Reich § 195.

†*) Bürgerliches Gesetzbuch § 1305.

zu einem sehr eingeschränkten Widerspruchsrecht des Vaters — nach dessen Tode der Mutter — herabgesunken*). Die väterliche Gewalt hat nicht mehr „vorwiegend den Charakter eines den Interessen des Hausvaters dienenden Herrschaftsrechts über das Hauskind, eines Eigenrechts des Hausvaters", vielmehr ist „das natürliche Schutzbedürfniß des Kindes zum Ausgangspunkt genommen" **), — ein Grundsatz, den bereits die französische Encyklopädie***) mit den Worten zum Ausdruck brachte: „le pouvoir paternel est plutôt un devoir qu'un pouvoir." Gerade hierfür ist die Bestimmung des bürgerlichen Gesetzbuchs über das Heirathseinwilligungsrecht der Eltern bezeichnend. In der amtlichen Begründung des ersten Entwurfs†) ist jener zwiefache Gesichtspunkt betont und erwogen, daß das Einwilligungsrecht als Ausfluß der elterlichen Fürsorge mit der Volljährigkeit des Kindes enden müßte, als Ausfluß des Eltern- und Familieninteresses dagegen lebenslänglich zu dauern hätte. Der erste Entwurf suchte nach einem Ausgleich, indem er das Recht noch vier Jahre über die erlangte Volljährigkeit hinaus währen ließ, der Reichstag setzte ihm jedoch auf Antrag der Socialdemokraten in der Volljährigkeit des Kindes eine Grenze. Der bedeutsamste Fortschrit ist aber, daß der ganze Begriff der väterlichen Gewalt im neuen Gesetzbuch aufgegeben und an seine Stelle eine dem Vater wie der Mutter zustehende, elterliche Gewalt getreten ist, mag auch die Gewalt der Mutter bei Lebzeiten des Vaters wie viele der sonstigen Frauenrechte zurückgedrängt sein, weil — „bei bestehender Ehe . . . das Uebergewicht des Vaters in der Natur der Dinge begründet" sei.

Diese Erklärung giebt wenigstens die amtliche Begründung des Gesetzbuchs††). Sie ist freilich, wie uns die vorstehenden Betrachtungen gelehrt haben, nicht richtig. Was man die Natur der Dinge nennt, ist hier wie so häufig nichts Anderes als anererbte und anerzogene Meinung, gestützt auf jahrhundertlange Erfahrungsthatsachen. Jahrhundertlange, jahrtausendlange — aber darum noch keine ewigen! Die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, wie sie im Zuge der Zeit langsam zu dem wurden, was sie heute sind, wandeln sich und vergehen. Müßig wäre freilich der Ausblick in eine ferne Zukunft; denn aus den unzähligen Fäden des Heute läßt sich kaum das Gewebe des nächsten Tages erkennen. Mit welchem Recht dürfte daher die Einehe mit schroffer Bestimmtheit „die endgültige Form der ehelichen Gemeinschaft"†††) genannt werden? Daß sie dem Menschengeschlecht nicht angeboren war, dies glauben wir gezeigt zu haben. Mag an den Anfang der Entwicklung die Gruppenehe oder unterschiedslose Geschlechtsgemein-

*) A. a. O. § 1305.

**) Motive zu dem Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches Bd. IV, S. 721, 724.

***) Bd. XIII, S. 255.

†) Motive, Bd. IV, S. 25f.

††) Motive Bd. IV, S. 736.

†††) So Gothein a. a. O. S. 352.

schaft gestellt werden: die Einehe und die auf sie gegründete Familie ist und bleibt eine Errungenschaft späterer Gesittungsstufen und beruht nicht auf einem Trieb, der dem Menschen von Hause aus innewohnt. Aus einer vorgefaßten Meinung von der ursprünglichen Reinheit der Menschennatur das Gegentheil behaupten wollen, ist ebenso unwissenschaftlich, wie es unwissenschaftlich war, die Augen vor den Erscheinungen der Menschenfresserei, des Brautnachtrechts u. a. gewaltsam zu verschließen. Keine größere Sünde gegen den heiligen Geist der Wissenschaft, diese allein zuverlässige Waffe für den Fortschritt der Menschheit, als um eines eingebildeten Ideales Willen der Wahrheit aus dem Wege zu gehen. „Mag uns das Bild einer lebenstreuen Monogamie . . .“ sagt Kohler*), „anziehender sein als ein Frauenkommunismus, so muß man dabei wohl erwägen, daß in kultivirten Zeiten neben der monogamischen Abschließung der Familien eine Ueberfülle sonstiger socialer Einrichtungen und Beeinflussungen unsere Menschheit zusammenhält, während in Urzeiten eben gerade die kommunistischen Verhältnisse im ehelichen Umgang zum ständigen Verkehr und ständigen Gedankenaustausch führen mußten. Für die Weltgeschichte kommt aber nicht, was uns als Einzelbild, herausgenommen aus dem Ganzen, anziehend oder abstoßend erscheint, in Betracht, sondern was in der Entwicklung der Geschlechter förderlich gewirkt hat.“ Eine Geschichtsforschung — freilich eine solche, die neben den uns überkommenen Aufzeichnungen von ein paar Jahrtausenden aus der langen Vergangenheit der Menschheit die Ergebnisse der Völkervergleichung nicht übersehen darf — wird mehr als bisher diesem Gesetze vom Ueberleben des Tauglichsten nachzugehen haben. Sie allein wird uns befähigen, aus der Vergangenheit volles Verständniß für unsere heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen zu gewinnen und zu prüfen, ob und wie weit die Gegenwart für neue Gestaltungen reif ist.

---

*) Zur Urgeschichte der Ehe (a. a. O.) S. 200.

Schopenhauers Persönlichkeit aus seiner Lehre.

Eine Parallele zwischen seinem Charakter und seinen Anschauungen über das Wesen des Genies.

Von

Bruno Bauch.

— Freiburg i. B. —

Der Versuch, Schopenhauers Persönlichkeit aus seiner Lehre zu verstehen und darzustellen, bedeutet nicht eine Sammlung charakteristischer Bücherstellen aus seinen Gesammtwerken; vielmehr den Hinweis auf einen beschränkten Theil seiner Lehre, der uns einen Einblick in des Philosophen Wesen erschließen soll, wie es uns allerdings nicht etwa blos an eben diesem beschränkten Theile seiner Lehre, sondern in allen seinen Schriften und in dem, was wir sonst an charakteristischen Aufzeichnungen von ihm und über ihn, namentlich an Briefen überkommen haben, entgegentritt.

Den leitenden Gesichtspunkt dabei, von dem aus für unsere Untersuchung das meiste und ursprünglichste Licht sich auch am zweckmäßigsten verbreitet, um ihren Gegenstand nicht blos im großen Umriß zu erhellen, sondern bis in seine einzelnen Züge zu durchdringen, kann aber wieder erst die Persönlichkeit selbst an die Hand geben. Denn dieser prinzipielle Gesichtspunkt ist es auch, von dem her wir erst dazu kommen, in eben jenem Theile von Schopenhauers Lehre den wichtigsten Anhalt für die Beurtheilung seiner Person zu suchen und zu finden. Für diese als solche ist er also nicht Prinzip, wohl aber für deren Verständniß und Würdigung; im Wesen des Menschen aber ein charakteristisches Merkmal.

Dieser für uns so wichtige Gesichtspunkt, der an Schopenhauers Persönlichkeit jenes charakteristische Merkmal bildet, von dem wir in der Ausführung auch noch näher werden zu handeln haben, ist das stark entwickelte persönliche Selbstbewußtsein. Dieses Selbstbewußtsein läßt Schopenhauer nicht einen Augenblick in Ruhe, es hält ihm seine Genialität stets vor und läßt ihn an dieser nie irre werden.

Ein Genie also ist Schopenhauer nach seiner eigenen Auffassung seines Wesens.

In seine Gesammtlehre nimmt er die Lehre vom Genie mit auf und entwirft von ihm ein Bild in seiner intellektuellen und voluntaren Eigenart. Damit aber ist klar, daß des Philosophen eigene Persönlichkeit in diesem Bilde, wenn sie ihm nicht gar zum Vorwurf gedient hat, sich wiederfinden müsse, daß an ihr die Züge des Genies alle ausgeprägt sein müssen, so sehr deren Ausprägung im Allgemeinen, der Stärke der einzelnen nach, verschieden sein könnte, je nach der Verschiedenheit der genialen Individualitäten.

Wollen wir also Schopenhauers Persönlichkeit kennen lernen, so werden wir gut thun, uns zunächst mit seinen Anschauungen über das Wesen des Genies bekannt zu machen, um sie als Orientirung über sein eigenes Wesen zu brauchen. Da ferner nach Schopenhauers Auffassung Genie und Wahnsinn mit einander innig verwandt sind, ja ineinander übergehen, kein Genie völlig von Wahnsinn frei sei, Niemand genial sein könne, ohne daß auch Spuren des Wahnsinns an ihm zu Tage treten, so werden wir uns auch mit Schopenhauers Ansichten über den Wahnsinn zu beschäftigen haben, um im Anschluß an Beide, an des Philosophen Anschauungen sowohl über das Genie, wie über den Wahnsinn, auch seine Persönlichkeit zu würdigen.

Und dazu sind wir berechtigt, mag nun Schopenhauer seine Lehre vom Genie unmittelbar aus seinem eigenen Wesen geschöpft haben, oder mag er sie davon unabhängig aufgestellt haben: In jenem Falle sind wir es, weil die Lehre ja dann nichts Anderes, als ein Charakter-Selbstportrait Schopenhauers wäre; in diesem, weil das eigene persönliche Wesen und die Lehre des Philosophen vom Genie sich nicht widersprechen dürfen, wenn anders er sich für ein Genie gehalten hat. Dafür aber wird unsere weitere Ausführung den Beweis erbringen, sobald wir von unseres Denkers Selbstbewußtsein sprechen werden, einem seiner Auffassung nach übrigens durchaus genialen Charakterzuge.

Unsere Untersuchung gliedert sich also in zwei Theile: deren erster hat zu behandeln Schopenhauers Anschauungen über Genie und Wahnsinn, und im Hinweis auf diesen ersten soll der zweite eine Charakteristik Schopenhauers geben, sodaß die Uebereinstimmung zwischen der Persönlichkeit des Philosophen und dessen Lehre vom Genie klar zu Tage treten wird.

Wollen wir uns zunächst über den ersten Theil unserer Untersuchung d. h. über Schopenhauers weniger systematisch dargestellte Anschauungen über Genialität und Wahnsinn eine systematische Uebersicht verschaffen, so können wir folgende Gesichtspunkte gesondert herausstellen:

Erstens: den Ausgangspunkt für Schopenhauers Untersuchung bildet das Objekt des Genies*). Daran knüpft sich zweitens die Frage: Was muß

*) Hier muß ich den Leser eine kurze Strecke in ein schwer gangbares Gebiet der Schopenhauer'schen Philosophie führen, ohne aber auf die ein Thema für sich bildende

diesem Objekte für eine Eigenart des Subjekts entsprechen? Ferner: wie muß sich dieses Subjekt in Gemäßheit seines Wesens zu den anderen Geistesobjekten, den anderen möglichen rein geistigen Bethätigungen, den Wissenschaften, und wie endlich zum praktischen Leben verhalten? Von hieraus gewinnen wir den Uebergang zu den Erwägungen über den Wahnsinn, der kurz nach zwei Richtungen hin zu betrachten ist: Erstens: worauf beruht er? und zweitens: wie entsteht er? Woraus sich von selbst seine Verwandtschaft mit der Genialität ergeben wird.

Gehen wir nun zur Ausführung des Einzelnen über! Objekt des Genies ist die Idee. Sie, die unwandelbare, ungewordene und unzerstörliche Gestalt hat das mit dem Ding an sich gemein, daß sie nicht dem Satze vom Grunde und seinen Formen von Zeit, Raum und Kausalität unterworfen ist; unterscheidet sich aber vom Ding an sich dadurch, daß sie Objekt für ein Subjekt sein kann; das Ding an sich aber nicht. Indeß ist sie nicht Objekt für das Subjekt, wie die einzelne Erscheinung; denn diese ist eben jenen formalen Bedingungen unterworfen, sondern sie ist Objekt ohne diese Formen in ihrer Unmittelbarkeit, in ihrer „adäquaten Objektität", des Dinges an sich, des Willens also nach Schopenhauer, sofern er noch nicht objektivirt, d. h. einzelne Vorstellung geworden ist, die also als von einem Einzelding bestehend, nichts als eine mittelbare Objektivation des Willens ist. Darum „ist auch die Idee die möglichst adäquate Objektität des Willens oder Dings an sich, ja selbst das ganze Ding an sich, nur unter der Form der Vorstellung" und in dieser ihrer „möglichst adäquaten Objektität" ist sie dem Genie die unmittelbare Offenbarung des Wesens der Welt durch reine intuitive Anschauung, indem es an die einzelnen Erscheinungen, den schwachen, wesenlosen Abbildern der Idee, diese selbst erkennt und jene nur als deren höchst unvollkommene Ausdrucksweisen ansieht, deren Wesentliches als unmittelbare Objektivation des Willens die Idee repräsentirt und nicht Erscheinung ist. Darum ist auch alles Geschehene in der Zeit, alle zeitlichen Thaten und Begebenheiten, sie sind nach Schopenhauer das Unwesentliche des wahren Seins, denn sie sind eben die hinter ihr selbst zurückgebliebenen Repräsentationen der Idee, blos Erscheinungen

---

Ideenlehre des Näheren eingehen zu können, denn ich kann sie nur kurz soweit heranziehen, als aus ihr der Charakter der Genialität erhellt und somit auch ein Licht auf den unseres Philosophen fällt. Der wegen der Knappheit vielleicht etwas schwierige Passus wird im weiteren Verlaufe, wo von Schopenhauers eigener intuitiver Erkenntnißart gehandelt wird, in neues Licht gerückt. Hier wird auch, sollte wirklich einiges unklar geblieben sein, dieses zu völligem Verständniß gelangen. Ich möchte an dieser Stelle nur noch bemerken, daß die Ideenlehre Schopenhauers keineswegs ein werthloses in seine Philosophie nicht passendes Phantasiegebilde sei; daß sie vielmehr einen bedeutenden Hinweis auf Kants Lehre vom Intellectus archetypus enthält, wie sie in der Kritik der Urtheilskraft, auf der abschließenden Höhe der Kantischen Philosophie, zur Darstellung kommt.

von ihr, im Wesen ihr fremd. So ist die Idee das Ding an sich nur als Vorstellung, wie Schopenhauer sagt, und andererseits doch wieder von ihm unterschieden, eben weil sie Vorstellung ist, und sie ist aber auch nicht Vorstellung im schlechthinigen Sinne als Vorstellung von der Erscheinung, sondern als Vorstellung vom Ding an sich selbst, der Totalität der Erscheinungen. So tritt sie zwischen das Ding an sich und die Erscheinung; wie wir uns aber dieses Zwischentreten zu denken haben, darüber erfahren wir von Schopenhauer nichts. Und wir würden ihn auch nicht danach fragen dürfen, wie er zu seiner Behauptung kommt. Denn das Genie darf man eben nach seinem „Warum" nicht fragen, es erkennt sein Objekt in genialer Intuition, und damit gut! So etwa würde uns Schopenhauer antworten. In jedem Falle aber nimmt er sie, wie Platon, als das wahrhaft Seiende, das ὄντως ὄν, und sie zu erfassen ist Aufgabe des Genies durch die Kunst allein. Diese faßt durch die Ideen die Welt in ihrem Sein und Wesen, in ihrer Unwandelbarkeit und Wahrheit auf, und sie ist nach Schopenhauer die Betrachtungsart der Dinge, unabhängig vom Satze des Grundes, die Betrachtungsart durch reine Anschauung des Allgemeinen, nicht des Besonderen. Allein Schopenhauer sieht im Allgemeinen — das zeigen am deutlichsten die von ihm gewählten Beispiele*) — nur allzusehr das, was eigentlich das Gattungsmäßige ist. Und in diesem Sinne wäre es mehr Aufgabe der Wissenschaft, als der Kunst, das Allgemeine zu erfassen. Das Allgemeine als Idee der Kunst ist ein Anderes. Sie hält sich in dem ihr Gegebenen nie an das Gattungsmäßige, vielmehr an das Individuelle bis in seine individuellsten Züge, sieht darin aber allerdings den Ausdruck einer allgemeinen, aber nicht Gattungsidee, indem sie nämlich nicht blos auf die Idee des Dings, sondern auf die seiner Eigenschaften aufmerkt, und zwar bis auf die allerfeinsten und leisesten Besonderungen, weshalb genialen Menschen auch Alles auffällt, von dem der Alltagsmensch erst nichts bemerkt. So sehen jene dem Nächsten oft mit einem Blick gleich bis ins tiefste Innerste: sie erkennen in ihm nicht blos die Idee des Mensch-Seins; der Ausdruck des Normentsprechenden fesselt sie vor Allem: mit Wohlgefallen lassen sie ihren geistigen Blick ruhen auf dem Stempel der Intelligenz, Schönheit und Güte; und mißbilligend wenden sie ihn ab vom Gegentheil, nachdem er es schnell durchdrungen. Wenn also Schopenhauer die Idee zwar wegen ihrer Anschauungsnothwendigkeit streng vom Begriff scheidet, so scheidet er sie doch nicht streng genug vom blos Gattungsmäßigen; doch ausführlicher darauf einzugehen, würde mich über mein Thema hinaus in fundamentale Probleme der Aesthetik führen.

Diese Betrachtungen über die Idee als Objekt legen die Frage nahe: was für ein Subjekt muß zur Erkenntniß der Idee als des Objekts erforderlich sein; was für eine Aenderung muß mit uns, die wir als

*) Vergl. Welt als Wille und Vorstellung 1. Band (Reclam-Ausgabe) S. 248.

Individuen doch selbst dem Satze vom Grunde unterworfen sind und nur nach ihm erkennen können, vorgehen, um einer vom Satze des Grundes unabhängigen Erkenntniß fähig zu sein, und was für Konsequenzen müssen sich daraus für unser Wesen und unsere ganze Art ergeben? Wir müssen uns selbst dem Satze vom Grunde entziehen. Was aber bedeutet das? Nichts Anderes, als daß das Subjekt aufhöre, dem Willen und seinen Bestimmungen dienstbar zu sein und selbst willenlos werde. Dies geschieht, indem es sich losreißt von seinen Relationen zu den Dingen und von den Relationen der Dinge selbst unter einander und aufgeht in der Erkenntniß relationsloser Objekte. Nicht das „Wo" und das „Wann", das „Warum" und das „Wozu"; vielmehr das bloße „Was", wie Schopenhauer sagt, wird Gegenstand der Erkenntniß für das Subjekt. Dieses geht in ihr ganz auf, als Anschauendes verschmilzt es mit dem Angeschauten, dem rein und relationslos Angeschauten der Idee. Diese Vereinigung und Verschmelzung wird erzielt dadurch, daß das Bewußtsein des eigenen Selbst in dem Maße abnimmt, wie das von den Objekten zunimmt, bis, mit dem gänzlichen Verschwinden jenes, dieses seinen höchsten Grad erreicht. Und dieser höchste Grad der Besonnenheit, das ist die philosophische Besonnenheit im eigentlichen Sinne. Bis zu ihm kann die Besonnenheit selbst natürlich die verschiedensten Stufen einnehmen, deren Nullpunkt im blos thierischen Dasein liegt. Da nun um jenen höchsten Grad zu erreichen, der Intellekt sich, wie gesagt, von den Relationen des Willens losreißen und von seiner Herrschaft befreien muß, so wird ein größeres Maß von Erkenntnißkraft nothwendig, als der Dienst eines individuellen Willens erfordert, und ihr dauerndes Walten eignet nur dem Genie und ist sein vorzüglichstes Charakteristikon. Und eine besondere Gestaltung dieses allgemeinen Ueberwiegens der intellektuellen Seite im genialen Wesen ist die Phantasie. Denn um in den Einzelerscheinungen die Totalität der Allgemeinheit, die sie nur schwach ausdrücken, zu sehen, um zu erkennen, nicht nur, was sie sind, sondern was sie sein wollen, ohne es zu sein, d. h. das, wonach sie streben — das Platonische ὀρέγεσθαι — ist Phantasie erfordert, sie ist darum ein nothwendiger Faktor der Genialität, nie ist Genialität ohne Phantasie, wie oft auch Phantasie ohne Genialität sein mag. Dem Genie aber dient die Phantasie dazu, sich über die individuellen Beschränkungen der Dinge und ihre Relationen emporzuheben und verhilft ihm zur Erkenntniß der Ideen. Kraft und Antrieb aber giebt ihm sein starkes Selbstbewußtsein. Das ist das allgemeine Wesen des Genies. Aus ihm aber ergeben sich noch eine Reihe einzelner Eigenthümlichkeiten, die gerade von Interesse und Bedeutung für unsere Untersuchung sind. So entspringt aus der allgemeinen Eigenart des Genies, sich loszureißen von den Relationen zu den Dingen unter einander und emporzuschwingen in die „Regionen, wo die reinen Formen wohnen," eine unaussagbare Heiterkeit. Indem es sich aber zugleich der Kluft zwischen dem Ideenreiche und der Sinnenwelt, damit auch seines eigenen irdischen Jammerzustandes bewußt

wird, fällt es ein namenloser Schmerz, unendliche Trauer an, um so tiefer und heftiger, je mehr es sich dieses Zustandes bewußt wird, und da dieser Zustand sein eigentlichstes Lebenselement als Mensch ist, muß es sich dessen auch fast immer, außer in dem Augenblicke genialer Entrücktheit, bewußt sein und seines ganzen Erdenelends inne werden, da elend ja das Erdenleben ist. Daraus ergiebt sich die wunderbare Mischung von hilaritas und tristitia im Wesen des Genies, dessen Art es also ist, heiter und melancholisch zugleich zu sein. Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle Schopenhauer in einem seiner schönsten Bilder hier selbst reden zu lassen: „Die so häufig bemerkte trübe Stimmung hochbegabter Geister hat ihr Sinnbild am Montblanc, dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh Morgens, der Wolkenschleier reißt und nun der Berg, vom Sonnenlichte roth, aus seiner Himmelshöhe über die Wolken, auf Chamouni herabsieht, dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht. So zeigt auch das meistens melancholische Genie zwischendurch die .... nur ihm mögliche, aus der vollkommendsten Objektivität des Geistes entspringende eigenthümliche Heiterkeit, die wie ein Lichtglanz auf seiner hohen Stirn schwebt: in tristitia hilaris, in hilaritate tristis.“*)

Indem das Genie aber in der Anschauung der Ideen sein höchstes und schönstes Ziel sieht, und darin seines Daseins Zweck erkennt, setzt es diesen zugleich als unmittelbar und tritt zurück von allen mittelbaren, utilistischen Zwecken. Ebendarum sucht es nicht seine persönliche Sache, nichts, was fürs praktische Leben nützlich ist. Und so ergiebt sich als seine zweite besondere Eigenthümlichkeit die: unnütz zu sein.

Aus dem Ueberwiegen der intellektuellen Seite über die voluntare ergiebt sich als charakteristisches Merkmal des Genies der diesem eigenthümliche Zug von Kindlichkeit. Denn auch beim Kinde überwiegt genau wie beim Genie der Intellekt über den Willen, und darin besteht die Aehnlichkeit zwischen Beiden. Beim Kinde findet dieses Ueberwiegen seinen Grund darin, daß es noch nicht verwickelt ist in den Kampf mit der verhängnißvollen Macht des Geschlechtstriebes, während umgekehrt dieses Ueberwiegen beim Genie der Grund dafür ist, daß es diesen Kampf siegreich kämpft, weil es in ihm seinen Gegner niederschlägt durch die in seinem Wesen liegenden höheren Kräfte der Intelligenz und sich über ihn erhebt, ja selbst genießend über dem Genusse steht, nicht blind in ihm aufgeht. So ist im Zusammenhange mit der Vorherrschaft des Intellekts das Zurücktreten der geschlechtlichen Mächte eine weitere dem Genie und dem Kinde gemeinsame Eigenthümlichkeit, nur daß sie zu eben jener Vorherrschaft des Intellekts beim Kinde im Verhältniß des Grundes zur Folge, beim Genie in dem der Folge zum Grunde steht.

---

*) a. a. O. Bd. 2. S. 451. In tristitia hilaris, in hilaritate tristis ist ein „Motto“ Giordano Brunos.

Als weiteren Ausfluß des allgemeinen Wesens des Genies haben wir noch seine oft in die Erscheinung tretende Gereiztheit und Heftigkeit zu erwähnen. Diese resultirt auch aus seiner hochgradigen Intelligenz, zumal deren besonderen Form des Konzentrationsvermögens: Dadurch, daß es sich befreien kann von seinen Beziehungen zu den Dingen, wird es ihm möglich, sich inniger auf sein Objekt zu konzentriren. Indem es aber diese Fähigkeit oft auch auf die Erscheinungen des praktischen Lebens, sogar auf belanglose, anwendet, geräth es in Aufregungen und Wallungen, die nicht selten zu unüberlegten Handlungen führen und dem Alltagsmenschen unbegreiflich sind.

Da es endlich eine Ausnahmeerscheinung in der Welt ist, wird es sich in ihr vereinsamt fühlen und eine nie befriedigte Sehnsucht nach gleichen Wesen empfinden.

Wir wären nun eigentlich an dem Punkte, von dem aus wir seine Stellung zum praktischen Leben, zur Welt betrachten könnten. Da wir aber von ihm aus wieder zur Berührung mit dem Wahnsinn weitergehen möchten, so wollen wir hier erst eine Bemerkung über sein Verhältniß zu den Wissenschaften einschalten. Alle Wissenschaften betrachten ihr Objekt nach dem Satze vom Grunde, sei es des logischen, des Seinsgrundes, des kausalen, oder des Grundes der Motivation. Die Betrachtungsweise des Genies ist aber unabhängig vom Satze des Grundes. Daraus ergiebt sich a priori eine Diskrepanz zwischen dem Genie und den Wissenschaften, und es erklärt sich die Abneigung jenes gegen diese, insbesondere die Mathematik, zumal wenn diese mit dem Seinsgrunde allerhand logische Komplikationen verquickt.

Gehen wir noch kurz auf die Stellung des Genies zum praktischen Leben ein. Sein Lebensmedium ist die Idee und mit ihr die Kunst, weitabliegend vom alltäglichen, einförmigen Treiben der Welt, in der jeder mittelmäßige Kopf zu Hause ist und mit seinen Begriffen sich auf's Beste zurecht findet. Denn es verlangt nichts, als auf die Relationen der Dinge zu achten, nicht aber sich von ihnen loszureißen, wie das Wesen des Genies es heischt, es verlangt mit Begriffen zu arbeiten, nicht aber sich zur Anschauung der Ideen zu erheben. Darum findet sich das Genie dem praktischen Leben gegenüber von vornherein in einem gewissen Gegensatze: Es wird einmal mehr nach Anschauungen, die seinem Wesen gemäßer sind, als nach Begriffen handeln; es wird aber auch oft, dann nämlich, wenn es gerade in einem Augenblicke, wo es in der relationserfüllten Welt der Erscheinungen handeln soll, in seiner relationslosen Anschauung vertieft ist und in ihr sein Selbst zu ergreifen verfehlt, überhaupt nicht zu handeln wissen; eine Verlegenheit, in der der gemeine Mensch sich niemals finden wird, eben weil er aus seinem Selbst nicht heraus kann. Doch ist zu bemerken, daß in sie das Genie nicht nothwendig zu kommen braucht, sondern eben nur dann kommt, wenn es im Augenblicke genialer Anschauungs- und

Erkenntniß-Weise handeln soll, während es, im Leben einmal drinnenstehend, die größte Resolutionsfähigkeit zeigen kann, wie wir auch umgekehrt nicht Jeden, der sich in die Phänomene des Lebens nicht zu finden weiß, ein Genie nennen. Allein die Möglichkeit, mit den Anforderungen des Lebens zu kollidiren, ungeschickt, ja unvernünftig, leidenschaftlich, heftig und gereizt zu handeln, diese Möglichkeit ist mit seinem mehr der Anschauung als der Wirklichkeit zugewandten Wesen gegeben. Wenn also das Genie im praktischen Leben des Oefteren sich unvernünftig geben kann, wenn es von Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit sich fortreißen lassen, ja thöricht sich benehmen kann, so sind wir an dem Punkte angelangt, wo Genie und Wahnsinn sich berühren, wovon uns nach Schopenhauers Auffassung Goethes Tasso das lehrreichste Beispiel liefert.

Der Wahnsinn beruht nicht auf einem Defekt des Verstandes oder der Vernunft, denn deren Funktionen treffen wir beim Wahnsinnigen an, ja er wird geistreich und witzig sein können, allein nur für den Augenblick verfügt er über seine Gedanken, über die Vergangenheit aber ist er immer im Irrthum. Deren Verbindung mit der Gegenwart, wie auch die der in ihr selbst stattgefundenen Geschehnisse ist zerrissen, und darin eben besteht seine Krankheit. Und da diese Verbindung allein vom Gedächtniß erhalten wird, so kann in den Gedächtnißfunktionen allein die Krankheit ruhen. Und hat gleich der Verrückte nicht etwa gar keine Vorstellung von der Vergangenheit, so hat er doch keine von ihrem richtigen Zusammenhange. Der Wahnsinn beruht also auf den Erinnerungsfunktionen, und man wird darum selbst dem geistreichsten und witzigsten Verrückten in seinen Aussagen über die Vergangenheit mißtrauen und nie sein Zeugniß vor Gericht zulassen. Am häufigsten scheint er bei Schauspielern aufzutreten, und das ist eine empirische Bestätigung des Erklärungsgrundes, denn bei ihnen hat er seine Ursache in der Fülle und Zusammenhangslosigkeit des Stoffs, mit dem sie das Gedächtniß überlastet.

Psychologisch können wir zwei Entstehungsursachen des Wahnsinns unterscheiden: Einmal sucht der Mensch sich einer Idee zu entschlagen, weil sie ihm Unlust und Qual bereitet, und er klammert sich dafür an andere. Dieses findet zumeist dann statt, wenn die Krankheit aus einem Leid hervorgeht. Denn wenn dessen an und für sich auf die Gegenwart beschränkter Schmerz Dauer gewinnt, so liegt er nur in dem Gegenwart und Vergangenheit verbindenden Gedächtniß. Von seiner Qual sucht nun der unerträglich Gepeinigte loszukommen, greift zu Fiktionen, die er seine Vorstellungen ausfüllen läßt und zerschneidet den Faden, der das Jetzt und das Einst verknüpft, d. h. er wird wahnsinnig, er verliert den Zusammenhang mit der Welt und ihren Relationen. Die zweite Art der Entstehung ist die, daß man zuerst einen Vorstellungskomplex festhält, der so auf uns einwirkt, daß wir überhaupt nicht mehr davon ablassen können, er setzt sich in unserem Kopfe fest und schlägt alles Andere daraus zurück. Ein zum Glück auf Momente be-

schränktes und harmloseres Beispiel davon ist jede stärkere Verliebtheit, bei der ja dem Verliebten der geliebte Gegenstand auch als sein „Ein und Alles" gilt. Auch bei dieser zweiten Entstehungsart des Wahnsinns geht der Zusammenhang mit der Welt und ihren Relationen verloren, und das ist wieder der Berührungspunkt des Genies mit dem Wahnsinn. Denn eben das Verlorengehen und Aufgeben des Zusammenhangs mit der Welt und ihren Relationen ist der gemeinsame Grundzug der Genialität wie des Wahnsinns, und darin besteht ihre Verwandtschaft.

Zum Wahnsinn sind natürlich die verschiedenen Individuen verschieden disponirt, sowohl spezifisch, d. h. je nach der einen oder der anderen der beiden angebenen Richtungen hin, die Schopenhauers Eintheilungsprinzip in psychologischer Hinsicht ausmachen, wie graduell, d. h. der Stärke der Anlage nach.

Das sind in Kürze Schopenhauers Ansichten über Genie und Wahnsinn, wonach Beide in ihrem Grundzuge verwandt sind, sodaß auch Beide faktisch fast immer mehr oder minder innig vereint vorkommen, jedenfalls aber ist, wie schon Aristoteles richtig bemerkt hat, kein Genie vom Wahnsinn völlig frei.

Wenden wir uns nun im Anschluß an diese Ausführungen der Charakteristik Schopenhauers zu, so werden wir in ihnen bald ein Stück von Charakterphysiognomie seiner eigenen Persönlichkeit wiedererkennen. Darum tritt uns auch hier der Gedanke nahe, daß Schopenhauer faktisch seine Anschauungen über das Genie nicht unabhängig von seinem eigenen Wesen gewonnen, sondern daß er sie daraus ebenso abstrahirt hat, wie er seine Ansichten über die Gesammtveranlagung durch Vererbung zum größten Theile aus Reflexionen über sich selbst gewonnen hat. Denn auf sein Wesen passen seine Bemerkungen über das Genie im Besonderen ebenso gut, wie seine allgemeine Vererbungslehre, wonach die intellektuelle Seite das Erbstück der Mutter, die willentliche das des Vaters sei.

Wir finden also ein fast gänzlich getroffenes Abbild seiner Eigenart in seiner Auffassung vom Wesen des Genies. Dessen hervorstechendster Zug ist das Erfassen durch Anschauung und Phantasie, unabhängig vom Satze vom Grunde. Auch Schopenhauer ist der Philosoph phantasievoller Anschauung. Ihm ist darum Philosophie nicht Wissenschaft, sondern Kunst, dem Satze vom Grunde und den auf ihm beruhenden Wissenschaften, besonders der Mathematik, ist er abgeneigt, wie das Genie. Die Anschauung gilt ihm als das Werthvollste für die Erkenntniß, wie er auf sie auch als Mensch den größten Werth legt. Zur Erkenntniß des Dings an sich, zum Erfassen der Ideen kann er auf keinem anderen Wege gelangen, als durch geniale Intuition; durch unmittelbare Anschauung, wie er in der Anschauung überhaupt den wesentlichsten Faktor aller werthvollen Erkenntniß sieht, und wie seine geniale, geistreiche Darstellungsart, um diese intellektuelle Eigen-

thümlichkeit hierbei gleich zu erwähnen, auch den Stempel der klarsten Anschaulichkeit trägt. Aber auch das Leben will angeschaut sein, damit es verstanden werde. Es will durch eigene unmittelbare Anschauung „erlebt und nicht erspekulirt sein", um in Fichtes Sprache zu reden. Und diese Auffassung theilt Schopenhauer bewußt oder unbewußt mit dem Geiste, den er sonst bekämpft, wo er nur kann, so nahe er ihm im tiefsten Wesen seiner Lehre und deren letztem Grunde auch stehen mag. Er theilt, sage ich mit Fichte, seine Auffassung von der Nothwendigkeit des Erlebens des Lebens. Kann er doch seinem Vater nicht dankbar genug dafür sein, daß er ihn ein Stück Welt, lebendiges Leben in früher Jugend schon hat kennen lernen lassen. Und die Reisen, die er unternimmt, ehe er sich in Frankfurt ganz zu einem Sonderlingsdasein einpuppt, dienten sie nicht eben diesem Zweck? Und sie waren für ihn von der größten Wichtigkeit, denn nur das lebendige Anschauen hat ihm zu seiner Welt- und Menschenkenntniß verholfen. Und ein Menschenkenner ist Schopenhauer zweifellos. Das ist ein zweiter aus seinem allgemeinen Wesen folgender besonderer Zug. Mag er immerhin die Menschen verkannt haben, — das ist nicht zu leugnen, und wir werden selbst davon zu handeln haben — den Menschen, das menschliche Wesen hat er aufs Vortrefflichste erfaßt. Mit kurzen psychologischen Bemerkungen trifft er es in seinem tiefsten Inneren, und wenn er Einzelne verkennt, so verkennt er sie aus Mangel an lebendiger Anschauung. Wo ihm aber diese wird, da versteht er auch die Einzelnen. Darum ist es auch kein Zufall und erklärt sich aus seinem Wesen, daß er seine Verehrer nicht zu Freunden gemacht hat.

So führt uns auf kurzem Wege die Verfolgung der intellektuellen Züge seines Wesens unmittelbar in dessen praktische Seite ein. Zunächst scheinbar äußerlich ist die erwähnte Thatsache, daß er seine Verehrer nicht zu Freunden hatte, allein sie ruht in der Tiefe seines inneren Selbst begründet. Denn wie er kein liebendes Weib, — wenn er auch dem anderen Geschlechte nicht fremd gegenübergestanden — so hat er auch überhaupt keinen wirklichen Freund besessen; sein bester war wohl noch sein Pudel. Und auch das Genie soll seiner Singularität wegen der Freunde entbehren. Schopenhauer hat ihrer entbehrt, er mußte persönlich unmittheilsam bleiben, weil er die Menschen, die er kannte, für ihm unebenbürtig erkannte, obgleich er auch, wie die weitere Betrachtung seines Charakters noch zeigen wird, auch mit Seinesgleichen hätte schwerlich Freund werden können. Daß er aber die Menschen, mit denen er verkehrte, nicht zu Freunden gehabt hat, weil er sie, wie gesagt, für ihm nicht ebenbürtig erachtete, führt uns auf einen anderen Charakterzug, sein stark entwickeltes Selbstbewußtsein. Dieses ist ein besonderer Zug geistig hochstehender, bedeutender Persönlichkeiten, den Schopenhauer auch dem Genie eigen sein läßt. Denn allenthalben lehrt er mit Nachdruck, daß der, der wahren inneren Werth besitzt, ihn nicht besitzen könne, ohne sich dessen bewußt zu sein. „Es ist so unmöglich," sagt er, „daß wer Verdienste hat

und weiß, was sie kosten, selbst blind dagegen sei, wie daß ein Mann von sechs Fuß Höhe nicht merke, daß er die anderen überrage;" oder unmittelbar darauf: „daß Einer ein großer Geist sei, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität." Und diese dem „großen Geiste" nach Schopenhauers Lehre eigene Werthschätzung seiner selbst ist auch ein hervorstechender Charakterzug seiner eigenen Persönlichkeit. Wer seine Werke liest, der braucht darauf nicht erst verwiesen zu werden. Denn wenn er von den Geistern spricht, die ihrer Zeit vorauseilen und von dieser ungewürdigt bleiben, dafür der Nachwelt ewigen Ruhm besitzen; oder von denen, von welchen ihre zeitgenössischen Schriftsteller nichts wissen und nichts wissen wollen, die aber die Lehrer der kommenden Geschlechter werden und gelesen werden, wenn man von jenen nichts mehr weiß, wem wäre es nicht klar, daß er in erster Linie sich selbst im Sinne hat? Und diesem seinem eigenen Selbstbewußtsein geht eine herbe Geringschätzung gegen Andere, eine beißende Spottsucht parallel, mit der er ihm unliebsame Schriftsteller und Philosophen nicht hart genug anlassen kann, über die sich aber auch seine Mutter oft nicht bitter genug beklagen kann, sodaß sie eines der vielen Motive zum Bruch mit dieser wird, worauf wir in anderem Zusammenhange noch mehrfach zurückzukommen haben.

Eine weitere scheinbar äußere Thatsache seines Lebens, die sich aber aus gleichen und ähnlichen Eigenthümlichkeiten, wie sein freundschaftsloses Leben erklärt, ist die, daß er eigentlich nie ein Amt bekleidet hat, denn von seiner mehr vorübergehenden Thätigkeit als Privatdozent in Berlin, einer Stellung, die er sehr wenig ausgefüllt hat, können wir so gut wie absehen. In diesem Sinne war er, wie er es vom Genie verlangt, „unnütz". Hierzu mag ihn allerdings — das können wir behaupten — der Wunsch bestimmt haben, seine Zeit für sich und seine Studien zu besitzen, da ja seine Habilitation nur in Voraussicht eines finanziellen Verlustes erfolgte.

Allein dieser Wunsch war nicht der einzige Bestimmungsgrund, keinem Amte vorzustehen. Vielmehr giebt uns auch hier sein Wesen eine weitere Erklärung. Denn in dem Grade, in dem ihm das Selbstbewußtsein eignet, in eben dem Grade fehlt ihm die persönliche Nachgiebigkeit und Fügsamkeit. Und wie diese zur Freundschaft und zum Eingehen auf die fremde Persönlichkeit erforderlich ist, ohne Geschmeidigkeit und Schwäche zu sein, ebenso nothwendig ist sie zur Bekleidung eines Amtes und zu kollegialischem Auskommen. Schopenhauer aber mangelte sie gänzlich, und so las er zur selben Stunde, wo der damals auf der Höhe seines Ruhmes stehende und als Dozent weit ältere Hegel seine Vorlesungen in dicht besetztem Auditorium hielt, vor fast leeren Bänken und konnte eine ersprießliche Lehrthätigkeit nicht entfalten. Erklärt so sein Wesen scheinbar äußere Thatsachen und Umstände seines Lebens, so giebt es sich in anderen Erscheinungen unmittelbar in seinem Inneren kund.

Wollen wir an ihm selbst die dem Genie infolge seiner Konzentrations-

fähigkeit eignende Impulsivität und Reizbarkeit nachweisen, so brauchen wir nur daran zu erinnern, daß er in seiner Heftigkeit eine alte Frau, die etwas aufdringlich, sich trotz seiner Aufforderung aus seiner Wohnung nicht hatte entfernen wollen, einfach hinauswarf, wobei sie eine Verletzung erlitt, die dem Philosophen eine Verurtheilung zu lebenslänglicher Unterstützung einbrachte und ziemlich theuer zu stehen kam, da die Frau noch lange lebte, sodaß er bei ihrem Tode, geistreich, wie er war, sagen konnte: „obit anus, abit onus.“ Eine Rohheit wird man diese Handlungsweise Schopenhauers aber nicht schelten dürfen, wenn man sie aus seinem Wesen begreift. Denn es kommt immer darauf an, wer eine Handlung vollführt.

Ferner soll jedem Genie die seltsame Mischung von Heiterkeit und Trauer eigen sein, jene eine Folge der Erhebung in das Reich der Idee, diese ein Ausfluß der Erkenntniß der Noth seines eigenen Daseins und des Elends der ganzen Welt. Im Wesen des Genies liegt es also, heiter und zugleich ein Pessimist zu sein: Heitere Anmuth finden wir auch über Schopenhauers Wesen — die Parallele zwischen ihm und seinen Bemerkungen über das Genie immer aufrecht erhaltend — ausgebreitet, ihren Stempel trägt des Philosophen Stil; an heiteren glänzenden Bildern führt uns seine Sprache vorüber, und wenn der Schriftsteller uns auf Phänomene vergleichend aufmerksam macht, bei deren Anblick uns, wie er glaubt, das Herz aufgehen würde, so geht es uns wirklich auf, schon wenn er davon zu uns redet. Und so tief ferner auch oft seine geistreichen Witze sind, so sind sie doch auch höchst ergötzlich und heiter, nicht minder aber auch viele seiner Sarkasmen. Aber die heitere Stimmung wird nur immer bald verdüstert durch den Pessimisten. Und hier stoßen wir auf den Kardinalzug seines Charakters. Schopenhauer ist Pessimist als Philosoph, wie als Mensch. Seine Philosophie ist der Pessimismus κατ᾽ ἐξοχήν, und zwar erkenntnißtheoretisch und praktisch. Erkenntnißtheoretisch ist ihm die Welt nur Erscheinung. Klingt der resignirende Ton des Wörtchens „nur“ an sich schon in die Sprache des Pessimismus aus, so redet er sie noch deutlicher, wenn ihm die Welt als bloßes Phantom gilt, wenn sie ihm somit Lug und Trug bedeutet, wenn der Philosoph sich begeistert für die Lehre der Veden und Puranas, der die Welt ein Zauber bestand- und wesenlosen Scheines ist. Aber wie sehr spricht doch hier aus dem Philosophen die Stimme der Persönlichkeit! Denn für jenen ist Lug und Trug zu Ende, das Phantom hört auf, ihm falschen Schein vorzugaukeln, sobald er Lug und Trug, sobald er das phantomhafte Sein durchschaut, und auch für den Philosophen Schopenhauer haben sie eigentlich nie bestanden, will er als solcher doch kein Phantom, sondern das objektivirte Ding an sich erkennen. Und wenn er also noch davon spricht, so thut er es mehr als pessimistischer Mensch, denn als Philosoph, blos weil ihm der Optimismus von vornherein eben der „ruchlose Optimismus“ ist, und weil er eine Zwischenstellung nicht kennt. Vor Allem aber ist seine Philosophie auch in praktischer Hinsicht pessimistisch:

Wir sind im Grunde alles eines und dasselbe, unser aller Wesen ist eines, und diese Erkenntniß führt zur Unterdrückung unserer persönlichen Neigungen, unseres Egoismus und damit zur Verneinung des Willens zum Leben. Damit wird auch unser persönliches Glück verneint; Noth und Elend, Pein und Qual füllen unser Leben aus, das an sich schon das Unglückspendel ist, das zwischen Bedürfniß und Langeweile hin- und herschwankt. Die Welt ist Schopenhauer die schlechteste aller möglichen Welten. Noch schlechter als sie ist, kann sie gar nicht sein; nur eine kleine Verrückung in ihrem Gesammtmechanismus, und der unabwendbare Sturz würde über sie hereinbrechen. Und diese philosophische Ueberzeugung ist ihm auch zur Lebensüberzeugung geworden: „Die Welt ist schlecht!" so tönt es uns aus ihr allenthalben entgegen. Das Leben kennt keine Entwickelung: weder im Sinne der Geschichte, noch im Sinne der Biologie und Descendenztheorie. Und jede seiner einzelnen Erscheinungen zeigt uns seinen Mangel und sein Elend. Mit genialem Scharfblick erkennt Schopenhauer alle Schwächen in eben diesen Einzelphänomenen, aber mit pessimistischer Einseitigkeit ignorirt er allen Werth. An Beispielen ist kein Mangel. Denken wir nur an seine Anschauungen „über die Weiber". Mit Recht eifert er gegen die übertriebene Frauenverehrung der Zeit; mit Recht setzt er Zweifel und Widerspruch in die Vorzüge des Weibes, aber er geht zu weit, er anerkennt keine, wie er auch gegen jede, nicht blos gegen die übertriebene Verehrung der Frauen streitet. Auch zahllose Aussprüche seiner Parerga und Paralipomena bestätigen diesen seinen pessimistischen und pessimistisch-einseitigen Zug, wie aller Pessimismus nicht weniger einseitig ist, als aller Optimismus. Ein einziger Ausspruch mag, hinreichend charakteristisch, genügen. Er heißt: „Der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche, der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit, der Theolog in seiner ganzen Dummheit." — Eine große Wahrheit, allein den Gegenstand nur von einer Seite angeschaut! — Hier sehen wir zugleich auch seine Spottsucht durchbrechen, die ihm oft als Ausdruck seiner pessimistischen Grundstimmung dienen muß und an dem traurigen Verhältniß zu seiner Mutter, an der beständigen Disharmonie zwischen Beiden nicht wenig Schuld gehabt hat.

In seinem nur allzu stark subjektiven Pessimismus finden wir auch den Erklärungsgrund für eine verderbliche, verhängnißvolle Charaktereigenthümlichkeit Schopenhauers, für sein unwandelbares Mißtrauen, das ihm seine Stellung zum Leben namenlos erschwerte. Mißtraut er doch seiner vielleicht einzig wahr und wirklich geliebten Schwester, seiner eigenen Mutter, daß sie ihn einst übervortheilen; fürchtet er doch, der Verleger möchte ihm das Honorar vorenthalten; allen Ernstes glaubt er an eine Verschwörung der Gelehrten seiner Zeit, ihn zu „ignoriren und zu sekretiren". Der Gedanke peinigt ihn, er sei in seiner eigenen Wohnung nicht sicher, er versteckt sein Geld an den merkwürdigsten Plätzen, Degen und Pistolen hat er stets über seinem Bette hangen, den Kopf und das Mundstück seiner

Pfeife hält er, solange er nicht raucht, sorgfältig verschlossen. Er, der klare, bewunderungswürdige Genius, hier ein düsterer, beklagenswerther Mensch. „Auch das größte Genie zeigt Spuren von Beschränktheit und Irrsinn!“ so lehrt er, und diese seine Lehre findet an ihm selbst ihre traurige Bestätigung, die Lehre, daß das Genie im Leben ungeschickt, ja unvernünftig sich benehmen, daß es sich in ihm zuweilen nicht zurecht finden könne. Und auch er hat sich in ihm, nach dieser Seite hin wenigstens, nicht zurecht gefunden.

Kann unsere mit unserem eigenen Selbstbewußtsein verbundene Geringschätzung der Anderen, der Mittel- und Alltagsköpfe, kann unsere eigene Reizbarkeit uns schon in Konflikt mit dem gemeinen Leben setzen, um wieviel mehr muß das Mißtrauen dazu im Stande sein, und wie sehr es das Dasein vergällen und verbittern kann, das sehen wir gerade an Schopenhauer, dessen ausgeprägtester Charakterzug in praktischer Hinsicht es ist. Der Zug ist krankhaft, und er steigert sich fast zum abergläubischen Verfolgungswahn. Flieht Schopenhauer doch auf Grund eines Traumes aus Angst vor der Cholera aus Berlin, und bewohnt er doch aus Furcht vor einer möglichen Feuersbrunst immer nur das erste Stockwerk eines Hauses. In seiner Düsterheit steht dieser Zug in einem merkwürdigen Kontrast zu seiner intellektuellen Persönlichkeit. Doch finden wir auch in der moralischen Seite seines Wesens glückliche Gegensätze zu ihm. Wie vortheilhaft zeichnet ihn nicht seine rücksichtslose Wahrheitsliebe aus, mit der er sich frei als Atheist bekennt. Mancher Andere hätte an seiner Stelle wohl Gott und den Weltwillen identifizirt, der lieben Menschheit zu gefallen. Schopenhauer verschmäht dieses Gebahren und weist es als unehrlich zurück, obgleich er auch dadurch sein Auskommen mit den Menschen gefährden kann. Denn nicht Alle achten und lieben die Achtung vor der Wahrheit und die Liebe zu ihr, und denkt doch gar manches ängstliche Gemüth, ein Atheist gerade müsse ein wahrer Unmensch sein. Aber gerade diese Rücksichtslosigkeit, die uns in Schopenhauers offenem Bekenntniß entgegentritt und seine Befähigung zum praktischen Leben sehr beeinflussen kann, sie nöthigt uns doch auch wieder vor seiner Persönlichkeit die größte Achtung ab, und diese wird ihm jeder zollen müssen, mag seine persönliche religiöse Ueberzeugung sein, wie sie wolle, und sei es die glaubensstrengste, allerdings nur, sofern er Sinn hat für Wahrhaftigkeit und Achtung vor ihr. Hat er diese aber nicht, dann ist seine eigene Ueberzeugung werthlos, und er sollte sich ihrer vor den Atheisten schämen, nicht aber gegen diese hadern.

Diese rückhaltslose Wahrheitsliebe bleibt aber auch nicht der einzige werthvolle Zug der praktischen Seite Schopenhauers. Da tritt uns vor Allem die rührende Dankbarkeit und Pietät gegen seinen Vater entgegen, und in ihr offenbart sich auch jener kindliche Zug, der nach seiner eigenen Lehre jedem Genie eigen sein soll. Denn wir finden nicht etwa blos herzliche Kindesliebe, sondern geradezu ein kindlich-naives Gefühl der Dankbarkeit

an dem sonst so düsteren Menschen ausgeprägt, sobald er auf seinen Vater zu sprechen kommt, dem er Alles schuldig zu sein glaubt, was er geworden. Um bei dieser Gelegenheit den Zug der Kindlichkeit gleich noch deutlicher hervortreten zu lassen, erinnern wir nur an die kindliche Freude, die er empfunden, als Büchner, oder als Kuno Fischer die venia legendi entzogen ward. Es war dies keine Schadenfreude, denn ein persönliches Motiv spielte nicht mit; es war eine mehr sachliche, aber immerhin recht kindliche Freude, im Falle Büchners, weil da die „Barbiergesellenphilosophie", die größte Feindin aller wahren Philosophie, einen Schlag erhielt; im Falle Kuno Fischers, weil Schopenhauer hier Recht zu bekommen schien mit seiner Behauptung, daß vom Katheder herab eben nur Staats- und Regierungs-Philosophie, vom Staate und der Regierung sanktionirte Lehre vorgetragen werden dürfe, und daß der eben gehen müsse, der es wage, seine Ueberzeugung zu sagen, — ein Motiv zur Freude, das auch im Falle Büchners, aber nicht so ausschließlich bei Schopenhauer gewirkt hatte.

Um aber zurückzukommen auf die Lichtseite seines sonst so düsteren praktischen Wesens, haben wir zu erwähnen, wie er aufopferungswillig bei dem Zusammenbruch des Danziger Bankhauses, bei dem sein Vermögen, wie das von Mutter und Schwester deponirt war, seiner Schwester anbietet, sein Vermögen mit ihr und der Mutter, trotz deren Kränkungen zu theilen, obwohl ihm selbst der Verlust eines großen Theils des eigenen droht. Und wenn wir sein unerquickliches Verhältniß zur Mutter bedenken, zu dem auch wiederum die Liebe und die Pietät gegen seinen Vater einen Theil der Veranlassung lieferte, weil er durch ihren Lebenswandel des Vaters Andenken entehrt glaubte, so werden wir seine Uneigennützigkeit unbedingt anerkennen und den Vorwurf des Egoismismus von ihm abwehren müssen*). Mit der Schwester aber verbindet ihn nicht nur diese Uneigennützigkeit, sondern wirklich geschwisterliche Liebe. Ist ja die Liebe und das Mitleid

*) Wir haben also an Schopenhauer Wahrheitsliebe und Uneigennützigkeit kennen gelernt. Diese aber machen den ehrlichen Menschen aus, und darum zerschlägt sich hier der Vorwurf der Unehrlichkeit, den man ihm macht. Man glaubt diesen gewöhnlich auf eine bestimmte Thatsache stützen zu können, nämlich seine Lehre vom Satze des Grundes, die er aufstellt, ohne seines Vorgängers darin, Crusius zu erwähnen, der auch schon die Unterscheidung zwischen dem logischen und dem kausalen Grunde gemacht hatte. Allein Schopenhauer promovirte nach achtsemestrigem Studium mit seiner Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Mußte er, für den die Geschichte der Philosophie ein durchaus sekundäres Interesse hatte, damals schon Crusius kennen? Wenn wir Crusius kennen und erwähnen, so kennen und erwähnen wir ihn meist im Zusammenhange mit Schopenhauer, durch den er vielleicht erst recht bekannt geworden ist und nun auch gewürdigt wird. Aber faktisch hat er ihn sicherlich nicht ignoriren wollen, faktisch erwähnt er ihn ausdrücklich und rühmt, „daß von allen Philosophen aus allen Zeiten Crusius der einzige ist," der vor ihm die große Wahrheit gefunden hat, die aber in Vergessenheit kam, und die er hat wieder entdecken müssen, — aber eben in seinen späteren Schriften. Neue Paralipomena εἰς ἑαυτόν § 644.

auch der Fundamentalbegriff seiner Moral. In ihr lehrt er, daß jene aus der Erkenntniß der Einheit aller Wesen entspringt, vermöge deren wir durch das Leiden der Individuen selbst in Mitleidenschaft gezogen werden, da das allgemeine Elend uns selbst trifft. Daher verlangt er selbst Schonung und Liebe gegen die Thiere und bekämpft die oft unnöthige Marter der Vivisektion, eine Forderung, die er wohl nicht blos der Theorie zu Liebe stellt, sondern bei der Lebhaftigkeit seines Erlebens wohl aus faktisch miterlebtem Mit-Leiden hervorgegangen ist. Darum können wir sagen: Schopenhauer konnte lieben; aber wir dürfen auch sagen: Schopenhauer konnte hassen. Die Liebe hat seine Schwester, wie das Mitleid die ganze lebende Natur, den Haß haben die „Philosophieprofessoren", die er nicht genug schmähen kann, erfahren. Hier zeigt er sich in seiner ganzen Menschlichkeit, und so sehr er in seiner Meinung irrt, so sehr er sich darin ungeschickt für's Leben erweist, so liegt doch auch wieder hierin in diesem echt menschlichen Zuge, so sehr darin die, auch dem Genie eigene Heftigkeit zu Tage tritt, ein Hinweis darauf, daß er dem Leben nicht fremd und kalt gegenüber steht. Und so zeigt er auch, wie nach seiner eigenen Lehre im Wesen des Genies allerdings die Möglichkeit, aber nicht die Notwendigkeit liegt, im Leben sich unvernünftig zu geben, er zeigt, sage ich, selbst die Fähigkeit, sich mit seinen Verhältnissen recht gut abzufinden. Nicht nur, daß er die üble Verwaltung des Hauswesens seiner Mutter erkennt und ihr darüber Vorwürfe macht, die neben den schon erwähnten Gründen am Bruch zwischen Mutter und Sohn mitwirkten, versteht er bei dem Sturze des Danziger Bankhauses, den wir bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten, ganz vortrefflich, sein Vermögen zu retten, sodaß er dem Bankvorsteher schreiben kann: „Sie sehen, daß man Philosoph sein kann, ohne deshalb ein Narr zu sein." Ja, er versteht es auch, im Weiteren sein Vermögen nicht nur gut zu verwalten, sondern es sogar zu vermehren. So vermag er also die aus seinem Pessimismus resultirende unglückliche Veranlagung zum Leben bis zu einem gewissen Grade zu überwinden, ja wir können sogar einen seiner pessimistischen Welt- und Lebensansicht konträr entgegenstehenden, optimistischen Zug seines Wesens, der in dieses den größten Zwiespalt bringt, konstatiren: denn er ist nicht nur von der einstigen Anerkennung, die ihm werden soll, felsenfest überzeugt, sondern er glaubt seinen Ruhm zu einer Zeit schon im Steigen, wo in Wirklichkeit davon noch nicht die Rede sein kann. Dieser Widerspruch in seinem Wesen ist allenthalben bemerkt worden, aber wirklich erklärt hat ihn nur Kuno Fischer*). Der berühmte Historiker der Philosophie giebt dafür eine ebenso tiefe, wie geistreiche zutreffende Erklärung, durch die das rechte Wesen in das rechte Licht gerückt wird: Schopenhauer selbst hat sich der größten Lebensgüter zu er-

*) Vergl. Kuno Fischers „Schopenhauer" S. 133 und „Der Philosoph des Pessimismus". Kleine Schriften, zweite Reihe S. 422 f.

freuen gehabt. Er hat sich ihrer „erfreut und gerühmt: seines Genies, seiner Unabhängigkeit, seiner Gesundheit, seiner Werke“; und doch war er Pessimist, und trotzdem war sein Pessimismus nicht „eitel Dunst und Schein“. „Nein! es war seine ernste und tragische Weltansicht, aber es war Ansicht, Anschauung, Bild. Die Trägödie spielte im Theater.“ Schopenhauer saß unter den Zuschauern, aber „keiner von allen folgte der Tragödie mit so gespannter Aufmerksamkeit, so tiefem Ernst, so durchdringendem Blick“, wie er. Es heißt aber diese Erklärung von Grund aus mißverstehen, wenn man sie so faßt, als ob in ihr Schopenhauer als lediglich mit seinem Pessimismus kokettirend gedacht würde, als ob es ihm mit seinem Pessimismus gar nicht Ernst gewesen, und er nur seinen Lesern hätte etwas vormachen, vorgaukeln wollen. Man denke doch bei dem Bilde des Theaters nicht gleich an Gaukeleien! Auch die Bühne hat ihre große sittliche Aufgabe. Nicht als Gaukler also, sondern als „Zuschauer“ im Theater, oder als „Dichter“, oder als „Schauspieler“ im besten Sinne des Wortes wird er gedacht; ausdrücklich werden Schopenhauers Gegner mit ihrer Meinung, sein Pessimismus sei „eitel Dunst und Schein“ zurückgewiesen; ausdrücklich wird sein Pessimismus für „ernste tragische Weltansicht“ erklärt, aber eben für „Ansicht“. Das heißt: Seine theoretische Ueberzeugung ist ihm nicht zur eigenen praktischen Gemüthserfahrung geworden. Und den Widerspruch seines Wesens möchte eine populäre Ausdrucksweise vielleicht dahin formuliren: Schopenhauer hat an das Weltelend geglaubt, aber er war nicht davon überzeugt. Unter einem höheren Gesichtspunkte aber können wir viel besser sagen: Gewiß war Schopenhauer von dem Weltelend überzeugt, aber er hat nicht daran — geglaubt.*)

So war auch Schopenhauer viel zu sehr Welt- und Menschenkenner, als daß er das „Ignoriren“ und „Sekretiren“ in dem Maße, wie er es angenommen zu haben scheint, für möglich gehalten hätte. Auch davon mag er überzeugt gewesen sein, aber auch daran hat er nicht — geglaubt!

Das ist in kurzen Zügen das Charakterbild Schopenhauers, entworfen sine ira et studio, ohne daß wir Anbeter seiner Person und Nachbeter seiner Philosophie wären, aber auch ohne von vornherein Person und Philosophie in gleicher Zeit für werthlose, wenn auch interessante, Sonderlichkeiten zu erklären, entworfen allein in der Absicht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, komme für ihn dabei heraus, was wolle. Es ist das Charakterbild eines Mannes, der zu seinen Lebzeiten ein seltsames Geschick erfahren hat: die Einen wußten nichts von ihm, die Anderen hätten ihm am liebsten Tempel erbaut. Die Nachwelt aber, auf deren ungetheilte Anerkennung er gehofft, sie ist, wie über Alles, so auch

---

*) Das ist auch der Sinn von Kuno Fischers Erklärung mit ihrer plastischen Anschaulichkeit, gegen die in letzter Zeit mehrfach Widerspruch rege geworden ist. Ob er aus Unverstand oder aus Mißverstand entsprungen, will ich nicht entscheiden.

getheilter Meinung über ihn. Nur daß er ein bedeutender Mensch war, darüber ist sie sich einig. Im Uebrigen aber hält ihn ein Theil für den ersten Philosophen; ein anderer bestreitet ihm diese Bedeutung, will aber in ihm den glänzenden, geistreichen Schriftsteller anerkennen, sogar den letzten Klassiker sehen; der dritte aber perhorreszirt ihn eben wegen seiner unglückseligen Bedeutsamkeit und zetert ihm über das Grab hinaus das Geschrei vom Trostlosen seiner Philosophie, aber auch vom Trostlosen seines Wesens nach: ist er doch nicht nur Pessimist, das wäre noch verzeihlich; sondern sogar Ungeheuer genug, um Atheist zu sein, und schwebt man doch ohne den lieben Gott in der Luft. Welche der drei Beurtheilungen Recht hat, oder ob überhaupt eine Recht hat, das zu entscheiden, fällt außerhalb meiner Aufgabe, nur daß die dritte Unrecht hat, das darf ich hier betonen, weil sie mit dem Philosophen zugleich die Persönlichkeit trifft, oder besser: **keines** von Beiden trifft. Denn davon ganz abgesehen, daß Schopenhauer seinen Pessimismus mit äußerster Konsequenz zum Atheismus führt, schließen sich Atheismus und persönliche Religiosität absolut nicht aus. Mithin ist der Vorwurf des Trostlosen gegen seine Person durchaus hinfällig. Aber ebenso wenig, wie gegen seine Person, ist er gerechtfertigt gegen seine Philosophie überhaupt. Deren Sache ist rücksichtslose Konsequenz, nicht aber Tröstungen und Rührseligkeiten. Wer darum des Trostes bedarf, der darf ihn nicht von vornherein von der Philosophie erwarten, er stellt an sie ein ihrem Wesen zuwiderlaufendes, unbilliges Verlangen, er mag ihn suchen in der Poesie seines eigenen Herzens, oder in der großen Poesie der Völker, in der Religion. Der Trost aber, den Philosophie dem Herzen spenden sollte, er müßte dem Philosophen oft recht trostlos erscheinen.

Eine alte Geschichte.

Litterarische Vogelschau.

Von

H. Frank.

— Breslau. —

Den Mumien der alten Aegypter mit den Zuthaten an Gewändern, Schmuck und Geräthen, sowie den Gemäldeverzierungen, Ornamenten und Inschriften an den Sarkophagen und Grabkammerwänden haben wir alte Geschichten aus- und abgewickelt, entwickelt und abgerungen, die sich jedes Jahr an Vollständigkeit ausbauen und an der noch jüngeren Wissenschaft der assyrischen Keilschriftentzifferungen eine hilfreiche Schwester finden. Der Reiz des Wiederaufbaus aus Trümmern und die geheimnißvolle Abgeschlossenheit dieser alten Welt gegen die späteren Zeiten giebt der Sache ein Gepräge, dessen sich ähnlich die uns näher liegende klassische Philologie nur entfernt rühmen kann, und erst recht weniger die neuere Philologie, der gerade in der Beweglichkeit und der steten Fortentwicklung der lebenden Sprache eine Unruhe eingepflanzt ist, die vergeblich einer festen Grenze und Schranke zuzueilen bemüht ist. Ja, es ist eine alte und abgeschlossene Geschichte, diese Geschichte der Alten! Sie hat kein chinesisch-schleichendes Greisenalter gehabt, sondern sich kurz, aber ruhmvoll ausgelebt, wie Achilleus — ausgelebt bis zur Hefe, ausgetobt und zersetzt bis zum Moment, wo sie von jugendlichen Völkern zerschlagen ward und erschlagen wie ein altes Hausthier, dem die Befreiung aus dieser Form der Existenz eine Erlösung ist.

An der Markscheide, der ersten Ablösung griechischen Lebens durch ein neues wennschon gräcisirendes, steht Aristoteles, der Freund Alexanders des Großen, der Alexander v. Humboldt Alexanders! Der große Grieche war kein Genie im Hervorbringen wie Plato, der Göttliche, sondern ein Talent des Sammelns, Schichtens, Eintheilens, Durchdringens durch den Verstand, dem die gewissenhafte Verarbeitung der Erfahrungsthatsachen eine fast mathematische Autorität durch's ganze Mittelalter und weiter verliehen hat.

Schauen wir auf Althellas als die Meisterschule der Aesthestik und blicken wir hin auf seine Kunst, die uns unsterbliche Muster schuf, so scheint keine Frage: hier ist etwas Ueberhistorisches, über den Wechsel der Zeiten Erhabenes! Und ist Poesie die Königin unter den Künsten, so verdient auch die Geschichte der griechischen Poesie eine bleibende Beachtung. Aristoteles gab uns einen Kanon ihrer Entwicklung. Aristoteles' Poetik ist einerseits zu bekannt, andererseits — man möchte sagen — naturwissenschaftlich zu exakt und aus den Erfahrungsthatsachen abgezogen, als daß eine ausführliche Wiedergabe, eine kritische Erörterung erwünscht sein könnte.

Das Völkerleben, in Beziehung gesetzt zum Menschenleben. Die erzählende Großmutter und das aufhorchende, naiv glaubende Kind, Mythen und Epos! der stürmende Jüngling — die Lyrik; der ruhige, energische Mann, der geschwätzige Greis: das Drama, die Prosa! Dann sank Hellas in den Staub. Die Weltlitteratur, wie sie uns Herder eröffnete, schien nur eine Bestätigung bringen zu können. Die mythologische und epische Dichtung, die Lyrik und das Volkslied, die Dramatisirung der alten Stoffe, dies alles konnte die universelle Bedeutung der aristotelischen Trias überall nur bekräftigen. Es ist keine Frage: diese Dreiheit ist das Natürliche, sie muß überall dasein, so gewiß wie Mensch, Thier, Pflanze wächst, blüht, Frucht trägt, — stirbt. Und wo die Analogie nicht zutrifft? Da müssen wir nach Erklärungen suchen. Vielleicht, daß die eine oder andere Dichtungsart in verkümmerter oder maskirter Form auftrat, daß zeitweiser Niedergang oder fremde Invasion in's Volksleben Hemmungen und Abweichungen brachte, Seitenschößlinge trieb — oder zu welchen Erörtungen etwa sonst der Einzelfall herausfordert.

Gerade an die Zeit, wo die klassische Wiedergeburt des deutschen Geisteslebens beginnt, von Winckelmann, Lessing bis Goethe hin schließen sich die fruchtbaren Studien entlegener Kulturen. Hatte vorher bereits Herder in den „Stimmen der Völker“, sowie zerstreut in manchen seiner Schriften die Aufmerksamkeit auf die Weltlitteratur gelenkt, war vorher durch Lessings Stellungnahme zu den viel bewunderten Schöpfungen der französischen Litteratur das Augenmerk auf's Neue auf die kanonischen Regeln des Aristoteles gezogen worden, so konnte es nicht anders denn mit Spannung verfolgt werden, als in den Litteraturschätzen des Orients, die sich sonst dem anerkannten Kanon so garnicht fügen wollten, ein ferner Zaubergarten entdeckt wurde, unter dessen entlegensten Theilen zu Aller freudigem Staunen ein ebenbürtiges Nationalepos, ein reiches Gefilde der Lyrik und ein Drama in die Tagesbeleuchtung des Abendlandes gerückt wurde. Hatte Indiens Litteratur zu dem aus dem Griechenthum gezogenen Kanon eine so überraschende Uebereinstimmung gezeigt, wie sollte sich der nähere Orient so emancipirt haben können? Nun, wenigstens Persien hatte ein nationalepos-ähnliches Gebilde in der Bearbeitung des ältesten Sagenkreises durch das Schahnameh, es hatte eine umfassende Lyrik, und, wie

einst in Griechenland im Dionysus-Kultus eine Dialogisirung, wie in Deutschland im Anschluß an religiöse Stoffe das Drama zuerst seine Flügel geregt hatte, so war im religiösen Trauerspiel des Schiitischen Glaubens eine Dialogisirung als neues Element in die Poesie gekommen, und auch dort die Pfade zur kanonischen Entwicklung des Dramas gewiesen worden.

Viel näher aber als der Orient ging uns Deutsche die Anwendung des hergebrachten Schematismus im eignen Hause an. Nach dem großen Zeitalter der Minnesänger hatte das Drama endlich zu Hans Sachsens Zeit sich zu entwickeln begonnen. Mochten alsdann die Religionskriege und der politische Niedergang Deutschlands, das Ueberfluthen französischer und englischer Einflüsse die Entwicklung gehemmt haben, so schien in Lessings Zeitalter der Augenblick gekommen, den Faden wieder aufzunehmen. Was Lessingen an unmittelbarer schöpferischer Kraft fehlte, schien als eine lösbare Aufgabe den glänzenden Sternen Weimars zuzufallen. Und nachdem die gewaltsamen Wellenschläge der Napoleonischen Zeit sich geglättet hatten, und die furchtbaren Wunden, die der Krieg dem materiellen Volkswohl geschlagen hatte, nach einem Menschenalter zu vernarben anfingen, verhieß Wagner uns in genialer Zusammenfassung vieler Kunstzweige eine Dramatisirung unserer nationalen Epenfiguren endlich bringen zu wollen.

Daß die unerhörten Fortschritte Neudeutschlands in der Wiedereroberung nationaler Güter auf dem politischen und merkantilen Gebiete und die lebendige Theilnahme am allgemeinen Aufschwung der Naturwissenschaften nicht gleichzeitig die Kräfte zu einer entsprechenden Entwicklung in der Litteratur freiließen, dies zu erwarten und den Nichteintritt zu beklagen, wäre nur Sache eines so hochgradigen Indifferentismus für die politische und materielle Entwicklung gewesen, wie es in unserem modernen Leben nicht leicht denkbar ist.

Ohne uns also an der kanonischen Bedeutung der Aristotelischen, dem Völkerleben zugetheilten Stufenfolge poetischer Entwicklung irre machen zu lassen, könnten wir der Zeit selber eine Entwicklung überlassen, ohne mit der theoretischen Ruthe in der Hand die Säumigen anzutreiben.

Hierzu tritt auch noch eine andere Erwägung. Wie eben jeder Vergleich hinkt, so auch der zwischen dem Völker- und Einzelleben. Und wenn wirklich die Lyrik die eigentliche Leistung des Jünglingzeitalters der Völker und Einzelwesen ist, und jeder Jüngling mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich einmal zu einer lyrischen Leistung gedrungen fühlt, so scheint doch gerade daraus zu folgen, daß in jedem Zeitalter die Gesammtheit der Jungen sich für die jeweilige Lyrik, der ernstere Mann für die dramatische Bühne begeistern würde. Ja, mehr oder weniger geht die Lyrik neben jedem poetischen Zeitalter nebenher, und die schnell erwachte und aufrichtige Theilnahme beispielsweise an der Heine'schen Muse ist nicht geeignet, als ein Anachronismus erklärt oder entschuldigt werden zu müssen.

Und was hat es mit der Forderung nationaler Stoffe auf sich? wenn

die alten Griechen oder die entlegenen Indier aus den heimischen Steinen ihrer Muse einen Tempel erbauten, verdiente diese glückliche Vereinzelung unter den umwohnenden Barbaren deswegen schon von Aristoteles als eine kanonische Satzung aufgestellt zu werden? Aus welch' größeren Gebieten haben die klassischen französischen Dramatiker, hat Shakespeare, haben die Weimaraner ihre Stoffe hergeholt! Welche Fülle von Stoffen aus den entlegensten Theilen zusammengeholt, tritt uns allein in den Besprechungen der Lessing'schen Dramaturgie entgegen! Konnten die Dichter davon absehen, daß die Welt größer geworden war als die Erdscheibe der Ptolemäer?

Aber hat sich diese Fülle der Stoffe mit Abstreifung des national Nächstliegenden nicht doch gerächt? Was wissen wir von den alten Zeiten einer Semiramis? was von chinesischen Charakteren — einer Turandot? was von einem Saladin? entweder sind diese Namen bloße Träger eines allgemeinen Typus, der eben so viel Franzose oder Deutscher ist, als er nicht chinesisch, arabisch, sondern anders denkt und spricht, oder die nationale Ausarbeitung solch' fremder Typen würde ein großartiges Studium beim Dichter erfordern, ohne daß doch ein dem entgegenkommendes Verständniß beim großen Hörerkreis zu erwarten wäre, geschweige denn in den engen Rahmen eines Dramas selber hineingezeichnet werden könnte. Weder Lessings Bemühungen um die Hamburger Bühne, noch die dramaturgischen Anstrengungen Schillers, Goethes, Immermanns haben befriedigt — im Gegentheil!

Gestehen wir es nur: über die Achtungserfolge sind wir mit unseren klassischen Bühnen nur wenig hinausgekommen. — Aber denken wir uns eine altgriechische Theaterrunde: der Untergang von Milet wird aufgeführt. Die Zuhörerschaft wird auf's Tiefste ergriffen! alle weinen, sind überwältigt! Und die Lenker des Staates verbieten die fernere Aufführung des Stückes. Oder „Oedipus" wird aufgeführt. Wer ist Oedipus? o, ein Jeder kennt ihn; wie jedes deutsche Kind das Rothkäppchen, Schneewittchen oder Dornröschen. Wie viel konnte der Dramatiker voraussetzen! wie wenige Pinselstriche genügten, welche Einfachheit des theatralischen Beiwerks wirkte, während wir uns an den Panoptikum-Attrappen des Realismus der Meininger ergötzen!

Haben unsere Kriege, die das Volk aufwühlten und erregten bis zur letzten Faser — haben diese Kriege nur ein ähnliches Werk vorzuführen? Dort der „Untergang Milets", ein Trauerspiel aus der Erinnerung an die glorreichen Perserkriege: hier des „Epimenides Erwachen", ein Bühnenstück des göttlichen Goethe zum Friedensfest nach den Freiheitskriegen. Und was haben wir an dramatischen Verwerthungen aus dem großen deutsch-französischen Kriege? Die Franzosen haben wenigstens einen Roman Zolas „la débâcle" zur Erinnerung an 1870.

Aber wie? bei uns wären etwa nicht Aufführungen gleich der des „Unterganges von Milet" verboten oder wenigstens nur zögernd gestattet

worden? O, gewiß! nur nicht gerade nationale, sondern sociale Stücke! oder solche, die uns den sittlichen Spiegel der Zeit zu deutlich vor Augen hielten, die uns klar machen, daß wir an sittlicher Fäulniß der Großstädte mindestens an die schlechtesten Zeiten Altroms nahe herangekommen sind. Es läßt sich nicht leugnen, gegen die Lahmheit der klassischen Bühnen gehalten, wo etwa einmal in Alexandrinern oder Jamben verhandelt wird, wirken die modernen Sittenstücke viel lebhafter! Es ist wieder einmal Leben auf den Theaterbänken. Dieses Interesse an sich, und nur dieses allein überrascht, macht Sensation! Das Publikum interessirt sich wieder einmal. Was wir sonst an Eindrücken aus einem Stück, wie „Der Fuhrmann Hentschel" oder „Die Schmetterlingsjagd" oder aus den Ibsen'schen Stücken mit nach Hause bringen? —

Ziehen wir also aus dem Leben und dessen krystallinischem Niederschlag in der Poesie einen Schluß, so ist es, wie wir sehen, nicht von Nöthen, der Welt theoretische Schlingen über den Kopf zu werfen und sie an uns heranzuziehen, wie es manche der illustresten Bühnen vor zwei-, drei Menschenaltern gethan haben. Die Zeit bringt uns selber das dar, was die Geister gefangen nimmt. Das Nationale ist umgewandelt in's Ethische und Sociale. Der moderne europäische Mensch ist, wie die Geschichte zu lehren scheint, in einer anderen Weise national als früher. Wie könnte das bei der heutigen Durchmischung der Völker dank den internationalen Verkehrsmitteln auch anders sein? Was sollte ein Ibsen'sches Stück verlieren, aus dem Nordischen in eine deutsche Bühne verpflanzt zu werden? — Was der „Fuhrmann Hentschel" als „Iswoschtschik Genschel" vor einem russischen Publikum gespielt zu werden?

Und zweitens führt uns die Logik der Thatsachen doch auf die moderne Gestaltung der Bühne, als derjenigen Form, in welcher sich der heutige Zeitgeist am liebsten tummelt!

Als einst Hegel die Geister, wie selten Einem in der Geschichte erlaubt gewesen ist, um sich versammelte, da theilte er die Philosophie nach seiner dialektischen Methode in drei Theile ein. Der dritte und letzte — war seine eigene Richtung. Damit war die Sache fertig, absolut fertig! nun, und dann? Auch die Geschichte zerfällt in drei Theile: Das Alterthum, das Mittelalter und die Neuzeit! und was kommt dann? die neuere Geschichte! und dann? die allerneueste Geschichte! und dann? Gerade so hatte auch Wagner die Kunstepochen eingetheilt. Der Gipfel war mit ihm erreicht! und dann?

Auch die deutsche Litteraturgeschichte ließ sich noch vor fünfzig Jahren so schön und einigermaßen übersichtlich eintheilen. Dann kam Jung-Deutschland — die Neuen — die Jungen, die Allerneuesten und Allermodernsten. — Ein ähnlicher Mißmuth überkommt den modernen Menschen bei allem allermodernsten Eintheilen. Aristoteles hat doch nun einmal vorausgesagt, daß das poetische Völkerleben Epos, Lyrik und Drama hätte. Was kam

dann bei den Griechen? nichts mehr! sie hatten rein ausgewirthschaftet, waren fertig. Gerade so hatten wir ein Epos, ein nationales: die Nibelungen und Gudrun. Es konnte nicht anders sein. Daraus entwickelte sich schließlich die Lyrik, wir haben unseren Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue . . es konnte nicht anders sein. Darauf kam das Drama — kam auch nicht! es hätte nicht anders sein sollen und können, und dann — Sturm und Drang! Epos, Lyrik, Drama, alte Klassik, neue Klassik, Renaissance — darauf fing die Sache fast von vorn wieder an, und Heine, wie schon vorher die Romantiker nahmen die Herzen im Sturm. Daneben thaten sich eine Anzahl rührseliger Bühnendichter und Romanschreiber auf. Und diese Gesellen, wie sehr auch die Xenien dagegen wettern mochten, nahmen das allgemeine Interesse für einige Zeit in Anspruch.

Entweder müssen wir jetzt sagen, daß in der modernen Welt keine einzelne Dichtungsart dem Zeitalter angemessen sei, und daß der Aristotelische Kanon hier und da eine rein zufällige Bestätigung gefunden habe, oder es ist festzustellen, daß unbeschadet aller Mannigfaltigkeit einer reicheren Entwicklung unser Zeitalter doch schließlich in der Bühne seine poetische Domäne habe.

Die vermittelnde Erklärung aber können wir in der Erwägung finden, daß der musikalische und sinnliche Gehalt der Sprachen sich verflüchtigt und demgemäß seine mindere Verwendung als sinnliches Substrat der Poesie auch dieser selbst andere Bahnen weist. Sind wir daher auch gewohnt, zwischen Poesie und Prosa scharf zu scheiden, und, wenn wir nur ein Buch aufschlagen und wenige Zeilen lesen, sogleich zu sagen, daß es Poesie sei, wenn wir Verse und Reime, oder daß es Prosa sei, wenn jenes fehlt, und seien wir auch auf eine sehr poetische Stelle gerathen, so haben wir doch andererseits den Prosaisten als Dichter zu bezeichnen uns längst gewöhnt, und wenn er auch seine Romane in der ruhigsten Sprache vortrüge. Die äußere Form ist nicht mehr von so bestimmendem Einfluß. Ein Wagniß fast ist heut zu Tage ein Bühnenstück in Versen und Reimen. Die Gyp schreibt einen Roman, autour du mariage; und in ihrer Lebhaftigkeit nimmt die Französin sich nicht die Zeit, die Beschreibung der Scenerie in die Geschichte selbst einzuflechten oder die Personen in einer Geschichtserzählung nach einander reden zu lassen, sondern schickt jenes wie bei einem Theaterstück voraus und läßt die Personen redend auftreten. Das Ganze hört deswegen noch nicht auf, ein Roman zu heißen. Jedem Roman sind lyrische und dramatische Stellen eigen, und das Ganze, obwohl in Prosa geschrieben, gilt nichtsdestoweniger als Dichtung, wie der Romanschriftsteller als Dichter. Die einstmals beliebten Verskünsteleien eines Platen, wo die künstlichsten Versarten der alten Dichtungen der deutschen Sprache ohne fühlbaren Zwang aufgedrungen sind, finden in unseren Tagen schwerlich irgendwo Verständniß und Würdigung. Und warum soll

man epischen Stoffen einige Füße mehr gönnen, da sie sich angeblich im schleppenden Feiergewande des Hexameters am wohlsten fühlen. Während der ernsten Ballade ein kurzzeiliges knappes Versmaß besser stünde? Tiedge durfte noch wagen, seinen freundlichen Zeitgenossen mit Erfolg das Kantische System in den Versen seiner „Urania" vorzutragen, während heute ein Philosoph von unerhörter Kühnheit seine Gedanken in eine Prosa gegossen hat, die an Reichthum der Bilder, Anmuth der Wortfügung, Zauberkraft der Ausdrücke, Neuheit der Sprachschöpfung durchaus als Poesie gelten kann; die Schule wartet nur der Schüler, um auch einen Namen zu erhalten. Und die Orientalen, die nach unserem Empfinden fast nur mit der Zügellosigkeit des Dichters schreiben, haben, wo sie selbst beabsichtigen, als Dichter aufzutreten, sich die strengsten Regeln der Verskunst geschaffen. Was dem sich nicht fügt, hat nicht Anspruch, Vers, Gedicht zu heißen.

Wie dem auch sei, des Verses und Reimes Despotie ist in unseren Tagen sehr konstitutionell geworden. Konnten sich noch zu Gleims Zeiten Freunde weinend in die Arme sinken, übermannt von der Freude des Wiedersehens, wirkte noch um 1800 die Dichterei epidemisch ansteckend, rührten noch die Romantiker in den politisch schwülsten Tagen des vorigen Jahrhunderts, so ist wohl heut zur Erbauung an rothgold gebundenen Gedichten die Zeit zu knapp, das Leben zu hart, das Gemüth zu dürr geworden. Nur der Roman hält sich. Seine Eintheilung aber kann, da die äußere Form immer die Prosa ist, nur nach dem behandelten Stoffe erfolgen. Aber wozu dergleichen Eintheilungen? und aus welchem Grunde oder zu welchem Zwecke werden wir zu wissen wünschen oder verlangen, daß ein Roman dieser oder jener Art angehöre? ein historischer oder socialer Roman, ein Sittenroman oder was sonst sei?

An der äußeren Form des Romans ist nun nichts mehr zu ändern, nichts mehr abzunützen, denn er ist ja formlos. Wohl aber am Inhalt. Es kommt hier nicht darauf an, ist auch im Grunde ganz gleichgiltig, wann und wo in der Weltgeschichte der Roman angefangen hat. Genug, daß er eine Errungenschaft des an der Poesie im poetischen Gewande ermüdeten modernen Menschen ist. Und obschon wir im Leben unter dem „Romanhaften" das seltsame, über das Gewöhnliche Gesteigerte, mehr oder weniger an's Erotische streifende Ereigniß mit seinen Vorbereitungen und Folgen verstehen, so liegt doch diesem unserem poetischen Bedürfniß zu Grunde ein Zugeständniß an's Wirkliche und Mögliche, vor welchem der erzählende Dichter mit seiner eigenen Empfindung scheinbar ganz verschwindet. Dem Alterthume, das sich in weisem Maßhalten kaum zu einer Exaltation über eine entzückende Gegend oder ein packendes Naturereigniß hat hinreißen lassen, oder dem ganzen Orient, der sich noch heute durch einen Märchenerzähler mit den unwahrscheinlichsten und naturwidrigsten Erzählungen unterhalten läßt, ist der Roman fremd, wenn man ihn selbst mit logischen Definitions-Kunststückchen auch dort hat finden wollen. Es ist auch von rein

akademischem Werth, ob die Rittergeschichten, die einst Cervantes durch seinen Don Quixote tödtete, als Vorläufer des Romans zu betrachten sind oder nicht. In seiner technischen Form ist er das Schicksal zweier Liebenden, die in epischer Weise durch die widrigsten Schicksale Bände lang getrennt, endlich sich dauernd verbinden oder sonst an irgend einem Ende der Ungewißheit landen. Da die Natur im Erotischen, um ihre Zwecke zu erreichen, sich der Vorstellung als Mittel bedient, so nöthigt nicht die Güte der Darstellung, sondern die Sache schlechthin dem Leser eine Theilnahme ab, umgekehrt wie die Lektüre einer Reisebeschreibung, wo gerade Alles auf die Anschauung, nicht auf die Vorstellung ankommt, uns an sich nicht anspricht, und auch da nur ein mattes Interesse erwacht, wo der Leser sich dem Vergnügen der anschaulichen Rückerinnerung an eine ihm zufällig bekannte Gegend hingeben kann. Dies ist der Grund, warum die Romanlektüre immer wieder ihr Publikum findet, indem deren Abbild eine elementare Kraft beibleibt, auch für den, der das Spiel der Natur völlig begreift und als einen geistigen Zwang empfindet. Von diesem Gesichtspunkte also ist am erotischen Roman der Stoff nur ein Nothbehelf, und das Erotische gehört nicht zu den wesentlichen Begriffsstücken des Romans. Viel interessanter, aber viel schwieriger und nur von einem kleinen Kreise gewürdigt, ist, zu sehen, wie der Mensch statt eines holden Wesens sein eigenes Wesen entdeckt, so Wilhelm Meister, so der „grüne Heinrich".

Aus den Leihbibliotheken-Romanen gewöhnlicher Sorte ist daher bei den besseren Schriftstellern sehr bald ein Fortgang zum zeitgenössischen, historischen und Kulturromane zu bemerken. Bei Walter Scott treten neben der erotischen Fabel die historischen Ereignisse mehr und mehr in den Vordergrund. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts sind Typen gewisser Stände, Berufssphären, socialer, religiöser, philosophischer Anschauung das Hauptinteresse, die Lösung des erotischen Problems eine Nebensache.

Auch auf diesen Gebieten findet eine schnelle Abnützung des Stoffes statt. Die Schnelllebigkeit der Zeiten, das hurtige Vorüberrauschen der unmittelbaren Stimmungen, die in den einzelnen Zeitrichtungen herrschen, lassen manche gute Dichtung in eine unverdient schnelle Vergessenheit fallen. Und mit Schmerz sieht mancher Dichter, der schon vor seinem Tode unsterblich schien, sich nach kurzen Jahren in der litterarischen Welt schon gestorben, während er noch rüstig weiter lebt und — schreibt. Bei der Abnützung der Motive nun haben die Dichter, auch die ernsteren, instinktiv wieder zu den Stoffen gegriffen, denen der Mensch wider Willen das gefälligste Interesse entgegenbringt, den erotischen. Nun liegt doch ganz in der Natur der Sache — ja, bei Licht besehen, ist kaum des Neides werth, — daß gewisse schnelle Temperamente schneller laufen, schneller fassen, schneller sich ausleben! — Unbeschadet aller sonstigen ausgleichenden Vorzüge scheint doch, daß in Roman und Bühne die Franzosen uns voraus-

eilen. Man mag es — vorausgesetzt, daß der Roman gut, fein stilisirt, wahrscheinlich erdacht, lebhaft imaginirt und bis zur Illusion der Wirklichkeit getrieben ist — tief beklagen, daß eine historische Sittlichkeit in die Brüche geht. Aber es wird sich schwer leugnen lassen, daß der neuere Zug der Romane erotische Verhältnisse behandelt, die wir verwerfen müssen. Es ist schon lange her, als eine mit Walter Scott groß gewordene Generation die neue französische Romandichtung so charakterisirte: die französische Erzählung finge da an, wo die älteren Romane aufhörten. Es gab eine Zeit, wo man die Lektüre Zolas ein wenig versteckt betrieb; wo man, als die Sache zur öffentlichen Diskussion gedieh, mehr andeutete als aussprach. Die Vertheidiger Zolas setzten sich argen Mißdeutungen aus. Entweder wollte man dem Dargestellten, als bloßer Ausnahme, allenfalls als einer noch auf Frankreichs Boden beschränkten Welt, die Existenz absprechen; oder Alles als Thatsache zugegeben, die Berechtigung ihr abstreiten, in den Kreis des Darstellbaren zu gehören. Aber bald kamen wir über die Bedenklichkeiten hinweg und geben es auf, den Kopf wie der Vogel Strauß zu verstecken. —

Nimmt die sociale Gestaltung der Gesellschaft so weiter ihren Lauf, so bleibt nur übrig, in Bezug auf die hergebrachten sittlichen Begriffe, zuzugeben, daß wir am Anfang des Endes angekommen sind, etwa uns, wollen wir den alten Standpunkt wahren, von dieser socialen Welt ausschließen müssen, und sollte es staatsseitig eine diokletianische Christenverfolgung geben! — oder aber uns mit Hegel darauf zu besinnen, daß Alles, was existirt, auch vernünftig ist.

Dann wäre der moderne sittliche Standpunkt durch Anlegung eines neuen moralischen Maßstabes neu auszulegen. Indem wir der Poesie die Aufgabe zusprechen, in Roman und Bühne hier die klarere Präcisirung der neuen Moral Schritt für Schritt mit den Verhältnissen dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, sollten wir aufhören, mit der naiven Deutlichkeit eines Tolstoi die moderne Durchschnittsmoral in ihrem Gegensatz zur Schulmoral achselzuckend als die Siegerin darzustellen. — Wie kann z. B. die Ehe ferner als das äußere Maß der Sittlichkeit gelten, wenn die Zahl derer sich täglich mindert, die überhaupt in den Ehehafen einzulaufen die Mittel haben. Gelegenheit macht Diebe, versagte Gelegenheit aber Räuber. Daß auch die Einsichtigsten sich der Wahrnehmung nicht verschließen dürfen, die Frauenemancipationsfrage sei einmal da, müsse gelöst, aber könne nicht von der Tagesordnung abgesetzt werden, ist nur eine Form obiger Ausführung. Es ist gewiß heroisch und tragisch zugleich, wenn die Forderung wirthschaftlicher Selbstständigkeit, gleichberechtigt der des Mannes, von den Frauen aufgestellt wird, die Geschlechter also als Neutra neben einander arbeiten. Denn darin liegt ja das Eingeständniß, daß die Frau nicht mehr durch ihre Thätigkeit in der Häuslichkeit den früheren wirthschaftlichen Werth repräsentirt, oder mit anderen Worten, daß das Heirathen ein Luxus

der Wohlhabenderen geworden ist. Die Weiblichkeit ist so zur Sächlichkeit geworden! Aber kann sie auch zur Nebensächlichkeit werden? Diesen Luxus wird uns die künftige Generation schwerlich gestatten!

Dies ist aber nur die Hälfte des Ganzen. Die Kulturwelt, in welche der moderne Mensch hineingeboren wird, zwingt ihm eine Theilnahme an so vielen öffentlichen Kulturmitteln (comfort) auf, wie er ihn durch Mittelfleiß bei Mittelbegabung auf dem Weltmarkt nicht mehr einkaufen kann. Weil aber die Kulturgüter so kolossale Kapitalien darstellen, daß der Einzelne davor vom Schwindel erfaßt wird, so muß die bürgerliche Gesellschaft jeden Einzelnen zwingen, daran theilzunehmen und so zur Unterhaltung beizusteuern. Bis zu einem bestimmten Grade also ist der nüchternste, enthaltsamste, strengste aber minder- oder mittelmäßig Begabte garnicht in der Lage, auf die Kulturmittel freiwillig zu verzichten und sich hierdurch eine billigere Existenz zu sichern. Das ist nur Zwang des Herkommens! Aber fragen wir uns ehrlich: wäre es dem Großstädter in irgend einer Stellung möglich, in Wohnung, Kleidung, Nahrung, in der ganzen Lebenshaltung ein Original, ein Diogenes zu sein?

Diese Behauptung des Einzelnen, diese größere Freiheit in seiner Lebenshaltung, wird daher die Aufgabe des modernen Menschen sein, wofern er nicht Heerdeninstinkt genug besitzt, einer socialen Lösung als Ideal zu folgen.

Vor der Hand aber werden alle sittlichen Schäden, die aus der Schulmoral in ihrer Anwendung auf ihr entwachsene Verhältnisse aufzutauchen scheinen, als ein tiefer Mangel empfunden, und dieser pessimistische Grundzug dürfte noch lange durch die Poesie, will sie nicht unwahr sein, hindurchgehen. Und wie die moderne Güterlehre den Begriff des Sparens als Kapital bildenden Faktor längst in andere Begriffe aufgelöst hat, so wird der Begriff der erotischen Schulmoral aufhören müssen, eine nutzlose Verletztheit und moralischen Schmerz über die öffentliche Korruption in Stadt und Land hervorzurufen.

Was eine litterarische Vogelschau hiermit zu thun hat? — oh, leider sehr viel in einer Zeit, wo man erwägt, mit Gewaltmitteln der Litteratur, der Kunst den moralischen Zaum anzulegen! videant consules . . .

Abraham erbat sich einst Schonung für eine Stadt, wenn nur ein einziger Gerechter in derselben wäre. Und wenn gleich in der modernen Großstadt bei Anerkennung eines Bestehens der Schulmoral, in der thatsächlichen öffentlichen Moral die Regel längst zur Ausnahme, die Ausnahme längst zur Regel geworden ist, so ist doch Niemandem verwehrt, dieser einzige Gerechte zu sein.

Die schienenlosen Automobilen.

Von

Richard Koehlich.

— Breslau. —

Den Schienen-Automobilen des 19. Jahrhunderts, der Dampflokomotive und der elektrischen Kleinbahn, beginnt an der Schwelle des 20. Säculums der schienenlose Motorwagen sich an die Seite zu stellen. Es ist wohl anzunehmen, daß die beiden erstgenannten Lokomotionsmittel allein schon den Anstoß zu der Erfindung und Ausbildung der Straßen-Automobilen gegeben haben würden, beschleunigt aber ist ihr Werdegang zweifellos worden durch die rapide Ausbreitung des Fahrrades, das die seit den Zeiten der Postkutsche verödete Chaussee wieder zu Ehren gebracht hat.

Das Motorfahrzeug ist eine Kombination der Lokomotive und des Fahrrades, — die Privatlokomotive des Einzelnen und der Familie, der eine unendlich größere Verbreitung bevorsteht, als sie in Industrieländern dem Pferdevehikel beschieden ist.

Zu den Treibkräften: Dampf und Elektrizität, der Schienen-Automobilen tritt hier als dritte — und vorläufig geeignetste und hauptsächlichste — das Benzin. Wie so viele epochale Erfindungen, ist auch der Benzin-Motor ein Kind deutschen Geistes und Fleißes. Sein Ursprung liegt in dem Otto'schen Gasmotor (Deutzer Motor), der ersten viertaktigen und noch jetzt bedeutendsten Gaskraftmaschine. In dem Deutzer Werke war der geniale Gottlieb Daimler an leitender Steile thätig, dem der Ruhm als Erfinder und Vervollkommner des Benzin-Motors gebührt, ebenso wie der Badenser Freiherr von Drais der Erfinder des Zweirades ist. Nur hatte allerdings Drais' Laufmaschine zunächst keinen praktischen Werth, den sie vielmehr erst durch die Ausgestaltung seitens der Franzosen und namentlich der Engländer gewann, während Daimler, wie gesagt, zugleich der Vervollkommner seiner Idee war.

Jedenfalls ist es eine interessante Parallele, daß die Väter der beiden großartigsten Verkehrs- und Sportsmittel (Süd-) Deutsche waren, interessant auch, daß Daimlers erstes Versuchsfahrzeug mit Benzinbetrieb ein draisinenartiges Zweirad war (i. J. 1883).

Ziemlich zur gleichen Zeit wie der Cannstätter Daimler kam der Mannheimer Benz mit seinem ersten Benzinwagen (einem Dreirade) heraus, sodaß im Automobilismus Deutschland auch in industrieller Beziehung ursprünglich die führende Rolle hatte (in der Fahrradindustrie war es dagegen im Anfange England), die allerdings bald und auf Jahre hinaus und bis in die neueste Zeit auf Frankreich überging, wo man, mit rascherem Blicke die große Bedeutung der neuen Erfindung für das Geschäfts- und Privatleben erkannte als im bedächtigen deutschen Publikum, das erst neuerdings warm zu werden beginnt, nachdem das Ausland sein „probatum est“ gesprochen hat und im Inlande Kaiser und Behörden mit rühmlichem Beispiele vorangegangen sind.

Interesse war zwar auch in Deutschland für die „Selbstfahrer“ jederzeit natürlich in hohem Maße vorhanden, aber es war und ist leider noch immer gepaart mit Furcht und Mißtrauen: Mißtrauen in den praktischen Werth der Vehikel und Furcht vor Explosionen dieser „Explosionsmotoren“. Nomen et omen, denkt der Laie, wobei ihm, da er den fundamentalen Unterschied nicht kennt, Dampfkessel-Explosionen u. dgl. vorschweben.

Bei der Dampfmaschine steht allerdings stets eine große Menge Reservekraft unter hohem Druck im Kessel, der die Vorrathskammer darstellt, in den Benzinmotor aber gelangt nie mehr explosibles Gas, als sich der Kolben bei seinem Niedergehen nachsaugen kann. Ist dieses geringe Quantum durch die Explosion verbraucht, so muß er sich frischen Bedarf aus dem Benzinbehälter ansaugen. Der Benzinmotor gleicht also einem lustigen Bohémien, der aus der Hand in den Mund lebt, während die Dampfmaschine erst wie ein Hamster Vorrath auf Vorrath häuft, ehe sie an ihre Thätigkeit geht. Der Benzinbehälter aber steht gar nicht unter Innendruck, an der Oberfläche seines Inhalts bildet sich nie mehr Gas, als für wenige Kolbenhübe ausreicht; es ist eine fortwährende Gaserzeugung mit genau schritthaltendem Verbrauch.

Bei sehr vielen Benzinmotoren wird das jeweilig nöthige Quantum Benzin direkt beim Eintritt in den Cylinder vergast. Es ist also nicht der geringste Vorrath von vergastem Benzin vorhanden.

Die Verbrennung aber erfolgt nur im Innern des völlig geschlossenen Motors und bei den weitaus meisten Fahrzeugen durch einen elektrischen Funken. Explosionen sind deshalb nur durch unvorsichtiges Hantiren mit Feuer an der Oeffnung der Benzinreservoire möglich; für solchen Leichtsinn kann aber die Maschine nicht, so wenig wie man das Petroleum oder die Schußwaffen verantwortlich machen und abschaffen wird, weil beim Feueranmachen oder beim Spielen ein Dienstmädchen oder ein kleiner oder erwachsener dummer Junge sich oder Andere zu Schaden bringt. — Daß Benzin feuergefährlich und explosibel ist, weiß jeder Mensch; es besitzt sogar

im vergasten Zustande und mit dem zehnfachen Volumen Luft vermischt ungefähr die 15 fache Kraft der Schießpulvergase!

So wie die Furcht gänzlich unbegründet, so ist auch das Mißtrauen mindestens stark übertrieben. Allerdings gehört zum richtigen Automobilisten eine gründliche Kenntniß der gesammten Maschine, um etwaige Störungen oder Symtome richtig zu erkennen und die Abhilfe selbst vorzunehmen oder nach eigener Angabe unterwegs durch Andere besorgen zu lassen. Zum richtigen Radfahrer gehört, wenn auch in ungleich geringerem Umfange, solche Kenntniß des Fahrrades auch, und unser technisches Jahrhundert kann eben andere Ansprüche an den Einzelnen stellen, der sich Schul- und Wehrpflicht gefallen, Gesetzeskunde und tausenderlei andere Dinge aneignen muß, von denen die gute alte Zeit nichts wußte. Uebrigens werden die vorläufig als Käufer in Betracht kommenden Kreise — größere Geschäfts- und wohlhabendere Privatleute — sich fast stets einen kundigen Monteur als Führer halten, der ja auch nicht theurer ist, als ein herrschaftlicher Kutscher; und für das wesentlich einfacher konstruirte Motor-Dreirad ist die Anwesenheit eines Fachmannes fast stets zu entbehren. Zum Beispiel hat der Verfasser außer zahllosen glatt verlaufenen Tagestouren von 100—200 km, darunter im Harz und in der Eifel — auf zwei größeren Reisen mit Motor-Dreirad (Aachen-Stuttgart-Aachen und Aachen-Breslau) nur einen mehrstündigen Aufenthalt durch eine Reparatur gehabt; vereinzelte kleine Störungen wurden jedesmal in wenigen Minuten beseitigt.

Daß auch die größten Wagen bei Schnellzugsgeschwindigkeit auf Strecken über 1000 und mehr Kilometer nur vereinzelt Störungen erlitten (die übrigens meist in Pneumatikdefekten bei sehr großer Hitze bestanden), hat sich auf zahlreichen Distanzrennen, namentlich in Frankreich gezeigt, z. B. bei Paris-Toulouse-Paris (1466 km), wo die siegenden Wagen über 50 km per Stunde fuhren, während auf kürzere Distanzen von 500—1200 km in der Stunde durchschnittlich 70 und 85 km, streckenweise sogar über 100 km, erzielt wurden. Für die Zwecke des täglichen Lebens ist die Schnelligkeit, und damit die Beanspruchung des ganzen Fahrzeugs, natürlich eine ungleich geringere; 10—12 km in der Stadt, 20—25 im Freien sind völlig genügende Durchschnittsleistungen, die eine gute Maschine jahraus jahrein bei täglicher Benützung leicht verträgt.

Ganz grundlos ist auch die Besorgniß des Publikums und namentlich der Polizeibehörden vor der Gefährlichkeit des Automobils für den Straßenverkehr, woraus leider die vielen Fahrverbote und Beschränkungen resultiren, die ebenso fortschrittsfeindlich sind wie seiner Zeit die vielerorten beliebte Unterdrückung des Radfahrens. Während man zum Beispiel die unzähligen Unglücksfälle durch elektrische Bahnen, durch Fleischer-, Bier- und herrschaftliche Wagen als etwas Selbstverständliches und Unvermeidliches hinnimmt, glaubt man sie hier — der Verkehrsstatistik und den großen Zahlen zum Trotz — durch besondere Polizeieingriffe verhüten zu müssen, die in

einzelnen Fällen die Maximal-Geschwindigkeit der Automobilen bis auf 7 km herabsetzen. Nun gehorcht aber thatsächlich kein einziges anderes Straßenfuhrwerk der Lenkung und willkürlichen Tempoveränderung so leicht und schnell wie der sogenannte Selbstfahrer. Im Moment kann der Motor oder seine Angriffswirkung auf den Wagen ausgeschaltet und letzterer durch Hand- und Fußbremse zum Stillstand gebracht werden. Die Polizei sollte deshalb ihre Fürsorge wesentlich auf die Prüfung des Lenkers und seines Fahrzeugs beschränken und allenfalls die obligatorische Anbringung der Rückwärtslaufvorrichtung (außer an Motorzwei- und Dreirädern, weil diese Pedale haben) vorschreiben. — In England bestand bis 1896 ein uraltes unsinniges Gesetz, wonach jedem Automobil auf allen Straßen und Chausseen des Inselreiches ein Läufer mit rother Fahne voraneilen mußte, was nicht zuletzt die verhältnißmäßig späte Entwicklung einer heimischen Motor-Industrie verschuldet hat.

Die möglichste Ausbreitung des Automobilismus liegt sogar im Verkehrsinteresse, weil die Selbstfahrer erheblich agiler und viel kürzer sind als die pferdebespannten Wagen und weil sie nicht scheuen, — nicht zuletzt aber auch im hygienischen Interesse. Mindestens vier Fünftel des Großstadtschmutzes besteht aus Pferdekoth, der bei trockener Witterung ein bedenklicher Bakterienträger wird, bei Regen und Sprengung aber die Straßen mit einer schleimigen und wenig ästhetischen Masse überzieht, die für Fußgänger und namentlich für Radfahrer nur zu oft die Ursache gefährlicher und selbst tödtlicher Stürze bildet.

Verhältnißmäßig zeitig hat man sich in Deutschland höheren Orts für das neue Verkehrsmittel interessirt. So hat im Herbst 1899 das preußische Kriegsministerium mit Daimler-Wagen (ein solcher ist bekanntlich auch seit einigen Monaten im Gebrauch des Kaisers) umfassende Probefahrten von Berlin nach dem Harz veranstaltet, wobei im genannten Gebirge u. a. der Hexentanzplatz und der Brocken via Schierke erklommen wurde; die sehr steile Thalfahrt geschah über Ilsenburg. Die 14 pferdigen Wagen hatten hierbei neben ihrem großen Eigengewicht noch eine Nutzlast von 40 Zentnern (Soldaten und Gepäck) zu befördern. In Württemberg hat die Post ebenfalls einige Daimler-Wagen für den Packet- und Personenverkehr im Gebrauch, und vom Berliner Zentral-Post-Fuhramt sind gleichfalls lange und gründliche Versuche gemacht worden, — hier jedoch mit negativem Resultat, da man Fahrzeuge mit elektrischem Antriebe verwandte.

Das Elektromobil aber scheint noch viel weniger als der Benzin-Motor einen stets störungsfreien Betrieb zu verbürgen. Seine Akkumulatoren, so sehr auch schon verbessert, sind noch immer außerordentlich empfindlich gegen Erschütterungen und vertragen keine allzu häufige Ueberlastung, wie sie bei Steigungen und beim jedesmaligen Anfahren eintritt. In diesen Fällen steigt der Stromverbrauch rapide, und die Kapazität, d. h. die einmalige Ladung reicht ohnehin im Maximum nur für etwa 100 km, im Durchschnitt aber

wohl nur 50 und weniger. Alsdann muß die Ladung an einer elektrischen Kraftstation erneuert werden, was einige Stunden erfordert. Schon aus diesem Grunde, von sonstigen Störungen abgesehen, ist das Akkumobil für den Post-, Droschken- und Geschäftsbetrieb von fraglichem Werthe, für militärische und touristische Zwecke aber ganz bezw. nahezu werthlos. Zur Zeit kommt, solange bis nicht der Akkumulator an Gewicht erheblich verloren und an Widerstandsfähigkeit und Kapazität ganz bedeutend gewonnen hat, nur der Benzin-Motor ernstlich in Frage, so hervorragend auch sonst die Vorzüge des elektrischen Betriebs sind: nämlich seine Geräusch- und Geruchlosigkeit, die leichte Bedienung, der einfache Mechanismus, der sanfte stoßfreie Gang und, last not least, die Sauberkeit, deren Gegentheil dem Benzin-Automobilisten den schwarzen Lederanzug zu einem unentbehrlichen Requisit macht. Aber die Gewißheit, Benzin, Oel und (Kühl-) Wasser überall zu erhalten und demgemäß stets „auf dem Laufenden“ zu bleiben, begründet vorläufig, wenn nicht sogar vielleicht für immer, die Ueberlegenheit des Benzin-Motors über den elektrischen, mindestens für den Tourenfahrer und für den Militär. Und ebenso wenig ist das Dampf-Automobil zu ernsthafter Konkurrenz berufen, das übrigens — von praktischen betriebstechnischen Nachtheilen ganz abgesehen — überall in den dichtbevölkerten Kulturländern auf behördlichen Widerstand stoßen würde, und nicht mit Unrecht, da der Dampfbetrieb, noch dazu in Laienhänden, die öffentliche Sicherheit erheblich gefährden würde.

Ein wichtiger Faktor für die Ausdehnung des Automobilismus ist der Kostenpunkt speziell im Vergleiche zu den Kosten des Pferdebetriebes. Mathematische Gleichungen lassen sich hierfür nicht aufstellen, die Vergleichsziffern können nur approximativ, und zwar in weiten Grenzen, ausfallen. Die Anschaffungskosten einer wirklich brauchbaren Voiturette für 2—4 Personen kann man im Minimum auf 4—5000 Mark, eines Geschäftswagens auf 5—7000 Mark, eines Lastwagens auf 9—10 000 Mark veranschlagen. Wo viel Komfort, große Kraft und große Schnelligkeit verlangt wird, wachsen diese Ziffern noch ganz erheblich. Die Betriebskosten betragen im Mittel 20—25 Pfennig pro Pferdekraft und Stunde, und für die weitaus meisten Bedürfnisse wird eine Kraft von 4—6 HP genügen. Der elektrische Wagen stellt sich im Betriebe ungefähr ebenso, dagegen nicht unbeträchtlich theurer in der Anschaffung. Wenn man für die Stadt eine Geschwindigkeit von 10—12, für die Chaussee eine solche von 20—25 km annimmt, so sind die Vergleichswerthe in weiten Grenzen von jedem Pferdebesitzer leicht zu ermitteln. Selbstredend gewinnt das Automobil gegenüber dem Pferde an Billigkeit, je weniger es beansprucht wird, weil es im Ruhezustande nichts „frißt“. Reparatur- und ähnliche Ausgaben werden sich beiderseits etwa die Waage halten.

Für Motor-Dreiräder, die allein für eine Person, und auf ebenem Terrain in Verbindung mit Anhängewagen oder Vorspannwagen für 2—3 Personen gebraucht werden können, beziffert sich bei einem Anschaffungspreise

von 1000—1500 Mark der Kilometerkonsum auf zwei Pfennige, (nach erschöpfenden Beobachtungen des Verfassers), ein Resultat, das eigentlich eine erheblich größere Verbreitung der Dreiräder vermuthen lassen möchte, als sie in Wahrheit besteht. Und das ist um so erstaunlicher, als grade das Dreirad — mit Ausnahme des Komforts — im Durchschnitt viel zuverlässiger und leistungsfähiger als der Wagen ist, schon in Folge seiner überaus einfachen Konstruktion. Es ist das übrigens die einzige Automobiltype, in der uns Frankreich, als Geburtsstätte des kleinen Dion-Motors, überlegen ist, da die großen deutschen Fabriken mit Rücksicht auf die vox populi, die nun einmal den Wagen goutirt, sich fast ausnahmslos der Herstellung größerer Motoren widmen.

Zweirad-Motoren, für Vorder- wie für Hinterradantrieb, besitzen wir eine ganze Reihe, doch liegt die Bedeutung des Motor-Zweirades auf der Rennbahn, als Schrittmachermaschine, für das Tourenfahren ist es eine contradictio in adjecto. Denn das Zweirad an sich ist schon mit Recht als ein Angstprodukt bezeichnet worden, lediglich aus dem Bestreben hervorgegangen, die kleine Menschenkraft möglichst wenig zu belasten. Tritt an deren Stelle eine gewaltige Elementarkraft von beliebiger Steigerungsfähigkeit, so fällt jeder vernünftige Grund weg, die sichere Stabilität des Drei- und Vierrades, die auch durch den schlüpferigsten Boden ohne Sturzgefahr rollen, dem schwanken, leicht ausrutschenden Zweirade zu opfern.

Die Zukunft des Automobils liegt jedenfalls im Vierrade, und diese Zukunft ist von ganz unberechenbarer Größe, wenn auch, schon aus finanziellen Gründen, eine Uebertreibung in dem geistreichen Worte liegt: „Im 20. Jahrhundert muß Jedermann seine eigene Lokomotive haben!“

Emotion.

Von

Peter Altenberg.

— Wien. —

Die Eltern kauften dem zarten, edlen Geschöpfe gute bequeme Sitze zu den Nachmittagsvorstellungen im Burgtheater und echte russische Galloschen für Thauwetter; einen blaßrothen, wunderbaren, langen Theatermantel und ein schwarzes gestricktes Jäckchen gegen den Frost; sie fuhren mit ihr nach Heringsdorf, an die sandige Küste des nordischen Ozeans und nach Mentone, an die steinige Küste des südlichen Ozeans.

Sie lernten einen Offizier kennen, einen älteren Aristokraten und einen Sänger. Die Eltern freuten sich, daß das zarte, edle Geschöpf „Zerstreuung" fände. An „Sammlung" dachten sie nicht natürlich.

Ueber den Offizier sagte sie einmal: „Ich mag ihn nicht besonders —"

Das verstanden die Eltern nicht. Nun gut, niemand dränge ihn ihr auf. Der ältere Aristokrat hatte hie und da eine Thräne in den Augen, wenn er mit ihr sprach. Das verstanden die Eltern nicht und auch nicht das Mädchen.

Der Sänger hingegen war tadellos elegant angezogen und fröhlich wie eine Lerche. Er repräsentirte gleichsam „Sängers unbefangenes Herz — —". Aber immer süperb aufgelegt?!? Wozu?!?

Das Zimmer des zarten, edlen Geschöpfes war im Winter von 7 Uhr Morgens an geheizt, und im Frühjahr von 7 Uhr Morgens an gelüftet. Und der edle Teppich wurde mit Kraut gereinigt.

Man gestattete dem zarten, edlen Geschöpf, mit dem Offizier, dem Aristokraten und dem Sänger zu korrespondiren. Man könne sich auf Elise verlassen.

Aber alle Briefe waren wie Eibisch-Bonbons, süßlich fade, einlullend, während sie selbst nur Thatsachen berichtete, wie Kalender-Einzeichnungen. Abends, nach dem Nachtmahle, spielten die Eltern oft mit dem zarten, edlen Geschöpfe Roulette, wobei der Vater langsam einen leichten Tiroler Landwein trank. Die große Elfenbeinwalze rollte kantig über das weiße Tischtuch, und Alle starrten auf die schwarzpunktirten Flächen, welche wie Emmenthaler Löcher feucht schimmerten.

Ein junger exaltirter Mensch von neunzehn Jahren schrieb Briefe mit Citaten, welchen das edle, zarte Geschöpf verschiedene Censuren ertheilte: lobenswerth, vorzüglich, befriedigend — —.

Er schilderte, wie sein Dasein durch sie einen neuen Aufschwung nehme und alles Schlechte von ihm abfalle. Ja, er wolle es ihr nachthun — —. Aber sie that ja gar nichts. Immerhin.

Manches Mal brachte er Veilchen.

Er saß da wie ein treuer Hund, und man hätte zu ihm nichts Anderes sagen können als: „Phylax —!"

Er spielte oft Roulette mit, nach dem Souper, und starrte ebenfalls die große Elfenbeinwalze an mit den glänzend schwarzen Punkten. Er war selig, wenn sie gewann, während die Eltern es eher wünschten, daß der Gast einen kleinen Vortheil habe.

Das zarte, edle Geschöpf war immer ziemlich blaß und begann eine sanfte Milchkur.

Eines Abends aber ging sie in ihrem Zimmerchen, welches gut geheizt war, auf und ab, auf und ab.

Dann sagte sie: „Dummer, fader Kerl, d u m m e r, f a d e r Kerl —" öffnete die Tischlade und zerriß alle Briefe, öffnete den Kasten und warf alle Veilchenbouquets heraus.

Beim Nachtmahle sagte der Vater: „Wie rosig, wie blühend Du heute aussiehst, Elise! Und da mußte man Dir so lange zureden wegen der Milch!?!"

Die Mutter aber sagte: „Der junge — hat sich für morgen Abend wieder angesagt."

„Angesagt —?" sagte das edle, zarte Geschöpf.

„Nun, wie immer," sagte die Mutter.

Der Vater trank langsam seinen leichten Tiroler Landwein.

Dann sagte er: „Dieser junge Mensch ist mir schrecklich fade; wie zerlassene Butter."

„Gönne doch Elise diese Anregung. Ein schwärmerischer Verehrer sans conséquences."

Elise ging in ihr Zimmer und begann bitterlich zu weinen.

Worüber, das wußte sie nicht.

Seine letzte Sehnsucht.

Eine Skizze.

Von

Georg Busse-Palma.

— Bánk (Ungarn). —

Unter den Bewohnern der kleinen, alterthümlichen Stadt gab es noch viele, die den Armenhäusler Philipp Brandenstett bereits in seiner Jugend und Gesundheit gekannt hatten. Man erinnerte sich aber sehr selten dieser Zeit, weil er niemals beliebt gewesen war. Geschah es dennoch, wurde er als warnendes Beispiel der Folgen eines unehrbaren Lebenswandels der jüngeren Generation vor Augen gestellt.

Er selber dachte vielleicht noch seltener an seine Vergangenheit. Siech und getrübten Geistes ließ er sich seit länger denn sechs Jahren auf städtische Kosten verpflegen. Das hätte er nicht ertragen können, wenn ihm sein Gedächtniß geblieben wäre.

Mitunter stellte er sich wohl noch vor den halbblinden Spiegel, der in dem großen Schlafsaal hing, und strich seinen eisgrauen, ungepflegten Schnurrbart ein wenig zurecht. Aber auch dann dachte er nicht daran, daß der einst glänzend schwarz war, und daß sich nach den einst rothen und übermüthigen Lippen darunter manches Mädchen lange, leuchtende Juninächte hindurch gesehnt hatte.

Selbst von seinen früheren künstlerischen Fähigkeiten hatte er nichts mehr übrig behalten. In seiner Jugend war er einer der beliebtesten Illustratoren und Portraitmaler gewesen; aber die Köpfe, die er jetzt noch von Zeit zu Zeit mit seinem Krückstock in den Sand malte, sahen keinem der um ihn Lebenden ähnlich, und zu Feder und Stift griff er niemals mehr. Am häufigsten zeichnete er noch ein schmales Mädchenprofil mit langen, aufgelösten Haaren, und der alte Armenhausdirektor behauptete, daß es der Ella Eichhorn gleich sähe, mit der Philipp Brandenstett vor zehn Jahren in Nacht und Nebel die Stadt verlassen hatte. Es mochte dies aber auch eine Täuschung sein, denn selbst dabei blieb sein Antlitz stumpf und ausdruckslos, und seine Falten vertieften sich nicht.

Damals, vor zehn Jahren, war er von seinen hiesigen Bekannten zum letzten Mal als Gesunder gesehen worden, und es war ein Abgang gewesen, welche der Tollheit seines sonstigen Lebens würdig war.

Gegen zwölf Uhr, als sämmtliche eingesessene Häupter sich bereits in Nachtmützen und Federkissen vergraben hatten, war von klirrenden Eisen und Schlittenkufen ein

Dröhnen auf den Straßen und ein Knirschen im Schnee entstanden, und über schwarze, weißbeschäumte und schnaubende Pferdeköpfe hatte von vier Schlitten aus sich ein blendendes Fackellicht in die öden, leeren Gassen ergossen. Auf dem ersten hatte Brandenstett gestanden, ein trotziges Lächeln auf dem verwegenen Gesicht, und auf den übrigen seine Zechgesellen, die mit ihm seine heimliche Braut einholen wollten, die hinter dem alten Kloster todtenblaß, aber mit glänzenden Augen auf ihn wartete.

Sie kamen von einem scharfen Trunk, und es waren nicht die Fackeln allein, die ihre Gesichter so rötheten.

Der alte Nachtwächter hatte ihn erkannt und es auch mit angesehen, als sie gleich darauf wieder zurückbrausten, der nahen Hauptstadt zu, wie sich ein süßes, schmales Kindergesicht in seinem Pelz verbarg, und wie ein feuriger Schein und ein dicker, schwarzer Rauch sich noch lange, weit von der Landstraße her, nach der Stadt herüberwälzte.

Vier Jahre hindurch blieb er danach verschollen. Es hieß, daß er nach dem Auslande gegangen sei; aber selbst die Eltern des Mädchens hörten nie Sicheres darüber. Es waren reiche, angesehene Leute, die bald darauf verzogen und es nicht mehr mit ansahen, wie er dann, vor der Zeit gealtert, mit eisgrauem Haar und ohne jegliche Erinnerung in das Armenhaus seiner Geburtsstadt heimgebracht wurde. Ihre Tochter brachte er ja doch nicht mit, und es hat niemals Einer erfahren, wie sie geendet ist.

Man fragte den Heimgekehrten auch nicht mehr danach. Früher war dies wohl öfter geschehen, aber da niemals auch nur die geringste Auskunft aus ihm herauszupressen gewesen war, hatte man es als völlig aussichtslos aufgegeben.

So lebte er vergessen und unbehelligt seine Jahre dahin, abgestumpft und gleichgiltig wie all' die Uebrigen — bis auf eine Sehnsucht, die er tief verborgen in der Brust trug.

Es war nicht die stürmische Sehnsucht seiner Jugend nach einem reichen, ausgefüllten Leben, nach Liebe und lachendem Glück. Es war auch nicht die Sehnsucht nach der traurigen Freiheit des Landstreichers, wie sie manch' einer seiner Hausgenossen vielleicht hegen mochte — es war nur die Sehnsucht nach einem kleinen, ach, so bescheidenen Ziel, das sie aber doch nicht erreichen konnte, und um das sie in ihm brannte und glühte, wie sie in Anderen nach Kronen und Königreichen glüht.

Sie war schon lange in ihm lebendig. Am ersten Tage seines Armenhauslebens hatte er sie auch zum ersten Mal verspürt.

Armselig und abgerissen war er dort eingeliefert worden, aber das, was er am Leibe trug, war aus feinem weichen Tuch, und besonders seine Wäsche aus dem theuersten Leinen. Es war dies die einzige Erinnerung, deren er noch fähig war, wie er damals geweint und den Wärter um Mitleid gebeten hatte, als man ihm befahl, sein Eigenthum herzugeben. Es hatte ihm nichts geholfen. Wenn die Beamten ihm auch gern hätten willfahren wollen, so durften sie doch die für Alle geltenden Vorschriften nicht übertreten. Das Besitzthum der Insassen verfiel der Stadt, und es ging nicht an, daß eine Ausnahme gemacht wurde.

Den Oberkörper entblößt, zitternd vor Frost, hatte er in der großen, geräumigen Kleiderkammer gestanden, deren weit offene Thür auf den Korridor hinausging. Um ihn herum zwei Wärter, die ihm Wäsche und einen Kittel heraussuchten. Der eine von ihnen hatte ein intelligentes, blasses Gesicht und schien etwas wie Mitleid mit ihm zu fühlen. Der andere aber sah mit seinem stark gerötheten, gedunsenen Kopf roh und brutal aus, und Philipp Brandenstett wagte es kaum, zu ihm aufzublicken. Der hatte ihn auch gleich am Anfang kräftig angefaßt und suchte dem sich Sträubenden ein grobes, gelbliches Hemd mit Gewalt überzuziehen.

Es wurde gerade eine Leiche, in ein Laken gewickelt, auf dem Gange vorübergetragen. Die Träger, durch die Gewohnheit abgestumpft, scherzten miteinander und wippten den vertrockneten Körper in der Bahre auf und ab.

Da erhielt der Neueingelieferte einen kleinen Stoß.

„Na, sperr Dich nicht länger, Alterchen! Es sind schon mehr in dem Hemd hier gestorben. Wenn Du 'mal todt bist, liegst Du eben so still wie der da . . .“

Er lachte über seinen eigenen Scherz und zog ihm das Hemd vollends an.

Philipp Brandenstett aber stand wie versteinert. Ein furchtbares Entsetzen legte sich auf sein Antlitz. Lautlos, reglos sah er mit weit aufgerissenen Augen der Leiche nach. Dann ließ er sich widerstandslos fortführen.

Die paar Worte: „Es sind schon mehr in dem Hemd hier gestorben,“ gingen nie wieder aus seinem Gedächtniß.

Seit dieser Stunde hatte sich die geringe Geistesklarheit, die ihm noch geblieben war, in dem Abschen vor den Armenhaussachen und in der Sehnsucht konzentrirt, jedenfalls im Tode mit Eigenem bekleidet zu sein.

Wenn er um die neunte Abendstunde den kaffeebraunen Kittel ausgezogen und sich auf sein dürftiges Lager gestreckt hatte, zermarterte er sich Tag für Tag den armen Schädel, auf welche Weise ihm das wohl ermöglicht werden könnte. Lange Wochen hindurch fiel ihm auch gar nichts ein, bis es ihm nach einer mit thränenden Augen durchbeteten Nacht wie eine Erleuchtung überkam. Einen Weg, eine Möglichkeit gab es doch!

Den zahlreichen Armenhäuslern war allwöchentlich ein Tag freigegeben, an dem sie vor den Kirchenthüren und Häusern die Mildthätigkeit ihrer reicheren Mitmenschen anrufen durften. Für die wenigen, auf diese Weise gewonnenen Pfennige kauften sie sich Tabak oder auch ein Schnäpschen. Philipp Brandenstett hatte bisher nie das Haus verlassen. Seit dieser Nacht aber ging er mit den Uebrigen.

Als er zum ersten Mal so die Hauptstraße des kleinen Ortes durchschritt, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Ein Schaufenster mit glänzenden, breiten Scheiben zog ihn unwiderstehlich an sich.

Die Hände auf dem Rücken, beugte er sein altes, faltiges Gesicht mit dem eisgrauen Schnurrbart weit vor und stierte gierig hinein.

Es war mit allerhand Herren- und Damenwäsche angefüllt, und in der Mitte befand sich ein wunderschönes Oberhemd mit fein gesticktem Einsatz, wie er es früher wohl getragen haben mochte.

„Wenn Du Dir das doch kaufen könntest!“ dachte er immerzu, und seine Lippen zitterten vor innerer Erregung.

Wohl eine Viertelstunde blieb er davor stehen. Dann schüttelte er traurig den Kopf und ging weiter.

Von der Stadt aus führte eine breite, gutgepflegte Buchenallee nach einem nahen Waldrestaurant, das von den Honoratioren häufig besucht zu werden pflegte — jedenfalls an so schönen Tagen, wie es der gegenwärtige war. Auf diesem Wege setzte er sich auf einen Kilometerstein, legte den Hut in seinen Schooß und wartete des Kommenden.

Es war ein Tag, der so schön war, daß man ihn in dieser fast nie ganz entwölkten Gegend als eine Seltenheit bezeichnen mußte. Die Schwalben flogen nicht ängstlich am Boden, wie vor kommendem Regen, sondern schwirrten heiter und fröhlich zwitschernd durch die sonnengesättigte Luft. Ihre kecken Flügel streiften den einsamen Alten mitunter so dicht, daß er sie hätte greifen können. Daran dachte er nun freilich nicht, wenn auch der stumpfe Ausdruck seiner Augen allmählich einer naiven, kindlichen Freudigkeit Platz machte.

Er hatte schon lange nicht mehr im Grünen gesessen, und hatte es beinahe vergessen, wie schön die Erde noch sein konnte.

Jetzt achtete er zum ersten Mal wieder nach vielen Jahren auf die bunten Farben und das liebliche Blühen der Aehren, Raden und Gräser, die um und hinter ihm standen. Er freute sich ihrer, und als ein kleines, braunflügliges Käferchen auf seine Hand flog und sorglos auf einem seiner Finger spazieren ging, wagte er es kaum, sich zu bewegen. Er mochte es nicht vertreiben und war traurig, als es davonflog.

Bald jedoch wurde seine Aufmerksamkeit auf Anderes gelenkt. Es gingen viele Leute an ihm vorbei, elegante Herren und Damen in rauschenden Kleidern, Schüler und arbeitslose Handwerker, die das wunderbare Wetter genießen wollten.

Die Meisten achteten nicht auf ihn. Ab und zu fiel aber doch ein Geldstück, ein Kupferpfennig oder höchstens ein Nickel in seinen demüthig hingehaltenen Hut.

Er sagte nichts und bedankte sich auch nicht laut. Als das erste Geld in seinen Hut fiel, hatte ihn eine brennende Scham überlaufen, die er aber bald bezwang. „Es muß ja sein," dachte er sich. „Sonst sterbe ich ja noch in Fremdem und Häßlichem!"

Als die Cicaden zu singen begannen und die Sonne sich zum Niedergange neigte, mit einem letzten segnenden Blick die Erde und was darauf lebte und webte, der Nacht überlassend, zählte er seinen Gewinn.

Vierunddreißig Pfennige waren es im Ganzen.

Da erhob er sich von seinem Stein. Die Thränen traten ihm in die Augen. Er ging in das Korn und warf sich dort schluchzend auf die Kniee. Die Augen auf die verglühende Sonne gerichtet, betete er:

„O Gott im Himmel, hab' doch Erbarmen mit mir! Es gingen die Reichen an mir vorüber und schenkten mir nichts. Es gingen die Armen an mir vorüber und gaben mir Pfennige. Aber mir ist es nicht genug. Gott, Du Allmächtiger, mach' ihre Herzen milde und ihre Hände offen! Ich bin alt und krank und möchte gern zu Dir — aber ich kann nicht sterben, ich kann nicht sterben in dem da . . ."

Und bei den letzten Worten fuhr er sich mit den knochigen Fingern in den braunen Kittel und zerrte an seinem groben gelben Hemd so ungestüm, daß über der Brust ein Riß darinnen entstand.

Dann weinte er nur noch leise vor sich hin. Und schaudernd dachte er daran, wie Viele wohl in dem Hemd, das er am Leibe trug, schon gestorben sein mochten, vielleicht ebenso qualvoll und ebenso verzweifelt wie er! —

Als er in das Armenhaus zurückgekehrt war, bekam er Schelte, weil er zu lange geblieben, und weil der Verwalter glaubte, er sei betrunken. Er taumelte nämlich und gab unzusammenhängendere Antworten als sonst. Er war es aber nicht und lag die ganze Nacht wach, darüber grübelnd, was wohl das Hemd dort im Schaufenster kosten könnte, und wie lange er wohl brauchen würde, um das nöthige Geld zusammen zu bekommen.

Am zweiten Freitag erzielte er kein günstigeres Resultat. Es war auch viel weniger schönes Wetter, und ein harter Wind hörte fast nie auf zu blasen. Der alte Mann fror und traurig trat er den Heimweg an.

Er vermochte es aber nicht, an dem Geschäft ruhig vorüberzugehen. Er bekam beinahe gierige Augen, als er das Ziel seiner Sehnsucht so nah und doch so unerreichbar vor sich sah.

Dann lief ein seltsames Zucken über sein Gesicht. Er schien mit einem schweren Entschluß zu ringen.

Mit zitternden Händen strich er sich seinen Kittel zurecht und trat in den Geschäftsraum.

Außer dem bedienenden Kommis war niemand anwesend. Verwundert sah der ihn an.

„Sie wünschen?"

Philipp Brandenstett vermochte erst kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Das Hemd dort . . ." stotterte er schließlich. „Ach, bitte, sagen Sie mir, wieviel das Hemd dort kostet!"

Der junge Mann lächelte.

„Wollen Sie es denn kaufen?"

„Ja, Herr! Aber jetzt noch nicht . . später . . wenn ich das ganze Geld habe . ."

„Zwölf Mark fünfzig!"

Der Alte knickte ordentlich zusammen. So hoch hatte er sich den Preis nicht gedacht.

Der Kommis sah ihn belustigt an. Es war auch zu komisch, daß ein Armenhäusler sich ein Oberhemd kaufen wollte.

Philipp Brandenstett war sehr unglücklich, als er hinausging. Bald fing er aber an zu rechnen, und das beruhigte ihn.

Sechzig Pfennige hatte er bereits in diesen zwei Tagen zusammengebettelt. Blieb die Einnahme nur immer auf der gleichen Höhe, so konnte er den Betrag in dreiviertel Jahren gut und gerne gespart haben, und so lange hoffte er noch zu leben.

Diese Berechnung machte ihn zuversichtlich und beinahe fröhlich. Seine Phantasie vertiefte sich darin, sich den Moment auszumalen, an dem er fähig sein würde, sich das Ersehnte zu verschaffen. Er sah sich selbst in seinem Bett, als Todtkranken, wie der Geistliche ihm die Sterbesakramente reichte, und wie er dalag in seinem blüthenweißen, feinen Hemd, das ihn auch in das Grab begleiten sollte.

In dem Strohsack seines dürftigen Lagers, das er selbst Morgens und Abends bereiten mußte, verbarg er seine Ersparnisse, und allwöchentlich kamen einige Pfennige dazu. Da fielen ihm eines Tages mehrere Silbergroschen zur Erde. Erschrocken sah er sich um. Von den Angestellten war Niemand anwesend, aber nebenan, auf dem benachbarten Bette, saß der alte Fielitz. Ein Grinsen flog über dessen dickes, gedunsenes Gesicht.

„Wo hast Du denn das her, Philipp? Scheinst ja mächtige Moneten zu haben?“ fragte er lauernd.

„Noch viel zu wenig, Fielitz. Ich brauche jeden Pfennig,“ erwiderte er langsam. Sein Gesicht war todtenblaß, und seine Hände zitterten, als er die Geldstücke zusammensuchte.

Seit dieser Stunde hatte er keine Ruhe mehr vor Fielitz.

An einem der folgenden Tage, als sie ihren Ausgang hatten und sich bereits in den Straßen der Stadt befanden, drängte er sich an Brandenstett heran, der sich bisher immer gesondert gehalten hatte.

„Na, Philipp, ein Schnäpschen wirst Du doch zum Besten geben? Geld hast Du ja genug,“ meinte er.

„Es geht nicht, Fielitz,“ antwortete er traurig. „Ich brauche ja Alles, Alles!“

„Willst wohl ein Haus kaufen, alter Geizhammel? Wenn Du nicht 'was spendirst sag' ich's den Andern auch, was Du für Gelder hast, und dann kannste ja 'mal 'was erleben! . . .“

Fielitz war noch röther im Gesicht geworden, als er es gewöhnlich schon war, und ein unsäglich gemeiner Zug spielte um seine Lippen.

Mit einer müden, schwerfälligen Bewegung griff Philipp in seine Tasche und holte ein altes, abgeschabtes Lederbeutelchen hervor, das er irgendwo gefunden haben mochte. Darin trug er jetzt seinen Schatz immer bei sich, seitdem er ihn vor Fielitz nicht mehr sicher genug im Strohsack glaubte.

Einen Groschen nahm er heraus.

„Hier hast Du!“ sagte er tonlos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Die Tage wurden trübe und regnerisch und die Gärten waren im Verblühen.

Philipp Brandenstett hatte die nöthige Summe beinahe zusammen. Es fehlte ihm wenig mehr als eine Mark, und sein Herz war voll Hoffen und Fröhlichkeit. Es that aber auch Noth, denn er war schwächer und kränker als je zuvor, und er fühlte, daß er bald nicht mehr im Stande sein würde, auszugehen. Mitunter schüttelte ihn ein trockner Husten, der rothes Blut zum Vorschein brachte. Er hütete sich aber, dies Andere sehen zu lassen. Er wußte, daß man ihn dann nach der Krankenabtheilung bringen würde, wo es ihm nicht möglich wäre, die wenigen fehlenden Groschen noch aufzutreiben. Und sterben wollte er nicht, ohne seine Sehnsucht verwirklicht zu sehen.

Am folgenden Freitag mußte er aber dennoch zu Hause bleiben. Er hatte sich wohl bis auf die Straße geschleppt, aber da wurde ihm schwach und schwindlig, und er kehrte zurück. Ein Fieber schüttelte ihn. Kaum daß es dunkel wurde, legte er sich zu Bett und schlief tief und traumlos ein.

Als er Morgens erwachte und an die irdene Waschschale trat, bemerkte er, daß Fielitz nicht in seinem Bett lag. Es war aber zerwühlt, so daß er die Nacht über wohl dagewesen sein mußte.

Plötzlich bemächtigte sich seiner eine furchtbare Angst. Mit zitternden Händen griff er in die Hosentasche.

Sein Geld war fort.! — —

Eine Sekunde stand er regungslos, wie versteinert von dem Unfaßbaren.

Dann schlug er schwer zu Boden.

Man legte ihn auf das Bett und brachte ihn bald wieder zur Besinnung. Ueber seine Lippen kam aber kein Wort.

Am Abend wurde Fielitz von einem Polizeisoldaten dem Verwalter des Armenhauses wieder zugeführt. Man hatte ihn sinnlos betrunken hinter einer Scheune aufgefunden.

Philipp Brandenstett sah ihn mit einem finsteren Blick an, und eine wahnsinnige Wuth stieg in ihm auf. So war Alles, Alles vergebens gewesen! Dieses Schwein hatte ihm seine letzte Hoffnung gestohlen, hatte sie vertrunken in einer Nacht!

Mitunter stieg es wie ein Schluchzen in ihm auf. Dann aber legte sich eine wilde Entschlossenheit über seine Züge.

Es war Nacht. Der Mond warf ein bleiches, seltsam zitterndes Licht durch die unverhüllten Fenster, in den mit dumpfer Luft angefüllten Schlafsaal. Eine kleine, bronzirte Hängelampe schaukelte ihr falbes Licht über alle die Alten und Verlorenen, die tief und traumlos dort schliefen.

Da hob sich eine hagere Gestalt von ihrem Lager. Lautlos wie ein Panther schlich sie an das benachbarte Bett, in dem Fielitz, noch betrunken, mit weit offenem Munde lag.

Ein verzerrtes Antlitz mit fiebernden, unruhigen Augen beugte sich über den Schläfer. Dann schloß sich eine knochige Hand um seinen Hals — eisern, unlösbar . . .

Ein kurzer, lautloser Kampf entspann sich. Aber die Hände des Würgenden ließen nicht los. Immer fester und eherner spannten sie sich um die Kehle ihres Opfers. Dann verdrehten sich dessen Augen, so daß nur noch das Weiße zu sehen war, sein Antlitz ward bläulich und die Spannung der Muskeln ließ nach.

Fielitz war todt. —

Philipp Brandenstett aber schlich sich ebenso leise, wie er gekommen war, in sein Bett zurück, vergrub sein Antlitz tief in den Kissen und weinte bitterlich. Nicht, weil er ihn getödtet hatte, sondern weil er nun doch sterben mußte in Fremdem und Häßlichem . .

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

L. N. Tolstoi. Von Eugen Zabel. — Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar. VI. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie.

Man könnte sagen, daß Zabels Buch — im Hinblick auf das Aufsehen und die ungemeine Erregung, welche Tolstois „Auferstehung“ und seine Excommunikation erregt haben — gerade zur rechten Zeit erschienen sei, wenn dieses nicht von so ungeordnetem Belang wäre gegenüber der gewaltigen dauernden Bedeutung von Tolstois Persönlichkeit und gegenüber dem dauernden Interesse, mit welchem das deutsche Volk, wie alle Kulturvölker, auf den slavischen Reformator blickt und in welchem auch die heftigere momentane Erregung der öffentlichen Meinung wurzelt. Denn die Zeiten sind längst vorüber, wo man vorwiegend mit sensationslüsterner Neugierde, angelockt durch die absonderlichen Gerüchte und Mittheilungen, welche über das eigenartige Leben und Wesen des als Bauer lebenden russischen Grafen und Dichters in die Welt drangen, sich mit dem Schöpfer von „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ und vor Allem der viel diskutirten „Kreutzersonate“ beschäftigte. Längst ist dieses äußerliche Interesse einer ehrlichen intensiven Theilnahme, der leichtherzig überlegene Spott und das ablehnende Kopfschütteln über den „wunderlichen Heiligen“ auch bei den Gegnern Tolstois der ernsten Achtung vor der Größe seiner Persönlichkeit und seines sittlichen Ideals — mag man auch dessen Verwirklichung weder für möglich noch für wünschenswerth halten — gewichen. Auch die leicht erkennbaren Widersprüche zwischen seiner Lehre und seinem Leben — Widersprüche, die zum Theil unvermeidlich sind, da seine Weltverbesserungslehren ein Ideal aufstellen, das eben „über menschliche Kraft“ geht —, die menschlichen Schwächen Tolstois können jetzt, da wir seine Lebensarbeit schon als ein geschlossenes Ganze überblicken können und das Bild seiner Persönlichkeit, die früher in einzelnen unvermittelten Zügen, in schwankenden, veränderlichen Umrissen uns entgegentrat, nun klar und abgerundet vor uns steht, nicht mehr unser Urtheil über ihn beirren. Und da nun so unsere Auffassung über ihn — wie sie auch im Einzelnen und nach der Subjektivität des Beurtheilers verschieden gefärbt sein mag — zur Klarheit gekommen ist, so ist auch — zumal da der große Dichter und Denker die Bahn seiner Entwicklung nach menschlichem Ermessen durchlaufen hat und uns höchstens Ergänzungen, nicht Wandlungen mehr bieten wird, — wohl die Zeit gekommen, im Zusammenhange ein Gesammtbild seines Lebens und seiner Lebensarbeit zu geben. Die Bedeutung der letzteren hat in einer umfassenden Darstellung der Weltanschauung Tolstois Eugen Heinrich Schmitt in seinem Buche „Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur“ (Leipzig, Eugen Diederichs) uns nahe gerückt. Eugen

Zabel hingegen hat sich in dem vorliegenden Buche der Aufgabe unterzogen, uns den Lebens- und Entwicklungsgang Tolstois zu erzählen und dabei zu zeigen, welcher Zusammenhang zwischen dem Leben und Schaffen des Dichters besteht, wie Beides sich auseinander erklärt und demselben Gesetz der Entwicklung unterworfen ist. Da Tolstois Dichten stets ein Bekennen, Sichbefreien, ein — um mit Ibsen zu reden — sich selber Richten war, was seinem Schaffen den Charakter der unbedingten Nothwendigkeit verleiht, da seine Produktion der Ausdruck seines Ringens nach höherem Menschenziele ist — so ergiebt sich die Einheit von Leben und Schaffen, die Wechselwirkung zwischen Beiden, in

Jugendbild Tolstois.
Aus: Eugen Zabel, L. N. Tolstoi. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. Leipzig, Berlin und Wien.

der Zabel'schen klaren und lichtvollen Darstellung wie von selbst. An die Schilderung der Jugendjahre Tolstois, bei welcher sich Zabel auf Raphael Löwenfelds verdienstliche Vorarbeit stützen konnte, reiht sich eine Charakteristik der Jugendwerke, insbesondere des autobiographischen Romans „Geschichte der vier Lebensstufen", deren Schlußtheil nicht erschienen ist, der Aufzeichnungen eines Marqueurs, der kaukasischen Erzählungen, der Bilder aus dem Krimkriege, der Erzählungen „Luzern", „Polikuschka", „Eheglück", der „Geschichte eines Pferdes". Tolstoi tritt schon in diesen Jugendwerken als fertiger Künstler vor uns hin, und zugleich sehen wir, die wir früher den Bruch im Leben des Dichters und

Moralisten, den Gegensatz zwischen dem jungen und dem alten Tolstoi so schroff empfanden, mit überraschender Deutlichkeit die Keime des Religionsphilosophen, des Moralisten und Asketiker in dem jugendlich ringenden Geiste. Begegnen wir doch schon hier mehrfach dem

Gräfin Sophie Andrejewna, Tolstois Gattin.
Aus: Eugen Zabel, L. N. Tolstoi. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. Leipzig, Berlin und Wien.

Helden des letzten Romanes des greisen Tolstoi, dem Cavalier Nechljudow, in welchem der Dichter sein eigenes sittliches Ringen, seinen Kampf mit den Versuchungen der Welt verkörpert hat. — Je ein besonderes Capitel — ihrer Bedeutung entsprechend — widmet Zabel sodann dem Roman „Krieg und Frieden", diesem Kolossalgemälde russischen Lebens

aus den Jahren 1805—1812, und dem russischen Gesellschaftsroman „Anna Karenina", — in denen Tolstois dichterisches Schaffen gipfelt. Beide Werke werden nach ihrer Tendenz, in ihren Hauptpersonen, ihren künstlerischen Qualitäten gebührend gewürdigt. Der nächste Abschnitt ist dem Dramatiker Tolstoi gewidmet, der als solcher nur in der „Macht der Finsterniß" ein seinen epischen Schöpfungen ebenbürtiges Werk geschaffen hat. Das letzte Capitel, welches Tolstois Weltanschauung und Persönlichkeit behandelt, ist ein wenig bunt, mehr reichhaltig als reich und mehr umfangreich als eindringend

Arbeitszimmer Tolstois in Jasnaja Poljana. — Nach einem Bilde von Rjepin.
Aus: Eugen Zabel, L. N. Tolstoi. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. Leipzig, Berlin und Wien.

ausgefallen. Die Analyse der Auferstehung läßt man sich hier wohl gefallen; aber die ausführliche Schilderung der ersten Berliner Aufführung der von Zabel schon vorher besprochenen „Macht der Finsterniß" ist hier recht überflüssig. Auch Anderes wäre noch als deplacirt, entbehrlich oder überflüssig zu beanstanden. Dafür hätten die kleinen moralphilosophischen Schriften Tolstois in ihrem Ideengehalt und Gedankengange hier stärkere Berücksichtigung finden müssen. —

Von kleineren Versehen seien die folgenden einer Abstellung für die nächste Auflage empfohlen. Gleich am Anfang fehlt neben dem Geburtstag das Geburtsjahr (1828)

des Dichters; statt Kreuzersonate — wie beständig zu lesen ist — muß es Kreutzersonate heißen; für Sollohub ist Sollogub zu lesen.

Trotz der angedeuteten, in der hoffentlich erscheinenden Neuauflage auszumerzenden Mängel ist Zabels Buch als eine leicht und gefällig orientirende, dabei klar und volksthümlich und zugleich lebendig geschriebene Uebersicht über Leben und Wirken des großen slavischen

Tolstoi hinter dem Pflug.

Aus: Eugen Zabel, L. N. Tolstoi. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. Leipzig, Berlin und Wien.

Dichters und Moralphilosophen gerade für ein größeres Publikum und für jene Personen, die erst zu ihm hingeleitet und zu näherer Beschäftigung mit diesem eigenartigen Geiste angeregt werden sollen, sehr zu empfehlen. Die reiche bildliche Ausstattung erhöht den Werth und den Reiz des Werkes, dessen billiger Preis (3,00 Mk. für das kartonnirte, 4,00 Mk. für das gebundene Werk) zu seiner Verbreitung wesentlich beitragen wird.

—l—

Bibliographische Notizen.

Allerleirauh. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel.

Die Schriftstellerin, welche sich unter obigem Pseudonym verbirgt, ist durch ihre größere Erzählung „Heinz Kirchner" und manchen Band stimmungsvoller Novellen bei der Lesewelt bekannt und beliebt; die uns vorliegende Novellensammlung Allerleirauh können wir in ihrer Gesammtheit nicht als gelungen bezeichnen, wohl gelingt ihr in der kleinen Erzählung „Warten" ein Stimmungsbild von überzeugender Charakteristik, dagegen ist der stoffliche Vorwurf bei zwei anderen Erzählungen wie „Der Kopf von Hellen" und „Der Besuch" voller Absonderlichkeiten, die, um uns glaubhaft zu werden, mit größerer Kraft der Darstellung behandelt sein müßten. Die Schilderungen komplicirter Charaktere mit einem Stich in's ganz Moderne, scheinen der Verfasserin nicht zu liegen, deren feministische Begabung sich glänzend bewährt, wo es gilt Seiten des Gemüths, schalkhaften Humor und tiefe Innerlichkeit lebendig werden zu lassen.

mz.

Vielleicht. Von Georg Schwabe, Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.

Der Verfasser selbst bezeichnet in dem Vorwort sein Buch als ein Fragenbuch. Ihn leitet dabei die auf S. 38 ausgesprochene Anschauung, daß die richtig gestellte Frage auch die Voraussetzung der richtigen Antwort in sich tragen und dieser gewissermaßen erst den Weg zeigen muß. Als Entschuldigung schickt er aus Goethes Farbenlehre das Motto voraus: „Jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar und anregend und für die Folge nicht verloren." Das in die drei Abschnitte: Fragliches, Abgöttisches, Inwendiges eingetheilte Buch soll nicht zur Unterhaltung, sondern zum Nachdenken dienen. Diesem Zweck entspricht es durch zahlreiche tiefe theosophische Gedanken, z. B. „Vielleicht nur deshalb können wir Gott nicht sehen, weil er uns zu nahe ist? weil wir nicht aus ihm herauskönnen, um ihn zu betrachten, weil der, welcher einen objektiven Standpunkt erzwingen und das Uebergroße zum Gegenstand seiner Beurtheilung machen will, dies nur durch Absonderung und Einengung seiner selbst thun kann." „Ist der Mensch eine Sehnsucht Gottes, sich selbst in der Zertrennung zu schmecken, die ihm entströmt, und fällt in die Zertheilung, um hier von der ewigen Nachsicht gesucht, gesammelt und gefunden zu werden? Liegt hier ein Schlüssel zu dem großen Warum? Gottes inniger Trieb, der sich überall, auch im Kleinsten finden, im Einzelnen bestätigt wissen will, ist er es nicht, der auch den ringenden Forscher beseelt bei seiner rastlosen Arbeit? Jedes Eindringen in die Gesetze der Natur ist Gottesforschung, jede ernste Wissenschaft, wohin sie auch führen möge, Gottesdienst, bewußter oder widerwilliger. Von profaner Wissenschaft im Gegensatz zu irgend einer anderen, sollte man gar nicht sprechen. Wir treten von verschiedenen Seiten an das Ganze heran, daher die erstaunlichen Unterschiede in der Auffassung. Auch die Weisheit ist nur eine und ist grenzenlos. Sie kann weder von der Schönheit, noch vom Glauben geschieden werden."

N.

Unter ägyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart von K. Zitelmann. Berlin, Carl Duncker.

Die ziemlich dürftige Handlung, welche sich mit den Erlebnissen einer Reisegesellschaft beschäftigt, die der Zufall in Aegypten zusammengewürfelt, und in der das Schicksal unter den verschiedenen Theilnehmern Fäden spinnt, die entweder sich zerreißen oder für's Leben vorhalten, ist nicht das Interessanteste an dem Roman der talentvollen Verfasserin; interessanter sind die Naturschilderungen und die Schilderungen der Kunstdenkmäler einer hochentwickelten versunkenen Kultur; mit lebendigem Naturgefühl, feinsinnigem Kunstverständniß und archäologischen Kenntnissen ausgerüstet, geleitet die Verfasserin den Leser durch das Wunderland Aegypten und weist ihm mit kundiger Hand die Wege der Vergangenheit, — in dem Labyrinth menschlicher Geschicke geräth sie zuweilen auf Irrwege und berichtet von Geschehnissen, die im wirklichen Leben sich wohl kaum ereignen, sondern nur zwischen den Buchseiten eines Romans, deshalb werden solche Leser weit mehr Befriedigung an der Lectüre desselben finden, die sich an der ansprechenden Reisebeschreibung genügen lassen.

mz.

Komödien des Lebens. Von Rudolf Herzog. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Bei der Wahl dieses Buchtitels dachte der Verfasser wahrscheinlich der Worte Macbeths: „Ein Schatten nur, der wandelt, ist das Leben, weiter nichts; ein armer Komödiant, der auf der Bühne sein Ständchen stelzt und große Worte macht,

worauf man weiter nichts von ihm vernimmt u. s. w. Als „Komödien des Lebens“ können diese siebzehn kleinen, flottgeschriebenen Erzählungen wohl deshalb gelten, weil sie den verschiedenartigsten Schicksalen und Stimmungen Gestalt und Ausdruck geben. Freud' und Leid, Glück und Unglück, Scherz und Ernst werden hier von berufener Hand in treffenden Wandelbildern nicht nur vor Augen, sondern auch oft, wie in „Der Lorbeerkranz“, „Molly“, „Der Treffer“ und anderen zu Gemüth geführt. Das Buch gehört zu den guten Unterhaltungsschriften, die zum Weiterlesen reizen und edle Gefühle wecken. N.

Ein Liebeslied. Von Toni Schwabe. Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig.

Wie Johannes Schlaf, nur en miniature, so gestaltet Toni Schwabe, was sie fühlt, und fühlt, was sie gestaltet. Nicht der Gedanke, sondern die Stimmung kommt in ihren poetischen Nippes zum Ausdruck. Dies zeigt sich besonders in „Ein Liebeslied“, dem ersten Theile ihres Büchleins, das 19 solcher kleinen Skizzen enthält, während der zweite Theil „Ein Testament“ in seinen 6 Aufzeichnungen eine tiefere Sentenz offenbart. N.

Achilleus. Roman von H. Zöllner. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Achill, der bekannte homerische Heros, ist auch der Held dieses Romans. Zöllner hält sich im Allgemeinen an die Schilderung der Ilias, fügt jedoch so viel des Eigenen hinzu, daß er nirgends zum bloßen Nacherzähler hinabsinkt. Durch die Einflechtung der zwischen Achill und Polyxena, der Tochter des Königs Priamos, sich abspinnenden Liebesgeschichte versteht er, den klassischen Ueberlieferungen einen modernen Anstrich und Reiz zu geben. N.

Fluthwellen. Neue Gedichte von Otto Frommel. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

„Wer ist eine Majestät? Der Dichter, dem es von Herzen geht, dem das All' in der Seele lebt, der es aus Urgrundstiefen hebt, mit ihm in seraphische Höhen schwebt, der ist eine Majestät!“ — so singt Otto Frommel auf S. 51: Bravo! Schon Shakespeare sagt: Die Schätzung macht den Werth. Der Dichter der „Fluthwellen“ erfüllt zwar nicht alle Bedingungen dieser Majestät, aber doch die erste und vornehmste: es geht ihm von Herzen. Den ersten Theil: Brandungen — hätte er ohne Nachtheil streichen können; sie warfen ihm keine Perlen an den Strand. Alles, was er unter diesem Titel zusammenfaßt, haben bereits Andere poetischer gesagt. Die Abtheilungen: Grüne Buchten, Stromfahrt, Oestliche Wasser, Landung — enthalten aber Gedichte, welche Gefühl und Gedanken zu harmonischem und melodischem Ausdruck bringen, z. B. „Wandertage. Wir gehen dem Frühling entgegen. Frühlingssturm. Ruf zum Lenz. Verschieden. Sommermorgen. Sommernacht. Am Bahndamm. Herbst. Trost. Es ging der Sommer. Stimme. Wegrast. Schälkchens Tod. Gott. Anbetung. Aprilensturm. Abend. Zum 1. Mai.“ Seine Vorbilder sind Meyer, Keller, Storm und Falke. Wie schön läßt er in ‚Daheim‘ sein Buch ausklingen: „In meinem Hause singt es bei Tag und Nacht, seltsam liebliche Töne schreiten sacht, wie Genien, traumverloren, über die Teppiche hin, meines Herzens Glück, mein Friede zittert darin!“ N.

Sonnen-Lieder. Gedichte von Hellmuth Prinz von Sonnenschein. Verlag Gebr. Böhm, Kattowitz.

Je größer die Noth, je heißer der Kampf, je bitterer die Enttäuschung des Lebens, desto nothwendiger ist die Ermuthigung, Erhebung und Erlösung durch die Kunst. Dieser gesunde Optimismus, dieses warme Gefühl poetischer Weltbejahung, liegt den Sonnenliedern zu Grunde. Mit sonniger Stimmung mahnen sie an die weise Lehre, die Nietzsche mit den Worten ausspricht: „Und lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten Andern wehe zu thun und Wehes auszudenken.“ Aus dem Staube der Gemeinheit lenkt der Dichter — siehe S. 5: Flucht — zur Bergeshöhe seine Schritte, und lächelnd hebt ihn mit den Strahlenarmen die Sonne auf die Schwingen eines Liedes, das ihn mit rauscheud mächtigen Flügelschlägen in's Blaue emporhebt, wo die stillen Gärten der reinen Freude und der Schönheit blühen. Ja, zwischen den beiden unverwelklichen bunten, duftigen Blüthen der Lebensfreude und der Schönheit gaukelt wie ein farbiger Falter seine Poesie anmuthig hin und her. Deutlich sagt sein Motto: Verse sind dem Dichter Zeugen, daß das Leben ihn erwählte, als ein Herold zu verkünden dieser Erde Glück und Schönheit. — Selbst in der Qual und Trübsal des Krankenhauses singt ihm der mit weißen Blüthenaugen durch's Fenster schauende Mai in's Herz: „Daß aller Jammer dieser Welt vor ihrer unermeßnen Schönheit in nichts zerfällt.“ „Verleumdet ward bisher die schöne Erde! Sie ist kein Thal der Zähren und der Qualen. Ein Becher ist sie aus Krystall und Golde, ge=

füllt mit Glück und Schönheit bis zum Rande: So hebt ihn freudig denn an Eure Lippen, und schlürft in langen, langen, durst'gen Zügen den perlend hellen Trank, der unerschöpflich, bis einst entsinkt der Becher Euren Händen, und Ihr Euch glückgesättigt legt zum Sterben," — so schließt seine trostreiche Bergpredigt.

Das auch äußerlich fein ausgestattete Büchlein enthält vier Abschnitte: Sonnenlieder, Liebeslieder, Von der Wanderschaft, Balladen und Romanzen. Schlägt der Dichter auch in den ersten beiden Abtheilungen originelle und tiefe Herzenstöne an, so giebt er doch das Beste erst zuletzt. Seine Wanderlieder, die süßen Früchte weiter Seereisen, werden durch köstlichen Humor gewürzt, und seine Balladen zeigen dieselbe Kraft der Sprache und Schönheit der Form wie die von Moritz Graf Strachwitz. Wie schelmisch heiter klingt z. B. sein: Gruß an Spanien. „Sei gegrüßt, mein schönes Spanien! Des Fandango Heimatland, Land der Klöster und Kastanien, blüthenschwerer Rosenstrand. Dunkelgrüne Wellen blinken, wie Smaragd im Abendschein, und ich schwenk' in meiner Linken Dir ein Glas von Deinem Wein. Schau ich hin nach Deiner Küste, dünkt mich fast, Du gleichst mir sehr: Unser Mammon ging zu Rüste, und kein Teufel borgt uns mehr! Doch ich kann d'rum Niemand hassen und erst recht nicht traurig sein, denn sie müssen uns ja lassen Blüthen, Wein und Sonnenschein." N.

Meyers Reisebücher (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien) gehören zu jenen Publikationen, die eigentlich keiner Empfehlung mehr bedürfen; jede Neuerscheinung, um welche die Sammlung bereichert wird, begrüßt man von vornherein mit freudiger Gewißheit, daß man hier für das fragliche Gebiet einen Rathgeber erhält, der, unübertrefflich an Gründlichkeit und ehrlicher Objektivität, nicht nur nach Verdienst die bekannten Bädeker-„Sterne", sondern auch „Kreuze" als sehr nützliche Warnungszeichen, welche den Reisenden vor unangenehmen Erfahrungen und mit seinen Wünschen und Mitteln nicht im Einklang stehenden Maßnahmen bewahrt — vertheilt; auch an Zugänglichkeit lassen es diese Rathgeber nicht fehlen; ihr Rath ist leicht und bequem für jeden einzelnen Fall einzuholen. Nicht nur werden Städte, Bäder, Sommerfrischen nach allen Seiten geschildert; auch Reisewege, Reisekosten, Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse werden erörtert, so daß der Leser den seinen Ansprüchen gemäßen Ort mit Sicherheit auswählen kann. Diese bekannten Vorzüge weist auch der neu erschienene Führer für die „Nordseebäder und Städte der Nordseeküste" (geb. 4.00 Mk.) auf. Der Band behandelt das weite Gebiet von der dänischen Fanö (Jütland) bis zur französischen Grenze vor Dünkirchen und beschreibt auch die kleinen und kleinsten Bäder an der deutschen, belgischen und holländischen Küste mit ihren Lokalverhältnissen, Umgebungen 2c. Selbstverständlich sind auch die deutschen Städte, wie Hamburg, Bremen, Oldenburg, Emden, ausführlich mit erwähnt, wogegen die auf fremdem Gebiet liegenden wie Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Haag 2c., welche nur als Durchgangspunkte gedacht sind, kürzer behandelt wurden. Dem Buche sind 39 Karten und Pläne beigegeben. In neuer siebenter resp. achter Auflage sind erschienen: „Deutsche Alpen." Erster Theil: Bayrisches Hochland, Algäu, Vorarlberg; Tirol: Brennerbahn, Oetzthaler-, Stubaier- und Ortlergruppe, Bozen, Schlern und Rosengarten, Meran, Brenta- und Adamello-Gruppe; Bergamasker Alpen, Gardasee (Preis 5.00 Mk.); und „Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol" (Preis 5.50 Mk.). Beide Neuauflagen sind zugleich gründliche Neubearbeitungen. Beide Werke, die so zweckmäßig eingerichtet sind, daß nicht nur dank der überaus klaren und übersichtlichen Anordnung schnellste und bequemste Orientirung möglich ist, sondern daß sie auch zwecks größerer Handlichkeit in mehrere Theile zerlegt werden können, sind wieder um mehrere Karten, Pläne und Grundrisse sowie Panoramen bereichert worden. So finden sich in den „Deutschen Alpen" neu: die Karten vom Kaisergebirge, von Hohenschwangau mit Umgebung, vom Walchen- und Kochelsee, sowie auch ein Plan des gesammten Kurbezirks von Meran; das Panorama von Schlern, das vom Herzogstand und das von Urfeld am Walchensee. Die Hälfte des letztgenannten Bandes behandelt München und das bayrische Hochland, das Berchtesgadener Land, Salzburg und Salzkammergut, die Landschaften an der Gisela- und Arlbergbahn, das Unterinnthal, also eines der schönsten und beliebtesten Gebiete der Alpen. Der Rest entfällt auf Franken, Oberpfalz, Niederbayern, Hessen, Pfalz, Elsaß, Baden, Württemberg und das bayrische Schwaben.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

d'Annunzio, Gabriele, Bei. Von E. Gagliardi. Zeit 1901. 31.
Arbeitsverhältnisse bei den Antipoden. Von W. Mommsen. N. 1901. 35.
Automobilen, Die schienenlosen. Von R. Koehlich. N. u. S. 1901. August.
Bayersdorfer, Adolf. Von P. Garin. Z. 1901. 37.
Berliner Musik. Von M. Loewengard. Z. 1901. 37.
Bismarck, Bill. Z. 1901. 37.
Bogolepow, Minister. Von J. V. Widmann. N. 1901. 37.
Bücher vom Tode. Von E. Brausewetter. L. E. III. 18.
Caricatur, Die Geburt der modernen politischen. Von E. Fuchs. Zeit 343.
China. Die Reform in China und die Mächte. Von R. Hart. D. Ru. 1901. Juni.
Darmstadt. Von J. Meier-Gräfe. Z. 1901. 38.
Douglas, Das Herz von. Von R. M. Meyer. N. 1901. 35.
Ehe, Ueber die Entwicklung der. Von J. Burghold. (Schluss.) N. u. S. 1901. Aug.
England und Deutschland, Die Beziehung zwischen. Von R. Temple. D. Re. 1901. Juni.
Epos, ein schlesisches. (Leutenoth, von Ph. vom Walde.) Von S. Mehring. L. E. III. 17.
Frauentracht, Vorschläge zur künstlerischen Hebung der. Von H. van de Velde. W. Ru. V, 2.
Garborg, Arne. Von K. Naerup. N. u. S. 1901. August.
Geldes, Philosophie des. Von N. Ernst. Z. IX. 36.
Gogh, Vincent von. Von A. Aurier. W. Ru. VII.
Grammatik und Polizei. Von Otto Behaghel. L. E. III. 18.
Grimm, Hermann. Von J. E. N. 1901. 38.
Grün, Anastasius. Bekenntnisse und Erlebnisse von A. G. Von B. von Frankl-Hochwart. D. Re. 1901. Juni.
Guiskard, Robert. Von F. Servaes. Z. 1901. 31.
Heine und Christiani. Von E. Elster. D. Ru. 1901. Juni.
Honorare englischer Schriftsteller. Von W. v. Knoblauch. I. L. 1901. 13.
Huhn, Charlotte. Von C. Droste. B. u. W. III. 17.
Japan, Aus. Von R. Lange. B. Wildberg. L. E. III. 17.
Im Kampf um die Weltgeschichte. Von M. Schwann. Z. 1901. 38.
Kulturkampf. Von G. Brandes. Z. 1901. 37.
Kunst, Neue österreichische. Von W. Fred. Z. 1901. 37.
Kunstausstellungswesen und -Unwesen. Von J. Elias. N. 1901. 37.
Kunstchauvinismus. Von J. Duboc. Z. IX, 36.
Kuss auf der Bühne, Der. Von B. von Schönthan. B. u. W. III. 17.
Lindau, Rudolf. Von S. Samosch. L. E. III. 18.
Litterarische Vogelschau. (Eine alte Geschichte.) Von H. Frank. N. u. S. 1901. August.
Mäander, Festtage am. Von O. Kern. D. Ru. 1901. Juni.
Männlich — Weiblich. Von E. Platzhoff Z. 1901. 38.
Mill als Kritiker der Demokratie. Von S. Sänger. Z. 1901. 31.
Monet und Böcklin. Von K. Scheffler. Z. IX. 35.
Moreau. (Das Haus des Gustave Moreau.) Von A. Meinhardt. N. 1891. 34.
Mörike, Eduard. Von H. Magne. Z. 1901. 37.
Musik und Inscenirung. Von Otto Bryk. W. Ru. V. 11.
Nekrolog, Deutscher. Von A. L. Jellinek. L. E. III. 18.
Noe. Von Monty Jacobs. N. 1901. 44.
Pagani, Silvio. (Ein lombardischer Dichter.) Von R. Jacobsen. L. E. III. 17.
Possart, Ernst von, und die Schauvorstellungen König Ludwigs II. von Bayern. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 18.
Preisausschreiben, Ueber. Von J. E. L. E. III. 17.
Riga. Siebenhundert Jahre deutscher Kulturarbeit. Von E. Seraphim. T. III. 9.
Rodenberg, Julius. Von E. Heilborn. N. 1901. 38.
Sand, George. Von A. Brunnemann. T. III. 9. — Von L. Katscher. I. L. 1901. 13.
Shakespeare- und Goethetage zu Weimar, Vom. Von O. Francke. B. u. W. III. 17.
Schauspieler als Bühnenfiguren. Von M. Landau. B. u. W. III. 17.
Schopenhauers Persönlichkeit aus seiner Lehre. Von B. Bauch. N. u. S. 1901. Aug.
Shaw, George, Bernard. (Ein englischer Realist.) Von M. Hanal. N. 1901. 36.
Skram, Amalie. Von K. Bergmann. I. L. 1901. 12.
Socialistische Krisis. Von S. Saenger. Z. IX. 35.
Stendhal. Von B. Rüttenauer. Z. IX. 36.
Stauffenberg, Franz von. Von Th. Barsch. N. 1901. 36.
Synthese, die schöpferische. Von F. Tönnies. Zeit 343.
Theater. Von den Berliner Theatern 1900/1901. XIII. XIV. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 17. 18.
— Budapester Theaterbrief. Von E. Góth. B. u. W. III. 17.
— Von den Wiener Theatern VI u. VII. Von A. Lindner. B. u. W. III. 17. 18.
Ueberbrettl, Das Urbild des. Von K. E. Schmidt. Zeit 343.
Victor Emanuel III. Wie V. E. III. erzogen wurde. Von E. Gagliardi. N. 1901. 35.
Weimar, In. Von F. Holländer. N. 1901. 36.
Weiser, Karl. Von O. Francke. B. u. W. III. 18.
Wilhelm der Grosse. Jugendbriefe Kaiser Wilhelm des Grossen. Von H. v. Poschinger. D. Re. 1901. Juni.
Zolas „Travail". Von O. Hansson. N. 1901. 37.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aly, Eduard, Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien. Des Wolkenkuckucksheimer Dekamerone zweiter Theil. Berlin, F. Fontane & Co.

Amateur-Photograph, Der, Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Band XV. Heft VII. Juli 1901. Düsseldorf, Verlag des Amateur-Photograph.

Asztalos, Elisa von, Aus meinem Künstlerleben als Primadonna in Deutschland, Oesterreich und Italien. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter).

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang 1901. Heft 11, 12. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bédier, Joseph, Der Roman von Tristan und Isolde. Mit Geleitwort von Gaston Paris. Autorisirte Uebersetzung von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Bernau, Anna, Hunger und Liebe in der Frauenfrage. (Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften. Herausg. von Dr. L. Jacobowski.) Minden i./W., J. C. C. Bruns Verlag.

Bierbaum, Otto, Julius, Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1900. Mit Leisten und Schlussstücken geschmückt von Heinrich Vogeler. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Schuster und Loeffler.

Bliedner, Dr. A., Goethe und die Urpflanze. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten u. Loening).

Bock, Alfred, Der Flurschütz. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co.

Bormann, Edwin, Lebens-Komödien. Neue humoristische Gedichte. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels. IV. Band. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Dannheisser, Dr. Ernst, Die Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur (bis 1901). Mit einer Zeittafel. (Lehmanns Volkshochschule. Herausg. Dr. Ernst Dannheisser.) Zweibrücken, Fritz Lehmann.

Das Bedürfniss grösserer Sauberkeit im Kleinvertrieb von Nahrungsmitteln. Achtzehn Aufsätze für Unterhaltungsblätter, Sonntagsblätter, Frauen-Zeitungen, Volks- und Schullesebücher, Familien- und Hauskalender u. a. veröffentlicht in Folge eines allgemeinen Preisausschreibens zu Wiederabdruck und möglichster Verbreitung von dem deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau, Fa. Mahlau u. Waldschmidt.

Deutsche Alpen. Erster Theil: Baierisches Hochland, Algäu, Vorarlberg; Tirol: Brennerbahn, Oetzthaler-, Stubaier- und Ortlergruppe, Bozen, Schlern und Rosengarten, Meran, Brenta- und Adamellogruppe; Bergamasker Alpen, Gardasee. Siebente Auflage. Mit 25 Karten, 4 Plänen und 14 Panoramen. (Meyers Reisebücher. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Gebunden 5 Mark.

Dross, Otto, Mars. Eine Welt im Kampf ums Dasein. Eine gemeinverständliche Studie für Freunde der Himmelskunde. Mit drei Karten und drei Abbildungen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche und für des Volkes Abwendung von derselben. Ev. J. 8, 31, 32. Denkschrift vom Herausgeber des einigen Evangelii der Apostel. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler.)

Dukmeyer, Friedrich, Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Komödie in drei Akten. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. (Ant. Carl Staegmeyr).

Erler, Otto, Giganten. Künstlertragödie in drei Aufzügen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Federn, Karl, Rosa Maria. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Fern, Edna, Aus einer anderen Welt. Geschichten und Märchen. Zürich, Th. Schröter.
— Die Selbstherrliche und andere Geschichten. Zürich, Th. Schröter.
— Gentleman Gordon und andere Geschichten. Zürich, Th. Schröter.
— Leben, Liebe, Gestalten, Dichtungen. Zürich, Th. Schröter.

Finot, Jean, Die Philosophie der Langlebigkeit. Autorisirte deutsche Uebersetzung nach der zehnten Auflage des französischen Originals von Alfred H. Fried. 2. Auflage. Berlin, Hermann Walther.

Fischer, Dr. med., Die Schwindsucht. (Tuberkulose). Praktische Winke für Gesunde und Kranke. Geeignet zur Vertheilung an Behörden, in Kurorten, Krankenhäusern, Fabriken, Schulen etc. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Fock, Hennie, Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Franck, Mathilde, Mitten im Leben. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Frank, Hermann, Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Gille, Valère, La cithare. (Collection des poètes français de l'étranger. Publiée sous la direction de M. Georges Barral.) Paris, 33 rue de Seine, Fischbacher.
— Le coffret d'ébène. (Collection des poètes français de l'étranger. Publiée sous la direction de M. Georges Barral.) Paris, 33 rue de Seine, Fischbacher.
— Le collier d'opales. (Collection des poètes français de l' étranger. Publiée sous la direction de M. Georges Barral.) Paris. 33 rue de Seine, Fischbacher.

Grabbe, Christian, Hannibal. Eine Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., Hermann Gesenius.

Grundmann, Franz, Edelwild. Drama in einem Akte. Friedland i. B., Verlag des „Rübezahl".

Günther, Reinhold, Heerwesen und Kriegführung in unserer Zeit. Berlin, Vossische Buchhandlung.

Gutheil, Arthur, Von Einst und Jetzt. Verse. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte.

Hähn, Prof. Dr. Friedrich, Afrika, 2. Aufl., nach der von Professor Dr. Wilh. Sievers verfassten ersten Auflage umgearbeitet und erneuert. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Haugwitz, Marie von (M. Manuela), Die Belagerung Wiens. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Handtmann, Otto, Das Russische Handels- und Verkehrs-Recht in seinen wesentlichsten Bestimmungen, nach dem gegenwärtigen Stande der Reichsgesetzgebung und mit Berücksichtigung der internationalen Vereinbarungen und Verträge. 1 Theil. Riga, Jouck u. Poliewsky.

Hansjakob, Heinrich, Aus dem Leben eines Glücklichen. Eine Erzählung. 1—3. Tausend. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

Höcker, Paul, Oskar, Weisse Seele. Roman. Leipzig, Paul List.

Horn, Werner, Pariser Briefe eines stellungslosen Commis. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hypotinos, Die Berliner Range. Ein litterarisches Geschmacks-Barometer. 11.—20. Tausend. Berlin, Fussinger.

Keben, Georg, Das schöne Leid. Drei Erzählungen. Jena, Hermann Costenoble.

Kellner, A., Hesperische Bilderbogen. Th. I u. II. Kennst Du das Land? Bd. XVI u. XVII. Leipzig, C. G. Naumann.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band, zweites Heft. Grundriss der Kritischen Metaphysik. Strassburg, Karl J. Trübner.

Lieres und Wilkau, G. von, Die Muse. Roman. Berlin, G. Grote'sche Verlagbuchhdlg.

Meijke, Nina, Funken unter Asche. Roman. Leipzig, Paul List.

Mendheim, Max, Johann Ludwig Uhland. Mit Uhlands Bildniss. (Dichter-Biographieen. V. Band.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Möbius, P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Dritte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold.

Moll, Max, Reminiscere. Gedenkblätter aus dem Feldzuge 1870/71. Leipzig, Georg Wigand.

Moeller-Bruck, Arthur, Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band IX. Stilismus. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Mongré, Paul, Ekstasen. Gedichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Müller, Ernst, Dr., k. Amtsrichter, Mitglied des deutschen Reichstages für Meiningen. Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. 1. Lieferung. München, J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier).

Münzer, Georg, Heinrich Marschner. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von Heinrich Reimann. XII.) Berlin „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur u. Kunst. G. m. b. H.

Muther, Richard, Studien und Kritiken. Wien, Wiener Verlag.

Neumann, Hermann, Kunibert, Das Hohelied. Dresden, Heinrich Minden.

— **Arthur,** Lieder des Herzens. Dresden, E. Piersons Verlag.

Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Werke. Band XI. Unveröffentlichtes aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen und der Morgenröthe. (1875/76—1880/81.) Zweite völlig neu gestaltete Ausgabe 1. u. 2. Tausend. Leipzig, C. G. Naumann.

Osten-Sacken und von Rhein, Freiherr von der, Der Feldzug von 1812. Geschichte des russisch-französischen Krieges. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und 5 Skizzen. Berlin, Vossische Buchhandlung.

Perl, Henry, Napoleon I. in Venetien. Nach authentischen Daten. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Philipp, Julius u. Hugo, Arkadien. Neue Monatsblätter für schöngeistige Litteratur. Berlin N. O. 18, Arkadien-Verlag.

Reiner, Dr. Julius, Friedrich Nietzsche. Für gebildete Laien geschildert. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Reventlow, Graf, Die deutsche Flotte. Ihre Entwicklung und Organisation. Mit 142 Textbildern, 2 Lichtdruckbildern und 51 feinst kolorirten Bildertafeln nach Aquarellen und Zeichnungen von Marinemaler Schröder-Greifswald und Konstruktionssekretär Friedrichs. Zweibrücken i. Pfalz, Fr. Lehmanns Buchhdlg.

Salus, Hugo, Ehefrühling. Mit Buchschmuck von Heinr. Vogeler-Worpswede. Leipzig, Eugen Diederichs.

Saenger, Carl, Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. I. Jahrgang 1901. Nr. 6. 7. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Schiller, Dr. Hermann, Aufsätze über die Schulreform 1900. 1. Heft: Die Berechtigungsfrage. Wiesbaden, Otto Neumich.

Schlicht, Freiherr von, Excellenz Seyffert. Humoristischer Roman aus dem Militärleben. Zweite Auflage. Dresden, Heinrich Minden.

Strobl, Karl Hans, Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Telmann, Konrad, Dramen. Dresden, Carl Reissner.

Tolstoi, Leo, Der Sinn des Lebens. Einzige bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. Fünftes bis siebentes Tausend. München, Albert Langen.

Viebig, C., Die Rosenkranzjungfer und anderes. Berlin, F. Fontane u. Co.

Walthoffen, Dr. Walter von, Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung. Gemeinverständliche Darstellung auf geschichtlicher und religionsphilosophischer Grundlage. Wien, Wilhelm Braumüller.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrg. Heft 538. Juli 1901. Braunschweig, George Westermann.

Wichert, Ernst, Der Hinkefuss und andere Novellen. Dresden, Carl Reissner.

Wolf-Cirian, Francis, Eintagsfliegen. Novellen und Märchen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zell, Dr. T., Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odysee Buch IX, 105 ff. Berlin, W. Junk.

Zobeltitz, Fedor, von, Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheatersaison. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Otto Elsner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Hugo Salus

Wenn's am besten schmeckt.

Von

E. Sautter.

— Hamburg. —

I. Das Diner.

Fünf Uhr zehn Minuten betrat Edmund Freiherr von Kickstein die Terrasse des Hotels, welche auf die Wallanlagen hinausging. „Der Herr sind hier servirt," sagte mit gedämpfter Stimme der würdige Oberkellner, der auf Gummisohlen hinter dem Freiherrn herschattete. Damit machte er dem Tische am rechten Seitengeländer der Terrasse eine Verbeugung.

„Schön," sagte Edmund Freiherr von Kickstein halblaut und nahm vor dem einladenden Gedeck Platz, während der Oberkellner in der Thür verschwand, welche von der Terrasse in den Speisesaal führte. Dieser war gegenwärtig gänzlich verödet, denn die gebräuchliche Tischzeit des Hotels war um zwei Uhr. Erstens aber speiste Edmund Freiherr von Kickstein grundsätzlich nicht an der Table d'hôte, zweitens ließ er sich von seiner gewohnten Eßstunde nicht abbringen. Er hatte sich daher ein diner à part zu fünf Uhr bestellt.

Der Freiherr entfaltete langsam die Schneefittiche des Serviettenschwans, der auf dem Respektsteller kunstvoll aufgefältet war, und vertiefte sich in das Studium der Weinkarte. — Eine Verdunkelung, welche sich auf der Karte bemerkbar machte, ließ ihn aufsehen. Er gewahrte, daß der weißbevorhemdete Oberkellner, der wie ein Gespenst nicht das leiseste Geräusch bei seinen Bewegungen hervorbrachte, das hors d'oeuvre aufgetragen hatte.

Caviar d'Astracan.

„Bitte," befahl der Freiherr sehr leise, indem er den Kopf ein wenig zurückwarf.

Der Oberkellner beugte das bartlose Gesicht mit den regungslos-verbindlichen Zügen zu dem Freiherrn hinunter und lauschte.

„Ein Glas pale Sherry dry," flüsterte der Freiherr schleppend. „Dann eine sechsundziebziger Rauenthaler."

Der Oberkellner neigte stumm das scheitelgetheilte Haupt, nahm dem Freiherrn die Weinkarte aus der Hand und legte sie auf den Tisch. Er warf noch einen scharfen, kritischen Blick auf den Kaviar, die Citronenviertel, die Butter, die Croûtons und die dazu gehörigen Löffelchen und Gabelchen, dann glitt er wie eine Luftspiegelung über die Terrasse und löste sich an der Speisesaalthür in nichts auf.

Der Freiherr bediente sich. Er verschmähte die Citrone, die Butter und die Croûtons. Er aß nur den grauperligen Kaviar, indem er kleine Mengen davon in den Mund steckte und die Körner sachte mit der Zunge am Gaumen zerdrückte. Jedes Mal, wenn er ein Portiönchen hinuntergeschluckt hatte, schnalzte er diskret mit der Zunge. Während dieser angenehmen mündlichen Unterhaltung musterte er die Terrasse. Sie bot nur Raum für drei Tische. Einer am rechten Seitengeländer, an welchem der Freiherr saß, einer in der Mitte — und am linken Seitengeländer ein dritter Tisch. Auf letzterem gleißten und glitzerten Eßwerkzeuge, Krystallgläser, Menage, Brodkörbchen — zierlich geordnet und geschmackvoll gruppirt um einen weißen Serviettenschwan, der sich auf dem Respektsteller breitmachte.

„Wartet dieser Schwan nun auf einen Lohengrin oder auf eine Leda?" fragte sich der Freiherr.

Dann blickte er auf die Wallanlagen hinaus, in deren verschlungenen Pfaden holde Bürgertöchter mit rosigen Gesichtern und bunten Blusen lustwandelten. Was zwischen diesen Menschenblumen auf der Promenade an männlichem, schlechtgekleidetem und sonstigem pöbelhaften Unkraut wucherte, das übersah der Freiherr geflissentlich. Als er sich wieder seinem Teller zuwandte, um seinem Gaumen etwas Kaviar zuzuführen, fand er vor sich ein Glas mit gelbleuchtendem Sherry und neben sich auf einem Ständer einen thaubeschlagenen Silbereimer, in welchem die Sechsundsiebziger auf Eis gebettet ruhte. Der Freiherr ergriff mit spitzen Fingern den Fuß des Sherryglases, hob es bis zur Höhe seines Scheitels empor und betrachtete ein Weilchen das flüssige Blond, indem er unter den hochgezogenen Brauen die Augen aufwärts drehte. Dann benetzte er seine Lippen mit dem herben Trank, betupfte den Haby-Schnurrbart mit der Serviette, führte eine Gabelspitze voll Kaviar zum Munde und sah wieder auf die Anlagen hinaus, deren üppiges Dunkelgrün vom warmen Lichte eines Spätsommertages durchtränkt war. —

Der Freiherr hörte ein Kleid rauschen und verspürte das Parfum frisch gemähten Heues — er wandte den Blick nach der Terrasse zurück. Eine Dame — das Herz des Freiherrn machte ein paar wilde Sätze und

schleuderte einen Lavastrahl von sich, der des Freiherrn Wangen mit sengendem Roth durchfluthete. In fieberhaftem Tempo arbeiteten seine Gedanken:

„Ruhig, dummer Mensch, blamir' Dich nicht. Sie ist es — zweifellos. Aber jetzt guckst Du in die grünen Bäume. Ueberleg' erst 'mal. Nur immer ruhig. So. Merkst Du, Deine Backen werden kühler, es tritt wieder Ebbe ein. Also, was thun, spricht Zeus. Ja. — Jawohl. — Prachtvolle Konturen, die die alte Eiche da drüben hat — na ja, das ist ganz hübsch. Die Hauptsache aber, mein lieber Edmund, das ist, daß die Dame, die sich Dir gegenüber eben niedergelassen hat, und die Dich scharf anblickt — gewiß blickt sie Dich scharf an — wenn Du's auch nicht siehst, so fühlst Du's doch. Das brennt ja ordentlich durch die Haut. Na also, ja — das ist also Deine Frau. Deine gewesene Frau — geschiedene Frau. Hm. Wie lange ist die Geschichte her? Laß 'mal sehen. Ja — ganz recht. Vor einem Dutzend Jahren ist es gewesen. Seit der Zeit bist Du dieser Frau nicht wieder begegnet, hast auch nichts von ihr gehört. Hast manchmal an sie gedacht — natürlich, warum solltest Du nicht an sie gedacht haben? Diese Ehe war doch die markanteste Episode Deines Lebens. Als Du heirathetest, da — da warst Du dreiundzwanzig Jahre alt, und sie — hm — sie war neunzehn oder eben achtzehn gewesen. Und Ihr liebtet Euch Beide —"

Der Freiherr beugte sich mit einem Ruck über seinen Teller und nahm einen großen Bissen Kaviar.

„Tjaa — aber nach zwei Jahren konntet Ihr Euch nicht mehr vertragen. Nicht mehr ausstehen. Hm."

Er warf einen raschen Blick auf die Dame, welche an einer gerösteten Brodschnitte knusperte.

„Eine reife Schönheit. Donner noch 'mal, ist sie schön. Noch schöner wie damals, als wir uns heiratheten — hm — oder vielmehr: scheiden ließen. Wir haben uns dabei Beide sehr anständig benommen, mehr als das — entgegenkommend, liebenswürdig. Es war doch eigentlich eine sonderbare Sache. Na — ja. Also nun sitzt sie da drüben und knabbert Kaviartoast. Sie speist also auch das ganze Diner."

Er überlief das Menu.

„Alle Wetter, da werden wir uns eine gute Stunde lang gegenübersitzen. Ja, nun kommt der Punkt, wo gepfiffen werden muß, mein lieber Edmund: sollst Du sie begrüßen? Oder sollst Du Dich anstellen, als erkennntest Du sie nicht? Nur keine Ueberstürzung. Das Wiedererkennen kannst Du ja jederzeit noch markiren. Vorläufig betrachtest Du sie als eine vollkommen unbekannte Dame. — Leg' also in Dein Antlitz den Ausdruck der größestmöglichen Blasirtheit, die Du auftreiben kannst — so, das dürfte die richtige Miene sein. Jetzt issest Du Deinen Kaviar auf — so — nun schlürfst Du Deinen Sherry — delikat — und nun siehst Du ihr gerade in's Gesicht; ganz kühl, kühl, kühl, wie der Sechsund-

siebziger neben Dir. So — famos, mein Junge, Du machst Deine Sache ausgezeichnet. Aber sie auch. Sie auch. Sie mustert Dich so fremd und gleichgiltig, sie erkennt Dich nicht — ah, sie hat offenbar gar keine Ahnung — hm — solltest Du Dich so verändert haben in den zwölf Jahren, mein guter Edmund? Ja, so ein Dutzend —"

Der Freiherr reckte den rechten Arm aus der Manschette, hob ihn in weitem Bogen über seinen Kopf und kratzte sich mit dem gut gepflegten Nagel des vierten Fingers andeutungsweise auf dem schütter bewachsenen Scheitel; dabei zischte er durch die Zähne pianissimo die Melodie: „Ich bin Laus, der Gute, Laus, der Gute —." Das war seine Leibhymne. Er trällerte sie jedes Mal auf irgend eine Weise, wenn er sich besonders gelangweilt, oder besonders erregt fühlte.

Lautlosen Fluges wie ein Uhu kam der Oberkellner auf den Flügeln seines Fracks herangeflattert und servirte den Kaviar ab. Erst bei der Dame, dann bei dem Freiherrn. Mit dem Geschirr entschwebte er durch die Speisesaalthür. Der Freiherr saß mit seiner geschiedenen Gemahlin allein auf der Terrasse. Beide hatten sich den Wallanlagen zugewendet, die Dame in ungezwungener, der Freiherr in steifer Haltung.

„Die Sache fängt an interessant zu werden," dachte der Freiherr. „Ich habe in meinem Leben noch nie bemerkt, daß ich Arme und Beine besitze. Dies ist das erste Mal, wo mir das zum Bewußtsein kommt. Ich weiß faktisch nicht recht, wohin mit den Dingern. Ich werde mir ein Glas Wein einschenken."

Er that es. Langsam und umständlich. Dann ließ er den Wein im knapp gefüllten Glase mit einer geschickten Handbewegung rund herumschwippen, hielt das Glas unter die Nase und sog den Duft der Blume ein.

Und mit einem langen Blick umfaßte er sein Gegenüber, während er nippweise sein Glas leerte.

Soupe à la reine.

Leise und plötzlich wie der Schatten eines verstorbenen Oberkellners erschien auf der Terrasse eine schwarzweiße Gestalt, welche eine Platinasuppenterrine nebst Kelle und zwei tiefe Teller mit sich führte. Diese Gegenstände wurden auf dem Mitteltisch, der zwischen dem Freiherrn und der Dame stand, niedergesetzt.

„Prachtvoll," sagte der Freiherr zu sich selber. „Jetzt servirt uns der Mensch die Suppe aus ein und derselben Terrine. Die Sache fängt an, komisch zu werden."

Er mußte die Stirn runzeln, um ein aufkeimendes Lächeln zu ersticken. Ein flüchtiger Blick auf sein Gegenüber belehrte ihn, daß die Dame einen senkrechten Strich zwischen den Augenbrauen aufwies.

„Ist dieser Strich das Grabmal eines gemordeten Lächelns, oder ist ihr diese Suppentopfgemeinschaft einfach unangenehm?" dachte der Freiherr.

Die Dame hatte ihre Suppe bekommen, der Freiherr ebenfalls. Beide löffelten. Der unhörbare Oberkellner hatte sich unsichtbar gemacht.

Die Dame hatte ihren Teller leer. Sofort erstand der Oberkellner neben ihrem Stuhle.

„Befehlen die gnädige Frau noch?“ fragte er mit verlöschender Stimme.

„Nein, ich danke,“ hallte der Vollklang einer Altstimme wie schwingender Glockenton über die Terrasse, und der Freiherr sah und fühlte, wie auf schwankenden Schallwellen ein buntes Durcheinander unentwirrbarer Erinnerungen auf ihn zuschwamm. Alle seine Nervensaiten zitterten, und dem Löffel, der in der bebenden Hand auf der Reise nach dem Munde begriffen war, entschwappte ein heißer Tropfen Soupe à la reine. Der träufelte auf des Freiherrn brustverhüllende Serviette, gerade auf die Herzgegend.

„Schäme Dich,“ schalt sich der Freiherr. „Sie muß ja einen schönen Begriff von Dir kriegen, wenn Du Dich beim Essen bekleckerst. Nimm Dich gefälligst zusammen.“

Mit dem Rest seiner Suppe schluckte er auch seine sentimentale Anwandlung hinunter.

Er legte den Löffel auf den leeren Teller. Sofort wuchs der Oberkellner neben ihm aus der Erde, welcher die Gestalt eines Fragezeichens angenommen hatte.

„Nein, ich danke,“ sagte der Freiherr gegen seine Gewohnheit laut und monologisirte innerlich: „da, nun haben wir Beide ‚nein, ich danke‘ gesagt. Eine recht gemüthliche Tischunterhaltung. Ich fange an, mich zu amüsiren.“

Beide waren wieder allein auf der Terrasse. Er las das Menu durch. Sie las ebenfalls das Menu durch. Er blinzelte dann und wann über den ausgezackten Rand des Kärtchens nach ihr hin. Sie sah ihm ein paar Mal gleichgiltig in's Gesicht.

Sole aux fines herbes.

„Richtig,“ dachte der Freiherr, als der Oberkellner mit einem besetzten Servirbrett zurückkehrte. „Ich hatte es erwartet. Er bringt eine Seezunge für uns Beide und wird sie ehrlich zwischen uns theilen.“

Der Ausdruck behaglichen Ergötzens brach wie Sonnenschein aus den Mienen des Freiherrn und erhellte mit seinen Strahlen das Antlitz der gegenübersitzenden Dame.

Der Kellner placirte erst vor der Dame, dann vor dem Freiherrn je eine Saucière und Kartoffelschüssel, ging darauf nach dem Mitteltisch und hob den Deckel von einer ovalen Wärmschüssel, welche er vorher dort abgesetzt hatte. Mit geübter Hand löste er durch einen glatten Löffelstrich ein Filet von der Seezunge, legte es auf einen Teller und lieferte diesen der Damenseite aus; wiederholte danach dieselbe Verrichtung und bedachte

die freiherrliche Seite — worauf er die restliche Seezunge unter dem Deckel und sich selber in der Tiefe des Speisesaales versteckte.

Der Freiherr und seine geschiedene Gemahlin speisten Seezunge mit feingehackten Kräutern nebst Petersilienkartoffeln. Beide machten dabei etwas gekniffene Gesichter, wie Leute, die sich bei einer Trauerfeierlichkeit das Lachen verbeißen müssen, zu dem sie durch irgend einen Zwischenfall angekitzelt werden.

Die Dame steckte ihr letztes Stückchen Seezunge in den Mund — und wie eine Spinne auf den Fäden ihres Netzes schoß der Oberkellner aus seinem Versteck an ihre Seite.

„Gnädige Frau befehlen noch etwas Fisch —“ raunte er mit ersterbender Stimme.

„Nein, ich danke,“ antwortete die sonore Altstimme.

Der Freiherr schob den letzten Bissen auf die Gabel — und der Oberkellner trat vor ihm in die Erscheinung wie ein Bild, das plötzlich aus einer Laterna magica auf die Wand geworfen wird.

„Darf ich —“ lispelte er mit nöthigendem Anklang, indem er die Hand nach des Freiherrn Teller ausstreckte.

Vernehmlich und in schmachtendem Tone, wie wenn er eine schöne Frau um einen Kuß bäte, erwiderte der Freiherr:

„Ich bitte darum.“

Bei sich dachte er: „Es muß doch etwas Abwechslung in das Tischgespräch gebracht werden.“

Die Dame hob die Serviette an den Mund, was der Freiherr mit Befriedigung bemerkte.

„Sie muß lachen,“ errieth er.

Er trank sein Glas aus und schenkte es mit dem Rest der Flasche wieder voll. Während ihm der Oberkellner den frischgefüllten Teller vorsetzte, warf der Freiherr einen flüchtigen Blick nach der Weinkarte. Der Oberkellner ergriff sofort die Weinkarte, welche so umfangreich war, wie eine Broschüre über rationelle Volksernährung. Er buchstabirte des Freiherrn Gedanken geläufig von dessen Nase ab und gab als Hauch das Resultat seiner Ermittelungen von sich.

„Bordeaux —“

Der Freiherr nickte und begann zu essen. Der Oberkellner klappte die Karte, in der jede einzelne Weinsorte mit einer Nummer versehen war, beim Kapitel Bordeaux auf und hielt sie so, daß der Freiherr beim Essen bequem lesen konnte. Sobald der Freiherr den Kopf kaum merkbar zur Seite neigte, wendete der Oberkellner eine Seite um. Endlich, nachdem er gemächlich seinen Teller abgespeist hatte, sagte der Freiherr gedehnt und erwägend:

„Hundertundvier —“

„Voll entwickelt, angenehme Rundung," sagte der Oberkellner gedämpft. „Rassig, hochelegant."

„Hm, angenehme Rundung," wiederholte der Freiherr laut und langsam, indem er sein Gegenüber anscheinend unbewußt anstarrte — wie in tiefe Gedanken versunken. „Elegant — ja — das ist mein Geschmack."

Der Oberkellner legte die Weinkarte fort, nahm mit raschen geschickten Griffen, ohne Klappern das Geschirr zusammen, producirte sich beiläufig als Equilibrist ersten Ranges, indem er das schwer und ungleichmäßig beladene Servirbrett auf den Fingerspitzen einer Hand mit unfehlbarer Sicherheit balancirte — und enthuschte geräuschlos wie ein Nebelgebilde in's Schattenreich des Speisesaales. Der Freiherr und seine ehemalige Gattin saßen sich wieder allein gegenüber. Die Dame hatte die Hand an den Fuß des grünen Glases gelegt, aus dem sie großherzoglich hessische Liebfrauenmilch mit königlich preußischem Selterwasser trank, und lächelte auf ihren Teller nieder. Der Freiherr hatte seinen vollen gelben Römer zu sich herangezogen und drehte ihn sachte um die vertikale Achse, während er mit unterschlächtigem Blick zu seinem vis-à-vis hinüberäugte.

Die Dame ergriff ihr Glas und führte es dem Munde zu, wobei sie den Freiherrn mit einem zündenden Blitzblick traf, und willenlos mechanisch wie eine richtig getroffene Figur in einer Schießbude, so hob der Freiherr seinen Römer empor, verneigte sich und sagte deutlich:

„Wohlsein."

Er setzte sein Glas an die Lippen und trank.

„Zum Wohle," hörte er eine volle Altstimme antworten und bemerkte, daß die Dame ebenfalls trank. Durch seinen Kopf galoppirte der Gedanke: „Jetzt mußt Du weiter reden, auf Tod und Leben, sonst versinkt Ihr in den Sumpf der Verlegenheit, also vorwärts —"

Fremd und sehr artig zu der Dame:

„Zu gütig, gnädige Frau, daß Sie auf den Scherz eingehen, den ich übrigens, ich versichere Sie, ganz unbeabsichtigt gemacht habe. Er ist von mir abgefallen wie ein Apfel vom Baume. Sehen Sie, gnädige Frau, wenn hier noch ein paar Leute säßen, so würden wir Alle allein speisen, Jeder für sich, gänzlich isolirt. Aber da nur wir Beide hier auf der engen Terrasse sitzen, so essen wir zusammen, ob wir wollen oder nicht, es hilft gar kein Widerstreben dagegen."

Sie lächelte freundlich und sagte mit der ruhigen zutraulichen Liebenswürdigkeit, wie sie sich von selbst zwischen zwei einander fremden Personen einstellt, die in dem gleichen Eisenbahnabtheil reisen oder sich auf entlegener Gebirgsbaude treffen:

„Ja, wir haben Jeder unser diner à part à deux par distance."

„Dieses komplizirte höherarithmetische Verhältniß ließe sich ja durch eine Verminderung der Distance vereinfachen," sagte der Freiherr leichthin und ohne Zudringlichkeit.

„Bitte,“ entgegnete sie mit höflichem Entgegenkommen und machte eine gemessene Handbewegung.

Der Freiherr erhob sich und schritt nach ihrem Tische hin. Er faßte in aller Schnelligkeit den Entschluß, die Klippe des Vorstellens mit tollkühnem Wagemuthe zu umsegeln, denn sonst, däuchte ihm, verlor die Situation allen Reiz. Während er auf die Dame zuging, sagte er:

„Hätten sich Nansen und Jackson im menschenwimmelnden Kaffeehause einer Großstadt getroffen, sie wären sicherlich fremd aneinander vorbeigegangen —“

„Aber da sich die Beiden in der eisigen Einsamkeit der Polarzone begegneten, so fanden sie sich sogleich freundschaftlich zusammen, als wären sie schon gute Bekannte gewesen,“ ergänzte die Dame in absichtslosem Tone und sah ihn mit vollkommener Ruhe an.

„Ganz recht, gnädige Frau, das meint' ich grade,“ sagte er und setzte sich mit leichter Verneigung an ihren Tisch, ihr gegenüber.

Sie verrieth nicht das geringste Befremden, daß sich der Freiherr nicht vorstellte, und dieser dachte vergnüglich: „Prachtvoll. Wir benehmen uns hier wie auf der Redoute.“

Selle de mouton à la purée de célerie. Pommes frites.

Aus der Thür des Speisesaales wird ein Rolltisch auf die Terrasse geschoben, dessen Platte ein Rechaud bildet. Darüber ist ein Platinadeckel von der Form und Größe einer breitgedrückten Dorfkirchenglocke gestülpt. Hinter dem Tische her schwebt der Astralleib des Oberkellners. Derselbe giebt durch keinerlei noch so geringfügige Anzeichen zu erkennen, daß er eine veränderte Position auf der Terrasse bemerkt. Er schlüpft sofort, als sei er zu gar keinem anderen wie zu diesem einzigen, längst bekannten Zwecke herausgekommen — nach dem alten Platz des Freiherrn und trägt das Couvert des letzteren nach dem Damentisch. Er baut alle Gegenstände in gehöriger Ordnung von Neuem auf — derartig flink, gewandt und leise, daß seine Anwesenheit dem Freiherrn nebst geschiedener Gemahlin so wenig deutlich zum Bewußtsein kommt wie das linde Säuseln eines Zephyrlüftchens. Und wie ein solches verweht und verfliegt der Oberkellner nach beschafftem Changement.

Der Freiherr (deutet nach dem Wärmtisch). Wir werden somit als Alliirte Sturm auf diese Festung laufen, gnädige Frau.

Die Dame. Ja — als Zweibund — und ich werde mein Möglichstes thun. (Sie spielt an einem Ring, der am vierten Finger ihrer rechten Hand steckt und wie ein Trauring aussieht.) Wenn sich nur trotz alledem die pièce de résistance nicht als zu stark für uns erweist.

Er (bemerkt den Ring an ihrer Hand, dessen Anblick seine Gedanken zu einigen Bocksprüngen veranlaßt). Die pièce de résistance — so — ja — (er schluckt, zieht seinen Gedanken die Zügel wieder straff.) O, wir werden mit diesem Hammel schon fertig werden, gnädige Frau, nur Muth!“

Der Oberkellner (kommt zurück aus der Küche, wo er barschen Tones die Parole ausgegeben hat: „Die beiden diners à part von jetzt an zusammen anrichten." Prompt und flott wie der selige Magieprofessor Bellachini zaubert er eine Saucière und diverse Schüsseln mit Selleriemus, gebackenen Kartoffeln und Gurken auf das unzerschnittene Tafeltuch des geschiedenen Ehepaares. Nachher hebt er den Deckel vom Wärmtisch: es präsentirt sich ein feister Hammelrücken, der auf dem Sattel einen gemüsegeschmückten Zierspieß trägt. Der Oberkellner trennt kunstgerecht vermittelst eines haarscharfen, blitzblanken Tranchirmessers leckere Scheiben von dem Rücken, wobei köstlicher Fleischsaft reichlich hervorquillt und über die braunrosaabschattirte Schnittfläche niederrieselt. Ein lieblicher, mundwässernder Duft wallt über die Terrasse).

Der Freiherr (wetzt sein Messer an der Gabel und macht eine drollige Menschenfressermiene). Hüten Sie sich nur, gnädige Frau, daß Sie bei der Plünderung nicht zu kurz kommen. Vielleicht werde ich Ihnen alle die schönen Dinge wegschnappen.

Die Dame. Es würde mir angst und bange werden, wenn sich mir nicht dieser einigermaßen trostreiche Ausblick böte. (Sie sieht ihn an, deutet aber mit der Hand nach dem Hammelrücken.)

Der Oberkellner (setzt ihnen die abgeschnittenen Scheiben vor).

Der Freiherr. Geben Sie sich nur keinen trügerischen Hoffnungen hin. Sie werden Wunderdinge erleben, gnädige Frau.

Die Dame (farblos, mit undurchdringlicher Miene). Ich bin vollkommen darauf gefaßt.

Beide (bedienen sich und essen).

Der Oberkellner (entkorkt die bestellte Flasche Château Lafitte und gießt sie in eine spiegelbauchige Karaffe ab. Diese setzt er dem Freiherrn zur Hand, während er auf der Tischdecke eine Tablette deponirt, mit der von verhärtetem Staube überzogenen Originalflasche nebst deren braungebeiztem Pfropfen. Dann entschwindet er).

Der Freiherr (umspannt mit den Fingern der rechten Hand den schlanken Hals der Karaffe, beugt sich etwas vor). Belieben Sie, gnädige Frau?

Die Dame (imitirt den schmachtenden Ton, dessen sich der Freiherr vorhin beim Fisch bedient hat). Ich bitte darum.

Er. Wenn ich nur hoffen darf, daß der Jahrgang Ihnen genehm ist. (Er schenkt ihr ein.)

Sie. Wenn er reif ist und rassig.

Er. Beides, Gnädigste.

Sie. Nun dann — (sie hebt ihr Glas in die Nähe der rechten Wange, nickt dem Freiherrn mit gewinnendem Gesichtsausdruck zu und trinkt).

Beide (sprechen von Weinsorten, Jahrgängen, vom Rhein und Burgund. — Sie plaudert mit ungezwungenster Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, sodaß sich in dem Freiherrn die Ueberzeugung, daß sie ihn nicht erkennt, zur apodiktischen Gewißheit erhärtet).

Der Oberkellner (holt unmerklich — wie der Teufel eine arme Seele — die pièce de résistance und was dazu gehört. Er servirt in runder Schüssel das Gemüse).

Tomates sautées à la sauce piquante.

Die Dame (bedient sich, betrachtet kritischen Auges das Gemüse und zieht das aufsteigende Aroma prüfend in das gerümpfte Näschen). Diese Zusammensetzung ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.

Der Freiherr. Mir auch nicht, Gnädigste. Noch niemals ist mir diese Zusammensetzung vorgekommen. (Er bedient sich.)

Sie (ißt). Eigenartig — aber mein Fall, das muß ich sagen. Wie finden Sie sie?

Er (kostet mit tastender Zunge). Hm (er wiegt den Kopf), hmna (er zieht die Augenbrauen in die Höhe), sehr gut. Wirklich (er hebt die linke Hand empor, legt die Spitze des gekrümmten Zeigefingers auf den Daumen und fährt mit der Hand wagerecht durch die Luft) de-li-ziös. Zur Erläuterung meines Urtheils will ich bemerken, ich liebe das Pikante, ich begeistere mich für's Pikante.

Sie. Hoffentlich nur in gewissem Grade und beschränktem Maße.

Er (etwas verlegen). Freilich, natürlich.

Sie. Die pikanten Gerichte spielen bei einem Mahle dieselbe Rolle, die der Witz in der Unterhaltung spielt. Wenn es zu wenig davon giebt, wird das Menu und die Konversation reizlos. Giebt's zuviel davon, so werden uns die Nerven stumpf, und unser Empfindungsvermögen erschlafft. Beide dürfen im Einzelnen nicht zu scharf gewürzt sein, andererseits mögen wir sie ebensowenig, wenn sie schal sind. Wenn uns zum Beispiel eine an sich ganz gut gedachte pikante Sauce gereicht wird, die der Koch aber verlängert hat. —

Er. Verzeihung — verlängern: das bringt der Koch niemals über sein ehrliches Mannesherz. So was thut nur die Köchin, die hat ein biegsameres Gewissen.

Sie. Nun, ich will das dahingestellt sein lassen. Jedenfalls verliert eine pikante Sauce, wenn sie verlängert wird, ihren Reiz. (Sachlich und ohne anspielende Betonung.) Sie wird fade und geschmacklos wie ein Witz, ein Scherz, der zu lang ausgesponnen wird.

Er (betroffen). Allerdings, sehr richtig gesagt, (er überstürzt sich) um also aus Ihren Worten die Nutzanwendung zu ziehen, (er platzt heraus) ich spiele Ihnen hier einen kolossalen Schwindel vor. (Er erwartet erregt und gespannt die Wirkung dieser Bombe.)

Sie (recht gemüthlich). Das habe ich schon lange bemerkt. (Sie führt gemächlich eine Gabelspitze Gemüse zum Munde).

Er (konsternirt, frappirt, perplex — —).

Sie (in lässigem Tone). Es war ganz amüsant bis jetzt. (Sie trinkt mit Genuß einige Schlückchen Lafitte, streicht sich mit der zwischen beiden Händen ausgespannten Serviette über den Mund und sagt phlegmatisch). Aber vielleicht geben wir das Spiel nun lieber auf.

Er (findet sich hinein. — Pomadig). Ja, das sollten wir nun wohl thun. (Er drückt seinen Rücken an die Stuhllehne und faltet die Hände auf dem Bauche.)

Sie (ruhig, aber durchaus familiär). Also, wie geht Dir's denn, mein Freund?

Er (denkt bei sich). Alle Wetter, das ist eine gottvolle Tonart. (Laut mit Verbeugung.) Gegenwärtig ausgezeichnet.

Sie. Selbstverständlich. Aber meine Frage bezog sich mehr auf die Vergangenheit.

Er (achselzuckend). Lieber Gott — (er klappt mit der rechten Hand sacht auf den Tisch.) Tja, altogether: es fällt mir nicht schwer, mir vorzustellen, daß ich hätte glücklicher sein können.

Sie (ohne Prätension). Meinst Du es mit Beziehung, als Kompliment für mich?

Er. Ehrlich gesagt, ich meinte es im Allgemeinen. Aber (mit Galanterie) wer weiß? Und wie ist es Dir ergangen?

Sie. Es fällt mir nicht schwer, mir vorzustellen, daß ich hätte unglücklicher sein können.

Er. Hm. (Er reckt den rechten Arm aus der Manschette, hebt ihn über den Kopf und kraut sich mit dem vierten Finger andeutungsweise auf dem Wirbel.) Mit Beziehung?

Sie. Nein, ohne, meine Freund. Im Uebrigen bist Du gesund und wohlauf?

Er. Ich danke, es macht sich. Dich brauche ich nicht zu fragen, Du strahlst und prangst wie die vollblühende Rose — meine aufrichtige Bewunderung.

Sie. Sehr schmeichelhaft. Hast Du Deinen Wohnsitz schon lange hier in dieser alten Hansestadt aufgeschlagen?

Er. Oh, ich residire überhaupt nicht hier, sondern in Berlin. Aber die meiste Zeit des Jahres treibe ich mich in Schweden-Norwegen herum und auf der See. Welche Stadt hast Du denn zu Deinem Domizil erkoren?

Sie. Dresden. Ich bin aber auch viel auf Reisen. Vorzugsweise am Rhein und in den Rheingebirgen. Und dann (weich und träumerisch) ich ziehe mich alljährlich mehrere Wochen in ein verkehrsentlegenes, weltentrücktes Nest zurück — (sie unterbricht sich und blickt ins Leere).

Er (kopfschüttelnd). Na aber, zu Deinem Vergnügen? (Er verspeist mit verzückter Gourmetmiene eine halbe Tomate.)

Sie (schwärmerisch). Ja, es ist so schön an solchem versteckten Fleckchen.

Er (schlürft in Absätzen ein Gläschen Lafitte). Ich muß Dir gestehen — tla — dafür fehlt mir — tla — das Verständniß.

Der Oberkellner (servirt mit spukhaft leisen Händen das Gemüse ab. Da er nicht taub ist, so muß er dabei hören, daß die Herrschaften sich duzen. Aber in seinen reglos verbindlichen Zügen wird kein noch so entferntes Wetterleuchten der Verwunderung wahrnehmbar. Es scheint für ihn gar nichts Selbstverständlicheres auf der weiten Welt zu geben, als daß sich in einem Restaurant allerersten Ranges zwei einander fremde Personen verschiedenen Geschlechts, welche offensichtlich beide der guten Gesellschaft angehören, beim großen Fleischstück an denselben Tisch setzen und beim Gemüse „Du" zu einander sagen. Er zieht daraus auch keinerlei Folgerungen weiter, als daß er erstens ohne jede Ostentation eine Klingel auf den Tisch stellt und zweitens bei seinem geräuschlosen Rückzug in den Speisesaal die schwere Portière hinter sich fallen läßt — nachdem er den gemeinschaftlichen Tisch des geschiedenen Ehepaares mit dem Entrée versorgt hat.)

Salade de Homard.

Der Freiherr (sucht die Scheeren aus dem Salat und legt sie auf einen Teller). Die Scheeren, nicht wahr?

Sie. Ganz richtig. Also das weißt Du noch?

Er. Gewiß! (Er reicht ihr den Teller mit Hummerscheeren.) Bitte.

Sie (nimmt ihn und ißt). Danke. Hör mal, eigentlich ist es viel merkwürdiger, daß wir solange nichts von einander gesehen und gehört haben,

als daß wir jetzt einmal zusammentreffen. Beiläufig, welcher Wind weht Dich denn gerade hierher?-

Er (hat sich bedient, ißt). Ich hatte mit einem Bekannten ein Rendezvous hier verabredet.

Sie. Ah, und nun erwartest Du ihn?

Er. Nein, nicht mehr. Er hat mir telegraphirt, daß er nicht kommen kann.

Sie. Warum kann er denn nicht kommen?

Er. Er hat sich eine Verrenkung des Fußes zugezogen.

Sie (mit übertriebener Theilnahme). Oh weh, beim Tanzen vielleicht?

Er (eifrig). Nein, sie ist durch einen Sturz vom Pferde gekommen.

Sie. Sie —?

Er (nach kurzem Besinnen). Die Verrenkung.

Sie. Ah so, ja. Und Du hast Dich nicht wieder verheirathet?

Er (schielt nach dem Reif an ihrer rechten Hand). Nein, ich nicht. Ich habe das Standesamt nicht wieder bemüht. (Zögernd.) Nun, und Du?

Sie. Ebensowenig.

Er (erleichtert). Ah! Aber an Freiern wird es Dir nicht gefehlt haben?

Sie (hebt die Hände mit gespreizten Fingern in die Höhe). Embarras de richesse!

Er. Kann ich mir denken. (Mit Befriedigung.) Und keiner darunter, gar Keiner, der Dich — den Du — (er macht sein schönstes Gesicht und streicht mit der Hand an seinen nach oben gerichteten Schnurrbartspitzen hinauf).

Sie. Mein Freund, ich bin doch nicht von Stein.

Er. Nein — (für sich) und nicht von Pappe.

Sie. Und mit zweiundzwanzig Jahren Wittwe — bedenke doch! Also gewiß hat dieser und jener meiner Anbeter mein Herz zu Zeiten höher schlagen lassen.

Er (mit unbewußter Eifersucht). Das heißt Du — Du meinst —

Sie (verschmitzt, in der tiefsten Lage ihrer wohlklingenden Altstimme). Ich habe mir meine Freiheit gewahrt.

Er (stutzt, legt die Gabel aus der Hand und fixirt argwöhnisch sein Gegenüber).

Sie (nimmt mit spitzen Fingern sehr zierlich ein grünes Salatblatt von der Garnitur des Hummergerichtes, taucht es in die Sauce und verspeist es aus der Hand in kleinen Bissen, indem sie bei dieser holden Unart die Lippen wie ein Kaninchen bewegt).

Er (grübelt noch immer über einen möglichen Doppelsinn ihrer Worte und wiederholt mit dem Accent des Mißtrauens). Du hast Dir Deine Freiheit gewahrt —

Sie (treuherzig). Jawohl.

Er (beruhigt sich). Nun gut — ja — bis jetzt.

Sie. Meine Freiheit werde ich niemals wieder aufgeben.

Er (zweifelnd). Niemals —

Sie (fest). Niemals.

Er. Prosit. (Er stößt mit ihr an.)

Sie. Prosit.

Der Oberkellner (erscheint).

Der Freiherr (zum Oberkellner). Romannée rosée. (Zu ihr.) Pardon, ich bestelle, ohne Dich zu fragen, es fuhr mir so in die Zunge.

Sie (nickt ihm zu). Es ist schon recht.

Der Oberkellner (verschwindet, indem er den Hummergang abträgt).

Der Freiherr. Magst Du ihn immer noch so gern, den moussirenden Burgunder?

Sie. Es hat Zeiten gegeben, wo ich ihn ein bischen vergessen hatte, aber enfin — on revient toujours à ses premières amours.

Er. Mit Beziehung?

Sie. So im Allgemeinen. (Sie nimmt ihr gefülltes Rothweinglas.) Auf Dein Wohl.

Er (klingt mit seinem Glase an ihres). Auf das Deinige.

Bécasses à la Périgueux. Compotes. Salade chicorée.

Der Oberkellner (hat aufgetragen, öffnet die bestellte Romannée, ohne sie knallen zu lassen, umhüllt sie mit einer keuschweißen Serviette, schenkt den Herrschaften ein und vergräbt die Flasche im eisklirrenden Silberkübel. Dann entweicht er durch die portièrenverhängte Thür wie der Geist von Hamlets Vater, Akt III, Scene 4).

Der Freiherr (tranchirt die Schnepfe mit einem schmalklingigen, biegsamen Geflügelmesser). Hm — (er schnüffelt) hmna. Sie steht im Zenith ihres Duftes, wie Brillat-Savarin sagt. (Er reicht ihr den gefüllten Teller, nimmt dagegen ihren leeren in Empfang und bedient sich.) Sie entwickelt grade ihr volles Aroma, hm, mit diesem leichten Hauch von Gährung, das läßt alle meine Nerven vibriren. Es ist unsagbar, welchen erregenden Reiz solche Schnepfe auf dem Höhepunkte ihrer Entwickelung auf mich ausübt. Und nun vollends das Non-plus-ultra, ha, bei seiner Berührung mit unserer wonneerschauernden Zunge knicken uns die Kniee, und unsere Augen werden thränenfeucht. (Er verspeist mit wollustverhimmelnder Miene ein Schnepfendreckbrödchen.) Ah tla. Ich bin der felsenfesten Ueberzeugung, daß es nicht ein Apfel war, den Eva im göttlichen Garten Eden dem Adam servirte, sondern solches Brödchen, sonst hätte Adam nicht so gierig zugegriffen. (Er ißt ein zweites Schnepfendreckcroûton.) Hm, tla, der weihevolle Moment, in welchem der Gaumen sich an diesem Paradiesesbissen erlaben darf, gewährt uns dieselbe seltene Empfindung, als wenn in unserem Leben ein innigst gehegter Wunsch die heißersehnte Vollerfüllung findet, sodaß wir uns auf den allerhöchsten Gipfel glückseligsten Genusses emporgehoben fühlen, von dem ein Höherhinauf unmöglich ist. Man möchte sterben, um nicht wieder hinabsinken zu müssen —

Sie (sucht mit dem Löffel die Trüffeln aus der Sauce und legt sie auf einen kleinen Teller). Du bist doch noch ganz wie früher, so — so — (Sie sucht nach dem passenden Ausdruck.)

Er. So jung, willst Du sagen.

Sie. Auch das — und noch immer so ein bischen exaltirt.

Er (bemerkt, daß sie bald alle Trüffeln aus der Sauce geangelt hat. Er entzieht ihr die Saucière und stellt sich pantomimisch auf's Aeußerste entrüstet.

Sie. Aber ich habe sie ja nur herausgefischt, weil ich weiß, daß Du Trüffeln als Gemüse betrachtest.

Er. Ja freilich — rangirst Du die Trüffeln vielleicht unter die Giftpilze?

Sie. Das nicht, aber unter die Gewürze. Ich mag sie nicht in Massen, und dies hier war für Dich bestimmt. (Sie reicht ihm den Teller mit den Trüffeln.)

Er (nimmt ihn mit der rechten Hand, legt die linke auf's Herz.) In unaussprechlicher Rührung. Du sorgst ja für mich, als wärst Du — (er bricht verlegen ab).

Sie (unbefangen). Als wär' ich Deine Frau. (Sie beugt sich ihm über den Tisch entgegen.) Sag einmal — warum hast Du Dich nicht wieder verheirathet? (Sie sieht ihn aus ihren tiefblauen Augen mit vollem Blicke an.)

Er (saugt ihren Blick mit seinen Augen auf und hat die Empfindung, als tränke er ein Glas glühenden Punsches in einem Zuge aus. Er stammelt). Weil — eh — ja ich —

Sie. Etwa nur deshalb nicht, weil sich die Rechte noch nicht gefunden hat, wie?

Er. Ja, so wird's wohl sein. (Er verfällt in leicht singenden Ton.) Denn ich habe in der That dann und wann so eine verschwommene Sehnsucht nach trautem Heim und warmer Häuslichkeit, das heißt, nicht nach den Aeußerlichkeiten, sondern, ich weiß nicht, wie ich sagen soll, ich sehne mich nach Gemeinschaft, nach Ergänzung, ich komme mir manchmal so halb vor und finde das Leben leer und öde.

Sie (achselzuckend). Lieber Gott, man hat zeitweise solche Anwandlungen. Durch eine Heirath wär' Dir da auch nicht geholfen.

Er. Meinst Du nicht?

Sie (barsch). Nein. An der Ehe ist nichts dran.

Er. So, hm. (Er sieht sie von der Seite an, reckt die rechte Hand aus der Manschette, führt sie über seinen Kopf und kraut sich mit dem vierten Finger auf dem Scheitel.)

Der Oberkellner (servirt das Entremets).

Artichauts à la sauce blanche.

Sie (knabbert ein Blatt nach dem anderen ab — wobei sie ihre schönen Hände zur vollen Geltung bringen kann).

Der Freiherr (ißt und bewundert ihre Hände).

Sie. Weißt Du, man könnte die Ehe mit einer Artischoke vergleichen.

Er. Inwiefern?

Sie. Sieh nur, welcher Berg von zähen Blättern sich da auf unseren Tellern aufthürmt, nachdem wir von ihnen das winzige schmackhafte Theilchen gegessen haben. Und dieses wenige Mark, das sich an der Artischoke mit Genuß verspeisen läßt, das entspricht den Flitterwochen. Wenn man von der Eheartischoke das bischen Mark der Flitterwochen genossen hat, so bleiben nur die hartfaserigen Blätter übrig.

Er. Verzeihung, und der ausgiebige Fruchtboden, der sich findet, nachdem die Blätter abgepflückt sind?

Sie. Hm, der Fruchtboden, ach, der schmeckt streng. Streng wie Zwang und Pflichten, dafür dank' ich.

Der Oberkellner (servirt die süße Speise).

Charlotte russe.

Sie (lustig). Ich halte mich an die Süßigkeiten des Lebens. (Sie bedient sich). Ich genieße sozusagen nur die Flitterwochen. (Sie lacht in sich hinein und streift ihn mit einem flackernden Blick.)

Der Freiherr (animirt, mit leiser Zudringlichkeit). Wenn Du mir die Gunst erweisen willst, mich an diesem Genusse theilnehmen zu lassen —

Sie (indem sie ihm die Schüssel mit der Charlotte russe reicht). Mit Vergnügen.

Er. Danke. (Er bedient sich.) Du wohnst doch hier im Hotel —

Sie. Nein. Ich habe hier eine Freundin, die zwar gegenwärtig verreist ist, die mir aber ihre Wohnung zur Verfügung gestellt hat. Da bin ich besser aufgehoben wie im Hotel.

Er. Gewiß, gewiß. Besonders, da Du doch länger hier verweilen willst.

Sie. Nein das nicht. Ich reise morgen ab.

Er (enttäuscht). Morgen?

Sie. Morgen Mittag.

Er. Schade.

(Pause.)

Er. Trinkst Du ein Glas Ale mit?

Sie (schmeichlerisch). Ich reflektire nur auf einen Schluck, und den werde ich aus Deinem Glase nehmen.

Er. Ich erkenne den hohen Werth dieser Auszeichnung dankbar an.

Der Oberkellner (erscheint mit dem Dessert).

Der Freiherr (zum Oberkellner). Eine Ale.

Der Oberkellner (als Geisterstimme). Ginger?

Der Freiherr (sieht seine geschiedene Gattin fragend an).

Sie (zum Freiherrn). Pale. Bass and Co.

Der Freiherr (zum Oberkellner). Pale, Bass and Co.

Der Oberkellner (als Aeolsharfe). Pale, Bass and Co. (Er verzittert selber wie ein Harfenton und zaubert demnächst ein einwandsfrei klar abgegossenes Glas Ale auf den Tisch.)

Fromages. Radis roses. Fruits. Petits fours.

Sie (faßt ein rosiges Radieschen an dem einzigen grünen Blatt, das ihm beim Anrichten gelassen worden ist, hebt es bis zur Höhe ihres Mundes empor und schnappt behutsam spielend danach — mit so zärtlichem Gesichtsausdruck, als sei die lippenrothe Frucht ein in der Luft schwebender Kuß, den sie mit kosendem Munde erraffen möchte).

Er (sieht diesem allerliebsten Treiben zu).

Sie (hat den runden Arm graziös erhoben und den üppigen Oberkörper geschmeidig hintenübergebogen. Ihre vollen, weichen Lippen krausen sich, schmiegen sich aneinander, spalten sich federnd, das matt-

weiße Email der lückenlosen und fehlerfreien Zähne blinkt im feuerrothen Munde auf, und die dann und wann behend vorschnellende Zunge betheiligt sich ebenfalls an dem mit zauderndem Eifer betriebenen Haschspiel nach dem feuerwangigen Radieschen, das sie an seinem Blattschwänzchen kapriziös hin- und hertanzen läßt. Sie ißt auf diese anmuthig kokette Weise ein Radieschen nach dem anderen, indem sie jedes endlich gefangene bei halbgeöffnetem Munde mit den Zähnen zerknackt).

Er (hat die Unterarme an der Tischkante entlang gelegt und die Hände über seinem Teller gefaltet. Er starrt sein vis-à-vis unverwandt an und beugt sich allmählich weiter und weiter über den Tisch. Er verspürt das Parfüm frischgemähten Heues, das sie an sich hat, wie früher schon. Seine aufgeblähten Nasenflügel zittern, immer begehrlicher sprühen und funkeln seine allesverschlingenden Augen).

Sie (hört beim siebenten Radieschen plötzlich auf, neigt sich ihm entgegen und sagt lächelnd). Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?

Er. Doch, aber ich kann mir nicht helfen. Hach, wenn ich mal so gebissen würde!

Sie (indem sie die Stirn furcht, rügend). Mein Herr!

Er (flehentlich). Noch ein Radieschen, ich bitte Dich (er bietet ihr die Krystallschale mit den Radieschen an.)

Sie. Nein, mein, Freund, gerade jetzt schmeckt es mir am allerbesten.

Er. Mir auch. Also —

Sie. Also eben deshalb keinen Bissen mehr. Just wann es am besten schmeckt, muß man aufhören.

Er (indem er ärgerlich den Kopf zurückwirft). Ach.

Sie. Ich mag jetzt nur noch Kaffee und ein Gläschen Cacao-Vanille.

Der Oberkellner (welcher den Zeitpunkt berechnet hat, an dem man ihn herbeiwünschen wird, erscheint ungerufen.)

Der Freiherr (halblaut und rasch zum Oberkellner). Mocca, Cacao à la vanille Cusenier, Martell, V. S. O. P.

Der Oberkellner (entfliegt lautlos wie die Zeit).

Sie. Soll ich Dir eine Birne schälen?

Der Freiherr (schmollend). Wenn Du willst.

Sie (thut es). Alle Genüsse, die das Leben bietet, enden mit einem Katzenjammer.

Er (trübselig). Stimmt.

Sie (widersprechend). Bitte, nur wenn man nicht versteht zur rechten Zeit aufzuhören. Obgleich das im Grunde nichts weiter ist, als raffinirtester Egoismus, so fällt es uns doch nicht ohne Weiteres leicht, es will gelernt sein. Man muß dazu etwas Selbstüberwindung aufbieten und sich mit sehr viel Rücksichtslosigkeit wappnen. Hat man aber diese Kunst erst einmal richtig erfaßt, wie ich, so erhält man sich damit dauernd genußfähig. Immer satt sein und übersatt, o schrecklich, nein, zeitweise und nicht zu selten, muß man Appetit haben, tüchtigen, auf alles Mögliche, weißt Du.

Er. Jawohl — zum Beispiel, daß Du morgen noch hier bleiben möchtest.

Sie (bestimmt). Mein Freund, das wird nicht der Fall sein.

Er (läßt verdrießlich den Kopf hängen und summt seine Leibhymne von Menelaus dem Guten — als Andante melancolico: Sſ — Sſ — ſ, ſ, ſ, ſ —.

Café double.

Der Oberkellner (bringt geräuschlos wie immer die bestellten Liqueure in den Originalflaschen, sowie eine mit buntbesticktem Fransendeckchen belegte Tablette, welche ein miniaturhaftes Silberkännchen trägt, nebst winzigem Sahnengießer und nippesmäßigen Zuckerdöschen, dabei zwei heinzelmännische Mokkaschalen. Der Oberkellner verliert sich alsbald wieder so unbemerkt, wie er sich angefunden hatte.)

Sie (schenkt ein und präsentirt dem Freiherrn die gefüllte Tasse. Sie selbst wirft in die ihrige reichlich Zucker, nimmt aber keine Sahne).

Der Freiherr (mißgestimmt, zieht sein Cigarettenetui). Erlaubst Du mir —

Sie. Ich bitte.

Er (offerirt ihr sein Etui). Hast Du Dir vielleicht das Rauchen angewöhnt?

Sie. Nein, rauchst Du immer noch so viel Egypter?

Er. Ich war eine Zeit lang zu den Russen übergegangen. (Er zündet sich seine Cigarette an der brennenden Kerze an, die auf unbegreifliche Weise auf den Tisch gelangt ist.) Aber — (murmelnd) on revient toujours — (Er trinkt den reinen, schwarzen Kaffee.)

Sie. Mein Gott, Du trinkst den bitteren Kaffee ohne Zucker?

Er (legt den Kopf zurück und stößt eine feinzertheilte Wolke inhalirten Rauches von sich. Unwirsch). Jawohl.

Sie. Brr, das möcht' ich nicht. Ich halte mich an die alte Regel: schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, rein wie ein Engel, süß wie die Liebe.

Er. Die Liebe, ja — tjaa —. (Er pustet gewaltige Rauchwolken von sich.)

Sie (nippt an einem Gläschen Liqueur).

(Pause.)

Er. Also morgen Mittag willst Du abreisen?

Sie. Ja.

Er. Ist es Dir absolut nicht möglich, Deinen Aufenthalt um ein paar Tage zu verlängern?

Sie (freundlich). Gewiß wäre mir das möglich.

Er (beginnt auf den dünnen Sprossen der Hoffnungsleiter emporzuklettern). Ohne daß es Dir Ungelegenheiten macht?

Sie. Ich bin ganz unabhängig, meine eigene Herrin.

Er (nimmt zwei Sprossen auf einmal und turnt mit Wettlaufsgeschwindigkeit himmelwärts). Nun also.

Sie. Nun also?

Er (athemlos vom hastigen Aufstieg). Also bleib noch ein paar Tage hier.

Sie (naiv). Warum sollte ich denn das thun? Ich wüßte keinen Grund. (Sie schüttelt den Kopf). Wirklich keinen Grund.

Er (fühlt mit Angst und Schrecken, wie die lange Hoffnungsleiter dem Umfallen zuschwankt). Gar keinen?

Sie (hart). Nein. Morgen Mittag reis' ich ab.

Er (stürzt im Sauseflug einer rasenden Sternschnuppe aus glänzender Himmelshöhe in den bodenlosen Abgrund finsterer Hoffnungslosigkeit).

Sie (schlägt mit schwippender Handbewegung auf die Tischklingel.) Und jetzt möcht' ich gehen —

Er (knickt zusammen).

Der Oberkellner (erscheint).

Der Freiherr (malt mit müder Hand die schwache Andeutung eines phantastischen Schriftzeichens in die Luft).

Der Oberkellner (versteht vollkommen, entnimmt sogleich seiner Brusttasche die mit feinem Instinkte bereits fertiggestellte)

Addition

(und legt sie auf eine silberne Platte, welche er neben den Freiherrn hinsetzt. Er hat natürlich, ohne weiter zu fragen, beide Couverts zusammen berechnet).

Der Freiherr (legt eine Banknote auf die silberne Platte).

Der Oberkellner (versinkt mit der Banknote, der Rechnung und der silbernen Platte).

Sie (indem sie ihre Uhr herausnestelt, in selbstverständlich-familiärem Tone). Ich denke, wir nehmen uns einen Wagen und fahren nach dem Sommertheater. Es ist gerade Zeit.

Der Freiherr (begriffslos). Wir?

Sie. Ja, oder bist Du anderweitig engagirt?

Er (hocherregt und überfreudig). Nein, nein. Mein Gott, das ist ja reizend, entzückend, himmlisch, ich danke Dir, meine Liebe —

Sie. Sch, sch, sch, Du bist doch immer noch der alte Sanguiniker. Um Dir jede Enttäuschung zu ersparen, will ich Dich ehrlich warnen: merke Dir, mein Freund, ich erweise Niemandem eine Gunst, für die er mir zu danken hätte. Darüber bin ich hinaus. Was immer ich von Jemandem verlange oder ihm gewähre, ich verlange und gewähre es aus Selbstsucht und nur aus Selbstsucht.

Er (aufgeräumt). Ich halte mich Dir bestens empfohlen.

Sie (mit gewichtigem Nachdruck). Ich warne Dich zum zweiten Male.

Er (belustigt von ihrem Ernst). Brr, es wird Einem ganz unheimlich.

Sie (finster wie eine unheilkündende Orakelpriesterin). Ich warne Dich —

Er (hellauflachend). Zum dritten und letzten, haha!

N'oubliez pas le garçon.

Der Oberkellner tritt lautlos wie die Sonne aus verhüllenden Wolken aus den Falten der Portière der Speisesaalthür hervor und gleitet schnell und unhörbar wie ein Lichtstrahl zu dem Freiherrn hin. Er setzt die Platte wieder auf den Tisch, auf welcher nun die Rechnung liegt und das Wechselgeld, das der Freiherr auf seine Banknote herauszubekommen hat.

Der Freiherr prüft weder die Nota, noch zählt er das Wechselgeld nach. Er ist sicher, daß bei einem Oberkellner höchster Ordnung das geringste Versehen in diesen Punkten absolut ausgeschlossen ist. Indem er ein reich bemessenes Trinkgeld auf der Platte liegen läßt, sagt er anerkennend, aber flüchtig, mit oberflächlichem Kopfnicken:

„Das Service war tadellos."

Der Oberkellner, in dessen Mienen bis jetzt kein äußerer Vorgang irgendwelche Veränderung hervorzubringen vermocht hat, unterliegt dem

Kitzel, den die schmeichelhafte Bemerkung des Freiherrn auf seine Eitelkeit ausübt — hat er doch in dem Freiherrn vom hors d'oeuvre ab den verwöhnten Gourmet und feinen Kenner geschätzt, und eines solchen Lob wiegt schwer und ist außerordentlich werthvoll. Also er unterliegt; ein selbstgefälliges Grinsen macht sich auf seinem rasirten Gesicht breit. Seine Lippen trennen sich und wollen sich die Ehre geben, dem Freiherrn einige unpassende Worte zu erwidern — da gewinnt eben noch in letzter Sekunde der höhere Ehrgeiz die Herrschaft in ihm zurück; er macht eine entsagende Verbeugung und rückt dem Freiherrn nebst geschiedener Gemahlin, welche Beide aufstehen, die Stühle so leise und diskret zur Seite, daß seine Anwesenheit sich ganz wie vorher zu vierdimensionaler Unspürbarkeit verflüchtigt. Er schiebt die Portière der Speisesaalthür zurück, wobei er sich wie ein gelenkiger Aal in die Falten hineinschlängelt, sodaß er gänzlich unsichtbar wird. Während die Herrschaften an ihm vorüber nach den Garderobenzimmern gehen, ohne von ihm Notiz zu nehmen, bedenkt er, wie grausam es ihn geschmerzt haben würde, wenn der Freiherr etwa gesagt hätte: „Sie haben gut servirt.“ Denn, wie er als gebildeter Oberkellner mit sieben lebenden Sprachen sehr wohl weiß, besteht ja gerade die höchste Vollkommenheit der Servirkunst darin, daß der Kellner als reales Subjekt den Gästen nicht mehr wahrnehmbar ist. Der Ideal-Servirkellner soll nicht nur ein geschlechtsloses Neutrum, sondern überhaupt ein körperloses Abstraktum sein. Er muß sich als Individuum völlig auflösen, muß zu einem immateriellen Attribut des Diners werden; er darf nicht außer und neben dem letzteren als für sich seiende Qualität herumlaufen, sondern er muß zum Nicht-Ich verdunsten, welches sich mit dem Diner an sich als immanente Eigenschaft harmonisch amalgamirt; er muß sich entmenschlichen zum transzendentalen Begriff, zur reinen Immanuel-Kantischen Kategorie, welche als „das Service“ eines der schlechthin nothwendigen Postulate eines guten Diners bildet. — Daher erfüllen die Worte des sachverständigen Freiherrn: „Das Service war tadellos“ den Oberkellner mit stolzester Genugthuung. Dieses Gefühl wiederum erregt und steigert das Selbstbewußtsein seines positiven Ichs als Subjekt derartig, daß er sich in die Küche begiebt und dort mit seinem Erb- und Erzfeind, dem chef de cuisine, einen Streit vom Zaune bricht, als welcher zum Gaudium der Unterköche und Aufwaschmädchen mit den handgreiflichen Realitäten fliegender Tiegel und zerscherbender Teller endet.

II. Lassen wir uns scheiden!

Vor dem Portal des Hotels fuhr die elegante Viktoria vor, welche der Portier herangepfiffen hatte.

„Was wird denn eigentlich gegeben?“ fragte Edmund Freiherr von Kickstein seine Frau von ehedem, mit der er über das breite Trottoir auf den Wagen zuschritt.

„Denke Dir," sagte sie, indem sie sich vom Freiherrn beim Einsteigen helfen ließ, „ich weiß es nicht einmal. Wir gehen à la fortune du rideau."

„Es sind Gäste aus Berlin da," bemerkte bescheiden der Portier, der die Herrschaften zum Wagen geleitet hatte. „Sie geben Cyprienne."

„Divorçons!" rief die vormalige Gattin des Freiherrn heiter, gerade als dieser sich mit leichtem Schwung vom Wagentritt an ihre Seite wippte.

„Fahr' zu!" befahl der Portier dem Kutscher, nahm die goldbetreßte Mütze ab und verneigte sich, während der Gaul, der hübsch und schlank und apfelgefleckt war wie ein Brautschimmel, in flottem Trabe anzog.

III. Der Krebsgang.

Man war beim letzten Akte: Cyprienne und ihr Gatte sitzen im chambre séparée bei Krebsen à la bordelaise und ziehen vertraulich plaudernd die Bilanz ihres bisherigen Ehelebens.

Eine intime Souperstimmung wehte von der Bühne her durch den ganzen Theaterraum. Die Nasen des hypnotisirten Publikums vermeinten den appetitaufkitzelnden Geruch der servirten Speisen zu schnuppern, und in prickelnden Bläschen, wie ein Rausch, stieg den Zuhörern das nebelhafte Verlangen zu Kopfe, einmal gleichermaßen in einem tête-à-tête bei animirter Unterhaltung zu schwelgen.

Der Vorhang fiel. Unzählige Händepaare vereinigten sich, um den Darstellern, welche vorzüglich gespielt hatten, ein Beifallsständchen darzubringen. Der Freiherr klopfte in schleppendem Takte mit vier Fingern der gestreckten rechten Hand auf den Rücken der geballten linken, seine geschiedene Gemahlin stützte die Daumen gegeneinander und schlug die Spitzen der übrigen Finger mehrmals sacht zusammen. Die Schauspieler erschienen und verneigten sich; das Publikum drängte nach den Garderoben.

Der Freiherr wie auch seine geschiedene Gemahlin waren beide von einer dämmrig-unbewußten Sehnsucht nach behaglicher, zwangloser Zwiesprache erfüllt und von einem deutlich empfundenen Gelüste nach Krebsen befallen. Es machte sich daher ganz von selbst, daß sie sich in ein Restaurant begaben, wo der Freiherr das Abendessen beorderte, das nur aus einem Krebsgang bestehen sollte.

Edmund Freiherr von Kickstein saß in der kleinen gemüthlichen Box seiner Frau von ehedem gegenüber.

„Die Beiden sind um die Scheidung herumgekommen," sagte er, neigte den Kopf auf die Seite und blickte sein vis-à-vis mit sinnenden Augen an.

„Ja," sagte sie. „Herr Sardou hat das so eingerichtet."

„Es ist ganz merkwürdig," sprach der Freiherr aus seinem Gedankengange heraus weiter, „aber ich kann faktisch Grund und Ursache nicht herausfinden, warum wir Beide — Du und ich — hm."

Er reckte den Arm aus der Manschette, führte ihn im Bogen über

sein Haupt und kratzte sich mit dem vierten Finger andeutungsweise auf dem Scheitel. Dann fragte er in verzeihungsheischendem Tone gleich Jemandem, der sich an etwas nicht erinnern kann, was er wissen müßte: „Warum haben wir uns denn scheiden lassen?"

„Wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung," erwiderte sie sanft.

„Ja, das weiß ich, das hat in den Akten gestanden," meinte der Freiherr. „Aber wie sind wir dazu gekommen?"

„Wir haben uns gezankt," erinnerte sie behutsam, „haben uns Szenen gemacht, sind aneinandergerathen —"

„Allerdings, im dritten und letzten Jahre unserer Ehe," gab der Freiherr etwas kleinlaut zu. „Aber wieso — wieso?"

„Wir waren Beide reich, unabhängig, von Jugend auf gewöhnt, unseren Launen und Anwandlungen nachzugeben," erklärte sie mit philosophischem Gleichmuth, „so waren wir denn mit der Scheidung rasch bei der Hand."

„Das ist ja Alles ganz schön," entfuhr es dem Freiherrn, und im selben Augenblick gerieth er ob dieser Aeußerung in Verlegenheit. „Das heißt — entschuldige — die Redensart war deplacirt. Ich war in Gedanken. Ich versuche nämlich vergeblich zu ergrübeln, was wir damals für Veranlassung gehabt haben, uns zu zanken. Darauf kann ich mich beim besten Willen nicht besinnen. Hm — weißt Du es noch?"

„Ganz genau," entgegnete sie freundlich.

„Ah — und?" fragte er.

„Wir haben schlecht gewirthschaftet," antwortete sie.

Er sah sie ein Weilchen überrascht an, dann schüttelte er sein Haupt und sagte:

„Erlaube mir. Bei uns ging doch Alles wie am Schnürchen, und Du regiertest so umsichtig über Dienstpersonal und —"

„Das ja," unterbrach sie ihn, „aber das mein' ich nicht."

„Was denn dann?" fragte er. „Verschwender sind wir auch nicht gewesen, wir haben derzeit nicht einmal unsere Zinsen verbraucht. Ueberhaupt — wir haben uns doch weder aus ökonomischen, noch aus finanziellen Gründen geheirathet, sondern rein aus —"

„Ja eben," schnitt sie ihm das Wort ab, „und haben schlecht gewirthschaftet."

„Ach so — allerdings, in dieser Beziehung —" sagte der Freiherr, machte ein Tausendsassagesicht und bediente sich beider Hände, um seine Schnurrbartspitzen aufzusträuben.

„Ja, wir haben Raubbau betrieben — das Ehekapital vergeudet," fuhr sie unbefangen fort. „Das mußte zu Verstimmungen und Verdrießlichkeiten führen. Im zweiten Jahre unserer Ehe gab's ja noch häufige Versöhnungen, aber die verzehrten sich stets rasch wieder im eigenen Feuer und zogen nur immer längere Perioden der Gereiztheit und des Zankes um nichts nach sich."

„Mir däucht, im zweiten Jahre unserer Ehe wären wir noch ganz gut mit einander ausgekommen," meinte der Freiherr etwas zaghaft und rückte auf seinem Stuhle hin und her. „Du scheinst denn doch durch eine schwarzgefärbte Brille in die Vergangenheit zurückzublicken."

Sie schüttelte den Kopf und sagte ohne Schärfe, aber mit Bestimmtheit:

„Mein Freund, unser Zusammenleben hat sich in deutlichen Eindrücken in meiner Erinnerung festgesetzt. Ich habe darüber nachgedacht — mir Alles klargemacht — ich habe die Konsequenzen daraus gezogen."

„Die Konsequenzen," sprach der Freiherr nach und that, als wenn er begriffen hätte, was aber nicht der Fall war.

„Jawohl, mein Freund," bestätigte sie mit geheimnißvollem Kopfnicken.

„Gestatte mir eine Bemerkung," sagte er ablenkend, um von den Konsequenzen wegzukommen, welche ihm dunkel waren, und hinter denen er irgend etwas Unbehagliches witterte. „Du beliebst mich immer „mein Freund" zu tituliren. Ich finde diese Anrede ganz undeutsch. Wir haben sie aus dem Französischen übernommen. Auf gut Deutsch pflegen sich Leute, die sich duzen, mit dem Vornamen anzureden."

„Auf Deine Belehrung hin," erwiderte sie, „werde ich mich bemühen, meine undeutsche Gewohnheit abzulegen, Edmund."

„Es klingt auch wirklich viel gemüthlicher," sagte er vergnügt. „Und es ist merkwürdig, Irene — Du erlaubst doch, daß ich auch Dich —"

„Gewiß, Edmund," nickte sie.

„Es ist merkwürdig, Irene," nahm der Freiherr seine Rede in etwas singendem Tone wieder auf, „wie uns durch den Klang eines einzigen Wortes ein bestimmter Vorgang aus längst entschwundenen Tagen plötzlich mit vollster Klarheit in's Gedächtniß zurückgerufen wird. Ich höre meinen Vornamen, von Deinem Munde ausgesprochen, an mein Ohr klingen — und alsbald sehe ich uns Beide, greifbar deutlich, in einer Winternacht —. Es war ein paar Monate nach unserer Verheirathung. Wir wollten den ersten Jahreswechsel, der in unsere Ehe fiel, in ungestörtem Alleinsein feiern. So brannten wir denn allen Verwandten und Bekannten durch, flüchteten uns nach dem Restaurant Belvedère auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden und versteckten uns dort in ein molliges Zimmerchen, nicht weit vom Konzertsaal, aus dem die Musik zu uns herüberdrang. Wir amüsirten uns köstlich — köstlich. Um zwölf Uhr tauschten wir unsere Glückwünsche aus — und machten uns auf den Heimweg. Die Nacht war ausnehmend lind und mild, kein Lüftchen regte sich, kein Hauch. Die Erde hatte sich zu Sylvesters Ehren geschmückt mit einem weichen Schneegewande, das unseren Füßen als Teppich diente. Große, flaumige Flocken senkten sich langsam, langsam vom Himmel nieder, gleichmäßig und gleichschnell — eine einzige, weitmaschige Schneewolke, durch die wir über die menschenleere Terrasse hinwandelten — wie in einem weit und breit mit weißer Hülle umwebten Zaubergarten, wie in einer Geisterwelt aus flimmernden Krystallen.

Und still war es ringsum, ganz still. Nur das vielstimmige Geläut der Glocken umschwebte uns, voll ausklingend in der unbewegten Luft, als hätten sich die Glockentöne zu jenen weißen Flocken verdichtet, die rund um uns flogen, auf Baum und zu Boden sich hängten und senkten. Wir blieben stehen — Hand in Hand — und im Wunder dieses sichtbaren Klangmeeres kam eine Seligkeit über uns — eine Glückseligkeit, — dann haben wir uns geküßt. Und Du sprachst nur das eine Wort —"

„Edmund!" ergänzte sie in schwärmerischem Tone, indem sie beim Aussprechen des Namens die Lippen wie bei einem Kuß spitzte.

„Hach — ja," seufzte der Freiherr verhauchend.

Der Engel des Stillschweigens entfaltete seine Schwingen und breitete sie über das geschiedene Ehepaar.

Der Freiherr sog mit kurzen, ruckweisen Athemzügen den Duft frischgemähten Heues ein, der von Irene zu ihm herwehte. Seine Seele füllte sich mit Bildern aus weit entrückten Tagen, mit lebendig-bunten Bildern, in denen die Zeit schmeichlerisch alle dunklen Schatten ausgelöscht hatte, so daß vom fernen Sterne der Vergangenheit nur Silberlicht und Rosenglanz herüberlachten.

Irenes weitgeöffnete Augen schimmerten blau und feucht wie ein unmeßbar tiefer See. Der Freiherr blickte hinein — ihm schwindelte — und in wachem Traume nahm er sein zuckendes Herz in beide Hände und warf es in den schimmernden See. Er sah es sinken — tiefer, immer tiefer — —

„Es war einmal," flüsterte Irene vor sich hin.

Dann wischte sie mit der Hand über ihre Stirn und erhob sich.

„Entschuldige, Edmund," sagte sie, „aber es ist die höchste Zeit, daß ich nach Hause gehe."

„Wie — was —" stammelte der Freiherr und raffte in aller Eile seine auseinandergefallenen Gedanken zusammen. „Was denn, Irene — jetzt willst Du gehen? Gerade jetzt? Eben haben wir unsere Vornamen neu entdeckt, sind auf glückliche Zeiten zurückgekommen, unsere Unterhaltung steuert mit vollen Segeln auf die schönsten Gegenden der Vergangenheit zu, ich bitte Dich, Irene, laß uns noch ein Weilchen bleiben —"

„Beim Krebsgang," schaltete sie lachend ein.

„Nun ja doch," sagte er. „Wir werden gleich bei unserm Hochzeitstag angelangt sein."

„Es thut mir leid," unterbrach sie ihn, „aber so weit möchte ich heut Abend nicht mehr zurückgehen. Das würde gegen meine Lebensregel verstoßen, von der mich nichts abbringt: wenn's am besten schmeckt, muß man aufhören."

„Wenn ich den Kerl erwische, der diese Maxime erdichtet hat, so muß er mir seinen Todtenschein beibringen, ob er will oder nicht," knurrte der Freiherr.

Alle seine Bemühungen, sie zum Verweilen zu bewegen, waren vergebens. Sie ließ sich nicht halten. So blieb ihm denn nichts übrig, als sie nach ihrer Wohnung zu geleiten, die nicht weit entfernt war.

„Nach Recht und Billigkeit stehen mir wegen dieses plötzlichen Aufbruches Ansprüche auf Entschädigung zu," sagte der Freiherr, als er auf der Straße neben Irene herging. „Das wirst Du doch zugeben. Wenn ich also als Kompensation einen Kuß von Dir verlangen würde, so finde ich das — hm?"

„Ganz bescheiden," spottete Irene.

„Nicht wahr?" erwiderte er ernsthaft. „Also sagen wir zwei — oder drei — oder —"

„Nein, nein, nein," rief sie hastig, „einer ist genug."

„Nun gut, einer," sagte er. Und indem er sie fest ansah, fügte er hinzu: „Irene, ich meine das im Ernst — mit dem Kuß, — Du doch auch, nicht?"

„Ja, ja, Du sollst ihn haben," versprach sie scheinbar widerstrebend. „Gelegentlich, hier geht das ja nicht."

„Ich gebe Dir Kredit," sagte der Freiherr. „Aber es ist fest abgemacht, Irene — es ist abgemacht —"

Sie legte die Hand an ihren Kopf und sprach feierlich:

„Abgemacht, und ich hafte dafür mit meinem —"

Lachend ließ sie ihre Hand wieder sinken und fuhr fort:

„Ich hafte mit meinem Munde dafür."

Sie war vor ihrer Hausthür angelangt, blieb stehen und drückte auf den Klingelknopf.

„Ich darf Dir doch morgen Vormittag meine Aufwartung machen?" fragte der Freiherr.

„Es wird mir ein Vergnügen sein," antwortete sie kühl.

Eine Zofe öffnete die Thür, aus welcher ein breites Lichtband quer über die Straße rollte.

„Gute Nacht, lieber Freiherr," sagte Irene förmlich.

„Gute Nacht, meine gnädigste Frau," erwiderte er ebenso.

Irene verschwand in der Thür; der Lichtstreifen erlosch.

Der Freiherr ging auf die andere Seite der Straße und blickte erwartungsvoll nach den dunklen Fenstern hinauf. Umsonst! Es blieb Alles dunkel — das Schlafzimmer lag nach dem Garten hinaus.

Nachdem der Freiherr eine Viertelstunde lang Posten gestanden hatte, gab er's auf und schlenderte seinem Hotel zu. Dabei pfiff er seine Leibhymne vom guten Menelaus — dolce, affetuoso: Ph—Ph—f, f, f, f— f, f, f, f—

IV. Der Unterrock.

Am anderen Morgen fand der Freiherr beim Erwachen aus traumdurchflochtenem Schlummer die vollendete Thatsache auf seiner Bettdecke

vor, daß Irene ihre Abreise aufschieben werde. Er hatte es im Schlafe fest mit sich abgemacht, sie nicht fortzulassen, folglich mußte sie hierbleiben. Darüber war er mit sich einig.

Daß er in sie verliebt war, empfand er als etwas ganz Selbstverständliches, wie eine alte Gewohnheit, über die man sich keinerlei Gedanken macht. Er brauchte nun nur noch ein oder zwei Mal im traulichen tête-à-tête mit ihr zusammenzusein, dann — ja, dann — —. Natürlich, ganz einfach.

Vergnügt sprang der Freiherr aus dem Bett und machte Toilette. Einige Noth hatte er mit seinem Schnurrbart, der ihm bald zu schüchtern und bescheiden eingedreht, bald allzu keck und kühn emporgesträubt däuchte. Jedoch gelang es ihm schließlich, die Form und Linie zu ermitteln und festzulegen, welche in sich den wuchtigen Schwung tapferen Mannesmuthes mit dem sanften Bogen milder Herzensgüte harmonisch vereinigte. Nun war er unwiderstehlich, das sagte ihm auf Anfrage der Spiegel. Und der Spiegel lügt nicht — nie.

Mit hurtigen Schritten machte sich der Freiherr auf den Weg nach Irenes Hause. Die klare Spätsommersonne strahlte ihm ungetrübte Zuversicht zu wie die Sonne von Austerlitz; er fühlte sich durchaus und ganz von selber als erfolgsgewisser Napoleon — als Cäsar, der bei Zela einfach und bündig kam, sah, siegte. Er paraphrasirte seine Lieblingsmelodie und trompetete sie als sinfonia eroica, con brio, ardente: tra—tra—rararara, und er brachte sie zum effektvollen Abschluß, indem er die elektrische Klingel an Irenes Thür einen kräftigen Triller schlagen ließ.

Die Zofe, welche ihm öffnete, war im Straßenkleide, also anscheinend bereits reisefertig. Der Freiherr bemerkte es mit siegesbewußtem Lächeln: die Möglichkeit, daß Irene entgegen seinem Wunsche auf der Abreise beharren könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Er betrat mit fröhlicher Sicherheit den fünfeckigen Damensalon, in dem sich zwischen zierlichen Fauteuils und Tabourets, sowie niedlichen Tischen und Etagèren voller Nippes und Bibelots ein behäbiger Armstuhl mit zurückgebogener Lehne breit machte.

Wie Morgenglühen drängte sich das warme Sonnenlicht durch die rothen Zugrouleaux in's Zimmer und lagerte sich auf der weichen Wolke des Smyrnateppichs, aus dem der würzige Duft frisch gemähten Heues emporwallte.

Gedämpfter Glanz und berauschende Schwüle erfüllten das lauschig-stille Gemach, durch das sich nur das wispernde Ticken der Kaminuhr schlich, gleich verstohlenem Liebesgeflüster, das Amor der holden Psyche zuzuhauchen schien, die er auf plüschbeschlagenem Gueridon umgaukelte. Verschwimmenden Auges blickte der Freiherr auf diese geisterweise Nachbildung der Canova'schen Gruppe, die sich von der dahinter angebrachten dunklen Draperie lebendig abhob.

Und wie kosende Nixen der aufsprudelnden Quelle, so entstiegen zärtliche Bräutigamsphantasieen seinem höher pulsenden Herzen, in wonnigem Erschauern gedachte er des Kusses, den Irene ihm versprochener Maßen schuldig war.

Da trat sie ein und brachte einen kühlen Luftzug mit sich in's Zimmer. Sie begrüßte ihn mit fremder Höflichkeit und übernahm sofort die Führung der Konversation. Kalt und steif, als wäre er ihr nur ganz oberflächlich bekannt, sprach sie von den allergleichgiltigsten Dingen; aus üppigen Himmelsgefilden, die seine Einbildungskraft um ihn hatte erblühen lassen, fand sich der Freiherr unvermittelt auf den dürren Anger der gewöhnlichsten Alltäglichkeit versetzt. Die banalen Redensarten, mit denen ihn Irene überreichlich regalirte, klatschten ihm wie Backenstreiche um die Ohren, und gänzlich niedergehagelt duckte er sich auf ein kurzbeiniges Tabouret. Dieser stimmungslose Empfang, der alle seine Voraussetzungen zu Schanden werden ließ, verblüffte ihn völlig.

Noch ehe er sich von der ihm so unvermuthet widerfahrenden Enttäuschung einigermaßen erholt hatte, versuchte er einen überstürzten Angriff, um den Gegner vom stoppelgelben Gemeindeplatz bedeutungsleerer Phrasen in das hoffnungsgrüne Waldesdämmer beziehungsreicher Plauderei zu drängen, aber unvorbereitet und planlos, wie die Attacke war, mißlang sie durchaus. Die Gegenpartei im grauen Reisekleide, unter dem ein Paar gemsfarbener Spangenschuhe hervorlugte, behauptete das Feld. Der Freiherr Bonaparte schaute mit verzweifelndem Waterlooblick Irenen in's Gesicht, ihre Augen blitzten heute in stahlhartem Bleichblau, und Edmund Cäsar fühlte, wie der scharfe Brutusdolch sein Herz entzweischnitt — mitten durch.

Und aus dem gespaltenen Herzen hervor züngelte die stechende Flamme verletzter Eitelkeit und erhitzte das Selbstgefühl des Freiherrn bis zur Erbitterung und Empörung. Diese Frau, die ihn durch solche unwürdige, wegwerfende Behandlung beleidigte und kränkte, sollte gar nicht merken, daß er — schon gut. Er wird sich nicht erniedrigen, wird um ihre Gunst nicht bettlerhaft werben, sicher nicht — im Gegentheil, er wird sich jetzt stellen, als ob er ungerührt und achtlos an ihr vorüberginge, jawohl, er wird ihr schon beibringen, daß sie keinen Eindruck auf ihn gemacht hat, gar keinen.

Er biß trotzig die Zähne zusammen, nahm eine hochmüthige Pose an und rang seinen verstörten Gedanken einige nichtssagende Wortbrocken ab, die er leichthin in den seichten Redefluß warf, der aus Irenes Munde plätscherte.

Dennoch versteckte sich unter dem Gewebe ihrer aus farblosen Trivialitäten gesponnenen Rede etwas Hinterhaltiges und Untergründiges, und in ihrer äußerlichen Starrheit lag etwas heimlich Lauerndes, geheimnißvoll Sphinxartiges. Aber der Freiherr war in seiner Aufregung ein viel zu

schlechter Beobachter, als daß er das unausgesprochene Räthsel, das in ihrem Wesen lag, erfaßt hätte.

Als Irene auf ihre bevorstehende Abreise zu sprechen kam, erbleichte der Freiherr und fiel aus der Rolle, die er sich zu spielen vorgesetzt hatte, indem er mit unziemlicher Heftigkeit fragte, wohin sie denn zu reisen gedenke. Sie nannte ihm Tarpenhain, eine Ortschaft, die unterhalb der Schwelle seines geographischen Bewußtseins lag. Sie erklärte ihm, auf welche komplizirte Weise man unter Benutzung des D-Zuges, der Sekundärbahn und der Postkutsche nach diesem verlorenen Erdenwinkel wallfahren müsse. Der Freiherr fühlte sich auf einmal von wilder Eifersucht durchrüttelt und verlangte schroff von ihr zu wissen, ob sie allein dahinreise.

Sie zögerte mit der Antwort, während auf ihrem Gesicht ein listiger Ausdruck scharf hervortrat.

„Ich weiß es noch nicht,“ sagte sie endlich.

Der Freiherr gerieth ob dieser ausweichenden Antwort in eine gewaltige Wuth, deren offenen Ausbruch er nur mit Mühe hintanhielt. Er schnellte von seinem Sitze auf und deutete durch zerfahrene Gesten an, daß er sich verabschieden wolle. Es war ihm unmöglich, ein Wort herauszubringen. Seine Gedanken rasten im Kreise herum, und seine Lippen hafteten krampfgeschlossen aneinander.

Irene hatte sich erhoben.

„Wenn es Dir recht ist,“ sagte sie, „so können wir ein Stück zusammengehen.“

Sie sprach diese Worte so bedeutsam, als ob sie einen tieferen Sinn mit ihrer Aeußerung verknüpfte. Jedoch der Freiherr merkte nichts davon, ihn durchfieberte jetzt nur der ungestüme Drang, so rasch wie möglich aus Irenes Nähe zu entfliehen. Ihre Aufforderung kam ihm daher höchst ungelegen, und mühevoll mußte er sich ein murrendes „Sehr angenehm“ abquälen, das er mit einer quittensauren Grimasse begleitete. Irene lächelte. Sie bedeutete ihn, ein Weilchen zu warten, und verließ das Zimmer, um sich mit Hut und Umhang auszurüsten.

Als sich der Freiherr allein sah, durchmaß er mit stampfenden Schritten das Gemach, sodaß Amor und Psyche ängstlich erzitterten und die Kaminuhr erschreckt stehen blieb. Er reckte den rechten Arm aus der Manschette, hob ihn im Bogen über den Kopf und zerstörte mit Vandalenfaust seinen kunstvoll gezogenen Scheitel. Dabei zischte er einen mit Flüchen durchsetzten Monolog vor sich hin, in welchem er auf lästerliche Weise dem anachronistischen Wunsche Ausdruck gab, „diesem Weibe niemals begegnet zu sein“, worauf er sich wegen seiner Verliebtheit mit den strafwürdigsten Injurien belegte. Als ihm bei einem zufälligen Blick auf Amor und Psyche einfiel, daß Irene ihm einen Kuß schuldete, zedirte er seine Rechte darauf in besinnungsbarem Zorn dem Satan mit den verachtungstriefenden

Worten: „Der Teufel soll den Kuß holen." Dann schwor er einen fürchterlichen Eid, daß er hiermit auf immer und ewig dieser Frau entsage.

So. Nun lag seine Leidenschaft eingekerkert und begraben hinter den Mauern des Grimms und Grolls, da sollte sie rasch genug vollends ersticken und sterben.

Es war aus –– Alles aus.

Mit aufgeblähten Backen fauchte er als Finale seine Leibarie: staccato, furioso: „Ich bin Laus, der Gute."

Irene kam wieder herein. Aber Hut und Umhang hatte sie noch nicht genommen, sondern nur ihre gelben Spangenschuhe mit hohen Knopfstiefeln vertauscht, die noch nicht geschlossen waren. Sie reichte dem Freiherrn einen Schuhzuknöpfer und setzte sich in den Armstuhl mit der zurückgeschweiften Lehne, während sie erklärte, daß sie in Hinsicht auf ihre unmittelbar bevorstehende Abreise ihre Zofe bereits beurlaubt habe, da diese sie ja doch nicht nach Tarpenhain begleiten solle.

„Nun ist mir aber das Stiefelzuknöpfen eine unsäglich unangenehme Arbeit," fuhr Irene fort, „und so wende ich mich vertrauensvoll an Deine Liebenswürdigkeit."

„Das giebt eine prachtvolle Schlußgruppe," dachte der Freiherr mit galligstem Selbstspott. „Nachdem sie mich als Schuhputzer behandelt hat."

Er warf sich vor ihr auf beide Kniee, daß es knackte, und machte sich an die Arbeit, mit der er rasch fertig zu werden gedachte, denn als stellvertretende Kammerjungfer besaß er weitgehende Kenntnisse und fingerfertige Geschicklichkeit.

Irene überließ sich inzwischen schweigend der Umarmung des polstergeschwellten Lehnstuhls. Ihre Haltung wurde allmählich schlaff und lässig. Der Blick ihres Auges zerfloß im Unbegrenzten — wie aufgesogen von phantasiegeborenen Zauberbildern. Traumverloren und regungslos verharrte sie, eingesponnen in dämmerige Märchenstimmung — Dornröschen, das dem erlösenden Kusse entgegenschmachtet.

Unterdessen beugte sich der knieende Freiherr über den valenciennesgarnirten Volant des changeanttürkisblauen Unterrockes, der sich unter Irenes aufgeschürztem Kleide vorbauschte. Indem er mit dem Schuhzuknöpfer hantirte, verursachte er durch seine Griffe ein fortgesetztes Rascheln des glitzernden Seidenzeuges; dabei schmiegte sich das geschmeidige Changeantgewebe wie eine schmeichelnde Katze an seinen Arm, und der lose Spitzenbesatz strich kosend über seinen Handrücken. Mit jedem Knopf, den er einhäkelte, büßte der Freiherr an Sicherheit ein. Häufiger und häufiger versagte der immer ungeschickter geführte Haken seinen Dienst. Sehr bald tappte und tastete er nur noch auf's Ungefähr und Gerathewohl.

Im Zimmer herrschte lautlose Stille.

Nur in den Falbeln des seidenen Unterrocks raschelte es und knisterte und zwitscherte: aufgescheucht vom linkischen Ungeschick des Freiherrn huschten

winzige Liebesgötter zwischen den Rüschen und Kräuseln des schillernden Gewandes umher. Kichernd und schäkernd tuschelten sie dem Freiherrn interessante Geschichten zu von weißem Batistschnee und alabasternen Schätzen, die umflossen seien von Changeanttürkisblau. Schließlich verstieg sich ihre Geschwätzigkeit dazu, in seine lauschend gespitzten Ohren vermessene Dreistigkeiten zu zischeln und lüsterne Indiskretionen, bei denen ihm die Sinne schwindelten, umsomehr, als der gesprächigen Seide und dem verschwiegenen Batist des Dessous der körperwarme Hauch eines aufrühreriſchen Wohlgeruchs entquoll, der dem Freiherrn wie blüthenaufküssender Frühlingswind in's Antlitz wehte, daß es heiß und heißer erglühte. Er athmete schwer. Irrlichter tanzten vor seinen Augen. Kochendes Blut kreiste durch seine Adern. Das leise Rascheln und Rauschen des Seidenstoffs schwoll in seinen Ohren zu lautem Brausen und Sausen an, ihm war, als wenn er Posaunen hörte — die Posaunen von Jericho, deren stürmisches Geschmetter die grimmigen Wälle und trotzigen Mauern vom Grund weg umblies, hinter denen er sich vor der Uebermacht seiner Empfindungen verschanzt hatte.

Bewältigt und bezwungen ergab er sich seiner Leidenschaft auf Gnade und Ungnade. Er war zu jeder Erniedrigung bereit, er wollte die schmachvollsten Bedingungen auf sich nehmen — wenn er nur Irenes Gunst erlangen konnte.

Die freiherrliche Willenskraft zu stolzer Entsagung war elendiglich zerschellt an den knisternden Falten eines seidenen Unterrocks — bettlerbescheiden und sklavendemüthig kauerte Cäsar Napoleon zu Füßen der sieghaften Göttin.

Der letzte Knopf war eingehäkelt —

„Das ist abgemacht," murmelte der Freiherr, indem er den Schuhzuknöpfer aus der bebenden Hand legte.

Dann blickte er zu Irene auf und wiederholte mit schwankender Stimme in flehentlich-erinnerndem Tone:

„Es ist abgemacht —"

„Ich hafte dafür," kam es als hingebungsvoller Seufzer aus Irenes Munde.

Sie ließ sich in die Polster des schräglehnigen Stuhles zurücksinken — der Freiherr stand auf und beugte sich über sie. Zwischen ihren halbgeöffneten Lippen schimmerten die glänzenden Zähne wie perlenweiße Pistillkronen in einem blutrothen Blüthenkelche —

Gedämpftes Sonnenlicht erfüllte das Gemach mit goldenem Dämmerscheine, der berauschende Duft frischgemähten Heues durchtränkte die schwüle Luft, und ein heimlich Wispern und Lispeln schlich sich durch's Zimmer, wie zärtliches Liebesgekose.

V. Gutsbesitzer v. Müller und Frau aus Parkemen.

Im weltentlegenen Tarpenhain langten gegen Abend ein Herr und eine Dame an und stiegen im besten Gasthause des Ortes ab. Der Herr

gab ordnungsgemäß schriftlich Auskunft über Namen, Stand und Wohnort, worauf der dienstbare Geist, der diese Angaben eingefordert hatte, mit einer mehr freundschaftlichen als respektvollen Verbeugung das Zimmer verließ, welches den Herrschaften angewiesen worden war.

„Damit ich's nicht vergesse," sagte die Dame, sobald sie mit dem Herrn allein war, „wer sind wir denn eigentlich?"

„Gutsbesitzer von Müller und Frau aus Parkemen," antwortete der Herr.

„Wie bist Du gerade auf den Gutsbesitzer verfallen, Edmund?" fragte die Dame lachend.

„Weil ich mich als Gutsbesitzer fühle, meine liebste Irene," entgegnete der Freiherr und zog sie leidenschaftsentbrannt an sich.

Erglühend überließ sie sich seiner Umarmung.

VI. Flitterwochen.

Wochen sind verstrichen. Gutsbesitzer v. Müller und Frau wohnen noch immer im „Goldenen Engel" zu Tarpenhain.

Gegenwärtig sitzen sie Beide neben einander auf der Bootsbrücke des Tarpenhainer Sees, der unweit der Ortschaft mitten im grünen Wiesenlande liegt. Hell und freundlich steht die Herbstsonne in Mittagshöhe am klaren Himmel und läßt ihre Strahlen als blendende Reflexe auf der großen, kreisrunden Spiegelfläche tanzen, die von Schilf und Röhricht umkränzt ist. Drei riesenhafte Ulmen stehen an der Uferstelle, von welcher aus die Bootsbrücke sich weit in den See hineinstreckt. Der Freiherr und Irene haben sich am äußersten Ende des Brückenstegs auf diesen niedergesetzt, sodaß ihre Sohlen fast die Wellen berühren, die unter ihren Füßen hüpfen. —

Nach einer langen Weile beiderseitigen Stillschweigens reckte der Freiherr den rechten Arm aus der Manschette, hob ihn im weiten Bogen über sein Haupt, kraute sich mit dem wohlgepflegten Nagel des vierten Fingers andeutungsweise auf dem Scheitel und sagte sehr ernst:

„Meine liebe Irene — wir müssen uns heirathen."

„Nach Lage der Sache könnte ich das allerdings von Dir beanspruchen," entgegnete Irene, „aber ich verzichte."

„Ich bitte Dich, Irene," sagte der Freiherr bekümmert, „sprich nicht so. Das zerschneidet mir das Herz."

„Aber, Edmund!" rief Irene, indem sie ihn überrascht ansah, „wie verfällst Du auf einmal in diesen larmoyanten Ton? Bist Du denn nicht glücklich?"

„Ich habe ein Glück gefunden, das ich zu verlieren bange," antwortete der Freiherr, und feierlich setzte er hinzu: „Wir müssen uns heirathen, Irene."

„Diese Nothwendigkeit vermag ich nicht einzusehen," sagte Irene ge-

lassen. „Und ich meine, ich bin doch diejenige Person, auf deren Auffassung es dabei ankommt. Nun, siehst Du, der Gang meines Lebens hat mich in gewisser Beziehung zur Zigeunerin gemacht, zur Vagabundin — meine Freiheit über Alles. Nein, ich mag keine Fesseln tragen, nicht goldne und nicht federleichte."

„Ah — Du willst fort von mir," stieß der Freiherr mit gepreßter Stimme hervor und packte sie am Handgelenk.

„Wo denkst Du gleich hin, wer spricht davon," beschwichtigte sie ihn. Und indem sie sich an seine Schulter lehnte, flüsterte sie ihm zu: „Liebster, die glücksvolle Gegenwart dieser Flitterwochen macht mich trunken, ich weiß nichts von der Zukunft, ich denke nicht an's Morgen. Also frag mich nicht und quäle nicht Dich selber, laß uns bei jetzt und heute bleiben."

Sie faßte seine Hand und drückte sie an ihren Busen. Er seufzte, machte Miene, etwas zu sagen, verschluckte es aber wieder. Er scheute sich davor, seine eigene Stimme zu hören, die ihm nicht voll und warm genug däuchte, er fürchtete sich, die Sprache zu gebrauchen, die ihm zu kalt und arm erschien, um das wiederzugeben, das, das, was er so stark und allgewaltig fühlte.

Und doch wollte und mußte er ihr erklären, was ihn bewegte, was jetzt sein ganzes Sein und Wesen ausfüllte. Er wollte, mußte die Frage an sie richten, die Frage —. So überwand er sich denn endlich.

„Irene," hob er zaghaft an, indem er mit dem Mittelfinger seiner rechten Hand auf sein steifgestärktes Hemdbruststück klopfte. „Irene, laß mich Dir sagen, wie es da drinnen aussieht."

Stockend und in jenem leicht singenden Tone, in den er zu verfallen pflegte, wenn er nach Wort und Ausdruck rang für seine tiefinnersten Empfindungen, sprach er weiter:

„Bisher glaubt' ich, ich hätte Dich damals geliebt, vor Jahren, als ich Dich umwarb in Jugendtollheit und heißem, heißem Begehren. Und jüngsthin, als mich der Zufall auf's Neue mit Dir zusammenführte, da regte sich das alte Verlangen und Begehren, hier drin, erst leise, leise — dann stärker, stärker, stürmischer — bis Alles in mir sich in wildem Wirbel drehte, und ich zu Deinen Füßen lag und verschmachtend in der Gluth der Leidenschaft nach einem Kusse lechzte. Liebe, meint' ich, Liebe wär' das. Und war's doch nicht. Das hab' ich jetzt erkannt, erst jetzt. Erst in diesen letzten Wochen ist mir's klar und immer klarer geworden, ich habe Dich nie geliebt, Irene, nie."

Er machte eine Pause, während der er sich mit der Hand über die Augen strich, die bisher blinzelnd und zwinkernd in's helle Sonnenlicht geblickt hatten. Dann sagte er sehr langsam und mehr und mehr in hohlen Ton verfallend:

„Möglich, daß damals schon die Liebe eingebettet lag unten im Herzen, da unten, wo es am tiefsten ist."

Er starrte vor sich nieder in's Wasser und wiederholte mit sinkender Stimme:

„Wo es am tiefsten ist —“

Er verstummte, sein Gedankengang stand plötzlich still. Wie betäubt sah er auf die Wellen hinab, die ein jäher Windschauer gegen die Anlegebrücke trieb, an der sie schmatzend und schnalzend emporleckten.

Am fernen Horizonte stieg eine dunkle Wolke auf, zerrinnend und zerfließend in Gestalt und Form — wie eine ungewisse, düstre, zukunftsferne Ahnung.

Die alten Ulmen nickten und winkten sich mit Wipfeln und Zweigen bedeutungsvoll zu; Schilf und Röhricht beugte und neigte sich bebend gegeneinander — als wüßten sie ein Geheimniß, das sie nicht verrathen dürften.

Ein Frösteln überlief den Freiherrn, er mußte gewaltsam einen unheimlichen, lähmenden Druck von sich abschütteln. Nur mühsam vermochte er den Faden seiner Rede wieder aufzunehmen, jedoch wich mit den ersten Worten, die er sprach, die dumpfe Beklemmung ebenso schnell von ihm, wie sie ihn befallen hatte.

„Ja — im tiefsten Herzensgrunde, da lag vielleicht die Liebe damals schon,“ sagte er aufathmend, „aber sie konnte nicht heraus und herauf, weil die Leidenschaft über sie hinbrandete und sie begrub in trübem Gischt — dieselbe Leidenschaft, die wogenhoch in mir aufschäumte, als ich Dich wiedersah — dieselbe und doch nicht die gleiche, denn —“

Er tupfte mit den Fingerspitzen auf das Haar an seinen Schläfen, das von einem schwachen Silberschimmer überstäubt war, und fuhr halblaut fort:

„Denn der Herbst hat inzwischen seine Karte abgegeben. Der Durst nach Genuß ist nicht mehr unstillbar wie im Sommersonnenbrand der Jugend.“

Rasch und eindringlich, mit steigendem Feuer redete er weiter:

„In diesen Flitterwochen, diesen unseren zweiten Flitterwochen im Herbst, da hat sich mein leidenschaftliches Begehren ausgetobt wie in einem läuternden Gewitter. Die Sinnesschwüle ist von mir genommen, sie erdrückt und erstickt nicht mehr die Liebe, die wahre, einzige, innige Liebe, die mit der Seele liebt und sich nicht abfinden läßt mit den vergänglichen Almosen, die des Leibes Schönheit bietet, die mehr von Dir verlangt als Kuß und Umarmung, die Deine Seele von Dir verlangt, Irene, Deine Seele ganz und gar, um meine mit ihr zu verschmelzen, untrennbar und für immer. Glaub' mir, es ist nicht leerer Worte verwehender Schall, was ich Dir sage. Es ist weniger, als die Wirklichkeit und Wahrheit, viel weniger. Denn was ich fühle, das kann ich nicht in die matte, karge Sprache übersetzen, Du mußt mir's mitempfindend aus dem Herzen lesen. Irene, ich habe noch nie ein Weib geliebt, ich kannte nur den Sinnes-

taumel, der im Genusse stirbt — jetzt erst lern' ich die Liebe kennen, die Liebe, an der ich selber sterben werde, an der ich sterben werde, wenn Du nicht mein sein willst. Alle Fasern meines Herzens klammern sich an Deines. Losgerissen von Dir würd' ich zu Grunde gehen wie eine entwurzelte Pflanze, Leben heißt mir nur Zusammenleben mit Dir, mit Dir, Irene, in unlösbarer Gemeinschaft. Irene, meine Liebe zu Dir ist mein Schicksal — und so frag' ich Dich denn —"

Die Stimme versagte ihm, er schloß die Augen und erwartete in höchster Erregung ihre Antwort.

Irene war todtenbleich geworden, ihre Miene und Haltung waren die eines Menschen, der mit Schrecken und Entsetzen auf einmal gewahr wird, daß er in übermüthig-frevelhaftem Spiel ein schweres Unglück angerichtet hat. Sie tastete nach des Freiherrn Hand und stammelte unsicher und gezwungen:

„Laß uns erst hier aufstehen, die Sonne blendet so."

Er erhob sich und half ihr mit kräftigen Armen auf. Beide gingen schweigend den Steg entlang dem Lande zu.

Unter den schattenspendenden Ulmen setzten sie sich nebeneinander in's grüne Gras.

Irene hatte ihre Fassung zurückgewonnen, voll und ganz. Bedacht und besonnen, fast geschäftsmäßig sagte sie:

„Die Episode der Tarpenhainer Flitterwochen muß für alle Zeiten der Welt verborgen bleiben. Gutsbesitzer v. Müller und Frau aus Parkemen müssen all und jede Spur hinter sich verwischen. Ich werde also allein nach Dresden reisen, Du wirst erst später nachkommen. Wir werden uns in Dresden zufällig öffentlich begegnen, alles Weitere ergiebt sich dann von selber und in durchaus korrekten Formen."

Und im vollen Glockenton ihrer Altstimme fügte sie mit Innigkeit hinzu:

„Ist Dir's so recht, mein Edmund?"

Sie schmiegte sich hingebend an ihn, indem sie ihre Arme zärtlich um seinen Hals schlang und ihm mit treuem Blick in's Auge sah. Von ihren sanftlächelnden Lippen las es der Freiherr ab, daß sie die Seine werden und bleiben wollte für immer.

Er bettete sein Haupt überselig an ihren Busen und flüsterte tiefbewegt:

„Ich bin auf dem Gipfel des Glückes — auf dem Gipfel des Glücks. Ach, Irene, meine Irene —"

Sie verschloß ihm den Mund mit einem langen Kusse.

Als sie sich wieder von einander lösten, wand sich dicht bei ihnen eine Schlange durch's Gras. Irene bemerkte sie, blieb aber furchtlos sitzen, zeigte mit der Hand auf das Thier und fragte ruhig:

„Ist es eine giftige?"

„Nein," antwortete der Freiherr, ohne sich das Reptil genauer anzusehen, „es ist eine harmlose Ringelnatter."

VII. Wenn —.

Es war einige Tage später gegen Abend, als der Freiherr im besten Zimmer des „Goldenen Engels“ zu Tarpenhain saß, von der Zukunft träumte und an Irene dachte, die vorgestern abgereist war. Er selber wollte morgen diesen entlegenen Erdenwinkel verlassen, wo er unter Schlacken und Geröll den Diamanten des Glücks gefunden hatte, den echten Glücksedelstein, den einen und einzigen, der vermöge des unvergänglichen Feuers der wahren Liebe, das er in warmem Glanze ausstrahlt, des Lebens schwere Dornenkrone zum leichten Blüthenkranze verklärt.

Noch immer schwelgte der Freiherr in Glücks- und Liebesträumen, als das Stubenmädchen eintrat und ihm einen Brief überreichte.

Der Freiherr riß den Umschlag ab und begann die kapriziösen Schriftzüge auf dem türkisblauen Briefbogen zu entziffern, dem der würzige Duft frischgemähten Heues anhaftete.

Nachdem der Freiherr zu Ende gelesen hatte, machte er ein verstörtes Gesicht und legte die linke Hand, in der er den Brief hielt, auf den Rücken. Dann führte er den rechten Arm in weitem Bogen über sein Haupt und wühlte mit allen fünf Fingern in seinem Haar. Dabei brummte er, offenbar ganz unbewußt, die Arie vom guten Laus a tempo di marcia funebre, con molta tristezza: Mm — Mm — m, m, m, m.

Er brach nach einigen Takten ab, nahm den Brief wieder vor's Gesicht und schaute auf die krausen Buchstaben — unverwandt, blind, abwesend.

Mit gesenktem Kopf stand er da und rührte sich nicht.

Ein Sekundenkrystall drängte sich an's andere, bis Minutenperlen daraus wurden, die reihten sich auf, bis die Stundenschnur voll war —

Da endlich schärfte sich des Freiherrn Blick, seine Züge spannten sich — er las den Brief nochmals durch, Wort für Wort, Zeile für Zeile.

Die Nachschrift las er mehrere Male.

Nun erst hatte er den Inhalt des Briefes erfaßt.

Wie nachtwandelnd ging er aus dem Zimmer, aus dem Hause, durch den Garten, auf schmalem Pfade wanderte er nach dem See, der dicht bei der Ortschaft lag. Er betrat den Landungssteg, der weit in den See hinauslief, und setzte sich am Ende des Steges auf diesen nieder, sodaß seine Fußsohlen fast die Wellen berührten, die mit hohlem Gurgeln um das Pfahlwerk der Brücke strudelten.

Angethan mit dunklem Wolkenhemd ruhte die Nacht auf dem Riesenpfühl von Finsterniß, das über der Erde ausgebreitet lag.

Der Herbst ritt auf dem schnaubenden Nordwind durch's Land, zauste die alten Ulmen bei den Zweigen und raufte ihnen die Blätter aus.

Am Uferrande des Sees reckte das Schilf und Röhricht tausend Arme aus dem Wasser, die sich lebendig bewegten und ruhelos regten wie fangbegierige, beutelüsterne Polypenarme.

Schmatzend und schnalzend leckten die Wellen am Holz des Steges, auf dem der Freiherr saß und in's Wasser starrte — in's Wasser starrte — bis ein glitzernder Streifen schwimmender Lichtstäubchen vom anderen Seeufer her zu ihm herüberglitt. Da blickte er in die Höhe und sah in der schwarzen Brust des Nachthimmels eine rothe, klaffende Wunde, von der des Windes rauhe Hand die schützende Wolkenhülle erbarmungslos herabgerissen hatte.

Vollmond —

Der Freiherr schleuderte den Briefbogen, den er noch immer in der Hand hielt, in's Wasser und brach in ein gellendes Gelächter aus, schaurig hallten die schrillen Töne rasender Selbstverhöhnung über den See, langanhaltend, bis sie in einem dumpfen Schluchzen erstarben.

Eine grauschuppige Wolkenschlange kroch über den rothen Mond. Erst nach geraumer Weile rang er sich wieder hervor, war gelb geworden und grinste spöttisch zu dem Freiherrn hinunter.

Der murmelte einen Fluch und ballte die Faust —

Thränen stiegen in seine Augen, flossen aber nicht über die Wangen nieder als leidlösende Perlen, es blieben ungeweinte Thränen. Und die heißbrennenden Augen saugten die ungeweinten Thränentropfen wieder auf, welche dann als ätzendes Gift innen herabträufelten auf's wunde Herz, daß es sich in wüthendem Schmerz wild und verzweifelt zusammenkrampfte.

Eine vielschichtige Wolkenmauer baute sich vor dem fahlen Mond auf, und es dauerte lange, lange Zeit, ehe er sie überklettert hatte und wieder hinablugen konnte nach dem Steg am Seeufer.

Der Herbstwind jagte gelbe, welke Blätter den Steg entlang, der verlassen dalag und menschenleer.

Der Mond, der jetzt bleich und frostig in weiter Ferne seines Weges zog, schaute mit flimmernden Strahlen zurück nach einem türkisblauen Briefbogen, der auf der wellengefurchten Wasserfläche schwamm.

„Wenn's am besten schmeckt, muß man aufhören."

Das stand als Nachschrift auf dem türkisblauen Briefbogen.

Hugo Salus.

Von

Karl Bienenstein.

— St. Leonhard a. Forst (Nieder-Oesterreich). —

Dem Dichter Hugo Salus bin ich zum ersten Male vor einigen Jahren in K. E. Franzos' „Deutscher Dichtung" begegnet, und er machte sofort einen guten Eindruck. Seither hat er sich als Mitarbeiter an dem „Simplicissimus" und an der „Jugend" einen Namen gemacht, der jederzeit mit Achtung genannt wird.

Welche Eigenschaften sind es nun, die ihn so beliebt machen? Ich glaube, es ist überhaupt nur eine, von der alle anderen abgeleitet werden können und diese eine ist: die heitere Harmonie seines Wesens, der schöne Dur-Akkord, auf den sein Geist und sein Herz gestimmt sind.

Wir leben in einer Zeit der großen, tönenden Worte. Uebermenschenthum, Herrenmoral, Kraft, Schönheit, Renaissance, überall schallen uns diese Worte entgegen. Könige und Kaiser wandeln purpurgeschmückt und stolzen Schrittes durch unsre moderne Dichtung. Denn man will wieder groß sein und berauscht sich an dem Traum der Selbstherrlichkeit des Individuums. Das Leben soll aus den Niederungen der Alltäglichkeit wieder emporgeführt werden zu den Gipfeln königlicher Einsamkeit, es soll sich schmücken mit allen Zeichen der Macht und Größe, eine große, reine Freude soll es durchpulsen, die Freude der Freien, Unabhängigen, die sich selbst Gesetz und Recht sind.

Und die Kunst soll diesem Leben adäquat sein. Man hat ja sogar schon die Schlagworte für sie geprägt: Höhenkunst, Gipfelkunst. Aber unsere Zeit ist solchen Ideen nicht günstig, denn sie ist demokratisch, und ihr höchstes Ideal ist das Wohl der Massen. Und so sehen wir das merkwürdige Schauspiel, daß sich die Kunst gleichzeitig zu aristokratisiren und zu demokratisiren sucht, woraus nun ein Stil entsteht, den man am besten als Stil des Ueberbrettl's

bezeichnen kann, wie es Ernst von Wolzogen in Deutschland zu begründen sucht. Er verbindet Sinnigkeit, Zartheit, Vornehmheit mit tollem Uebermuth, sinkt jedoch nie unter das Niveau echter Kunst.

Dieser Stil scheint mir charakteristisch für die Kunst Hugo Salus', denn sie ist vornehm und besitzt doch jene Gefälligkeit, jenen Reiz, daß sie auf weitere Kreise zu wirken vermag. In der Ausbildung dieses Stils liegt auch die kaum merklich aufsteigende Entwicklungskurve im Schaffen des Dichters. Denn wenn wir seine Bücher: Gedichte, Neue Gedichte, Reigen (München, Albert Langen) und Ehefrühling (Leipzig, Eugen Diederichs) betrachten, so merken wir nichts von einem Kämpfen und Ringen um die Ausgestaltung einer Weltanschauung, von einer Umwandlung einer solchen, wir finden sie schon in festen Umrissen vor und alle Entwicklung ist nur eine Vertiefung derselben, ein Streben nach ihrem vollkommensten Ausdruck.

Hugo Salus huldigt dem Eudämonismus. Sein ganzes Sinnen und Trachten geht dahin, diesem Leben das größtmöglichste Maß von Genüssen abzugewinnen, und zwar nicht an brutalen Genüssen, sondern an jenen feinen, durchgeistigten, wie sie die zartbesaitete Psyche des modernen Kulturmenschen liebt. Das ganze Leben soll nichts Anderes sein, als eine Symphonie von Schönheit, Freude und Glück, und diese drei Dinge müssen daher zweckmäßig kultivirt und bewußt genossen werden, denn das Bewußtsein des Genusses ist der Superlativ desselben. Damit geht Hand in Hand ein Abwenden von Allem, was das Leben verbittern oder zum Kampf machen könnte. Keine graue Sorge darf Zutritt in's Haus erhalten, vorsichtig wählt man die Pfade, zu denen kein Jammergeschrei der Kreatur dringt; was unsere Zeit durchschüttert und in wilden Wehen kreißen läßt, dagegen verschließt sich die Seele hermetisch und wenn doch einmal ein dunkler Schmerz sich in eine Stunde stiehlt, so muß er sich in das Gewand sanfter Melancholie hüllen und herausgeben, was er vielleicht an süß-geheimer Wollust in sich trägt. So wird das Leben nach allen Seiten hin gemodelt, so werden ihm die Ecken und Kanten abgeschliffen, daß die Tage in schönem, harmonischem Flusse dahinfließen. Keine Aufregung weder nach der einen noch nach der andern Seite, kein überlautes Jauchzen der Freude, aber auch kein bitteres Weinen. Mit Rosen im Gelock sitzt man an der Tafel des Lebens, und Lauten müssen dazu klingen, jene leise, weiche Musik, die dem Ohre schmeichelt, aber keine Trompeten, denn die sind zu kriegerisch und thun mit ihren starken Schallstößen weh. Es ist eine raffinirte Lebenskunst, der Salus und manche anderen modernen Dichter huldigen, eine Lebenskunst von eigenem Reiz, aber undurchführbar für Menschen von feurigem Temperament und starkem, sozialem Empfinden.

Salus' Poesie ist der Ausdruck dieser harmonisch geregelten Lebensweise. Schon äußerlich. Man wird nicht leicht reinere Verse finden als bei ihm. Seine Gedanken sind von krystallener Klarheit, und Inhalt und

Form decken sich jederzeit in mustergiltiger Weise. Da bemerken wir kein Ringen, kein Hasten, kein Ueberquellen, in apollinischer Ruhe fließen seine Rhythmen dahin. Es ist etwas Klassisches in seinen Versen, aber nur der Form nach, nicht dem Inhalt, dem es an Größe und Universalität fehlt. Salus' Dichtung ist liebenswürdig, geistreich. Er hat eine Menge origineller Einfälle und versteht sie auf eine poetische Pointe zuzuspitzen. Und auch dort, wo er alte Gedanken bringt, ist es ihre Einkleidung in neue Symbole, die ihnen die Wirkung sichert. Salus ist kein scharfer Beobachter, wohl aber ein aufmerksamer. Ihm ist es weniger darum zu thun, den Dingen auf den Grund zu kommen, als sich ihr Bild fest einzuprägen und ihnen eine poetische Deutung zu geben. Und dazu ist ihm das Einfachste gut genug: ein Fensterkreuz, das sich vom heiteren Himmel schwarz abhebt, ein Handwerkerschild, ein sinkendes Blatt, ein Flötenton. An allen diesen Dingen entdeckt er poetische Werthe. Man sieht daraus das Bestreben, der Alltäglichkeit die schönsten Seiten abzugewinnen, sie mit dem Schimmer von Poesie zu umgeben und nun aus ihrem Genuß ein stilles Glück zu ziehen. Salus kennt nicht das naive, volle Hingeben an die Erscheinungen, sie müssen alle durch seinen klugen Kopf gehen, und dort empfangen sie jene Gestalt, in der er sie in sein Ich aufnehmen kann. So schafft er die ganze Welt subjektiv um und macht sie zu einem Spiegelbild seines Geistes.

Salus' liebt das Heitere. Die meisten seiner Gedichte, besonders aber die in dem schönen „Ehefrühling" besingen das Glück des Daseins. Kein großes, ungewöhnliches Glück, sondern ein ganz alltägliches, das aber beglänzt und verklärt wird von einer milden Sonne und deshalb ganz sonntäglich aussieht. In bunten Reigen zieht es an uns vorüber, was das Leben lieb und lebenswerth macht: das Frohgefühl der Jugend, das stille Eheglück, das sich vor den neugierigen Augen der Welt in weinumsponnene Villen verschließt, Frühlingstage voll Blüthen, Sommersonnen über reifendem Lande, duftige Phantasiegestalten, die sich in graziösem Tanze biegen und schmiegen. Salus liebt deshalb auch die Antike. Viele seiner Gedichte machen den Eindruck, als sähe man einen Reigen weißgekleideter Mädchen auf blumigen Matten am blauen Griechenmeer und überstrahlt von der Sonne nicht Homers, sondern Anakreons. Genauer zugesehen ist es aber nicht die echte Antike, sondern ihre Nachahmung aus der Zeit der galanten Schäferei und des Kostüms à la greque, also zierlich vornehmes Franzosenthum in hellenischem Gewande. Auch die ernsten Gedichte verleugnen diesen Pseudoklassizismus nicht. Es ist immer etwas darinnen, was selbst die dunklen Seiten des Lebens mit einem Schimmer von Schönheit überleuchtet, sowie man in jenen Zeiten einen Genius oder eine Frauengestalt neben den Grabstein stellte, deren edle Haltung und sinnende Züge dem Tode das Grauenhafte nehmen.

So zeigt sich Salus' Lyrik sowohl nach Form als Inhalt immer vornehm graziös und harmonisch. Es ist eine Kunst aus den Feierstunden des

Lebens und wieder für dieselben geschaffen, aber keine für das rauhe, tobende Leben; man kann sich mit ihr in die friedlichen Gelände des Daseins zurückziehen, aber man kann sie nicht mitnehmen hinaus in den Sturm der Zeit.

In letzter Zeit hat uns Salus auch ein Schauspiel bescheert: „Susanna im Bade". (München, Albert Langen). Das Buch beweist, daß Salus ein trefflicher Lyriker, aber kein Dramatiker ist. Es sind wunderschöne Verse, die da in beinahe biblischer Feierlichkeit, von verschiedenen Personen gesprochen, dahingleiten, doch enthalten sie kein dramatisches Leben. Das Thema enthält entschieden einen satirischen Kern, den jedoch Salus nicht herausarbeiten konnte, denn Satire und Ironie liegen nicht in seiner Natur. Er konnte auch hier nur ruhig vornehm sein, und daß er das Thema so ernst anfaßte, nimmt seiner Dichtung die Wirkung. Als Lyrik aber nehmen wir auch dies Buch gern hin.

Gedichte.

Von

Hugo Salus.

— Prag. —

Sommermittag.

Im glühenden Mittag schimmert das Land,
Das Kornfeld flimmert im Sonnenbrand,
Die Halme sind müd', und die Aehren sind schwer,
Sie sehnen die sirrenden Sensen her,
Und die schweren Aehren beben,
Ihr Korn aus den Rispen zu geben.

Am Feldrain Mäher und Mittagsruh'.
Und die Aehren schauen der Mäherin zu
— Die Mäher schlafen, die Sonne glüht,
Die Schollen dürsten, die Halme sind müd' —
Sie öffnet dem Säugling ihr Mieder
Und lächelt zum Hungrigen nieder.

Es ist soviel Sonne über dem Feld
Und ist soviel Liebe in der Welt
Und giebt sich so gern und opfert sich,
Und Alles für Dich, o Mensch, für Dich:
Und das mußt Du Blinder doch sehen!
Wie kannst Du nur abseits stehen?!

⁂

Beim Tanze.

Um Deine Stirn, die helle,
Wind' ich, indeß wir uns wiegen,
Flüchtige Ritornelle:

Tirilirende Lerchen!
Laß Dir das Herz nicht bestricken
Von all' den schmeichelnden Herrchen!

Zankende Spatzen!
Ihr Herz ist stumm und öde,
Derweil ihre Lippen schwatzen.

Seufzende Nachtigallen!
Ich kann nicht schmeicheln und heucheln
Und — möcht' Dir so gern gefallen.

Girrende Tauben.
Du drückst mir ganz leise die Finger?
O, dürft' ich dem Händedruck glauben!

Schweigende Schwäne.
Du kannst ja nicht wissen, Du Reine,
Wie lang' ich mich schon nach Dir sehne,
Wie innig und gut ich es meine!

Dolche und Küsse.

In einem Hefte längst vergess'ner Lieder
Fand Anselm Poitou ein klein Gedicht;
— Einst schrieb er's hin, da glühte sein Gesicht —
Es hieß: Auf einen Dolch. Kaum kannt' er's wieder:

„Nun ist's genug der Blumen und der Lieder!
Nun poch' ich an Dein Herz, mir wehrst Du nicht,
Das heiße Wort, das meine Zunge spricht,
Zwingt endlich Deinen kühlen Hochmuth nieder.

Ich will der Schlüssel sein zu Deinem Herzen,
Ich öffne mir das stolz verwehrte Haus,
Auf seiner Schwelle enden alle Schmerzen!“

Und Anselm lacht: „Ist das ein Wiederfinden!
Ein schlecht' Gedicht!“ Er streicht den Titel aus:
Auf einen Liebesbrief.
Und schickt's Lucinden.

Die Mutter.

Kam den steilen Weg empor zum Himmel
Ein gebeugtes Mütterlein geklommen.
Und die heiligen Wächter schrien: „Du wagst es,
Diesen reinen Weg empor zu kommen?

„Du, die Mutter so verderbter Söhne,
Du, die Mutter so verlor'ner Kinder!
Feile Mörder waren Deine Söhne!
Diebe, Mörder; Sünder alle, Sünder!“

Und das Mütterlein mit trocknen Lidern
Senkt den Blick und wendet sich zu gehen.
Da, im klaren Schein der lichten Sterne,
Sieht sie eine hohe Fraue stehen.

Und die winkt und spricht mit milder Stimme:
„Bleib, Du liebtest sie, und sie verdarben,
Deine Wünsche hast Du all' begraben,
Deine Kinder waren schlecht und starben.

Seht, mir starb ein Sohn. Er war voll Liebe,
Und kein Sohn war jemals so voll Liebe.
Da er lebte, lebte er aus Liebe,
Und so starb er mir und Euch aus Liebe.

Nicht ein Sternchen dieser Liebe glänzte
Jemals dieser gramgebeugten, armen
Um ihr einzig' Glück betrog'nen Mutter.
Denkt an Christus, Wächter! Habt Erbarmen!"

Altes Ghettoliedchen.

Estherl, mein Schwesterl, was ist mir gescheh'n!
Ein Judenkind soll unter Christen nicht geh'n!
Die Mutter hat Recht; aber jetzt ist's zu spät,
Sie hab'n mich erkannt und gehöhnt und geschmäht
Und gezerrt am Haar und das Kleid zerrissen
Und Unflath und Steine nach mir geschmissen,
Estherl!

Estherl, mein Schwesterl, da ist es gescheh'n,
Da hab' ich den Ritter kommen geseh'n,
Mit dem Schwert an der Seite, mit dem Kreuz auf der Brust,
Und ich hab' nur immer ihn anschau'n gemußt,
Und sein Blick hat die Christen von dannen getrieben,
Und er ist bis an's Thor bei mir geblieben,
Estherl!

Estherl, mein Schwesterl, was ist mir gescheh'n?
Ich werd' wieder, ich weiß, in die Christenstadt geh'n,
Und wenn sie mich stoßen, was liegt mir daran,
Wenn ich ihn nur noch einmal anschau'n kann,
Nur einmal! Dann sollen sie mich erschlagen.
Nur der Mutter, hörst Du, darfst Du nichts sagen,
Estherl!

Osten und Westen.

Von

Hans Lindau.

— Konstantinopel. —

I.

Von einigen Großen der Historik.

> Gottes ist der Orient,
> Gottes ist der Occident,
> Nord- und südliches Gelände
> Ruht im Frieden seiner Hände.
>
> Goethe.

Norden und Süden, Osten und Westen — die geographischen Gegensatzpaare haben für die kulturgeschichtliche Betrachtung eine hohe Bedeutung. Geschichte ist zunächst geschehen in der Zeit, weiterhin aber auch im Raume. Die räumlichen Gesichtspunkte müssen sich in jeder menschlichen Darstellung unabweisbar geltend machen, und man kann sagen, aller Bericht über irdische Dinge ist am Ende eine Art Geographie. Eine recht absichtliche Hervorkehrung der örtlichen Unterlage dürfte gelegentlich erfrischend und fruchtbar auf die Schilderung des Ablaufs menschlicher Ereignisse wirken.

Zwei große, ja vielleicht die beiden größten deutschen Geschichtsschreiber unterscheiden sich recht eigentlich hierin in Stil und Anlage ihrer werthvollen Arbeiten, daß der Eine vorzugsweise das Zuständliche, gleichsam in seiner räumlichen Einheit, zu beschreiben unternimmt, der Andere dagegen die Pfade des zeitlichen Geschehens mit bedeutungsvollen Winken für uns verfolgt, — ich meine Jacob Burckhardt und Leopold von Ranke. Es ist, als lenke der Eine unsere Blicke auf die Bauwerke der Pyramiden, in denen sich ein kulturgeschichtliches Sein für immer darzustellen scheint, während der Andere symbolisch auf den Nilstrom hinweist, wie er unablässig fluthet, ein Bild des Werdens und Wandelns.

Die beiden Größten unter den deutschen Geschichtsschreibern habe ich

Burckhardt und Ranke genannt. Damit möchte ich nicht meine Verehrung der kenntnißreichen Historiker von Mommsen, dem geistvollen Forscher der alten römischen Geschichte, und seinem unverächtlichen punischen Rivalen, Otto Meltzer, bis herab auf die Historiker der näheren Zeiten, auf Sybel und Treitschke, irgendwie dämpfen. Nur den genannten Vertretern des historischen Seins und Werdens gegenüber kam mir die gefühlvolle Maximaleinschätzung unwillkürlich in die Feder. Sie Beide haben wohl gerade jenen unnachahmlichen Faltenwurf der Toga, der die edelsten Meister in der Gelehrtenrepublik kennzeichnet. Jedem gelang in seiner Weise das Vollendete.

Gewiß hat auch ein Treitschke, der begeisterungsfreudige Darsteller von Preußens Emporgelangen, ein herrliches Kunstwerk hinterlassen. Besonders der Einleitungsband ist ganz grandios hingeschrieben, aus der Fülle des innerlich Erschauten machtvoll dahergesetzt. Allein die Hoheit und, ich möchte so sagen, die keusche Erdenferne des Ranke'schen Stiles, der es vermag, dem Leben der Ideen mitten im Völkertreiben eine hehre Poesie und Würde zu entlocken, soll und kann hier nicht gefunden werden. Und auch was Burckhardts Schriften in ihrer Art so schön erscheinen läßt, darf bei Treitschkes Individualität von vornherein nicht erwartet werden: der schlichte, fast feierliche Aufbau des ungeheuren Thatsachenmaterials zu stiller, klassischer Gesammtwirkung. — Treitschke stürmt lärmend einher, da ihm ungestüm zu Muthe wird im Drange vergangener Männerthaten. Er ist aggressiver, enger und leidenschaftsvoller. Von der künstlerischen Weite Jacob Burckhardts oder der religiösen Tiefe des alten Ranke darf man hier nicht reden, und weil er scheinbar wie ein Kurzsichtiger in temperamentvolle Nähe an das Geschehene heran muß, so bringt er es nicht zu der hoheitsvollen Entrücktheit jener beiden Stilisten. Dafür ist es freilich um so bewundernswerther, wie er gelegentlich der raschen Parteinahme entgegen gerechte Urtheile seiner eignen Natur abringt.

Als ein Jüngster unter den Großen der Historik hat neuerdings Karl Lamprecht sich ausgezeichnet, der wirthschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte mit größerer Kühnheit, als das bisher geschah, zur Durchführung zwang. Aehnlichen Bestrebungen hat, wie bereits mancher, so auch der vieles systematisirende Genius des bösen Karl Marx wohl schon gehuldigt und mit der ihm eigenen Schärfe Ausdruck gegeben, aber schien sich dieser dereinst mit seiner flammenden Streitschrift gegen die kapitalistische Weltordnung unsterblichen Ruhm errungen zu haben, so saß Lamprecht bei einer überaus umfangreichen Arbeit dieser Richtung mit ruhigem Fleiße. Darauf konnte er nun in flotter Manier eine deutsche Geschichte schreiben, die sich liest, wie sich ein Kolleg von ihm anhört, zwanglos munter und erfüllt von einem tapfern, leichten Geiste. — Es sind Angriffe gegen Lamprechts Intentionen nicht ausgeblieben. Als besonders tiefgehend, wird dabei die Hervorkehrung der singulären Natur aller geschicht-

lichen Ereignisse gegenüber den naturwissenschaftlich generalisirenden Tendenzen, die wohl aber auch hier ihre Berechtigung haben, zu betrachten sein.

Zur Orientirung habe ich mich nach den Gipfeln der Berge umgeschaut. Sie bezeichnen dem Wanderer die Gegend, in der er im Thale wandelt. Er erkennt an ihnen, wo er ist.

Die Zeit wird erkannt an den Niveauerhebungen der Leistungen. Zwischen den epochemachenden, den signalisirenden Größen einer Kulturwelt entfaltet sich die ganze Mannigfaltigkeit ephemerer Schöpfungen. Sie hat ihre Berechtigung und Nothwendigkeit, und wer den kausalen Zusammenhang unserer Wissensbeziehungen mit einem raschen Blicke zu durchschauen vermöchte, würde wohl aus einer persönlichen Produktion auf weit zurückliegende Faktoren der geistigen Umwelt schließen können. Wir ahnen nur, daß dem so ist, ohne uns genaue Rechenschaft geben zu können, auf welche Weise das Einzelne aus seiner Gesammtheit emporwächst, und so isoliren wir es nicht mehr allzu streng, wenn wir die Blicke über das Ganze schweifen lassen.

Die Reflexionen eines Kindes unserer Zeit über den Orient und den Occident sind für den Zeitgenossen interessant, nicht sowohl als zufällige Kuriosität einer geistreichen Persönlichkeit, sondern vielmehr als Ausdruck nothwendig vorliegender Gedankenbildungen aus dem Munde eines zufälligen Redners.

Wenn wir Franks Zwischenreichsbetrachtung über Morgenland und Abendland*) gelesen haben, so sind wir dadurch zwar mit einem bestimmten Schriftsteller bekannt geworden, aber darauf ruht im Grunde nicht der Schwerpunkt unserer Theilnahme. Es ist etwas weit Allgemeineres und Unpersönlicheres in uns erreicht.

Der Osten und der Westen haben gleichsam das Wort ergriffen zu einer Sammlung von Erinnerungen, die uns weite Perspektiven eröffnet. Wir sind hinausgeführt worden auf alten und neuen Wegen des Denkens und des Erlebens. Gefühle zu erwecken, bleibt am Ende ein wichtiges Anliegen aller menschlichen Mittheilung. Wo dies geschieht, da schreiten wir, vergessend der Hand des Führers, wohl selbst einmal vorwärts in der angeregten Richtung. Wir schauen uns um, wir sehen mit den Augen unseres Gewährsmannes. Zwischen Raum und Zeit spielt die poetische Beleuchtung, und es ist bald die so lebhaft sinnlich angeschaute Natur, bald der geschichtliche Vortrag vom großen Weltenlaufe, der uns ergreift und fesselt. Erst spät finden wir uns mit dem berichtenden Menschen wieder zusammen, dessen Persönlichkeit wir eigentlich beim Entschwinden erst wahrnehmen und so nach dem Abschied würdigen, wie dies das Los und der Trost der Erdenkinder zu sein pflegt.

---

*) Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung von Hermann Frank, Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

II.

Von Osten gen Westen. Historischer Ueberblick.

Wohl Jeder hat sich schon seine Meinung vom Orient gebildet, ehe er das neue Buch über ihn in die Hand nimmt. Landschaft, Völker und Kulturhintergrund sind jedermann einigermaßen geläufig. Wer den Titel liest, dem steigen alsbald Eindrücke empfangener Belehrung wieder auf, und er rekapitulirt sich summarisch das Vergangene.

Der Begriff des Orients konnte nicht immer der gleiche sein. Er hat sich nach dem Westen hin verschoben. Heute bildet etwa Konstantinopel die Vermittelungsstation zwischen dem Osten und dem Westen. Man kann hierüber freilich auch anderer Meinung sein. Sicherlich gab es eine Zeit, da Damaskus oder etwa Phönicien diese Rolle spielte.

Im Osten liegt für unser Wissen der Anfang der Geschichte. Von Aegypten aus wurde vermuthlich die erste große Meerfahrt gewagt, und dann kamen die Phönicier mit ihren kühnen Unternehmungen nach dem Occident hinaus, von denen uns Meltzer in seiner grundlegenden Geschichte der Karthager ein gewaltiges Bild giebt.

Nicht im Westen jedoch, sondern in Aegypten, Assyrien und Palästina sollte sich fast alles Bemerkenswerthe der Tradition abspielen. Die Ereignisse, welche in der biblischen Erzählung geschildert werden, und die Gestalten, die sich in deren Mittelpunkt befinden, erfüllen heute, durch frühen Unterricht eingeprägt, die Erinnerungen der abendländischen Menschheit.

Ein hoher Reiz kindlicher Einfalt und Schönheit ist dem großartigen Hypothesenbau der mosaischen Urkunde zu eigen, aber, im Rahmen ihrer Zeit betrachtet, erfüllte sie zunächst machtvoll eine polemische Mission. Das heilige Buch beginnt mit einem monotheistischen Protestantismus. Seine Schöpfungsgeschichte befindet sich im Widerspruch zum Naturkultus der damaligen Welt. Jehova und die Naturkraft, die sich symbolisch in einem Stier verehren ließ, haben nichts miteinander gemein. Vom Sinai aus hält eine abstraktere Offenbarung ihren Einzug zunächst in den Geist der jüdischen Nation, später aber auch in den der Völker römischer Kultur. Hier begann eine Bewegung von unabsehbarer Tragweite.

Die Feinheit des moralischen Sinnes in den Büchern Mosis, wie sie sich vor Allem in der Erzählung vom zurückgewiesenen Opfer des Stammvater Abraham so rührend ausspricht, läßt es nicht als bedauernswerth erscheinen, daß dies Buch zu so ungeheurer Macht und zu so unbestrittenem Ansehen gelangte. Und hier, wie auch bei den einflußreichen Schriften des Aristoteles, kann man sich das bleibend Werthvolle, das nicht auf der Oberfläche gelegen ist, als eine immanente Energie vorstellen, die, in unberührbarer Gesundheit, alle Thorheit und allen Mißbrauch kräftig überdauern konnte.

Wie bei den Juden die Monarchie entstand und sich zu hoher Bedeutung entwickelte, bildet dann den lehrreichen Inhalt der ehrwürdigen Chronik,

die im Verein mit Homers Gesängen sozusagen den ästhetischen Jungbrunnen unserer Litteratur bildet. — Ranke hat im Eingang seiner Weltschichte die typische Konstellation von Priesterstand und Königthum an der Hand dieser schlichten Tradition erläutert, und unser größter Dichter hat eine ausführliche Besprechung der alten Bibelpoesie seiner Lebensbeschreibung einverleibt. Unentreißbar gehört dieser Schatz zum Leben der occidentalischen Geistesbildung, und es darf vielleicht nicht ohne frohe Genugthuung bemerkt werden, daß die beiden Bibelfreunde, denen der Westen Anbahnung eines innigen Verständnisses hauptsächlich verdankt, Luther und Herder, Deutsche waren.

Die indische Dichtung, Ramayana und Mahabhàratà, dürfte unserem unmittelbaren Genusse ferner liegen, doch kann der Einfluß der indischen Kultur als Ganzes auf den Westen, wie die Sprachforschung ausweist, ein unermeßlicher genannt werden. Man denke an Max Müllers Vorlesungen über die weltgeschichtliche Bedeutung Indiens.

Aller Augen richten sich von Jugend an auf das alte Hellas, das wie die Schönheitsgöttin aus der blauen Meerfluth sonnig emportaucht und, nachdem die älteste Völkergruppe bereits ein mannigfach belebtes historisches Schicksal hinter sich hat, die vom Orient empfangenen Strahlen gesammelt zu unauslöschlicher Wirkung hinterläßt. Gegen die persische Weltmacht wahrte es seine freie Eigenart und erzeugte schließlich den strahlenden Helden, der sich Asien weithin unterwarf, Alexander den Großen.

Drei Riesen stehen an der Schwelle der hellenischen Aera. Die drei höchsten Repräsentanten ihrer Kunst sind klare, harmonische Griechenseelen gewesen, wie sie uns der Osten in all seiner Herrlichkeit doch noch nicht erkennen ließ: der heroische Epiker, der erste Prosaiker und der unübertroffene Dramatiker aller Zeiten: Homer, Herodot, Sophokles.

Wohl fehlt es neben ihnen nicht an orientalisch gefärbten Talenten. Der Dorer Pindar gebietet über eine asiatische Bilderpracht, und seine Gesinnung hat etwas theokratisch Befangenes gegenüber dem lichtvollen Jonierthum. Er strebt das Heroische an, Hesiod dagegen ist nicht mehr heroisch. Der gewaltig schäumende Aeschylos verfügt über ein orientalisches Pathos, das dem vornehmen Stile seines großen Nachfolgers glücklich fehlt.

Der französische Historiker Philaretes Chasles meint, daß mit Euripides, Aristophanes und Thucydides bereits die Richtung der Décadence einsetzt. Es weht nun schon ein kritischer und skeptischer Geist in der Litteratur. Ph. Chasles' Urtheil über Aristoteles möchte ich mich jedenfalls nicht anschließen, wenn er diesen — statt Demokrit — für den Bahnbrecher wissenschaftlicher Naturforschung ausgiebt. Eine gerechte Würdigung des Aristoteles dürfte sich in Langes Geschichte des Materialismus finden.

Noch große Schriftsteller betraten die Bühne der damaligen Kulturwelt. Sokrates hat uns nur seinen Reflex hinterlassen, aber ein Reflex bei Xenophon oder dem größten aller Philosophen, Plato, macht unsterblich. Einsam steht der machtvollste Redner des Alterthums, der mannhafte Demosthenes, und zeigt sein vergrämtes Antlitz, das die Nachwelt nie ohne Ehrfurcht betrachten kann, Menander schließt heiter ab, und der Vorhang fällt. Die Fortsetzung spielt auf römischem Boden.

Nahezu die gesammte römische Litteratur hat ihr Gesicht nach Hellas gerichtet. In der Philosophie versucht es Cicero, die köstlichen Bildungsgüter der Griechen seinen Landsleuten mundgerecht zu machen, und Lucrez übernimmt die poetische Niederschrift des Epikuräismus. Er ist der herrlichste Geist unter den römischen Denkern, und sein Werk trägt den Stempel der Ewigkeit, soweit Menschenworte diesen Begriff erlauben. Vergil schaut zu Homer herüber und Horaz zu den Lyrikern der griechischen Inselwelt. Doch ist neben dem Nachempfundenen auch Eignes und bedeutsam Neues in ihren Hervorbringungen zu finden. Das Buch Dido, das unsern Schiller zur Nachdichtung reizte, ist von einer Zartheit angehaucht, die wie eine Morgenröthe der christlichen Kultur wirkt. Echt römisch und ehern in ihrer Eigenart klingen die Römeroden des Horaz. Ganz selbstbewußt und erfrischend einfach schreibt Julius Cäsar seine Geschichte, Sallust möchte es vielleicht wie Thucydides machen und erreicht auch starke Wirkungen. Der talentvollste, aber lockerste römische Dichter, Ovid, ist, wie Ph. Chasles feinfühlig bemerkt hat, wieder nicht frei von asiatischer Färbung. — Durchaus eigenartig und seltsam groß ist Tacitus, der so viel Erschütterndes über die römischen Dinge zu berichten hatte. Vergleicht man ihn mit Livius, so sieht man, was aus Rom geworden ist. Die komplizirte Zeit schuf jedenfalls den größeren Stilisten. Der Stoiker Seneca leitet direkt zum Christenthum über.

Bis jetzt hatte sich die Kultur im Ganzen immer weiter nach Westen hin bewegt. Wohl hatte Alexander den Orient mit Hellenismus überzogen, aber diese rückläufige Bewegung schien doch nur geschehen zu sein, damit eine starke Fluthwelle Kraft fände, sich mit erneuter Macht von Osten aus über den Occident zu ergießen. Das römische Weltreich vermittelte die höchste Bildung an alle ihm einverleibten Nationen. Von einem kulturgeschichtlichen Standpunkte aus, wie ihn Ranke in seinen tiefsinnigen Berchtesgadener Gesprächen einnimmt, kann die Schlacht im Teutoburger Walde nur mit einem charakteristischen „zwar" eingeleitet werden. „Zwar" giebt es hier einen Widerstand, aber unaufhaltsam ist doch von Rom aus die Kulturverbreitung am Werke. Die moralische Tüchtigkeit des Römercharakters würdigte diesen Herrn der Welt zu ihrem Organisator. Durch Mommsen, Friedländer, Jhering kann man sich ein tüchtiges Bild davon verschaffen. Was seinem Wesen fehlte, das floß reichlich von semitischer und anderer Seite hinzu. So erhielt im Becken der römischen Machtverfassung

nun das Christenthum die Voraussetzungen seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.

Mit allen Mitteln einer wunderbar reifen Darstellungsfähigkeit hat Ranke den Vollzug dieses ungeheuren Dramas geschildert. Schritt für Schritt verfolgen wir, mitten im Strudel sonstiger Weltbegebnisse, die Wanderungen des Mannes, auf dessen Schultern die Schicksale unserer Religion zu ruhen scheinen, des Apostels Paulus. Er hinterläßt eine unvergleichliche Schöpfung; denn das Christenthum, in der Gestalt des Neuen Testaments, ist nahezu ausschließlich das Werk dieses rein und feurig hingegebenen Menschenlebens.

So sollte denn der Osten über den Westen siegen, freilich nicht in dem Sinn, wie etwa Antonius und Cleopatra erhoffen mochten, sondern in feinerer geistiger Weise. Die edelste Blüthe der semitischen Herzensbildung eroberte sich mit Jesus Christus die Welt. Nichts kann diesem Erfolge an die Seite gestellt werden, und ohne Unterbrechung der Naturgesetze ragt hier das ethische Wunder mitten hinein in die Ordnung der Dinge. Wer Vertrauen hat zu der unergründlichen Berechtigung unseres sittlichen Wünschens und Hoffens, daß er an einen ewigen Fortschritt der universalhistorischen Daseinsformen glauben möchte, dem wird beim Anblick dieses Sieges so ahnungsvoll freudig zu Muthe.

Ein durchaus heiteres Bild darf sich der Wahrheitsliebende von der Ausbreitung des Christenthums im Heidenreiche zunächst nicht entwerfen. Das Zeitalter Konstantins zeigt einen brodelnden Hexenkessel geistiger Wirrniß. Die Göttermischung, die Vermengung der relativ sinnvollen Kulte des Ostens und Westens, der herrschende Aberglaube, der politische Druck, der ein unendliches Sehnen aus diesem Jammerthale heraus nach dem Jenseits zeitigte, diese finsteren Mächte waren die Geburtshelfer der in ihrer Ausdrucksform denn auch keineswegs wohlgerathenen Religion. Fast schien das Hauptanliegen ihres Stifters, jener sanfte Gottesodem der Menschenliebe, unter der Hülle des Unsinns zu verschwinden. Was der Orient Alles westwärts hinübergespült hatte, war keineswegs immer lauter und schön. Lesen wir nun aber Jacob Burckhardt's Darstellung dieser Tage, so bleibt ein stimmungsvoller Zauber, der der Wiedergabe anhaftet, doch nicht aus. Es ist, als wecke dieser besonnene Künstler unbegreiflich schöne Harmonieen in unserem Bewußtsein. Wir merken den Zusammenhang der menschlichen Wirklichkeiten. Es kommt uns albern und unreif vor, wollen wir klagen oder richten. Es giebt so viel mehr zu thun als zu klagen oder zu richten.

In Vorder-Asien hatte sich die Götterwelt bereits zur Einheit verdichtet. Nun ging auch diese Totalität in einer größeren unter. Wie Isis um Osiris trauert, oder wie Aphrodite den Adonis in Cypern beweint — die geheimnißvollen Versinnbildlichungen der Naturerlebnisse in Aegypten und Phönicien — wie in Phrygien die Göttermutter Cybele und der ent-

mannte Atys gefeiert wird, deren Kult in Rom mit Flötenspielern, Hornbläsern und Paukenschlägerinnen die Eunuchenpriester einführte, — wie das Frühlingsfest begangen ward, in das sich vermuthlich Reste einer uralten römischen Feier mischten, und das dann wieder in der christlichen Kirche nachklingt — darüber und über den Baals- und Mithrasdienst und vieles Aehnliche findet man ausführlichen Bericht nebst Quellenangaben bei dem genannten Geschichtsschreiber. Er entrollt uns ein buntbewegtes Leben, wie es sich ihm im Verlauf andauernder Studien zum Bilde abrunden konnte. Es sind die spätrömischen Schriftsteller Lucian und Apuleius, die das Treiben der Bettelpriester beleuchtet haben. Im letzten Buche seiner Metamorphosen giebt dieser eine besonders lebendige Schilderung von einer Isisprozession in Korinth. Der Festzug mit dem Schiffe kann als Vorläufer unseres Karneval betrachtet werden. — Man gewahrt ferner, wie auch eine düstere Seite der christlichen Kultur, das Mönchsthum, durch die Tempelsklaven um die Serapistempel bei Memphis vorgebildet wurde.

Der Orient hatte somit dem römischen Reiche überall Charakteristisches aufgenöthigt. Nicht nur das siegende Christenthum, sondern auch die besiegte Theokrasie, die Göttermischung, kam aus dem Osten. Es gab eine Zeit, in der die einander befehdenden Ideenmächte in einem feinen Geiste seltsam zu einer sinnreichen Verknüpfung gelangten. Der Kaiser Julian stand unter dem Einflusse all dieser Strömungen, und seine Geschmacksrichtung, die durch den Gang seiner Bildung bedingt war, entschied sich jedenfalls für eine Abkehr von dem, was damals Christenthum genannt wurde. Die Schicksale der Welt lagen für einige Augenblicke in seinen Händen. Als er fiel, schien es mit den durch seine Persönlichkeit getragenen Bestrebungen im Ernste vorbei zu sein.

Man hat Gelegenheit, noch heute Unterscheidungen zu hören von einem sonnig heitern Heidenthum, dem gegenüber dann ein schwarzes Mittelalter einsetzt. Für Jeden, der sich des Näheren mit der Sache beschäftigt, entschwindet bald eine so robuste Auseinandersetzung. Burckhardts griechische Kulturgeschichte giebt genügend zu verstehen, daß es mit dem goldenen Lebensmuth der Hellenen nicht ganz so bestellt war, wie das achtzehnte Jahrhundert unter Führung von Schillers Klängen annahm. Nichts setzt völlig unvermittelt ein in der Weltgeschichte. Den Begriff der Sündhaftigkeit hatten die Griechen eigentlich noch nicht, aber es kann nicht bezweifelt werden, daß all die harten und weichen Regungen des Menschenherzens, die später das Christenthum erweckte, theils offen, theils mehr verdeckt, im Keime schon in der Welt waren. Die Geschichte der Philosophie lehrt, wie Wundt hervorhebt, besonders, wie sich oft Gedankengänge, als Rüstzeug zum Schutze einer Erklärungsweise geschmiedet, später in die brauchbarsten Waffen gegen ihre urspüngliche Bestimmung verwandeln ließen. So wuchs später unter dem Schutze, ja im Dienste der Kirche die Scholastik heran, aus der sich einst

die moderne Weltanschauung im scharfen Gegensatz zum Dogmatismus entwickeln sollte.

Aus dem Zerfall des römischen Weltreiches lösen sich neue Völkergruppen und Gegensätze. Die Ueberwindung des Nordens war seit Cäsar ein wichtiges Anliegen der Römer geworden. Nun sollte allgemach mit Christenthum und Bildung der Norden das Heft in die Hand bekommen. Auch die Araber erbten die Kultur von den Römern. Sie aber übernahmen das Christenthum nicht. So war vom römischen Brennpunkt der Kultur nach Norden und Westen und nach Osten und Süden eine neu gemischte Bildung ausgebreitet worden.

Eine ausführliche Erzählung, wie sich dies Alles zutrug, kann hier natürlich nicht gewagt werden. Eine der interessantesten Epochen der Weltgeschichte haben wir berührt. Abendland und Morgenland verschieben sich gegen einander in der sogenannten Völkerwanderung. Das, was wir heute Orient nennen, entwickelt sich zu seiner modernen Physiognomie.

III.

Islam.

Im Jahre 527 war die Gesetzesbildung des römischen Reiches zu einer Art Abschluß gelangt. Das Corpus juris war sozusagen der Schwanengesang des Weltreichs. Vor seinem Scheiden vollendete es der Nachkommenschaft eine ungeheure Gabe, aber die Barbaren waren noch nicht reif für das römische Recht. — Neue Gesichtspunkte der Verfassung brachte das erstarkende Germanenthum in die damalige Welt. Von dieser Seite aus schien dem Christenthum ein neuer Bundesgenosse gegen den antiken Individualismus zu erwachsen.

Im Orient standen jüdischer Monotheismus und arabischer Gestirndienst einander gegenüber. Ueber den fernen Osten hatte längst der edle Buddhismus seine Herrschaft ausgedehnt. In China welkte eine uralte Kultur in dürrer Festhaltung am Ueberkommenen dahin.

Perser und Griechen lagen wie einst in der Blüthezeit von Hellas im Kampfe. Vom römischen Reiche aus verdrängte christliche Sekten faßten Fuß im Osten. Dort sollte nun aber im sechsten Jahrhundert ein neuer Religionsstifter das Aussehen des politischen und religiösen Weltbildes verändern: Mohammed, mit Christenthum und Judenthum bekannt, bildete ein eigenartiges monotheistisches Dogmensystem aus, das seinem Herzensbedürfniß genügte und die Macht besaß, Tausende gleichgearteter Seelen zu befriedigen.

Vergleicht man ihn mit Christus oder Buddha, so wird uns sogleich die unkultivirtere Rohheit des Geistes ersichtlich. Dennoch muß unbedingt Großartiges diesem Manne zugesprochen werden, und besser als das vielleicht

ein wenig rationalistisch geklügelte Bild, das sich der großartige Gegner Voltaire von ihm entwirft, erscheint mir die Darstellung Carlyles mit der Aureole des Heldenthums, noch besser freilich jene poetisch unvergleichlich schön gehaltene Auffassung Goethes, wie sie in dem Gesange Mahomets hervorleuchtet.

Die Bibel des Islam, den Koran, kann man gewiß nicht mit unserer biblischen Urkunde auf eine Linie stellen. Es ist ein monotones, geistesarmes Machwerk, ohne künstlerische Reize der Form und des Inhalts, und wohl nur milde Humanität oder innigste Vertiefung in das Geistesleben jener Zeit wird hier zu bewundern und zu lieben finden. Die starke Hinlenkung zu Gott dem Höchsten, Edelsten und Alleinigen, hat etwas Ergreifendes, daneben wirkt eine gewisse Vorliebe für den krassen Unsinn des handgreiflich Wunderbaren abstoßend brutal und gemein. Für die occidentalische Bildung scheint der ganze Bau des Werkes heute ohne Wichtigkeit. Man darf freilich nicht übersehen, daß er im Unreinen Unvertilgbares und Ewiges doch enthält und jedenfalls die Aufgabe erfüllen kann, auch jetzt noch einer überaus weit verbreiteten Anhängerschaft Pflichten und Lebensinhalte in brauchbarer Form zu bieten. Islam heißt Gottergebung. Den Koran durchdringt diese Stimmung. Und hierin liegt die gesunde Wurzel seiner Wirkungskraft.

Die Entwickelung der Gottesidee Mohammeds läßt sich an der Hand des Koran verfolgen. Die ältesten Stücke, wie die 96. Sure lassen Gott als einen Herrn (Rabb) im Kreise untergeordneter Gottheiten erscheinen. Als alleinigen Herrn der Welt hören wir ihn später genannt werden. Er vermag es, die Weide hervorzurufen und verdorren zu lassen. — Bei diesem Bilde erinnert der gelehrte Darsteller der herrschenden Ideen des Islam, Alfred von Kremer, an die ersten Jugendeindrücke des Propheten, da er, ein armer Waisenknabe, in den Felsenthälern von Mekka, die Schafheerden seiner reichen Mitbürger hüten mußte.

Es ist merkwürdig, mit wie sicherem Takte der große Mann sich Einflüssen, die seinem monotheistischen Glauben gegenüber störend werden konnten, auf die Dauer zu verschließen gewußt hat. Wohl fehlt es zunächst nicht an harmlosen Weitherzigkeiten in Bezug auf die drei Göttinnen Lat, Ozza und Manah, deren Fürsprache bei Allah als förderlich gedacht wurde, und für kurze Zeit neigte sich Mohammed sogar bedenklich dem christlichen Dreieinigkeitsdogma zu. Immer aber rafft sich wieder sein seelischer Einheitsdrang zu schließlicher Abweisung des Fremden zusammen. Und so erzeugte er einen Monotheismus von ungetrübter Reinheit, dem denn auch starke Anerkennung von christlicher Seite, beispielsweise von Buckle, zu Theil werden konnte.

Verfolgt man mit dem Auge das Bild der geographischen Ausbreitung des Mohammedanismus, so bietet sich ein bunt schillerndes Schauspiel. Die neue Glaubenslehre floß über einen durch mannigfaltige Kulte ge-

tränkten Boden und mußte natürlich hie und da sowohl Farbe empfangen wie gewähren. Gegenüber einem strengeren Orthodoxismus, der sich möglichst enge an alle Gedanken der gewaltigen Persönlichkeit des Religionsstifters zu klammern bemühte, spielte alsbald das Sektenwesen eine wichtige Rolle. Das geistanregende Scheiden und Verbinden der von hüben wie drüben nunmehr ausgespielten Gedankengänge bildet die Ilm alkalam, die scholastische Theologie des Islam.

Vom gnostischen Christenthum aus scheinen die Gespenster der Askese ihren Einzug in das moslemitische Gemüthsleben zu halten. Persischer Parsismus und die zähe Macht des ehrwürdigen Judenthums bringen sich nicht minder zur Geltung.

Von Ibn Hazm, dem Verfasser der ältesten arabischen Religionsgeschichte, wird die Ansicht ausgesprochen, daß die stolzen Perser, die sich einst die freien Söhne gegenüber allen anderen Nationen nannten, erbittert gegen die Araber über ihre Niederlagen, den Islam ingrimmig haßten und durch arglistigen Uebertritt Irrlehren zu verbreiten suchten, eine Erklärung des Sektenwesens, die mit einer unhistorischen Auffassung des Abendlandes über böswillige Erfindung religiöser Anschauungen eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit aufweist.

Der südarabische Jude Abdallah Ibn Saba mit dem Beinamen des Himjaren wird von dem erwähnten Autor sowie späteren als erster gefährlicher Gegner des Islam genannt. Vom Khalifen Osman aus Medyna verbannt, bildete er in Aegypten eine Sekte, die Aly zum Messias erhob. Aly aber verbannte den Mann zuletzt selber.

Die altasiatische Vorstellung von dem Erdenwandel der göttlichen Person fand wieder und wieder Anhänger, wenn auch in weit von einander abweichender Fassung. Man mag sich an den hier fühlbar werdenden Einfluß des Buddhismus erinnern, um zu verstehen, wie leicht so manche Bestrebung nach Vergöttlichung eines Herrschers oder auch geringeren Führers die Voraussetzungen ihrer Entstehung und ihres Anklangs in der orientalischen Welt finden konnte. Die Vergöttlichung des Scheichs Aly Ady scheint in dieser Beziehung einen kuriosen Höhepunkt darzustellen. Es wird erzählt, daß seine Anhänger ihm alle Speisung zu verdanken glaubten. Dabei dachten sie sich aber ihren Scheich an der Seite Gottes im Himmel sitzend, allwo er etwa Brot und Knoblauch verzehre. Noch heute werden dem Scheich Aly heilige Lieder gesungen. In Kremers Geschichte der herrschenden Ideen des Islam wird ein pantheistischer Psalm des Glaubenshelden angeführt, in dem es heißt: „Im Geheimniß meiner Erkenntniß ist kein Gott außer ich selbst.“

Dutzende falscher Propheten erschienen im Lande, Betrüger, die sich für die Gottheit ausgaben, oder vielleicht solche, denen die feindselige Gesinnung der Umgebung eine derartige Prätension zuschob und sie dann

bestraften. Frank, der in seinem Werklein dem Sufismus sein drittes, letztes Buch gewidmet hat, geht der Sache tiefer auf den Grund*).

Für den Sufi war zunächst die Ekstase (Hal) ein heiliges Anliegen. Ein innerer Weckruf treibt den Menschen zu Gott. Wird die geheimnißvolle Seelenerhebung allmählich zum gewohnheitsmäßigen Zustand, so hat der Sufi den Standort (Makam) eingenommen. Es gilt durch die Liebe, durch edle Uneigennützigkeit und Menschenfreundlichkeit, einen frommen Lebenswandel zu vollführen. Die oberste Weisheitsregel für das praktische Verhalten lautet: Der Derwisch stiftet kein Leid.

Wie Tizians Christus, mit der feinen Hand auf den Zinsgroschen weisend, dem plumpen Weltanliegen des Nachbars ausweicht und im Begriffe scheint, ihm die Ahnung höherer Welten fühlbar zu machen, so lenkt der mystische Derwisch auch auf Ziele seinen Blick, die die umgebende mohammedanische Welt nicht wie er zu erschauen vermag, und sachte möchte er wohl auch sie zu sich herüberziehen in sein heiliges Streben. —

Der Kampf zwischen der streng orthodoxen Richtung und den rationalistischen Motaziliten endigte mit dem Siege der ersteren. Als die arabische Kultur ihrem Verblühen nahe war, hatte ein starrer Dogmatismus die Oberhand gewonnen. Ghazzalis großes Werk über die Neubelebung der Religionswissenschaften gilt als letzter frischer Versuch im geistigen Lebensprozeß des Islam. Dann kam der kalte, schwarze Tod gezogen. Von diesem Anblick wendet sich das Auge gern ab, den Sekten zu, als sie ein herzliches Pulsiren religiöser Interessen bekundeten.

Die Motaziliten und Morgiten auf der einen Seite, auf der andern die Charigiten und Shyiten lassen politische und Glaubensfragen nicht unberührt vermodern.

Anthropomorphistische Deutungen der Gottesidee, wie etwa die oben gelegentlich des Scheich Aly Ady erwähnte, konnten nicht ohne Widerspruch bleiben. Hier sind die Motaziliten wirksam gewesen.

Der furchtbare Pessimismus, den der Prophet selbst manchmal äußert, und die daraus aufquellende asketische Strömung fand in den hoffnungsvoller gestimmten Morgiten glücklichen Widerstand. Sahen sie den lustig Lebenden hienieden nicht von einem Strafgericht ereilt werden, so faßten sie auch für das Jenseits bessere Erwartungen. Die rohe Schreckensreligion einer finsteren Seelenstimmung lehnten sie jedenfalls ab und ergaben sich lichtvolleren Vorstellungen. Sie gaben zarteren Regungen Raum, lieblichen Gefühlen des Friedens und der Schönheit. Die Ewigkeit der Höllenstrafe wurde von ihnen zurückgewiesen. Uebrigens schienen sie, gemäß ihrer Humanität, den offenen Zwiespalt mit den Orthodoxen zu vermeiden, denn allgemein angesehene Religionsgelehrte gingen aus ihrer Mitte hervor.

Die Motaziliten suchten zwischen dem Glauben und den Anforderungen

---

*) a. a. O. S. 160 f.

einer rationalistischen Weltbetrachtung zu vermitteln. Mit Vasil Ibn Ata beginnt hier eine tiefere Richtung der Theosophie. Hatten bereits die Morgiten in anerkennenswerther Weise einer versöhnlichen Weltanschauung im Islam den Weg bereitet, so sind es nun die Motaziliten, die sich auf dem Gebiete der Gottesspekulation und Prädestinationslehre bahnbrechend bethätigen. Sowohl Wazid wie Nazzam verkündigen die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen. Nazzam wagt die Idee einer moralischen Ordnung noch über den Gottesbegriff zu stellen, indem ihm offenbar alles Werthvolle in diesem erst aus jener entspringt. Ein Gott außerhalb des Sittengesetzes ist ihm ein sinnloses Phantasiegebilde.

Die Eigenschaften Gottes bildeten den Gegenstand zahlreicher spitzfindiger Untersuchungen. Wahrscheinlich wurde dadurch die Idee bedeutend vergeistigt und zu einer höheren Schönheit und Würde emporgeführt, als sie in ihrer anthropomorphistischen Kindlichkeit zunächst äußern konnte. Inwieweit hier christliche Einflüsse im Spiel waren, dürfte schwer zu entscheiden sein. Von Ideen, wie der der Verkörperung des göttlichen Logos in einem Messias sowie, von einer andern Seite her, von der der Seelenwanderung bleibt die islamitische Geistesgeschichte nicht ganz frei.

Der Volkscharakter, der eigenartige natürliche Untergrund, welcher etwa den freiheitsfrohen arabischen Beduinensohn von dem theokratisch befangenen Perser bedeutsam unterscheidet, kommt wohl auch in Betracht. Für die Perser war die motazilitische Freiheitslehre ein unverdauliches Dogma. Im östlichen Persien gedieh dagegen die Lehre von der Willensunfreiheit zu besonderer Blüthe. Die Gabariten, unter denen sich Nagar auszeichnet, gehören hierher. Von Naggar wurde die Allgegenwart Gottes als eines überall vorhandenen unendlichen Wesens nicht ohne Feinheit und Scharfsinn entwickelt.

Als entscheidend für eine Wandlung der Dinge, die in dem Emporgelangen des Orthodoxismus gipfelt, wird das Auftreten eines ehemaligen Motaziliten, der zu den Altgläubigen überging, des Ashary zu nennen sein. Geschickt in der Dialektik seiner Zeit, wandte dieser Mann seinen Eifer völlig der Herstellung eines rechtgläubigen Katechismus zu. So wurde er der Begründer einer wichtigen Theologenschule. Ashary hält sich vielfach streng an die Worte des Koran, ohne einem freieren philosophischen Bedürfniß tieferen Raum zu seiner Befriedigung zu gestatten. Er behandelte die göttliche Attributenlehre mit weitreichendem Nachdruck für die Folgezeit.

In Bassora, Bagdad, Mekka und Damaskus waren so die Geister geschäftig, das Dogma des Islam mit kunstvoller Klugheit zu einer inneren Widerspruchslosigkeit auszuarbeiten, und selbst im fernen Westen, in Spanien, herrschte damals die Gedankenwelt des Orients; mochte hier auch, wie das Beispiel Abu Mohammeds Ibn Hazm lehrt, die Forschung in freier Selbstständigkeit gegenüber der morgenländischen sich bewegen. Das Dogmen-

system verschaffte sich indessen im weiteren Verlaufe der Begebenheiten auch bei den andalusischen Arabern Geltung.

Im Ganzen hatten die Motaziliten für die Ausbildung des Gottesbegriffes im Islam sehr viel gethan. Die glänzendsten Namen finden wir als Anhänger dieser Sekte bezeichnet. Einmal, zur Zeit der Abassiden, wurde ihre Lehre sogar zur Staatsreligion erklärt. Doch kamen allmählich die Altgläubigen wieder zur Herrschaft, und ein düsterer theokratischer Geist erlangte das Uebergewicht über die edlere motazilitische Ethik.

In mannigfachen Abwandlungen ist diese allgemeine Entwickelung vor sich gegangen. Als die Residenz aus Damaskus in die reichen Städte des alten Babylonien verlegt wurde und später in Bagdad festsaß, war der Khalifenhof beherrscht von einer die Dinge leicht nehmenden Gesinnung, und elegante Spottlust regte sich auch angesichts der hehren Probleme, für deren Behandlung eine spätere Zeit nur ernste Ehrfurcht und Würde kannte.

Im Verein mit dem politischen Despotismus kam der Orthodoxismus in die Höhe. Der Koran, so hieß es, war nicht geschaffen und Gott ein keinem Sittengesetz unterstellter Beherrscher des Weltalls. Harte Zumuthungen wurden an das Glaubensvermögen gestellt. Mit krankhafter Vorliebe gefiel sich der menschliche Scharfsinn gerade im Absurden.

Und auch das Mönchsleben war in den geographischen Grenzdistrikten des Islam, östlich zum Buddhismus hin und westlich dem Christenthum zugewandt, besonders zu Hause. Aus dem mystischen Sufismus entwickelte sich das organisirte Bettelordenthum der Derwische. Der wandernde Mönch des Islam gleicht dem buddhistischen und dem christlichen in augenfälliger Weise. Kremer, dessen Ausführungen ich hier gefolgt bin, stellt die Vermuthung auf, daß von christlicher Seite zumal die Askese, von buddhistischer dagegen insonderheit kontemplative Elemente in das islamitische Geistesleben eindrangen.

Tiefsinnig, an ähnliche Gedanken Goethes anklingend, faßt der Perser Abu Jazyd Bistamy, der im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, seine theosophische Anschauung in dem Ausdruck zusammen, er habe früher geglaubt, daß er Gott erwähne, kenne, liebe oder suche, bei schärferem Nachdenken sei er jedoch zu der Ueberzeugung gelangt, daß all seine Gotteserwähnung und Gotteskenntniß, seine Liebe und sein Suchen in ihm selbst, in der eignen Subjektivität, gelegen sei, und so habe er denn am Ende das Herz Gottes im eignen Herzen gefunden.

IV.

Orient und Occident im Lichte der Frank'schen Auffassung.

Anders als ich es im Voraufgehenden versucht habe, hat Herman Frank in seiner Zwischenreichsbetrachtung über die Wechselwirkungen von Abendland und Morgenland gesprochen. Das geschichtliche Bewegen herüber und hinüber, hin und her, setzt er als bekannt voraus. Im Besitze einer

tiefgehenden Kenntniß der orientalischen Sprachen greift er mühelos hie und da hinein in den reichen Schatz seiner litterarischen Erinnerungen und giebt gelegentlich durch ein rasches Schlaglicht mehr zu verstehen, als die systematische Aufführung des Hauptsächlichen zu erreichen vermöchte. Wer wie Frank lange Jahre mit den sehenden Augen eines fein gebildeten Mannes im Orient schweigsam gelebt hat, dem scheinen nun, da er den Mund einmal zur Mittheilung öffnet, die gewonnenen Eindrücke und Anschauungen in einer quellenden Fülle zuzuströmen, so daß für eine pedantische Registrirung zunächst gar nicht gesorgt wird. Es ist, als fließe dem Redenden von allen Seiten Erwähnenswerthes zu und er schenke uns nun lächelnd von seinem Reichthum. Ganz ohne Zwang der Form, nur dem innern schönen Herzensdrang gehorchend, fluthet der Vortrag dahin, und es ist interessant zu beobachten, wie leidenschaftslos orientalisch doch eigentlich im Grunde dieser abendländische Zeitgenosse zu uns spricht, obwohl er all die Probleme behandelt, welche Eifer und Hader in unserer unvollkommenen Welt zu erwecken pflegen. Von diesem frommen Frieden über allem Wogen des Gemüthslebens möchte man sich und Andern etwas wünschen. Es ist die Ruhe des Weisen, in dem es still geworden ist, und der vom Orient die gelinde Duldsamkeit gelernt hat, wenn er sie etwa aus dem strudelnden Treiben des Westens nicht gewinnen konnte.

Frank hat seiner Abhandlung eine Karte beigefügt, eine lehrreiche ethnographische Skizze, auf der wir die geographische Lagerung der asiatischen Völkerschaften zu einander erkennen. Er hat es jedoch auch nicht unterlassen, im Texte seines zweiten, dem Orient insbesondere gewidmeten, Buches, eine knappe Darstellung der politischen Weltgeschichte, wie Völkerwelle auf Völkerwelle aus dem Innern Asiens hervorbricht, einzuschalten*). Der lesenswerthe Abriß umspannt nur wenige Seiten, und es ist hier, vielleicht nicht ohne Glück versucht worden, dem Islam seine Stellung im Ganzen der Weltbegebenheiten anzuweisen. Dabei kommt es nun auch zur Behandlung der Kreuzzüge. Wie Frank über diese sich ausspricht, bezeichnet überhaupt seine Stellungnahme dem Orient und dem Occident gegenüber. Man findet keine Spur von einseitigem Pathos. Er nimmt nicht Partei für die abendländische Richtung. Er konstatirt ihr Fiasko und weist mit dem Finger auf die Kultur-Geschenke des Ostens an das Abendland hin.

Wie der Blick auf die Richtung der Sonnenbahn den Erdbewohner über seinen Standpunkt aufklärt, — Orientirung nennt das die Sprache, — so scheint auch für das historische Bild ein Gedankenaufschlag auf die orientalische Völkergruppe jedesmal eine klärende Bedeutung zu besitzen. Franks ganze Schrift trägt mit ihrem Vergleichen und Abwägen der beiden großen Kulturkomplexe vornehmlich diesen Charakter. Von vornherein

*) a. a. O. S. 63 f.

will er sich den Mißständen der westlichen Lebenswelt keineswegs verschließen. Er entwirft von ihr kein rosiges Gemälde. Daß aber diese occidentalische Kultur wohl doch einmal die schon eisern umklammerte östliche Welt vielleicht für immer erdrückt und ablöst, steht ihm nicht minder vor Augen.

Da ist es nun überaus anziehend zu lesen, wie sich dem modernen Reisenden eine Auffassung des Orients allmählich gestaltet, wie er eindringt in das Verständniß von dessen besonderem Wesen, sich an dem unsagbar eigenthümlichen Duft dieser Geistesblüthe erquickt und dann, wahrscheinlich nicht ohne Wehmuth, an den Hingang dieser großen Ideenwelt denken mag. Auch die primitiveren Stufen im Geistesleben der Menschheit haben ja, wie Ranke sich poetisch dunkel ausdrückt, ihr unmittelbares Verhältniß zur Gottheit. Es muß angenommen werden, daß alle historischen Darstellungsversuche, die so eifrig mit dem moralisch werthvollsten aller Entwickelungsbegriffe, dem des Fortschritts, arbeiten, die tiefere Wirklichkeit der Dinge niemals zureichend erschöpfen. Symbolischer Tiefsinn, wie er sich in dem Ranke'schen Worte vom unmittelbaren Verhältniß aller Epochen zur Gottheit ausspricht, füllen die Kluft, welche eine einseitige Auffassung der Weltbegebenheiten unter dem Zeichen des Fortschritts leer läßt, zwar nicht inhaltsschwer aus, bedecken sie aber doch mit einem ahnungsvollen Schleier. Alles, was Leben hat, kann unmöglich lediglich als Durchgangsstation zu einem weiter geführten höheren Dasein betrachtet werden. Dies ist nur die eine Seite der Betrachtung. Die ebenso nothwendige andere Seite bildet das religiöse Gefühl vom unergründlichen Werthe der Dinge, auch im Stadium ihrer jeweiligen Unvollkommenheit, die in keinem vorstellbaren Zeitpunkte der Wirklichkeit völlig ausbleiben kann; denn es giebt kein Ideal in den Dingen, weil wir das Ideal ja selbst in der subjektiven Ideenwelt allein ausbilden und bethätigen.

So beruht im Gewahrwerden des orientalischen Weltbildes ein stimmungsvoller Reiz der Schönheit. Wir fühlen, daß auch hier Höhepunkte des geistigen Lebens innerhalb eines gewissen, beschränkteren Stilumfangs erreicht wurden. Man sagt, die größten Religionsstifter hätten nur im Orient erstehen können. Dies mag äußerlich zutreffen, da aber der Begriff des Religiösen mit dem Menschengeiste unablässig sich wandelt und die Niederschläge des religiösen Gefühlslebens nur schwer von andern Kunstbethätigungen unterschieden werden können, fordert es eine Ergänzung. Männer wie Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Fechner, Wundt oder Beethoven, Bach, Händel, Mozart, Brahms wird man in ihren Wirkungen vielleicht auch als fromm erhebend und religiös ergreifend nennen können. Händels Largo, dies hoheitsvolle, reine Stück aus dem Xerxes, ist gewiß zunächst eine schöne Melodie. Es ist aber auch im seelischen Zusammenhange der Dinge betrachtet, wie ich glauben möchte, ein unendlich zarter Herzenserguß gegenüber dem Unfaßlichen, und hierin liegt die unaussprechlich weihevolle Stimmung dieser Musik, die sie von

mehr weltlich gefärbter sogleich unterscheidet. Und orientalisch ist denn doch Händel gewiß nicht zu nennen. So meine ich denn, daß man das Religiöse ganz allgemein überall da vorfinden kann, wo die menschliche Seele, sei es in kindlichem Schönheitsverlangen der Sehnsucht nach einem höheren Unbekannten, sei es in gereifter Ueberdenkung logischer Forderungen, vor das Unendliche gestellt wird. Die objektive Voraussetzung des Unendlichen ist als ein äußerer Anlaß zur Bildung religiöser Gedankengänge jederzeit und allerorts vorhanden. Wir brauchen uns nur die unbegrenzte Ausdehnung von Raum und Zeit zu vergegenwärtigen. Wir können noch tiefer gehen, indem wir Zeit und Raum auch als intensiv unerschöpfliche Größen betrachten, da jeder Punkt des Raumes die Unendlichkeit ins Kleine hinein umfaßt und jede noch so klein gewählte Zeitstrecke, für ein anders geartetes, sozusagen schnelleres Zeitbewußtsein als das unsrige, relativ lang, ja, wenn das Zeitbewußtsein unendlich schnell wäre, ewig ist. Bei dieser Betrachtung fühlen wir uns eben schließlich recht innig in „Gottes Hand“, in den Armen einer unbegreiflich erhabenen Wirklichkeit, zu der wir unermeßliches Vertrauen fassen können.

Gerade das Gegentheil des Religiösen ist dann vielleicht das Sittliche, welches diese Auffassungsweise negirt und ergänzt. Die Betrachtung des Unendlichen wird von dem sittlich praktischen Menschen beinahe als müßiger Zeitvertreib, eine Spielerei oder eine egoistische nutzlose Privatliebhaberei angesehen. Alle unsere Pflichten in der Welt entspringen auf dem Boden erkennbarer konkreter Verhältnisse. Das Unerkennbare geht uns sittlich nichts an. Wir haben unser Augenmerk auf die Anforderungen der erkannten Konstellation der Dinge zu richten. Hier allein erhalten wir die wegweisenden Winke für unser Thun. Alle Arbeit bewegt sich in bekannten Verhältnissen, und aller Lohn der Arbeit ist in dem Diesseits bekannter Verhältnisse zu erwarten. Das ist die große Kraftquelle der occidentalischen Kultur. Der Fleißigere, Tüchtigere, der Mensch, wie ihn die Erde will, wird über den Trägen, Schwachen, den Himmelsschwärmer siegen. Zu müßigen Träumen hat das Abendland keine Zeit. Der große Rhythmus all der unzähligen Maschinen reißt die Menschheit in schnellerem Tempo mit sich fort. Wir bauen die Welt bequemer aus, wir bringen an tausend Orten Güter der rohen Natur einem feineren Zustand der Genußreife entgegen. Produciren, arbeiten! Das ist die Moral des Westens, des Goethe'schen Faustes. Sie liegt in den Dingen und findet ihre Bestätigung noch in den scheinbar regelwidrigen Seufzern nach Ruhe und Poesie, die man ja wohl auch im Abendlande vernehmen kann; denn diese Seufzer werden schnell als ungesunde Reaktion im großen Fortschrittslaufe der Gesellschaft verspürt und etwa als Décadence gebrandmarkt.

Sollte es nun hier keine Zwischenreichsbetrachtung geben? Die Vermittelung zwischen dem Religiösen und Sittlichen, dem sinnigen Schauen ins Unendliche und dem tüchtigen Wirken im Endlichen bildet die L i e b e. Der

Mensch ist im Stande, durch seine fromme Gemüthseinstellung gegenüber dem Unerfaßlichen Trost und Stärkung für sein irdisches Tagewerk zu schöpfen. So wird die Betrachtung des Unendlichen doch nicht sinnlos für das praktische Dasein. Zugleich bringt aber die liebevolle Vertiefung in irgend einen sittlichen Lebensberuf eine Herzensveredlung des Menschen zu Stande, die, wie man sagen kann, die Erde in den Himmel wandelt. Wer einmal gründlich erkannt hat, daß angesichts des Unendlichen nichts klein ist und nichts groß, der kann auch in seinem engen Gärtlein eine Welt der Freuden ernten, er braucht nicht wie Voltaires Candide versuchen, den Schöpfer der Dinge überall als kluger Advokat zu rechtfertigen. Dies Theodiceebestreben ist eine, wenn auch sehr liebenswürdige, Vermessenheit, die Voltaire mit Recht in seiner Satire gegeißelt hat. Voltaires Candide hat aber auch Recht, wenn er sich schließlich einsichtsvoll auf seinen Garten in Demuth beschränkt. Jeder kann im Bezirke seiner Macht das, was er als gut mit Nothwendigkeit empfindet, zur Entfaltung zu bringen suchen. Und dies sittlich durchpflügte Endliche mag dann schließlich, wie es eine tiefere Regung unwiderleglich fordert, getragen sein von unbekannten Unendlichkeiten. Goethes Faust zweiter Theil bildet in den Schlußscenen vielleicht den großartigsten Ausdruck dieser Erkenntniß.

Vielleicht habe ich in dieser Darstellung nicht einwandfrei die Frank'sche Zwischenreichsbetrachtung wiedergegeben. Eine Gegenüberstellung von Endlichkeit und Unendlichkeit lag dem geistvollen Verfasser des Buches über das Abendland und Morgenland fern, und der Vorwurf dialektischer Spitzfindigkeiten darf in diesem Falle nicht gegen ihn erhoben werden. Zu Grunde liegt der Frank'schen Auffassung jedoch, wenn ich nicht sehr irre, ein derartiger Gegensatz. Der arbeitsmuthige Westen will den religiös gestimmten, aber minder thatkräftigen Osten verschlingen. Jede Welt enthält nun aber doch werthvolle Lebenskeime. Die Zwischenreichsbetrachtung soll zwischen hüben und drüben eine versöhnlich vermittelnde Stellung einnehmen.

* * *

Ich begann mit einer Umschau, die den Zweck hatte, das Frank'sche Büchlein über den Osten und Westen irgendwie einzuordnen, im Thal zwischen den hohen kulturhistorischen Kraftleistungen unserer Zeit. Die bescheidene Arbeit Franks trägt das Gepräge einer edel denkenden und fein empfindenden Persönlichkeit, sie regt aber jeden Leser an, an den behandelten Gegenstand mehr zu denken als an die Form und Art der vorliegenden persönlichen Darbietung. Wir lassen die Bilder der geschichtlichen Entwickelung an unserem Auge vorbeiziehen, wir versuchen auf die Einwirkungen und schließlich auch die innere Entwickelung des Orients, sei es auch nur eines Theiles, im Rahmen dieses Aufsatzes zu achten. Damit sind, wie ich meine, Beitragsgedanken zur Lektüre des Frank'schen Buches ausgesprochen worden,

und ich bin am Ende auch in abstrakterer Fassung seiner dreitheiligen Disposition, die sich aus These, Antithese und Synthese aufbaut, gefolgt, um zu einer Art Zwischenreichsbetrachtung zu gelangen.

Von den eignen Eindrücken des Orients und des Occidents habe ich hier noch nicht gesprochen. Zu stark macht sich gegenüber der Großartigkeit des Gegenstandes die Kleinheit des persönlich Erlebten fühlbar, um diesen Erfahrungen verhältnißmäßig breiten Raum zu gestatten. Doch möchte ich nicht gänzlich ohne Ausdruck des Gesehenen schließen.

Im fernen Westen, wo sich bereits über den großen Ozean ein Stück Kultur des äußersten Ostens hinüberspiegelt: im Chinesenviertel von San Francisco, war mir zu Muthe, als sähe ich zwei Zeitalter in räumlicher Nähe beisammen, und ein ähnliches Gefühl überkommt mich jedesmal, wenn ich von Pera oder Galata nach der türkischen Seite von Konstantinopel, nach Stambul über die lange Brücke hinübergehe. Es ist, als lebten hier die Formen einer geheimnißvoll stehen gebliebenen Vergangenheit, einer fernen, fremden Zeit, mitten in der Gegenwart fort; so nahe aneinander grenzen im Raum die im Geschichtsunterricht weit geschiedenen Wirklichkeitskomplexe.

Der Gedanke, daß sich die Entwickelung der Kultur geographisch in einem Zuge nach dem Westen vollziehe, ist häufig ausgesprochen worden. Schon Peter der Große neigte dieser Anschauung zu, und sie ist dann auch von manchem deutschen Gelehrten in Erwägung gezogen worden. Herder und Hegel, die beiden feinen Philosophen der Geschichte, wären hier zu nennen. — Als Ausdruck des thatsächlichen Verlaufs mag die summarische Formel Wahrheit enthalten. Asien ist alt und Amerika ist jung im Leben der Kultur der Völker. Europa liegt in der Mitte.

Es ist nun interessant zu sehen, wie die Europäer, die sich nach Osten oder Westen wenden, in ihrer Natur durch den neu gewählten Standort beeinflußt werden. Dem Einzelnen, der die Sache nicht irgendwie wissenschaftlich angreift, kann natürlich kein stichhaltiges Urtheil zugesprochen werden. Auf Gefühlsergüsse über die Levantiner oder Kreolen kann um so weniger Werth gelegt werden, als solche Aeußerungen über die romanischen Volkscharaktere oft aus dem Munde keineswegs unparteiischer germanischer Zeitgenossen kommen. Immerhin hat jedes derartige Urtheil wohl eine gewisse symptomatische Bedeutung.

Als Tropfen in dem Strom mag denn auch die Aeußerung persönlicher Art noch in die Oeffentlichkeit fließen, daß dem Schreiber dieser Zeilen die viel gerügte Oberflächlichkeit der Levantiner wohl auch gelegentlich aufgefallen ist, ebenso wie die oft gerühmte Schönheit der in Amerika ansässigen Romanen, daß der glückliche Zufall ihn aber nicht selten gerade mit höchst liebenswürdigen, achtbaren und tüchtigen Levantinern zusammengeführt hat.

Und den Levantinern wird es nicht leicht gemacht, liebevolle Beziehungen zu ihrer neuen Heimat zu gewinnen, denn sie leben, trotz glücklicher Veranlagung zur Sprachkenntniß, doch meist innerlich fremd inmitten einer

großen, alten Kulturwelt, und die erste Voraussetzung der Vaterlandsliebe, die selbstverständliche Vertrautheit mit der geistigen Umgebung, kostet Anstrengung zu erwerben. Es scheint für sie schwieriger, Fuß zu fassen auf dem von ihnen bewohnten Stück Erde. Da ist es denn nicht verwunderlich, wenn sie sich minder sicher bewegen.

In Amerika ist die Situation eine andere. Der Kulturboden gleicht hier einer noch wenig beschriebenen Tafel, und jedes Individuum fühlt sich als Mitarbeiter am gemeinsamen Werke der neuen Welt. Während daher die Levantiner in oft lächerlich wirkender Weise nach dem Abendlande, insbesondere dem für die Mode tonangebenden Paris, hinüberschielen, sieht der Amerikaner, wenn er nach Europa blickt, die dortigen Verhältnisse, beinahe mit einem Anfluge der Verachtung, über die Achsel an. Er hat den Blick zumeist in die Zukunft gerichtet. Nach neuen Sternen schaut er muthig aus, nicht unähnlich jenen ersten Seefahrern, die den unbekannten Himmel kühn befragten und die große Kulturreise von Osten gen Westen mit unerhörter jugendlicher Waghalsigkeit antraten.

Kapitän Mahan über den Seekrieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien.

Von
A. Rogalla von Bieberstein.
— Breslau. —

In einer längeren Reihe von Aufsätzen hat Kapitän Mahan den Seekrieg zwischen Amerika und Spanien*) einer eingehenden Kritik unterzogen, und die Wiedergabe und Erörterung der Hauptmomente der Ausführungen dieser bekannten Autorität auf maritim strategischem Gebiet dürfte auf besonderes Interesse Anspruch erheben können. Kapitän Mahan betont, daß es zur Zeit noch nicht ganz möglich sei, eine in jeder Hinsicht abschließende Geschichte des Seekriegs von 1898 zu schreiben, daß jedoch bereits Folgerungen aus ihm für die künftige Gestaltung der Seemacht der Union und für die Kriegführung zur See überhaupt gezogen werden müßten. Seine Darstellung bildet jedoch, da er an der Leitung der Operationen betheiligt war, einen sehr wichtigen Beitrag für die Geschichte dieses Krieges und ist völlig geeignet, zu weiterem Studium desselben und seiner Ergebnisse anzuregen.

Der Charakter und die Leitung der ersten Maßregeln der Union bei dem Konflikt mit Spanien wurden durch die Umstände und durch das anerkannte Objekt der Feindseligkeiten bestimmt. Dieselben begannen, wie häufig, v o r der formellen Kriegserklärung, und da Zweck und Ursache der Aktion der Vereinigten Staaten ursprünglich nicht in der Remedur gegen Beschwerden der Union gegen Spanien bestanden, sondern darin, das Aufgeben Cubas zu erzwingen, so wurde die Insel naturgemäß das Objekt der amerikanischen Operationen, da ihre Befreiung von Unterdrückung das Ziel des Krieges war. Wenn jedoch eine weitergehende Beurtheilung der Situation Platz gegriffen hätte, und zwar die der Schädigung der Vereinigten Staaten durch die damals bestehenden Verhältnisse und die ungerechte Handhabung der spanischen Herrschaft in der Kolonie und wenn der Krieg aus diesem Grunde

*) In der Times und anderwärts.

erklärt worden wäre, so würde in diesem Falle nicht die Unterstützung der Aufständischen Cubas, sondern die Ueberwältigung Spaniens und das Durchsetzen der amerikanischen Ansprüche das Ziel der Operationen gewesen sein. In diesem Falle mußte Portorico das erste Ziel der Operationen bilden, da dasselbe nur 125—150 deutsche Meilen vom Ostende Cubas und nur die doppelte Entfernung von den beiden Haupthäfen Havanna und Cienfuegos entfernt liegt, und daher für Spanien als Flottenstation und Operationsbasis für Heeres- und Flottenersatz und Approvisionirung von unschätzbarem Werth war und ihm den Vortheil der gleichen Nähe am Kriegsschauplatz wie die der Union bot. Die Ueberwältigung Portoricos würde Spanien betreffs der Nährung der Operationen auf Cuba ausschließlich auf die Halbinsel und eine überall der Belästigung kleiner von Portorico auslaufender amerikanischer Kreuzer unterworfene lange Verbindungslinie mit der Heimat verwiesen haben. Für eine europäische Nation würde diese Erwägung entscheidend gewesen sein, denn diese Zwischenstation in den Händen des Gegners hätte für sie ein fast unüberwindliches Hinderniß gebildet, für die Union aber waren diese Erwägungen nur zum Theil anwendbar, denn während der Nachtheil der Wegnahme Portoricos für Spanien zwar derselbe blieb, wäre der Gewinn für die Union insofern ein geringerer gewesen, als ihre Verbindungslinie nach Cuba weder der Unterstützung Portoricos bedurfte, noch durch dasselbe besonders gefährdet wurde.

Diese Schätzung der militärischen Bedeutung Portoricos dürfe die Union, bemerkt Kapitän Mahan, so lange sie irgend eine direkte oder indirekte Verantwortlichkeit für die Sicherheit oder Unabhängigkeit Cubas habe, nie aus den Augen verlieren. Die Geltendmachung dieser Bedeutung Portoricos, und zwar seines Kriegshafens San Juan, setzte jedoch unseres Erachtens im vorliegenden Falle voraus, daß dasselbe auch thatsächlich über die Einrichtungen und Vorräthe verfügte, die es zum Flottenstützpunkt für Spanien zu machen vermochten. Zwar bot die Insel einen durch seine, wenn auch veralteten Befestigungen ziemlich geschützten Hafen, jedoch kein Dock, und höchstwahrscheinlich in Anbetracht der überall herrschenden Nachlässigkeit der Spanier weder genügende Munitions- und Geschütz-, sowie Schiffsproviant-, Flottenmannschafts- noch selbst Kohlenreserven 2c., sodaß jener Stützpunkt thatsächlich die ihm zugedachte Rolle nur sehr mangelhaft durchzuführen vermocht hätte. Um so zutreffender ist jedoch der Hinweis Kapitän Mahans, daß Portorico heute für Cuba und den künftigen Isthmus-Kanal und die pacifische Küste der Union dasjenige ist, was Malta für Egypten und das Gebiet darüber hinaus repräsentirt. Die Union muß daher fernerhin Portorico als Stützpunkt unterhalten und ihre Position auf der Insel und in ihren Umgebungen verstärken. Denn ebenso schwierig, wie es für eine europäische Macht sein würde, Operationen im östlichen Mittelmeerbecken durchzuführen, während ein englisches Geschwader sich auf Malta stützt, würde es für einen transatlantischen Staat sein, im West-Caraibischen Meer

zu operiren, während ein Geschwader der Union auf Portorico und die umliegenden Inseln basirt ist. Es gab daher in Amerika zwei mögliche Operationsobjekte für die Vereinigten Staaten, in dem Kriegsfall mit Spanien; allein die Wahl des einen oder des anderen war ausschließlich eine Frage der relativen Stärke der Flotte. So lange die für den Dienst im Caraibischen Meer verwendbare Flotte der Union nicht stark genug war, die die spanischen Inseln vom nächsten Festlandgebiet der Union trennenden Gewässer permanent zu beherrschen, war die offenbar große Ueberlegenheit Amerikas an mächtigen Hilfsquellen für den Landkrieg völlig neutralisirt. Dieser Behauptung Kapitän Mahans vermögen wir betreffs der Ueberlegenheit der Union insoweit nicht zuzustimmen, als die Hilfsquellen Spaniens für den Landkrieg auf Cuba mit seinen dort stehenden 120 000 Mann und den Reserven in der Heimat und sowie überhaupt seiner schon in Folge der militärischen Institutionen und Ueberlieferungen vorhandenen Ueberlegenheit der Landarmee, erst nach sehr beträchtlicher Zeit in dem bis auf den vorhandenen Kern von 27 000 Mann erst völlig neu zu schaffenden Landheere der Union einen gewachsenen, geschweige denn überlegenen Gegner gefunden haben würden. Dagegen bemerkt Kapitän Mahan mit Recht, daß bei einem Uebergewicht der spanischen Flotte der sichere Truppen- und Kriegsmaterialtransport ꝛc. über die See nach den Antillen für die Union unmöglich gewesen sein würde und vor demselben der Beginn der Operationen auf Cuba oder Portorico nicht angängig war. Und selbst wenn beide Flotten gleich stark gewesen wären, so vermochte die Union keine Streitkräfte auf den Antillen zu landen, da sie dieselben bei einer verlorenen Seeschlacht hätte aufgeben müssen.

Die spanische Flotte war, allerdings nur auf dem Papier, der amerikanischen ziemlich gleich, so daß es möglich war, daß z. B. der Verlust eines Schlachtschiffes den Spaniern die Ueberlegenheit geben konnte. Schon nach dem Verlust der Maine zweifelten einige an der Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte. Allerdings vertraute man in Amerika auf die überlegene Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften und auf den voraussichtlich besseren Zustand der Geschütze und Schiffe; allein die Gewißheit dieser Ueberlegenheitsmomente besaß man nicht. Das amerikanische Marine-Departement war jedoch gewillt, dem Feinde im Kampfe gegenüber zu treten, vorausgesetzt, daß ein zu erzielender Erfolg entsprechenden Gewinn versprach. Man war sich darüber klar, daß jeder Krieg ein Risiko enthält, daß dies Risiko sich jedoch nur rechtfertigte, wenn es z. B. Aussicht auf Vernichtung der Flottenstreitkräfte des Gegners bot und damit die Herrschaft zur See entschied, von der der Ausgang des Krieges abhing. Diese Idee bestimmte jeden Schritt des Flottendepartements von Anfang bis zu Ende, und sie veranlaßte den Befehl zur Heranziehung des Oregon vom stillen Ozean schon vor Beginn der Feindseligkeiten. In Folge derselben wurde die Ueberlegenheit der Flotte der Union über das Geschwader Cerveras erhöht und dessen Ueber-

wältigung erleichtert und vermochten die amerikanischen Streitkräfte ohne Gefahr nach Santiago geschafft zu werden.

Die Schwierigkeiten, welche die Einschließung einer feindlichen Flotte in einem befestigten Hafen mit sich bringt, wurden vom Admiral Sampson erfolgreich überwältigt, und trug dies zur raschen Beendigung des Krieges und zur rechtzeitigen Entfernung der Truppen der Union aus dem tödtlichen Klima Cubas wesentlich bei. Mit dem Augenblick, wo das Geschwader Cerveras vernichtet war, war der Krieg thatsächlich zu Ende und vermochte nur der Ehre halber von den Spaniern weiter geführt zu werden.

Es trifft unseres Erachtens zwar zu, daß mit der Vernichtung des einzigen in den Antillengewässern verfügbaren spanischen Geschwaders die Fortsetzung des Krieges für Spanien insofern aussichtslos war, als die spanische Armee auf Cuba, wenn die Union sie dort mit, mit der Zeit von ihr zusammengebrachten, überlegenen Streitkräften angriff und ihr starke Verluste beibrachte, aus Mangel an Ersatz den Kampf hätte aufgeben müssen. Allein sie konnte sich auf der Insel noch etwa ein Jahr lang mit der Aussicht, die Angriffe der Gegner zurückzuweisen, halten, und sowohl Marschall Blanco wie General Pando waren bekanntlich für die Fortsetzung des Widerstandes. Ein noch ein Jahr lang geführter Krieg mit seiner unvermeidlichen störenden Einwirkung auf Handel, Industrie und Gewerbe eines vorzugsweise Handel treibenden und industriellen Landes wie die Vereinigten Staaten bot jedoch vielleicht die Chance, daß unter dem Eindruck von Niederlagen Strömungen gegen den Krieg im Kongreß und Senat die Oberhand gewannen und Spanien mindestens einen billigeren Frieden erhielt. An ein Aushungern der spanischen Armee auf Cuba war kaum zu denken, da Cuba starke Viehzucht treibt und Vieh exportirt und Getreide und Mais und andere Feldfrüchte baut, Zucker und Kaffee gewinnt und seine Gewässer fischreich sind, und die rein militärische Widerstandskraft der spanischen Armee daher durch die Blockade unangetastet zu bleiben vermochte und die Union sie durch den Kampf auf dem Lande zu brechen genöthigt war. Allerdings war jene Aussicht auf einen billigeren Frieden eine sehr ungewisse, selbst wenn es im Verlauf jenes Jahres gelang, das spanische Geschwader Camaras durch Fertigstellung der Panzerkreuzer Cataluna, Cardenal, Cisneros, Princesa de Asturias und des geschützten Kreuzers Lepanto in achtunggebietenden und aktionsfähigen Stand zu setzen, und die Verhältnisse in Spanien selbst drängten auf die Beendigung des Krieges, sodaß der Entschluß Spaniens zu Friedensverhandlungen nach der Landung der Amerikaner auf Portorico schließlich der rationellste war.

Das Flottendepartement, bemerkt Kapitän Mahan, konzentrirte seine Kräfte auf die Einschließung des Geschwaders bei Santiago und schritt zu keiner dieselben schwächenden Detachirung, selbst als der Vorstoß Camaras in der Richtung auf die Philippinen die ungepanzerten Kreuzer Deweys den spanischen Panzerschiffen gegenüber zu stellen drohte.

Das Risiko der Wettfahrt nach Manila zwischen Camara von Cadix und den beiden amerikanischen Monitors von San Franzisko aus, wurde amerikanischerseits übernommen, um das Festhalten Cerveras bei Santiago oder seine Vernichtung im Falle des Durchbruchsversuchs zu sichern, und die Division Watson hätte den Befehl zum Abgehen nach Europa oder Manila nicht eher erhalten, bis sie völlig ausgerüstet war. Man behielt die Hauptkräfte bei Santiago vereinigt. Ueberdies erschien das Geschwader Deweys bei den Philippinen insofern nicht gefährdet, obgleich es die Bucht von Manila vorübergehend hätte verlassen müssen, wenn Camara die Fahrt durchführte, als seine Vereinigung mit den beiden gepanzerten Monitors gesichert war, und dieselben in der Hand eines Führers wie Admiral Dewey mit den geschützten gut armirten Kreuzern desselben vereint, bald die Vernichtung der Flotte Camaras und die Wiederherstellung der früheren Lage erzielt haben würden.

Die Schwierigkeit der Ueberwachung der Geschwader eines Gegners in seinen Häfen und diejenige, sie zu blockiren und festzuhalten und nahe einzuschließen, hat sich in dem Falle von Santiago von Neuem gezeigt. Ein Komitee englischer Admirale erklärte, daß in Anbetracht der Schwierigkeit dieser Operation selbst und der Zufälle, die den Blockirenden durch Kohlenmangel und Havarien zustoßen könnten, je 5 Schlachtschiffe der blockirenden Flotte gegenüber je 3 der zu blockirenden erforderlich seien. Admiral Sampson verfügte über 7 Panzerschiffe gegenüber den 4 Cerveras. Die Monitors waren für diesen Zweck werthlos. Für die Bevölkerung der Union enthält es, Kapitän Mahan zu Folge, eine Lehre, daß, obgleich zwei starke spanische Panzerschiffe unter Camara unterwegs waren, um Admiral Dewey anzugreifen, die gesammte eigentliche Panzerflotte bei Santiago bleiben mußte, um dort das erforderliche Ueberlegenheitsverhältniß festzuhalten, und dabei gehörte der Gegner zu einer der unbedeutenden Seemächte.

Aus diesen Verhältnissen vor Santiago und bei den Philippinen folgert Kapitän Mahan, daß eine beträchtlichere Anzahl von Schiffen wichtiger sei, wie außerordentliche Größe und Tonnengehalt einer geringeren Anzahl von Schiffen. Schwerere Schiffe waren für die vorliegenden Aufgaben nicht nothwendig, weniger Schiffe konnten dagegen dem Feinde zu entkommen gestatten. Wenn nur 5 anstatt 7 größere Schiffe vor Santiago gewesen wären, so hätten Kommodore Watson nicht 2 Schiffe von ihnen zur Verfügung gestellt werden können. Eine gewisse Größe der Schiffe sei aus gewissen Gründen nothwendig, eine gewisse Anzahl ebenfalls. Bei Beidem handele es sich darum, einer Flotte das Maximum an Offensivkraft unter Berücksichtigung der verfügbaren Mittel zu geben; dies Maximum und nicht das Maximum an Kraft des einzelnen Schiffes bilde das richtige Ziel der Schlachtschiffkonstruktion. Schlachtschiffe sollen im Geschwader vereint kämpfen, nicht vereinzelt als bloße Kreuzer. Bau und Ausrüstung der Schlachtschiffe müssen daher auf die Offensivkraft der Flotte berechnet sein; betreffs der Geschütz-

ausrüstung der Flotte gelte dasselbe. Die Vermehrung der Geschützzahl steigere ihre Offensivkraft, mache jedoch das einzelne Schiff, wenn sie eine gewisse Grenze überschreite, zu groß; der Krieg aber beruht wesentlich auf Kombination, und die Leichtigkeit der Kombination wächst mit der größeren Schiffszahl. Schon Nelson äußerte, daß die Zahl allein vernichten könne, was nicht unbedingt zu vertheidigen ist; allein zu seiner Zeit traf dies insofern zu, da die Erfahrung eine gewisse Durchschnittsgröße der Schlachtschiffe hervorgerufen hatte, und dies Ergebniß dürfte auch für die Jetztzeit, mit Ausnahme besonderer Fälle, zur Geltung gelangen. Was das Kohlenfassungsvermögen der Schlachtschiffe betrifft, so verlangt Kapitän Mahan als Maß für dasselbe die Aktion für die größte Entfernung zweier befestigter Kohlenstationen, die im Aktionsbereich einer Nation liegen. Für die Union würde dies künftig diejenige zwischen Honolulu und der Ladronen-Insel Guam, von 3500 Seemeilen, sein. Auf Grund der bisherigen Erfahrungen und Berechnungen erschienen 10 000—12 000 Tonnen normales Deplacement für die Schlachtschiffe der Union vortheilhaft. Werde diese Zahl überschritten, so zeige ein Blick auf die fremden Flotten, daß sich die Schiffszahl vermindere und die Geschützzahl nicht vermehre. Die Schiffe von 15 000 Tonnen haben thatsächlich nicht mehr Geschützkraft wie die von 10 000. In den Vereinigten Staaten herrscht eine Vorliebe für gewaltige Schiffe, die den Erfolgen der schweren amerikanischen Fregatten zu Anfang des Jahrhunderts entspringt. Diese Schiffe sollten jedoch allein agiren, während ein mittelgroßer Typus Geschwadern mehr Manövrirfähigkeit und Leistungsfähigkeit überhaupt verleiht. Beim Schlachtschiff steht große Geschwindigkeit hinter Offensivkraft und Kohlenausdauer.

Sowohl Cuba wie Portorico konnte, wie erwähnt, zum ersten Objekt der Operationen der Union werden. Für die Wahl Beider sprachen gute Gründe. Was Santa Lucia für Jamaica und Martinique für Frankreich bei Feindseligkeiten im Caraibischen Meer ist, ist Portorico für Cuba und für Spanien. Hieraus resultirte die allgemeine Erwartung, daß Cerveras Geschwader zuerst nach San Juan gehen würde, obgleich dessen Hafen in Bezug auf militärische Sicherheit einer Flotte zu wünschen übrig ließ. Der Angriff auf beide Inseln zugleich war in Anbetracht der nominellen Gleichheit beider Flotten ausgeschlossen und schien selbst bei beträchtlicher Ueberlegenheit über die spanische nur dann gerechtfertigt, wenn der gesammten spanische Flotte an beiden Punkten entgegengetreten zu werden vermochte, da eine Theilung der eigenen, vereint überlegenen Streitkräfte und sich alsdann dem Anfall feindlicher Ueberlegenheit auszusetzen, der größte Fehler gewesen wäre. Die in der Studie in der North Americain Review im Februar 1897 „Sind die Vereinigten Staaten im Stande Spanien zu bekämpfen" ausgesprochene Ansicht, die amerikanische Flotte müsse sich bei einem Angriff auf die Antillen in zwei Geschwader für Cuba bezw. Portorico theilen, und Spanien werde daher, bevor es die amerikanischen Küstenstädte

angriffe, bestrebt sein, die Verbindung beider Geschwader zu unterbrechen und jedes allein anzufallen, entbehrte daher, Mahan zu Folge, jeder vernünftigen Begründung. Alle Gründe sprachen daher für die erstere Operation der Union gegen Cuba allein, und überließ dies Spanien sämmtliche Vortheile, die ihm Portorico zu geben vermochte. Außerdem erforderten die Verhältnisse der exponirten langen Ostküste der Union Erwägung. Ihre Vertheidigungsmittel waren in ungenügendem Zustande, die Bevölkerung bot Anzeichen von Panik, und wenn die größeren Häfen auch ziemlich geschützt waren, so vermochte ein unternehmender Feind, den sehr bedeutenden Küstenhandel empfindlich zu schädigen. Auch sprach man in Spanien viel von Handelszerstörern und Kaperschiffen, übersah jedoch dabei, daß der amerikanische auswärtige Handel unter eigener Flagge nur unbedeutend ist. Allein der unter amerikanischer Flagge geführte Küstenhandel blieb ein sehr verwundbarer Punkt, und unter seiner Unterbrechung würden auch die von ihm versorgten Konsumenten im Innern und sämmtliche von diesem Handel abhängigen Industrien gelitten haben.

Zu der Aufgabe des Angriffs auf Cuba gesellte sich daher auch die des Küstenschutzes, und der Flotte fiel daher diejenige zu, dessen Schwäche auszugleichen, obgleich ihre Organisation eine wesentlich offensive und nicht defensive war und ist. In Spanien rechnete man daher auch auf ein amerikanisches Geschwader zur Vertheidigung New-Yorks und auf ein zweites für den Golf von Mexiko, und war der Meinung, daß die Flotte der Union nur für die erstere Aufgabe ausreiche, und daß die Küsten des Golfs von Mexiko aufgegeben und der Blockade und dem Bombardement preisgegeben werden müßten. Die amerikanische Flotte reichte in der That für beide Aufgaben nicht aus, denn ihre beiden Hälften waren dem Geschwader Cerveras, das überdies durch einige andere Panzerschiffe verstärkt werden konnte, einzeln nicht überlegen.

Wir müssen es uns versagen, auf die umfassenden theoretischen Erörterungen Kapitän Mahans bezüglich der Beschaffenheit und gegenseitigen Ergänzung von Küstenvertheidigungsanlagen und Flottenstärken näher einzugehen, und heben nur hervor, daß in denselben betont wird, daß das Verhältniß zwischen Beiden je nach den besonderen Umständen eines Landes verschieden sein könne. England z. B., das vom Ausland ernährt werde, bedürfe aus diesem Grunde und, wie wir hinzufügen, in Anbetracht seines ungeheuren Kolonialbesitzes weit mehr einer starken Flotte wie der Küstenvertheidigungsanlagen, für Amerika aber, das von sich selbst leben könne, sei mehr eine annähernde Parität zwischen Beiden erforderlich. Die Küstenvertheidigungsanlagen im engeren Sinne müßten jedoch in starken permanenten Werken und Geschützen, weit weniger in Küstenvertheidigungsschiffen bestehen. Denn auf die letzteren sei insofern kein rechter Verlaß, als sie, wie der Krieg bewies, ihrer Aufgabe leicht entzogen werden könnten, denn von den neun Monitors der Union wurden sechs nicht zur Küstenvertheidigung,

sondern für andere Aufgaben verwandt. Die Flotte der Union litt darunter, daß sie ursprünglich für die Vertheidigung und nicht für die offensive Kriegführung gebaut wurde, und daß man daher die für die Defensive gegeeigneteren, jedoch weniger beweglichen und verwendbaren Monitors dabei bevorzugte, und der Bürgerkrieg, der zur See wesentlich ein Küstenkrieg war, hatte diesen Vorgang gefördert. Man hätte gern die sechs Monitors mit ihren 26 000 Tonnen im Kriege gegen Spanien für zwei Schlachtschiffe von geringerem Gesammttonnengehalt eingetauscht, und dies, obgleich das amerikanische Geschwader in Folge der Schwäche der spanischen Vertheidigungswerke im Stande war, die Küsten Cubas ziemlich nahe zu umklammern. Hätten die spanischen Geschütze bei Santiago das Geschwader Sampsons in größerer Entfernung zu halten vermocht, so würde die Politik, die der Union schwerfällige Monitors statt beweglicher Schlachtschiffe gab, amerikanischerseits noch mehr zu bedauern gewesen sein.

Der ungenügende Zustand der Küstenvertheidigung der Union rief fehlerhafte, jedoch unvermeidliche Aenderungen in den ersten Anlagen des Feldzugsplans hervor, der sich in voller Stärke gegen die Küsten Cubas hätte richten müssen. Die vier neueren Monitors an der atlantischen Küste waren, wenn auf die Haupthäfen vertheilt, nicht ausreichend, um dem immerhin möglichen Angriff der Spanier auf dieselben zu widerstehen und in einer centralen Bereitschaftstellung gegen den Angriff vereinigt, würden sie ihre Schwerfälligkeit und mangelhaften nautischen Eigenschaften verhältnißmäßig unleistungsfähig gemacht haben. New-York z. B. ist ein geeigneter centraler Punkt an der Nordküste, um dort ein Geschwader gegenüber den eventuellen Plänen eines solchen wie dasjenige Cerveras, zu stationiren, und trug diese Position zugleich der dort herrschenden Panik Rechnung. Wenn der Gegner vor Boston, dem Delaware oder der Chesapeake-Bai erschien, vermochte er keinen materiellen Schaden anzurichten, bevor ihm eine Division von Schiffen der Oregon-Klasse gegenüber trat, und dort lagen zugleich die Hauptinteressen des amerikanischen Außenhandels und dessen Ozeanzugänge. Allein wenn Monitors sich an Stelle der Schlachtschiffe befanden, so würde ihre Inferorität als bloße Geschützplattformen und ihre Langsamkeit sie, wenn ein leicht möglicher Zusammenstoß außerhalb der Flußmündungen 2c. stattfand, sehr gefährdet haben. Wahrscheinlich veranlaßten diese Erwägungen die Theilung der Schlachtflotte und daß dem fliegenden Geschwader die Vertheidigung der atlantischen Küste zu jener Zeit übertragen wurde. Die Monitors wurden sämmtlich nach Key-West geschickt, wo sie zur Hand waren, um gegen Havanna zu operiren. Das begrenzte Operationsgebiet zwischen Havanna, Key-West und Matanzas machte ihre Schwerfälligkeit weniger bedenklich, während das zu erwartende milde Wetter ihr Feuer weniger unsicher machte. Die Station des fliegenden Geschwaders bei Hampton Roads war, obgleich nicht so central wie die bei New-York für die wichtigsten Handelsinteressen, centraler für die ganze Küste und näher wie New-York von

Havanna und Portorico gelegen. Das Zeitelement sprach dabei mit, denn eine Flotte schwerer Schiffe war geeigneter, im gegebenen Moment unter allen Fluth- und Witterungsverhältnissen von der Chesapeake-Bai wie von der New-York-Bai in See zu gehen. Die gewählte Position deute daher darauf hin, daß man annahm, daß Cervera nicht leicht einen atlantischen Hafen anfallen werde, und daß es wichtiger war, rascher Westindien zu erreichen, wie New-York oder Boston zu decken. Im Lande verfehlte man jedoch nicht, zu betonen, daß die Theilung der Panzerflotte in zwei fast 1000 Seemeilen von einander getrennte Theile, obgleich sie das Beste war, was für den Moment zu thun war, einer gesunden Praxis nicht entspräche, man trug dabei jedoch den gegebenen Verhältnissen keine Rechnung.

Der mangelhafte Küstenschutz beeinflußte daher die Kriegsflotte ungünstig, die frei von der Verantwortung für die Sicherheit der Häfen bleiben mußte. Unter diesen Verhältnissen konnte es der spanischen Flotte möglich werden, die gesammte Schlachtflotte der Union von ihrer Offensive gegen Cuba abzulenken und sie nur auf die Küstenvertheidigung zu verweisen. Wäre Cerveras Geschwader anstatt allein nach den Antillen entsandt zu werden, wie es hätte geschehen müssen, nach Spanien zurückberufen und dort durch die beiden Panzerschlachtschiffe Pelago und Carlos Quinto verstärkt worden, so würde das spätere Herannahen dieses kompakten Geschwaders die Flotte der Union zur Konzentrirung gezwungen haben; denn jedes der amerikanischen Geschwader von drei Schiffen vor dem Eintreffen des Oregon war zu schwach, ein Engagement mit den alsdann sechs Schiffen des Gegners zu bestehen. Die Flotte der Union hätte alsdann vor Havanna konzentrirt werden, um diesen wichtigsten Punkt Cubas blockiren und der spanischen Flotte den Zugang zu verwehren, und zugleich Key-West, die maritime Operationsbasis, decken müssen. Allein da der Zustand der Küstenvertheidigungswerke mit den Befürchtungen der Hafenbevölkerungen übereinstimmte, war die Regierung der Union nicht in der Lage, die Flotte so weit vorzuschicken. Wenn es dagegen für ein feindliches Geschwader unmöglich war, ohne augenscheinliche Gefahr nicht zu ersetzende Schiffe beschädigt zu sehen und Munition auf für ein Bombardement zu große Entfernungen zu verschwenden, näher wie drei Seemeilen an die Küste heranzukommen, so wäre die spanische Flotte abgehalten worden, und würde ihr eigentliches Ziel, ihren Feldzug bei Cuba, durch Vertreibung der amerikanischen Flotte, wenn sie dies vermochte, verfolgt haben. Allerdings schützen keine Befestigungen den Küstenhandel außerhalb ihres wirksamen Geschützbereichs. Die spanische Flotte jedoch konnte die Küstenbewohner nicht lange belästigen, da die der Union inzwischen herangekommen sein würde, und mußte alsdann jene Aufgabe Kreuzern übertragen, denen entgegenzutreten das Kreuzergeschwader Commodore Howells bestimmt war.

War hingegen die Küste der Union genügend befestigt und derart geschützt, so vermochten die beiden Geschwader, bestehend aus der New-York,

Iowa und Indiana bezw. dem Brooklyn, Massachusetts und Texas, jedes dem Geschwader Cerveras etwas überlegen, zu getrennten Aufgaben an der cubanischen Küste verwandt zu werden. Der Vortheil einer Verwendung, wenn nur vier feindliche Schlachtschiffe zu fürchten waren, erhellt aus einem Blick auf die Karte von Cuba.

Bei Havanna und einige hundert englische Seemeilen östlich in dem vom Eisenbahnnetz durchschnittenen mit den Häfen Havanna, Sagua la Grande, Cienfugos und Batabano verbundenen Gebiet lag der Hauptsitz und die Stärke der spanischen Macht und verbot im Verein mit dem von General Weyler hier angelegten Abschnitt der Trocha jedes ernstliche Zusammenwirken der westlichen und östlichen Insurgenten. Bis die Union für die Invasion vorbereitet war, was nicht vor Schluß der Regenzeit der Fall sein konnte, blieb ihr der einzige Weg, die Hauptstadt und die Armee vom Meer abzusperren, von wo Approvisionirung aller Art, Brod, Waffen, Proviant und Munition nach Cuba geschafft wurde, wovon die Insel wenig produzirt. Für diese Absperrung waren jedoch nicht nur armirte Kreuzer vor jedem Hafen, sondern auch für die derart im Süden und Norden stationirten Schiffe der Rückhalt eines Panzergeschwaders, das die großen Häfen Havanna und Cienfugos blockirte, nothwendig, wenn die spanische Flotte erschien. Das Hauptgeschwader, drei Panzerschiffe, wurde im Norden derart verwandt, während die Blockade in Ermangelung genügender verwendbarer Kreuzer zuerst nicht über Cardenas ausgedehnt wurde. Das fliegende Geschwader hätte von Anfang an vor Cienfugos stationirt werden müssen, dies geschah jedoch mit Rücksicht auf den möglichen Angriff auf die Häfen der Union nicht, da die Hafenbefestigungen unzureichend waren und die Bevölkerung nach Schutz verlangte. In Folge dessen wurde der wichtige Hafen von Cienfugos, ein Hinterthor von Havanna, nur von wenigen leichten Kreuzern blockirt; und diese wurden, als das spanische Geschwader bei Curaçao gemeldet wurde, bis auf einen abberufen, der rasch abziehen sollte, wenn der Feind erschien. Cervera hätte daher beim Anlaufen von Cienfugos nicht das geringste Hinderniß gefunden und dessen Blockade aufgehoben, ein Ereigniß, das in Spanien und Europa mit Recht als eine Niederlage der Union betrachtet worden wäre, da es wichtige politische und militärische Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Dieser maritime Echek aber würde ebenfalls eine Folge des mangelhaften Küstenschutzes der Union gewesen sein; derselbe hätte die Offensivkraft der Flotte der Union gelähmt. Die Küstenbefestigung vermag jedoch nur die gesicherte Basis und die Rückendeckung für die entscheidende Fernvertheidigung der Küsten zu bilden, die unbestreitbar ausschließlich in der Offensive der Flotte liegt. Beide, Flotte und Küstenbefestigungen müssen sich jedoch ergänzen. Jener Mangel an Küstenschutz paralysirte jedoch eine Zeit lang einen anderen ähnlichen Theil der Küstenstreitkräfte der Union und gestattete Cervera überdies verschiedene Operationen zu wählen, die, wenn gelungen, den Gegner entmuthigt und

vielleicht politisches Eingreifen bei den auswärtigen Gegnern der Vereinigten Staaten hervorgerufen hätten. Selbstverständlich würde ein etwa disponibles drittes und viertes Geschwader die Aufgaben der Union außerordentlich erleichtert und vielleicht den Krieg gänzlich vermieden haben.

Die Verhältnisse der spanischen Armee und Marine waren bei Ausbruch des Krieges die folgenden: Spanien besaß mit seiner beträchtlichen regulären Armee die entschiedene Ueberlegenheit zu Lande über die Union. Für die letztere bedurfte es der Zeit, um eine genügend starke Truppenmacht für Operationen auf Cuba aufzustellen, und diese Zeit war nicht vorhanden. Die Küstenvertheidigung Spaniens war noch mehr vernachlässigt, und Barcelona, Malaga und Cadix lagen der Beschießung ausgesetzt unmittelbar an der Küste, Vigo, Ferrol, Portugalete und Cartagena dagegen in tief einschneidenden Buchten. In der amerikanischen Marine bestand daher eine Strömung für den Krieg gegen die spanischen Küsten und deren Handelszugangswege. Es waren jedoch dafür keine Schiffe verfügbar, die Blockade Cubas und die Deckung der atlantischen Küste erforderten alle Kriegsfahrzeuge der Flotte. Nur Einschüchterung des Gegners konnte das Ergebniß sein, da der materielle Druck der Beschießung 2c. in Ermangelung einer nahen Basis der amerikanischen Geschwader, bald sein Ende gefunden hätte, und selbst jene war bei dem Charakter der Spanier mehr wie zweifelhaft, der Kreuzerkrieg gegen den spanischen Handel aber fast gegenstandslos; denn die amerikanischen Expeditionen gegen die Philippinen und Cuba schnitten ihm so wie so den Lebensnerv ab, und den geringen Handel zwischen Spanien und dem englischen Kanal konnten neutrale Schiffe übernehmen. Die Schiffe der spanischen transatlantischen Gesellschaften lagen unthätig in den spanischen Häfen, sie wurden auf die Nachricht von Watsons Absendung nach dem neutralen Hafen von Marseille geschickt und in Barcelona fallirten mehrere Exportfirmen, und der spanische Handel büßte eine größere Anzahl von Millionen ein wie das Halten von einem halben Dutzend Panzerschiffen erfordert haben würde. Der Markt von Cuba, Portorico und den Philippinen war für Spanien verloren und seine Handelsmarine lahmgelegt. Diese Lahmlegung erfolgte durch dieselben Maßregeln, die auf die Ueberwältigung der spanischen Truppen auf Cuba und den Philippinen abzielten, und dieselben legten zugleich Spanien die Last auf, den Krieg auf 3000—4000 Seemeilen vom Mutterlande zu führen, während die Union keine gleich große Anstrengung zu machen brauchte. Alles gebot daher die Konzentration ihrer Kräfte bei Beginn des Krieges und bis zur Vernichtung der Flotte Cerveras gegen Cuba und die Verwendung weit geringerer gegen Portorico. Die Schiffe der Union vor Portorico sollten daher dort hauptsächlich nur die feindlichen Torpedokreuzer fesseln.

Was die Stärke und Vertheilung der spanischen Flotte bei Beginn des Krieges betrifft, so besaßen die Spanier bei nominell unbeträchtlicher Inferiorität den sehr beträchtlichen Vortheil einer an Schnelligkeit, Armi-

rung und nautischen Eigenschaften beinahe homogenen Gruppe von fünf Panzerkreuzern (incl. Carlos V.). Das derartige Geschwader vermochte, wenn es keinem Entscheidungskampf ausgesetzt wurde, eine beständige Bedrohung der verschiedenen Interessen des Gegners und namentlich seiner Kommunikationen zu bilden und dessen Operationen einzuschränken. Die Wirkung, welche das Geschwader Cerveras auf die Pläne und Bewegungen der amerikanischen Flotte ausübte, bis es bei Santiago eingeschlossen war, hat dies bestätigt, und als ein amerikanischer Offizier bei Nacht einen spanischen Panzerkreuzer an der Nordküste Cubas zu erkennen glaubte, wurde die Abfahrt der Expedition Shafters für 5—6 Tage verschoben. Auch der moralische Eindruck, den dieses Geschwader auf die Küstenbevölkerung der Union machte, fiel in's Gewicht. Allerdings kann der Werth einer vorhandenen und der Entscheidung ausweichenden Flotte sehr überschätzt werden, denn schließlich wird die an Zahl überlegene Flotte sie erreichen und niederkämpfen. Bis dahin kann zwar wichtige Zeit verloren gehen, so z. B. wenn Cerveras Geschwader bis zum September durch geschickte und verheimlichte Bewegungen den Gegner so lange an die Antillengewässer fesselte, bis die September-Orkane über das caraibische Meer fegten. Alsdann hatte die Union keine Ersatzschiffe für verlorene oder beschädigte Fahrzeuge. Dazu bedurfte es aber einer seltenen Leistungsfähigkeit jenes Geschwaders und jedes einzelnen seiner Schiffe, die jedoch durch unvorherzusehende Zufälle im kritischen Moment verloren gehen konnte. Ein beschädigtes Schiff bedeutet aber, wo Alles von der Schnelligkeit abhängt, ein verlorenes Schiff oder eine verlorene Flotte, die infolge ihres havarirten Gliedes stecken bleibt. Jene Leistungsfähigkeit besaß jedoch Cerveras Geschwader nie. Die Dauer seiner Ueberfahrt übertraf, selbst unter Anrechnung des häufigen Kohleneinnehmens der Torpedozerstörer, alle Berechnungen, so daß man an seine Rückkehr nach Spanien glaubte, um dort Verstärkungen heranzuziehen. Diese Langsamkeit war die Folge eines Mangels an tüchtigem Maschinisten- und Heizerpersonal, sowie an Uebung in Seefahrt, während die Union ihre Schiffe stets in See kreuzen ließ. Die Nothwendigkeit, häufig Kohlen einzunehmen, um dem Bedürfniß beständiger Schnelligkeit in den Bewegungen zu entsprechen, mußte bei aktiver Verwendung des spanischen Geschwaders unter diesen Umständen für seinen Admiral ein starker Grund zur Besorgniß werden, und ein stärkerer, jedoch langsamerer Gegner vermochte von einer centralen Position aus ihm entgegenzutreten, bevor er seine Bunker wieder gefüllt hatte. Wenn sich das fliegende Geschwader Schleys bei Cienfugos oder Havanna befand, so konnte dasselbe, die Benachrichtigungszeit durch Depeschenboot angerechnet, in vier Tagen vor Santiago sein. Die Ungewißheit Schleys, als er vor Cienfugos eintraf, ob das spanische Geschwader sich in diesem Hafen befand oder nicht, wäre vermieden worden, wenn sein Geschwader Cienfugos blockirt hätte, und seine Verzögerung um 48 Stunden, die Cervera damals eine Chance bot, wäre nicht eingetreten. Die Kohlenver-

sorgung von vier großen Schiffen in dieser Zeit scheint über die Hilfsmittel Santiagos hinausgegangen zu sein, während die Schnelligkeit der amerikanischen Bewegungen etwas unter den für ihre Sicherung eintretenden Anordnungen litt.

Das große Ziel einer Kriegsflotte ist jedoch, fährt Mahan fort, weder zu verfolgen oder auszuweichen, sondern die See zu beherrschen. Wenn jedoch Cervera bei Santiago entkam, so wäre dies seinerseits nur erfolgt, um wieder in Cienfugos oder Havanna festgelegt zu werden. Nicht Schnelligkeit allein, sondern Offensivkraft ist der beherrschende Faktor im Kriege, und für sie ist die Feuerwirkung und nicht Schnelligkeit das erste Moment, und die letztere wird überdies durch das langsamste Schiff eines Geschwaders bestimmt. Allein nicht die Maschinen, sondern die Führer und Geschütze der Schiffe gewinnen die Schlachten und beherrschen die See. Die sicherste, wenn auch nicht die wirksamste Verfügung über eine bedrohende, jedoch inferiore Flotte ist, sie in einen uneinnehmbaren Hafen oder Häfen zu legen, da dies dem Gegner die Mühe ihrer beständigen Ueberwachung auferlegt und ihn stets mit Unternehmungen bedroht. Dieses Mittel wandten Torrington und Napoleon in gewisser Ausdehnung vor Trafalgar an und der Kaiser nachher ausschließlich, ohne irgend eine größere Expedition zu dulden. Er nöthigte die Engländer, die französischen Häfen von der Schelde bis Toulon unter großem Kraftaufwand und Beschwerden mit Ueberlegenheit zu blockiren. Dies war in gewissem Grade die Position Cerveras in Santiago, und daraus ergab sich der Landangriff auf den Hafen, um einer unerträglichen Situation ein Ende zu machen. Mit dem Geschwader Cerveras stand und fiel der Seekrieg, und Admiral Sampson depeschirte von Santiago, als er auf der Absendung einer Landexpedition dorthin bestand: „Die Vernichtung des Geschwaders wird den Krieg beenden.“ Admiral Cervera hatte kein Vertrauen zu seinem Geschwader, das, bis es die Kap Verdischen Inseln verließ, nie vereint manövrirt hatte. Schon ein Jahr zuvor antwortete Cervera einem Besucher in Cadix, der ihm bemerkte, daß er in der Marine als im Kriegsfall zum Kommandeur des Geschwaders bestimmt genannt werde: „In diesem Fall muß ich es annehmen, weiß jedoch, daß ich einem Trafalgar entgegen gehe, das nur zu vermeiden wäre, wenn ich zuvor 50 000 Tonnen Kohlen für Evolutionen und 10 000 Geschosse für Schießübungen verbrauchen könnte.“

Auf anderer fachmännischer Seite war man jedoch in Spanien des Sieges gewiß und vertraute auf die überlegene Disciplin auf den spanischen Kriegsschiffen und setzte voraus, daß die aus allen Nationen zusammengewürfelte Schiffsmannschaft der Union, sobald der Krieg beginne, vielfach desertiren werde. Erst nach den Niederlagen der Spanier traten der Aeußerung Cerveras konforme Urtheile in der spanischen Fachpresse hervor und beklagte man die Vernachlässigung der Marine in Material und Ausbildung und den Fehler, daß die Mittel des Staates, dessen großer Kolonial-

besitz im Kriegsfall nur durch die Flotte aufrecht erhalten werden konnte, in so unverhältnißmäßigem Grade auf die Armee verwandt wurden. Befanden sich die nominellen Streitkräfte Spaniens jedoch in tüchtiger Verfassung und sofortiger Aktionsbereitschaft, so würde sich der Krieg sehr in die Länge gezogen haben und zwar, wenn die Union standhaft blieb, sein Ausgang nicht zweifelhaft gewesen sein, allein derselbe vermochte durch einen thätigen Gegner vielleicht lange genug hingezogen zu werden, um die amerikanische Nation zu entmuthigen. War doch die Panik an der amerikanischen Küste so groß, daß man überall kleine Geschwader zum Schutz verlangte. Das Marine-Departement widerstand dieser Forderung jedoch und begnügte sich mit der Bildung zweier Geschwader, obgleich selbst diese nicht einwandfrei war.

An der Leistungsfähigkeit des Geschwaders Cerveras hegte man auf Grund der bekannten Vernachlässigung der spanischen Marine starke Zweifel; allein der thatsächliche Beweis ihrer Begründetheit fehlte. Das Geschwader Cerveras sowie der Carlos V. und eine Anzahl geschützter Kreuzer und Torpedofahrzeuge besaßen weit größere Geschwindigkeit, wie die Schlachtschiffe der Unionsflotte, die deren Stärke bildeten. Spanien besaß daher thatsächlich eine zur Bedrohung der Union durch rasche Bewegungen geeignete Flotte, sie war jedoch nicht bereit. Manche auswärtige Fachmänner waren der Ansicht, daß eine energische Aktion dieser Flotte Spanien sogar das Uebergewicht verschaffen könne; allein dieselbe war an Gefechtskraft der Flotte der Union nicht gewachsen. Die Entsendung nur der vier Panzerkreuzer anstatt auch des Carlos V. und anderer Kräfte erfolgte, wie es scheint, unter dem Druck der öffentlichen Meinung und politischer Erwägungen. In der kritischen Periode aber, als Cervera in Santiago lag, wurde die spanische Regierung wegen dieser Maßregel scharf angegriffen und verurtheilt, und daher erfolgte wahrscheinlich der verzweifelte Durchbruchsversuch, der in der Kammer in nicht mißzuverstehender Weise verlangt wurde.

Die spanische Flotte war wie die amerikanische bei Ausbruch des Krieges in zwei Gruppen getheilt, die eine etwas formlose und unfertige, jedoch sehr beträchtliche, befand sich in den spanischen Häfen, die andere, Cerveras Geschwader, bei den Kap Verde'schen Inseln.

Die letztere besaß außer ihrer Homogenität und Schnelligkeit auch insofern exceptionelle Eigenschaften, als die Union nur über zwei derartige Schiffe, die New-York und die Brooklyn, und über keine Torpedokreuzer gegenüber den dreien Cerveras verfügte. Die letzteren, obgleich ein Impediment für eine Flotte in ausgedehnten strategischen Bewegungen bei schwerer See, gewähren am Tage der Schlacht eine bedeutende taktische Unterstützung, namentlich wenn der Gegner keine besitzt, und in den milden Antillengewässern waren erhebliche Verzögerungen ihrer schweren Gefährten bei deren dort kurzen Fahrten kaum zu besorgen.

Die beiden Hauptgruppen der spanischen Flotte waren daher bei Beginn

des Krieges am 25. April 500 Seemeilen von einander getrennt. Die Neutralität Portugals gestattete Cervera nicht lange bei den Kap Verden zu bleiben, und die Regierung mußte eine Entscheidung treffen. Dadurch, daß sie Cervera sofort nach den Antillen sandte, wurde es der Union möglich, jede künftige Vereinigung zwischen ihm und den übrigen Schiffen der Flotte zu verhindern. Beide Geschwader der Union vermochten ihm mit mindestens gleichen Kräften gegenüberzutreten und jedes derselben ihn in einem Hafen zu blockiren, und war dies wie bei Santiago geschehen, vermochten beide Geschwader vereinigt zu werden und war ein Entrinnen höchst unwahrscheinlich und das Erreichen einer Verstärkung unmöglich gemacht. Dies wurde von Anfang an beabsichtigt, denn war dies geschehen, so waren alle übrigen Unternehmungen, die Blockade von Cuba 2c. ungefährdet. Kapitän Mahan legt den thatsächlichen Folgen strikter Offensivoperationen eines so inferioren Bedrohungs-Geschwaders wie das Cerveras wenig Bedeutung bei. Das Leistungsvermögen desselben mußte in den Antillengewässern unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten des Kohleneinnehmens sowie der plötzlichen Zufälle, denen alle Maschinen ausgesetzt sind, und der Orientirung, die Kabelverbindung über das Geschwader bot, sowie der Annahme eines guten Beobachtungsdienstes der Eklaireurschiffe der Union und der richtigen Vertheilung der übrigen beurtheilt werden. Zur Verhinderung der Nachtheile der Situation war es für Spanien geboten, da die andere Schiffsgruppe in seinen Häfen nicht aktionsbereit war, Cerveras Geschwader nach den kanarischen Inseln etwa 800—900 Seemeilen, oder selbst nach Spanien, zurückzuziehen; allein die Furcht vor den politischen Folgen und vor der öffentlichen Meinung des Landes scheint dies verhindert zu haben. Da Spanien sich jedoch entschloß, den Seekrieg in den Antillengewässern zu führen, da es andernfalls Cuba aufgab, so mußte es seine sämmtlichen aufzubringenden Panzerschiffe dorthin senden und sich in seinen heimischen Gewässern auf rein defensives Verhalten und seine Küstenbefestigungen und erforderlichen Falls nur auf eine Absperrung seiner Häfen verlassen. Allein Cervera wurde unter Nichtachtung des gesunden fachmännischen Urtheils und der Kriegserfahrung infolge des Druckes, den ein falscher Nationalstolz oder Unverstand ausübte, seinem Schicksal entgegengesandt.

Die Ereignisse bei Beginn des Krieges waren in Kurzem die folgenden: Am 20. April fand die Resolution des Kongresses, die die Unabhängigkeit Cubas erklärte und die Aufgabe der Herrschaft Spaniens und die Zurückziehung seiner dortigen Streitkräfte forderte, die Zustimmung des Präsidenten. Am 22. April wurde die Blockade der Nordküste Cubas von Cardenas bis Bahia Honda und des Hafens von Cienfugos erklärt. Am 25. April wurde der Kriegszustand als seit dem 21. April bestehend erklärt. Am 29. April verließ Cerveras Geschwader die Kap Verde'schen Inseln mit unbekannter Bestimmung und blieb sein Verbleib 14 Tage den Behörden der Union unbekannt. Am 1. Mai vernichtete Commodore Dewey das spanische

Geschwader bei Manila und beendete damit alle spanischen Operationen im Osten und befreite damit seine Regierung von jeder militärischen Besorgniß in jener Richtung. Inzwischen wurde die Blockade Cubas in der vom Völkerrecht verlangten Weise durchgeführt. Bei der reservirten Haltung vieler europäischer Staaten war es nothwendig die Bewachung für Handelsschiffe gesperrter Küstenstrecken nur so weit auszudehnen wie sie thatsächlich durchgeführt zu werden vermochte.

Die Blockade, bemerkt Mahan, ist eine durch allgemeines Uebereinkommen kriegführender Staaten zugestandenes Recht, welches direkt und indirekt die Neutralen schädigt und ihrem Handel pekuniäre Verluste und Einschränkungen bringt. Die Wirren der Insurrektion und die engherzige Politik Spaniens, den Handel mit seinen Kolonien zu monopolisiren, hatten den Handel Cubas bereits sehr vermindert, mit dem Kriege wurde jedoch sowohl ein legaler wie illegaler Impuls gegeben, Vorräthe aller Art, namentlich die hauptsächlichsten Lebensmittel, deren Ergänzung mangelhaft war, in Cuba einzuführen. Derartige nicht unbedingt Kontrebande bildende Ladungen konnten nur durch die Blockade mit Sicherheit ausgeschlossen werden, und um den militärischen Zwecken völlig zu entsprechen, mußte dieselbe mindestens sich auf jeden mit Havanna in Eisenbahnverbindung stehenden Theil der Küste erstrecken, da bei der Hauptstadt die Hauptmacht der spanischen Armee versammelt war. Aus Mangel an Schiffen war dies anfänglich nicht möglich, und es entwickelte sich daher ein völlig legaler lebhafter neutraler Handel zwischen Jamaica, Mexiko, Europa, Nordamerika und den nicht blockirten cubanischen Häfen von Sagua la grande, Batabono und anderen. Es schädigte dies die Aufgaben der Union, bot jedoch zur keiner Klage Anlaß, und zuweilen wurde es selbst schwer, die begrenzte Blockade thatsächlich aufrecht zu erhalten, namentlich vor und während des Transports der Truppen von Tampa und nachher. Denn dazu mußten zahlreiche Schiffe der Blockade der Nordküste entzogen werden, und später erforderten die einem Entkommen Cerveras günstigen dunklen Nächte den Verbleib leichter Kreuzer an der Nordküste, auch um die Kohlenversorgung zu übernehmen.

Die Blockade war, während die amerikanische Armee noch nicht bereit war und bis das spanische Geschwader herankam, die einzige entscheidende und sichere, obgleich langsam wirkende Maßregel, die amerikanischerseits getroffen werden konnte, deren Effekt nothwendig darin bestand, die Schiffe des Gegners auf die westliche Seite des Ozeans zu bringen, wenn Spanien den Kampf nicht aufgeben wollte. Ein italienischer Autor bemerkt: „Die Blockade mußte in Anbetracht des Standes der Insurrektion und der bereits vorhandenen Erschöpfung der Insel unvermeidlich die Entscheidung bringen.“ Wir sind der Ansicht, daß in Anbetracht der geraume Zeit sehr unvollständigen Blockade und des erwähnten lebhaften Handelsverkehrs mit dem Auslande genügende Vorräthe und Lebensmittel für eine lange Subsistenz der spanischen Armee auf Cuba dorthin geschafft zu werden vermochten, wenn die

spanischen Behörden rechtzeitig die erforderlichen Schritte thaten und dazu über die damals wohl noch flüssigen Mittel verfügten.

Die Blockade war jedoch der erste und wichtigste Schritt, den die Union vor dem Eintreffen Cerveras an einem bekannten und zugänglichen Punkt unternehmen konnte. Sie sollte die Armee des Gegners in Cuba erschöpfen und seine Flotte zwingen, zu ihrer Unterstützung heranzukommen. Die Union vermochte vor dem Eintreffen derselben und der Bereitschaft der eigenen Armee, um auf Cuba zu landen und die Entscheidung herbeizuführen, keinen wirksamen Schritt zu thun. Auf die Blockade mußten sich daher die vereinten Anstrengungen richten. Dieselbe erforderte jedoch nicht nur eine genügende Kreuzerzahl, um den Verkehr von Handelsschiffen zu verhindern, sondern auch genügende Streitkräfte, um nicht durch einen Angriff von Außen oder aus den Häfen heraus gesprengt zu werden. Eine gesprengte Blockade hört jedoch faktisch und völkerrechtlich bis zu ihrer Wiederherstellung auf und giebt den Verkehr wieder frei. Im Norden vor Havanna waren diese Streitkräfte, das Geschwader Sampsons, außer den Kreuzern vorhanden, im Süden vor Cienfugos, wie erwähnt, außer den Kreuzern jedoch nicht. Das Geschwader Sampsons verstärkte zugleich die Blockade der Nordküste und deckte gleichzeitig die nahe Flottenbasis Key-West. Das Festhalten der Konzentration der Kräfte für den Hauptzweck, die Blockade, verbot von vornherein jeden Bombardementsversuch, der die Schiffe der Union überdies schweren Beschädigungen durch die spanischen Küstengeschütze ausgesetzt hätte. Die Deckung der Blockade erforderte jedoch alle hier verfügbaren Panzerschiffe der Union. Das Bombardement konnte allerdings einen unvorherzusehenden moralischen Effekt von Bedeutung hervorbringen, allein es gefährdete die Sicherheit der Blockade, wenn nur ein einziges Panzerschiff schwer beschädigt wurde. Das Geschwader Sampsons verzichtete daher auf ein Bombardement. Als Cerveras Bestimmung wurde Westindien, und zwar aus den dargelegten Gründen Portorico, angenommen. Allein, wenn er Kohlen genug hatte, konnte er sofort nach seinem letzten Ziel, voraussichtlich einem cubanischen Hafen, gehen und derart seine Anwesenheit, bis er im Geschützbereich desselben war, verbergen. Daß er die Küste der Union anlaufen würde, ohne vorher wieder Kohlen einzunehmen, war höchst unwahrscheinlich, und es war anzunehmen, daß, wenn er nach Havanna Ordre hatte, der Kohlenbedarf ihn zwingen würde, den kürzesten Weg innerhalb der Beobachtungszone der Windward-Passage zwischen Cuba und Haiti zu wählen. Man beschloß daher, ein Geschwader unter Sampson zur Beobachtung nach der Windward-Passage zu senden, mit der Weisung, weiter östlich zu gehen, wenn es angezeigt schiene; und am 4. Mai ging der Admiral mit der Jowa, Indiana, New-York und den Monitors Amphitrite und Terror und einigen kleineren Kreuzern und Kohlenschiffen dorthin ab. Es war klar, daß diese Bewegung, wenn überhaupt unternommen, mit allen verfügbaren Kräften unternommen wurde, da eine Theilung derselben nicht angängig war. Die Monitors

brachten dabei die alte Anforderung der Homogenität an Geschwindigkeit und Manövrirfähigkeit für zu gemeinsamer Aktion bestimmte Schiffe zur Geltung. Langsam, und bei kleinen Kohlenbunkern zu häufigem Kohleneinnehmen genöthigt, verlangsamten sie die Fahrt des Geschwaders und mußten selbst von den Panzerschiffen geschleppt werden, was endlose Störungen und häufiges Halten durch Reißen der Taue hervorrief.

Am 7. Mai gegen Mitternacht befand sich das Geschwader 20 Seemeilen nördlich Kap Haitien etwa 600 Seemeilen östlich von Havanna. Hier erhielt es das Telegramm des Marinedepartements, daß dasselbe bis jetzt über die Bewegungen des spanischen Geschwaders nicht informirt sei, daß jedoch die New-York und der St. Louis östlich Martinique und Guadeloupe zur Aufklärung entsandt seien, um auf einer Nord-Süd-Linie 80 Seemeilen von diesen Inseln zu kreuzen. Wenn der Feind entdeckt sei, würden der Admiral und Washington vom nächsten zugänglichen Kabelhafen benachrichtigt werden. Den beiden Schiffen war eine Zeit für diese Aufgabe bestimmt, die der größtmöglichen Langsamkeit des spanischen Geschwaders, wenn dasselbe diesen Weg nahm, Rechnung trug. Ein mehr südlicher Kurs würde dasselbe entdeckt haben, allein Niemand traf die Schuld, denn die Fahrt der Spanier war über alles Erwarten langsam. Dem Admiral Sampson wurde vom Marinedepartement depeschirt, daß spanische Kohlenschiffe bei Guadeloupe bemerkt worden seien und daß spanische Schiffe Kohlen und Munition bei St. Thomas einnehmen sollten. Beides war unbegründet und bei einer neutralen Insel wie St. Thomas, kaum 100 Seemeilen von dem Hafen von Portorico, unwahrscheinlich. Nach Empfang dieser Depesche berief Admiral Sampson seine Kapitäne am 9. Mai Nachmittags zu einer Berathung über die Situation. Er entschloß sich darauf, nach St. Juan zu gehen in der Annahme, das spanische Geschwader dort zu finden. Das Kohleneinnehmen der Monitors wurde am folgenden Morgen wieder aufgenommen. Am 9. Mai 11,15 Uhr Vormittags traf die Nachricht ein, daß das spanische Geschwader in der Nacht des 7. bei Martinique gesehen worden sein sollte, und die Depesche bekundete einige Besorgniß für Key-West und die Blockade von Havanna, empfahl die schleunige Rückkehr, überließ jedoch die einzelnen Bewegungen des Admirals seinem Ermessen. Das Geschwader ging nach Osten und traf am Morgen des 12. vor San Juan ein und beschoß den Platz von 5,30 Uhr bis 7,45 Uhr Nachmittags, hörte jedoch damit auf, obgleich der Admiral überzeugt war, die Uebergabe zu erzwingen, da sich ergab, daß das spanische Geschwader nicht dort, sein Verbleib unbekannt und Havanna, sein natürliches Ziel, ungedeckt war, und da die Einnahme San Juans das Geschwader mehrere Tage an diesen Platz gefesselt hätte, um seinen Besitz bis zum Eintreffen von Besatzungstruppen zu sichern. Das Geschwader ging daher sofort mit westlichem Kurse ab. Am 12. Mai gegen Mitternacht erfuhr das Marinedepartement zuverlässig, daß Cervera bei Martinique eingetroffen war.

Am 10. Mai befand sich das Geschwader Cerveras nach dem genommenen Logbuche des Cristobal Colon 130 Seemeilen östlich des Längengrades von Martinique und 15 Seemeilen südlich seiner Südspitze. Admiral Cervera hielt sich in dieser Nähe der Antillen mit Recht vom Angriff eines Panzergeschwaders der Union bedroht, wenn dieselbe von der ihm beim Auslaufen bekannten Vertheilung ihrer Kräfte zur Blockade von Cuba und zur Deckung der amerikanischen Küsten abgewichen war. Um nicht, namentlich bei Nacht, unerwartet auf einen Gegner zu stoßen, lief das Geschwader unter 4 Knoten und sandte den Torpedozerstörer Terror zur Aufklärung voraus. Die Mannschaft des Geschwaders schlief in der Nacht bei den Geschützen. Nachdem der Terror am nächsten Vormittag wieder zum Geschwader gestoßen war, gelangte dasselbe mit zuerst 7, alsdann 10 Knoten um 4 Uhr Nachmittags südlich in die Höhe von Martinique. Zu dieser Zeit war Cervera zweifellos informirt, daß Sampsons Division von Cuba nach Osten gegangen war, allein er konnte seine eigentliche Bestimmung nur vermuthen, denn San Juan wurde erst am folgenden Tage bombardirt; die Mannschaft blieb daher auch in dieser Nacht bei den Geschützen. Wie es scheint, blieb das Geschwader in der Nacht vom 11. bis zum 12. Mai, während Sampson gegen San Juan engagirt war, dicht bei Martinique. Am Nachmittag des 12. befand sich das Geschwader nach dem Logbuch um 12,20 Uhr mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 11 Knoten auf der Fahrt nach Curaçao, wie es scheint, infolge der Nachricht vom Angriff auf San Juan, jedoch nicht von dessen Resultat, um nicht von Sampson abgefangen zu werden, obgleich die ursprüngliche Geschwindigkeit von dessen Schiffen geringer wie die der spanischen war und durch die Monitors verlangsamt wurde. Die Spanier nahmen bei Martinique keine Kohlen ein, da die französischen Behörden dies verweigerten, weil sie Kohlen genug hatten, um den nächsten befreundeten Hafen Portoricos, geschweige denn Curaçao erreichen zu können. Auch scheint Admiral Cervera die Begegnung mit dem durch die Monitors überlegenen Geschwader Sampsons haben vermeiden wollen. Er verlängerte in der That seine Fahrt nach Santiago, wie dies seine ursprüngliche Bestimmung war, um 200 Seemeilen und den Aufenthalt zum Kohleneinnehmen in Curaçao. Allein wenn die Holländer ihm den erforderlichen Bedarf einzunehmen gestatteten, war er beim Auslaufen von Curaçao näher an Cuba wie bei Martinique und im Stande, wenn sein Vorrath reichte, Santiago, Cienfugos oder Portorico und selbst Havanna zu erreichen. Letzteres war allerdings nicht wahrscheinlich, da es, abgesehen von der großen Entfernung, die Union veranlaßt hätte, ihre Flotte in der besten Position für dieselbe, wo sie zugleich den Gegner festhielt und die Basis Key-West deckte, zu konzentriren. Die Veröffentlichung der Verhandlungen des Kriegsgerichts über Admiral Cervera würde über seine Beweggründe Klarheit bringen. Durch den militärisch unverzeihlichen Fehler seiner Regierung in eine äußerst falsche Lage gebracht, that der Admiral das Beste, was er thun konnte.

Bei Martinique hatte er ganz Westindien und die amerikanischen Küsten zur Wahl, allerdings abhängig vom Kohleneinnehmen und anderen vorhergesehenen oder unvorhergesehenen Anforderungen. Er wurde bei Santiago überwältigt, und würde, von dort entkommen, an einer anderen Stelle abgefaßt worden sein. Der Versuch der spanischen Behörden, den Eindruck hervorzurufen, als wenn irgend ein wundervoller strategischer Schachzug zum größten Nachtheil der Union in der Ausführung begriffen sei, war begreiflich genug, jedoch absurd, und imponirte denen, die die Bewegungen der amerikanischen Schiffe leiteten, keinen Augenblick.

Admiral Sampson erhielt nach seiner Rückfahrt nach Havanna, nach kurzer Unterbrechung derselben auf das ihn erreichende Gerücht, Cervera sei nach Cadix zurückgekehrt, um den Angriff auf San Juan zu erneuern, am 15. Morgens 3,30 Uhr die amtliche Mittheilung vom Erscheinen des Feindes bei Martinique und von seinem Eintreffen bei Curaçao, welches kurz nach Tagesanbruch des 14. erfolgte, sowie davon, daß das fliegende Geschwader nach Key-West unterwegs sei, und daß er so rasch als möglich Key-West erreichen solle.

Cervera ließ in Martinique den Terror zurück, der nach dem Hafen St. Pierre der Insel ging, wo sich der in der Eile sehr unvollkommen armirte amerikanische Kreuzer Harvard befand, so daß hinsichtlich seiner Besorgnisse entstanden. Allein die Maschinen des Terror waren nicht in Ordnung, und er mußte den Hafen Fort de France auf Martinique aufsuchen, so daß der Harvard genügenden Vorsprung erhielt, um ihm zu entkommen.

Die Nachricht vom Erscheinen Cerveras bei Martinique wurde im amerikanischen Marinedepartement erst um Mitternacht vom 12. bis 13. Mai, fast 36 Stunden nach dem Ereigniß bekannt, sowie daß er von dort westwärts abgegangen sei. Aus letzterem Umstand war nichts Sicheres zu folgern. Den letzten Nachrichten zufolge hatte der Oregon Bahia am 9. Mai verlassen. Sein Verbleib und seine beabsichtigten Bewegungen waren weder dem Marinedepartement noch dem Feinde bekannt. Hätte man ihm seinen Weg genau vorgeschrieben, so war es möglich, ein Geschwader zu seiner Aufnahme abzusenden, sobald Besorgnisse dafür vorhanden waren, daß Cervera ihn abzufangen beabsichtige. Ersteres war jedoch nicht geschehen, da man die Indiskretionen der Presse fürchtete, die den Kurs des Schiffes verrathen hätten. Denn damals wurde die Presse noch nicht so scharf überwacht wie später, eine Ueberwachung, für die Kapitän Mahan in Kriegszeiten, den Verhältnissen seines Landes gegenüber, unbedingt eintritt. Der Oregon war daher sich selbst überlassen. Von seiner Abfahrt von Bahia bis zu seinem Eintreffen in Barbados und alsdann bei Jupiter Inlet an der Florida-Küste wußte Niemand in Washington, wo er war. Immerhin bildete er einen wichtigen und exponirten Bestandtheil der Streitkräfte. Es war in dieser Hinsicht beruhigend, daß Cervera in Martinique keine Kohlen eingenommen

hatte; es war jedoch möglich, daß er es in Barbados versuchte, wo ihm, sobald sein Kohlenvorrath zu Ende ging, die englischen Behörden genügende Kohlen zu geben vermochten, um Portorico zu erreichen. Als der Oregon am 18. Mai 3,20 Uhr Nachmittags nach Barbados ging, waren noch nicht sechs Tage vergangen, seit Cervera Martinique verließ, und beide Inseln sind kaum 100 Seemeilen von einander entfernt. Allein Cervera konnte dies Alles nicht wissen und verzichtete wahrscheinlich daher auf die sehr ungewisse Jagd auf den Oregon. Im amerikanischen Marinedepartement war man zwar sehr bemüht, die Frage der Sicherung des Oregon zu lösen, hielt jedoch bei seinem Zusammentreffen mit dem Feinde die nationalen Interessen nicht ernstlich gefährdet, denn man nahm an, daß das Schiff nicht ohne schwere Schädigung des Gegners überwältigt werden könne. Es ist heute bekannt, wie sich der Kommandeur des Oregon, Kapitän Clark, beim Zusammentreffen mit dem Gegner zu verhalten beabsichtigte. Die spanischen Schiffe sollten sämmtlich schneller wie der Oregon, jedoch von verschiedener Geschwindigkeit sein, und jedes einzelne war ihm an Gefechtskraft unterlegen, und überdies hatte der Oregon eine sehr starke Heckbatterie. Kapitän Clark beabsichtigte daher dem Gegner sein Heck zuzuwenden und den Kampf unter Fortsetzung seiner Fahrt zu führen. Dies gab ihm in dieser Position Feuerüberlegenheit und beschränkte den Gegner auf sein Bugfeuer und verzögerte die Zeit seiner Annäherung und des Gebrauchs seiner Breitseiten-Schnellfeuerbatterien möglichst. Ueberdies war es möglich, da die spanischen Schiffe nicht gleich schnell waren und vielleicht nicht viel schneller wie der Oregon, daß derselbe daher einzeln mit dem Têtenschiff in Kampf gerieth und dasselbe und selbst zwei überwältigte. Die Kriegsgeschichte weist ähnliche Beispiele von Kämpfen auf. In einem Briefe bemerkte Kapitän Clark: „Was ich fürchtete, war, daß Cervera seine sämmtlichen Schiffe in Schußbereich von mir bringen könne, da ich sein langsamstes Schiff für schneller wie den Oregon hielt. Allein es war Aussicht vorhanden, daß ihre Maschinen gelitten hatten und sie in der Aufregung und im Ungestüm nicht beieinander bleiben würden. Kapitän Clark ließ die Marietta und den Nichteroy bei Kap Frio zurück, obgleich er auf die erstere zur Abwehr der spanischen Torpedoboote rechnete, da sie seine Fahrt bedenklich verzögerten und im Kampf mit den vier spanischen Panzerkreuzern nicht in's Gewicht fallen konnten. Er war sich darüber klar, daß die Spanier sämmtlich auf Schnellfeuergeschütz-Distanz herankommen und seine sämmtlichen Geschütze außer den Thurmgeschützen überwältigen und dann ihre Torpedoschiffe vorschicken konnten. Sein Ziel war jedoch, den Spaniern nicht zu begegnen und den Oregon zur Hauptflotte stoßen zu lassen. Als er daher bei Barbados die Nachricht erhielt, daß die spanische Flotte bei Martinique eingetroffen und drei Torpedoboote gesichtet worden seien, nahm er am 18. Mai Kohlen ein und ging bald nach Eintritt der Dunkelheit zuerst in westlicher, dann in nördlicher Richtung von Bahia ab, traf sechs Tage später an der Küste von

Florida ein und trat mit dem Marinedepartement in Verbindung. Der Oregon bildete den dritten der Hauptbestandtheile der Unionsflotte, in welche dieselbe zu Anfang der Woche vom 12. bis 19. Mai getheilt war und die möglichst rasch nach dem gewählten strategischen Centrum Havanna-Cienfugos geschafft werden mußten. Es wurde dazu keine Zeit verloren. Am Abend des 13. Mai, 18 Stunden nach Cerveras Erscheinen bei Martinique konvergirten die Geschwader Sampsons und Schleys nach dem Konzentrationspunkt Key-West, und ebenso, wenn auch unbeabsichtigt, der Oregon. Sampson hatte 24 Stunden Vorsprung vor dem „fliegenden Geschwader", und die Entfernungen von Portorico und Hampton West waren infolge der Einwirkung des Golfstromes fast dieselben. Allein Sampson wurde durch die Langsamkeit seiner Monitors sehr aufgehalten, und so sehr er empfand, daß Eile noth that, und so dringend die Depesche des Marinedepartements vom 15. war, gestattete er seinen Schiffen nicht, sich zu trennen, bis sie näher an ihrem Bestimmungsort heran waren. Dem Harvard und dem Yale, die bei ihrem Auslug östlich von Martinique das spanische Geschwader verfehlt hatten, ertheilte er den Befehl, möglichst viel Kohlen einzunehmen und sich auf Kabelweite von einander für sofortige Ordres bereit zu halten. Während diese Befehle ertheilt wurden, traf der St. Louis, der die Kabel bei Santiago und Guatanamo und später bei Ponce auf Portorico zu durchschneiden Befehl hatte, bei Sampson ein.

Das fliegende Geschwader war am 13. Mai Nachmittags 4 Uhr abgegangen. Seine gefechtstüchtigen Schiffe bestanden aus dem Panzerkreuzer Brooklyn als Flaggschiff und dem Massachusetts und Texas, Schlachtschiffen erster und zweiter Klasse. Auffallender Weise hörte die Beunruhigung an der amerikanischen Küste mit dem Moment auf, als das feindliche Geschwader erschien, man konzentrirte jetzt seine Kräfte gegen das nicht mehr zu verfehlende Objekt. Kommodore Schley erhielt jedoch Befehl, in Charleston nach Befehlen nachzufragen, da der Plan eine Aenderung erfahren konnte, wenn sich eine gute Gelegenheit bot, das feindliche Geschwader oder einen Theil desselben zu vernichten. Ein Aufenthalt entstand dadurch nicht, und als Schley Hampton Roads verließ, war nur bekannt, daß Cervera bei Martinique erschienen sei. Am 15. Nachmittags 4,30 Uhr erschien das durch dichte Nebel aufgehaltene Geschwader Schleys vor Charleston Bar, nahm die Befehle in Empfang, ging um sechs Uhr Nachmittags nach Key-West und traf dort am 18. einige Stunden vor Sampson und einen Tag vor seinen langsamen Schiffen ein. Wenn es in diesem Zeitpunkte geboten war, häufige direkte Verbindung unter den größeren Bestandtheilen der Flotte zu sichern, da ihre Bewegungen plötzliche Aenderung erheischen konnten, so war es noch wesentlicher, von einer Centralstation aus Fühlung mit den schnellen einzelnen Kreuzern zu halten, die die für die Operationen so wichtige Aufklärung lieferten. Es empfiehlt sich in solchen Lagen, bemerkt Kapitän Mahan, das Gros der Streitkräfte der ursprünglichen Richtung folgen zu lassen und dasselbe

durch Verbindung mit den Kabeln mit dem Befehlscentrum in Kommunikation zu halten. Berichte der Agenten in den berührten Häfen genügen nicht, sondern mit den Kabelenden muß beständige Fühlung unterhalten werden. Dies kann jedoch nur durch schnelle Depeschenschiffe geschehen. Die Aufgabe der Kreuzer ist es, Gewißheit an Stelle der Konjekturen zu setzen. Denn hiervon hängt, auch betreffs der eintretenden Zwischenfälle, der Erfolg der Operationen wesentlich ab. Die Kriegsgeschichte aber lehrt, daß keine Flotte je genug Kreuzer gehabt hat, zum Theil, da die Rekognoszirungs- und Depeschendienstthätigkeit sehr ausgedehnt und mühsam ist, und zum Theil, da derartige Schiffe für andere Zwecke erfordert werden, wie z. B. 1898 für die Blockade der Häfen Cubas und das Abpatrouilliren der atlantischen Küste. Oekonomische Verwendung der disponiblen Schiffe und Bereithaltung derselben ausschließlich für dringenden Bedarf, Anweisung, die Kabelhäfen anzulaufen und zu berichten, und Begrenzung ihres Kreuzungsgebietes empfiehlt sich in dieser Hinsicht. Selbstverständlich unterliegen Ausnahmen dem Urtheil der kommandirenden Offiziere.

Als das fliegende Geschwader auslief, lagen in Hampton Roads drei schnelle Kreuzer: die New-Orleans, St. Paul und Minneapolis. Die beiden Hilfskreuzer Josemite und Dixie waren nicht völlig seebereit. Man hielt die New-Orleans für die Verwendung des Marinedepartements zurück, die Minneapolis und St. Paul folgten jedoch nach erfolgtem Kohleneinnehmen innerhalb 24 Stunden dem Geschwader. Die erstere sollte zwischen Haiti und der Caicos-Bank kreuzen, auf dem Wege, den Cervera nehmen mußte, wenn er nördlich Haitis ging; der letztere sollte zwischen Haiti und Jamaica beobachten, wo Cervera getroffen werden konnte, wenn er die Windward-Passage westlich von Haiti wählte. Als diese Befehle ertheilt wurden, war bekannt, daß das spanische Geschwader vor Martinique läge und auf die Erlaubniß, dort Kohlen einzunehmen, rechnete. Da beide Kreuzer sehr schnell und mit Volldampf liefen, so war Aussicht vorhanden, daß sie vor Cervera in ihrem Kreuzungsgebiet eintrafen.

Sampson wurde die Bewegung am 15. Mai mit dem Hinweis auf die große Wichtigkeit, daß seine Kreuzer mit dem spanischen Geschwader Fühlung behielten, telegraphirt. Mit dieser unvollständigen Information gab Sampson noch keine Befehle, die ihn auf den Harvard und auf den Yale verzichten ließen, erfuhr jedoch kurz nach Mitternacht von Kap Haitien, daß Cervera Curaçao am Abend vorher um 6 Uhr und sechs Stunden bevor ihn die Depesche erreichte, verlassen habe. Er kabelte sofort dem Harvard und Yale, in See zu gehen, und dem ersteren, in der Mona-Passage zu kreuzen, dem letzteren, den St. Paul zu unterstützen, und informirte das Marinedepartement; ferner ließ er über Key-West die sämmtlich ungepanzerten Blockadeschiffe vor Cienfugos vor dem möglichen Erscheinen des Feindes warnen. Dieselben waren jedoch schon 36 Stunden früher vom Marinedepartement bis auf ein einziges von Cienfugos weggezogen, und die Schiffe an der Nordküste benachrichtigt

worden. Zu diesen verschiedenen Aufträgen wurden Kreuzer verwandt, so nach Cienfugos und der Nordküste und mit der Depesche Sampsons nach einem Kabelhafen; denn Torpedoboote mußten sie bei ihren empfindlichen Maschinen Verzögerungen auf hoher See aussetzen. Inzwischen ging die Minneapolis für ihre Bestimmung ab, und am 14. Mai Nachmittags 6 Uhr erhielt man die Nachricht vom Eintreffen Cerveras bei Curaçao, und da verlautet hatte, daß ihn im Golf von Venezuela Kohlenschiffe treffen sollten, so lag der Schluß nahe, daß er Kohlen brauche, und sie in der Nähe von Curaçao zu finden hoffe. Es fragte sich aber, warum Cervera, da er informirt sein mußte, daß Sampson weit östlich bei San Juan war, nicht direkt auf Cuba, sein voraussichtliches Ziel, losging. Was die Kohlenschiffe im Golf von Venezuela betraf, so erwies sich die Nachricht als falsch, allein das Bedürfniß, Kohlen einzunehmen, traf zu und bedeutete Verzögerung. Der St. Paul wurde daher nach Key-West beordert, um dort volle Kohlen einzunehmen. Er war dort so nahe an der Windward-Passage wie Curaçao und selbst in der Lage, durch die Yucatan-Straße oder in jeder anderen erforderlichen Richtung abzugehen. Der St. Paul erreichte Key-West am 18. Mai und nahm Kohlen ein. Während seiner Fahrt beschloß das Marinedepartement, ihn nebst dem Harvard und der Minneapolis nach dem Golf von Venezuela zu senden, um den Gegner aufzufinden, über ihn zu berichten und sich an seine Fersen zu heften, so daß kein Zweifel über seinen Bestimmungsort blieb. Ihre Geschwindigkeit gegenüber der bisher vom Gegner entwickelten, machte es wahrscheinlich, daß seine Annäherung von ihnen rasch genug mitgetheilt und gekabelt werden konnte, um ihn von allen Seiten zugleich zu umringen, das erste große Ziel des Feldzuges.

Ein bei Kap Haitien Bericht erstattender Kreuzer brachte der Minneapolis den Befehl, der letztere diente jedoch nur dazu, die Schwäche des Schiffs und der Columbia als Kreuzer zu zeigen. Der Kohlenvorrath der Minneapolis ging bald zu Ende, und sie ging nach St. Thomas, ihn zu ersetzen. Dies war zeitraubend, da ihre Bunker, ebenso wie die der Columbia, zahlreiche Abtheilungen hatte, die für ein Schlachtschiff, betreffs dessen Sicherung, gerechtfertigt, für Kreuzer, deren Haupteigenschaft nächst rascher Fahrt, großer Aktionsradius, rasche Auslaufbereitschaft und daher schnelles Kohleneinnehmen ist, jedoch nicht angezeigt sind. Sie erhöhen zwar die Defensivkraft des Kreuzers, vermindern jedoch seine Haupteigenschaft, die Schnelligkeit; auch die Offensivkraft des Kreuzers ist, Kapitän Mahan zufolge, mit Rücksicht auf ihre Schnelligkeit zu bemessen und ihr untergeordnet, beim Schlachtschiff dagegen ist die Offensivkraft der vorherrschende Faktor, und nicht besonders hohe Geschwindigkeit.

Admiral Sampson sandte die erwähnten Depeschen am 16. Mai vor Tagesanbruch von Kap Haitien ab. Sein Flaggschiff stoppte zu diesem Zweck, das Geschwader aber blieb in Fahrt, um nicht noch mehr Zeit einzubüßen, legte jedoch der Monitors wegen nur 7—8 Knoten zurück. Von

Kap Haitien bis Key-West befand sich keine nahe telegraphische Verbindung, und das Geschwader konnte bei dem letzteren Punkt nicht vor dem 19. Mai Morgens eintreffen und Fühlung mit Washington bekommen. Das Marinedepartement wurde daher hiervon benachrichtigt. Am 17. Mai Vormittags $11^1/_2$ Uhr, im alten Bahama-Kanal, gelangte Admiral Sampson zu der Ueberzeugung, daß seine Anwesenheit bei Havanna und Key-West nothwendig sei, und ging er mit der New-York, dem schnellsten seiner Panzerschiffe, seinem Geschwader voraus, das unter Kapitän Evans folgte. Sechs Stunden später brachte ihm das Torpedoboot Dupont den Befehl des Marinedepartements vom 16., seine geeignetsten Panzerschiffe zur Vereinigung mit dem fliegenden Geschwader vorauszusenden. Dieser Befehl erfolgte, da verlautete, Cervera brächte Munition nach Havanna oder einem per Bahn mit ihm verbundenen Hafen, wie namentlich Cienfugos. Das Marinedepartement konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß, bis sein Befehl Sampson erreichte, dessen Geschwader so weit vorwärts gelangt sei, um sich zwischen Havanna und die Spanier legen zu können, falls sie von Osten durch die Windward-Passage kämen. Kaum war daher die Gefahr vorhanden, den Gegner zu verfehlen, wenn das fliegende Geschwader nach Cienfugos abging, um ihm entweder dort entgegenzutreten, oder mit der Chance, ihn im Yucatan-Kanal zu treffen, wenn er diesen wählte, um nach Havanna zu gelangen. Da jedoch Cienfugos der wahrscheinliche Bestimmungsort war und überdies ein zu blockirender Hafen, sollte Schley durch ein ihm möglichst bald folgendes Schlachtschiff verstärkt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dasselbe allein auf das feindliche Geschwader stoßen sollte. Der Yucatan-Kanal wurde überdies, seit Cervera bei Curaçao gemeldet war, scharf überwacht.

Sampson erreichte am 18. Mai Nachmittag 4 Uhr Key-West, das fliegende Geschwader und den St. Paul. Das Kohleneinnehmen hatte überall rasch stattgefunden. Der St. Paul ging am selben Abend mit neuen Ordres nach Kap Haitien, das fliegende Geschwader um 9 Uhr Morgens am 19. nach Cienfugos und 26 Stunden später die Jowa. Inzwischen hatte das Torpedoboot Porter am Kap Haitien den Kapitän Evans mit einer Depesche erreicht, die die Dringlichkeit der allgemeinen Lage hervorhob, und Kapitän Evans war daher mit der Jowa dem Geschwader voraus am 18. Abends in Key-West eingetroffen, ergänzte seine Kohlen und nahm das Kohlenschiff Merrimac für die Schiffe vor Cienfugos mit sich. Der Rest der Schiffe Sampsons traf am 19. ein. Die Monitors Puritan und Miantonomoh, die nicht vor San Juan gewesen waren, gingen am 20. Mai zur Blockade vor Havanna, wo die Indiana und die New-York mit Sampson am 21. früh zu ihnen stießen. Das fliegende Geschwader traf gegen Mitternacht am 21. vor Cienfugos ein, die Jowa 12 Stunden später und 4—5 kleine Kreuzer am 22. und in den folgenden Tagen. Am 24. Mai meldete der Oregon von Jupiter Inlet nach Washington, daß seine Maschinen nach der langen Tour völlig leistungsfähig seien, erhielt den Befehl nach Key-West zu gehen,

dort Kohlen einzunehmen und am 28. zur Blockade von Havanna abzugehen. Seine Maschinen hatten Außerordentliches geleistet.

Dies war im Allgemeinen der Verlauf der Dinge amerikanischerseits in den zehn Tagen, vom 12. bis 21. Mai, vom Bombardement von Portorico bis zur Entsendung der beiden Panzergeschwader in die Positionen, die sie bei besserer Lage der Kriegsvorbereitungen, namentlich des Küstenschutzes, Kapitän Mahan zufolge, schon am 11. hätten einnehmen sollen. Allerdings hat der Krieg glücklich für die Union geendet, Kapitän Mahan empfiehlt jedoch, seine Lehren unmittelbar zu verwerthen. Man könne nie wieder erwarten, einen so völlig unfertigen Gegner wie Spanien zu haben, und selbst dabei habe Cervera Santiago am 19. Mai erreicht, zwei Tage bevor die beiden amerikanischen Panzergeschwader in der vollen Stärke, die sie haben konnten, vor Havanna und Cienfugos erschienen. Wenn Cervera versuchte, selbst mit der Geschwindigkeit von nur 7 einhalb Knoten am 15. Mai Abends von Curaçao nach Cienfugos zu gehen, so konnte er dasselbe zwischen Mitternacht und Tagesanbruch am 21. erreichen und um 8 Uhr Morgens, 12 Stunden vor dem Eintreffen Schleys daselbst, in den Hafen laufen.

Vermochte man daher in der Union von Anfang an infolge des Standes der Küstenvertheidigung für die Haupthafenstädte beruhigt zu sein, so mußte, nimmt Kapitän Mahan an, das fliegende Geschwader von Anfang an nach Cienfugos gesandt werden. Auf alle Fälle mußte der Gegner nach seiner transatlantischen Fahrt wieder Kohlen einnehmen, vorher waren ernste Unternehmungen desselben gegen die amerikanische Küste nicht möglich. Vier Häfen boten sich dazu: Havanna, Cienfugos, Santiago und San Juan. Die beiden ersteren waren jedoch deshalb ausgeschlossen, weil bei ihnen ein Kampf mit einem gleich starken Geschwader in Aussicht stand, dessen Ausgang das Kohleneinnehmen von nicht mehr unmittelbarem Interesse werden ließ. Santiago und San Juan oder irgend ein anderer östlicher Hafen boten dagegen, Cervera offenstehend, die Gelegenheit, und darunter war San Juan als der entfernteste und für Kohleneinnehmen und Wiederverschwinden mehr Zeit gewährend, der geeignetste. Nachdem Cerveras Abfahrt von Curaçao, jedoch nicht seine Absichten bekannt waren und während die beiden Unionsgeschwader nach Havanna und Cienfugos gingen, erwog das Marinedepartement Maßregeln, die es selbst dann für Cervera schwierig machten, einem Kampf zu entgehen, wenn er zum Kohleneinnehmen nach San Juan ging. Seine Lage wäre jedoch noch weit schwieriger gewesen, wenn die beiden Unionsgeschwader von Anfang an vor Havanna und Cienfugos postirt waren.

Die beabsichtigte Operation bestand in angemessener Aufklärung um Portorico, die die Annäherung des Gegners entdecken und schleunigst kabeln sollte. Die beiden Panzergeschwader sollten, mit Kohlen möglichst versehen, jeden Moment bereit sein, abzugehen. Zwei der schnellsten Depeschenboote sollten bei Key-West bleiben, bereit, sofort nach Cienfugos zur Benachrichtigung

des fliegenden Geschwaders abzugehen, so daß, selbst wenn eins versagte, der Befehl in 24 Stunden eintraf. Das Eintreffen der entscheidenden Depesche von den Kreuzern bei Portorico beim Marinedepartement hätte Alles in Bewegung gesetzt. Die in sechs Stunden erreichbare Havanna-Division wäre sofort abgegangen und die bei Cienfugos 18 Stunden später. Innerhalb fünf Tagen nach dem Eintreffen Cerveras konnten die Verhältnisse sich so bei San Juan gestalten, wie diejenigen, zu deren Herstellung es bei Santiago einer Woche bedurfte. Fünf Tage genügten bei der Lage, in der sich die Spanier nach einer Seereise von 2500 Meilen, bei der die größeren Schiffe die Torpedojäger mit Kohlen zu versorgen hatten, befanden.

Ueberdies betrug die Geschwindigkeit der amerikanischen Schiffe nur 9 Knoten und somit weit weniger, wie alle Welt erwartet hatte. Bei dem vorhandenen Mangel an Trockendocks in der Union waren die Schiffe schwerfällig geworden, andernfalls wäre die Entfernung in vier Tagen zurückgelegt worden.

Wenn man jedoch annimmt, daß es für unrathsam erachtet wurde, nach San Juan vorzugehen, da das rechtzeitige Eintreffen daselbst zweifelhaft war, so fragt es sich, wie sich die Lage gestaltet haben würde, wenn Cervera San Juan aufgesucht hätte, und die beiden Unionsgeschwader sich vor Havanna und Cienfugos befunden hätten. Er wäre von vier Kreuzern beobachtet gewesen, die sofort nach seinem Eintreffen von Santiago dorthin gesandt wurden und von ihnen gefolgt worden, wenn er diesen Hafen verlassen hätte.

Von diesen Schiffen konnten leicht Kabelhäfen erreicht und Mittheilungen erhalten und inzwischen seine Absichten klar werden. Wohin sollte er gehen? Vor Havanna und Cienfugos waren Geschwader, im Stande, ihn zu überwältigen. Santiago oder ein anderer östlicher Hafen bot den Nachtheil der größeren Entfernung. Matanzas war so gut wie Havanna, man würde ihm auch dort zuvorgekommen sein, da eins der sich an ihn heftenden Schiffe vorausgesandt werden konnte, um seine Annäherung zu melden. War seine Bestimmung jedoch ein nordatlantischer Hafen, so konnte das Geschwader vor Havanna durch das Kabel zurückgerufen und das vor Cienfugos unter Zurücklassung von Kreuzern vor den südlichen Häfen nach Havanna gezogen werden. Cienfugos blieb dann allerdings ungedeckt; allein entweder verfehlte Cervera, da er die Bewegungen des Gegners nicht kannte, dorthin zu gehen, oder er errieth sie richtig und kehrte um, so war die amerikanische Küste gesichert.

Kapitän Mahan kommt immer wieder auf die Position von Havanna und Cienfugos mit der Basis Key-West als eine centrale, die inneren Linien beherrschende, zurück, die, da Havanna fast ebenso weit von Portorico wie von der Chesapeake-Bai ist, alle Angriffs- und Vertheidigungspunkte innerhalb des Kriegstheaters mit weit kürzerer Linie beherrschte, wie die des Gegners.

Wenn diese Position, bemerkt er, diese Vortheile besaß, so entsteht die

Frage, ob es nützlich für die Havanna-Division war, bevor Cerveras Eintreffen bekannt war, mit dem fliegenden Geschwader bei Hampton Roads ostwärts nach San Juan zu gehen, wie geschah. Der Beweggrund zu diesem Schritt, dem das Marinedepartement beistimmte, war die größere Wahrscheinlichkeit, daß San Juan Cerveras ursprüngliche Bestimmung war. Wenn sich dies bestätigte, war Sampsons Geschwader näher zur Hand. Es war natürlich möglich, daß Cervera sich zuerst mit einem neutralen Hafen, wie Martinique, in Verbindung setzte, um zu erfahren, ob die Küste rein war, bevor er nach San Juan ging.

Cervera erfuhr, daß Sampsons Geschwader bei San Juan war, ging nach Curaçao und darauf nach Santiago, weil dies, wie der spanische Marineminister in den Cortes erklärte, der einzige Hafen war, wohin er gehen konnte. Wenn Sampsons Geschwader vor Havanna war und Schley in Hampton Roads als Cervera erschien, konnte der letztere ungestört San Juan anlaufen. Was konnte die Flotte der Union dann thun? Vermöge ihrer centralen Position standen drei Wege offen. Sie konnte das Havanna-Geschwader nach San Juan senden, wie vorgeschlagen, und ebenso das fliegende Geschwader, jedoch mit dem Nachtheil, daß Hampton Roads 40 Seemeilen weiter von San Juan ist wie Cienfugos. Sie konnte das Havanna-Geschwader nach San Juan und das Geschwader Schleys nach Key-West senden, um Kohlen einzunehmen und weitere Befehle abzuwarten. Das Marinedepartement konnte endlich das fliegende Geschwader nach Key-West und gleichzeitig das Havanna-Geschwader nach Cienfugos beordern, eine viel Zeit ersparende und ungefährliche Bewegung in Anbetracht der Entfernung Cerveras vom Operationszentrum der Union. Für die letztere Maßregel tritt Kapitän Mahan ein, da Cerveras Erscheinen bei Martinique es völlig ungewiß ließ, ob er nach Havanna oder Cienfugos gehen wollte. Solange Cerveras Bestimmung unbekannt war und, wenn auch nicht wahrscheinlich, die amerikanische Küste sein konnte, war das Behalten des fliegenden Geschwaders daselbst allenfalls gerechtfertigt. Sobald es jedoch bekannt war, daß er in Westindien erschienen, war die Sicherung der beiden cubanischen Häfen die erste Nothwendigkeit. Wenn er jedoch San Juan anlief, ohne daß dies vorher bekannt wurde, konnte die erste oder zweite Maßregel gewählt werden; in Anbetracht des richtigen Grundsatzes, daß die feindliche Flotte, wenn sie erreichbar ist, das Hauptobjekt bildet, da die Herrschaft zur See durch Ueberwältigung derselben der entscheidende Faktor in einem Seekriege ist.

Bei dieser Sachlage erscheint daher heute und im Lichte der Folgeereignisse betrachtet, daß die Entsendung des Havanna-Geschwaders nach Osten verfehlt war und daß sie von vornherein als ein Mißgriff hätte betrachtet werden müssen, da sie eine excentrische war und gegen das Zusammenhalten der Streitkräfte im Operationszentrum verstieß. Infolge des Verstoßes gegen diese Regel entbehrten Havanna und Cienfugos, die dem feindlichen

Geschwader verschlossen bleiben sollten, der Deckung, und war dasselbe leistungsfähiger, so konnte es den einen oder den anderen dieser Häfen erreichen, bevor die Geschwader der Union wieder in ihrem Operationszentrum erschienen. Allerdings kommen Fehler und Mißgriffe in jedem Kriege vor, allein den betreffenden Verstoß gegen den leitenden strategischen Grundsatz bezeichnet Kapitän Mahan, obgleich er an ihm wohl nicht unbetheiligt war, heute als nicht genügend motivirt.

Das Resultat der verschiedenen geschilderten Bewegungen war, daß das fliegende Geschwader am 22. Mai vor Cienfugos und die Division Admiral Sampsons, geschwächt durch die Entsendung ihres besten Schiffes, der Jowa, zu Admiral Schley, am 21. Mai vor Havanna blieb. Man erwartete, daß der Feind vor Cienfugos und nicht vor einem nördlichen Hafen zuerst erscheinen werde. Admiral Sampson, für den Moment wesentlich von seinen Monitors abhängig, war daher nicht in der Lage, die Kreuzer-Division Cerveras zum Kampfe zu zwingen, wenn sie einen Vorstoß nach Havanna unternahm. Erst am 28. wurde das ungünstige Verhältniß durch das Eintreffen des Oregon bei Havanna ausgeglichen. Am 19. Mai erhielt das Marinedepartement die noch unbestimmte Nachricht, daß Cervera in Santiago eingelaufen sei. Dies war am 19. Morgens geschehen und blieb durch Zufall von dem amerikanischen Hilfskreuzer St. Louis, der, als er am 18. das Kabel von Santiago nach Jamaica in der Nähe Santiagos durchschnitt, acht Stunden vor Santiago gewesen war und am 19. sich bei Guantanamo nur 50 Seemeilen entfernt aufhielt, unbemerkt. Erst drei Wochen später erhielt das Marinedepartement die Gewißheit, daß sich Cervera in Santiago befand. Allein die Wahrscheinlichkeit war groß, und die vier Hilfskreuzer St. Paul, St. Louis, Harvard und Yale und der Kreuzer Minneapolis wurden sofort nach Santiago beordert. Admiral Schley traf dort am 26. Abends ein und fand den Minneapolis, St. Paul und Yale bereits vor. Der Harvard traf am 27. ein. Admiral Schley entschloß sich, da seine Schiffe an Kohlen knapp waren, nach Key-West zu gehen und Kohlen einzunehmen, kam jedoch angesichts der Lage zu dem Entschluß, bei Santiago zu bleiben. Noch bevor diese Entschlußänderung dem Marinedepartement bekannt wurde, entsandte dasselbe Admiral Sampson mit dem New-York und dem Oregon, unter Entblößung Havannas, nach Santiago. Die langsame Indiana blieb als einziges Schiff im Westen zurück, für die Begleitung der zu erwartenden Truppentransporte bestimmt. Admiral Sampson traf mit seinen zwei Schiffen am 1. Juni Morgens sechs Uhr vor Santiago ein und organisirte hier selbstständig die nahe Bewachung des Hafens, die erst mit dem Ausfall und der Vernichtung Cerveras endete. Ein Angriff auf den Hafen von Santiago war aus doppelten Gründen ausgeschlossen, und zwar in Anbetracht der spanischen Minensperren und sonstigen Vertheidigungsanlagen und da die Union thatsächlich kein einziges dabei etwa vernichtetes Kriegsschiff zu entbehren und zu ersetzen vermochte, wenn

nicht zugleich mehrere Schiffe des Gegners vernichtet oder genommen wurden. Sie war nicht in der Lage, als das Geschwader Camaras nach den Philippinen auslief, ein einziges Schlachtschiff zur Verstärkung Admiral Deweys, der kein Schlachtschiff besaß, zu entsenden, sondern nur zwei langsame Monitors.

Als nun Cerveras Geschwader in die Enge getrieben war, war es klar, daß es, mochte die maritime Bereitschaft der Union sein, welche sie wolle, rathsam schien, dasselbe durch einen Angriff im Rücken aus dem Hafen herauszubringen, der nur durch die Landarmee erfolgen konnte. Derartige Lagen dulden keine Verschleppung, und die erwähnten Gründe machten es für die Amerikaner doppelt geboten, die Situation rasch zu beenden, und daher wurde die kombinirte Expedition von Tampa sofort beschlossen. In Anbetracht der bekannten Truppenzahl des Feindes bei Santiago war jedoch zweifellos die Entsendung einer stärkeren Streitmacht, wie die, welche erfolgte, wünschenswerth. Die Kritik gegen die unzureichende Truppenzahl für diese wichtige Operation war völlig richtig und würde noch berechtigter gewesen sein, wenn sie sich nicht gegen das Unternehmen selbst, sondern gegen die nationale Kurzsichtigkeit gerichtet hätte, die bei Ausbruch des Krieges der Union eine so dürftige Armee gab. Die große Gewagtheit des Unternehmens der Unionstruppen geht daraus hervor, daß die Kolonne Escario von 3000 Mann Santiago von Manzanillo her am 3. Juli erreichte, zwar viel zu spät, um an der Vertheidigung von San Juan und El Caney theilnehmen zu können, von deren Besitz die Verproviantirung und Wasserversorgung Santiagos abhing, jedoch nicht zu spät, um nicht deutlich zu vergegenwärtigen, wieviel schwerer die Aufgabe der Unionstruppen gewesen wäre, wenn Escario rechtzeitig eintraf.

Das Marinedepartement der Union war jedoch nicht der Ansicht, daß selbst eine geringe Aussicht auf ein Mißlingen, das vermieden werden konnte, in den Kauf genommen werden dürfe. Es wurde daher beschlossen, für die Truppentransportschiffe eine starke Deckungsgeleitflotte zusammenzuziehen, und dieselben gegen die Angriffe der spanischen Kanonenboote an der Nordküste Cubas zu sichern. Zwar hielten manche diese Vorsicht für übertrieben, allein sehr leicht konnte ein junger spanischer Kanonenboot-Kommandant sich unternehmend genug erweisen, um sie sehr geboten zu machen. Die Transportflotte war an ein Zusammenmanövriren nicht gewöhnt, viele ihrer Kapitäne hatten kein Interesse am Kriege und weit mehr an ihren Rhedern, von denen sie abhingen. Zersplitterung und Panik waren bei einem Angriff sicher zu erwarten, und da die Union kaum Truppen genug für die bevorstehende Aufgabe hatte, lief sie Gefahr, einen oder mehrere Transporte ihrer besten Truppen einzubüßen. Es wurde daher beschlossen, ein Dutzend kleiner Kreuzer zu vereinigen, die einzeln jedem spanischen Kanonenboot gewachsen waren und die vermöge ihrer Anzahl derart auf die Transportflotte vertheilt werden konnten, um überall einem Angriff vorbeugen zu können. Schon das bloße Vorhandensein der Geleitflotte bot einen gewissen

Schutz, da es die Aktivität des Gegners lähmte. Ueberdies wurden die Anordnungen zur Ueberwachung der spanischen Torpedobootszerstörer in San Juan während der Dauer des Transports getroffen. Die Indiana bildete einen Bestandtheil der Geleitflotte, und ihr Kommandant traf alle Anordnungen für den ersteren und überwachte sie.

Am Sonntag den 4. Juni telegraphirte der Kommandant des Flottenstützpunktes Key-West, daß die Geleitflotte am selben Abend segelbereit sei. Die Expeditionsarmee war am 8. Juni eingeschifft und abfahrtbereit, allein am Morgen des 8. traf die Meldung ein, daß ein spanischer Panzerkreuzer mit drei Begleitschiffen am Abend des 7. Juni von der amerikanischen Blockadeflotte im Nikolas-Kanal an der Nordküste Cubas gesichtet sei, und wurde von anderer Seite bestätigt. Die Abfahrt des Transports wurde daher abbefohlen. Die von Key-West zur Aufklärung entsandten Kriegsschiffe der Geleitflotte waren jedoch die verdächtigen Schiffe gewesen, und Admiral Sampson erhielt die Weisung, seine beiden schnellsten Panzerschiffe nach Key-West zu senden, damit die Expedition genügend gedeckt abgehen könnte. Der Admiral wußte jedoch, daß die Meldung eine falsche war, und gab daher mit Recht der Weisung keine Folge. Die Verzögerung in Folge der Falschmeldung war jedoch eine sehr wichtige, in Anbetracht der geringen Zeit, die Escario zu spät kam. Sie beweist die Wichtigkeit absolut richtiger Meldungen.

Die Expedition ging schließlich am 14. Juni von Tampa ab und traf am 20. Juni vor Santiago ein. Während der Formationsverzögerung und der Fahrt des Transports vergingen drei Wochen, während der die Kriegsschiffe der Geleitflotte aus der Blockade ausfielen. Es bedurfte ferner einiger Tage, um sie wieder mit Kohlen zu versehen und an ihre Stationen zurückzubringen. Inzwischen stellte sich heraus, daß die Grenzen der Blockade ausgedehnt werden mußten, um ihren vollen militärischen Nutzen zu gewinnen. Die südlichen Häfen Cubas westlich von Santiago und die Gewässer der Pines-Inseln und von Batabano erhielten daher mehr Blockadeschiffe und ebenso Sagua la Grande im Norden. Binnen Kurzem rief der erhöhte Bedarf eine Steigerung der Verproviantirung hervor, die von Jamaica und Mexiko im Süden und von den europäischen und nordamerikanischen Häfen im Norden abhing, für deren Sicherstellung umfassende Maßregeln seitens der Union getroffen werden mußten. Die Proklamation der Ausdehnung der Blockade der Südküste Cubas vom Kap Cruz bis zum Kap Frances wurde beschlossen, die Pines-Inseln sollten als sichere Basis für die Kohlenergänzung und gegen Orkan für die dort nur verwendbaren kleinen Schiffe besetzt werden und eine Expedition des Marinebataillons war bereits dorthin unterwegs, als das Waffenstillstands-Protokoll unterzeichnet wurde. Während der drei von der Vorbereitung der Santiago-Expedition beanspruchten Wochen war die Blockade kaum eine effektive und konnte amerikanischerseits nicht für ausreichend gelten, obgleich man die Küstenvertheidigungsflotte ihrer Kreuzer

für den Dienst bei Cuba beraubte. Das äußerste, was die Union damals mit jedem verwendbaren Schiffe erhoffen konnte, war den technischen Anforderungen der Blockade derart zu entsprechen, um den Vorwurf ihrer Unwirksamkeit von neutraler Seite zu begegnen.

Inmitten dieser Maßregeln verließ die Flotte Camaras Cadix und nahm ihren Kurs ostwärts. Dies bewirkte sofort die Entbehrlichkeit aller Patrouillenschiffe der Union an deren Nordküste, die sofort für Blockadezwecke nach Key-West beordert wurden. Auf der anderen Seite entstand jedoch Besorgniß für die Flotte Deweys bei Manila, im Falle die beiden spanischen Panzerschiffe unter Camara thatsächlich dorthin gingen, da außer dem Monterey kein Panzerschiff in dieser Richtung verwendbar und es zweifelhaft war, ob, wenn die Spanier ihre Geschwindigkeit von 10 Knoten wie bisher beibehielten, der Monterey ihnen zuvorkommen könne. Ueberdies war der Monterey genöthigt, zur Reparatur des ihn begleitenden Kohlenschiffs nach Honolulu zu gehen. Das erste und dauernde Resultat der Bewegung Camaras war daher die Verstärkung der Blockade Cubas durch die Schiffe der nördlichen Kreuzerflotte. Das Ziel jener Bewegung ist Kapitän Mahan unverständlich, denn die Absicht, irgend eine excentrische Bewegung der amerikanischen Flotte durch Erregung von Besorgnissen für Manila hervorzurufen, war schon mit der Fahrt nach Port Said und dem dortigen Kohleneinnehmen zu erreichen, allein die große Ausgabe für das Passiren des Suezkanals bleibt unverständlich und ist kaum durch die Absicht, die Täuschung zu erhöhen, motivirbar. Möglicherweise hatten jedoch die auf Seiten der Union getroffenen Gegenmaßregeln die Wirkung auf die spanische Regierung, die sie zum Theil hervorbringen sollten. Ein Geschwader von zwei Schlachtschiffen und vier Kreuzern der Flotte Sampsons wurde gebildet, um unter Kommodore Watson über Suez nach Manila zu gehen und gleichzeitig Kohlenbegleitschiffe in den atlantischen Häfen bereit gestellt. Auf den Vorschlag Admiral Sampsons wurde die Abfahrt des Geschwaders verschoben, bis alle Panzerschiffe völlig mit Kohlen versehen seien, um für eine längere Periode den Verbleib der ihm verbleibenden Schiffe vor Santiago sicher zu stellen. Zu dieser Aenderung des ersten Befehls trug auch die derzeitige Dunkelheit der Nächte bei. Da jedoch den Zweck der Bewegung mehr die Verhinderung der Fahrt Camaras als die Entsendung der Verstärkung bildete, so erhielten die betreffenden Anordnungen volle Publicität, und erhielt Watson Befehl, schleunigst mit seinem Flaggschiff nach Santiago zu gehen und dort sein neues Kommando zu übernehmen, dessen ausgesprochenes Ziel die spanischen Küsten waren, die durch die Abfahrt Camaras sehr des Schutzes entbehrten und sehr unvollkommen befestigt waren. Wenn Camara nach Osten ging, so wäre ihm Watson gefolgt, und es bot, wenn er auch später eintraf, keine unüberwindliche Schwierigkeit, die Bewegungen der Geschwader Deweys und Watsons so zu kombiniren, daß Spanien auch seines zweiten Schlachtgeschwaders verlustig ging.

Camaras Aufenthalt an der Einfahrt zum Suezkanal rief sowohl Zweifel in seiner Bestimmung, wie an seiner genügenden Kohlenausrüstung für eine so weite Expedition hervor. Dies trug zur Verschiebung von Watsons Abfahrt mit bei, und die Passage Camaras am 2. Juli durch den Suezkanal fiel sehr nahe mit der Vernichtung des ersten Panzergeschwaders unter Cervera zusammen. Nach dem Kampf von Santiago bedurften die Schlachtschiffe wieder der Kohlenversorgung, und noch bevor dieselbe erfolgt, war Camara wieder auf dem Rückweg nach Spanien. Das Aufgeben der vom Gegner geplanten Operation gegen Manila traf mit der kritischen Lage der Armee der Union vor Santiago zusammen, um den Plan zur Verstärkung Deweys zu verschieben, der was seine unmittelbar vorliegende Aufgabe betraf, nicht mehr der Schlachtschiffe bedurfte. Ueberdies war jetzt das Eintreffen des Monterey und Monadnok gesichert, selbst wenn der Gegner seine Bewegung wieder aufnahm. Als Santiago fiel, war es jedoch nothwendig, den Bestand der Kriegsmarine der Union im Stillen Ozean entweder durch die Magellanstraße oder den Suezkanal wieder herzustellen. Der letztere Weg wurde gewählt und die gesammte Schlachtflotte, mit Ausnahme des wenig Kohlen fassenden Texas, erhielt die Weisung, in einiger Entfernung den beiden Schlachtschiffen zu folgen, die mit ihren kleineren Kreuzern und Kohlenschiffen nach Manila gehen sollten. Die Vorbereitungen für diese Bewegung wurden unter dem Vorgeben, sie seien gegen Portorico gerichtet, eine Zeit lang geheim gehalten, entgingen jedoch schließlich der Oeffentlichkeit nicht. Die Regierung der Union befand sich nunmehr in der Lage, wenn der Gegner bei offenbar hoffnungslosem Widerstande den Frieden verweigerte, zum Bombardement eines seiner Häfen zu schreiten, jedoch mit äußerstem Widerstreben und nur um sein Nachgeben durch demonstrative Aktion zu erzwingen. Wenn die amerikanische Flotte die spanische Küste erreicht hätte, würde die Beschießung, wenn auch auf den letzten Moment, verschoben, um dem Gegner das beschämende Nachgeben nicht auf Gründe, sondern auf Drohungen zu ersparen, erfolgt sein. Das entscheidende Moment für die geplante Bewegung der Schlachtflotte war die Zweckmäßigkeit, Dewey zu verstärken und zwei Schlachtschiffe im Stillen Ozean zu postiren. Es wurde jetzt nicht mehr für zweckmäßig gehalten, die beiden Schlachtschiffe allein abzusenden, um jedes unnütze Risiko zu vermeiden. Camaras beide Panzerschiffe waren nach Spanien zurückgekehrt, und es befanden sich in dessen Häfen noch andere armirte Schiffe, die, obgleich für eine weite Fahrt ungeeignet, in der Straße von Gibraltar gegen die beiden amerikanischen Panzerschiffe gute Dienste leisten konnten. Allerdings war man auf Seiten der Union überzeugt, daß diese jene überwältigen würden, ebenso wie man dies betreffs des Oregon und des Geschwaders Cerveras annahm. Allein der Oregon konnte nicht ohne Beeinträchtigung wichtigerer Aufgaben unterstützt werden, während Ende Juli nichts die Schlachtschiffe und Panzerkreuzer der Union in Westindien zurückhielt. Man entschloß sich daher, sie

zusammen über den Ozean zu senden. Es war fast völlig sicher, daß die gesammte spanische Flotte keinen Angriff auf diese gewaltige, vor ihren Häfen erscheinende Streitmacht versuchen würde, und es verbesserte die Position Amerikas bei den Friedensverhandlungen, wenn seine Flotte intakt und kampfbereit blieb. Andere weniger wichtige Gründe trugen zu dem Entschluß bei. Die Schiffe sollten einem sehr ungesunden Klima und dem Bereich seiner Orkane entzogen werden, und ihre Bemannung durch den Wechsel der Stationen, der Beschäftigung und der Interessen eine Belohnung erhalten. Gegen die äußerst geringe Möglichkeit, daß Spanien durch Entsendung von Schiffen nach Westindien den Plan zu vereiteln suchte, wurden Vorkehrungen getroffen, überdies war die Entsendung aller amerikanischen Panzerschiffe an die Küsten Spaniens ganz geeignet, alle ihre Operationen im atlantischen Ozean zu sichern.

Wie bekannt, kam es in Folge des Friedensanerbietens Spaniens nicht zur Absendung der amerikanischen Flotte. Dieselbe würde die spanischen Kriegshäfen, wie wir uns persönlich im Frühjahr 1898 überzeugten, in einem höchst wehrlosen Zustande getroffen haben, dann selbst im stärksten Kriegshafen Spaniens nächst Carthagena, Cadix, war die artilleristische Armirung größtentheils völlig ungedeckt, ohne Traversen, ohne granatsichere Unterstände für die Bedienung, ohne Panzerthürme und bestand vielfach aus veralteten Vorderladern. Die Stadt war dem Bombardement der weittragenden amerikanischen Schiffsgeschütze rettungslos preisgegeben, und dasselbe war bei den übrigen spanischen Küstenplätzen der Fall. Daher trug die Nachricht von der Entsendung des amerikanischen Geschwaders wesentlich dazu bei, die Bevölkerung und die Regierung Spaniens Friedensverhandlungen geneigt zu machen, und sie bildete eine neue Illustration der Wahrheit der Lehren, die Kapitän Mahan in seinem klassischen Werke: „On Sea Power“ niedergelegt hat.

Ein halbes Stündchen Leseunterricht.

Von

Gustav Kühl.

— Steglitz bei Berlin. —

Nicht wahr, als ob so etwas noch nöthig wäre! Als ob wir nicht lesen könnten. Als ob nicht schon der achtjährige Junge geringschätzig über seine alte Großmutter lächelte, wenn er beobachtet, wie sie beim Lesen im „General-Anzeiger" in der Bibel lesen die heutigen Großmütter nicht mehr) die Lippen bewegt. Als ob nicht jedermann aus dem Volke, auch der Arbeiter, dessen Hand sich beim Schreiben recht ungeschickt anstellt, seine Augen soweit geschult hätte, daß sie die Zeitung geradezu durchfliegen!

Ja das ist es eben. Beim Lesen haben nur noch die Augen etwas zu thun, der Mund nichts, und die Ohren garnichts. Vergegenwärtigen wir uns die ursprüngliche Idee der Schrift. Sie soll eine Mittheilung vermitteln, als ein mechanischer Bote, der nicht sprechen kann und sich durch Zeichen verständlich machen muß. Der Lesende hört die Meldungen dieses Boten nicht, sondern er nimmt die Buchstabenzeichen, nach längerer Uebung die Wortbilder durch die Augen in's Bewußtsein auf, läßt seinen Mund die lautlichen Werthe dafür einsetzen und gelangt so zur Reproduction der Mittheilung; er ist also Sprecher und Hörer zugleich. Durch die Uebung verschleißen nun aber die Mittelglieder dieser Thätigkeit: das Wortbild erzeugt ohne Zuhilfenahme der Sprechorgane reflexmäßig im Bewußtsein den entsprechenden Begriff, und man kann es dahin bringen, daß man einen Satz viel schneller liest, als der zungenfertigste Mensch ihn aussprechen könnte: ein Beweis, daß die Thätigkeit auch des Gehörsinnes gänzlich aufgehört hat — denn so gut es uns eine Gewaltsamkeit scheint, an unserem innern Gehör eine Melodie in verkehrtem Tempo vorüberklingen zu lassen, so gut wäre es eine Qual, wenn wir den Leitartikel wirklich so schnell vorbeiplappern hörten, wie wir ihn neben dem Morgenkaffee oder mit der Nachmittagscigarette zu lesen pflegen. Ja wir würden ihn vielleicht garnicht verstehen.

Bei der weiteren Verwendung der Schrift zur Verallgemeinerung und Vervielfältigung von Mittheilungen entwickelte sich eine Sprache, die den veränderten Ansprüchen einer Schaar von Lesern genügte, sich objektiver hielt, mehr auf Adel und Schärfe des Ausdrucks und Schönheit des Periodenbaues gab und folglich im Alterthum mit der Sprache des Volksredners große Verwandtschaft zeigte — wie denn ja die Griechen und Römer ihre litterarischen Werke gern mit Reden spickten — die Schriftsprache.

Zwischen der lässigen Sprache des alltäglichen Umganges und der Redner- und Schriftsprache liegt die des Briefes: auch er hat seinen eigenen „Stil". Wir haben also folgende vier Kategorien:

	an Einen gerichtet	an Viele gerichtet
gesprochen	Umgangssprache	Rednersprache
geschrieben	Briefsprache	Schriftsprache.

Allein für den heutigen Zeitungleser ist die „Schriftsprache" nur mehr eine Selbsttäuschung, eine Fiction. Was er da liest, ist streng genommen kaum „Sprache" mehr, sondern lediglich „Schrift". Kein Wunder, wenn dieses Kulturerzeugniß, das zu einer sinnlichen Wirkung zwar fast nie gelangt, aber immerhin noch sprechbar und anhörbar ist, noch weiter entwickelt würde zu einer Aftergattung, die nur mehr gelesen werden kann, gehört aber unverständlich ist: zu der Gattung, die wir „Aktendeutsch" nennen. Ich möchte für diesen vielgeschmähten Aussätzigen ein gutes Wort einlegen. Die Akten sind für den Schrank da, ein Urtheil wird gefällt, um nach dem Buchstaben vollstreckt zu werden — das Vorlesen ist dabei eine bloße Formsache und nicht viel mehr werth, als etwa die Eidformel in deutscher oder gar lateinischer Sprache; solche Schriftstücke sollen kurz, übersichtlich und möglichst schematisch abgefaßt sein, die Schönheit des Stils interessirt dabei so wenig wie bei einer statistischen Tabelle. Das Aktendeutsch ist einfach eine Ueberkultivirung, die Dekadenz der Sprache; dieselben, die sich über dieses so aufregen, schimpfen über den saloppen Stil moderner Schriftsteller, die in ihrer Prosa natürlich zu wirken bestrebt sind, und stellen die vornehme Schriftsprache, wie sie durch Goethe sanktionirt ist, als einzige und ewige hin — und die ist doch auch nur ein Erzeugniß der Kultur. Schließlich ist alles Sprechen Kultur. Wenn der Aktenstil an seinem Orte seinen Zweck besser erfüllt als das „gute Deutsch", laßt ihn doch bleiben! Ich gönne ihn den Juristen, wie ich den Medicinern ihre Fremdwörter und den Theologen ihre Flickwörter gönne.

Aber er wird nur zu unbescheiden! Das „Juristendeutsch" wird gefährlich! Es dringt durch Gesetze und Verfügungen aller Art in die Oeffentlichkeit, es macht sich breit in jeder offiziellen Bekanntmachung und gerirt sich als Spitze und Vollendung der edlen Schriftsprache. Die humanistische Lateinvergiftung unserer gebildeten Stände thut auch noch das ihre, und so ist jenes „Zeitungsdeutsch" entstanden, das sich zwar in besseren Zeitungen, in Abhandlungen und wissenschaftlichen Werken einer gewissen Eleganz erfreut, aber doch wesentlich in eine Kategorie fällt mit den niederen Berichterstattergattungen „derselben". Das laut gewordene Wort, die Sprache als lebendiges Organ im Munde des Predigers und des Volksredners, die zur Zeit Luthers so herrlich stilbildend gewirkt hat, vermag gegen den enormen Einfluß der Tagespresse nichts mehr auszurichten — wir sind auch stilistisch von der Bibel auf den General-Anzeiger gekommen. Selbst Bismarck, in seinen Reden und Briefen ein deutscher Stilist allerersten Ranges, brachte in seinen schriftlichen Erlassen hin und wieder arge Satzungeheuer zu Stande.

Und was hat das alles mit dem Leseunterricht zu thun? Nur Geduld!

Man hört oft die Mahnung: Lies nicht so viel Oberflächliches und Alltägliches, Du verdirbst Dir den Geschmack. Nun, den Schaden könnte man am Ende durch fleißiges Anhören guter litterarischer Werke wieder wett machen, falls überhaupt diese Gefahr so bald drohte. Ich meine, „Geschmack" sei ähnlich wie der Takt ein Angeborenes, ein Geschenk der Fee in die Wiege, ein Stück Natur, das die Kraft zu seiner Ausbildung in sich selber habe, etwas, das man nicht rein erlernen, also auch nicht so leicht verlieren könne. Das Lesen dagegen ist zunächst nur eine Fertigkeit, das heißt etwas Erlernbares und Verlernbares, so gut wie das Sprechen. Diese Fertigkeit wird durch jegliches Ueben gewinnen. Aber die Sprache ist nicht Selbstzweck, sondern ein Werkzeug des Geistigen, und so wird es für das Lesen wie für das Sprechen nicht gleichgiltig sein, in wessen Dienste es sich übt; denn davon wird auch abhängen, wie es sich übt, ob sorgfältig oder lotterig. Das hat ein Jeder zu beherzigen, nicht nur der Prediger, der Redner, der Schauspieler, dem eine kritiklustige Menge lauscht, sondern ebenso sehr der-

jenige, welcher sich selbst oder den Seinigen zu Hause etwas Geschriebenes oder Gedrucktes lebendig machen möchte.

Jeder von uns beherrscht beim Lesen die Technik der logischen Verknüpfung des Geschriebenen; jeder nimmt im Allgemeinen die Begriffe und Gedankengänge, die er da findet, ohne Schwierigkeit in sich herüber. Ja wir leisten in dieser Beziehung beim Lesen mehr als beim Hören. Ich machte schon darauf aufmerksam, wie schnell wir den Leitartikel durchsehen; aber auch bei gediegener Lektüre geht das so: eine Kantische Periode zu verstehen, wenn sie vorgelesen wird, macht mir die größte Schwierigkeit, und sei sie noch so langsam und sinngemäß vorgetragen; sehe ich aber selber in's Buch, so unterstützt mein Auge mich bei der Gruppirung der Theile des Schachtelsatzes, ich lese sozusagen geometrisch, und begreife. Auch hieraus mag man wieder erkennen, daß unsere ungefüge Schriftsprache der Umgangsprache für manche Fälle an Ausdrucksfähigkeit überlegen ist, mag sie uns stilistisch so scheußlich erscheinen, wie sie will. Im Alterthum war das anders; damals folgte der Hörer langathmigen und schwierigen Perioden des Redners ohne Ermüdung, ja es war ihm grade ein ästhetischer Genuß, eine recht weite Spannung der Satzbrücke zu verfolgen. Sollte die Veränderung dieser Verhältnisse an einem Mangel unseres Gehörs liegen? an einer Zurückbildung der Fähigkeit des Gehirns, Gehörtes zu kombiniren?

Der Lesende ist nicht nothwendig zugleich Hörer dessen, was er liest. Beruhe das auf einer gelockerten Verbindung des Bewußtseins mit den Gehörnerven, oder auf einer gesteigerten Eindrucksfähigkeit des Bewußtseins für Augenwahrnehmungen — es beruht entschieden auf Beidem — genug, es ist einmal so, und wir können uns für das logische Lesen dabei beruhigen.

Aber genügt es denn, blutleeren Abstraktionen und trockenen Berichten sinngemäß folgen zu können? In der großen Sprache des Lebens und in der warmblütigen Sprache der Kunst ist die Logik nur ein Moment neben anderen. Die Sprache operirt nicht nur mit Begriffen. Die Sprache, wie sie aus den Verkehrsbedürfnissen der Menschheit entstehen mußte, will nicht nur mittheilen, sondern bestimmen; sie beweist nicht nur, sie suggerirt. Ich bin mißtrauisch gegen Leute, die mich in einer Auseinandersetzung unterbrechen: „Ja, definiren Sie mal erst, was Sie unter dem und dem Ausdruck verstehen!" Ich glaube, man kann niemals etwas Neues bringen, wenn man nur mit definirbaren Begriffen wie mit mathematischen Größen operiren darf. Ueber die philosophischen Definitionen hat schon Fechner, selbst einer von der Zunft, ein hübsches Sprüchlein gewußt:

„Ein philosophischer Begriff gebratner Gans entspricht,
Daß sie von selber Aepfel fräß', gesehen hab' ich's nicht;
Doch Jeder freut des Inhalts sich, wenn man sie bringt zum Schmaus:
Das, was man hat hineingethan, nimmt wieder man heraus."

Kein Wort ist vollständig durch andere zu ersetzen. Der Inhalt eines Wortes ist bedingt durch die ganze jahrhundertelange Geschichte seiner Anwendung, denn er wird durch jede Anwendung in irgend einer Richtung gestärkt oder modifizirt; das ist eine Geschichte, von der das große Grimm'sche Wörterbuch nur ein paar kümmerliche Denksteine kennt. Vor Allem darf man Eines nicht übersehen, daß jedes Wort neben seinem begrifflichen zugleich einen Stimmungsgehalt besitzt, eine Kraft, Stimmungen zu wecken, sei es durch Assoziationen, sei es durch seinen bloßen Klang. Und sehen Sie, verehrter Leser und Leseschüler, jetzt sind wir da, wohin ich wollte: Ein Wort kommt erst dann zu seiner vollen Geltung, wenn es klingt. Also: laut lesen! ist die erste Forderung, die ich an Sie stellen muß.

Nun erzählen Sie mir von Ihrem lyrischen Freunde, der behauptet, ein Gedicht könne garnicht befriedigend gelesen und daher nach seiner ganzen sinnlichen Schönheit nur in absoluter Stille genossen werden. Ja, das ist ganz was anders! Ihrem Freunde ist nicht das Hören, sondern die Unvollkommenheit des Vortrages zuwider, er bekennt

nur, daß er, daß wir eben nicht lesen können — und das ist's ja, was mich zu diesem Stündchen Leseunterricht veranlaßt. Ich darf Ihnen verrathen, daß ich selten ein Konzert oder gar eine Oper anders als geärgert verlasse; aber ich werde mich nie zu der Behauptung versteigen, daß Musikwerke nicht aufgeführt werden sollten, weil eine einwandfreie Vollkommenheit doch nie erreicht wird. Es ist ein hoher Genuß, zu Hause ohne Instrument in einem Klavierauszug oder einer Partitur zu lesen; Beethoven war taub, als er seine klanglich schönsten Werke schrieb. Trotzdem bleibt das Wort Richard Wagners in jedem weitesten Sinne bestehen, daß für den Künstler erst die sinnlich vernommene Ausführung seines Werkes die „Erlösung“ bedeute; und was für den Künstler gilt, wird für den Laien doppelt gelten müssen.

Also: Unsern Sinnen müssen wir etwas bringen, damit der Geist sich freue. Nicht nur der Musiker, auch der Poet, der die Sprache als Ausdrucksmittel wählt, will, daß sein Werk laut werde. Darum, wer gut lesen möchte, lerne vorerst gut sprechen. Das ist allerdings eine schwierige Aufgabe. Gut sprechen lehren und lernen ist Sache der Erziehung. Auch der Selbsterziehung. Nur gilt hier leider, wie selten irgendwo, das bedenkliche Sprichwort: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Wer zu spät daran geht, eine zur Gewohnheit gewordene Nachlässigkeit seiner Sprechorgane zu beseitigen, wird immer affektirt reden, und damit ist seinen Worten von vornherein jeder Zugang zum Herzen verbaut.

Unter „gut“ sprechen verstehe ich übrigens durchaus nicht „dialektfrei“. Ich halte das Bewahren der heimischen Mundart für etwas Erfreuliches und habe immer gefunden, daß Menschen, die ihre landschaftliche Herkunft nicht zu verbergen suchen, tüchtige und ehrliche Kerle sind. Wer auf sichern Füßen steht, braucht nicht zu erröthen wie Petrus, da die Magd zu ihm sagte: „Du bist auch aus Galiläa, Deine Sprache verräth Dich.“ Goethe sprach reines Frankfurtisch, Wagner das reinste Leipzgersch. Sollte es jemals dahin kommen, daß die deutschen Mundarten, eine zu bereichern, alle vergehen müßten, so könnte der neue Sprachgott nur der eine sein, von dem eine Abart, der Offiziersjargon in militärischen Kreisen bald thatsächlich alleinherrschend ist: das Berlinische. Nun, ich hab' sie ganz gern, die Sprechweise der frischen Berliner Jungen — aber davor bewahre uns der Himmel! Unsere Klassiker verlangen sogar oft genug, daß man beim Vortrag ihrer Poesieen ihrer Mundart nachgebe. Wenn es lautet:

„Ach neije,
Du Schmerzensreiche . . .“

Wenn der Eine „weg“ auf „Pech“ reimt, der andere auf „keck“ oder „Schreck“, so wird sich der Leser wohl oder übel danach richten müssen — natürlich möglichst diskret. Der zahllosen Reime von ei auf eu und ü auf i bei den Schwaben brauche ich hier nicht zu gedenken; sie sind wie eine Seuche in die gesammte deutsche Litteratur gedrungen und werden viel eher als poetische Licenz, denn als Dialekteigenthümlichkeiten empfunden.

Aber wo ist die „Normalsprache“? Sie existirt nicht. Die Schauspieler und Sänger fragen in zweifelhaften Fällen die Orthographie — das Zufallsprodukt gelehrter Launen. Es geht mir immer an alle Nerven, wenn ich den Tristan in schlesischem Dialekt singen höre:

„So sterben wir, um ungetrennt,
Ewiek einiek ohne End . . .“

Schauderhaft! Es ist selbstverständlich, daß die öffentliche Darstellung eines Kunstwerkes zumal eines Dramas, keine dialektischen Willkürlichkeiten erlaubt; ein Hamlet, der sich während seiner Studienjahre in Wittenberg das Sächseln angewöhnt hätte, eine mekelborgische Jungfrau von Orleans und selbst ein schwyzerisch redender Tell sind unmöglich. Aber ich will hier keinen Kursus für Berufsdeklamatoren abhalten, sondern nur dem Laien einige praktische Winke geben. Wem seine heimische Mundart nun mal am

Schnabel festgewachsen ist, der mag sie nur ruhig wahren. Und trotzdem verlange ich, daß er gut spreche.

Man kann „dialektfrei“ und doch nachlässig und häßlich sprechen; und man kann gut sprechen, ohne sich um das Schriftdeutsch und seine konstruirten Laute zu kümmern. Es ist stets ein Zeichen von guter Erziehung und von Takt, wenn ein Sprechender Jedem verständlich ist; es ist auf der anderen Seite eine Dummheit, Schwerhörige anzuschreien — denn damit wird man nicht deutlicher. Sprich so, daß Dir der Taubstumme jedes Wort von den Lippen lesen kann, dann wirst Du auch den Hörenden befriedigen. Wie bei allem Thun, ist es auch beim Sprechen nöthig, daß man sich dessen bewußt sei, was man thut: man spricht, um gehört und verstanden zu werden. — Damit ist Alles gesagt.

Muß nun schon für den alltäglichen Verkehr Sorgfalt und Selbstbeobachtung beim Sprechen verlangt werden, wieviel mehr beim Lesen! Denn was gedruckt und geschrieben ist, hat einen dauernderen Werth als die flüchtige Unterhaltung, oder sollte ihn wenigstens haben. Man pflegt, was man schreibt, besonders wenn es durch den Druck verbreitet werden soll, genauer zu überlegen, als was man spricht; dadurch wird der Inhalt gedrängter, die Sprache prägnanter. Der erhöhten Geistesthätigkeit des produzirenden Schriftstellers muß eine verschärfte Aufmerksamkeit des Lesers entsprechen, der ja nicht nur aufnimmt, sondern reproducirt. Man wird daher im Allgemeinen gut thun, beim Lesen etwas langsamer zu sprechen als sonst, auch wenn man selber der einzige Hörer des Gelesenen ist. Die größte Schwierigkeit aber liegt darin, daß der Lesende ja nicht wie der Redende sich selber giebt, sondern etwas Fremdes wiedergiebt. Liest er einen Brief oder ein Gespräch, so muß er den Ton der Umgangsprache anschlagen, liest er eine Rede, so braucht er nicht gerade zu brüllen, aber er muß doch den Charakter der Ansprache herausklingen lassen, damit man keinen Augenblick die Situation vergißt; liest er etwas Allgemeingiltiges, so hat er objektiv zu sprechen, als sei er bei dem Ganzen nicht betheiligt, u. s. f. Dazu kommt, daß er sich der Individualität des Verfassers unterordnen muß; aus jedem gut geschriebenen Buche spricht eine Persönlichkeit, und selbst aus verschiedenen Büchern ein und desselben Verfassers nicht immer die gleiche. Nur wenn man die Eigenart eines Schriftstellers bereits kennt, sei er nun ein Dichter, ein Philosoph wie Schopenhauer oder ein Gelehrter wie Mommsen oder Dahlmann, wird man seinem Stil, und damit seinem Werke gerecht werden können. So treibe ich Dich allerdings im Kreise herum, verehrter Schüler: Du willst gut lesen lernen, um besser zu verstehen? Wohlan, verstehe gut, um gut zu lesen!

Nicht alle Schriftsteller sind gleich schwer vorzutragen. Die ebenmäßig fließende Prosa Goethes läßt sich bei all' ihren Feinheiten mit einiger Ruhe und Sammlung ziemlich leicht bewältigen; die witzige Lebhaftigkeit eines Heine oder Lichtenberg anderseits drängt sich vernehmlich genug auf, um gegen Entstellung durch langweiliges Lesen gesichert zu sein. Wer aber vermag aus den Erzählungen Adalbert Stifters die ganze seltsame Stille herauszuzaubern, die darin verborgen ist? Man lese ihn einmal am Krankenbette vor, da wird man es lernen. Wer vermag die Delikatessen in den Novellen Gottfried Kellers, etwa in seinen Legenden, so aufzutischen, daß man jedes Bouquet und jede Würze durchschmeckt und dennoch jene Ziergärtchen als reine Werke der Natur empfindet? Wer endlich darf von sich sagen, die große, selbstbewußte dialektische Kunst eines Nietzsche beim Lesen zur Geltung zu bringen, ohne daß der gewaltige Ernst, die edle Leidenschaft, der fernhin schweifende Seherblick dieses einzigen Mannes unter seinen glänzenden Attitüden verloren gehe?

Es besteht ein gewisser Antagonismus zwischen dem Gesammtcharakter eines Schriftstellers — eines litterarischen Werkes und der Ausarbeitung des Einzelnen. Bei allzu deutlicher Wahrnehmung der Eigenheit jeder interessanten Wendung liegt die Gefahr nahe, „aus der Rolle zu fallen,“ den Stimmungsrahmen des Ganzen zu durchbrechen; das darf nicht sein. Wer Alles künstlich an die Oberfläche zerren wollte, würde nur Zerrbilder

schaffen. Und dennoch soll jedes Wort nach seinem vollen Werthe gewogen und gewürdigt werden.

Obendrein droht die Gefahr, daß die Absichtlichkeit wieder Alles verderbe. Hier hat sich der persönliche Takt vor Uebertreibungen zu hüten. Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Ei gewiß! Indessen gewisse Kunstwerke verlangen geradezu in einer bestimmten, sorgfältig erwogenen Tonfarbe und -stärke, in einem bestimmten Tempo gelesen zu werden. Ich erinnere an die kleinen Dichtungen unseres Märchenkomikers Scheerbart, die ohne künstlerischen Vortrag ausdruckslos bleiben wie blinde Fenster und gut gelesen von einem Farbenreichthum und einer Beweglichkeit ohne Gleichen sind. Man denke ferner, von modernen Dichtungen wie denen Dehmels zu geschweigen, an die Bürger'schen Balladen, an Schillers Taucher, an Goethes Hochzeitslied, Kunstwerke, in denen die Dichter selbst schon durch ihre Spracherperimente beweisen, wie viel künstlerische Wirkung sie allein von dem Charakter des Sprachklanges erhoffen. Alles soll lebendig werden, aber niemals gewaltsam, sondern wie aus sich selbst. Der Erzähler darf nie seine Naivität — seine Aufrichtigkeit, die Offenheit seiner Seele — verlieren. Hier komme ich also wieder auf dieselben Forderungen wie beim gewöhnlichen Sprechen: daß der Leser natürlich rede, als komme all das Vorgetragene aus seiner eigenen Seele; daß er aber ein klares Bewußtsein habe von seiner Lektüre, von Allem, was in den Zeilen, zwischen den Zeilen und hinter den Zeilen steckt — sonst bleiben seine Worte so todt wie die Buchstaben.

„Habe ich recht gehört? Sprachen Sie nicht vorhin von Tonstärke und von Tempo? Bin ich denn hier in einer Musikschule?“ — Ja, lieber Freund, dann hätten wir's leichter. Der Komponist schreibt sein largo und allegro, sein forte und piano, sein crescendo, rubato, morendo — es giebt ganze Lexika von Kunstausdrücken — einfach hin, und der Lehrer braucht seinen Schüler nur mit der Nase drauf zu drücken. Aber wie arm ist unsere Schrift! Die verzweifelten Anstrengungen Johannes Schlafs in seinen Romanen, die Ausdrucksfähigkeit der Interpunktionen zu heben, machen einen tragisch lächerlichen Eindruck. Liliencron schildert das Heransausen einer Granate: Psssst — Bumm! Ein netter Einfall, der Ersatz des crescendo-Zeichens, wie wir denn die sforzandi der Sprache durch gesperrten Druck wiedergeben. Die Sprache hat ja genau wie die Musik ihr Auf und Ab, ihre Töne und Rhythmen und — ihre Seele. Alfred Mombert hat ein tiefsinniges Gedicht in seiner „Schöpfung“ mit der Vortragsbezeichnung versehen: „Eintönig; stockend; manchmal erschüttert.“ Ich habe mich früher oft gewundert, daß dergleichen noch nie geschehen war. Die Musik kennt den Werth solcher Winke seit den Tagen des großen Couperin. Der Poet dagegen giebt einfach den trockenen Text und sagt zum Leser: Hilf Dir selber! Und es ist am Ende ganz gut so; die vielen Eselsbrücken machen faul und dumm, und jeder verständige Lehrer in jedem Fache wird möglichst oft seinem Schüler den Rath geben: Hilf Dir selber. Ich könnte dem höchstens noch die Mahnung hinzufügen: Sieh Dir jede Dichtung als Ganzes wie im Einzelnen darauf an, wie sie ausgesehen haben mag, als sie mit frischen jungen Gliedern vor den trunkenen Augen ihres Schöpfers herumtanzte oder einherwandelte, reglos dastand, unheimlich herankroch oder selig davonflog — Alles ohne zu ahnen, wie bald sie in Papier und Schwärze mumifizirt werden sollte. Die Musik kann übrigens viel gute Dienste leisten; man wird aus einem gründlichen Studium der Textbehandlung bei Bach, bei Wagner, bei Hugo Wolf viel mehr lernen können, als aus den Deklamationen unserer Schauspieler, seien sie noch so berühmt.

Die Schwierigkeiten häufen sich natürlich beim Lesen von Dichtungen in gebundener Rede. Der natürliche Rhythmus der Sprache geräth mit dem Takte des Versmaßes, ihre natürliche Kontinuität mit der abgesetzten Verszeile und eventuell dem Reime in Konflikt. Soll man nun der Form gehorchen und die Sprache verachten, oder der Sprache nachgeben und die Form ignoriren? Ja, wenn man schlechte Dichter liest: da mag es einem wohl gehen wie mit Gott und dem Mammon. Aber zum Glück ist die

Kluft nicht so groß: Allerdings hat die Regelmäßigkeit der antiken Versmaße seit den Tagen Opitzens, die Silbenzählung schon zur Zeit der Meistersänger unserer Sprache viel Kummer gemacht: das verfluchte Skandiren! der Sprache einen fremden Rhythmus aufzwängen — statt daß der Rhythmus aus ihrer eigenen Natur geboren werde! Und wo die Sprache sich die Knechtung nicht gefallen lassen wollte, da rief man einen neuen Zwingherrn zu Hilfe: den Apostroph. Ein Gedicht ohne apostrophirte Silben war bis vor Kurzem kaum aufzufinden. Der gehorsame Leser, statt in ihm nur ein graphisches Verdeutlichungsmittel zu sehen, sieht ihn als Zeichen für eine Pause an, und noch heute kann man in den Schulen Nordwestdeutschlands die Buben deklamiren hören:

„O ehf'ge Treu' und Gnade!“

Das kleine Wortscheusal besteht der Schrift nach aus zwei Silben: ew=ge; ein „w“ im Auslaut kommt im Deutschen nicht vor, es verhärtet sich zu „f“, ein sehr einfacher lautphysiologischer Vorgang. Der alte Dichter war hieran nicht Schuld: er las: e=wige, e=wije, vielleicht auch e=wje, hielt sich aber für verpflichtet, den unbetonten Mittelvokal beim Schreiben auszulassen, damit man nicht etwa auf die unheimliche Vermuthung komme, er habe statt eines Trochäus einen Daktylus gesetzt! Wer meinen Rath befolgt und überall beim Lesen spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dessen Aussprache wird von Aengstlichkeiten und Vergewaltigungen dieser Art jedenfalls nichts zu befahren haben. Wir sind ja auch allmählich glücklich weitergekommen. Der „deutsche Vers“ — der Knüttelvers — ist durch den „Faust“ zu hohen Ehren gekommen und erzieht unabläſſig die deutsche Leserwelt. Lyrische Dichtungen Goethes, Mörikes haben mehr als alle technischen Bestrebungen Platens und Rückerts, gerade durch die Einfachheit und Selbstverständlichkeit ihres rhythmischen Baues, die deutsche Sprache zu einer erfreulichen Gelenkigkeit gebracht. Zugleich empfinden wir die Regelmäßigkeit des Wechsels von Hebung und Senkung nicht mehr als Fessel; sie ist uns vielmehr etwas so Selbstverständliches, daß kleine Unregelmäßigkeiten schon ihren besonderen Reiz haben. In einer Siziliane Liliencrons, „Acherontisches Fröſteln“, fällt der zweite Vers völlig aus dem jambischen Maße in's daktylische hinüber:

„Schon nascht der Staar die rothe Vogelbeere,
Zum Erntefeste juchheiten die Geigen,
Und warte nur, bald nimmt der Herbst die Scheere
Und schneidet sich die Blätter von den Zweigen;
Dann ängstet in den Wäldern eine Leere,
Durch kahle Aeste wird ein Fluß sich zeigen,
Der schläfrig an mein Ufer treibt die Fähre,
Die mich hinüberholt in's kalte Schweigen.“

Der Leser wird es nicht versäumen dürfen, die verlorene Munterkeit jener einen Zeile durch ungenirtes Eingehen auf ihren störenden Rhythmus deutlich zu machen; die Zeile wirft dadurch ein grelles Licht in die trübe Herbststimmung des kleinen Gedichtes. Wer dem Dichter in solchen Fällen den Vorwurf unsauberer Arbeit machen wollte, würde nur zeigen, daß er ihn nicht versteht; diese Strophe ist ein Meisterwerk! Dem Komponisten verdenkt doch kein Mensch seine Triolen und Synkopen. Der Rhythmus bleibt als Unterströmung auch da, wo er scheinbar durch Gegenwellen aufgehoben wird, und das muß der Leser durchfühlen und durchfühlen lassen; wer sich aber an ihn klammern muß und immer fürchtet, aus dem Takt zu kommen, gleicht jenen Leuten, die nicht musiziren können, ohne vernehmbar zu zählen. Da ist Hopfen und Malz verloren.

Ein wenig anders steht es mit den Versabsätzen und den Reimen. Bei ihnen hat man bereits frühe gemerkt, das eine sklavische Beobachtung der Form den Deklamirenden zum „Leiern“ veranlaßt, und deshalb wird den Kindern in der Schule beigebracht, über die Reime hinwegzulesen; ich kenne Erwachsene, die noch mit kindlicher Einfalt an dem Aberglauben hangen, der Reim sei nur für den Druck, aber nicht für die Deklamation. Das

ist aber ein arger Irrthum, ein echter Poet pflegt die wichtigsten Wörter in den Reim zu setzen, weil sie gerade da am meisten Klang und Kraft entwickeln können. Die Versschlüsse beanspruchen besondere Sorgfalt, und man wird gut thun, am Schlusse jeder Zeile eine kleine Pause eintreten zu lassen, vielleicht auf der Endsilbe des Verses (etwa auf einem Schluß-n) ein wenig verweilend, um die Kontinuität mit dem Folgenden zu wahren. Eines allerdings muß man dabei unbedingt vermeiden, nämlich, daß man die Stimme sinken lasse. Der Tonfall ist doch derjenige der gewöhnlichen Rede, hoch in bedeutenden Momenten — also wie angedeutet gerade im Reime oft genug — tief am Schlusse des Satzes. Man lese die berühmte Stelle aus Schillers „Spaziergang":

„Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße."

Läßt man den Schluß des Distichons außer Acht und liest „hinaufklimmend," so ist der Rhythmus überschwemmt; liest man „hinauf — Klimmend", so ist der Sinn zerhackt. Man lasse die Stimme in der zweiten Hälfte des Pentameters ein klein wenig in die Höhe gehen, ritardire dann (ma poco!) die Silbe „auf", und zwar den Diphthong und auch den Endkonsonanten, und setze dann nach minimaler Pause, ohne Athem geholt zu haben, in derselben Tonhöhe mit „Klimmend" ein, so wird man der Absicht des Dichters gerecht geworden sein; der folgende Hexameter sinkt allmählich im Tone, das letzte Wort „Straße" liegt am tiefsten, hat aber als das wichtigste des ganzen Satzes den schärfsten Iktus.

Grade der verkehrte Tonfall, nicht der Rhythmus, ist Schuld an jenem Leiern, in dem besonders die gefühlvollen kleinen Mädchen das Unmenschlichste leisten. Die Tonhöhe soll sich senken am Ende des Satzes; die Zeit wird unterbrochen am Ende der Zeile; die Tonstärke der einzelnen Wörter endlich richtet sich wie in der Prosa nach dem Sinn. Für einen Menschen mit rhythmischem Gefühl ist demnach zwischen dem Lesen von Poesie und von Prosa gar kein so großer Unterschied. Es giebt ja auch Zwischenstufen: bewegte Prosa und freie Rhythmen. Ueber die letzteren lassen sich keine Regeln aufstellen sie sind die schwerste und intimste Dichtungsform, und für diese muß der Lesende selbst so gut wie Alles mitbringen. Nur durch praktisches Ueben und persönliches Probiren selbander kann man sich da fördern.

So, das war es, was ich Ihnen mal unter die Augen halten wollte, verehrter Leser und Schüler, und nun lassen Sie sich Ihren Mörike und Keller und Storm gut schmecken!

Jette Hentschel.

Eine Jagdgeschichte.

Von

* * *

Das Revier am Finowkanal, ein ehemaliges Schulzengut, das nun einer Berliner Hypothekenbank gehörte, war zwar nur klein, kaum 1000 Morgen groß, aber es war reizend gelegen. Auf der einen Seite bildete der Kanal, auf der anderen der königliche Forst die Grenze; Aecker, Wiesen, Feldschonungen, Haide, Sumpf und offenes Wasser fanden sich in guter Abwechslung bei einander, kein öffentlicher Weg störte die Jagd und den Eindruck idyllischer Ruhe.

An der Jagd war das Beste der Reichthum an Wasserwild. Vom Finowkanal zogen sich mehrere Schlenken — alte, mit Schilf bestandene Wasserläufe — in's Revier hinein; mehrere Torfstiche, ein verwachsenes Luch und fast am Ende des Reviers der Brand, ein ehemaliger, in schwankendes Moor verwandelter See, der nur noch quer durch auf einem schmalen, vielfach gewundenen Wasserstreifen zwischen hohem Rohr zu befahren war, zogen immer von neuem, namentlich bei stürmischem Wetter im Herbst, Stock-, Krick- und vereinzelt auch Schellenten von den umliegenden großen Seen herbei. Hinter dem Brand erhob sich der sogenannte Burgwall, ein kleiner Hügel mit Eichengebüsch und einzelnen Birken, im Halbkreis von einem breiten Wassergraben umgeben, der letzte Rest einer alten Wasserburg, inmitten einer von Torfstichen durchzogenen, grasreichen Wiese, auf die gern Rehwild aus dem nahen Laubwald austrat.

Wenn in der prallen Sonnengluth die Wasser glitzern, wenn im Sturmesbrausen der Wald erbebt, wenn im Morgengrauen aus den Wiesengründen an den dumpfen Aeckern entlang die Nebel steigen, oder wenn am Abendhimmel phantastische Wolkengebilde ziehen — da muß man der Natur allein gegenüber stehen, um ganz ihre wunderbaren, oft weihevollen Erscheinungen zu empfinden. Kaltes Blut, sichere Hand, scharfer Blick für die Fährten und alle Eigenarten des Wildes, — Alles nothwendige

und schöne Dinge für den jagdgerechten Waidmann, aber noch Eins muß hinzukommen beim edlen Waidwerk: Der Sinn für das feierliche Weben und Walten der Natur. Am liebsten ist mir deshalb die Jagd allein, das Suchen mit dem Hunde.

Es war ein schwüler Vormittag zu Anfang August. Beim Abgehen der Torfstiche, dem Ueberspringen der Gräben und dem vorsichtigen Balanciren über die schmalen Stege des verwilderten Fuchsluchs war mir drückend heiß geworden. Auch mein vortrefflicher Nero schien die Lust zu verlieren, zumal da er nur einen Erpel und eine Bekassine hoch gemacht hatte, die jetzt an meiner Schleife hingen. Es traf sich gut, daß ich von Weitem den spitzen Kopf des alten Krumbholz zwischen den Binsen am Ausfluß des Brand in den Kanal auftauchen sah. Das ersparte mir den Umweg über die an einer Ausbuchtung jenseits des Kanals gelegene Dampfsägemühle, wo ich mir sonst Fährmann und Boot hätte entleihen müssen, um den Enten auf dem Brande beizukommen. Krumbholz war beim Angeln und kam mir, als er mich bemerkt hatte, mit dem Boote auf einem der Seitengräben, so weit es der Wasserstand erlaubte, entgegen.

„Na,“ meinte er, als ich über das schwankende Wiesenmoor an ihn herangekommen war und in sein langes, mit Sommersprossen und röthlichen Bartstoppeln bedecktes Gesicht sah, „es hat ja schon geschafft. Wie wir in der Mühle unsern Holzkahn ausgeladen hatten, sah ich Sie drüben in den Luchsträuchern, und da dachte ich, es wäre nun Zeit, dem Müller wieder einmal ein paar Hechte zu liefern.“ Dabei reichte er mir die beiden Finger, die ihm an der Rechten noch übrig geblieben waren. Die schwere Verstümmelung der Hand wollte er sich an einem Treibrad zugezogen haben, in Wahrheit waren ihm die drei Finger beim Platzen eines alten nichtsnutzigen Flintenrohres weggerissen worden. Bis zu dem Verluste der Finger war Krumbholz nämlich ein unverbesserlicher Wilddieb gewesen. Jetzt war ihm das Handwerk gelegt, vielleicht weniger wegen der fehlenden Gliedmaßen, als weil er kein Gewehr mehr hatte. Auf mein Vergnügen an der Entenjagd sah er mit Geringschätzung herab, und schon wiederholt hatte er mich zu bewegen versucht, die paar Rehe auf den Torfwiesen hinter dem Brand abzuschießen, da sie sonst doch nur eine Beute der Schiffer würden. Darin hatte er nicht so Unrecht; namentlich im Frühjahr, schon oft im April, wurde von Schiffern auf dem bäuerlichen Grunde zwischen Kanal und königlichem Forste arg gewildert.

Besonders von einem gewissen Hentschel wußte Krumbholz eine Reihe von Wilddiebsgeschichten, bei einigen wollte er selbst dabei gewesen sein. „Ja, Hentschel ist ein Mordskerl,“ hieß es dann immer, „den faßt Keiner, sie haben Alle Angst vor ihm, und die Dummen, wie der Schulze von Marienfelde, glauben steif und fest, daß er sich unsichtbar machen kann. Jetzt ist er aber nicht mehr so schlimm, seit er sich eine junge, forsche Frau geheirathet hat. Da geht's nicht mehr so.“

Kaum war ich in den Kahn gestiegen, als Krumbholz wieder von den Rehen anfing und versicherte, es sei jetzt ein Bock bei dem Schmalreh. Das mochte wirklich so sein, denn die Brunstzeit näherte sich ihrem Ende, und da pflegte sich auch in den früheren Jahren ein Bock vorübergehend einzufinden. Wir waren schon in die Fahrrinne des Brand eingebogen, jetzt hieß es, möglichst geräuschlos den Kahn über Blänken und durch Schilf in mancherlei Windungen vorwärts zu stoßen. Krumbholz kannte jeden Halm und jeden Tümpel, er stand hinten und stakte den langen, schmalen Kahn mit einer langen Stange langsam über offene Stellen und durch knirschendes Schilf voran. Das war nicht so leicht, denn obwohl das klare Wasser stellenweise nur fußhoch stand, war doch mit der Stange oft kein fester Grund zu finden.

Vorn am Schnabel auf einem über die Bordkanten gelegten Brett saß der wackere Nero. Ich habe nie einen klügeren Hund gesehen, er wußte immer je nach Jahreszeit, Oertlichkeit und Jagdart, worauf es ankam. So hatte er schon nach den ersten beiden Malen, daß ich den Brand bejagt, genau begriffen, daß er in dem Moder, Tang und Schilf mit Stöbern nicht viel ausrichten konnte. Den Kopf in gespanntester Aufmerksamkeit nach vorn gerichtet, beobachtete er genau die Stelle, wo eine Ente getroffen herabfiel, um sogleich darauf zuzueilen. So kam es, daß mir das sonst auf Entenjagden so leidige Verlieren geschossener Enten fast ganz erspart blieb. Ging einmal ein Schuß fehl, so drehte er nur den Kopf nach mir um und trippelte ungeduldig mit den Vorderfüßen, ohne einen Laut von sich zu geben oder gar schußwild nachzuprellen.

Wir hatten fünf Enten zur Strecke und waren im Begriff umzudrehen, als Krumbholz einhielt, sich duckte und mir zuflüsterte: „Sehen Sie den Bock?" Richtig, auf den Wiesen links, zwei Büchsenschüsse entfernt, stand ein starker Sechserbock — die hellen Enden des Gehörns waren deutlich in der Sonne zu sehen — und sicherte nach uns herüber. Mir war sofort klar, daß an ein Anpürschen nicht zu denken war. Aber Krumbholz deutete auf ein Stückchen festes Uferland, das sich um dicke Pflanzenwurzeln herum gebildet hatte, und behauptete, daß man von da wenigstens kriechend, wahrscheinlich aber auch gehend, nöthigenfalls mit Hilfe eines Brettes auf's Trockene gelangen könne. Er bezeichnete genau die Moor- und Grasstellen, die zur Noth einen Menschen tragen könnten. Nach dreißig Schritten habe man festeren Grund. Aber der Versuch erschien mir aussichtslos und viel zu gefährlich. Der Bock hatte uns schon gewahrt, mochte er jetzt auch wieder hinter dem Schmalreh heräsen, mein Büchsenrohr lag im Dorfkrug. Ich kannte genug Stellen um den Brand herum, wo man durch einen leichten Fehltritt in's Bodenlose versinken konnte. Und gar über die nasse, wogende Moordecke hinwegkriechen — ich danke!

Ingrimmig stakte mich Krumbholz zurück. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn ich ihm meine Flinte zu dem Wagstück überlassen hätte.

Er brummelte vor sich hin von lumprigen Enten und wie er oder Hentschel, der Mordskerl, es dem schönen Bock besorgt hätte. Die alte Wilddiebsnatur war wieder einmal in dem Alten mit Macht durchgebrochen, und er hoffte, daß ich wenigstens vom Kanal aus über den Burgwall den Versuch machen würde, mich an die Rehe heranzupürschen, vorausgesetzt, daß sie die gute Viertelstunde, die wir zur Rückfahrt aus dem Brande brauchten, auf der Wiese aushielten. Hätte ich den Büchsenlauf bei mir gehabt, so wäre ich wohl ungeachtet der sengenden Mittagshitze nach dem Bock gegangen, so aber zog ich es vor, bis zum Abend zu warten und mein Glück auf dem Anstand zu versuchen. Dem immer noch unwirschen Krumbholz mußte ich beim Verlassen des Bootes noch gute Worte geben, daß er mir zusagte, mich Abends in der Dämmerstunde am Ausfluß des Brand in den Kanal zu erwarten und dann nach dem Dorfe zurückzurudern. „Hoffentlich," fügte ich hinzu, „mit dem erlegten Bock."

„Aeh," grinste der alte Taugenichts mich an und schwenkte die Stummel seiner erhobenen Rechten ungläubig hin und her, „ich glaub's nicht," ich war in seiner Achtung tief gesunken.

Ermattet und verdurstet kam ich im Dorfe an. Eine Schattenseite des Reviers wäre vielleicht der Aufenthalt und die Verpflegung im Wirthshause gewesen, aber bei Lichte besehen, war auch das so übel nicht. Das Wirthshaus war eine Schifferkneipe, wenig unterhalb der Schleuse gelegen, vor der die Kähne oft stundenlang oder über Nacht warten mußten. Manchen Schifferknecht sah ich zwar im Morgengrauen Schnaps in halben Litern trinken, von einer Sorte, von der schon ein Schluck mir Schütteln verursachte. Aber Herr Schnörpel, der Wirth, beschwichtigte mein Erstaunen über das Maß dessen, was der menschliche Körper vertragen könne, immer wieder mit der Versicherung, daß es überhaupt keinen schlechten Schnaps gäbe. Er übte sein Gewerbe nicht anders als in Filzpantoffeln und mit einem dicken wollenen Tuche um den Hals aus, das er wahrscheinlich auch des Nachts nicht ablegte. Es war ein alter Pfiffikus mit blinzelnden Augen, der seine Gäste mit allerlei Schnurren unterhielt und schon durch seine krähende Fistelstimme zum Lachen reizte.

Die Wirthschaft führte ihm seine Nichte Regina, eine späte, magere Jungfrau, die, allen weiblichen Reizes bar, obendrein immer scheel und verdrossen aussah. Viel mehr als eine Specksuppe und Rühreier verstand sie nicht zu bereiten. Der Weg zu meiner Giebelstube führte durch die dunkle Küche. Sah ich Reginen dort an dem rußigen Herde mit den Kochtöpfen hantiren, fiel mir immer der Vers Virgils ein: Infandum regina jubes renovare dolorem. Ueberhaupt stimmte die ganze Kneipe poetisch. Als Herr Schnörpel mit der Stange Braunbier angeschlurft kam, war mir's, als müßte ich trotz meines Riesendurstes an das Wirthshaus an der Lahn denken und singen: „Das Bier kunnt Keiner so—o—fen!"

Außer ein paar alten vergilbten Lithographien des Königs und der Königin von Preußen, Beide im Königsschmuck, und einem fürchterlichen Buntdruck, auf dem eine Frau mit aufgehobenem Kleide auf ihre Männerhosen zeigte, während der Mann mit jämmerlicher Miene ohne Hosen dabeistand, wies das Kneipzimmer noch den Luxus eines Sophas in der einen Fensterecke auf, dessen Ueberzug in grauen Vorzeiten einmal roth gewesen sein mochte.

Dort saß ich bei meiner Stange Braunbier und beobachtete durch die breite Eingangslucke in der grünen Hecke vor dem Hause über den Abhang hinweg das Treiben auf dem Kanal. Große Mückenschwärme tanzten in der Luft über dem Wasser. Grade unterhalb des Wirthshauses lag ein Kahn, mit halber Ladung von Ziegelsteinen, auf dem Deck hinten am Steuerruder machte eine Frauensperson in einem braun und blau gestreiften Rocke Toilette. Sie wusch sich aus einem Eimer, man sah den prallen Hals und die kräftigen Arme. Dann steckte sie sich die blonden Zöpfe frisch auf und zeigte mir dabei auch ihr Gesicht, eine zierliche Stumpfnase, ein wenig aufgeworfene Lippen, rothe Backen und kleine muntere Augen.

Das Mädchen oder die Frau, ein Bild strotzenden Lebens, mochte zwanzig Jahre alt sein, eher mehr als weniger. Sie war eben dabei, sich in einem kleinen Spiegel mit Bleirahmen, den sie auf den Hebelarm des Steuers gestellt hatte, zu betrachten, als sie von dem mir durch die Hecke verdeckten vorderen Theile des Kahnes her von einer kräftigen Männerstimme wegen ihrer Putzerei scharf angeherrscht wurde. Sie lachte aber nur höhnisch, wobei sie mich eine Reihe blinkender Zähne sehen ließ, und gab, als ihr Widerpart noch heftiger schrie, nur trocken zur Antwort: „Nicht noch was? Meine Tante werde ich doch noch besuchen können.“ Wahrscheinlich war's also eine Ehestandsscene.

Gern hätte ich mich noch weiter in das Familienleben auf dem Kahne vertieft, aber Schnörpel kam wieder herein, setzte mir die bestellten Eier vor und fing an, seine Unterhaltungsgabe mit einigen Bemerkungen über das heiße Wetter, die vielen Fliegen und die bevorstehenden Manöver spielen zu lassen. Nach einer Weile steckte er, wie der Fuchs aus seinem Bau, den Kopf zum Fenster hinaus und rief: „He, Fritze, so stolz! Wie geht's der jungen Frau? Hat sie Dir schon alle Wolle aus der Jacke gezupft?“

Draußen auf dem Treidelsteg vor dem Eingang stand ein Mann, der Mütze nach ein Schiffer, ziemlich schlank, sehnig, mit einem Kopfe, wie man auf alten Bildern zuweilen Glaubensfanatiker dargestellt sieht: Hageres Gesicht, ein tiefdunkler, kurzgehaltener Vollbart, die unter der Mütze hervorquellenden Haare schon halb ergraut und tiefliegende, unheimliche wasserblaue Augen. Nur ein selbstgefälliger Zug um den Mund störte den Eindruck. Der Mann fuhr mit der einen Hand in die Hosentasche und drohte mit der anderen dem Wirthe: „Du, verbrenn' Dir das Maul nicht, das rath' ich Dir blos.“

„Na, sei nur gemüthlich," gab der Wirth zurück, „wenn Du zurückkommst, dann schmettern wir Einen zusammen."

Das schien den Andern friedlicher zu stimmen, er trat rasch an's Fenster heran und fragte mit gedämpfter Stimme den Wirth: „Ist der Urlauber noch da?"

Schnörpel zog die spitzen Schultern über sein Halstuch und erwiderte: „Das weiß ich alleine nicht, war's heute oder morgen? Da wollte er wieder in Potsdam sein."

Der Andere sah den Wirth mit einem stechenden Blicke von der Seite an, als wollte er sagen: „Alter Fuchs, Dir trau' ich nicht." Dann verschwand er eilig hinter der Hecke.

Schnörpel erzählte mir nun, daß das der berühmte Hentschel sei, der einen Weg nach dem benachbarten Dorfe zu machen habe, um dort auf dem Gute wegen Verfrachtung des Grummets wie alle Jahre um diese Zeit Rücksprache zu nehmen. Die junge Frau Hentschel war die Tochter eines Kossäthen. Die Heirath war als reine Angstheirath zu Stande gekommen. Hentschel hatte gedroht, das ganze Dorf anzuzünden, wenn er die junge Jette nicht bekäme, weniger wegen der paar hundert Thaler, die sie mitkriegte, als weil er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, sie zu heirathen.

„So schlimm, wie ihn die Leute machen, ist er nicht. Die Jette hält er sonst ganz gut, aber sie hat schon ihre Mucken, einen jungen Mann hätte sie lieber gehabt, na und die Gondelei den Kanal rauf und runter, vom Morgen bis in die Nacht, das paßt auch nicht Jeder. Frech ist er, das ist wahr, aber gerade damit macht er seine Geschichten. Vor einem Jahre hat er doch die Flinte auf den Schulzen von Marienfelde angelegt, der ihn antraf, wie er mit einem Sack über den Rücken auf dem Anstand saß. Na, Schulze, soll ich losdrücken? sagt er, da hat der natürlich einen Heidenschrecken bekommen. Der junge Förster oben vom Rittergut hatte ihn vor Jahren richtig einmal erwischt. Was sagt aber der alte Baron? Blos nicht anzeigen, er setzt mir sonst den rothen Hahn auf meine Mieten. Ich traue zu, der Hentschel hat überhaupt noch Keinem etwas gethan, aber das ist so seine schlaue Manier: bald droht er, bald thut er geheimnißvoll, und da hat eben Alles Angst vor ihm."

„Und der Urlauber?" fragte ich. „Ist das der Sohn der Büdnerswitwe nebenan?"

„Ja freilich, der Gardedragoner. Vor drei Wochen, wie Sie da waren, mähte er hinten am Brand, wo seine Mutter einen Wiesenfleck gepachtet hat. Ein schmucker Kerl, eine alte Freundschaft von der Jette Hentschel. Neulich trafen sie sich zufällig hier bei Reginen in der Küche wieder. Einer von den Schleusendrehern zog Hentscheln damit auf, Herr Gott, ist er da fuchsteufelswild geworden!"

Für Herrn Schnörpel war die Stunde des Nachmittagsschlafs gekommen, und auch ich wollte vor meinem Pürschgang noch eine Weile der Ruhe pflegen. Wen traf ich in der Küche? Frau Jette Hentschel. Sie schien, an der Fenstermauer stehend, bei dem spärlichen Lichte, das dort von dem kleinen Hofe unter einem Schuppendach hereinfiel, einen Brief zu entziffern. Regina lehnte am Herd und sah ausnahmsweise freundlich drein. Als die junge Frau mich gewahrte, ließ sie den Zettel rasch hinter ihrem Rücken verschwinden.

„Ei, ei, gewiß ein Liebesbrief,“ scherzte ich.

„Warum nicht gar, Herr Förster, und wenn schon, dann wär's auch noch so,“ gab sie keck zur Antwort und kraulte dabei Neros Kopf, während Regina verlegen lachte, als sei von einem Briefe ihres Liebsten die Rede.

Mit ihren munteren Augen und frischen Wangen sah Frau Jette wirklich so verführerisch aus, als eine junge Frau vom Lande nur aussehen mag, und ich konnte dem leidenschaftlichen Hentschel schon nachfühlen, daß ihn, zumal bei dem Mißverhältnisse seines reifen Alters zu der Jugendblüthe seiner Frau, eifersüchtige Regungen plagten. Auf der Stiege zu meiner Giebelstube bat ich noch Reginen, mich in einer Stunde zu wecken, denn ich gedächte, einen tiefen Schlaf zu thun.

Auch die enge Giebelstube hatte ihre Poesie. Unter einer schräg ansteigenden Wand stand die Lagerstatt, hart wie Pflastersteine, wodurch der Sinn zur Einfachheit der Naturvölker hingelenkt wurde, und für normale Menschengröße einen halben Meter zu kurz, so daß nicht selten der am meisten ermüdete Körpertheil, die Kniee, zuerst einschliefen. In der Röhre des alten Kachelofens zur Seite lag der Ertrag des Apfelbaums, der unter dem Giebelfenster mit einem Aprikosen- und sechs Pflaumenbäumen den kleinen Grasgarten beschattete. In einer Wandnische war eine Sammlung von Arzneiflaschen, Zeugen der Gebrechlichkeit des menschlichen Leibes, durch ein uraltes Spinngewebe den Blicken entzogen. In den Balken und im Fenstergesimse verrieth ein unaufhörliches Bohren und Ticken, daß man sich in der Gesellschaft von Holzwürmern befand.

So war ich wirklich in einen wohlthätigen Schlaf gesunken, als merkwürdige Laute neben meinem Fenster mich weckten. „Wulle, wulle, wulle,“ klang es aus der Fensterluke in dem Verschlage nebenan, wie wenn Jemand Gänse anlocken will. Ich hörte, wie Regina den Verschlag verließ und die Stiege hinunter tappte. Ueber den Gänsen schien sie das Wecken ganz vergessen zu haben, denn es war weit über die festgesetzte Stunde.

Ich erhob mich rasch und trat ans Fenster.

Vom Fenster aus blickte man über ein zur Dorfmark gehöriges flaches Gelände, das wie ein dreieckiger Kuchenausschnitt geformt war. Rechts der Kanal mit dem Treidelsteg und den Telegraphenstangen, links eine hinter dem Dorf über Felder gehende Kirschbaumallee bildeten zwei gerade Linien, die dicht vor dem Garten zusammenliefen. Im Hintergrunde

stellte ein niedriger Höhenzug, auf dem mehrere Ziegeleien ihre Schlote emporreckten, im Bogen die Verbindung der Enden der beiden geraden Linien her.

Von Gänsen war weder im Garten unten, noch auf dem Felde etwas zu sehen. Zwischen den Telegraphenstangen bewegten sich ein paar Maste kanalabwärts, gezogen von Schifferknechten, die am Stege hinzukriechen schienen. An einem Haferfelde blinkte die Sense eines Mähers in der Sonne. In der Kirschbaumallee kam ein Mann daher, der von Weitem aussah wie Hentschel. Der Garten unten war zur Seite von der Rückwand eines Stalles, der zu dem kleinen Anwesen der Büdnerswittwe gehörte, und daneben von einem wackligen Bretterzaun begrenzt, von dem zwischen den Bäumen hindurch nur ein paar Planken zu sehen waren.

Dort bewegte sich etwas, es schien, als ob eine der Planken zur Seite geschoben würde, um Jemand durchzulassen. Kein Zweifel, es war ein braun und blau gestreifter Frauenrock, und über dem Zaun jenseits kam für einen Augenblick eine blaue Dragonermütze zum Vorschein. Hatte etwa Regina in der Bodenkammer, von der aus man so gut die beiden Wege übersehen konnte, Wache gestanden, und sollte ihr Gänseruf ein verabredetes Warnungszeichen sein? War ihre Begünstigung der Liebschaft einer Frau die Rache einer Verschmähten gegen den Mann, oder blos das Vergnügen einer alten Jungfer am Ränkespiel?

Ich hatte indessen keine Zeit mehr mit Betrachtungen über das Abenteuer auf dem Lande, wenn es überhaupt eines war, zu verlieren. Die Büchsflinte wurde in den Stand gesetzt, der Feldstecher nicht vergessen, Nero zur Ruhe auf seinem Lager gewiesen, und fort ging's. Unten vor der Kneipe sah ich noch Frau Jette, wie sie sich an der Kajüte des Kahns niedersetzte und einen Strickstrumpf vornahm, ich grüßte, und sie rief mir Arm- und Beinbruch nach. Unter so günstigen Zeichen konnte es mit dem Bocke unmöglich fehl gehen.

In einer halben Stunde war ich hinten am Burgwall. Eine weitere halbe Stunde ging hin mit dem Abpürschen der Wiesensträucher und des Rohres an den Torfstichen. Viele Lager, aber kein Reh zu sehen. Wahrscheinlich stand das Wild also in dem nahen Forst. Der Wind war nicht besonders günstig, er stand vom Brande her schräg auf die Waldkante und nöthigte mich, fast im äußersten Winkel des Reviers den Ansitz herzurichten. Ich wählte dazu einen alten Erlenstrunk aus, der von neuem, dichtem Buschwerk ganz überwachsen war. Zu meiner Linken zog sich der Forst hin, gerade vor mir, einige hundert Meter entfernt lag die Stelle, an der wir am Vormittag mit dem Boot umgekehrt waren, ganz im Hintergrunde ragte neben einem Haidestreifen der gedrungene viereckige Thurm der Dorfkirche hervor, mehr nach rechts vor mir hatte ich den Burgwall, und weiter dahinter lehnte sich die Dampfsäge am jenseitigen Kanalufer an einen waldigen Hügel an.

Was sich in einer solchen stillen Abendstunde auf dem Anstande Alles begiebt, auch wenn das erwartete Wild nicht zum Vorschein kommt, ist kaum zu glauben. Nähe und Ferne, Großes und Kleines wetteifert, das Auge und manchmal auch Geist und Seele zu beschäftigen.

Dicht vor meinen Füßen hat es sich ein großer Käfer in den Kopf gesetzt, einen langen Windhalm zu ersteigen, er kommt auch bis zum Gipfel, der Halm neigt sich unter seiner Last, aber wie nun weiter? Er versucht es von oben und von unten, aber immer wieder reichen die langen Fühlfäden nur in's Leere, die Welt ist zu Ende da oben, ermattet fällt er schließlich zur Erde herunter, glücklich, daß er sich mit Hilfe eines Blätterstiels wieder auf die Beine helfen kann.

Ueber mir raschelt es, ein Lockruf — und dicht über meinem Kopf huscht ein Rothschwänzchen in das Laub und fliegt sogleich erschreckt durch das fremde Wesen in dem Busch mit der Genossin von dannen. Von den Kiefern hinter dem Streifen Laubholz an dem Forstrand ruft es „Vogel Bülow", und eine Drossel singt der untergehenden Sonne ein Danklied nach.

Ueber der rothen und goldenen Lichtfluth am Horizont bauen sich breite, dichte Wolkenschichten, von matten Strahlen durchzogen, auf und künden das Nahen eines Gewitters. Mit bedächtigen Flügelschlägen zieht ein Reiher über den Brand dahin, ein leiser Luftzug trägt mir das Rauschen und Schwatzen eines Schwarms von Staaren dort aus dem hohen Schilf herüber. Dann ein feines Schwirren über dem Wald, wie wenn Jemand mit einem dünnen Rohrstöckchen durch die Luft fuchtelt, und ein Schoof Krickenten saust in den nahen, größtentheils mit Kalmus und den Blättern der Wasserrose bedeckten Torfgraben herunter.

Schon schwebt die Dämmerung heran, die große, feierliche, die unheimliche Stille beginnt. Der letzte goldige Schimmer am Rande der Wolken ist geschwunden, eine grünliche, nach oben in Grau übergehende Wölbung schließt sich um sie, und dazwischen schwebt etwas wie ein schwarzes Meteor oder ein riesiger Luftballon: Die Spinne vor meinen Augen. Nichts regt sich, nichts bewegt sich weit und breit. Doch, da hinter dem Burgwall rückt eine ungeheure braune Wand heran, von unsichtbaren Händen wird sie gerade über den Erdboden durch die Landschaft vorwärts geschoben, von dem Kanalufer verdeckt sind Schiffer und Kahn.

Schon nehmen vertraute Gegenstände groteske Gestalten an. Der hoch aufgeschossene Strauch auf dem Burgwall mit der breit ausladenden Krone, sieht er nicht aus wie ein mächtiger Grenadier, der vielleicht von der Zeit des Großen Kurfürsten her noch dort stehen geblieben ist? Und die Birke daneben wie eine aufgepflanzte Standarte?

Aber wo waren meine Augen? Vor mir auf der Wiese stehen die Rehe, eins weit vorn nach dem Burgwall hin, das andere in der Lücke zwischen zwei Sträuchern, und ein drittes weiter zurück an einem Busch. Ich nehme mein Glas, das dritte ist der Bock, noch kann ich es deutlich

erkennen. Aber ob das Licht noch für die Büchse langt? Ich versuche es, das Korn ist kaum zu finden, vielleicht rückt der Bock weiter vor in die Lichtung zwischen den Sträuchern mit dem vielen hellen Wollgras auf der Wiese dahinter. Ich sehe zur Seite, das Segel ist schon dicht am Burgwall. Menschliche Stimmen klingen in der Stille an mein Ohr, aber an das Knarren der Masten, das Aufklappen der Ruderstangen und laute Rufe sind die Rehe hier in der Nähe des Kanals gewöhnt.

Doch was war das? Das war kein Zuruf, kein Scheltwort, das war ein Schrei, ein fürchterlicher Schrei, der Schrei eines Menschen in höchster Noth. Das vorderste Reh springt in raschen Sätzen zurück, alle drei sichern, wie um sich besser zu schützen, dicht neben einander, so daß ich den Bock nicht mehr herausfinden kann. Dann wieder ein Schrei, aber heller und schwächer, und gleich darauf ein Schuß!

Mit wenigen langen Fluchten verschwinden die Rehe über den Grenzgraben in's Holz. Ich erhebe mich, klappe ärgerlich den Sitz zusammen und suche nun mit dem Glase Näheres über die Vorgänge am Kanal zu erspähen, durch die mir die Rehe verprellt worden sind. Mir scheint, als schwebe ein leichter Schatten vor dem Segel her, vielleicht der Pulverrauch von dem Schuß. Das braune Segel ist schon am Burgwall vorbei. Plötzlich sinkt es schlaff am Mast herunter, ein Knarren und Krachen, der Kahn scheint an Land gestoßen zu sein.

Eine Gestalt taucht am Treidelsteg auf und läuft in wilder Hast in die Wiese herein geradenwegs auf den zwischen Binsen verborgenen Steg zu, den einzigen Uebergang über den parallel mit dem Kanal nach dem Brand hinführenden Graben. Verfolgt der Mensch ein angeschossenes Stück Wild? Das hätte ich doch vorher gesehen haben müssen. Und der Schrei vor dem Schuß! Jedenfalls an dem Stege sollte der Mensch nicht durchkommen, denn von mir war die Stelle kaum hundert Schritt entfernt, während er noch gut zweihundert zu laufen hatte. In eiligen Schritten ging ich darauf zu, ihm gerade entgegen. Noch fünfzig Sprünge, dann wollte ich ihn anrufen.

Doch er mußte mich jetzt bemerkt haben, er hielt inne, sah rasch zur Rechten und zur Linken und schlug einen Hacken nach dem Burgwall hin. Dort konnte er nicht durchkommen, denn hinter dem Wall mußte er auf das Moor und den Brand stoßen. Als einziger Rückzug blieb ihm der Knüppeldamm, der nach der Stelle führt, wo der Brand in den Kanal ausfließt.

Wäre doch Krumbholz, der mich dort erwarten sollte, in seinem Boote sitzen geblieben! Dann hätte ihm der Flüchtling gerade in die Hände laufen müssen. Aber eben, wie dieser um den Burgwall verschwand, glaubte ich zu sehen, wie Krumbholz in langen Schritten mit schlenkernden Armen auf dem Treidelsteg nach dem Kahne lief.

Ich gab nun die Verfolgung auf und ging gleichfalls auf den Mastbaum zu. Der Wind hatte aufgefrischt, der Himmel verfinsterte sich schnell. Ich hörte Krumbholz' Stimme, konnte aber erst die Worte nicht unterscheiden. Dann rief er laut: „Frau Hent—schell, — Herr Gott — Frau Hent—schell! Den Hacken, geben Sie mir doch den Hacken!"

Endlich war ich an ihn herangekommen, er hob die Hand in die Höhe: „Kommen Sie, Herr, kommen Sie."

„Was ist's?"

„Mir scheint, ein Unglück, ein schauderhaftes Unglück."

„Das ist Hentschels Kahn?"

„Ja."

„Er ist über die Wiese gelaufen."

„Ja doch."

„Vorher ein Schrei und der Schuß —"

„Ja doch, ja doch. Wir müssen den Kahn heranholen. Mit Ihrer Flinte wird's gehen."

Der Kahn trieb steuerlos. Der Schnabel war ungefähr zwei Meter vom Ufer ab. Krumbholz hielt mich an der einen Hand fest, ich faßte die zuvor entladene Flinte an der Mündung, bog mich weit über mit vorgestrecktem Arm und suchte mit dem Kolben den Kahn heranzulangen. Es glückte. Während ich am Ufer das Fahrzeug am Taue festhielt, ging Krumbholz nach dem Hinterdeck. Laut klapperten in der Stille der sinkenden Nacht seine Holzpantoffeln auf dem Laufbrett. Dort bückte er sich, hob einen schweren Gegenstand vom Deck auf und ließ ihn wieder niedersinken.

„Nun?"

„Sie ist da."

„Frau Hentschel?"

„Ja — todt."

Ich seilte den Kahn am ersten besten Pfosten an und eilte nach hinten. Frau Hentschel lag mit offenem Munde und starren Augen da, die eine Hand auf die Brust gepreßt, der Latz blutbefleckt. Krumbholz gab auf meine Frage nach einer Aufklärung keine Antwort und sagte nur: „Wir wollen sie in die Kajüte tragen, das Wetter kommt."

Nachdem der Leichnam in der Kajüte aufgebettet war, bemerkte ich vor dem Eingang am Boden einen Papierwisch. Ich hob ihn auf, es war ein zerknüllter Brief: „Liebste Jette, ich bleibe bis zum funfzehnten. Wenn Ihr vorher von Eberswalde zurückkommt, müssen wir uns sehen. Ich muß Dich wiederhaben. Habe nur keine Angst, wenn ich erst los bin, soll es anders werden, liebe Jette, liebe Jette."

Schon fielen die ersten Tropfen. Wir beschlossen, eiligst nach der Dampfsäge zu gehen und den Kahn mit seiner Todtenlast von dort holen zu lassen. Unterwegs sollte Krumbholz sein im Brandgraben zurückgelassenes

Boot flott machen und dann mit mir übersetzen. Bis zum Boot waren es nur 150 Schritte.

„Wenns nur noch da ist,“ sagte Krumbholz kurz vor dem Graben. Das Boot war weg.

„Glauben Sie, daß Hentschel über den Brand fliehen will?“

„Wohin denn sonst? Den Kanal lang tragen ihn seine Füße schneller fort.“

„Aber er kommt nicht durch.“

„Wer weiß? Wenn's mit dem Wetter nicht zu toll kommt — die Stellen hinten kennt er schon — der Mordskerl.“

Der Wind rauschte durch's Schilf, dichter und dichter fielen die Regentropfen. Der erste Blitz erhellte den ganzen Moorgrund. Ich stellte mich auf einen Erdhaufen, um vielleicht beim nächsten Blitzstrahl etwas von einer menschlichen Gestalt zwischen dem wogenden Schilf zu erkennen. Henschel konnte, zumal bei der Dunkelheit, noch nicht den vielfach gewundenen, an manchen Stellen verengten Wasserweg zurückgelegt haben. Aber ein wolkenbruchartiger Guß prasselte jetzt hernieder.

Ich kauerte mich an das Widerlager der Brücke über den Graben, bis Krumbholz mit dem Boot von Hentschels Kahn auf dem Kanal zurückkommen würde. Wohl fast eine Viertelstunde verging. Krumbholz konnte erst, nachdem der ärgste Guß vorüber war, vom Kahn in's Boot steigen, und dann mußte er es erst ausschöpfen.

Als ich zu ihm in's Boot stieg, war Sturm und Regen fast vorüber. Ich drang in ihn, mir zu sagen, was er von dem Wortwechsel der beiden Eheleute gehört hatte. Er mußte darüber Bescheid wissen, da er offenbar in seinem durch die Brücke verborgenen Boote nahe am Schauplatz der schrecklichen That mindestens Ohrenzeuge gewesen war.

„Ich habe nichts gesehen,“ sagte er.

„Auch die Schreie nicht gehört?“

„Darauf achtet unser Einer nicht. Soll ich etwa Zeuge spielen? Ich mag nicht, was geht's mich an.“

Mich empörte diese verstockte Scheu, der Wahrheit zu dienen, diese stillschweigende Begünstigung einer Frevelthat. „Krumbholz,“ sagte ich, „wenn Sie jetzt den Mund nicht aufthun, sind Sie ein ganzer Lump.“

Keine Antwort.

„Haben Sie mich verstanden, Krumbholz?“

Der Alte hielt an im Rudern, schüttelte sich, als wollte er das Gefühl der Nässe auf der Haut los werden, wischte sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn und sprach:

„Was wollen Sie denn von mir? — Ich saß an dem Abhang neben dem Graben, wo er die erste Schleife macht, und guckte am Burgwall vorbei nach den Rehen. Da kam die Schreierei auf dem Kanal. Ich habe wohl Hentscheln an der Stimme erkannt. — Dann schreit die Frau

hinten am Steuer: „Jawoll, jawoll, habe ich auch, er ist noch lange nicht so schlecht wie Du, nun gerade.“ Und so in der Art. Da brüllt er wie ein angeschossener Stier, das Segel fliegt 'rum, einen Augenblick ist's stille. — Dann schreit sie Hilfe, und gleich drauf kracht's. — Was wollen Sie da von mir? Gesehen habe ich garnichts, und todt ist sie doch.“ —

Während Krumbholz die Müllersleute alarmirte, um den Kahn mit der Leiche zu bergen, begab ich mich zu Fuße nach dem Dorfe, um den Gendarm zu benachrichtigen. Der Abend brachte noch allerlei Aufregungen: Herausklopfen der Büdnerswittwe und Verhör des Urlaubers durch den Gendarmen, Regina starr mehr vor Angst als vor Entsetzen und schließlich in Krämpfen, Schnörpel hin- und herschlurfend und immer wieder krähend: „So was lebt nicht, so was lebt nicht.“ So kam ich erst spät zur Ruhe.

Schon um vier Uhr war ich wieder wach, und um fünf Uhr saß ich, es war ein wunderbarer Morgen nach dem Gewitter, hinten am Kiefernwäldchen neben dem Fuchsluch, von wo ich den ganzen Brand übersehen konnte. Der Sand auf dem Hügel unter meinen Füßen war noch feucht, tausendfältig schimmerten die letzten Regentropfen an den Spitzen der Gräser und Halme auf dem weiten Moor vor mir im Strahl der Morgensonne, die in klarem Blau über den in zartem Duft verschwimmenden Wipfeln des Forstes stand. Die Luft war so rein, daß ich deutlich die einzelnen Bretter unterscheiden konnte, die an einem Schuppen der Sägemühle zum Trocknen aufrecht gegen das Dach gelehnt waren. Aus der hohen Silberpappel am Wiesenrande dort neben dem Fuchsluch schmetterte ein Finke seine Kadenzen in den jungen Tag hinein.

Auch auf dem Kanal war schon Leben. Hinter dem Burgwalle tauchte ein Segel auf, vom Dorfe her kamen Leute den Kanalweg entlang, wahrscheinlich die ersten Neugierigen, die den Ort der Unthat und die erschlagene junge Frau sehen wollten.

Jetzt rückten auch die Gestalten langsam zwischen dem Schilfe auf dem Brandgraben vor. Eine Helmspitze funkelte gleichmäßig im Sonnenlicht, während die Oberkörper der beiden Begleiter nur beim Herausziehen der Bootsstangen in dem regelmäßigen Auf und Nieder ihrer Arbeit zum Vorschein kamen.

Man fand das Boot, auf dem Hentschel am Abend zuvor seine Flucht fortgesetzt hatte, an der Stelle, von wo aus Krumbholz dem Bock hatte beikommen wollen. Das Vordertheil ragte über den Rand des Moors empor, das Hintertheil war von Sumpfwasser ganz überspült. Von dem Flüchtigen fand sich nur die Mütze in eine Schilfecke gedrückt, sonst kein Abdruck des Fußes oder der Hand, kein Zeichen am Boot, im Wasser oder Moor, nichts.

Alle Versuche, an Land festen Fuß zu fassen, erwiesen sich als eitel, da der Gewitterregen alle Wurzeln gelockert und auch die festeren Boden-

stellen in eine schwankende, vor jeder Berührung weichende Masse versetzt hatte.

Selbst Krumbholz war nach diesem Befund überzeugt, daß der „Mordskerl" im Brand zu Grunde gegangen war. Ob Hentschel seine Kraft damit erschöpfte, daß er das Boot über die gefährlichen Moorstellen hinweg bewegen wollte, oder ob das Boot infolge des Regensturms halbseits eingesunken und darum von ihm verlassen worden war, oder ob er gleich von Angst und Reue gepeitscht, ausgestiegen und zu Fuße von dem schrecklichen Orte fortzulaufen versuchte, Niemand weiß es, und Niemand wird es wissen.

Die erste Zöllner-Biographie.

Ein Beitrag zur Psychologie des modernen Forschers*).

Von

Eduard Sokal.

— Berlin. —

Alfred Bourget, der große Schilderer moderner psychologischer Typen, hat uns in seinem berühmten Roman „Le Disciple" die Gestalt eines zeitgenössischen encyklopädischen Forschers (etwa eines französischen Herbert Spencer) skizzirt, den er Adrien Sixte nennt, und der in seinem Werke gewissermaßen als fingirte Partei, als moralischer Urheber der Thaten, welche der „Disciple" unter dem Einflusse der zersetzenden Lehren des „Maître" begeht, gelten muß. Adrien Sixte ist der Repräsentant der modernen naturwissenschaftlichen Denkweise, das geistige Werkzeug, dessen er sich am häufigsten bedient, ist die umfassende Theorie der Evolution, und durch das Mittelglied der Psychologie gehört nach seiner Auffassung der Naturwissenschaften die ganze äußere und innere Welt, Alles ohne Ausnahme, was Erscheinung in Raum und Zeit ist. Alles, was Erscheinung ist und insoweit es Erscheinung ist, also z. B. die Bildung von Krystallen aus konzentrirten Minerallösungen, ebenso wie die Nährprocesse der Pflanze, wie nicht minder die Genesis der Mutterliebe, wie endlich die Ereignisse der Weltgeschichte. Aber all' dies nur insoweit, als es „Erscheinung" ist; die Fragen nach dem „Endzweck" und den „Endursachen" des Weltalls, nach dem „Wesen" all' dessen, was uns als sinnfällige Erscheinung in Raum und Zeit umgiebt, gehen den Naturforscher nichts an, sie treten aus dem Bereich seiner Kompetenz heraus oder klarer ausgedrückt: Alle Fragen, die sich auf Größen beziehen, die in Raum oder Zeit unendlich klein oder unendlich groß sind, also z. B. die Existenz Gottes, die Schöpfung der Welt, die unendliche Theilbarkeit der Materie betreffen, gehören nicht in's Gebiet der Naturforschung, weil wir über diese Größen keinerlei

---

*) Karl Friedrich Zöllner. Ein deutsches Gelehrtenleben geschildert von Dr. Felix Koerber. Verlag von Hermann Paetel, Berlin 1900, anschließend G. Müller in Astronomische Vierteljahrsschrift 1900, Heft 1.

direkte Erfahrung besitzen, weil hier weder Frage noch Antwort sich konkret formuliren, geschweige denn experimentell prüfen läßt.

Wir gedenken hier nicht in eine Diskussion dieser Probleme einzugehen, wir wollten nur die Weltanschauung Adrien Sixtes skizzirt haben, die als Programm eines modernen Naturforschers angesehen werden kann. —

Wie lebt nun dieses Bündel revolutionärer Gedanken, als das uns Adrien Sixte geschildert wird? Leute, die geistig arbeiten, sind im Allgemeinen Anhänger einer regelmäßigen Lebensweise. So erfahren wir auch bei Bourget, daß Adrien Sixte täglich zu denselben Stunden einen größeren Spaziergang unternimmt, und daß der gleichförmige Gang seiner peinlich geregelten Lebensweise (wie man ja auch von dem Königsberger Philosophen erzählt), den Kindern seiner Nachbarn als Stundenzeiger dient. Auf diesen einsamen Spaziergängen läßt Adrien Sixte nach des Tages mühseliger Arbeit seiner Phantasie die Zügel schießen; am häufigsten streift hierbei der Gedankenflug des Gelehrten seine Lieblingswissenschaft: die Psychologie. Die enggezogenen Grenzen der Wirklichkeit treten zurück, und vor seinem geistigen Auge ersteht eine Zeit, wo durch das Medium der wissenschaftlichen Psychologie der menschliche Geist sich aus den Banden der Materie befreit und durch Selbsterkenntniß, durch Einblick in die geheimen Gesetze, die ihn regieren, die wahre Herrschaft über sich selbst erlangt haben wird. Belauschen wir einen seiner Monologe:

„Wenn man die Schädeldecke dieser zweifüßigen Dickhäuter durchdringen könnte, wenn man den leise erzitternden Bewegungen der Gehirnatome zu folgen und etwa die Räder dieses komplicirten Mechanismus im Rollen durch andere zu ersetzen im Stande wäre. Eine solche „astronomische" Kenntniß des Nervensystems in seinen kleinsten Bestandtheilen würde uns jederzeit gestatten, die Vergangenheit des Menschengeschlechts zu errathen und seine zukünftigen Schicksale vorher zu sagen. Dann würde der menschliche Geist endlich gegen die Triebe und Leidenschaften nicht die tragikomische Rolle des sehenden Paralytikers spielen, der von dem blinden Genossen in den Abgrund mitgerissen werden kann. Die sogenannten „socialen Probleme" würden sich dann zu streng wissenschaftlichen Fragen ausgestalten, sie würden zu „Konklusionen" der angewandten Psychologie werden, wenn, wenn, wenn . . ."

Adrien Sixte ist ein viel zu nüchterner Kopf, um nicht zu wissen, daß all' dies nur ein schöner Traum ist. Er geht nach Hause und arbeitet an Problemen, die bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung angegriffen werden können. Er läßt müden Auges die Erscheinungswelt an sich vorüberziehen und wird sich kaum dessen bewußt, daß er ein Wesen ist, von anderen Menschen grundverschieden. Eigentlich ist er es auch gar nicht. Dieses Bündel spekulativer Gedanken lebt wie ein Philister, die Gefühle sind ihm zu Erkenntnißproblemen geworden, er sieht ein, daß „gut" und „böse" nur willkürliche, von der egoistischen Natur des Menschen getroffene Unterscheidungen sind, aber diese Erkenntniß erschüttert ihn nicht, und er sieht in ihr keinen Grund, sein Nachmittagsschläfchen zu stören und seine Lebensführung von anderen Menschen abweichend zu gestalten. —

So sind sie, diese großen Forscher und Denker, oder vielmehr so sind manche: die gesündesten unter ihnen, und sie entbehren auch nicht jener kleinen menschlichen Schwächen, welche die Schwingen ihres Geistes zu den Niederungen des Alltagslebens herabziehen. Sie führen eine reinliche Scheidung zwischen ihrem Gedankenfluge in den Gipfeln der Abstraktion und ihrem Lebenswege auf dem Boden der Wirklichkeit. Sie haben zuweilen genug Frische und Eitelkeit, um gegen mißliebige aufstrebende Kollegen zu intriguiren und nach Orden und Auszeichnungen zu schnappen. Sie entthronen Götter und katzenbuckeln vor Ministern und bezeugen jedem Geßlerhut die Reverenz. Ihre Gedanken sind ihnen keine Erlebnisse, oder vielmehr sie sind Erlebnisse eines zweiten Ich in einer anderen Sphäre. —

Aber nicht Alle verstehen es mit der heiklen Substanz des Gedankens, welche gefährlicher ist als sämmtliche Explosivstoffe der Chemiker zusammengenommen, so vorsichtig

umzugehen. Es giebt Manche, welche daran verbluten und zu Grunde gehen. Und wie für den ruhigen Adrien Sixte die Gefühle zu bloßen Erkenntnißproblemen werden, so werden durch ein unseliges Widerspiel für diese Opfer des Gedankens selbst die Erkenntnißprobleme zu Gefühlen. Sie leiden darunter, daß all' unser Wissen nur elendes Stückwerk ist, und daß der Strom der Erkenntniß aus den trüben Quellen der sinnlichen Erfahrung zu uns gelangt, und daß die Wissenschaft kein herrlicher Bau ist als Spiegelbild dem Kosmos ebenbürtig, sondern eine Nomadenhütte, welche eigentlich praktischen Zwecken dient und immer wieder abgerissen werden muß, und daß die „Wahrheiten" noch kurzlebiger sind als die Menschen, welche sie geboren — sie leben das tragische Martyrium des Gedankens. Und ein solcher Tragiker des Gedankens war Karl Friedrich Zöllner. —

Beinahe ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tode K. F. Zöllners verflossen, ohne daß diesem genialen Mitbegründer der modernen Astrophysik ein litterarisches Denkmal zu Theil geworden wäre. Wie Koerber betont, kann als Grund dieser auffallenden Erscheinung nicht angesehen werden, daß es an aufrichtigen Verehrern seiner wissenschaftlichen und sonstigen Leistungen gefehlt hätte. Dieselbe erklärt sich vielmehr aus der ganz eigenartigen Wendung, welche Zöllners Leben in seinen letzten Jahren durchgemacht hat, und die ihn in einen höchst erbitterten persönlichen Kampf fortriß, bei dem er schließlich kaum noch einen Fachgenossen völlig auf seiner Seite hatte. Unter diesen Umständen war es vielleicht gut und nothwendig, daß die Abfassung eines ausführlichen Lebensbildes eine geraume Zeit lang unterblieb, damit sich die Wogen des persönlichen Streites erst wieder beruhigen und eine objektive, unparteiische Beurtheilung der Persönlichkeit und Verdienste Zöllners Platz greifen konnte. Heute gehört dieses Leben mit all' seinem Kampf der Geschichte an, auch die Persönlichkeiten, gegen welche jener Kampf gerichtet war, weilen größtentheils nicht mehr unter den Lebenden, und es ist deshalb leichter, bei der Beurtheilung auch der letzten Lebensperiode Zöllners den richtigen Standpunkt zu gewinnen.

Wenn aber Koerber im Vorworte seiner Biographie die Vermuthung ausspricht, daß Manche vielleicht einen unbedingten Anhänger aller Zöllner'schen Bestrebungen als Biographen gewünscht hätten, und daß dann jedenfalls das Büchlein eine angenehmere, einheitlichere Lektüre bilden würde, so hat dem schon der Astronom Müller in seiner meisterhaften Kritik mit Recht widersprochen. Gerade in diesem Falle verlangt man, so schwierig auch der Wunsch zu erfüllen ist, eine vollkommen gerechte Vertheilung von Licht und Schatten, und eine strenge Trennung der wahren Verdienste von den durch menschliche Leidenschaft hervorgerufenen Fehlern und Verirrungen. Niemand, der das Koerber'sche Lebensbild gelesen, wird verkennen, daß der Verfasser diese Aufgabe mit bewunderungswürdigem Geschick gelöst hat. Man sieht, welch' ausführliches und sorgfältiges Studium er dem Charakter seines Helden gewidmet hat, aber trotz seiner begeisterten Verehrung für ihn ist er niemals blind geblieben für die Schwächen und Mängel, die das glänzende Bild getrübt haben. Man kann sich kaum eine gerechtere, dabei zartfühlendere und pietätvollere Beurtheilung des bedeutenden Forschers denken. Das ganze Lebensbild ist überdies so lebendig und fesselnd geschrieben, daß Niemand das Buch ohne einen tiefen und bleibenden Eindruck aus der Hand legen wird.

Der Verfasser hat sechs verschiedene Abschnitte in Zöllners Lebensgang unterschieden. Der erste Abschnitt, die Entwicklungsjahre, umfaßt die ersten 25 Jahre bis zur Promotion in Basel. Zöllner stammte aus einer wohlhabenden Berliner Bürgerfamilie. Sein Schulbildungsgang war keineswegs normal und durch mancherlei Störungen unterbrochen, so daß er erst im Alter von 22½ Jahren das Abiturientenexamen bestand. Ein hervorragendes Talent für physikalische Experimente hatte sich schon früh bei ihm gezeigt. Auf einem Thürmchen der väterlichen Fabrik in Schönweide hatte er sich ein kleines Privatobservatorium eingerichtet, wo er eifrig astronomisch-photometrische Beobachtungen anstellte. Weniger bekannt dürfte sein, daß Zöllner sich als Student auch lebhaft mit dem Problem einer elektromagnetischen Kraftmaschine beschäftigte, ohne freilich zu einem vollen Erfolge zu gelangen. Die erste Studienzeit, die bei Anderen der frohen Lebenslust geweiht zu sein

pflegt, wurde bei Zöllner leider durch einen tiefen Schatten verdunkelt. Eine schwermüthige, düstere Stimmung hatte sich seiner bemächtigt, die ihm, nach seinen eigenen Versicherungen in Briefen, jeden Lebensmuth raubte und ihm sogar den Gedanken an Selbstmord nahelegte. Veranlassung dazu war wohl das schwere Unglück, welches ihn und seine Familie heimsuchte, als nach dem Tode des Vaters erst ein Bruder, dann eine Schwester geisteskrank wurde. Wie er selbst schreibt, trug er seitdem stets Gift bei sich, um seinem Leben ein Ende zu machen, wenn etwa auch ihn dasselbe Loos wie seine Geschwister treffen sollte. Aus dieser trüben Stimmung, die für sein ganzes geistiges Leben gefährlich zu werden drohte, wurde er wenigstens theilweise durch seine Uebersiedelung nach Basel herausgerissen. Zeugniß davon giebt ein wunderschöner, aus dieser Zeit an einen Berliner Freund gerichteter Brief: „. . . Du frägst mich, warum ich nicht den Verkehr mit Kommilitonen aufsuche; abgesehen von anderen Gründen, waren meine Sympathien für die sogenannte Poesie des modernen Studententhums niemals sehr groß. Ich kann mir in der Wahl meines Umganges, trotzdem ich Deine guten Absichten durchaus nicht verkenne, umsoweniger Zwang auferlegen, als ich eigentlich noch Rekonvalescent bin. Du begreifst wohl, was ich damit sagen will. Hinter mir liegt's wie tiefe, dunkle Nacht, und vor mir beginnt's allmählich zu dämmern. Diesem Umstande glaube ich es auch zuschreiben zu müssen, daß ich bis jetzt nicht die geringste Spur von Heimweh empfunden habe. Es scheint diese Krankheit weniger eine Sehnsucht nach seinen Lieben in der Heimat zu sein, mit denen man ja brieflich wenigstens stets verbunden bleibt, sondern vielmehr ein Bedürfniß nach der gewohnten geistigen Atmosphäre, in welcher der ganze Kreis unserer Vorstellungen wurzelt und seine Nahrung sucht. Daher der unendliche Reiz ganz unbedeutender Gegenstände, die für den Einzelnen die Denksteine geistiger Entwicklungsepochen bilden und bei ihrer Betrachtung die längst verhallten Klänge der frühesten Jugend in unserer Seele nachtönen lassen. Für mich war aber diese Atmosphäre ein undurchdringlicher Nebel und jene Denksteine die Grabmäler untergegangener Hoffnungen, getäuschter Erwartungen und vereitelter Ideale. Welch' Wunder also, daß ich mich hier unter ganz einfachen Verhältnissen, die vielleicht wenigen meiner Altersgenossen genügen würden, glücklich fühle und unter dem Einfluß wissenschaftlicher Beschäftigung, eines vollen, reinen Naturgenusses und gesellschaftlichen Verkehrs allmählich mich selbst wiederfinden lerne?" Aber glaubt man es diesem 23jährigen jungen Mann, der eine so ernste und empfindsame Sprache führt, daß er glücklich ist? Sieht man nicht jetzt schon deutlich, daß er unglücklich werden muß, wenn er in eine Atmosphäre geräth, wo durch Gedanken Carrière gemacht werden soll und wo im Großen und Ganzen diejenigen am besten fortkommen, welche — geistreiche Ellbogen besitzen?

Mit der Ueberschrift „Die Wanderjahre" bezeichnet der Verfasser den zweiten Lebensabschnitt Zöllners, welcher die Zeit von seinem Weggange aus Basel bis zu seiner Habilitation in Leipzig und zum Beginn seiner akademischen Laufbahn umfaßt. Diese Periode ist insofern die wichtigste, als während derselben die klassischen photometrischen Arbeiten Zöllners entstanden sind, welche das Genie des bedeutenden Mannes in vollem Glanz zeigen und seinen Namen für immer unsterblich machen. Seine erste photometrische Schrift, die „Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels" betitelt ist, entstand aus Veranlassung einer von der Wiener Akademie der Wissenschaften gestellten astronomischen Preisaufgabe, und es ist bekannt, daß Zöllner eben so wenig wie seine Mitbewerber den Preis erhielt. Dieser Mißerfolg war eine große Enttäuschung für Zöllner, und es ist bezeichnend für seinen Charakter, mit welcher Bitterkeit er sich über das vermeintliche Unrecht ausspricht. Die harten Vorwürfe, welche er gegen die Preisrichter, insbesondere gegen den damaligen Direktor der Wiener Sternwarte, C. von Littrow, erhebt, sind übrigens nach dem maßgebenden Urtheil des Astronomen G. Müller in keiner Weise berechtigt und lassen eine übertriebene Empfindlichkeit und eine gewisse Selbstüberschätzung durchblicken. Denn so verdienstlich auch die Zöllner'sche Schrift ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sie auf das eigentliche Thema der Preisaufgabe viel zu wenig eingegangen ist; die

Preisrichter waren daher nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, den Preis zu verweigern. Es spricht sich in dieser ersten größeren Arbeit Zöllners schon deutlich das aus, was fast von allen seinen Werken zu sagen ist; es fehlt die bis in's Kleinste sorgsame Durcharbeitung und die Verfolgung eines Gegenstandes bis zu den kleinsten Konsequenzen. Man kann die „Grundzüge" nach Müller eine ausgezeichnete Mosaikarbeit nennen, deren einzelne Steine zwar einen hohen Werth besitzen, aber nicht zu einem vollkommen harmonischen Bilde zusammengefügt sind. Die darin enthaltenen photometrischen Fixsternbeobachtungen, welche nach dem Wortlaut der Preisaufgabe die Hauptsache bilden sollten, sind zwar mit bemerkenswerther Genauigkeit ausgeführt, sie bestehen aber aus einzelnen, ohne Plan aneinandergereihten Sätzen, die aus Mangel an genügend zahlreichen gemeinschaftlichen Sternen nicht sicher genug mit einander verbunden werden können, und von denen unmöglich, wie es die Preisaufgabe vorschrieb, behauptet werden darf, „daß der Sternkunde dadurch ein bedeutender Fortschritt erwachsen ist". Trotz mehrfacher Bemühungen in späterer Zeit ist es nicht gelungen, aus diesen Messungen einen zuverlässigen Helligkeitskatalog von Fixsternen abzuleiten. —

Weit überflügelt wurde dieses erste photometrische Werk Zöllners durch die im Jahre 1865 erschienenen „Photometrischen Untersuchungen", ein Meisterwerk, welches Koerber und Müller als das formvollendetste, inhaltlich am meisten abgerundete Werk Zöllners bezeichnen, „das uns den begeisterten Pfadfinder eines neuen Wissenszweiges auf der Höhe seiner Schaffenskraft und -Freudigkeit zeigt". Zwar lassen sich auch hier nicht ganz die in Zöllners Charakter begründeten Mängel verkennen. Der Zusammenhang der einzelnen Theile ist etwas locker, die Neigung zur Polemik tritt bereits hie und da hervor, manche Schlüsse sind allzu kühn, entbehren der sicheren Begründung und haben sich im Laufe der Zeit nicht aufrecht halten lassen. Aber was will dies Alles sagen gegenüber den unvergänglichen Schönheiten des Buches, die dasselbe noch heute zu einer anregenden Lektüre machen. Ein unvergängliches Ruhmesdenkmal hat sich Zöllner namentlich in dem letzten Abschnitt über die Konstitution der Himmelskörper gesetzt. Mit wahrhaft prophetischem Geist entwickelt er darin die Aufgaben und Ziele der modernen Richtung der astronomischen Forschung, für welche er selbst den Namen „Astrophysik" einführte. Merkwürdiger Weise scheint das hochbedeutende Werk noch immer nicht diejenige Verbreitung gefunden zu haben, die ihm im vollsten Grade gebührt; es ist bis heute noch nicht einmal eine zweite Auflage desselben erschienen. Schuld daran ist vielleicht nicht zum wenigsten der Umstand, daß Zöllner selbst auf dem Gebiet der Astrophotometrie nicht weiter gearbeitet und den Weg, den er mit solcher Begeisterung und seltenem Geschick zuerst betreten, nicht mehr geebnet hat. Wir erfahren zwar von Koerber, daß er später noch mehrmals daran gedacht hat, photometrische Beobachtungen wieder aufzunehmen, daß er sogar den Plan zu einem größeren photometrischen Fixsternkatalog in's Auge gefaßt hatte, aber bei seinem rastlosen, niemals ruhenden Geist war eine stille, lange Zeit in Anspruch nehmende Arbeit nicht möglich. Hätte er selbst sein ganzes Talent auf diesen Zweig geworfen, so würde sich zweifellos die Astrophotometrie viel schneller entwickelt haben und heute schon mehr Anhänger unter den Astronomen besitzen. Das von Zöllner genial erdachte Astrophotometer, das in überaus sinniger Weise einen sogenannten „künstlichen Stern", d. i. eine konstante Lichtquelle in das Gesichtsfeld der astronomischen Beobachtungen hineinprojicirt und als Maßstab der stellarischen Lichtstärke verwendet, hat sich nur langsam Eingang verschafft, und Zöllner selbst hat nicht mehr die Freude gehabt, zu sehen, wie schließlich unter allen bisher zu Helligkeitsmessungen am Himmel konstruirten Instrumenten dem seinigen der verdiente erste Platz zugestanden worden ist. Alle, die auf dem so erfolgreich von ihm beschrittenen Gebiete der Astrophotometrie, in dem noch so unendlich viel zu thun übrig bleibt, weiter bauen dürfen, werden seinen Namen bewundernd in Ehren halten und den Zielen, die er gewiesen, nachzustreben suchen. Die „Photometrischen Untersuchungen" begründeten dauernd den wissenschaftlichen Ruhm Zöllners, und schon im Jahre 1866, ein Jahr nach ihrer Publikation, wurde er zum außerordentlichen Professor in Leipzig be-

fördert. Kurz darauf ernannte ihn auch die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. —

Wir sind hiermit auf dem Höhepunkt in Zöllners wissenschaftlicher Laufbahn angelangt. In verhältnißmäßig jungem Alter hatte er bereits Außergewöhnliches geleistet, und mit Recht konnte man ihm damals eine weitere glänzende Laufbahn prophezeien. Da trat plötzlich in seinem Wirken die verhängnißvolle Wendung ein, die ihn erst allmählich, dann immer schneller und schneller von der stolzen Höhe und aus dem Kreise fast aller seiner Freunde hinweg abwärts führte bis zu der tragischen Vereinsamung, in welcher er seine letzten Lebensjahre verbrachte. Diese Wendung datirt von dem letzten Erscheinen des berühmten Buches „Ueber die Natur der Kometen". Das ungeheure Aufsehen, welches das Kometenbuch bei seinem Erscheinen hervorrief, beruhte bekanntlich weniger auf dem wissenschaftlichen Inhalt desselben, obgleich die Zöllner'schen Spekulationen über die physische Beschaffenheit der Kometen allgemeines Interesse erregten, als vielmehr auf den in der längeren Vorrede und den kritischen Bemerkungen enthaltenen Angriffen auf bekannte hochgestellte Männer der Wissenschaft, insbesondere auf Helmholtz und Hofmann und auf die Engländer Thomsen und Tyndall. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkten diese durch nichts provocirten, mit schonungsloser Schärfe und Heftigkeit geführten Angriffe; sie verwickelten, wie es nicht anders zu erwarten war, Zöllner in unaufhörliche aufregende Kämpfe, aus denen er sich bis zu seinem Lebensende nicht mehr loszureißen vermochte. Koerber steht auf dem Standpunkt, daß er die Art und Weise der Zöllnerschen Polemik durchaus mißbilligt und tief bedauert. Andererseits gelangt er aber zu dem Schluß, daß Zöllner in erster Linie durch rein ideale Beweggründe veranlaßt worden ist, gegen gewisse bedauernswerthe Uebelstände in der Gelehrtenwelt zu Felde zu ziehen, unbeirrt um die Feindschaft und die Kämpfe, die er dadurch nothwendig heraufbeschwören mußte. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß von der gegnerischen Seite der Kampf in der schärfsten und leider auch in gehässiger Weise aufgenommen wurde. So scheute man sich nicht, die traurigen Vorkommnisse in der Zöllner'schen Familie hineinzuziehen und Zöllner für geisteskrank und unzurechnungsfähig zu erklären. Von einigen Kollegen wurde in wenig taktvoller Form der Versuch gemacht, eine Versöhnung zwischen ihm und den angegriffenen Personen in Berlin herbeizuführen; da aber eine vollkommene Demüthigung seinerseits verlangt wurde, so wuchs seine Erbitterung nur noch mehr und veranlaßte ihn der zweiten Auflage seines Kometenbuches eine „Abwehr" beizufügen, die nichts weniger als versöhnlich wirken konnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die von Zöllner gerügten Uebelstände mehr oder weniger bestehen und bei der menschlichen Natur mehr oder weniger unvermeidlich sind; es unterliegt nicht minder keinem Zweifel, daß die Zöllner'sche Polemik in der Form unziemlich war und sich wenigstens zum Theil an eine falsche Adresse wendete. Doch wäre es müßig und zwecklos die persönliche Seite dieser Polemik, die besser für immer unterblieben wäre, jetzt fortzuspinnen. Unzweifelhaft war sie persönlich nur in der Form und nicht in den Motiven. Da Zöllner bisher von keiner Seite irgend welche persönlichen Kränkungen erfahren hatte, scheint man sich übrigens seinen kühnen Angriff gegen die „Lobhudelei in Gelehrtenkreisen" kaum haben erklären können; ist es doch eine gar zu seltene Erscheinung, daß Jemand aus reinem Idealismus sich so vielfachen Feindschaften aussetzt, wie sie das Kometenbuch nach sich ziehen mußte. —

Hier zeigt sich aber auch das interessante Phänomen, wie dieser gemüthstiefen, empfindsamen Natur Erkenntnißprobleme zu Gefühlsfragen wurden und wie das treibende Motiv all' seiner räthselhaften Handlungen ein unaufgelöster Gefühlsrest war, nämlich der Gegensatz, in dem seine innerste Natur zu den modernen Strömungen in der Erkenntnißtheorie und Methodik der Naturwissenschaften stand. Es mag dies in Kurzem ausgeführt werden, weil gerade dieser Punkt in der Lebensbeschreibung von Koerber, welcher hier nicht nur Biograph, sondern auch Schüler und Anhänger von Zöllner ist, mit besonderer Deutlichkeit hervortritt. —

„Dem Menschen ist sein Intellekt, wie den Thieren Klauen und Zähne als Waffe im Kampfe um's Dasein gegeben“ (Schopenhauer). Wenn einmal die Verdienste Schopenhauers um die Erkenntnißtheorie und Naturwissenschaft ihre gebührende Würdigung finden und es Jemandem gelingen sollte, die genialen Ahnungen des gerade von Zöllner so hoch gepriesenen Meisters in ihrem visionären Fluge zu erhaschen und in die Sprache exakter Forschung zu übersetzen, so wird wohl dieser Ausspruch zunächst seine Aufmerksamkeit auf sich lenken. In der That enthält er in knapper Form das Resumé oder vielmehr den Keim einer bereits ziemlich umfangreichen erkenntnißtheoretischen Litteratur, welche später besonders in dem Gedankenkreise der Darwin'schen Theorie eine weitere Anregung gefunden hat. In den Schriften von R. Avenarius, in der Psychologie von Herbert Spencer, in dem gedankentiefen und leider nur wenig beachteten Werke „Vier skeptische Thesen“ von S. Philipp (Leipzig, O. R. Reisland 1898) sowie ganz besonders in den Abhandlungen von E. Mach ist diese moderne erkenntnißtheoretische Auffassung am klarsten ausgesprochen worden. Darnach beruht das psychische Leben auf einer Anpassung des inneren an das äußere Geschehen und die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Erkenntniß ist gewissermaßen nur eine vervollkommnete ökonomische Form dieser Anpassung. Die Forschung hat keinen anderen Zweck als die Naturerscheinungen in einfachster Weise zu beschreiben, die Wissenschaft ist nichts Anderes als eine „Oekonomie des Denkens“. Ursprünglich nur dem Zwecke dienend, die leichtere Mittheilung der praktischen Erfahrungen zu ermöglichen, kann die Wissenschaft selbst in ihren abstraktesten Ideen diesen Ursprung nicht verleugnen, und es darf uns daher nicht wundern, wenn selbst in ihren tiefsten und umfassendsten Konceptionen dieses scheinbar fremdartige und willkürliche Element sich findet. —

Zöllner befand sich erkenntnißtheoretisch auf einem Standpunkt, der von den führenden Geistern der Gegenwart gänzlich verlassen ist. Er faßte die wissenschaftlichen Hypothesen in altgewohnter Weise als wahrscheinliche Annahmen, begründete Vermuthungen über die Beschaffenheit des Wirklichen auf, und es erschien ihm ebenso wie Koerber als unbedingt sicher, daß „der dem Menschen innewohnende Trieb nach Erforschung der wahren einfachsten Ursachen alles Geschehens immer wieder hervorbrechen und dazu antreiben wird, durch Hypothesen zu einem inneren Verständniß der Erfahrungsthatsachen durchzudringen“. Daher sein unermüdliches Sinnen und Suchen nach neuen Hypothesen, welche ihn angeblich der Natur der Erscheinungen näher brachten und in Wirklichkeit der experimentellen Forschung entfremdeten. In der tiefsten Schichte seines Wesens ruhte ein religiöser Einheitstrieb, der ihn zu immer kühneren und umfassenderen hypothetischen Luftschlössern anspornte, während im Sinne der neuen Erkenntnißlehre die Hypothesen, so nützlich sie auch für die Auffindung neuer Thatsachen sich erweisen mögen, in das System der Wissenschaft eigentlich ebenso wenig hineingehören wie etwa das Baugerüst vor die Façade eines fertigen Palastes. —

Diese Lehre ist nicht einmal neu; sie ist es blos, weil sie lange vergessen und unbeachtet blieb. „Hypotheses non fingo!“ (Ich bilde keine Hypothesen.) Diesen stolzen Wahrspruch nahm Newton zum Ausgangspunkt seiner berühmten „Prinzipien der Naturphilosophie“. Was ist Hypothese? Was ist naturwissenschaftliche „Erklärung?“ Würde man bei Laien aus dem gebildeten Publikum nach einer Definition des Wortes „Erklärung“ einer Naturerscheinung Umfrage halten, so würden die Antworten zweifellos sehr verschieden und zum Theil widersprechend ausfallen. Aber im Großen und Ganzen denkt der Laie beim Worte „Erklärung“ zunächst an eine Versinnlichung, Veranschaulichung des betreffenden Vorganges. Wenn ich mir die Lichterscheinungen durch eine Wellenbewegung hervorgerufen denke, das Verhalten zweier aneinander gebrachten Körper durch eine Umlagerung ihrer kleinsten Theilchen, der Atome, versinnbildliche, so habe ich an Stelle der unmittelbaren, undeutlichen Wahrnehmung eine klare konkrete Vorstellung gesetzt. Doch dies wäre nur ein nebensächlicher und, wie wir gleich sehen werden, höchst fragwürdiger Vortheil.

An der Hand der Vorstellung, die man sich über die Natur der Wellenbewegung gebildet hat, auf Grundlage der Betrachtungen über die Beschaffenheit der hypothetischen Atome ist es aber auch weiterhin gelungen, eine ganze Reihe von früher ungeahnten Zusammenhängen zu entdecken, eine Fülle vorher unbekannter Thatsachen für die Forschung zu erschließen. Die Erscheinungen der Beugung, Brechung und Zurückwerfung des Lichtes ergeben sich in einfacher und ungezwungener Weise aus der Grundannahme des Lichtes als einer transversalen Wellenbewegung des Aethers. Die Constanz der Gewichtsverhältnisse, unter welchen die verschiedenen chemischen Körper zusammentreten, sowie das an dieselbe anknüpfende Gesetz der multiplen Proportionen können als direkte Folgerungen aus der Atomtheorie Daltens deducirt werden. Die naturwissenschaftliche Hypothese dient demnach nicht nur zur gefälligen und systematischen Ordnung der bereits vorhandenen Ergebnisse, sie ist auch ein mächtiges Instrument der schöpferischen Phantasie zur Entdeckung neuer Thatsachen. —

Und dennoch — dennoch hat bereits Newton in seinem stolzen Ausspruch „Hypotheses non fingo", gegen die Wissenschaft, welche mit Hypothesen arbeitet, ohne sie im Zaume zu halten, Stellung genommen! Indem er das Gravitationsgesetz, nach welchem die Weltkörper sich proportional der Masse und umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung anzuziehen scheinen, als vollkommensten und vollständigsten Ausdruck der Thatsachen hinstellt, weist er gleichzeitig alle weiteren hypothetischen Spekulationen über dasselbe zurück. Mit seinem genialen Blick hat Newton schon damals, zu Beginn der Aera exakter Naturforschung, auch die Gefahren erkannt, welche eine allzu üppige Wucherung der Hypothese für die Wissenschaft birgt. Die Hypothese übernimmt psychologisch für die Gesammtheit der wissenschaftlichen Forscher etwa die Rolle, die bei dem Individuum der gespannten Aufmerksamkeit zufällt. Indem die Hypothese den Blick nach einer bestimmten Richtung hin schärft, schwächt sie gleichzeitig die Schärfe nach allen anderen Richtungen. Die Erfahrung hat seit Newtons Zeit tausendmal bestätigt, daß der Leitfaden einer vorgefaßten Hypothese nach kurzer oder längerer Zeit gleich einer eisernen Kette denjenigen umschlingt, der sich ihm anvertraut hat, und seine freie Bewegung hindert. Die „Vision directe des choses", die naive Hingabe an die Beobachtung, welche bis jetzt alle wahrhaft originellen Gedanken gezeitigt hat, geht durch sie verloren. Der junge Physiker, der an das Studium seiner Wissenschaft herantritt, lernt die Hypothese in der Regel kennen, lange bevor er die hinzugehörigen Thatsachen aus eigener Erfahrung kennt. Kann es uns wundern, wenn die Spule, aus welcher der Gedankenfaden seine Verbindungen schlägt, in hunderten von Fällen mit ebenderselben trostlosen Einförmigkeit sich abrollt? Kann es demnach ein Zufall sein, daß es erst der undisciplinirten, autodidaktischen Phantasie Faradays bedurfte, der mit der Unbefangenheit des ersten Menschen an die Erscheinungen herantrat, um den reichen Schatz elektromagnetischer Entdeckungen zu heben, der sich geschulterem Auge vielleicht viel schwerer erschlossen hätte und an dem noch Jahrhunderte zu zehren haben werden? Für den Naturforscher von Gottes Gnaden wird eben an jedem Tage die Welt neu geboren. —

Mit diesem Postulat der modernen Naturlehre nach einer reinen Thatsachenwissenschaft, welche sogar jetzt den Unterschied zwischen beschreibenden und erklärenden Naturwissenschaften fallen läßt und die Begriffe „Ursache" und „Wirkung" als Ueberreste des Fetischismus ausmerzen will (Mach), konnte sich Zöllner niemals vertraut machen, und so stand er denn inmitten einer mächtigen, heranwogenden Geistesströmung — allein. Darauf ist wohl in letzter Linie die Verbitterung dieses großen Forschers zurückzuführen, in dem ein mächtiger Geist mit einem tief gläubigen Gemüth verbunden war. Es war ihm unbegreiflich, der in den naturwissenschaftlichen Hypothesen die Schlichtheit und Großartigkeit religiöser Ideen anstrebte und immer wieder vergaß, daß die Wissenschaft ein Konglomerat der heterogensten Gedankengänge ist — es mußte ihm folgerichtig unbegreiflich sein: „wie ein mit den Lehren der Physik vertrauter Mann für die barocken Maxwell'schen Vorstellungen über Elektricität auch nur ein Wort der Billigung haben kann."

Wir Alle wissen nunmehr, wie glänzend diese „barocken" Vorstellungen durch die Hertz'schen Versuche bestätigt worden sind, oder vielmehr zu welchen bedeutenden, thatsächlichen Entdeckungen sie hingeführt haben. Wenn Poincaré in seiner mathematischen Lichttheorie die Frage selbst, ob der Aether wirklich existirt, als nebensächlich gelten läßt, im Vergleich mit der Frage, ob seine Annahme ein nützliches provisorisches Hilfsmittel der Forschung bildet — so wären solche Anschauungen für Zöllner ein Greuel und eine Ketzerei gewesen. Zöllner wollte die Wahrheit oder — wenigstens die Illusion der Wahrheit — während die moderne Naturwissenschaft die absolute Wahrheit für unerreichbar erkennt und auf die Illusion verzichtet. Die „Oekonomie des Denkens" als Forschung bringt ja auch, wie Mach selbst anerkennt, mit jeder Aufklärung auch eine äquivalente Enttäuschung, indem „das Wunderbare" eines vorher räthselhaften Vorganges nicht etwa in seinem Wesen enthüllt, sondern auf Altbekanntes und Vertrautgewordenes zurückgeführt wird. Wir haben es hier mit einer mächtigen historisch-kritischen Geistesströmung zu thun, die auf den verschiedensten Gebieten parallel verläuft. Wie Flaubert in den Visionen des heiligen Antonius mit mephistophelischer Ironie die Götzen aller Zeiten vorbeiziehen läßt, so läßt auch ein vergleichender Blick auf die Kunstschöpfungen aller Zeiten den Glauben an absolute Merkmale der Schönheit verschwinden, und so hat auch die Naturwissenschaft die spekulative Jagd nach dem Wesen der Erscheinungen als Chimäre erkannt. Der individuelle Forscher muß freilich nicht in dieser Strömung aufgehen, denn das schöpferische Denken folgt nicht logischen, sondern psychologischen Gesetzen, und es wäre nicht zum ersten Mal, daß „aus falschen Prämissen durch falsche Schlüsse richtige Schlußfolgerungen gewonnen wurden" (Helmholtz). Scheint doch selbst der geniale Robert Mayer geglaubt zu haben, daß der Satz „ex nihilo nil fit" mit seiner Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie in einem anderen als psychologischen Zusammenhang stand. Gemeiniglich pflegt sogar nur öde Schulmeisterweisheit auf hell erleuchteten, breit getretenen Landstraßen des Weges zu wandeln, während die wahre Forschung auf verschlungenen Irrwegen vordringt. Aber gehören darum diese Irrwege auch zur Wissenschaft? —

Wenn wir uns demnach vor Augen halten, daß K. F. Zöllner ein Geist war, der gewissermaßen stets an den Grenzen des Erkennbaren Ausblick hielt, so wird es uns auch an Verständniß für die letzte Periode seines geistigen Lebens nicht fehlen. Bald nach dem Erscheinen des Kometenbuchs war Zöllner zum ordentlichen Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig ernannt worden, nachdem er einen Ruf an die neugegründete Straßburger Universität abgelehnt hatte. Es ist vielleicht zu beklagen, daß Zöllner diesem Ruf nicht gefolgt ist. Möglicherweise würden ihn der Wechsel der äußeren Verhältnisse, vor Allem aber die großen und schwierigen Aufgaben, die mit dem Bau und der Einrichtung einer neuen Sternwarte an ihn herangetreten wären, von der Polemik abgelenkt und seinen regsamen Geist in neue fruchtbarere Bahnen geführt haben. Ob dadurch auch die letzte und unheilvollste Periode in Zöllners Leben, welche Koerber im fünften Kapitel des Lebensbildes schildert, die Wendung zum Spiritismus, aufgehalten worden wäre, kann natürlich jetzt nicht beurtheilt werden. Die erste Bekanntschaft mit dem Spiritismus hatte Zöllner bei einem im Jahre 1875 dem englischen Chemiker Crookes in London abgestatteten Besuche gemacht, und die räthselhaften Erscheinungen, die er dort kennen lernte, hatten in seinem lebhaften Geiste sofort den Wunsch wachgerufen, für diese Phänomene eine wissenschaftliche Erklärung zu finden. Ohne zunächst noch selbst spiritistische Experimente angestellt zu haben, gelangte er sehr bald durch weitere Verfolgung seiner schon früher gefaßten Ideen über die Existenz einer vierten Dimension des Raumes zu einer völlig ausgearbeiteten Theorie, welche nach seiner Meinung ausreichend war, den merkwürdigen spiritistischen Phänomenen jeden Anschein der Unnatürlichkeit zu nehmen. Erst nachdem diese Theorie von der vierten Dimension veröffentlicht war, kam Zöllner in Berührung mit dem bekannten amerikanischen Medium Slade. Die nunmehr mit demselben angestellten Experimente lieferten ihm nach seiner Ansicht den unwiderleglichen Beweis von der Richtigkeit seiner neuen Weltauffassung, und in seinem Enthusiasmus war ihm der

Gedanke, daß er in die Hände eines geschickten Taschenspielers gerathen sein könnte, so fernliegend, daß er jede Andeutung darauf als eine persönliche Kränkung auffaßte. —

Es ist dies ein heikler und wunder Punkt der Zöllner'schen Wirksamkeit, der auch jetzt noch mit großer Schonung behandelt sein will. Gewiß ist die Denkbarkeit von Raumgebilden mit mehr als drei Dimensionen von der Mathematik festgestellt worden, aber ebenso gewiß ist, daß nichts uns zur Annahme führt, diese mehrdimensionalen Räume bestünden in Wirklichkeit — als eben die spiritistischen Experimente. Gewiß sind die Zöllner'schen Experimente im Beisein von Weber, Fechner u. A. bedeutenden Forschern angestellt worden, aber ebenso gewiß ist, daß sich in zahllosen Fällen bereits bedeutende Männer durch unbedeutende Taschenspieler täuschen ließen. Es unterliegt dies hier umsoweniger einem Zweifel, als es sich um ein Medium handelt, das selbst in überzeugten Spiritistenkreisen als verdächtig galt. Für denjenigen, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, zahlreiche „spiritistische" Experimente gesehen und den Eindruck davongetragen hat, daß der Mechanismus der Selbsttäuschung so ziemlich das Interessanteste an ihnen ist, erscheint eine andere Deutung kaum möglich. Daß aber viele, die sich in dieses Gebiet verirren, schließlich von den „Spiritisten" bekehrt werden, erscheint leicht begreiflich, wenn man bedenkt, welche Willenskraft dazu gehört, um sich nach jahrelangen Mühen als einziges Resultat zuzuerkennen, man habe entdeckt, es gäbe keine spiritistischen Phänomene, was doch bekanntlich jedes Kind zu wissen vermeint. Es ist dies eine heimtückische psychologische Falle, in die sich viele bereits fangen ließen. Der bittere Ausspruch von Pascal: „Um fromm zu werden, genügt es für die Meisten, sich mit Weihwasser zu besprengen und die Geberden der Frömmigkeit nachzuahmen," mag wohl auch für dieses Nachtgebiet wahr sein. —

Es ist erklärlich, daß von den vielen Gegnern Zöllners seine Wendung zum Spiritismus als ein Zeichen geistiger Verwirrung gedeutet wurde. Die zügellose Sprache in den Streitschriften Zöllners hatte übrigens allmählich auch seine wärmsten Anhänger stutzig gemacht, und so kam es, daß fast alle seine Vertheidiger und Freunde sich von ihm abwandten, und nur noch eine verschwindend kleine Zahl von Getreuen bei ihm ausharrte. Vollständige Isolirung war nun das beklagenswerthe Loos eines so lebendigen, für alles Gute und Schöne tief empfänglichen Geistes. Dazu kam, daß auch seine äußere Lebensstellung in Folge der Angriffe gegen einige seiner Kollegen gefährdet wurde. Es ist kein Zweifel, daß dieser Streit wahrscheinlich mit der Amtsentsetzung Zöllners geendet haben würde, wenn ihn nicht unerwartet ein plötzlicher Tod von dem Kampfplatz abgerufen hätte. Dem mehrfach verbreiteten Gerücht, daß Zöllner freiwillig aus dem Leben gegangen sei, tritt Koerber auf das Entschiedenste entgegen. —

Heute, wo die Erinnerung an die unseligen Fehden und Streitigkeiten verblaßt ist, wird wohl Jedermann in die Worte Koerbers einstimmen, „daß mit Zöllner ein groß und edel veranlagter Mann hinabsank, dessen moralischer Muth bewunderungswürdig, dessen weckende Motive stets lauter und selbstlos, und dessen Forschergedanken durchwegs genial, wenn auch nicht stets unanfechtbar waren". Er war ein Ikarus der wissenschaftlichen Forschung, der sich zu ungeahnten Höhen aufschwingen wollte und sich nicht damit bescheiden mochte, das Unerforschliche zu verehren. —

Fig. 44. Der Früchtekranz, von Rubens. München.
Aus: Adolf Philippi, Rubens und die Flamländer. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann.

Illustrirte Bibliographie.

Adolf Philippi: Rubens und die Flamländer. Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Fünfter Band. Der ganzen Folge Nr. 12. Leipzig und Berlin, Verlag von E. A. Seemann. 1900.

Den beiden Bänden über die Renaissance in Italien, dem Werke über die Kunst des 15. u. 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden und dem Buche über die Kunst der Nachblüthe in Italien und Spanien hat Adolf Philippi nun dieses Heft folgen lassen.

Schon durch den Titel schien er die Art der Behandlung des Themas kennzeichnen zu wollen. Die Einleitung bestätigt diese Annahme. „Belgien hat nur zwei Mittelpunkte, Antwerpen und Brüssel, und alle Künstler überragt Rubens, weitaus die meisten beherrscht er auch. Um ihn muß sich Alles gruppiren. Er selbst ist so ausführlich behandelt, daß auch solche, die gern etwas ‚vermissen', hier mit mir zufrieden sein werden. Sie werden sich aber auch sagen, daß, wenn ich immer so hätte verfahren wollen, ich mir den Plan meines Werkes zerstört haben würde. Ich hätte dann Künstlermonographieen schreiben müssen, und das habe ich gerade nicht gewollt." Philippi beabsichtigte also die flämische Kunst als Ausstrahlung der Sonne Rubens erscheinen zu lassen, er faßte einen Plan, den auch Andere vor ihm verwirklicht haben, eben weil er der natürlichste ist. Z. B. Rooses in seinem Buche „Geschichte der Malerschule Antwerpens von Qu. Massijs bis zu den letzten Ausläufern der Schule Rubens."

Künstlermonographieen kann man vermeiden, wenn man gewisse charakteristische Zeitbilder dem Leser vor Augen führen will. Das Seemann'sche Unternehmen hat sich wohl diese Aufgabe gestellt; sie ist deshalb leichter auszuführen als gewöhnlich, weil der Verfasser immer nur an die vorhergehenden Theile zu erinnern und anzuschließen braucht. So ließe sich trotz der Einzeldarstellung eine Kunst geschichte schaffen. Philippi unterläßt dies, denn er hebt gar nicht die Bedeutung Rubens als eines Reaktionärs auf das Zeitalter der Gegenreformation hervor. Auf diese Weise stempelt Philippi also seine Arbeit zu einer in sich abgeschlossenen, zu einer „Monographie", über deren Wesen er wiederum nicht gleicher Meinung mit mir zu sein scheint.

Die Stärke jeder Darstellung, zumal einer mit erzieherischem Zweck, beruht in Schärfe der Charakteristik (abgesehen von der psychologischen Tiefgründigkeit) Rubens ist ja keine problematische Natur, aber dennoch mußte dem Leser ein farbenprächtiges Bild seiner Künstlerseele entworfen werden, zumal da auf seine historische Bedeutung verzichtet wurde. Andere Verfasser von Einzeldarstellungen fühlten diese Nothwendigkeit. Carl Lemcke setzt in seinem Aufsatz über Rubens im ersten Bande der von Rob. Dohme herausgegebenen Biographieen und Charakteristiken*) eine Kennzeichnung der Rubens'schen Kunst an die Spitze seiner Ausführungen.

Fig. 112. Sog. Bürgermeisterin, von van Dyck. München.
Aus: Adolf Philippi, Rubens und die Flamländer.
Leipzig und Berlin, E. A. Seemann.

Die Biographie dient als Mittel zum Zweck. Dieser besteht darin, zu zeigen, wie entweder die äußeren Verhältnisse gewissermaßen den Grundstein zu dem künstlerischen Bau bilden oder wie umgekehrt das Temperament, die Künstlerseele selbst das Bett des Lebensstroms bestimmen. Wo es die Umstände erfordern, wie in unserem Falle, wird man das Bild eines Künstlers in kleinerem Formate anfertigen, vielleicht auch die Farben schwächer auftragen. Um so splendider muß aber der Rahmen des Gemäldes sein, wenn es einen nutzenbringenden Eindruck auf den Beschauer machen soll. Der Zweck des Rahmens besteht auch in der scharfen Abgrenzung eines Bildes von seinen Nachbarn — in Schriftwerken durch das bewährte Mittel prägnanter Charakteristik.

Es ist mir interessant, festzustellen, daß in der Theorie Philippi meine Meinung theilt. Dies geht daraus hervor, daß er eine Stelle aus einem Rubens'schen Briefe citirt (S. 75), deren Inhalt derselbe Sinn wie meinen Sätzen zu Grunde liegt. „Denn von den italienischen Bildern kann man sagen: Das sind sie, und dann muß man in seinen Ausdrücken individuell werden, von der Malerei der Alten aber haben wir nicht viel mehr als Traumgebilde". (!) Auch das schriftstellerische Porträt van Dycks hätte eine schärfere Umgrenzung vertragen. Dem Verfasser der besten Darstellung flämischer Kunst, die ich kenne, gelingt es mit drei Worten den Gegensatz der Kunst van Dycks zu derjenigen Rubens' sehr fein zu charakterisiren. „Mond und Sonne — das ist die

*) R. Dohme: Kunst und Künstler, Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Stellung der beiden in der flämischen Kunst". Durch die Philippi'sche Charakteristik wird uns auch nicht klar genug, inwiefern die flämischen Bürger dazu berechtigt waren den Künstler van Dyck als pittore cavalieresco (Malerbarönchen) zu bezeichnen . . .

Den Rest des Buches bildet die Besprechung der Malerei vor Rubens und der Epigonen, der sogenannten flämischen Kleinmeister. Es ist unmöglich, alle jene Darsteller von Konversationsbildern, alle die Bauern-, Landschafts-, Thier- und Blumenmaler anzuführen. Wir hätten dem Verfasser auch ganz gern manch einen geschenkt, wenn er uns dafür gezeigt hätte, wie die Kunst der Flamen aus dem Boden des Landes herauswächst. Zuweilen fehlt auch hier die Verbindung mit dem Ausgangspunkte Rubens. Dagegen macht Philippi erstaunlich genaue Angaben über selbst fast unbekannte Maler; dadurch und durch die bisweilen geradezu filigranartige Schilderung der einzelnen Bilder wird er sich den Dank der Studirenden erwerben. In seinem Bemühen wird der Autor wesentlich von der Verlagshandlung unterstützt, deren Verdienst es ist eingesehen zu haben, daß derartige Bücher schwerlich ohne gute und zahlreiche Abbildungen zu liefern sind. Mit Verständniß hat der Verlag gerade die Bilder Nr. 63 und 112 zum Abdruck gesandt. Das zuerst genannte stellt Rubens' zweite Frau dar. „Rubens hat seine Gattin auch einmal nur für die Augen der Allervertrautesten gemalt, eben dem Bade entstiegen, blos mit einem rothen Sammtpelz als Ueberwurf . . . Das Malwerk ist das vollkommenste in der Verbindung von Stoff und farbigem Licht, was Rubens erreicht hat, eine Metaphysik des Fleisches, müßte man vielleicht heute sagen". (Philippi S. 98.) Rubens Gattin, Helene Fourment, bildet förmlich das Siegel zu den Werken ihres Mannes, der sie überall, wo er nur kann, vor die Augen des Betrachters zaubert. Daran kann selbst der Laie einen „Rubens" erkennen . . . Durch die Abbildung der Figur 112 ermöglichte es uns der Verlag den Unterschied in der Auffassung eines Porträts van Dyck'scher Hand von derjenigen seines größeren Landsmannes unseren Lesern zu illustriren. Eine solche Gegenüberstellung wäre z. B. ein Gesichtspunkt, von dem aus ein Schriftsteller das

Fig. 63. Het Pelsken, von Rubens. Wien.
Aus: Adolf Philippi, Rubens und die Flamländer.
Leipzig und Berlin, E. A. Seemann.

Fig. 43. Madonna im Blumenkranz, von Rubens, d. Kranz von Sammtbrueghel. München.

Fig. 132. Das Gastmahl des Verschwenders, von Teniers. Louvre.

Feld der Thätigkeit der beiden Künstler überblicken könnte. Er müßte seiner lernbegierigen Leserschaar alle die feinen Unterschiede durch Einkleidung in individuelle Worte zu erschließen und so den Weg in das Innere der Künstler zu ebnen suchen. Dazu aber bedurfte es weniger eines fleißigen Gelehrten, der sich durch die Anfertigung eines gut orientirenden Handbuches der gewiß verdienstvollen Arbeit einer Zusammenstellung und Erläuterung des Bildermaterials unterzieht, — als eines polyglotten Darstellers.

R.

Die Eroberung des Menschen. Eine Sylvesterpredigt zum neuen Jahrhundert von Wilhelm Bölsche. 1901. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften.

Wenn heute irgend ein Solon wieder gefragt würde, wen er wohl für den glücklichsten lebenden Menschen hielte, und er müßte auf diese thorheitsvolle Frage eine bestimmte, eindeutige Antwort um jeden Preis abgeben, und er kennte manche Schriftsteller aus ihren Werken und viele Gelehrte, Frauen und Männer — ich weiß nicht, aber ich denke mir so: er dürfte Wilhelm Bölsche nennen. — Die Begründung?

Bölsche ist gewiß glücklich, mehr als das, innerlich begeistert und groß und reich, weil er seine Mutter — unser Aller Mutter — die geheimnißvoll wunderreiche, ewige, göttliche Natur mit einer tiefen Schönheit liebt, wie das bei Menschenkindern nicht immer der Fall zu sein scheint. Wir können zweifeln, ob das Gnade ist oder Verdienst, und vielleicht ist es Beides zusammen. Es ist jedenfalls hocherfreulich. Ein Glücklicher macht Andere glücklich. Der Segen theilt sich mit. Mir ist, als fluthet aus Bölsches Werken ein goldener Sonnenschein, der die Köpfe erhellt, die Herzen erwärmt und grundfröhlich macht wie gesunde reine Naturluft in heiterer Gegend. Seine Muse hat Goethische Augen.

Bölsche hat wie Wenige von Goethes ganzer Sonnenhaftigkeit gelernt. Das rührende Dankgebet seiner Seele erklingt in dem hymnenartigen Vortrag über Goethe, der recht unmittelbar zum Herzen spricht.

Heute liegt nun wieder so eine Rede vor uns, ein Erzeugniß aus Poesie und Wissenschaft von bestrickendem Reize. „Die Eroberung des Menschen" heißt die Predigt, und er erobert sich mit ihr gewiß Menschenherzen im Sturme.

Eine Inhaltsangabe kann wenig frommen. Wer die bekannt gewordenen Essays „Vom Bazillus zum Affenmenschen" oder die im Erscheinen begriffene Entwicklungsplauderei über das Liebesleben in der Natur kennt, der kann sich schon denken, was der Verfasser auch diesmal für ein Thema behandelt hat. Naturwissenschaftliche Dinge im Gewande der leichtesten, eleganten Salondarstellung, voraussetzungslos und harmlos, populär und einfach, uns vorzusetzen, darin ist Bölsche ein vortrefflicher Meister. Seine große populäre Entwickelungsgeschichte scheint eine Vorarbeit für ihn gewesen zu sein zur Erlangung dieser eigenartigen Technik. Es ist eine geschmackvolle Verquickung zweier Stilformen zu einem neuen echten Stile (und darauf kommt es bei jeder Leistung gewiß nicht am wenigsten an, daß sie Stil hat), die künstlerische Seele der Lyrik und der stoffliche Körper breiter Wissensüberlieferung gelangen zu harmonischer Einheit. Nicht um subjektive Gefühlsergüsse handelt es sich und nicht um logische Gedankengänge der Forschung, sondern um Bereicherung des Menschen in voller Totalität.

Ich weiß, daß solche Analysirungsversuche mit unzureichenden Bildern wirthschaften, aber das ist nun einmal nicht anders. Der von einem starken Eindruck überwältigte Mensch sucht sich nach seiner Weise über das Wahrgenommene in Worten Luft zu machen. Er giebt sich Rechenschaft über die Wirkung der Erscheinung auf ihn. Darüber hinaus kann er nicht.

Nur Eines möchte ich noch dem Verfasser zum Ruhme nachsagen. Er versteht es recht glücklich, aus einer bösen Sache „ad majorem Dei gloriam" das Teufelswerk zu verbannen und einen göttlichen Schimmer über den Dingen sichtbar zu machen. Da hat beispielsweise der dicke Vogt eine Redensart über das Gehirn gemacht, die Manchem anstößig erschien. Bölsche fängt sie auf und verwandelt sie in die reinste, religiös stimmungstiefe Weisheit. Wer das kann, der hat nicht nur bei Goethe sehen gelernt, er hat auch lieben gelernt bei dem größten Menschenfreunde der Welt. Es ist der Sieg der edleren Stimmung über die minder edle, den wir begrüßen, das Verlangen, aus einer üblen fratzenhaften Verzerrung die gute Natur gehörig zu restituiren. H. L.

Bibliographische Notizen.

Kennst Du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von Julius R. Haarhaus. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann.

Von dieser interessanten Büchersammlung, deren wir an dieser Stelle schon wiederholt Erwähnung gethan, liegen wieder einige neue Bände vor, die ebenso von dem guten Geschmack des Herausgebers wie von dem glücklichen Gelingen seines dankenswerthen Unternehmens das beste Zeugniß ablegen. Die Männer, die hier zu Worte kommen, sind keine flüchtigen Touristen, die ihre oberflächlichen Beobachtungen feuilletonistisch verwerthen, sondern gediegene Kenner des herrlichen Landes, das nun einmal die Sehnsucht aller gebildeten Europäer ist und bleiben wird.

Reinhold Schöner, der seit länger als 30 Jahren Rom seine zweite Heimat nennt, ist ein anmuthiger Plauderer und weiß den verwöhntesten Leser durch treffliche Schilderung von Land und Leuten und interessante historische Rückblicke in seinem Büchlein „Im glücklichen Campanien (Bd. XI) zu fesseln. — Rudolf Kleinpaul (Bd. XII „Das Trinkgeld in Italien“) hat seinem anscheinend so geringfügigen und mageren Stoff eine solche Fülle interessanter Seiten abzugewinnen gewußt, ihn mit so viel soliden kulturhistorischen Kenntnissen, mit Witz und Humor ausgestattet und schmackhaft gemacht, daß man sein Büchlein von Anfang bis zu Ende mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen auch für die praktische Reise durchliest. — Dr. Max Ihm giebt in seinem Buche „Römische Kulturbilder“ (Bd. XIII) eine Reihe von Skizzen und Aufsätzen aus dem altrömischen Leben, die dem Beschauer des modernen Rom von besonderem Werthe sein werden; während H. Holtzmann uns in Band XIV der Sammlung: „Mailand“ die abwechslungsreiche, vielfach mit deutschen Interessen verknüpfte Geschichte dieser Stadt, von ihren ersten Zeiten bis auf die Gegenwart vorführt, wobei der theologische Verfasser kirchengeschichtliche Vorgänge mit Vorliebe zur Darstellung bringt. — Eine ganz eigenartige Gabe gewährt Alfred Ruhemann in seinem Buche „Die Pontinischen Sümpfe“ (Bd. XV). Mit dichterischer Gluth und Begeisterung tritt er für die schöne Wüste ein, auf der einst starke Völker wuchsen, und die nun unfruchtbar und todt schon Jahrhunderte lang daliegt. Er erzählt die Geschichte der pontinischen Ebene, beschreibt die pontinische Landschaft und weist nach, daß die Regierung allein bei ihrem planlosen Vorgehen nicht im Stande ist, die Wüste wieder in blühendes Land zu verwandeln. Im Schlußkapitel endlich werden die Wege gezeigt, die allein zu günstigem Ziele führen können. — „Hesperische Bilderbogen“ (Band XVI und XVII) von A. Kellner enthalten anmuthig und hübsch geschriebene Feuilletons über alles Mögliche und einiges Andere; und endlich (Bd. XVIII) „Erzählungen aus Rom“ von C. W. Th. Fischer sind Früchte einer reichen Erzählerkunst, denen persönliche Erlebnisse des Verfassers zu Grunde liegen. Wir wünschen der interessanten Sammlung weiteren guten Fortgang. — —e.

Die Sprache der Affen. Von R. L. Garner. Aus dem Englischen übersetzt von Prof. Dr. William Marschall. — Leipzig, Hermann Seemann.

Der Titel des Buches mag bei Manchem Kopfschütteln verursachen, das jedoch bald nach dem Lesen der Vorrede und der ersten Kapitel schwinden wird, denn der Verfasser hat in sehr ernster Weise, ohne daß er irgendwie die Litteratur auf besagtem Gebiet hätte zu Rathe ziehen können — eine solche giebt es überhaupt nicht — seine eigene Untersuchungsmethode sich ausgedacht und diese durch besondere Experimente, namentlich auch unter Zuhilfenahme des Phonographen durchgeführt. Der Verfasser ist befriedigt, die gewonnenen Resultate mittheilen zu können, und empfiehlt allen Freunden der Naturwissenschaften seinen über den behandelten Gegenstand gelieferten ersten Beitrag. Ein besonderes Verdienst gebührt auch dem als Zoologen bekannten Uebersetzer des Buches, der in einem interessanten Nachwort und durch eine Anzahl wissenschaftlicher Bemerkungen die Lektüre des Buches wesentlich erleichtert und dadurch noch interessanter gemacht hat. Der Werth des Buches liegt namentlich auf den in den ersten 15 Kapiteln oder Hauptstücken, wie diese genannt werden, niedergelegten positiven Beobachtungen. Mit dem Wesen der Sprache der Thiere hat man sich vielfach beschäftigt, aber alle bezüglichen Untersuchungen entbehren der methodischen Durchführung; hierin systematisch verfahren zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers.

Er bietet aber eigentlich noch mehr, als er verspricht, indem er auch seine hochinteressanten Untersuchungen über die Sinne der Affen für Farben, Zahlen, Maße und Musik, sowie auch einzelne Beobachtungen über Charakter und Veranlagung verschiedener Individuen der einzelnen Affenart mittheilt. Der Verfasser begann seine Beobachtungen bereits 1884 im zoologischen Garten in Cincinnati und hat diese alsdann hauptsächlich an amerikanischen Affen fortgesetzt. Es würde viel zu weit führen, hier auf einzelne Details einzugehen. Die ganze mühevolle Arbeit des Verfassers dürfte vielleicht anregend wirken, die begonnenen Beobachtungen weiter fortzusetzen. Jeder kann auf dem Gebiet der Seelenkunde die Thiere, auf dem noch sehr viel zu ergründen ist, forschend fortwirken. — Das werthvolle Werk sei hiermit empfohlen. Seiner Verbreitung dürfte auch sein billiger Preis (3 Mk.) förderlich sein. K.

Iphi, das Malermodell. Eine Künstlergeschichte. Von Oskar Linke. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Eine psychologische Studie in griechischer Gewandung, mit einem Schluß, der auf pathologisches Gebiet hinübergreift; ob das Griechenthum, dem körperliche und künstlerische Schönheit in Eins zerfloß, die vom Verfasser geschilderte, durchaus modern empfundene Eifersucht wohl kannte? Eine modern empfundene Seelenanalyse hat unser modernes Gefühlsleben zur Voraussetzung, die antike Weltanschauung war eine durchaus andere; dieser Zwiespalt in dem Roman Oskar Linkes wird jedem denkenden Leser auffallen. mz.

Im Spiel der Sinne. Novellen von Marie Stona. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Die drei ersten Novellen dieses Bandes sind in dieser Zeitschrift erschienen. Scherz und Humor, Satire vereinen sich mit sicherer Beobachtung, und so entstanden diese haarscharf beobachteten Typen der Frau, Typen, die noch die Luft der ehemaligen Umgebung ihrer Modelle umweht. Also gute tüchtige Studien einer scharfsichtigen Künstlerin, die Alles begreift. Und über dem Allen die seltsam zarte, leicht schwebende Pastellgrazie, die der Kunst dieser Frau eigen. Geistreiche pikante Lichter, eine Freude für einen kultivirten Menschen, — aber schließlich kein tieferes Eindringen in unsere Seele. Ganz anders das letzte Stück des Buches. Schon die Ueberschrift: „Briefe an einen Todten. In sechs Nächten." Wie wenn man aus der Ferne verhallende Trauerfanfaren hörte über einem offenen Grabe.

Da beugen wir uns vor der Dichterin, da jubeln wir ihr zu, denn das hier ist ein Stück freier wilder Kunst, geschrieben in einem so prachtvollen Schwung, so fessellos und reich herausgeflossen aus einer tollen Hingabe für dies Werk.

In sechs Nächten schreibt Frau Hannah ihre Briefe an ihren Todten. „Du bist todt, Marcel, und darum schreibe ich Dir. Da Du lebtest, warst Du für mich gestorben — und nun Du starbst, wirst Du für mich lebendig. O es ist etwas Furchtbares um dies Leben der Todten, fast so Furchtbares, wie um das Sterben der Lebendigen."

Das ist ganz andere Psychologie, als in den früheren Novellen. Dahinter bricht ein Menschenschicksal zusammen, und anders wirkt das auf uns.

Nicht mehr sehen wir gleichsam die kluge, scharfäugige und warmherzige Beobachterin hinter der Staffelei, wir stehen an einem Sturm, der ein Stück todtwehen Menschenschicksals mitträgt, in unser Ohr braust der Sturm der Schicksalsgötter.

Scheu, aber mit sieghafter Macht steigt aus der stolzen Seele dieser Frau in den dunklen Nächten ihre Liebe auf. Da er sie am meisten geliebt, tändelte sie mit der Liebe, und als die Gluth sie erfaßt, stirbt Marcel an einer Anderen.

Wie sie die Nächte liebt und wie sie immer tiefer hineinwandelt in die Wildniß ihrer Liebe! Und sie erkennt das lockende Leid des Menschenlebens, ihr durchsichtiges und doch nie zu ergründendes Mysterium.

Es sind in diesen Briefen ganz wunderbar funkelnde Schönheiten, der prachtvoll aufgebäumte Stolz dieser Frau und dann wieder das wehe leise Klagen des strengen Mundes, der so weich bebt in hoffnungsloser Qual.

„Ich spüre dem heimlichen Sinn des Lebens nach, Marcel . . . Sieh, in Dir wie in mir ruhten die Elemente der großen echten allgewaltigen Liebe . . . Unsere Liebe hätte einen unerhörten einfachen Triumph der Kreatur bedeutet. Den kann das Leben nicht dulden; denn es liebt die komplizirten Effekte.

Erkennst Du jetzt seinen lockenden Sinn, der nach Vernichtung strebt?" Dr. B.

Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman von Karl Jaenicke. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Wir Alten, die wir reden können vom

Wechsel der Zeiten und des Geschmacks, wissen uns genau zu erinnern, mit welchem Enthusiasmus auch in den deutschen litterarischen Kreisen die Bücher von Walter Scott, dem eigentlichen Schöpfer des historischen Romans, noch lange nach ihrem Erscheinen aufgenommen wurden. Es kam dann die Zeit, wo wir mit Stolz auf Willibald Alexis, den deutschen Walter Scott hinweisen konnten, und später, die Jetztzeit, in der historische Romane unmodern geworden: das Interesse für die Vergangenheit gänzlich überwuchert schien von socialen Problemen der Gegenwart und den unerschöpflichen psychologischen Vorgängen in der Menschenseele! Erst in der allerneuesten Zeit hat man wieder angefangen sich darauf zu besinnen, daß nur wer die Vergangenheit kennt, Erkenntniß besitzen kann für den gegenwärtigen Stand der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, daß die größte Lehrmeisterin für deren Verständniß die Geschichte ist und bleibt! So begrüßen wir jede Erscheinung der Umkehr des litterarischen Geschmacks nach dieser Richtung mit Freude, und groß ist unsere Werthschätzung litterarischer Produkte, die angethan sind, jenen Geschmack in immer weiteren Kreisen zu wecken und zu vertiefen: — das ist die schöne Mission, die Karl Jaenickes neuester historischer Roman: „Herzog Heinrich IV. von Breslau" in wirksamster Weise erfüllt. Als Denker und Dichter zugleich hat er sein Buch geschaffen, und so vereinigen sich hier Gedankenwerth und poetische Schilderung, Beides aber historisch getreu verquickt mit den Zuständen und Vorgängen jener fernen Jahrhunderte. Karl Jaenicke hat seine dichterische Aufgabe sehr ernst genommen; es ist fraglos, daß gründliche archivalische Studien der Lust zu fabuliren nicht nur vorangegangen, sondern ihr auch Grenzen gezogen haben. Er berichtet uns von der Persönlichkeit Heinrichs IV. von Breslau, von dessen Hof und seinen Getreuesten nur historisch wahre Thatsachen und benützt die Gelegenheit, einzelne Episoden seiner Romanhandlung zu kulturhistorischen Bildern echtester Färbung auszugestalten. Ganz in seinem Element ist aber doch der Autor erst, wenn er seine reiche poetische Kraft uneingeschränkt walten lassen darf. Da wird er zum hinheißend beredten Apostel für das Schöne und Gute; zum begeisterten Sänger für Frauenliebe und Ehre; da sind wir erhoben und ergriffen durch den Schwung seiner Sprache, und oft genug glauben wir nicht Darstellungen in Prosa, sondern in reimloser Poesie zu vernehmen! Allerdings hat sich Karl Jaenicke bei aller Hochhaltung für die Geschichtsschreibung des dichterischen Rechts, selbst historische Persönlichkeiten und Thatsachen poetisch zu verklären, nicht gänzlich begeben; so erscheint der Herzog Heinrich IV., hehr und licht, gleich einem Ritter vom heiligen Gral, und ob dessen Liebesleben mit Mechthild, der brandenburgischen Prinzeß, das uns das hohe Lied Salomonis wie zur Wirklichkeit geworden erscheinen läßt, nicht zum größten Theil der Dichtkunst Karl Jaenickes seine Herrlichkeit verdankt, mögen Historiker vom Fach entscheiden. Wir würden keinesfalls Anstand nehmen, Karl Jaenicke in einem neuen Sängerkrieg für seine Kunst, zu deuten und zu singen, einen ersten Preis zuzuerkennen. A. W.

Stilicho. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Der zwölfte in der Reihe der kleinen Romane des Dichters aus der Völkerwanderung hat jenen ausgezeichneten Vandalen zum Helden, der durch des großen Kaisers Theodosius Vertrauen und Dankbarkeit sich nach dessen Tode am Hofe des schwachen Kaisers Honorius einer solchen Machtfülle erfreute, daß er als thatsächlicher Regent angesehen werden konnte. Man könnte den Roman das hohe Lied von der Treue nennen, denn trotzdem es dem Helden ein Leichtes gewesen wäre, sich selbst zum Herrscher des Reiches zu machen, bleibt er, selbst als Verrath und Niedertracht seines Kaisers ihn von jeglicher Verpflichtung befreien konnten, seinem Gelöbniß treu, das er einst dem großen Theodosius gegeben, der Schirmherr des Reiches und seines schwachen Kaisers zu sein. Stilicho geht an dieser Treue für das Römerthum zu Grunde, die ihn, den Germanen, bei seinen Stammesgenossen verdächtig macht, ohne daß er bei den Römern das volle Vertrauen gewinnen kann. Auf die Zeichnung des Helden hat der Dichter großen Fleiß verwandt, es ist eine Figur aus einem Guß. Nicht minder plastisch weiß er die Führer der Goten zu gestalten, insbesondere den großen Alarich. Interessante Frauengestalten geben dem Roman besonderen Reiz. Er zeigt die unverminderte Kraft des Dichters und sei seinen zahlreichen Freunden und Freundinnen angelegentlich empfohlen. —e.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **L. E.** = Das litterarische Echo — **N.** = Nation. — **N. u. S.** = Nord u. Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft.

Amyntor, Gerhard von. Von A. Kohut. I. L. VIII. 14.
Bastiat, Friedrich. Von A. Meyer. N. 1901. 39.
Bayreuther Bühnenfestspiele, Zum 25-jährigen Jubiläum der. Von E. Kloss. B. u. W. III. 20.
Berlins Baugeschichte, Aus. Von F. Oppenheimer. Z. IX. 43.
Bewer, Max als Kunstphilosoph. G. XVII. Juli II.
Bismarck-Denkmal, Das. Von A. Dresdner. N. 1901. 40.
Brettl-Lieder. Von F. Svendsen. N. 1901. 41.
Bühnensprache und Mundart. Ketzergedanken. Von E. Wolff. B. u. W. III. 19.
Darmstädter Künstlerkolonie, Die. Von B. Rüttenauer. Z. IX. 43.
Delna, Marie. Von F. Hofen. B. u. W. III. 19.
Dichter vor dem Ehrengericht. (Schnitzler, Lieutenant Gustl.) N. 1901. 39.
England, Aus. Von M. J. Bonn. N. 1901. 39.
Epileptiker, Ueber die Gefährlichkeit der. Von E. Pelman. D. Re. 1901. Juli.
Fechner als Mensch. Von W. Pastor. G. XVII. Juni II.
Fliegende Holländer in Sage und Dichtung, Der. Von W. Golther. B. u. W. III. 20.
Galdós Pérez. Von A. Rudolph. I. L. VIII. 15.
Genie und Anticipation. Von Otto Bryk. W. Ru. V. 14.
Goethe „und“ Haeckel. Von M. Seiling. G. XVII. Juli I.
Goethe-Universität, Die. Von Th. Poppe. G. XVII. Juli I.
Greif, Martin und seine Werke. Von P. Rentschke. K. II. 6/7.
Heilkraft des Lichtes. Die. Von E. Bäumer. R. U. XVII. 46.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst zu, als Botschafter und der Pariser Metervertrag vom 20. Mai 1875. Von W. Förster. D. Re. 1901. Juli.
Hohenlohe. Von P. Nathan. N. 1901. 41.
Iffland bei Haydn. B. u. W. III. 19.
Joachim, Joseph, Bei. Von W. Wasielewski. D. Ru. 1901. Juli.
Italienische Bücher. Von R. Schöner. L. E. III. 20.
Kowalewsky, Sofia Wassiljewna. Autobiographische Skizze. D. Ru. 1901. Juli.
Krieg. Werden die Fortschritte in der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen oder seltener machen? D. Re. 1901. Juli.
Kritik, Ueber den gegenwärtigen Stand der litterarischen. Von C. Mauclair. W. Ru. V. 14.
Leseunterricht, Ein halbes Stündchen. Von G. Kühl. N. u. S. 1901. September.
Litterarische Bädeker. Von A. Bettelheim. N. 1901. 41.
Litteratur, Die mexikanische. Von M. Leera. I. L. VIII. 15.
Litteraturvergleichung, Zur. Von L. P. Betz. L. E. III. 19.
Ludwig XV. Die Heirath Ludwig XV. von Frankreich mit Maria Lesczynska. Von F. Funck-Brentano. D. Re. 1901. Juli.
Mahan, Kapitän, über den Seekrieg zwischen den Vereinigten Staaten u. Spanien. Von A. Rogalla von Bieberstein. N. u. S. 1901. September.
Malaria, Die. Von A. Marmorek. D. Ru. 1901. Juli.
Medicinische Pfaffen. Von R. Hessen. Z. IX. 42.
Mutterschaft und geistige Arbeit. Von L. Blennerhasset. Z. IX. 39.
Notendruck, Ueber den Beginn des N. Von I. Mantuani. K. II. 6/7.
Osten und Westen. Von H. Lindau. N. u. S. 1901. September.
Paderewskis „Manru“. Erstaufführung in der Kgl. Hofoper zu Dresden. Von A. Hartmann. B. u. W. III. 19.
Parsifal und die Meistersinger von Nürnberg im Bilde. Von H. Thode. B. u. W. III. 20.
Parsifal-Gesänge, Neue. Von F. Lorenz. B. u. W. III. 20.
Perfall, Karl von. Von H. H. Houben. L. E. III. 20.
Physiologie der Geschäfte. Z. IX. 39.
Salus, Hugo. Von K. Bienenstein. N. u. S. 1901. September.
Schiller und wir. Von K. Berger. L. E. III. 20.
Schule und Moralunterricht. Von M. Kronenberg. N. 1901. 41.
Schweiz, Die deutsche. Von W. Bolza. L. E. III. 19.
Shakespeare in Frankreich. Von E. von Jagow. T. III. 10.
Sienkiewicz, Henryk. Von M. von Brandt. D. Ru. 1901. Juli.
Strafprozess, Das Leugnen im. Von A. Bernstein. N. 1901. 42.
Suggestion als psychologisches Hauptmoment in der Kunst. Von W. Kuhaupt. W. Ru. V. 13.
Theater. Hamburger Theatersaison 1900/1901. Von P. Raché. B. u. W. III. 20.
Tracht der german. Götter und Helden. Von J. Kleinpaul. B. u. W. III. 20.
Tristan und Isolde. Von G. Busse-Palma. N. 1901. 40.
Viktoria, Königin. Das Urtheil der Engländer über K. V. Von R. Templa. D. Re. 1901. Juli.
Wagner, Frau Cosima, und ihr Generalstab. Von C. Droste. B. u. W. III. 20.
Wagner, Richard. Nachklänge zum Cosima-§. Von A. Seidl. G. XVII. Juli. II.
Weltall und das Individuum, Das. Von L. Kuhlenbeck. W. Ru. V. 14.
Zöllnerbiographie, Eine. Von E. Sokal. N. u. S. 1901. September.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft IV, V, VI. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-Gesellschaft.

Amateur-Photograph, Der, Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Band XV. Heft VIII. August 1901. Düsseldorf, Verlag des Amateur-Photograph.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Elfter Jahrgang 1901. Heft 13, 14. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Benz, Friedr., Ausgewählte Gedichte. München, Litteraturmagazin S. Schroeder.

— Dunkle Wege. Tragische Liebesgedichte in zweiter Auflage. In Musik gesetzt von Ludwig Schiedermair. München, Litteratur-Magazin S. Schroeder.

Biedenkapp, Dr. Georg, Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann als Politiker. Göttingen, Franz Wunder.

Bob, A., Die Geschlechter der Menschen. Roman. Leipzig, Lotus-Verlag.

Bodemann, C. J., Die Erbarmungslose. Novellen. Berlin, Wanderer-Verlag.

Bunge, Rudolf, Burenlieder. Dem Heldenvolke und seinem würdigen Staatspräsidenten gewidmet. Zweites Tausend. Dresden, E. Piersons Verlag.

Engelhardt, Otto, Licht und Leben. Klingende Gedanken, Sinnsprüche und Satirisches. Dresden, E. Piersons Verlag.

Gnad, Dr. Ernst, Litterarische Essays. Dritte Folge. Graz, Leuschner & Lubenskys Univ.-Buchh.

Hölzke, Hermann, Das grösste Glück. Tragische Geschichte eines armen Narren. Braunschweig, Richard Sattler.

Idel, Wilhelm, Gestalten und Bilder. Dichtungen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Klein, Otto, Allerlei Ernstes und Heiteres. Braunschweig, Richard Sattler.

Kohm, Dr. Joseph, Schillers Braut von Messina und ihr Verhältniss zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Kraepelin, Dr. Karl, Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Malade, Theo, Geschichten von der Scholle. Braunschweig, Richard Sattler.

Müller, Alfred von, Die Wirren in China und die Kämpfe der verbündeten Truppen. Mit Karten, Skizzen und Anlagen. III. Theil: Ueberfahrt und erste Thätigkeit des deutschen Marine - Expeditionskorps auf dem Kriegsschauplatze. Die Boxerbewegung in der Mandschurei und die Gegenmassregeln der Russen. Das Oberkommando. Die Rüstungen der Mächte. Die politische Lage nach der Einnahme von Peking. Ueberfahrt und erste Thätigkeit des deutschen Ostasiatischen Expeditionskorps. Mit 4 Skizzen im Text. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 23. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Neccar, El, Ein belauschtes Gespräch. Originalroman aus dem französischen Familienleben. Dresden, E. Piersons Verlag.

Perfall, Anton von, Der Bauer vom Wald. Novelle. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 100.) Berlin, Albert Goldschmidt.

— **Karl, von,** Der schöne Wahn. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co.

Philipp, Julius u. Hugo, Arkadien. Neue Monatsblätter für schöngeistige Litteratur. No. 4. Juli 1901. Berlin N. O. 18, Arkadien-Verlag.

Richter, Hans, In Fesseln erster Liebe. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Saenger, Carl, Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. I. Jahrgang. 1901. Nr. 8. 9. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Scheid, Richard, Madonna. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Sonderabdruck aus den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. Neue Folge. Band XVII. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Suter, Dr. med. F. A., Unter dem Schweizerischen Rothen Kreuz im Burenkriege. Mit 132 Illustrationen, faksimilirten Briefen und Dokumenten nebst einer Karte. Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther.

Wachler, Ernst, Deutsche Zeitschrift. XIV. Jahrgang des Deutschen Wochenblattes. Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst. XIV. Jahrgang. Juli 1901. Heft 20. Berlin, Gose, u. Tetzlaff.

Walloth, Wilhelm, Ein Sonderling. Roman aus der italienischen Renaissance. Leipzig, Lotus-Verlag.

Weddigen, Dr. Otto, Lord Byrons Einfluss auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte, nebst einem Anhang: Ferdinand Freiligrath als Vermittler englischer Dichtung in Deutschland. Zweite durchgesehene Auflage. Wald, F. W. Vossen & Söhne (Vossen'sche Verlagsbuchh.)

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrg. August 1901. Heft 539. Braunschweig, George Westermann.

Wichert, Ernst, Der Sohn seines Vaters. Novelle. Dritte Auflage. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 101.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Wittich, M., Vineta. Eine moderne Hundstagsphantasie. Dresden, Karl Reissner.

Worgitzky, Georg, Blüthengeheimnisse. Eine Blüthenbiologie in Einzelbildern. Mit 25 Abbildungen im Text. Buchschmuck von I. V. Cissarz. Leipzig, B. G. Teubner.

Zapp, Arthur, Ein sensationeller Fall. Kriminalroman. Berlin, Karl Dunckers Verlag.

Zeitlexikon. 1901. Februar—Mai. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

— Herausgegeben von Max Krauss u. Dr. Ludwig Holthof. 1901. Juni. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zobeltitz, Fedor, von, Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheatersaison. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Otto Elsner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.